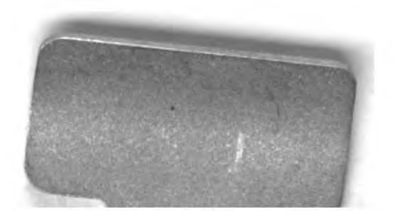

VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget








TU
ADESTO

# Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Achter Jahrgang

Oktober 1910 - März 1911

Band 1

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

# Inhaltsverzeichnis des I. Bandes VIII. Jahrgang.*

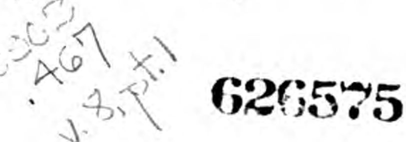
## I. Romane, Novellen und Gedichte



## II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen



* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.



## III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

Seite

## IV. Biographisches



## V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

## VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik



## VII. Verschiedenes



## VIII. Neues vom Büchermarkt



## IX. Unsere Kunstbeilagen



## X. Unsere Musikbeilagen



## XI. Offene Briefe



## XII. Kunstbeilagen

## XIII. Musikbeilagen



## XIV. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

Fritz Boehle pinx.



*Junger Ritter*



Oktober 1910

# wahre Bildung

ı ein wildes Nichts stürzt sich der Wille, —
osordner, Schicksalslenker". Es ist das höchste
ung über die dunkeln Kräfte der sinnlichen
Kultur zur Begründung der Gesundheit ein-
: im großen vermag.'
rsleben: Zur Diätetik der Seele, Kap. V.

nachdenken, so staunen wir immer
Millionen verborgener Keime sich
her Macht sie zur Entfaltung, zur
Das Wachstum und Weben der
mnis, ebenso wie der ganze Kampf
hen wir viel Licht, aber auch viel
ng vollen Lebens aus den zartesten
nden Sonne, die alles mit ihrem
gegensetzt. Aber welch erbitterter
n Wesen ab um das Leben selbst;
Ingebundenheit, in den entfesselten
ächtig emporstrebende Baum kann
Blüten vom Reif vernichtet, der
n. Unter dem leuchtenden Himmel
nder: jeder Entfaltung der empor-
Hindernisse entgegen.

er Mensch hineingestellt, selbst ein
ungen, ihrem Aufbauen und ihrem

Fritz Boehle pinx.



Junger




Achter Jahrgang Oktober 1910

# Geistige Gesundheit und wahre Bildung

## Von Max Kesselring

'Verloren in Träumen irrt die Phantasie, in ein wildes Nichts stürzt sich der Wille, — erteilt ihnen nicht der Geist die Weihe, „der Chaosordner, Schicksalslenker". Es ist das höchste Thema der Seelendiätetik: die Gewalt der Bildung über die dunkeln Kräfte der sinnlichen Natur zu erörtern; auszusprechen, was geistige Kultur zur Begründung der Gesundheit einzelner wie ganzer Gesamtheiten, ja der Menschheit im großen vermag.'

Feuchtersleben: Zur Diätetik der Seele, Kap. V.

### I.

Wenn wir über die Naturerscheinungen nachdenken, so staunen wir immer von neuem, in welch ungeheurer Fülle Millionen verborgener Keime sich ans Licht drängen, mit welch unwiderstehlicher Macht sie zur Entfaltung, zur Offenbarung der innern Kräfte streben. Das Wachstum und Weben der Natur bleibt zuletzt ein unerforschliches Geheimnis, ebenso wie der ganze Kampf innerhalb der Natur. Wo wir hinblicken, sehen wir viel Licht, aber auch viel Schatten. Wie geheimnisvoll ist die Entfaltung vollen Lebens aus den zartesten Keimen unter dem Einflusse der lebenspendenden Sonne, die alles mit ihrem Lichte überflutet und Leben dem Tode entgegensetzt. Aber welch erbitterter Kampf spielt sich auch zwischen allen lebenden Wesen ab um das Leben selbst; wie widerspruchsvoll ist die Natur in ihrer Ungebundenheit, in den entfesselten Kräften ihres Kampfes ums Dasein: der mächtig emporstrebende Baum kann plötzlich vom Sturm gefällt, die schönsten Blüten vom Reif vernichtet, der feine Singvogel vom Habicht erwürgt werden. Unter dem leuchtenden Himmel welch erbitterter Kampf aller Wesen miteinander: jeder Entfaltung der empordrängenden Lebenskraft stellen sich unzählige Hindernisse entgegen.

In diese Naturerscheinungen sieht sich der Mensch hineingestellt, selbst ein Teil dieser Natur, unterworfen ihren Einwirkungen, ihrem Aufbauen und ihrem

zerstören. Aber er fühlt zugleich, daß er, wiewohl ein Teil seines Wesens der Natur angehört, doch zu einem höheren Leben berufen ist. In sich selbst trägt der Mensch als Inbegriff des Naturwaltens aufbauende und vernichtende Kräfte: was er draußen durch Beobachtung wahrnimmt, findet er noch deutlicher in seinem eigenen Innern. In sich selbst entdeckt er Chaos und ordnenden Geist, Tod und Leben. In seinem Haß und in seiner Liebe fühlt er den Widerspruch zwischen zerstörender und aufbauender Kraft: jene als Äußerung der ungezügelten, sich selbst überlassenen Natur, diese als Erlösung von den Fesseln der niedern Notwendigkeit. Die einander widersprechenden Triebe und Wünsche empfindet der Mensch als eine Krankheit, von der er genesen muß zur Ruhe und zum Frieden der Seele. Diese Krankheit kommt nicht von außen, sondern sie liegt in ihm selbst. Was sie zu heilen fähig ist, kann nicht irgend ein blasses Ideal, ein oberflächlicher Gedanke sein, sondern nur aus der innersten Erneuerung heraus kann diese Heilung kommen. Die Ruhe und der Friede, die unser Geist erstrebt, werden sich freilich vollkommen in unserm Leben nie verwirklichen lassen. Wir müssen immer von neuem gegen die niedere Natur in uns den Kampf aufnehmen. Aber durch diesen Kampf selbst erwachsen dem Menschen neue Kräfte. Je erhabener das Ideal ist, dem er zustrebt, desto gesteigerter, feuriger und erhebender wird auch seine Willenskraft. Schon im Streben nach einem hohen Ziele liegt Erhebung und Kraft. Bei schlechten und niedrig gesinnten Menschen ist auch das Lebensziel nichtig und niedrig.

Im Menschen ist das Höchste geleistet, dessen die Natur fähig war: in ihm ist die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Triebkraft verkörpert; dabei hat aber der Mensch auch die Gabe, mit dem Lichte des klaren, deutlichen Bewußtseins sich selbst zu erkennen und zugleich das Walten der Natur in der Außenwelt und in seinem eigenen Innern zu beleuchten. Er erkennt dann, daß die Natur selbst erlöst sein will von ihren vielen Widersprüchen und aus ihren niedern Kämpfen zum Frieden in einer höheren Einheit zu gelangen sucht. Aber wie selten wird ihr höchstes Ziel erreicht; gelingt es ihr doch überaus selten, auch nur die körperliche Seite des Menschen tadellos auszubilden: so wenig vollkommen ist der Mensch! Ein wirklich schönes Gesicht gehört zu den größten Seltenheiten, und sogar die notwendigsten Kräfte zur physischen Selbsterhaltung werden nur den wenigsten Menschen in reichem Maße zugeteilt. Noch weit seltener sind die Erscheinungen eines vollkommenen Geistes. Ganzer Jahrhunderte bedarf es, um einigermaßen hohe und reine Menschen hervorzubringen. Viele Jahrtausende haben darauf hingearbeitet, die erhabenste Erscheinung vorzubereiten, die im Mittelpunkte unseres sittlichen und geistigen Lebens steht. Selbst die besten und strebsamsten Menschen bleiben unterwegs stehen; sie fühlen zwar deutlich, daß der Weg, der uns von dem erhabenen Führer gezeigt wird, der wahre ist, sie streben nach Vollkommenheit, müssen sich aber mit diesem Streben begnügen.

Es ist eine überaus wichtige Bedingung unseres geistigen Lebens und unserer Vervollkommnung, daß wir das erhabenste Idealbild haben, dem jeder gemäß seinen Kräften nachfolgen soll. Jeder einigermaßen nachdenkliche Mensch weiß ohne weiteres, daß der sogenannte ‚Normalmensch‘, der doch nichts

anderes als der Durchschnittsmensch ist, keine mustergültige Erscheinung darstellt; denn selbst die normalen guten Eigenschaften sind bei ihm noch nicht zur vollen Entfaltung gelangt. ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, das unterscheidet ihn allein von allen Wesen, die wir kennen' — selbst diese Forderung Goethes, die doch noch keinesfalls die höchste Forderung ist, erfüllen nur wenige Menschen. Der Mensch hat in dieser Welt seine Bestimmung, die er wohl erkennen kann; aber noch wichtiger ist, daß er an sie ohne alle Reflexion in jedem Augenblicke glaube. Mit dem Denken allein kann er seine inneren Konflikte, die ihn oft krank machen können, nicht lösen. Nur das Schreiten in den Fußstapfen von solchen Menschen, die unmittelbar gewußt haben, was unsere Bestimmung ist, kann ihn aus seinen Konflikten auf den Weg der Heilung und Befreiung bringen.

## II.

Seelische Krankheit ist immer das Gegenteil gesteigerten Fühlens, ungehemmten Glaubens. Wer ein solches Fühlen und einen solchen Glauben hat, der überwindet alle inneren Hindernisse und siegt über alle Widersprüche. Das Ideal der Vollkommenheit, das wir in uns tragen, das Ideal der Selbstlosigkeit und der Liebe ist im Grunde nur das Ideal vollkommenster geistiger Gesundheit. Die innere Gesundheit des Durchschnittsmenschen kann keineswegs als Muster hingestellt werden, denn gerade der Durchschnittsmensch ist von jeder zufälligen Wirkung abhängig und jede Kleinigkeit kann ihn angreifen, da sein Leben sich ja aus solchen Kleinigkeiten zusammensetzt: er steckt tief in den materiellen Bedingtheiten des Lebens; Irrtum und Schwäche haben über ihn eine große Gewalt, und die Sünden und die Fehler, die er von seinen Vätern ererbt hat, arbeiten in ihm latent und können jederzeit unerwartet hervorbrechen. Nur aus der Beobachtung des innern Zustands des Durchschnittsmenschen, seiner Triebe, seiner Habsucht, seiner Bosheit, seines Neides usw. läßt es sich erklären, warum manche weise Männer ein solches Leben mit einer Krankheit verglichen, als wenn sie sagen wollten, alle die erwähnten Triebe, denen die meisten Menschen unterworfen sind, seien entweder schon an und für sich Krankheiten, oder aber sie müßten früher oder später, oft erst bei unsern Kindern und Enkeln, zu Krankheiten führen.

Nun ist aber der Mensch am Erreichen seiner höheren Bestimmung tausendfach gehemmt. Solange der Mensch sich in einem ungeläuterten Zustande befindet, der immer mehr oder weniger ein ‚Naturzustand' ist, können die Kräfte in ihm zu keiner geistigen Harmonie gebracht werden, sie wirken vielmehr einander entgegen, werden gebrochen oder sogar aufgehoben. — Die höchste ‚Norm' für den Menschen, von der aus seine Taten und seine innere Gesundheit beleuchtet und beurteilt werden können, ist nicht der einfache Trieb, sondern die Überwindung des Triebes, nicht die einfache Natur, sondern die Umgestaltung der niedern Natur im Menschen von den Höhen des Geistes aus. Kann denn die ‚Norm' *unten* liegen? In der Natur selbst finden wir keinen Ausgangspunkt zur Beurteilung des Menschen und seiner geistigen Gesundheit. Das Normale, das die Natur hervorbringt, ist wenig mustergültig: selbst ein vollkommener menschlicher Körper ist ja unter ihren physi-

schen Erscheinungen eine Seltenheit. Mit der psychischen Gesundheit, die der Mensch von der Natur bekommt, kann er sich keineswegs begnügen, denn sie ist zu sehr dem Einflusse der einander widerstreitenden Triebe unterworfen und daher leicht aus dem Gleichgewichte zu bringen, und sie kann sogar durch irgend einen unvorhergesehenen Eingriff ganz aus den Fugen gebracht und zerbrochen werden.

Wenn der Mensch an seiner physischen Gesundheit sozusagen jeden Tag von neuem arbeiten muß durch Übung seiner Kräfte, so muß seine geistige Gesundheit förmlich jede Stunde neu erworben werden; jedes Sichgehenlassen, jedes Nachgeben den kleinen Wünschen oder gar das Frönen den ungeregelten Trieben, die sich immer zu Lastern auswachsen, muß früher oder später zur Untergrabung der geistigen Gesundheit führen. Der Mensch ist so beschaffen, daß er sich immerfort nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich üben muß, und um sich innerlich zu üben, bedarf er hoher Vorbilder, mustergültiger Führer, mit deren Hilfe er eine Übersicht über sich selbst und über das Leben gewinnen kann.

III.

Geistige Gesundheit im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Fähigkeit, über die Hemmungen in unserm Innern Herr zu werden. Es gibt keinen Menschen, der nicht in irgend einem Grade eine solche Hemmung oder eine Unvollkommenheit in sich trüge. Tritt eine solche Hemmung mit aller Macht hervor, so haben wir die Erscheinung der Krankheit vor uns, die eine Naturerscheinung gleich allen andern ist. Beruht die Hemmung auf einem tiefwurzelnden organischen Fehler, so läßt sie sich auf die Dauer nicht entfernen und führt zu einer unheilbaren Krankheit. Aber die meisten Hemmungen in uns entstehen nicht aus solchen organischen Fehlern, sondern aus einem Ineinander widerstreitender Triebe. Die Verworrenheit im Fühlen, im Wollen und im Denken kann immer früher oder später in eine krankhafte Erscheinung ausarten; daher können wir nicht genug vor solchen Verworrenheiten auf der Hut sein. Deshalb sehen wir auch, daß Menschen, die kein hohes und uneigennütziges Ziel vor sich haben, wegen irgend eines unerfüllten Wunsches schlaflose Nächte zubringen können und von ihren Trieben wie gehetzt werden.

Hat nun die krankhafte Erscheinung ihre letzte Ursache nicht in einem zu schweren angeerbten organischen Gebrechen oder in einer innern Zerstörung des Gehirns, so gibt es Mittel und Wege genug, die krankhafte Erscheinung wirksam zu bekämpfen, aber alle diese Mittel werden im letzten Grunde an das Innere des Menschen selbst appellieren: an seine Selbsttätigkeit, an seine Willenskraft, an seine Fähigkeit, das Krankhafte in sich zu erkennen, und an seine mehr oder weniger entwickelte Einsicht in das, was die Bestimmung des Menschen ist. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der sich selbst überwindende Mensch der gesündeste genannt werden muß. In dieser Fähigkeit, sich zu überwinden, sich zu beherrschen, liegt schon die Fähigkeit, über die oben erwähnten Hemmungen und selbst über ausgesprochene krankhafte Neigungen Herr zu werden. Es zeugt daher nur von Unkenntnis

des Lebens und von einer Beschränktheit des Gesichtskreises, wenn gewisse Psychiater und Psychologen, die doch vor allem innere Lebenserfahrung und Seelenkenntnis haben sollten, an die Propheten, an die Religionsstifter, an Sokrates und an die verschiedensten Vertreter der Selbstüberwindung in schablonenhafter Weise, ohne alles innere Verständnis und ohne tiefere Sympathie herantreten, als wenn sie hier nicht die höchsten Geisteserscheinungen, sondern pathologische ‚Abnormitäten' vor sich hätten, wobei sie im letzten Grunde als Norm der geistigen Gesundheit stets bewußt oder unbewußt sich selbst hinstellen. Sie sind befangen in dem Kreise ihrer eigenen geradlinigen Vorstellungen und beurteilen daher die Seele und das innere Leben mechanisch. Es bleibt jedenfalls als unbestreitbares Axiom, daß nur derjenige wissen kann, was Seele ist, der selbst seelisches Leben hat. Nur der wird dann auch die wissenschaftlichen Ergebnisse psychiatrischer und psychologischer Forschung mit richtiger Übersicht zur Anwendung bringen können. Keine andere Wissenschaft ist vielleicht so sehr wie die Psychiatrie zugleich Lebenskunst und Lebensweisheit.

## IV.

Betrachtet man die schweren Geisteskrankheiten, so sieht man, daß sie auf einem organischen Mangel im Gehirn beruhen; eine lokale Verletzung kann die Gehirntätigkeit so verändern, daß ein ungestörtes Funktionieren derselben unmöglich wird. Die Folge davon ist dann entweder Verblödung und absolute Teilnahmslosigkeit, oder aber eine verworrene Reizbarkeit, die zu Sinnestäuschungen und zu zeitweiliger und auch dauernder Störung und Einschränkung des Bewußtseins führt, wogegen der arme Kranke, selbst wenn er noch einen Rest von Einsicht beibehält, nicht aufzukommen vermag. Unter solchen Kranken finden sich auch die mit Wahnideen, die deshalb fixe Ideen heißen, weil der Kranke sich von ihnen nicht loslösen kann: er ist an sie gefesselt wie der Gefangene an seine Ketten, und sein Denken hat keine Bewegungsfreiheit, keine Möglichkeit, die Dinge richtig einzuschätzen und aus den Voraussetzungen die entsprechenden Schlüsse zu ziehen. Unter solchen Kranken treffen wir ferner Melancholiker, bei denen gewisse Stimmungen der Traurigkeit und Verzagtheit eine ebenso fixe Macht über sie erlangen, wie die Wahnideen über den Paranoiker, den von fixen Ideen Verfolgten. Das Übermaß von Reizbarkeit hat oft auch statt Melancholie eine aufgeregte Lustigkeit zur Folge: an einem gewissen Punkt anlangend, kann sie auch in das Gegenteil umschlagen oder leicht in Tobsucht ausarten. Neben diesen tiefgreifenden Störungen des Bewußtseins und der Seele, denen der Kranke hilflos gegenübersteht, sehen wir noch verschiedene andere, geringere Störungen, bei denen der Einfluß von außen, insbesondere die Einwirkung eines geübten Seelenarztes viel auszurichten und oft die vollständige Genesung herbeizuführen vermag. Die Übergänge von dem gesunden Seelenzustande zu den verschiedenen krankhaften Erscheinungen des Bewußtseins bis hinunter zu den unheilbaren Geisteskrankheiten sind mannigfach, und es gibt leichtere Seelenstörungen, die nur der geübte Blick genau von dem vollkommen gesunden Seelenzustande abzugrenzen fähig ist.

Wer noch nicht erkannt hat, daß nur die wahre Lebensweisheit das deutlichste Zeichen von wahrer Geistesgesundheit ist, dem mangelt die Übersicht über das menschliche Leben. Wir alle tragen genug Keime von Geisteskrankheiten in uns, und mancher, der sich für ganz gesund hält, würde ohne Zweifel staunen, wenn er hörte, daß seine heftige Begierde nach dem Gelde, der Ausbruch seines Zornes über einen Angestellten oder über ein Mitglied seiner eigenen Familie, oft auch ein fanatisches Vorurteil und eine Starrheit im Verhalten zu den Mitmenschen aus demselben Quell entspringen wie die eigentlichen Erscheinungen der Geisteskrankheit; es kommt dabei nur auf den Grad der Äußerung und die Dauer an.

Jeder Mensch will gesund sein, und es gibt keinen vernünftigen Menschen, der sich ohne Not auch nur eine ganz leichte Verletzung zuziehen wollte. Aber wo es sich um die geistige Gesundheit handelt, vergessen wir nur zu oft die unerläßlichen Bedingungen unseres seelischen Wohls, und nicht nur bringen wir in einem fort Verletzungen der Seele unseres Nächsten bei, sondern wir verwunden beständig auch unser eigenes Innere durch Unverstand, Zorn, Rachsucht, Neid, Habsucht, Bosheit, Verfolgungssucht usw. Die Zahl der augenfälligen Geisteskrankheiten ist sehr gering im Vergleiche zu solchen mehr oder weniger leichten Störungen des Bewußtseins, die uns tagtäglich überall begegnen, und doch dürfen wir nicht vergessen, daß auch diese Störungen eine gewisse Verwandtschaft mit jenen auffälligen und oft unheilbaren Geisteskrankheiten haben.

Wenn wir den Geisteskrankheiten der Menschheit in wirksamer Weise vorbeugen wollen, so muß jeder auch bei sich selbst beginnen, und zwar dort, wo man die Keime derselben am wenigsten vermutet: in dem täglichen Verkehre in unserem Familienkreise und Berufskreise. Die menschliche Seele ist außerordentlich fein und kompliziert, und es gibt nur wenige in sich gefestigte Menschen, deren Seele auf Verletzungen von außen, auf die mannigfachen Einwirkungen der Umgebung und der Verhältnisse nicht in empfindlicher Weise reagierte. Dies gilt in ganz besonderem Maße gerade in unserer ‚nervösen' Zeit, wo wir durch die Lebensverhältnisse gezwungen werden, hastig zu denken und rasch zu handeln. Diese Hast und Raschheit erfordert eine beständige Erregtheit unseres ganzen Nervensystems, und wenn dadurch auch eine erhöhte Leistungsfähigkeit bedingt wird, so ist doch darin zugleich eine große Gefahr eingeschlossen. Die Erregtheit ist bei uns nicht etwa nur eine zeitweilige Erscheinung, sie ist vielmehr andauernd und verläßt uns in nichts, was wir denken und unternehmen. Die geringsten Eindrücke und Reize von außen müssen bei dieser Anspannung unseres Geistes störend in unser Seelenleben eingreifen. Daraus entsteht dann die große Unruhe, die den Menschen nicht mehr zu sich selbst kommen läßt: den ganzen Tag wird er von ihr wie verfolgt, und die Nachwirkung der hastigen Tagesarbeit und des unruhigen Denkens zeigt sich auch in der Nacht: der unruhige Schlaf und das beängstigende Träumen ist nur die unausbleibliche Folge der Unruhe des Tages. Mehr als je wird gerade jetzt der Mensch nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich von seiner zufälligen Umgebung abhängig, die mit ihm wie der Wind mit dem schwanken-

den Rohre spielt. Es kann dazu kommen, daß sein ganzes Leben eine einzige nervöse Erregtheit wird, unfruchtbar nach innen und mechanisch nach außen, so daß es zugleich ein Quell ununterbrochener Leiden werden kann.

Gerade unsere Zeit bedarf daher eines wirksamen Gegengewichtes zu der sie quälenden Unruhe: nur wahre Bildung vermag hier zu helfen. Niemals wurde zwar so viel von Bildung geredet wie jetzt, aber was darunter verstanden wird, ist nicht die echte Bildung, die zur inneren Ruhe, zur Übersicht über das Leben und zur Selbstlosigkeit führt, sondern wiederum nur der heftige Wettbewerb, der übertragen wird auf das Wissen. Niemals wurde so viel von Humanität geredet wie in unserer Zeit, und doch vergißt man, daß zur wahren Humanität gerade die innere Ruhe nötig ist, die echte Bildung des Charakters und nicht das viele äußere Wissen.

Um ein Gegengewicht zu der in unseren Lebensverhältnissen begründeten Nervosität zu finden, müssen wir gerade bei den Kleinigkeiten in unserm täglichen Umgang mit den Menschen beginnen. Gerade hier kann sich wahre Humanität äußern, denn der tägliche Verkehr mit den Menschen verlangt von uns Selbstbeherrschung, Eingehen auf die Schwächen und Eigenheiten unserer Nächsten, unserer Freunde, unserer Vorgesetzten und unserer Untergebenen. Humanität heißt dann die Bezwingung des Zorns, die Zurückhaltung aller verwirrenden Regungen, aus denen Mißhelligkeiten und Streitigkeiten entstehen, die Entfernung aller Hemmungen, die der wahren Teilnahme für unsern Mitmenschen in den Weg treten. Daß die sog. Herzensbildung, d. h. auch Charakterbildung die wichtigste Art von Bildung ist und deshalb auch mit dieser identifiziert werden sollte, kann gerade in unserer ‚gebildeten und humanen‘ Zeit nicht oft genug hervorgehoben werden. Die humane Behandlung des Menschen darf nicht nur eine äußerliche sein und vom Gesetze herrühren; sie muß, wenn sie echt ist, in jeder Kleinigkeit des täglichen Verkehrs, wo das Gesetz nichts mehr zu sagen hat, hervortreten.

Von jeher galt die Behandlung des Menschen als die größte Lebenskunst. Wenn wir stets im Auge behielten, daß von der richtigen Menschenbehandlung unsere eigene geistige Gesundheit abhängt, so würde mancher Schaden und manches soziale Übel keine Gelegenheit haben, aufzukommen. Stets sollten wir uns vergegenwärtigen, daß jede Lieblosigkeit sich an unserer eigenen inneren Ruhe und geistigen Gesundheit rächt. Das gilt übrigens von allen Lastern der menschlichen Natur, die schon an und für sich zum Teil Krankheiten, nicht selten selbstverschuldete sind. Jedes Laster besteht ja gerade darin, daß es dem Menschen allmählich alle seine Freiheit raubt, d. h. ihm gerade das nimmt, was ihn erst zum Menschen macht. Wie z. B. der Geiz sich der Seele langsam bemächtigen und sie ganz vernichten kann, ist überaus anschaulich in den ‚Toten Seelen‘ des russischen Schriftstellers Nikolaus Gogol geschildert: alle Kraft Pluschkins, der übrigens kein durchaus schlechter Charakter war, ist ganz in das Laster des Geizes übergegangen, und es erfüllt uns mit tiefster Traurigkeit, zu sehen, wie der alte Mann in seinem Geize jedes unnütze Zeug, jeden Lumpen mit wahrer Andacht sammelt und die Liebe, die er den lebendigen Menschen, ja seinen eigenen Kindern mit grausamer Konsequenz ver-

sagt, auf das Lumpenzeug wendet: ‚Und bis zu einer solchen Armseligkeit, Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit konnte ein Mensch herabsinken? So furchtbar konnte er sich wandeln?‘ ruft Gogol aus. ‚Hat das überhaupt noch den Schein der Wahrheit? — Jawohl! — Es gibt überhaupt nichts Unwahrscheinliches. Alles kann mit dem Menschen geschehen! Ein feuriger Jüngling von heute würde vielleicht mit Entsetzen zurückprallen, wenn man ihm das Bild seines eigenen Greisenalters vorhielte. O hütet sorgsam auf eurem Lebenswege, wenn ihr heraustretet aus euren milden, zarten Jugendtagen in das ernste härtende Mannesalter — o hütet sorgsam jede menschliche Regung, verschwendet, verliert sie nicht unbedacht unterwegs, ihr findet sie nie wieder! Furchtbar und grauenvoll ist das in der Ferne drohende Greisenalter, es liefert nichts wieder aus, es gibt uns nichts zurück. Das Grab selbst ist barmherziger; auf dem Leichenstein wird vielleicht die Inschrift stehen: „Hier liegt ein Mensch begraben“, aber kein Schriftzeichen belebt die kalten, gefühllosen Züge des menschlichen Alters!‘

Der Mensch überlegt sich zu wenig die Folgen seiner Handlungen; er nimmt sich gar keine Zeit, über Ursache und Folge tiefer nachzudenken, und doch hält er sich dabei noch im Rechte, als ‚gebildeter‘ Mensch aufzutreten. Wie einer mit seinen Mitmenschen umgeht, das ist das untrüglichste Merkmal wahrer Bildung, zugleich auch geistiger Gesundheit. Brutale, leichtfertige, geizige, neidische Menschen sind nie seelisch vollständig gesund. Das Ideal wahrer Sittlichkeit ist, gut betrachtet, das Ideal geistiger Gesundheit, denn diese kann definiert werden als das Gleichgewicht der innern Kräfte, als der Friede mit sich selbst und mit den andern.

Wie der Umgang mit unsern Mitmenschen auf diese und auf uns selbst zurückwirkt, können wir am deutlichsten aus dem Umgang mit unsern Haustieren lernen. Schon hier zeigt sich die Macht der ‚Sittlichkeit‘ und der große Schaden, der aus der Vernachlässigung derselben entsteht. Wenn ein Hund, der ja mit Recht als das treueste Tier gilt, eine Zeitlang mißhandelt wird, so kann er vollständig verdorben, untreu, bissig und heimtückisch werden. Ebenso wird oft das beste Pferd durch Lieblosigkeit und verständnislose Behandlung störrisch und boshaft. Welche Gerechtigkeit, Liebe und verständnisvolle Behandlung muß erst in unserm Umgange mit den Menschen obwalten; hier können wir nicht genug gebildet sein, denn hier allein hat die Bildung ihren wahren Wert und ihre Macht. Die wahre Bildung wendet sich an den Charakter und an die Erkenntnis zugleich: die Erkenntnis kann in einem gewissen Sinne auf unsern Charakter und der Charakter auf unsere Erkenntnis zurückwirken. Die Erkenntnis vergegenwärtigt uns aufs deutlichste, was Gesundheit ist, und daß jede Überschreitung dessen, was die Lebensweisheit von uns fordert, auf die Gesundheit unseres Geistes untergrabend wirken muß. Diese Einsicht ist der wichtigste Teil aller Bildung, weil ohne sie die Vorherrschaft des Geistes im Leben nicht möglich ist. Der Mensch hat mehr als genug Hemmungen und Hindernisse, die seiner geistigen Gesundheit in den Weg gelegt sind, aber seine Aufgabe besteht darin, sie zu entfernen. Jede neue Generation trägt von neuem alle diese Hindernisse in sich, aber auch das Bewußt-

sein des geistigen Ideals, für das sie kämpfen muß. Der Kampf um ideale Güter wirkt auf den Menschen ganz anders zurück als der Kampf um Hab und Gut. Während dieser den Menschen in einen Wettbewerb verwickelt, der seine Kräfte nur in einer Richtung anspannt, und Unruhe, Befürchtung und Brutalität wachruft, weckt jener seine edleren Kräfte, erhebt ihn über die Alltäglichkeit und trägt geistige Energie und Feuer in seinen Charakter hinein.

V.

Die Ursachen der Hindernisse bei der Entfaltung der edleren Eigenschaften des Menschen liegen weit öfter in seinem Innern als in dem sog. Milieu, in welchem er lebt. Der Mensch reagiert schon auf die leichtesten Störungen, die von seinem Körper ausgehen, auf Hunger, Müdigkeit, Alkohol, Fieber, besonders aber auf jede Art von physischem Schmerz. In seltsamer Weise ist unsere geistige Natur an die körperliche gebunden. Viele unserer seelischen Verstimmungen kommen unmittelbar von physischen Störungen. Es ist eine volkstümliche Wahrheit, die Juvenal in den Worten äußert: mens sana in corpore sano. Bei dem Durchschnitt der Menschen behält diese alltägliche Wahrheit stets ihre vollständige Gültigkeit. Oft lassen sich seelische Verstimmungen durch hygienische Maßregeln vollständig heben: durch Erholung, richtige Ernährung, Wechsel der Umgebung usw.

Es gehört schon eine sehr entwickelte Geisteskraft dazu, von den gewöhnlichen Störungen des Körpers unabhängig zu bleiben. Aber manches kann darin auch die Erziehung zustande bringen, wenn der Erzieher ein richtiges Verständnis für die geistige wie für die physische Seite der menschlichen Natur hat. Starrheiten und Einseitigkeiten können hier nur schädliche Wirkungen haben. Man spricht heutzutage so viel von Körperkultur: auch hierin äußert sich eine kulturlose Einseitigkeit und sogar Starrheit, die nur als Protest gegen die intellektuelle Überbürdung und die daraus entstehenden Schäden teilweise gerechtfertigt werden kann. Die einseitige Körperkultur kann den Menschen zu einer andern Art von Stumpfheit und sogar zur Brutalität führen. Nur die wahre Bildung kann das richtige Gleichgewicht zwischen den miteinander streitenden Einseitigkeiten zeigen, denn ohne den Körper zu vernachlässigen, hält sie sich immer an die Vorrechte des Geistes und arbeitet auf die Bildung des Charakters hin. Auch hier zeigt sie sich als Schutz gegen alle Starrheit und gegen alle Nervosität und kann manche Erkrankung verhüten. Jede Starrheit ist, genau geprüft, die Folge einer gewissen Stumpfheit der Seele; um die Starrheiten in den Menschen zu entfernen, dafür gibt es nur ein Mittel: das Seelenleben schon in den Kindern zu wecken und der Seele das Übergewicht über das Mechanische zu verschaffen. Manche Menschen glauben, in der Starrheit äußere sich Charakter; dann müßten aber viele Geisteskranke als die stärksten Charaktere gelten, weil bei ihnen die Starrheit den Grad der fixen Idee erreicht.

VI.

Die Erkenntnis, daß die meisten menschlichen Fehler die gleiche Wurzel haben wie die Geisteskrankheiten, muß zu einer richtigeren Beurteilung der

verschiedensten moralischen Defekte und zu einer einsichtigen und liebevollen Behandlung derselben führen. Alles unüberlegte Verurteilen unserer Mitmenschen und die leidenschaftliche Entrüstung über moralische Gebrechen, die oft ihre Ursachen gar nicht im schlechten Willen, sondern in angeerbten krankhaften Dispositionen haben, sind nicht dazu geeignet, diese Gebrechen zu bessern. Im Gegenteil! Wie jede Ungerechtigkeit, zeigt ein solches Verurteilen den Mangel an wahrer Teilnahme. Unverständnis und Ungerechtigkeit führen gewöhnlich sogar zu einem Hasse in unseren Beziehungen zu den moralisch Gebrechlichen, wodurch diese in ihren Gebrechen nur verwahrlost und von allen Versuchen, geheilt zu werden, entfernt bleiben.

Es gibt nun einmal unbestreitbare Defekte auch auf ethischem Gebiete. So ist der sog. ‚moralische Schwachsinn' bei gewissen Menschen eine Tatsache, die wir bei der Beurteilung ihres Lebens und Handelns stets im Auge behalten müssen. Schon die christliche Liebe verlangt von uns, daß wir hier nicht starrsinnig richten. Die Erkenntnis der Unheilbarkeit mancher sittlicher Defekte konnte nur günstig auch das Strafrecht beeinflussen. Die Mißbräuche, die dabei vorkommen und die einseitigen Schlußfolgerungen, die von dem Determinismus dabei gezogen werden, dürfen uns nicht irremachen. Der Determinismus hat gar keine Wurzeln in der Seele und im Leben; selbst wenn er für ‚Humanität' eintritt, bleibt er doch lieblos oder gleichgültig. Die wahre Gerechtigkeit in unserm Verhalten zu den Mitmenschen ist ohne ein lebendiges Gefühl der Liebe gar nicht möglich, freilich ist sie auch gar nicht möglich ohne ein vielseitiges Verständnis für die Ursachen gewisser moralischer Gebrechen. Der Arzt kann hier dem Richter sowohl als auch dem Seelsorger gewiß behilflich sein, wenn der Arzt die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Forschungen nicht auf diese oder jene Formel zurückführt, sondern mit dem wirklichen Leben in vollen Zusammenhang bringt. Gerade der Arzt, der ja jeden Augenblick seine eigene Verantwortung aufs stärkste fühlen muß, kann aus seinem Denken, wenn es sich nicht abseits vom Leben behauptet, die Idee der Verantwortung gar nicht entfernen, aber er muß in jedem einzelnen Falle den Tatbestand prüfen und ohne jede Verallgemeinerung festzustellen suchen, wie tief und wie weit der moralische Defekt reicht und zugleich, wie demselben abzuhelfen wäre. Wir dürfen nicht gewisse Defekte nur auf Grund einer oberflächlichen oder schematischen Prüfung der Symptome für unheilbar erklären. Sehr oft schlummern im Charakter moralisch verwahrloster Menschen einzelne Keime, die noch zum Leben geweckt werden können, wenn ein liebevoller Mensch das überwuchernde Unkraut geduldig und verständnisvoll zu entfernen suchte. Am wenigsten ist gerade bei solchen moralischen Gebrechen moralische Starrheit angebracht. Hier kann nur die wahre Seelsorge auf Grund echter Seelenkenntnis etwas ausrichten. Weder moralische Starrheit noch Determinismus ist wahre Gerechtigkeit.

So lange das Bewußtsein des Menschen noch nicht auf die niedersten Stufen heruntergestiegen ist, muß er nicht nur von seinen Mitmenschen, sondern auch von seinem eigenen Selbst für verantwortlich gehalten werden, und in dieser Verantwortlichkeit kann man ihn nicht genug bestärken.

Ebenso wie es zwischen körperlicher Gesundheit und unheilbaren körperlichen Krankheiten eine ganze Stufenreihe vermittelnder Zustände gibt, so auch zwischen geistiger Gesundheit und unheilbaren geistigen Defekten. Der große Fehler gewisser deterministischer Lehren besteht darin, daß sie die Unterschiede verwischen; gegen eine solche Auffassung lehnt sich jeder charaktervolle Mensch mit Recht auf, da in ihr etwas Lähmendes liegt und da der Verzicht auf alle Verantwortlichkeit notwendig zum Ruin des Charakters führen muß. Dem einzelnen Menschen muß man jederzeit so viel Kraft zutrauen, daß er gegen seine inneren Hemmungen und Fehler anzukämpfen und sie endgültig zu besiegen fähig sei. Mit wenigen Ausnahmen kann ja auch der Arzt nie von einer geistigen Erkrankung sagen, sie sei ganz unheilbar. Selbst bei langwierigen Krankheiten kann die richtige Umgebung und ein angepaßtes Verhalten im Kranken oft ganz unerwartet neues Leben wecken. Wie viel mehr ist das bei Erkrankungen des Willens der Fall! Die Aufgabe des Arztes und des Seelsorgers ist, auf die verborgenen Quellen in unserm Innern hinzuweisen und etwas vom eigenen Glauben an die Hilfsmittel des Geistes auf den Erkrankten zu übertragen.

Alle fühlen wir mehr oder weniger deutlich, daß im endgültigen Siege der geistigen Kräfte über alle Hemmungen und Schwachheiten die eigentliche Bestimmung des Menschen liegt. Daher ist auch der geringste Sieg, den wir über einen Fehler oder eine eingewurzelte Gewohnheit davontragen, mit einem unvergleichlichen Gefühle innerer Befriedigung verbunden. Daher wirkt auch jedes Beispiel eines solchen Sieges, von dem wir lesen oder hören, so belebend auf uns. In diesem Beleben oder Wecken der schlummernden Kräfte besteht alle bildende Kraft und alle Erziehung. Denn was nicht die Charakterkraft bildet, verdient im eigentlichen Sinne den Namen *Bildung* nicht; denn Wissen ist doch etwas ganz anderes. Niemals wird der Mensch durch die ernste und freudige Arbeit an der Beseitigung seiner Fehler nervös und krank, wohl aber kann ihn das andauernde Studium, das hastige Erwerben von Wissensstoff nervös machen.

VII.

Unstreitig gibt es einen inneren Zustand, in welchem der Mensch sich auf ein höheres Niveau versetzt sieht und Kraft und Freudigkeit in sich fühlt. Was ist wahre Bildung, wenn nicht gerade das, was diesen Zustand ermöglicht? Alles andere, was gewöhnlich unter Bildung verstanden und was uns in den Schulen gelehrt wird, besteht doch nur aus einzelnen Kenntnissen, die noch keinesfalls Bildung sind. Auch akademische Bildung ist doch nur ein Mittel zur höheren Bildung, zur wahren Bildung; an und für sich hat sie nur einen relativen Wert. Wahre Bildung kann uns kein anderer geben als wir selbst, und den Weg zu ihr zeigen uns die großen Führer der Menschheit. Daher können wir von ihnen am meisten lernen, was Leben und Charakter sind.

Mit dem Worte ‚Bildung' verbinden sich aber in der Gesellschaft alle möglichen Nebensächlichkeiten und oft sogar das Gegenteil von wahrer Bildung; man sucht nicht das, was unsern Willen bildet, sondern oft geradezu das, was ihn zersetzt und den Menschen nervös macht. Statt das aufzusuchen, was die

Hemmungen und Störungen in uns entfernt, suchen wir sogar mit einer gewissen Absichtlichkeit die Hemmungen und Störungen in uns zu vermehren — durch schlechte Lektüre, durch Überreizung der Phantasie, durch fortwährende Zerstreuung und Abwechslung. Statt die edleren Kräfte in uns zu wecken und in Übung zu erhalten, ersticken wir sie durch die falschen Bildungsmittel.

Echte Bildung ist demnach alles, was uns zu einem höheren, geistigeren Leben führt, auch alles, was unserm Leben Gehalt und Wert gibt. In jedem Menschen ist das Verlangen nach wahrer Bildung mehr oder weniger vorhanden, nur finden viele den Weg dazu nicht, weil ihnen falsche Wege und unechte Mittel gezeigt werden. Selbst im einfachsten Volke ist das Verlangen nach Bildung stärker, als man glaubt. Daher sollte man diesem Verlangen in richtiger Weise entgegenzukommen suchen. Die schlechte Literatur und Kunst ist an der Zunahme der nervösen Erkrankungen vielleicht mehr schuld, als die Nervenärzte es im allgemeinen annehmen. Die schädigende Wirkung der Schauerromane auf die geistige Gesundheit des Volkes läßt sich nur mit den zerstörenden Wirkungen des Alkohols vergleichen: beide betäuben sie die beste Kraft im Volke und wecken alle Niedrigkeit und Brutalität aus den Schlupfwinkeln. Wenn wir daran zurückdenken, was die Lektüre der wenigen echten und frischen Werke in unserer Jugend für uns bedeutete, so werden wir, wenn uns am Wohle des Volkes etwas liegt, statt von allgemeinen Theorien zur Verbesserung der Rasse zu sprechen, gute und gesunde Lektüre ins Volk tragen und jedenfalls nach Kräften bemüht sein, die Ansteckung des Volkes durch die Lektüre schlechter und zersetzender Romane und Schauergeschichten zu verhüten. Die mittleren Stände aber kann man nicht genug vor der zersetzenden Wirkung der unter ihnen verbreiteten Modebücher warnen, deren Lektüre viele von ihnen im guten Glauben betreiben, daß sie zur Bildung gehöre. In Wirklichkeit enthalten solche Bücher, in denen fortwährend das sexuelle Verhältnis in ungesunder, greller und blasierter Weise beleuchtet wird, eine wahre Gefahr für die geistige Gesundheit; gerade für den Nervenarzt, der mit den psychischen Defekten der menschlichen Natur zu tun hat, ist dies eine ausgemachte Tatsache. Wenn man über den Zusammenhang verschiedener Lebenserscheinungen nachdenkt, so muß man sogar zur Überzeugung kommen, daß selbst die in gewissen psychiatrischen Kreisen jetzt herrschende einseitige und oft ganz verschrobene Sexualtheorie selbst ein Symptom der Überreiztheit und Zuneigung zu einer ungesunden und niedern Auffassung der menschlichen Natur ist. In einem Zeitalter, wo noch die Vorstellung von wahrer Bildung lebendig ist, könnte eine solche plumpe Verallgemeinerung gar nicht die Beachtung von Menschen finden, die irgendwie auf Charakter und ernste Lebensanschauung Anspruch erheben. Solche Theorien, Gegenstücke zu gewissen modernen Sexualschilderungen, haben etwas Lähmendes in ihren an den Haaren herbeigeholten Auslegungen der einfachsten Vorgänge, in ihren lächerlichen Verdrehtheiten und Phantastereien. Und ebenso wie die Laien in der Lektüre gewisser moderner Bücher ein notwendiges Element der Bildung sehen, so legt man in gewissen ärztlichen Kreisen ein unverhältnismäßig großes Gewicht auf Theorien, in denen die einfachste Beobachtung förmlich zu einem Weltereignis gemacht wird, so daß der ganze Mensch in eine einzige sexuelle Theorie verwandelt wird.

Die wahre Bildung sucht die Aufmerksamkeit des Menschen von allem Niedern abzulenken. Poeten müßten zuerst gesunden, meinte Goethe, und das gilt noch in einem weitern Sinne von dem Erzieher der Jugend und von allen, die Bildung in das Volk tragen wollen. Wie aus gewissen Büchern und Kunstrichtungen gesunde Kraft ausströmt, so gibt es auch solche Bücher und Kunstrichtungen, die voller Krankheitsstoffe sind und von der kleinlichen Gesinnung oder der krankhaften Anlage ihrer Urheber zeugen. Nie sollen wir außer acht lassen, daß jede Blasiertheit der Gegenpol der wahren Bildung ist. Ebenso wie wir im täglichen Verkehre den vollen Wert lebensprühender, geistig gesunder Menschen fühlen, und von allen blasierten und kleinlichen Menschen uns unwillkürlich zurückziehen, so sollten wir uns auch in Hinsicht auf Bücher verhalten, aus denen wir bildende Kraft empfangen wollen.

Ein wirklich gebildeter Mensch wird nie lähmend, sondern immer anregend und stärkend wirken. Alles, was uns nicht vorwärts bringt, bringt uns zurück. Nur die wahre Bildung ist fähig, uns vorwärts zu bringen und höher zu führen, denn sie befreit uns von aller Enge, Kleinlichkeit, Kälte, hypochondrischer Eingesponnenheit und Kleinmütigkeit.

Niemals vielleicht war der Unterschied zwischen wahrer und falscher Bildung so verwischt wie in unserer Zeit, wo die Gesellschaft fast alles Gewicht nicht auf die Charakterbildung, sondern auf die Schulbildung und daneben auch auf die Bildung im Sinne der vergänglichen Mode legt. Sieht man die Früchte dieser Verbildung und Überbildung, so begreift man, warum das Wort ‚Bildung' allmählig seinen eigentlichen Inhalt einbüßt. Wer die heutige studierende Jugend vorurteilslos beobachtet, der muß die unter ihr verbreitete Neigung zur hochmütigen Kritik, zum Besserwissen, auf die Störung des Gleichgewichtes zwischen Charakter und Verstand zurückführen. Die heutige Überbildung, d. h. die falsche Bildung zieht schon in den mittleren und höheren Schulen einseitige Menschen heran, in denen später entweder eine absprechende Kritik und Überschätzung des Verstandes oder Gleichgültigkeit und Hochmut vorherrschen werden. Niemals war daher der Schutz gegen die falsche Bildung so notwendig wie jetzt, wo die Charakterbildung nicht mehr im Vordergrunde steht, ja, wo sie meistens ganz vernachlässigt wird. Charakterbildung bedeutet im Grunde nicht nur den Schutz gegen Hochmut und Kälte, sondern sie kann im weiteren Sinne als der kräftigste Schutz für die geistige Gesundheit gelten. Denn die Überbildungen des Gehirns durch die sich immer höher steigernden Anforderungen im Fachstudium müssen ja früher oder später, wenn sie kein Gegengewicht finden, schädigend auf die geistige Gesundheit einwirken.

## VIII.

Geistige Gesundheit ist nicht nur das Gegenteil von krankhaften Zuständen, sondern auch ein *positiver* Zustand inneren Lebens, in welchem wir Kraft und Zuversicht empfinden. Es ist bekannt, daß die geistige Gesundheit auch anregend und stärkend auf unsern körperlichen Zustand zurückwirkt und daß geistige Hemmungen und Störungen selbst die körperliche Kraft wesentlich beeinträchtigen können. So sind Kummer und Sorgen imstande, einen solchen Zustand der Schwäche herbeizuführen, daß Krankheit und sogar Tod sich als

Folgen davon einstellen können. Manchen hat schon der Verlust seines Vermögens ins Grab gebracht, und bei vielen Menschen läßt sich der krankhafte Zustand, in den sie verfallen, auf die innere Erschütterung durch irgend einen großen Verdruß zurückführen, und zwar nicht nur bei einfachen Leuten, sondern oft in noch weit höherem Grade bei ‚Gebildeten'. Was hilft ihnen dabei alle äußere Bildung, wenn sie von ihr gerade in den ernstesten Lebenslagen im Stiche gelassen werden?

Die wahre Bildung dagegen bewährt sich gerade in den kritischsten Lebenslagen, denn sie verleiht immer Zuversicht und Überlegenheit und siegt über alle inneren Hemmungen. Oft sehen wir, wie ‚gebildete' Menschen aus dem Zustande innerer Schwachheit gar nicht herauskommen und kleinlicher Sorge, hypochondrischen Neigungen nachhängen. Ihre Bildung ist nur dazu da, ihre Kleinmütigkeit und Verdrossenheit noch zu vergrößern. Was für einen traurigen Anblick gewährt der Mensch, in dem kein göttlicher Funke glimmt, und welche veredelnde Wirkung geht dagegen von einem Menschen aus, der gegen die angeborenen Gebrechen seiner sterblichen Natur unverdrossen ankämpft und im besseren Teile seiner Natur sich Freudigkeit und Glauben zu bewahren sucht. Der Kranke, in dem noch ein Funke dieses Glaubens entfacht werden kann, gibt gerade dem Nervenarzt den festesten Anhaltspunkt, heilend auf ihn einzuwirken; denn bei nervösen Störungen ist gerade dieser Funke die wirksamste Arznei. Dann ist es für den Arzt ein leichtes, an das Gesunde und Echte im Kranken zu appellieren und ihn mit Hilfe seiner eigenen Einsicht aus der Gehemmtheit und Verworrenheit zur Freiheit und Klarheit zu führen.

Man spricht zu viel von der Abhängigkeit des Geistes vom Körper und zu wenig von der Abhängigkeit des Körpers vom Geiste. Wer hat nicht schon an sich selbst erfahren, daß ihm im Zustande geistiger Lebhaftigkeit eine körperliche Verletzung kaum ins Bewußtsein tritt. Man beobachtet bisweilen, wie selbst Kranke bei der Nachricht von einem freudigen Ereignis für eine Zeitlang ihre Leiden vergessen, und man hat schon Kranke gesehen, die durch eine solche Einwirkung unverhofft gesundeten. Der Nervenarzt, dessen hauptsächlichste Tätigkeit darin besteht, auf die S e e l e des Kranken einzuwirken, erfährt, wie oft es nur einer richtigen Aufklärung über die Ursachen der Nervosität bedarf, um alle quälenden Einbildungen, Befürchtungen und falschen Vorstellungen im Patienten niederzuhalten oder sogar auf einmal zu verjagen. Diese Beobachtung ist sogar in Laienkreisen so bekannt, daß sie z. B. die Veranlassung zu den Gebetsheilungen der sogen. christlichen Wissenschaft gegeben hat. Wenn solche Bewegungen nicht durch Übertriebenheit und oft auch Verschrobenheit so häufig die sachkundige Behandlung durch ärztliche Einsicht verhinderten und dadurch manches Übel durch Verschleppung und Vernachlässigung bis zur Unheilbarkeit steigerten, so könnte man ihnen eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Alle die Heilungen, die auf diesem Wege zustande gebracht werden, beruhen darauf, daß im Kranken neue Kräfte geweckt und seine ganze Aufmerksamkeit darauf konzentriert wird. Es gibt hier eine ganze Reihe von Einwirkungen — von der plumpesten Suggestion an bis zu tiefergehenden Einflüssen, je nach dem einzelnen Falle der Erkrankung und der Heilung; dabei

wird der echte Kern leider meist mit einer dicken Kruste von Albernheit und Aberglauben umgeben. Solcher suggestiver Beeinflussungen bedürfen aber nur Menschen, die mehr dem Absonderlichen zuneigen, in denen die Seelenkräfte durch innere Hemmungen gleichsam zum Stauen gebracht worden sind und daher nur durch eine starke Einwirkung von außen wieder in Fluß kommen können. Andere, inniger veranlagte Menschen bedürfen dagegen feinerer Mittel der Einwirkung; meistens kann sie ihre eigene Einsicht, wenn sie zu rechter Zeit geweckt wird, auf den Weg der Heilung bringen. Sie können wohl eine Anregung von außen empfangen, aber die Einsicht, durch die ihre Lebenskraft gehoben und die störende Hemmung entfernt wird, liegt in ihnen selbst.

Bei einem Kranken, der Herz und Gemüt hat, wird der einsichtsvolle Nervenarzt immer viele Anhaltspunkte finden, an die er seine Heilmethode ohne alle Umwege anknüpfen kann. Denn einen wahrhaft gebildeten Menschen verläßt seine Bildung und seine Einsicht auch in seiner Krankheit niemals vollständig, und er arbeitet mit dem Arzte selbst an seiner eigenen Heilung, während bei einem Kranken, der keine entwickelten Gemütskräfte hat, dem Arzte nichts anderes übrig bleibt, als mit mechanischen Mitteln zu wirken, da das Appellieren an die Einsicht in diesem Falle nicht möglich ist. So groß ist also die Macht der wahren Bildung, daß in ihr selbst gewissermaßen schon eine Heilkraft verborgen ist.

Bei manchen Menschen wurde die Krankheit sogar die Veranlassung zu einem richtigen Erfassen der ganzen Lebensaufgabe und zur Veredelung des ganzen Charakters. So hatte z. B. Rousseau gewiß eine durchaus krankhafte Anlage, die vielleicht bei einem andern zu vollständigem Wahnsinn geführt hätte; aber die Gemütskräfte neben der hohen intellektuellen Veranlagung gaben bei Rousseau das heilsamste Gegengewicht zu allen innern Hemmungen und zu all dem starken Verfolgungswahn ab, an dem er lange Zeit litt. Die Überlegung führte ihn zur Resignation und die Resignation dämpfte seine Wahnvorstellungen und erleichterte ihren schweren Druck. Die Überlegung, daß dieser Druck doch nicht von den Menschen, sondern nur von einer höheren Macht veranlaßt sein könne, wurde für ihn zur Beruhigung und zum Trost. ‚Dies,‘ sagt er selbst, ‚weit davon entfernt, mir als etwas Grausames und Unberechtigtes zu erscheinen, tröstete und beruhigte mich vielmehr und führte mich zur Resignation. Ich gehe zwar darin nicht so weit wie der heilige Augustinus . . . Meine Resignation kam wohl aus einer weniger selbstlosen, aber doch auch reinen Quelle . . . Gott ist gerecht. Er weiß zwar, daß ich unschuldig bin, und doch will er, daß ich leide. Gerade hier liegt der Grund meines Vertrauens, und mein Herz und meine Vernunft rufen mir vernehmlich zu, daß ich in meinem Vertrauen nicht betrogen werden kann. Die Menschen und das Schicksal sollen das ihrige tun; ich will lernen, zu leiden, ohne zu murren. Am Ende muß doch alles wieder in die notwendige Ordnung eingehen, und früher oder später auch ich an die Reihe kommen.‘

Wunderbare Kräfte sind dem Menschen gegeben, um aus der Dumpfheit tierischen Lebens zu einem immer höheren Bewußtsein zu gelangen. Wir haben die Möglichkeit, unser Selbst immer mehr auszuweiten bis zum Mitempfinden

mit der ganzen Menschheit, und zugleich ist uns die Kraft verliehen, mit Besonnenheit und Einsicht uns selbst zu beurteilen. Wir haben auch das angeborene Verlangen nach belebender Tätigkeit, die unser Dasein ausfüllt. Hemmungen findet freilich jeder Mensch auf seinem Lebenswege überall: sie liegen in ihm und außer ihm, aber er kann sie entfernen durch Einsicht und Willenskraft. All unsere Triebe und Neigungen können zum Leben, aber auch zur Krankheit und zum innern Tode führen. Zum Leben führen sie immer, wenn sie der bessern Einsicht dienen. Wirken sie verworren, so müssen sie früher oder später von den in ihnen selbst begründeten Widersprüchen vernichtet werden. In diesen Widersprüchen und Hemmungen liegt der Grund fast aller geistigen Erkrankungen, wie in der Fähigkeit, die Widersprüche zu klären und die Hemmungen zu überwinden, der feste Grund geistiger Gesundheit und aller Bildungskraft liegt.



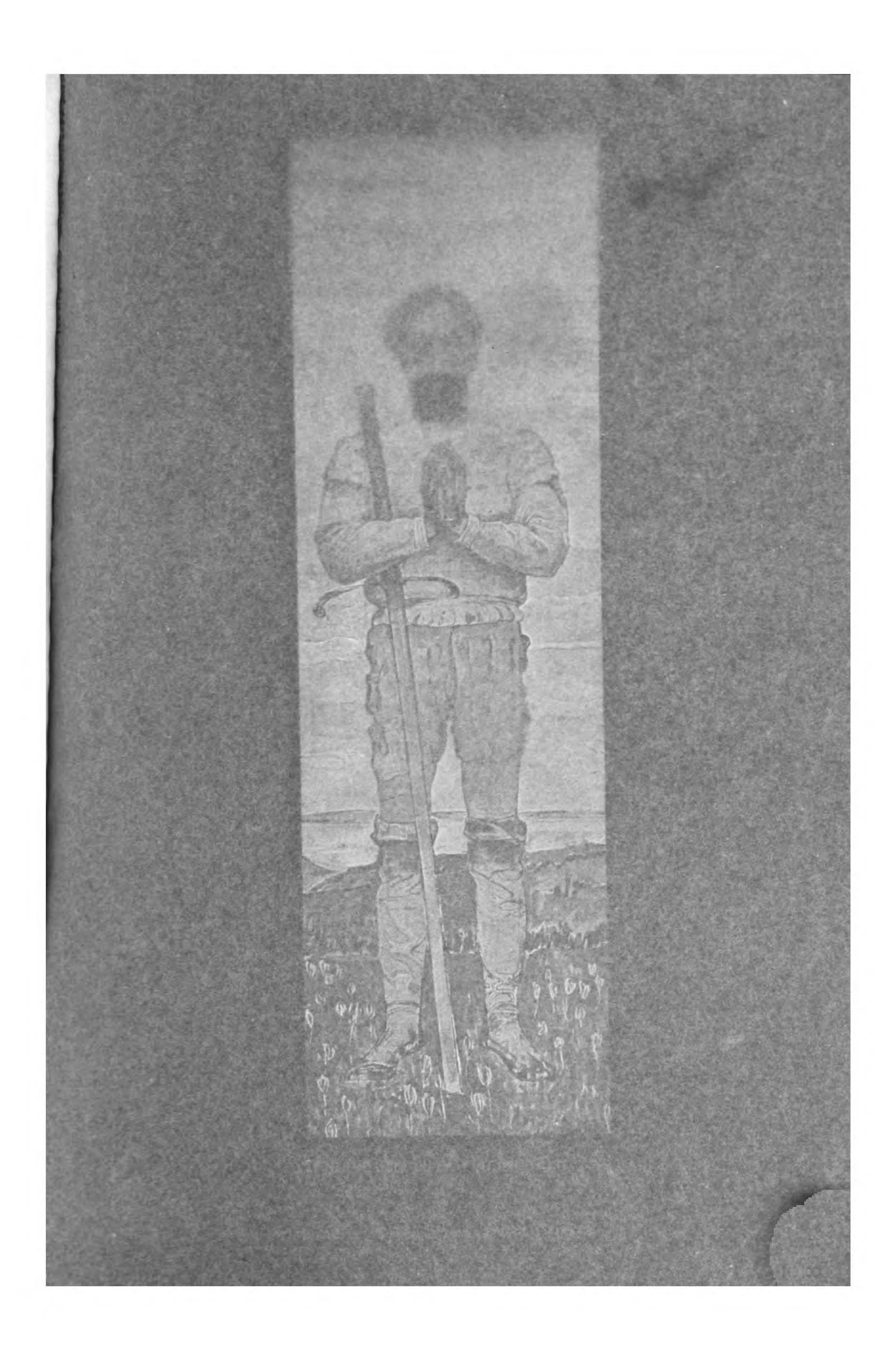
# Sommerwolke

Gewölk der Stille, das dem Schoß
ruhvoller Bläue spät entquillt,
ein golden Geistlein, schwerelos,
mein wandelselig Seelenbild.

Es ist wie ein verklärtes Sein,
das Leib für einen Abend ward,
es borgt für eine Stunde Schein
von erdbefangener Gegenwart.

Es streut, vom steten Hauch entführt,
süßblaue Schatten über Land,
bis es am längst getürmten Rand
sich leicht zerlöst, sich gern verliert.

E. A. Bertram.



ft ... mit Be-
... angeborene
... Hemmungen
... sie liegen in ihm
... und Willenskraft.
... auch zur Krankheit
... immer, wenn sie der
... sie früher oder später
... In diesen
... aller geistigen Erkran-
... und die Hemmungen zu
... Willenskraft liegt.

E. A. Bertrom.



Ferdinand Hodler / Betender Krieger

Mit Genehmigung des Kunstverlages H. O. Miethke in Wien



# Clemens Maria Hofbauer und die Wiener Romantikerkreise am Beginne des 19. Jahrh.

## Von Johannes Eckardt

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Der energische Kampf, den die romantische Bewegung an der 18. Jahrhundertwende gegen jene Aufklärung führte, in welcher die Religion in der Sittlichkeit verschwand, die Kirche im Staate aufging, das Menschheitsideal zur Weltbürgerlichkeit wurde, erweckte und belebte die Ideale der Religion, der Kirche und der Nationalität. Je schärfer der historische Blick der Romantiker wurde, je mehr er sich bemühte, die Gesamtheit des Mittelalters zu erschauen, desto stärker drängte sich den Romantikern ein einheitlicher kirchlicher Begriff auf. So formulierte Novalis schon im Jahre 1799 in seinem Aufsatze ‚Die Christenheit oder Europa' ein kirchliches Programm, das dem katholischen ähnelt. Die Ehrfurcht des romantischen Geistes vor historischen Zusammenhängen, seine tiefe Sehnsucht nach einer einheitlichen Religion brachten ihm den Katholizismus nahe. Dadurch war die literarische Bewegung zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit jenem Glauben in Fühlung gekommen, dessen Vertreter in der Literatur damals eine untergeordnete Rolle spielten. Jetzt trat das katholische Element in den Vordergrund*. Es ist ein Erfolg des romantischen Geistes, daß sich in Münster um die katholische Fürstin Gallitzin, in Landshut und Regensburg um den Bischof Sailer Kreise bildeten, denen einerseits Fürstenberg, Overberg, Hemsterhuys, Hamann, Stollberg, Claudius, Jacobi und Goethe, andrerseits Wittmann und Diepenbrock angehörten.

Ein dritter Kreis bildete sich in den Jahren 1808—1820 in Wien. Hier war nicht die Macht einer Persönlichkeit die erste Voraussetzung zur Heranziehung und Vereinigung der romantischen Wandergeister, sondern ihre große Hoffnung auf Österreich.

Der Kaiserstaat an der Donau stand damals im Vordergrunde des politischen Interesses. Da Preußen den Süden aufgegeben hatte, hoffte man die großdeutsche Einheitsidee, welche Männern wie Friedrich Schlegel vor Augen stand, durch Österreich verwirklichen zu können. Und weil Preußen andrerseits der Beschützer und Förderer des Protestantismus war, so erblickten die katholisch gewordenen Romantiker in dem katholischen Hause Österreich alles Heil**. Als

* ‚Die in der Romantik aufgetauchte katholische Bewegung war nicht . . . eine Bewegung der Katholiken zur Literatur hin, sondern vielmehr eine Annäherung der Literatur an den Katholizismus.' Vgl. Karl Muth, ‚Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis. Gedanken zur Psychologie des katholischen Literaturschaffens'. Kempten und München 1909, S. 1 ff.

** Vgl. Dorothea v. Schlegel und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz 1881. I. Bd. S. 166. Dorothea schreibt an Caroline Paulus in Würzburg: ‚Ich sage Dir, es ist jetzt in ganz Deutschland kein Heil als unter dem Hause Österreich.' Vgl. Heinrich Keiter, Joseph v. Eichendorff. Köln 1887, S. 28. ‚Preußen bot den jungen Männern (Joseph und Wilhelm von Eichendorff) die denkbar schlechtesten Aussichten, sowohl wegen der politischen Lage als wegen des Verhaltens der Behörden den katholischen Beamten gegenüber. Sie entschlossen sich also in österreichische Staatsdienste zu treten . . .'

dann der Kongreß, welcher nach dem Siege der Leipziger Völkerschlacht die europäischen Verhältnisse regeln sollte, vom September 1814 bis zum Juli 1815 in Wien tagte und die Kaiserstadt durch Monate die Diplomatie Europas beherbergte, erweiterte sich die Wiener Romantikerkolonie auch in politischer Beziehung.

Die Romantiker fanden in Österreich einen ungünstigen Boden für ihre Ideen. Der Sturm und Drang, an den die Romantik in Deutschland zum Teile anknüpfen konnte, hatte in Österreich keine führende Rolle; und die Klassik, welche die deutsche Romantik auch in vielem förderte, war durch die strenge Zensur aus Österreich verbannt und wurde eigentlich erst durch die Romantiker selbst hier eingeführt. Der ärgste Feind der Romantik war aber die alte Aufklärung, die bis ins zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die österreichische Literatur beherrschte. Sie stand der katholischen Romantik diametral entgegen und befeindete sie aufs grimmigste. Die Romantik konnte sich daher erst durchsetzen, als der Kampf gegen die Aufklärung Erfolge hatte.

Es waren aber auch einige Voraussetzungen — allgemeiner und streng literarischer Natur — gegeben, welche das Eindringen der Romantik in Österreich förderten. Durch die josephinische Idee war das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Staatseinheit geweckt worden. Dadurch einerseits und durch die damaligen Kriege Österreichs gegen fremde Nationen andrerseits, wurde das nationale Element der Österreicher aus langem Schlafe wieder aufgerüttelt und besonders durch die Abneigung gegen alles Französische gestärkt. Schon Denis griff in die deutsche Vergangenheit zurück, machte Stimmung für die deutschen Wälder und wies auf eine heimatliche Mythologie hin. Gottlieb von Leon ahmte die Poesie der Minnesänger nach; er arbeitete an Gräters ‚Bragur', der ersten Zeitschrift für deutsche Altertumswissenschaft (seit 1791; von 1812 an ‚Iduna und Hermode') mit; der ‚Bragur' hatte auch für das Volkslied Interesse; allerdings mehr vom volkskundlichen Standpunkte aus, weshalb er ins Volk eingedrungene Kunstlieder von der Aufnahme ausschloß.

Diesem Streben in die Vergangenheit kam besonders das Aufblühen der Geschichtswissenschaft, deren bedeutendster Vertreter, Johannes Müller, bei der Abfassung seiner ‚Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaften' einen nationalen Zweck vor Augen hatte, entgegen. Im Sinne Johannes Müllers, der bis zum Jahre 1804 in Wien war, wirkte L. v. Westenrieder. Von beiden wurde Joseph Hormayr beeinflußt, der im Jahre 1802 in der Wiener Staatskanzlei angestellt und neben H. J. von Collin wohl der wichtigste Förderer der romantischen Ideen in Wien wurde. Sein Streben war es ja, Kunst und Literatur mit der Geschichte zu verbinden und dadurch Künstler und Dichter auf vaterländische Stoffe hinzuweisen; und so mußte er von allem Anfange an für die Romantik empfänglich sein und dieser in den Kreisen, welche er besuchte, Eingang verschaffen. Joseph Hormayr verkehrte besonders im Salon der Caroline Pichler, in den er, nachdem er am 21. September 1801 nach Wien gekommen war, schon am 28. September 1801 durch Leopold Haschka eingeführt wurde. Da er auch im Hause des Grafen Dietrichstein verkehrte und mit Graf Wenzel Purgstall, Friedrich Gentz, Steigentesch u. a. enge Fühlung hatte, so war ihm ein großer Bewegungskreis gegeben.

Auch in literarischer Beziehung war in Österreich der Boden für die Romantik vorbereitet. So war Wieland in Österreich, wo ihm in Alxinger sein bedeutendster Schüler wurde, ein sehr beliebter Autor noch zur Zeit, als ihn in Deutschland die Klassik und die Romantik schon verdrängt hatten. Wieland war im Grunde seines Herzens freilich ein Aufklärer und stand als solcher den Wiener Freimaurerkreisen nahe; schon deshalb kann man in ihm weder einen Romantiker, noch einen Vorläufer der Romantik sehen. Aber durch die Stoffwahl seiner Dichtungen und die seines Schülers Alxinger — in denen das Mittelalter, Feen- und Wunderwelt, das Rittertum die erste Rolle spielten — ist eine Parallele mit der Romantik hergestellt. Viel wichtiger aber ist es, daß das Wieland-Epos auf dieselben Quellen zurückgriff, auf welche dann die Romantiker immer wieder hinwiesen: auf die Italiener Tasso, Ariost, Boccaccio und auf altfranzösische Quellen. Und auch die Richtung Gleims — der in vielem als ein Vorläufer des Sturmes und Dranges gelten muß —, welche sich damals in Österreich noch immer einer gewissen Blüte erfreute, griff auf Italien, Spanien zurück und beschäftigte sich mit altdeutscher Literatur.

Die Romantik begann um das Jahr 1792 in Österreich einzudringen; wenigstens haben wir aus diesem Jahre die erste Mitteilung und Äußerung eines österreichischen Dichters über einen Romantiker. Johann Baptist Alxinger schrieb nämlich am 6. Mai 1792 an Karl Leonhard Reinhold*: ‚Außer Müllern, dem Verfasser des Alonso, und Schlegeln, den Freund Bürgers, weiß ich keinen, der uns zu großen Hoffnungen berechtigte. Das goldene Zeitalter der deutschen Dichtkunst scheint sein Ende zu erreichen.‘ Man hatte aber Mißtrauen gegen die Neuerer. So schreibt Lorenz Leopold Haschka — der Dichter des ‚Gott erhalte‘ — am 20. Februar 1803 an Karl Leonhard Reinhold: ‚Und dann welch ein Ton, bei allen Musen und Grazien, welch ein Ton herrscht in ihren Streitschriften, welch ein Übermut, welch ein Bauernstolz, welch eine Sack- und Pack-Träger-Rhetorik! O

Fichte, Schelling, Hegel,
Goethe, Tieck und Schlegel,
Ihr zweimal drei göttlichen Flegel!‘

Im selben Briefe sagt er: ‚In der Schlegel Schriften liegt Wahres und Falsches, Weisheit und Torheit so nahe, so dick neben- und untereinander, wie in dem Gehirne eines Philosophen, der zum Narren geworden ist. Die Burschen sind mir unausstehlich.‘

Eigentlich setzten sich die Romantiker erst durch, als Karl Streckfuß in den Kreis der Caroline Pichler eingeführt wurde. ‚Es war ein wunderschöner Sommerabend im August 1804‘ — erzählt Caroline Pichler in ihren ‚Denkwürdigkeiten aus meinem Leben‘ (vier Bände, Wien, 1844) —, ‚als eines Abends Schneller einen jungen Dichter, Herrn Karl Streckfuß . . . bei uns einführte . . . Gemeinschaftliche Lektüre der besten eben damals erscheinenden Stücke von Goethe, Schiller, Werner usw. mit ausgeteilten Rollen, Musik . . . füllten unsre Abende aufs angenehmste aus.‘

---

* Vgl. Robert Keil, Wiener Freunde 1784—1808. Wien 1883.

Besonders interessierte man sich für Zacharias Werner. Caroline Pichler schreibt: ‚Schon seit einigen Jahren kannten wir in Wien die Trauerspiele F. Z. Werners. Seine „Söhne des Thales" hatten ungeheures Aufsehen erregt, und alles, was sich mit schöner Literatur beschäftigte, aufmerksam auf den, wie es hieß, noch jungen Dichter gemacht.' Und Lorenz Leopold Haschka schreibt am 21. Oktober 1806 an Karl Leonhard Reinhold: ‚Die „Söhne des Thales" sind höchst interessant, ich kenne sie schon lange, aber desselben Werners „Luther", den ich nur aus Auszügen von Journalen kenne, reizet mich gar nicht zum Lesen.' Auch Heinrich von Collin rühmt seine Stücke; er führte ihn im ‚Anfange des Sommers von 1807' im Kreise der Caroline Pichler ein.

Im Herbst des Jahres 1807 kam Frau von Staël mit August Wilhelm Schlegel nach Wien und blieb bis in den Mai des Jahres 1808. Den Sommer des Jahres 1807 über ist Ludwig Tieck in Wien, der schon im Jahre 1804 dort bekannt war, aber nicht hoch eingeschätzt wurde. So schreibt Lorenz Leopold Haschka in einem Briefe vom 9. und 10. Oktober 1804 an Karl Leonhard Reinhold über ihn: ‚Tiecks „Oktavianus" ist albern, wie alles, was der Mensch schmieret, und der etlichen Fettaugen wegen, die auf dieser Wassersuppe etwa schweben, nicht wert, gelesen zu werden.'

Im Frühjahr 1808 hielt August Wilhelm Schlegel im Janischen Saale Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die er bald nachher in Heidelberg (1809—1811) mit geringen Änderungen und Zusätzen herausgab. ‚Seine Kollegien wurden in den Vormittagsstunden gehalten und von allen besucht, welche mit Recht oder Unrecht auf Geistesbildung oder Eleganz Anspruch machten.' (Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, II. Bd.)

Im Juni 1808 langte Friedrich Schlegel in Wien ein; im Oktober folgte ihm seine Frau Dorothea Veit, geb. Mendelssohn. Wie rasch haben sich die Schlegel Sympathien erobert! Selbst von Leuten, die ihnen früher skeptisch, sogar ablehnend gegenüberstanden. Mit welchem Interesse hat man sie aufgenommen! All das bezeugt am besten eine Briefstelle Lorenz Leopold Haschkas an Karl Leonhard Reinhold aus einem Schreiben vom 12. und 14. November 1808: ‚Die Schlegel scheinen jetzt Männer geworden zu sein und sich ihrer Jugendstreiche zu schämen. August Wilhelm, der mit Madame de Staël lebt, ist in größeren Gesellschaften weniger angenehm; er hat das Vornehme, Einsilbige und Absprechende der großen Welt mit dem pedantischen Anstriche der kleinen Gelehrtenwelt. So sagt man mir, ich selbst habe ihn da nicht gesehen. Aber in einem Selbander, bei mir z. B., fand ich ihn bescheiden, offen und mir wirklich einige Reverenz bezeigend, welche er mir auch schriftlich bestätigte. Er las hier Kollegien über dramatische Poesie. Er lud mich dazu mit einem gewissen Eifer, der mir wohl gefiel, und hatte das Zutrauen zu mir, alle die Bücher, deren er dazu benötigt war, aus meiner Privatbibliothek zu borgen. Ich zahlte meine 25 Gulden und kam so oft ich konnte. Seine Vorlesungen werden gedruckt. Er hatte bei 200, im eigentlichsten Verstande auserwählte Zuhörer, Fürsten, Grafen und Herren, Minister, Generale, Gelehrte und Künstler, und ebenso die Frauen dieser Klasse; Mädchen waren nur wenige, und diese fremde. Es war eine Stille, eine Aufmerksamkeit, ein Interesse, so

den Sprecher sowohl als den Zuhörer ehrte. Man klatschte ihm öfter Beifall zu . . . Die Damen nahmen die ersten Stühle ein; die Männer saßen mehr zurücke oder standen in der Mitte. Der gute Schl. [Schlegel] war äußerst frappiert. So etwas hatte er nie erlebt, ja, sich nicht getraut zu hoffen. O wie sinkt Berlin bei ihnen vor Wien nieder! Sprich du nur selber mit ihnen über Wien! Dir wird dein Herz schwellen bei dem, was sie dir Gutes und Liebes von unserer Hauptstadt erzählen werden. — Friedr. Schl. [Friedrich Schlegel] ist mir ganz ein lieber Mensch, gesetzt, anspruchslos und wirklich ein vielseitiger, gründlicher Gelehrter. Er sagt seine Meinung offen und frei, ohne Dreistigkeit, ohne Rechthaberei, ohne irgendeine Zudringlichkeit. In meinem Leben hätte ich in diesem ernsten, ordentlichen, gesitteten Menschen nicht den Verfasser der „Lucinde" vermutet . . . Ich bin diesen Leutchen allen sehr gut, und ich glaube, sie sind mirs auch. Ich schätze ihre nicht gemeinen und auch wohl gründlichen Kenntnisse, ihren Eifer und ihr redliches Bestreben, sich immer mehr zu vervollkommnen, und bin ihnen dankbar erkenntlich für ihre Freundschaft und Gefälligkeit. Aber ihre poetische Poesie, ihre Jakob-Böhmerey und Hans Sachserey kann und werde ich nie loben. Sie haben auch in der Kunst schon Besseres geleistet, dem ich alle Gerechtigkeit widerfahren lasse.'

Mit diesem erfolgreichen Eindringen der Romantiker in die Wiener literarische Welt läuft parallel das Durchdringen jener Literatur mit ihren Ideen, in der sich die Anschauungen der Allgemeinheit zeitlich am deutlichsten offenbaren: der Almanache, Zeitschriften und Zeitungen.

Schon im ‚Musenalmanach für das Jahr 1805, den Streckfuß und Treitschke herausgaben, finden sich nach Art der Romantiker Übersetzungen von Kanzonen Petrarkas. Und der ‚Musenalmanach für das Jahr 1808', den August Kuhn und Treitschke herausgaben, brachte bereits Beiträge von Isidorius Orientalis (Otto Graf von Loeben), Franz Theremin und Zacharias Werner.

Gegen diese Musenalmanache im besonderen und gegen die romantische Richtung überhaupt trat Schreyvogel in seinem unter dem Decknamen Thomas West 1807 gegründeten ‚Sonntagsblatt' auf; er verfolgte mit bissigem Spotte die Bestrebungen der Romantiker, verachtete ihre volkstümlichen Ideen, die in ‚Des Knaben Wunderhorn' die bedeutungsvollste Tat reiften. Selbstverständlich wetterte er gegen die beiden Schlegel, besonders gegen August Wilhelm, dessen erfolgreiche Vorlesungen ihm ein Dorn im Auge waren. Es mag hiezu auch ein persönlicher Anlaß gekommen sein. August Wilhelm Schlegel* hatte in der Einleitung zu seinen Vorlesungen der bloß negativen Kritik Lessings und seines Nachfolgers Schreyvogels — die sich damit begnügte, die Fehler eines Kunstwerkes aufzudecken und dieses nach einem festen, unbeweglichen Maßstabe in diese oder jene Gattung einzureihen — die der ‚echten Kenner' gegenübergestellt, womit er natürlich sich selbst und die Romantiker meinte. Das ‚Sonntagsblatt' griff die Vorlesungen August Wilhelm Schlegels an, deckte ihre Fehler auf. Dieser Hetze gegen die Romantiker vonseiten

* Vgl. Karl Wagner, Der Einzug der Romantiker in Wien und die Wiener Presse. ‚Die Kultur', Wien 1908, IX. Jhrg.

Schreyvogels schlossen sich auch andere Blätter an; um so mehr, als die Regierung sich den neuen Tendenzen, besonders in ihren politischen Momenten, gewogen zeigte; es seien hiefür nur ‚Die Briefe des Eipeldauers' von Joseph Richter genannt. Da sahen sich die Romantiker gezwungen, ein Blatt für ihre Ideen zu gründen. Und so kam es im Jahre 1808 zur Ausgabe des ‚Prometheus', dem Leo v. Seckendorf und Jos. Lud. Stoll vorstanden, der es aber nur zu sechs Heften brachte. Nun steigerte sich der erbitterte Kampf, bis das Kriegsjahr 1809 kam und den Romantikern dadurch zum Siege verhalf, daß die österreichische Regierung ihnen wichtige staatliche Stellen und die Redaktion von Staatszeitungen übertrug, während ihre Gegner, die Herausgeber des ‚Sonntagsblattes', in Verdacht gerieten, ‚nicht mit Anhänglichkeit an den Staat verknüpft zu sein', und daher polizeilich überwacht wurden.

Dieser Kampf gegen die Aufklärung auf literarischem Gebiete gewann dadurch an Bedeutung und Erfolg, daß gleichzeitig mit ihm durch Clemens Maria Hofbauer gegen die kirchliche Aufklärung angekämpft wurde. Und so gewann die energische Aktion Clemens Maria Hofbauers nicht nur für die Frage der kirchlichen Entwicklung, sondern indirekt auch für die der literarischen an Bedeutung.

Die allgemeinen religiösen Verhältnisse in Wien während der zwei letzten Dezennien des achtzehnten und der zwei ersten des neunzehnten Jahrhunderts hat Sebastian Brunner dahin gekennzeichnet, daß er die ‚stille Wirksamkeit', die sich ganz allein nur um den inneren Menschen kümmern und ja nicht nach außen ins Leben treten durfte, die eine Folge der beschwichtigenden, alles, was sich nach außen manifestieren wollte, zurückdrängenden Regierung und Verwaltung war, als Hauptgrund für den Mangel an öffentlichem katholischen Leben angab. Dazu kamen die schlechten Früchte der ‚Aufklärungszeit', eine weite Verbreitung des Rationalismus, die politisch-kirchlichen Reformideen Kaiser Josefs II., der als letztes Ziel aller Erziehung die Heranbildung ‚nützlicher Staatsbürger' ansah. Von diesen Tendenzen war das katholische Leben Wiens, ob es sich auf der theologischen Lehrkanzel oder auf dem Predigtstuhle, im Klerikalseminare oder in der religiösen Literatur, im kirchlichen oder privaten Leben äußerte, erfüllt. Wie drückend man diese Verhältnisse empfand und wie klar man sie durchschaute, beweist eine Briefstelle Lorenz Leopold Haschkas an Karl Leonhard Reinhold aus einem Schreiben vom 5. März 1804: ‚Unser guter, guter Kaiser! ... Es hält ihn eine gleißnerische, verächtliche Pfaffenpartei umgarnt, die sein zartes Gewissen frevelhaft ängstigt, und ihn Schritte tun macht, die ihn und sein Volk sicherlich nicht dahin bringen, wohin er es mit seinem geraden Sinn und besten Willen zu führen gedenkt! Alle echten Patrioten zucken die Achseln und unterdrücken mit einem Blick gen Himmel einen tiefen Seufzer.' —

Man war katholisch; aber der Geist der Aufklärung hatte das Verständnis für eine tiefe Frömmigkeit genommen; so begreift es sich, daß Caroline Pichler von Dorothea v. Schlegel schrieb: ‚Wohl könnte es mir nicht einfallen, das Übermaß von Frömmigkeit, in das sich Frau v. Schlegel hineinverloren hatte, und das sie den Ansichten der Ligorianer, überhaupt dem Ultramontanismus so geneigt machte, zu billigen oder wohl gar zu verteidigen.'

Es gab auch Männer und Familien, welche sich gottgetreu erwiesen und in ihren Kreisen durch Wort und Beispiel für das Walten des Heiligen Geistes in der Kirche, für die unverwüstliche Kraft der ewigen Wahrheit Zeugnis gaben. Aber ihre Zahl war gering; andererseits wußte man ihre Tätigkeit zu unterbinden. Der ausgezeichnete Graf Sigmund von Hohenwart, ein Freund des Dichters Denis, war, als er im Jahre 1804 im 74. Lebensalter den erzbischöflichen Stuhl Wiens bestieg, zu alt, um mit Erfolg gegen diese Zeitströmung zu kämpfen. Nur der Hofburgpfarrer und Beichtiger des Kaisers, Frint, der Begründer der noch bestehenden Wiener Pflanzschule für höhere Kirchenämter (das Frintaneum), war von streitbarer Natur; er wollte mit aller Gewalt die Gesellschaft von allen josephinischen Gedanken läutern und im kirchlichen Sinne retten.*

Die inneren Gründe liegen also klar, warum jene Romantiker, die als überzeugte Katholiken nach Wien kamen, sich als solche nicht betätigen konnten, warum sie mehr in jüdischen (bei Pereiro, Arnstein, Eskeles usw.) als in christlichen Salons Anschluß und Aufnahme fanden, warum sie selbst eine öffentliche katholische Betätigung unterließen, warum sie in diesem Sinne erst arbeiteten, als ein Mann wie Clemens Maria Hofbauer jenem Zeitgeiste rücksichtslos entgegentrat und mit ihnen Fühlung nahm.

Dazu kam, daß die Regierung für die schwärmerisch angehauchte Frömmigkeit der Romantiker wenig Sympathie hatte; sie war ihr geradezu verdächtig; denn aus ihr hätte eine religiös-sittliche Erneuerung der Gesellschaft entspringen können. Und nun suchten Hofdekrete, Polizeiverordnungen und Zensur diese Quelle zu verstopfen. Überall witterte man Geheimbündelei und Aufruhr;** so kam es, daß auch das Volk an das Gespenst geheimer Verschwörung glaubte und, von den josephinischen Ideen noch erfüllt, den kirchlichen Organisationen mißtraute, die Orden, besonders die neu eingeführte Kongregation der Redemptoristen, als geheime Bünde für eine geistige Knechtschaft haßten. Durch diesen Druck wurde aus der romantisch katholischen Partei, die anfänglich nur irenische Tendenzen hatte,*** eine kampfbereite Sekte, die gegen den Staat

---

* Vgl., auch für das folgende: Eugen Guglia, Religiöses Leben in Wien 1815 bis 1830. ‚Allgemeine Zeitung', München 1891.

** Wie charakteristisch ist hiefür die Antwort des Kaisers Franz auf die Klage der Mutter Othmar Rauschers, des nachmaligen Fürsterzbischofs von Wien, über die religiöse Überspanntheit ihres Sohnes: ‚Liebe Frau, wenn es Ihnen recht ist, werde ich die Sache durch die Polizei untersuchen lassen.' — Vgl. Dr. Cölestin Wolfsgruber, Joseph Othmar Rauscher, Fürsterzbischof von Wien. Sein Leben und sein Wirken. Freiburg 1888.

*** Als Beweis hiefür sei angeführt, wie Clemens Maria Hofbauer sich über die Reformation äußerte; als der Buchhändler Friedrich Perthes, eine tiefe protestantische, irenische Persönlichkeit (er mißbilligte z. B. Vossens Angriffe gegen den Konvertiten Stollberg, dessen ‚Geschichte der christlichen Kirche' er in Verlag nahm), Clemens Maria Hofbauer besuchte, äußerte sich der Redemptorist über die Reformation: ‚Seitdem ich als päpstlicher Abgesandter in Polen die religiösen Zustände der Katholiken und in Deutschland die der Protestanten habe vergleichen können, ist es mir gewiß geworden,

frontierte und diese Wandlung am charakteristischesten in Sebastian Brunner offenbarte.

So hat die österreichische Regierung den Romantikern einerseits den Weg geebnet, andererseits aber sie allmählich in eine Opposition getrieben, durch welche sie von ihren rein literarischen Interessen abgelenkt wurden. Die Jahre also, welche von den Romantikern stark beeinflußt wurden, hatten, im ganzen betrachtet, durch sie weniger einen literarischen als vielmehr einen allgemein geistigen, einen katholischen Charakter bekommen; und insoweit ist mit diesem Abschnitte von der Geschichte der deutschen Romantik Clemens Maria Hofbauer verbunden.

Clemens Maria Hofbauer war der Sohn einer einfachen Bauernfamilie in Taßwitz (Mähren)*. Da sein Vater bald starb und Geld zum Studium fehlte, mußte Clemens ein Handwerk lernen; er kam als Bäcker in die Prämonstratenserabtei in Bruck bei Znaim, dessen Prälat seine Talente erkannte und ihn die lateinische Klosterschule besuchen ließ. Nach einem Einsiedlerleben in Mühlfrauen ging Clemens Maria Hofbauer im Jahre 1778 nach Wien, von wo er öfters nach Rom wanderte. Mit zweiunddreißig Jahren ließ er sich in Rom in die Kongregation vom heiligen Erlöser aufnehmen. Damals schon faßte er den Plan, seine Kongregation nach Deutschland zu verpflanzen. Aber die Verhältnisse waren so ungünstig, daß er es vorzog, nach Warschau zu gehen, wo ihm der König Stanislaus Poniatowski das Klostergebäude und die Kirche zu St. Benno einräumte. Clemens Maria Hofbauer entfaltete eine weite Tätigkeit und gründete von Warschau aus Niederlassungen der Kongregation in der Schweiz und im Schwarzwalde. Je größer aber die Erfolge der Kongregation wurden, desto kühner traten ihre Feinde mit offenen und heimlichen Angriffen auf. Als nach der dritten Teilung Polens Warschau an Preußen kam, wandten sich die Gegner der Kongregation mit einer Beschwerdeschrift an Friedrich Wilhelm III., der zur Untersuchung der Anklagen eine Kommission einsetzte, der auch Zacharias Werner, welcher Ende des Jahres 1805 von Warschau als geheimer Sekretär nach Berlin versetzt worden war, angehörte. Da sich alle Verdächtigungen als grundlos erwiesen, gab die preußische Regierung den Auftrag, in Zukunft die Kongregation gegen alle Anfeindungen in Schutz zu nehmen. Als der Friede von Tilsit im Jahre 1807 Warschau an

daß der Abfall von der Kirche eingetreten ist, weil die Deutschen das Bedürfnis hatten und haben, fromm zu sein. Nicht durch Ketzer und Philosophen, sondern durch Menschen, die wirklich nach einer Religion für das Herz verlangten, ist die Reformation vorbereitet und erhalten.' Vgl. Perthes Clemens Theodor, Friedrich Perthes Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mitteilungen. Gotha, 1861. Zweiter Band. S. 124 f. Für den ungetrübten, objektiven Blick Clemens Maria Hofbauers in die kirchlichen Verhältnisse von damals zeugt auch folgende Charakterisierung durch einen Brief Johann Emmanuel Veiths vom 21. April 1863 (bisher unveröffentlicht): ‚. . . und nicht ohne Grund hat Hofbauer, der ein wirklicher Heiliger war, fast täglich wiederholt, Rom sei an allem Übel schuld.'

* Vergl. auch Martin Spahn, ‚Clemens Maria Hofbauer'. Hochland 1908/09 II, Seite 299.

Sachsen brachte, erneuerten sich die Verfolgungen gegen die Kongregation, welche im Jahre 1808 vertrieben wurde. Man hielt Clemens Maria Hofbauer und seine Brüder vier Wochen in der Festung Küstrin fest und schob dann jeden in seine Heimat ab. So kam Clemens Maria Hofbauer in einem der letzten Monate des Jahres 1808 nach Wien. Er soll zuerst bei einem Bekannten in der Alserstadt gewohnt haben, bis ihm durch die Verwendung einflußreicher Freunde aus Warschau Baron Penkler als Administrator der italienischen Kirche in einem anstoßenden Gebäude, im ‚wällischen Hause', eine Wohnung anwies. Als im Jahre 1809 der Direktor der Kirche starb, wurde die Stelle interimistisch Clemens Maria Hofbauer zugewiesen; damit begann seine seelsorgliche Tätigkeit in Wien. Im Frühjahre 1813 wurde er Beichtvater der Ursulinerinnen und wohnte in einem Hause des Klosters auf der Seilerstätte. Als man in weiten Kreisen auf ihn aufmerksam wurde und erfuhr, daß er einem ‚ausländischen', in Österreich nicht gestatteten religiösen Orden angehöre und mit einem außerösterreichischen Ordensgenerale in Verbindung stehe — was die Verordnungen in publico ecclesiasticis verboten und bestraften — wurde er vor das Wiener Konsistorium gerufen und in seiner Wohnung von einer Untersuchungskommission aufgesucht, die alle seine Schriften durchstöberte und ihn vor die Entscheidung stellte, aus dem Orden auszutreten oder die österreichischen Staaten zu verlassen. Jetzt setzten sich die Freunde Clemens Maria Hofbauers für ihn ein. Baron Penkler sprach bei Erzbischof Hohenwart vor, der zu Kaiser Franz ging und eine sofortige Aufhebung des Regierungserlasses bewirkte. Als der Kaiser durch Papst Pius VII. auf Clemens Maria Hofbauer aufmerksam gemacht wurde — er nannte ihn einen apostolischen Mann —, bedauerte er vor Hohenwart das Vorgehen seiner Behörden und wollte zum Beweise seines Wohlwollens ihm eine Gnade erweisen. Clemens Maria Hofbauer richtete daraufhin im Einverständnisse mit dem Burgpfarrer Frint und dem Hofkaplan Darnaut am 29. Oktober 1819 an den Kaiser das Gesuch, die Errichtung eines Kollegiums der Redemptoristen in Wien zu gestatten; vor seinem Tode am 15. März 1820 erfuhr Clemens Maria Hofbauer noch die Bewilligung seiner Bitte durch den Kaiser Franz.

Von der großen Liebe, mit der man in Wien an Clemens Maria Hofbauer hing, möge eine Briefstelle zeugen, die von dem Leichenbegängnis des Redemptoristenpaters erzählt.* Dorothea Schlegel schrieb am 13. Juli 1820 an ihre Söhne in Rom: ‚Was ich hier verloren habe — doch mit Unrecht sage ich *ich*, — was wir alle verloren haben, was ich immer mein Leben lang nun vergeblich suche, ist unser lieber, lieber geistlicher Vater; ich darf nicht darüber reden, mein ganzes Herz will mir entfallen, rede ich von dieser Seele, daß ich sie nun vermissen muß in diesem sonst so wenig Freude gebenden Leben! Ich lege dir die Abschrift einer Stelle aus einem Briefe bei, welche Auguste Mengershausen nach Rom geschrieben über sein Begräbnis. ‚Viele hundert Menschen haben

* Ich verdanke die Einsicht dieses Briefes Herrn Alexander von Bernus, dem Besitzer des ehemaligen Schlosserschen Stiftes Neuburg bei Heidelberg, der mich freundlich seine Materialien einsehen ließ.

weinend seiner Leiche gefolgt, ohne vorherige Verabredung oder Einladung. Ein Kaufmann trat aus seinem Laden und frug: „Wen begraben sie denn da? Das muß ein reicher Mann gewesen sein!“ — Jawohl reich, wie viele gibt es wohl, die reich sind wie Er es war.‘ Die Abschrift der Briefstelle Auguste Mengershausens lautet: ‚Er starb wie ein Heiliger, lebte wie ein Heiliger und duldete wie ein Freund Gottes; die letzten Tage sprach er nichts mehr, litt unbeschreiblich, gab aber Zeichen seiner Besinnung bis zu seiner Auflösung, wo ihn Gott verherrlichte. Sein Zimmer wurde, bis er beerdigt war, nicht leer von Menschen, die auf den Knien lagen, und suchten die Zipfel seines Leichentuches oder sein Gewand zu küssen, weil sie sich zum Teil nicht würdig hielten, seine Hände zu küssen. Ein Teil seiner jungen Leute trugen ihn, der stets in Armut, Dürftigkeit und Demut gelebt hatte, im Triumph in die Stephanskirche. Ein großer Teil der Geistlichkeit kam freiwillig; von St. Stephan mehrere mit den Alumnen, von den Augustinern, unter anderen auch der Pater Antonius; die Serviten, die Armenier usw. Die Menge derer, die ihm folgten, ist nicht zu beschreiben. Pilat, Müller und Klinkowström gingen nahe hinter dem Sarge und trugen Kerzen; die M. S. (Madame Schlegel?) und ich führten den Zug der Frauen an, deren Unzählige folgten. In St. Stephan waren alle Altäre mit vielen brennenden Kerzen besetzt; eine Menge von Schulkindern sangen so schöne Lieder, daß ich glaubte, die Engel singen zu hören. Am andern Morgen haben ihn seine Schüler nach Maria Enzersdorf gebracht, wo sie ihm ein Grab gekauft haben. Jetzt haben sie ihm ein simples Kreuz auf sein Grab gegeben, bis das Monument für ihn wird fertig sein. — Der geistliche Herr Rinn hat ihn sehr glücklich gezeichnet, wie er auf der Bahre gelegen, und Schnorr hat ihn auf Stein gezeichnet, mit sehr viel Fleiß und Genauigkeit.‘ . . .

Dieser kurz skizzierte Bericht über die Geschichte Clemens Maria Hofbauers in Wien einerseits und die mitgeteilte Briefstelle andrerseits offenbaren, wie der Redemptoristenpater rasch die Sympathien weitester Kreise und großen Einfluß gewann, wie durch ihn das religiöse Leben in Wien aufgeweckt und vertieft wurde. Dazu trug teils seine einfache und praktische Persönlichkeit, sein karitatives unermüdliches Wirken, teils sein unentwegtes mannhaftes Eintreten für das Bekennen und die Betätigung des katholischen Glaubens bei. Er ist in dieser Beziehung zu einem Teile mit Schleiermacher zu vergleichen, der sich auch um den Kampf gegen die Aufklärung und um eine Vertiefung des religiösen Lebens bemühte. Freilich bedingt die Verschiedenheit der Konfessionen einen großen Unterschied der beiden in den Wirkungen ihrer Persönlichkeiten ähnlichen Männer. Schleiermacher verband mit seinen Zeilen auch künstlerische Tendenzen, was Clemens Maria Hofbauer ferne lag. Wohl hat auch der Redemptoristenpater Beziehungen zur Literatur und ihren Vertretern gewonnen; aber seine Ziele waren dabei lediglich katechetische, apologetische, seelsorgliche. Vor allem stand er zwei Schriftstellerkreisen nahe. Der eine Klub versammelte sich in einem anständigen Gasthause der Stadt in einem abgesonderten Lokale jede Woche zu geselliger Unterhaltung an einem Abende; hier verkehrte Johann Emmanuel Veith; auch Clemens Brentano war Gast dieses Zirkels. Es ist möglich, daß diese Vereinigung dieselbe ist, von der Sebastian Brunner genaue Daten gibt:

Es pflegten sich (zwischen 1815 und 1818) in einem anständigen Lokale der Essiggasse zwanzig bis dreißig Schriftsteller allwöchentlich zu einem Abendkränzchen zu versammeln. Auch Sebastian Brunner berichtet, daß Clemens Brentano hier verkehrte und erzählt von ihm und Johann Emmanuel Veith eine köstliche Anekdote. Ob Clemens Maria Hofbauer in diesen Kreisen verkehrte, läßt sich nicht feststellen. Sicher aber hatte er enge Fühlung mit dem Hause Friedrich Schlegels, das bald ein Mittelpunkt der literarischen Kreise wurde; die Romantiker, welche für kürzere oder längere Zeit nach Wien kamen, besuchten das Haus Friedrich Schlegels. Von Joseph von Eichendorff haben wir hierüber Tagebuchaufzeichnungen; er notiert auch einen Besuch Clemens Maria Hofbauers im Hause Friedrich Schlegels; am 3. Februar 1812 schreibt er: ‚War ich abends, wo ich bloß Dorothea, Philipp und Eggers und Baron Buhle traf. Später kam Schlegels Beichtvater, ein Ordensgeneral, voll Feuer, lustig, polnisch sprechend ꝛc. mit einem anderen Pater. Er ließ heimlich hinstellend eine Torte zurück, die wir dann mit Wein verzehrten. Madame Schlegel hatte ihm schon von uns erzählt . . .‘ Die Romantiker und jene, die ihnen nahestanden, gaben ihren Bekannten auch Empfehlungen für das Haus Friedrich Schlegels mit; so kam Johann Nepomuk von Ringseis dorthin; in seinen ‚Erinnerungen‘ finden wir folgende Stelle: ‚Empfehlungsbriefe von Röschlaub und Ast führten uns zu Friedrich Schlegel, wo wir öfter zum Tee geladen wurden . . . Bei Schlegel lernte ich den berühmten Pater Clemens Hoffbauer, den Begründer der Redemptoristen in Deutschland kennen.‘

Clemens Maria Hofbauer hatte auch einen eigenen, natürlich vorzüglich seelsorglich interessierten Zirkel in seiner Wohnung. Dort verkehrten Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Anton und Georg Passy, Jos. Peter Silbert, Johann Emmanuel Veith und Anton von Pilat einerseits und eine Schar von Studenten, denen Clemens Maria Hofbauer wie ein Vater entgegenkam, andrerseits.

(Fortsetzung folgt.)



# Die Stunde kommt / Von Franz Herwig

Venit hora! (Alte Grabschrift.)

I.

Ich schreibe in tiefer Nacht. Ich finde keine Ruhe. Vom Lager sprang ich auf, voll von rastlosem Schmerz und tiefem Grauen. Denn während der wilde Sturm wie in der vorigen Nacht dieses einsame Haus umheulte, diesen verstümmelten Palast, der einst ‚Die Wonne von Maderno' hieß, und die Stürze der Wasser aus den Speiern am Dach sein Tosen auf Augenblicke übertönten, war es mir wieder, als sei anderes außer mir im Zimmer. Aber dann fiel doch die Müdigkeit über mich. —

Oder war es kein Schlaf, der mich umfing? Sah ich wirklich undeutlich aus zarten Scheinen gefügte Wesen im Saal, — gekleidet wie Menschen in vergangenen Jahrhunderten? Oder träumte ich nur von einem hoheitsvollen Mann mit trostloser Schwermut in den Zügen, dem eine Kutte nicht von der Seite wich, von einem üppigen Paar, von einem kleinen Alten mit schlürfenden Schritten?

Es waren Augen auf mich gerichtet, voll wehmütigen Mitleidens. Auch Bitten waren darin.

Es drängte sich an mein Lager, und meine Hand wurde berührt. Und als ich von Schauern geschüttelt emporfuhr, die Kerze mit zitternden Fingern entzündete, war es mir, als lebe in den fernen Ecken des Raumes noch immer ein Etwas, das mich mit Grauen anwehte.

Der Schein des Lichtes lief an den alten Fresken auf und nieder.

Ich wußte — die Gestalten an den Wänden sind gemalt, festgebannt, reglos. Aber sie bewegten sich doch.

Da entzündete ich den vielarmigen Leuchter und stand inmitten des Raumes.

Der Sturm schwieg jetzt. Nur ganz ferne, im Gebirge, klang noch ein unbestimmtes Sausen. Im Hause war es still. —

Warst du es, Vincenzo? Wart ihr es, Bulgarini und Klara Isabella, du Ghiselli, Schatzgräber, Suchender wie die anderen? Ihr, die ihr von der Pest der Ruhelosigkeit geplagt — gleich mir — als Schatten mahnend in diesen Räumen schwebet?

◆ ◆ ◆

Auch gestern nacht schrie der Sturm um das Haus. Auch gestern nacht sah ich Fremde in diesem Saal und fühlte mitleidvolle und sehnende Blicke auf mir.

Und als der Morgen grau und zögernd aus den jagenden Wolken auf die Erde sank, ward ich inne meiner alten Ängste und Nöte, meiner Heimatlosigkeit, und dem schmerzhaften Drängen, zu suchen, das in meiner Brust bohrte.

Sollte ich diese Gestade fliehen — wie schon oft? Hinaus in die Welt, — voll der Unruhe und Sehnsucht nach dem Unfaßbaren. Wieder das Leben suchen und vielleicht endlich den Tod finden?

Aber mich hielt etwas. Ach, da ist ein Mädchen im Haus, eine junge Knospe, frisch wie der Morgen, verheißend wie er und heiter. Ich habe mich an dieses Menschenkind gehängt, weil es alles das hat, was ich je gesucht, besonders das fraglose Insichruhen.

Und doch wieder: sie war es, die mich forttrieb. Denn ich wollte sie nicht brechen wie die andern. Den Schattenbildern und ihr wollte ich entfliehen — und mir selber. Also: Fort, fort! Es dämmerte schon, als dieser Drang mich packte. Ich mußte über den See. Der letzte Zug, der von Garda nach Verona geht, mußte erreicht werden. Von Verona lag mir die Welt offen. Keine Nacht mehr in diesem Haus!

Und ich eilte fort. Der See war wild erregt, und das Boot im Hafen tanzte an der hemmenden Ankerkette. Kein Mensch war auf der Piazza, um mir zu helfen. Aber beim alten Boschetti saß, den Vermouth vor sich, Filippo, den Schnurrbart nach vorn zerrend.

‚Hör du, Filippo!‘

‚Ja, Herr.‘

‚Mach, ich will nach Garda hinüber!‘

‚Ihr könnt nicht fahren, Herr.‘

‚Aber ich will!‘

‚Ihr könnt nicht.‘

Dabei zog er die Pfeife und suchte nach dem Tabak in seiner Westentasche.

‚Filippo, es ist mir ernst.‘

‚Kein Mensch geht heute auf den See.‘

‚Also du hilfst mir nicht?‘

‚Nein, Herr.‘

So lief ich wieder zum Hafen, schwang mich auf die Steinbrüstung, um an der Leine das Boot heranzuholen. Aber da klappt die Tür drüben bei Boschetti, und Filippo kommt quer über die Piazza.

‚Ist es wirklich ernst, Herr?‘ fragte er.

Ich zerre nur an dem durchnäßten Knoten und löse ihn endlich.

Aber da nimmt mir Filippo das Seil aus der Hand und zieht das Boot heran, springt hinein und löst die Kette von der Tonne. Dann richtet er den Mast und zieht das Segel auf. Es schlägt im Winde wie eine Flagge hin und her, bis nervige Fäuste es packen.

‚Dank dir, Filippo, aber nun geh heraus!‘

Der setzt sich nieder und befestigt das Steuer. Ich warte, daß er das Boot verläßt. Aber er blickt mich nur wartend an.

‚Steig aus!'

Er schüttelt den Kopf und murrt:

‚Ich fahre mit.'

Draußen, als der Schutz des Landes aufhört, stürzt sich der Sturm auf unser Boot, wirft es umher, hüllt es in flatternde Schaumwolken und jagt es vor sich her. Aber nun kreuzen wir gegen den Wind, nach wenigen Minuten schon von den Wogen durchnäßt, betäubt von dem Brausen umher. Wir halten auf Kap Vigilio zu, dessen Umrisse deutlich herüberscheinen. Aber das Boot treibt ab. Der Sturm wirft sich plötzlich herum, im nächsten Augenblick wieder. Bis in die Schaumkronen der Wellen drückt er das stöhnende Segel. Mir, der ich mit schmerzenden Fäusten das Steuer halte, ist es, als müsse jetzt der Tod kommen. Aber er streift uns nur. Der Kampf geht weiter. Eine Stunde geht hin. Strömung und Wind sind zu stark. Hinter uns wird die Insel deutlicher, auf die wir zutreiben. Das Boot ist zum Sinken mit Wasser gefüllt. Die Zeit verrinnt. Es ist nicht mehr möglich, den Zug in Garda zu erreichen.

‚Herum, Filippo, zur Isola!'

Und sausend, das wilde Wasser mit dem schneidenden Kiel unseres Bootes in kochenden Schaum wandelnd, jagen wir auf die Insel zu, haarscharf an überspülten Klippen vorbei, in ruhiges Wasser, in den Schutz der Zauberinsel.

Wie Trunkene, taumelnd und stammelnd, stehen wir dann am Ufer, betäubt und bleich.

◆ ◆ ◆

Ich bin an den Schreibtisch gebannt. — Auch ist es mir, als flüstere jemand an meinem Ohr.

Dazu ist es jetzt totenstill. Das schwelende Ölbaumholz im Kamin allein gibt einen gleichmäßigen vagen Ton. Und nun — mit seltsamer Schärfe und Deutlichkeit erlebe ich innerlich die Geschichte jener Menschen, die vor mir im Haus der Gonzaga lebten, jener Menschen, die ich als Schatten sah, — erlebe so tief, daß ich eins mit ihnen werde.

Zwei harte Schläge hallen von St. Andreas übermäßig laut herüber. O dieses Gefühl grenzenloser Einsamkeit, — verschlungen in das dunkle Empfinden vom Weben geheimnisvoller Mächte um mich!

Ich bin gebannt, — ich muß schreiben. — Und so erzähle ich.

## II.

Es war im ersten Frühling des Jahres 1607. Der Herzog Vincenzo Gonzaga schritt langsam aus dem Bereiche des Lärmes, der auf der Baustelle des herzoglichen Hauses von Maderno ertönte, der Lorbeerwildnis zu, die, in der Sonne duftend, sich nach dem See hinunter zog. Ein

kleiner, grauer Mann, in schwarzen Samt gekleidet, ging einen halben Schritt hinter ihm, ohne daß der Herzog zu ihm sprach. Erst nach einer Weile schien Vincenzo sich zu besinnen; er faßte mit einem unruhigen Griff nach dem Amethystknopf seines Dolches, der im Gürtel hing, und blieb stehen.

‚Cobello, ich rechne auf dich.‘

‚Ihr könnt es, gnädiger Herr.‘

‚Du versprichst mir, in einem Jahre alles das mit aller Kunst in Wirklichkeit aufzurichten, was Viani in seinen Plänen geschaffen.‘

‚Das verspreche ich, Herr.‘

‚Schone das Volk nicht,‘ fuhr der Herzog fort. ‚Presse die Madernesen, diese stumpfen Gesellen ohne Geist, daß sie Leute stellen, greife in ihre ärmlichen Rechte, dringe auf freie Lieferung der Steine und des Holzes, plage sie, wie du magst, damit sie sich regen. Du bist meiner Gunst sicher, also laß sie murren.‘

‚Der gnädige Herr wird mich immer eifrig finden, seiner Hoheit zu dienen.‘

Ein leichtes Kopfnicken des Herzogs verabschiedete ihn. Er blieb in gebeugter Stellung, bis der Herzog um eine Biegung des Weges war, dann eilte er zurück, und die stärker werdenden Geräusche der Arbeit bekundeten, daß der Baumeister mit Eifer und Strenge die Scharen der Arbeiter anfeuerte.

Der Fürst schritt weiter durch die Lorbeeren, tiefer hinein in eine träumerische Einsamkeit, die von dem Duft zahlloser Veilchen erfüllt war. Die sonnenhelle Luft war belebt von dem Singen vieler Vögel, und den Schritt des einsamen Mannes begleitete ein unaufhörliches Rascheln und Huschen in den Hecken. Es waren Eidechsen, die der Mensch von den sonnenheißen Wegen scheuchte.

Das bleiche Gesicht des Herzogs, schwermütig gemacht durch zwei tiefe Falten, die von den Mundwinkeln abwärts liefen und in dem dunklen Bart sich verloren, blieb regungslos dem Zauber dieser Stille gegenüber. Die großen Augen verfolgten mit träumerischen Blicken den Lauf des Weges, ohne je aufzusehen. Aber eine seltsame Unruhe schien in dem Manne zu sein. Die mageren Hände blieben nicht einen Augenblick regungslos. Die Linke fuhr heftig den Bart auf und nieder, während die Rechte am Gürtel und am Dolch herumtastete.

Der Weg lief jetzt an dem Kanal entlang, der die Fortezza von dem Lande trennte. Eine große Barke mit farbigen Segeln, die in der Windstille schlaff herunterhingen, glitt langsam, von den Schlägen der langen Ruder getrieben, in den Kanal. Der Herzog blieb stehen und sah hinüber. Sein Gesicht erhellte sich, als er auf dem Verdeck köstliche Stücke roten veronesischen Marmors gewahrte, die bestimmt waren, die Portale des neuen Hauses zu bilden.

Die Schiffsleute zogen die Kappen, als sie den Fürsten gewahrten. Der nickte hinüber und setzte seinen Weg fort, begleitet von dem inbrünstigen Tönen eines traurigen Liedes, das ein junger Bursche von der Fortezza herübersang, bis die Wellen seiner tönenden Stimme den schneller Schreitenden nicht mehr zu erreichen vermochten.

Der Pfad schlang sich bergauf. Zypressen traten hervor und warfen scharfe, schmale Schatten über ihn. Kühle wohnte in ihrem Schutze. Oben, dicht an dem breiten Heerweg, der von Toscolano heraufkam, stand, von der Straße durch dichte Lorbeerhecken getrennt, eine Ruhebank. Auf dem heißen Marmor sonnten sich große goldgrüne Eidechsen mit bläulichen Köpfen. Der Herzog scheuchte sie fort und ließ sich aufatmend nieder. Doch vernahm er das Murmeln einer Stimme in seiner Nähe und blickte um sich. Da sah er, daß ein Mönch in der Kutte des hl. Franz von Assisi auf dem Heerwege herankam. Seltsam, der Mann, dessen brauner Bart bis zum Gürtel reichte, trug in seinen Armen eine fast lebensgroße Figur, aus dem steinschweren Holze des Ölbaumes geschnitzt. Als der Bruder näher kam, sah der Herzog mit verächtlichem Lächeln, daß es eine Christusgestalt war, die der Mann mit großer Zärtlichkeit in den Armen hielt. Dazu murmelte er eintönige Gebete vor sich hin, zuweilen das mit roter Farbe grell wie mit Blut bemalte Haupt des Heilandes küssend.

Der Herzog wandte sich unmutig ab, und heftiger strich die Rechte über den Knauf des Dolches. Diese Bewegungen aber verrieten seine Anwesenheit. Der Bruder erblickte ihn, blieb demütig mit gesenktem Haupte stehen, und nach einer Pause sprach er mit tiefer, tönender Stimme:

‚Euer unwürdiger Knecht bittet im Namen des Heilandes um einen Bissen Brot.‘

Der Herzog blickte ihn feindselig an. Dann sprach er:

‚Welch ein Narr bist du, diesen bemalten Holzklumpen mit dir zu schleppen!‘

‚Eine süße Last ist es wahrlich, die ich trage. Eures Heilandes Bild, Herr, und auch meines, so hofft meine Seele, wenn sie auch eines Erbarmens unwürdig ist.‘

‚Ich kenne das Geschwätz,‘ ruft der Herzog unmutig; ‚das Land wimmelt jetzt von Tagedieben deiner Art. Weil die Pest in einigen Städten die Häuser verödet hat, packt euch die Angst vor dem Tode, und ihr wollt den Gott, der in euren Köpfen ein armes Schattendasein fristet, mit Geplärr freundlich stimmen. Mich ekelt vor Euch.‘

‚Wie sollt' es Euch nicht vor mir ekeln, da ich doch ein armer, unreiner Knecht bin, unwürdig, in Eurer Nähe zu stehen. Aber, gnädigster Herr, Ihr irrt, wenn Ihr meint, daß die Angst vor dem Tode in mir ist. Nein‘ — und seine Augen wurden glänzend, und über sein Antlitz ging ein goldener

Ferdinand Hodler/Wetterhorn



Mit Genehmigung des Kunstverlages H. O. Miethke in Wien.

Die Schiffsleute zogen die Kappen, als sie den Fürsten gewah[illegible] Der [illegible] Weg fort, begleitet von dem inbrün[illegible] [illegible] ein junger Bursche von der For[illegible] [illegible] Stimme den schneller [illegible]

[illegible] traten h[illegible] und [illegible] in ihrem [illegible] [illegible]iano heraufkam, [illegible] [illegible]nt, eine Ruheba[illegible] [illegible]une Eidechsen m[illegible] [illegible] ließ sich aufat[illegible] [illegible]me in seiner [illegible] [illegible]Kutte des hl. F[illegible] [illegible] Mann, d[illegible] [illegible] eine fast leben[illegible] [illegible] geschnitzt. Al[illegible] [illegible] Lächeln, daß es [illegible] [illegible]lichkeit in den [illegible] [illegible] hin, zuweilen [illegible] [illegible]es Heilandes [illegible] [illegible], und heftiger [illegible] [illegible]regungen aber [illegible] [illegible] demütig [illegible] [illegible] tiefer, [illegible] [illegible] Namen des Heilandes [illegible]

[illegible] Dann sprach er: [illegible] bemalten Holzklumpen [illegible]

[illegible] trage. Eures [illegible] [illegible] denn ihr auch [illegible]

[illegible] unmutig. [illegible] die Pest in ein[illegible] [illegible] vor dem Tode, [illegible] [illegible] Schatten mir frißet, mit [illegible] [illegible] der Euch."

[illegible] mir ekeln, da ich ein armer, [illegible] [illegible]ten, unw[illegible] zu [illegible] Aber, gnädig[illegible] [illegible], wenn Ih[illegible] vor dem [illegible] in mir ist. [illegible] und seine Augen wu[illegible] ging [illegible]

Ferdinand Hodler / Wetterhorn



Schein der Verzückung —, ‚nein — die Hoffnung auf den Tod ist in mir. Auf den Tod, der Leben ist. Auf Gott, den ich dann schauen werde, hüllenlos, wie ich ihn verhüllt in allen Dingen sehe.‘

Der Herzog lachte befriedigt. Aber der glanzvolle Schein auf dem Gesicht des Mönches hatte ihn nachdenklich gemacht. Er trat einen Schritt näher und sagte:

‚Zeig mir deinen Gott!‘

‚Schaust du ihn nicht, Bruder?‘ rief der Mönch entzückt. ‚Er ist in diesem Wehen der Luft, im Schwirren der Bienen um die Blüten, in den Blüten, in allem; er ist auch in dir.‘

Der Herzog wurde von dem inbrünstigen Ton der Worte getroffen. Er ließ sich auf die Bank nieder, und einige Augenblicke war es still, — so still, daß die Eidechsen huschend aus den Büschen kamen und sich jagten.

‚Höre!‘ sprach der Fürst nach einer Weile. ‚Du lügst! In mir ist nicht Gott. Wie könnte er in mir sein, da ich doch nicht ihn suche, sondern seinen Feind. O ich weiß, daß glänzendere Dinge als eures Glaubens Armut Menschen beseelen können. Ach, wie ich darauf brenne, meinen Palast fertig zu sehen und an den erlesensten Werken feiner Geister, an den köstlichsten Schöpfungen daseinsfreudiger Künstler meines Inneren Fülle zu mehren, unbeschränkt zu herrschen über Wissen, unbeschränkt zu genießen — nicht die rohen Freuden des Stallknechts, sondern an feinen, tiefen Entzückungen mich zu sättigen, die mich für immer dieses Lebens überheben. O, ich will dir zeigen, du Narr, dir und deinesgleichen, daß es ein ander Glück gibt, als blödes Hindämmern von euch Bestien. Geh fort, ich mag dich nicht sehen!‘

‚Der Eremit blieb stehen. Lächelnd erwiderte er:

‚O Herr, Gnädigster, ich bin glücklich, Euch so reden zu hören. Ihr wißt nicht, — aber ich weiß, wie auf geradem Wege Ihr Gott zuwandert. Ihr seid edel und strebt gut. Glück auf den Weg! Er wird Euch bald von der Ferne in die Nähe führen, in Euch zurück. Denn glaubt mir: auch in Euch ist Gott. Ihr ahnt es einst, Herr. Die Stunde kommt.‘

‚Du schwärmst, Mönch!‘

Und er dachte: Nein, ich glaube ihm nicht. Es sind unerhörte Dinge geschehen. Tiefsinnige Männer haben den Schleier von den Dingen gerissen. Die Erde steht nicht mehr fest, die Unendlichkeit ist klar vor unseren Blicken, aber Gott gewahren wir nicht. Nur eine gesetzmäßige Kraft, in sich und durch sich selber sich bewegend, arbeitet gleichmäßig in dieser Welt. Wir werden alle Dinge erforschen. Der ehrwürdige Lombardi hat mich versichert, daß er dicht vor der Lösung des letzten Rätsels steht. Aber auch jetzt schon brauchen wir keinen Gott mehr zu einem Geschäft, das die erhabene Natur besorgt. Ach, ich ahne — wir werden dahin kommen,

daß wir wissenden Menschen diese Welt regieren, formen nach unserem geläuterten Willen. Die Menschheit ist endlich kräftig genug geworden, über die Dinge zu triumphieren und nicht mehr ein Sklavenheer zu sein, das sich von den Dingen und den Dichtungen des fiebernden Gehirns regieren läßt.

Er blickte den Eremiten ernüchtert an. Der aber sprach:

‚Herr, ich fühle, Euer Galilei hat auch Euer Herz vergiftet. Sagt, Herr, ist es nicht gleichgültig für den, welcher glaubt, ob die Erde feststeht oder sich bewegt? Und wenn es wahr ist, was jene Männer lehren, — muß sie da nicht gewaltiger und tiefer das Bewußtsein von Gottes Größe packen? Forscht, so viel ihr wollt, Gott wird nicht kleiner dadurch, er erweist sich uns als Unendlicher. Kein Mensch kann anderes suchen als Gott. Ihr sagt Natur und meinet Gott. Ihm entrinnt Ihr nicht. Ihr fühlt es einst, Herr. Die Stunde kommt.‘

Er trat auf den Weg zurück und sagte:

‚Gelobt sei Jesus Christus!‘

Und der Herzog wußte kaum, was er tat, als er antwortete:

‚In alle Ewigkeit gelobt. Amen.‘

Als der Mönch lächelte, besann er sich. Er rief dem Schreitenden nach:

‚Höre du!‘

Der wendete sich.

‚Du hast mich überlistet,‘ sprach der Herzog. ‚Du bist klug. — Sage mir, welchem Kloster du gehörst!‘

‚Bei dem Kirchlein der Gottesmutter, welches „im Schnee“ heißt, hause ich in Einsamkeit. Man steigt eine Stunde von Salò herauf.‘

‚Nimm dieses Goldstück mit meinem Bild!‘

‚Für Brot will ich Euch danken, Gold verbrennt meine Hände.‘

‚Dann kaufe Brot dafür!‘

‚Ich mag nicht handeln um eine Gottesgabe mit Dingen, die vom Teufel sind.‘

‚Narr, — dann hungere!‘

‚Gott läßt mich nicht hungern. Aber Euch möge er den Hunger stillen, den ich nie gekannt.‘

‚Fort mit dir!‘

‚Gelobt sei Jesus Christus!‘

Aber diesmal schwieg der Herzog.

Die Schritte auf dem Wege mischten sich in das einförmige Raunen hastiger Gebete. Dann schmolz es zusammen, wurde leiser, und Vogelstimmen webten jubelnde Ranken um das Grau. Dann war nichts mehr zu hören, als das glanzvolle Jauchzen.

Da blickte der Herzog um sich. Die Sonne brannte, und seine Hand

strich über die feuchte Stirn. Die Rechte suchte wieder tastend den Dolch auf und nieder und sank dann herunter wie leblos. Sein Mund zuckte.

‚Hunger!‘ sprach er leise vor sich hin.

‚Ich werde ihn stillen! Ich werde! Ach, ein Leben, wie meine inneren Augen es sehen, — Glanz ist um mich, wenn ich es ahne. Mein Haus! Tempel eines neuen Lebens! Wenn meine Träume leben! In jenen stillen Stunden, wenn — eingewiegt in zauberhafteste Einsamkeit — die Ruhe kommt und die Sättigung. Wenn ich lächle, — wie nur Sieger lächeln, — wenn —‘

Er murmelte und sah in die zitternde Luft. Dann riß ein Ruck seinen Körper zusammen. Eine hochmütige Strenge grub ernste Furchen in sein Gesicht, und er ging.

Er ging nicht hundert Schritte, da stand am Ende des Ganges eine Gestalt. Er sah ein weißes Gesicht, von blonden Locken umhangen, die vom Scheitel nach beiden Seiten sanken. Ein schwarzes Gewand, das in einem Wulst die Form der Hüften betonte, und hell, blendend fast im Sonnenlicht, Arme von den Ellbogen an nackt, eine Brust, die Goldnetze umspannten. Das sah er, ehe von drüben ein leises Jauchzen kam:

‚Vincenzo!‘

Dann rauschte schnell wie ein Vögelchen die Frau heran; Küsse, zart und warm, spielten über sein Gesicht, und erwachend stammelte er:

‚Eleonora, mein Vögelchen, Liebste!‘

Er tauchte die schillernde Zärtlichkeit seines Blickes tief in die schwarzblauen Augen unter ihm, die ein wenig schräg zueinander standen wie die Augen junger Raubtiere, deren Leben noch nicht ganz erwachte.

‚Mein Vincenzo! Ich fand dich!‘

‚Du hier, Eleonora?‘

‚Ich konnte nicht in Mantua bleiben und dich hier wissen. Ich sehne mich nach dir!‘

‚Kamst du allein?‘

‚Die zwei sind mit mir, Guastalla und Lorenzo.‘

‚Dann komm!‘

Er küßte den schönen Mund. Sie schlug die Arme um seinen Hals und preßte sich an seinen Körper, indem sie flüsterte:

‚Mein Liebling, wie ich mich sehnte!‘

‚Komm, komm, die Freunde warten!‘

Da faßte sie heftig seinen Arm und ging mit ihm.

Die Freunde warteten unten am Ufer des Kanals. Man ging zusammen dem stillen Wasser entlang auf die Brücke zu, die hoch und kühn von der Fortezza her die Flut überspannte.

Über die Zypressen schaute das Gerüst des neuen Baues. Des Herzogs

Auge hing mit zehrendem Ausdruck an den armen, hölzernen Streben. Er vergaß über seinen Träumen, daß er nicht allein war. Aber als die vier das Holz der Brücke betraten, wirbelten dumpf die Trommeln der Fortezza. Der gewaltige, erregende Klang rüttelte den Herzog wach. Er lächelte und sein Gesicht rötete sich leicht, als er sprach:

‚Nun denn! Wohlan, meine Freunde!‘

Die dunklen, eisenbeschlagenen Flügel des Tores kreischten und schlugen zurück. Die Mannschaft trat in zwei Reihen. Die leichte Muskete mit dem blinkenden Lauf auf den Lederschuh gestemmt, standen die Burschen; der Leutnant, ein blutjunger Milchbart, sprang vor die Front, indem er den schmalen Stichdegen senkte und den Federhut mit der Linken steif von sich hielt. Es dröhnten die Trommeln einen scharfen, eisernen Rhythmus, das Gefühl der Achtung und des Gehorsams bezeichnend, das die Soldaten in diesem Augenblick durchzuckte.

Der Herzog grüßte und schritt mit der Herzogin durch die Reihen. Die Freunde folgten.

Dann nahm sie die Vorhalle der Burg auf.

Zwei große arabische Lampen aus vergoldetem Bronzegeflecht, zwischen dem farbige Gläser glühten, brannten in dem fensterlosen Raum. Die glänzenden Fliesen des Fußbodens warfen das farbige Licht zurück, so daß bis in die Wölbung hinauf ein zauberhafter, ruhiger Schein war.

Der Herzog ging langsamer und begann zu sprechen:

‚Diese Musik der Trommeln, wenn sie zu dem Sturmlauf der Tausende dröhnt, reißt sie den Kleingläubigsten über Gräben und Wälle. Daß auch wir immer Trommeln hörten, wenn es gegen die große Schanze geht, die jedem Leben sich entgegenstellt.‘ —

Da niemand der Drei eine Bemerkung machte, das Schweigen vielmehr ein unsicheres Unbehagen ausströmte, sah der Herzog sich gereizt um und gewahrte Gesichter, aus denen verlegen lächelnde Augen ihn ansahen.

Die Herzogin Eleonora drückte sich enger an ihn und suchte ihm durch einen weichen Druck der Hand zu versichern, daß sie ihn verstände.

Der Herzog aber nahm eine feindselige Miene an, lachte kurz und höhnisch heraus und stieß die verachtungsvollen Worte von sich:

‚Feige, kleine Seelen. Spielen mit dem Leben, wie Kinder mit Tand. So viele! Und mir verdorrt der Mund im fieberhaften Jagen nach dem, was meines Lebens Inhalt sein kann.‘

‚Geh ins Kloster, Herzog!‘ rief mit rauher Stimme Guastalla. ‚Prächtig stände dir das grimme Toben des Bußpredigers, und deine Rechte faßte besser die Kugelgeißel als das Fürstenschwert. Denn der Schwung der Waffe auch ist dir verhaßt und nur deine Träume sind blutig.‘

Der Herzog ging schneller. Eleonora mußte ihm folgen. Die beiden

Männer blieben bei jedem Schritt weiter zurück. Ein kleines teppichverhängtes Gemach vereinigte die Vier wieder.

‚Alter Guastalla,' sprach Gonzaga, ‚du hast recht. Entsetzte mich der niedrige Sinn, der blöde Glaube nicht, der in den Häusern der Kreuzgläubigen lebt — wir wissen nicht, ob —'

Eleonora hing sich an seinen Hals, brachte ihr weiches Gesicht, das aussah, als müsse ein Fingerdruck auf ihm eine Grube zurücklassen, dicht an sein zusammengezogenes Antlitz und flüsterte mit bebender Stimme:

‚Du könntest mich verlassen? Dein Vögelchen aus deinen Armen scheuchen? Deine Ela?'

Und zwei große Tränen quollen aus den Augen, die so unwissend schienen, standen einen Augenblick auf der Rundung der Wangen, und tropften dann beinah gleichzeitig auf des Herzogs Hände. Die zuckten zusammen.

‚Sei ruhig!' rief Gonzaga. ‚Ich möchte nur von allen Menschen sehen, daß sie das Leben erbittert betrachteten wie einen Gegner, von dem sie wissen, daß er mehr Kräfte hat als sie, und mit ihm ringen — Wut und Knirschen im Herzen — und hinfallen. Nur nicht den Frieden, der stinkt wie ein faules Aas, nicht einwiegen lassen wie Kinder, um nachher, wenn das Leben davongeht, als Narren dazustehen, die die Stunde verpaßt haben. — Aber spielen wir weiter, meine Freunde.'

‚Du bist seltsam geartet, Gonzaga,' bemerkte Guastalla. ‚Du spielst und weißt es nicht, spielst mit erdachten Gefahren und Mühen, und die Welt lächelt dazu. Zu böser Stunde erdachtest du den Bau deines neuen Hauses. Seitdem bist du verändert. Ich fürchte —'

‚Was fürchtest du?" schrie der Herzog heraus.

‚Das Haus ist dein Schicksal.'

Dann wandte er sich ab und trat die zwei Stufen zu dem hohen Fenster hinauf, dessen Flügel offen stand. Er lehnte sich über das Eisengitter und sah nach dem Berg Baldo hinüber, von dessen goldenem Schneehaupt bläuliche Schatten die roten Flanken abwärts liefen. Der See lag regungslos und seine Bläue war erschreckend tief.

Gonzaga saß in sich zusammengesunken.

Eine leichte Stille trat ein. Doch plötzlich begann das hüpfende Lachen Eleonorens. Wie die hellen Wellen eines Baches über Felsstufen bergab in einen stillen See springen, noch einmal auflachen und stille sind, so fiel das Lachen der blonden Frau in diese Stille. Man blickte sie an. Sie sprach zögernd:

‚Ach, Herrschaften, ich muß an unseren seligen Aloysius denken und daran, daß mein Vincenzo ihm ähnlich werden sollte. Nein, mit jenem blassen Jüngling, der das Kreuz schlug, wenn eine Frau lachte, hat mein

Geliebter nichts zu schaffen. In unserer Jugend, wisset, waren wir Gespielen. Maria, jetzt die erlauchte Königin von Frankreich, Aloysius und ich — wie lange ist es her! Weißt du's, Vincenzo? Ach, sprich nicht; ich schäme mich, daß ich alt werde.' —

‚Sprecht weiter, Herrin!' flüsterte Guastalla. ‚Ihr seid die endlose Jugend, immer noch rot bestrahlt von der aufgehenden Sonne.'

Sie warf Guastalla einen dankbaren Blick zu und lächelte.

‚Ach — Maria nahm sich eines Tages vor, Aloysius zu bezwingen. Man sprach in Florenz davon, daß ein Heiliger unter uns weile. Und Maria war böse darüber. Haben wir Mädchen keine Macht mehr?! Und am Abend, als Aloysius sein Zimmer aufsuchte, das einer Zelle glich, trat sie im Gange vor ihn. Ihr müßt wissen, daß sie ein Gewand trug, das eben erst aus Konstantinopel gekommen war, wo solche Stoffe die Frauen des Sultans tragen. Aber der arme Junge warf nur einen Blick auf sie und fiel in Ohnmacht.'

‚Eine schöne Art, vor einer Jungfrau ohnmächtig zu werden!' rief Guastalla.

‚Nein,' sprach Eleonora und lächelte, ‚mein Vincenzo hätte es nicht getan.' Und sie stieß ihn mit dem gestreckten Zeigefinger in die Seite.

Vincenzo blieb still.

‚Ob es wirklich so sicher wäre?' dachte er. Und in seinen Gedanken war er weit fort von seinem Weib.

Ein hagerer, gelber Afrikaner von den Quelländern des Nils erschien in der Tür. Das Mahl war gerichtet.

Als der Herzog an der Tafel sich niederließ, rief er:

‚Ihr müßt mir vergeben! Wir wollen fröhlich sein!'

Und er erhob den Pokal, in dem ein Wein von der Farbe reifer Orangen von den Inseln der Griechen stand, und lächelte:

‚Schweigsamer Lorenzo, ich kenne dich nicht mehr. Sprich und ergötze mich mit deinem Geiste!'

‚Er ist schweigsam,' warf Guastalla ein, ‚da er voll von neuen Gedanken ist. Gedanken — Herzog — fein und selten. Er ist ein glänzender Mensch.'

‚Sprich, Lorenzo!' rief Gonzaga und trank.

‚Gnädigster, — es betrifft die Kunst und wie sie die schönere Schwester des Lebens ist. Ich hatte vor, meine neue Schrift Euch zu weihen. Ich könnte jetzt nur in Andeutungen von dem sprechen, was ich erfand.'

‚Ich bitte dich, daß du sprichst!'

‚Ich verkünde eine neue Kunst. Sie wird tönender und voll größerer Formen sein, da das Leben unseres neuen Jahrhunderts so ist. Die Kunst wird niemals von einzelnen gemacht, sondern die Zeit macht sie. Wir leben auf andere Weise als die Menschen des versunkenen Jahrhunderts,

— leben kühner, auf größerem Fuße. Wir können unsere Gedanken und Empfindungen nicht mehr in den Formen der auferstandenen alten Kunst aussprechen. Die Formen müssen gesprengt werden. Wir sind über das sklavische Gesetz hinausgewachsen und werden die Träume unserer Seele schwungvoller, kühner, größer in Wort oder Stein ausleben lassen. Die vorahnende Klugheit der Frauen hat das schon ergriffen. Die köstliche Linie von der Brust zur Hüfte, die Wonne des Männerauges wird vertieft, die lockende Breite der Hüfte, die unsere Sinne fiebern läßt, wird durch die Kunst verbreitert, der zierliche Gang kleiner Füßchen wird durch Stöckel unter den Seidenschuhen kürzer und feiner, — ihr seht, hoffe ich, Herrschaften, den Weg, den auch die Kunst gehen wird. Die Wirklichkeit genügt nicht mehr, wir sind Herren über den Stoff durch unsere Erfindung. Wir werden über das begrenzte Leben hinaus und werden gesteigerte Formen finden. Ein Palast, in unserer Zeit erbaut, wird auf spätere Jahrhunderte wirken wie ein Wunder, da er die Sprache eines Geschlechtes spricht, das mit Stein und Farbe spielte wie Götter.'

,Köstlich, Lorenzo,' sagte der Herzog, ,fürwahr, du bist ein erleuchteter Geist!'

Er versank in Sinnen.

Guastalla raunte dem Freunde zu:

,Du hättest nicht von dem Palast sprechen sollen.'

Eleonora sah von einem zum andern und lächelte ein Kinderlächeln. Dann drehte sie aus dem weißen Brot ein Kügelchen und schnellte es dem ernsten Guastalla ins Gesicht. Der antwortete mit einem Druck des Fußes auf ihren gelben Seidenschuh und lächelte.

Da richtete sich der Herzog auf und sah Lorenzo forschend an.

,Höre! Nenne mir einen Baumeister, der so baut, wie du es schilderst, Künstler, die so formen und bilden!'

,Vergebt, Gnädigster, ich sprach von etwas Zukünftigem. Die Künstler, die so schaffen werden, sind eben erst geboren.'

,Und ich kann nicht warten. — Aber das, Lorenzo, was du sagst, ist wahr — bei allem Schönen! Ich fühle das. Hier brennt die Unruhe des gärenden Zukünftigen. Das alles, was ich erstehen lasse, — es dünkt mich kalt und schal zu sein, alt in all seiner Neuheit. Es macht dies, weil mein Empfinden längst über diese einfachen und geraden Formen hinaus ist. Ich gehe in einem Kleid, das mir zu eng ward!'

Er trank hastig von dem duftenden Wein.

,Du hast mich erregt, Lorenzo,' fuhr der Herzog fort, und weiter: ,Ich möchte, daß ihr mich verließet.'

Die Freunde verbeugten sich und gingen. An der Tür wendete sich Guastalla und sah zu Eleonora hinüber, die neben dem schweigenden Gatten

saß. Er zögerte einen Augenblick, als warte er auf etwas; dann zog er die Tür hinter sich zu.

Als das Schloß mit hellem Klang zusprang, stand der Herzog auf und ging mit eilenden Schritten, den Kopf nach vorn geneigt, wie ein gefangenes Raubtier auf und nieder. Ab und zu stieß er ein Wort heraus.

‚Er hat recht. — Und ich kann nicht warten!‘

Da erhob sich Eleonora; ihr Körper dehnte sich. Dann schritt sie zu dem Herzog und schlang sich mit allen Gliedern um den hochgewachsenen Mann, daß ihm der Atem verging. Da preßte er die Arme um den biegsamen Körper Eleonorens, daß ihre Augen starr wurden und der geöffnete Mund stöhnte. So küßte er sie wie ein Wahnwitziger.

Stammelnd raunte sie:

‚Komm aus dem Zimmer!‘

Er trug sie in das Nebengemach, in welchem die bunten Felle wilder Tiere auf faustdicken Teppichen Asiens lagen.

Er sprach schnell und erregt:

‚Daß ich dich habe! Ela! Süßeste! Dich habe und bei dir vergessen kann! Was nützt es, daß ich mich mühe? Da hinten lauert die Überwindung auch meiner kühnsten Schöpfung. Ich weiß, was ich brauche, — das brauche ich um mich, was Lorenzo schilderte, und kann es nicht um mich schaffen, da die Zeit nicht kam, und warten kann ich nicht.‘

‚Mühe dich nicht um ferne Dinge, mein Vincenzo. Fühle die goldene Gegenwart und laß dich entzücken von ihr.‘

Küsse erstickten ihre Worte. Dann kam die köstliche Ruhe der Erwartung über beide.

Eine leichte Dämmerung schwebte in dem Gemach.

Der entzündete Geist ahnte draußen über See und Land eine weiche Musik herrlicher Farben. Kein Laut war fern und nah.

Doch da begann unter dem Fenster, das offen stand, der Klang von Saiten. Eine dunkle Stimme begann getragen und eintönig zu singen.

Der Herzog murmelte:

‚Es ist Rabeh.‘

Und er horchte.

Der Mann sang von großen kupfernen, mit Ochsenhaut überspannten Kriegstrommeln, wie sie an dem Morgen tönen, wenn der heilige Krieg beginnt. Von dem Schwenken riesiger Fahnen, welche die Farbe junger Palmblätter haben, von dem Namen des Propheten, der wie ein Tubaruf ist. Und von glänzenden Nächten unter drei Bäumen an der Quelle, wenn das Geheul durstiger Raubtiere über den einsamen Sand tönt. Und von den Stunden im Zelt, wo der Sternenschimmer von Westen her ein braunes Weib bescheint, das an der Seite des Helden ruht.

Da zerriß Gonzaga mit einer wilden Bewegung das Goldgeflecht auf der Brust Eleonorens. —

◆ ◆ ◆

Es kam jemand ins Zimmer nebenan. Ich hörte, wie die Tür ging. Hörte ein schweres Atmen. Ein Lichtschimmer zuckte durch die Spalten der bemalten Holztür.

‚Ist jemand da?'

Das Blut hämmerte wild in meinen Schläfen. Das hörte ich. Eine Antwort kam nicht.

Da — während die Aufregung mit jedem Schritt härter meine Kehle zusammenschnürte — griff ich zur Tür, atmete noch einmal tief und öffnete.

Mitten in dem riesigen Raum stand Angelina.

Die Kerze, die in ihrer Linken zitterte, warf ihren Schatten an den Wänden auf und nieder. Ihre Rechte hielt das rote Tuch über der Brust zusammen. So stand sie und sah mich an.

Wir haben lange Zeit so gestanden.

Dann brachte ich heiser heraus:

‚Du, Angelina?' —

‚Ja, Herr!'

‚Was willst du? Du störst den Kreis.'

Sie sah mich an und verstand nicht.

‚Es ist spät in der Nacht, Herr. Ich schlief nicht und sah Licht.'

‚Du schliefest nicht?'

‚Nein, Herr, und sah Euer Licht und dachte, es möchte Euch vielleicht nicht gut gehen. Deshalb kam ich. Vielleicht kann ich Euch helfen.'

‚Nein, Angelina. Geh, du störst den Kreis.'

Sie ging nicht sofort, sondern rang nach einem Wort.

Ich mußte denken:

‚Das ist die, welche du begehrst.'

Aber meine Gedanken waren bei dem, was ich eben erlebte und geschrieben. Sie wendete sich und ging.

Dann führte mich eine Hand wieder an den Tisch.

Und sogleich sah ich —

◆ ◆ ◆

Es war tief in der Nacht, als der Herzog sich von der Seite Leonorens erhob. Er stand lange Zeit und blickte auf die Schlafende. Mit einem heißen Gefühl des Hasses wurde er inne, daß sie Gesandtin einer feindlichen Macht sei, ihn zu dem Leben, das er verfluchte, zu verführen. Hatte sie nicht im halben Schlummer schon ihn mit der zauberhaften Stimme der Versucherin gebeten, nach Mantua zurückzukehren und seinen Bau verfallen zu lassen?

Er trat vom Lager fort und verließ das Gemach. Sie erwachte nicht.

Er warf einen Mantel um und ging die Treppen seines Hauses herab, öffnete die Tür nach dem Burghof und mit einem kunstvollen Schlüssel erschloß er die kleine Pforte in der Mauer, unter der ein Boot lag. In dieses stieg er und löste die Kette. Mit einigen Ruderschlägen war er über den Kanal.

Das blendende Licht des vollen Mondes lag über der Erde. Die Berge ringsum standen dunkel gegen den leuchtenden Himmel. Die Schneefelder am Berg Baldo schienen fremd und kältend herüber. Es war, als ob ein eisiger Hauch von ihnen herkomme.

Es begann ihn zu frieren. Die unweltliche Stille der kühlen Nacht schien ihm feindselig zu sein. Vor der Gewalt der schweigenden Umgebung flohen seine Träume. Er blieb stehen und sah sich um. Die schwarzen Zypressen, die den Berg hinauf standen, hatten silberne Ränder vom Mondlicht. Durch die Lücken der Bäume erhoben sich kahle und häßliche Gerüste, die die Stelle des Baues verrieten. Gonzaga suchte sich zu besinnen. Ach, mein Haus, dachte er und schritt darauf zu. Aber plötzlich kamen von irgendwo her die zitternden, kindlichen Töne einer kleinen Glocke, die irgendwelche Mönche zu irgendeinem Gottesdienste riefen. Und diese Töne erschienen ihm so seltsam, daß er plötzlich an das Kind Aloysius Gonzaga denken mußte, an dieses Kind, von dem vor wenigen Stunden gesprochen worden war. Und als ob seine Gedanken nur auf diesen Anstoß gewartet hätten, begannen sie plötzlich leicht und schnell dahinzuströmen.

Ach, Aloysius! In Ohnmacht fallen, wenn ein Weib kommt. Nein, das tat ich nie. Aber, ob Aloysius nicht Recht tat? Man brauchte ja nicht schwach zu sein, sondern konnte stark und lächelnd vorbeigehen. Ob es überhaupt nicht richtig war, an allen Lockungen des Lebens so vorbeizugehen? Denn all diese glänzenden Dinge des Daseins: der Wein, die Formen der Geselligkeit, das Weib — das alles hält uns ja auf. Ja, es hält uns auf, wenn wir irgend etwas erreichen wollen, wobei es gleichgültig ist, was man erreichen will. Jener Aloysius wollte zu Gott; was gab es außer diesem Ziel, was auch nur e i n e s Seitenblickes wert war?

Der Herzog stand vor dem Gerüst seines werdenden Hauses.

In der Stille dieser Nacht, wo sich alles Leben von ihm zurückgezogen zu haben schien, empfand er, daß diese plötzlich erwachte Hinneigung zu Aloysius ihm nicht zustand.

‚Habe ich je etwas wahrhaft erstrebt?‘ fragte er sich. ‚Nein, ach nein.‘

In jungen Jahren war er zur Regierung gekommen. Er hatte früh geheiratet und wußte von keiner großen Tat, die er je vollbracht. Das Leben war ruhig dahingeflossen. In dieser Zeit mochte man sich nicht mehr schlagen. Die Zeit der erbitterten Kämpfe um das Ererbte war ja vorüber. Auch lockte kein Söldnerkrieg mehr zu Abenteuern. Man errang Vor-

teile, indem man sich verstellte, und schuf sich neuen Besitz, indem man betrog. Das Leben war zu hold, als daß man es im Feldlager hätte verbringen sollen. Gonzaga entsann sich keiner Nacht, die er in der Rüstung schlafend verbracht hätte. Einmal, ja, einmal wurde es ernst für ihn. Als es mit seinem Bruder Rodolfo zum Streit wegen des Erbes kam. Man hatte sich wechselseitig so oft betrogen, daß nun die Waffen sprechen mußten. Es hatte ihn nicht geschreckt, gegen seinen Bruder das Schwert zu ziehen, aber gegraut hatte es ihn davor. Doch ehe dieser schwere Entschluß sich aus seiner Seele losrang, kam Aloysius aus Rom, der Ordensmann. Und ihm, dem Fleckenlosen, gelang es, die Brüder zu versöhnen. Merkwürdig, diesem bleichen Manne gegenüber hatten sie keinen Willen.

Es gefiel Gonzaga, weiter an seine Zeit und sein Leben zu denken.

Er suchte sich selbst zu verteidigen, indem er sich fragte, wofür er hätte leben sollen. Die Religion? Sie stieß ihn ab. Ja, wenn er alles bedachte, was sie anging, ekelte es ihn. Er sah den alten Glauben, aller Kräfte beraubt, faul in prunkvollen Häusern liegen, unfähig, Großes zu leisten; und die Lehre des Wittenbergers war ihm ein Hohn auf alles Gefühl. Nein, alles das, was Glaube und Inbrunst heißt, war ihm ewig fern geblieben. Oder vielmehr —. Ja —, es war eine Stunde, in der —. Er gedachte seiner schweren Krankheit, die ihn vor zwei Jahren befallen. Sein rechtes Bein war plötzlich aufgeschwollen, hatte sich in schrecklichen Geschwüren geöffnet, die Knochen waren schwach und biegsam geworden, die Ärzte hatten verzweifelt und heimlich davon gesprochen, daß der Herzog verloren sei. Und wieder war es Aloysius, den der Papst selig gesprochen hatte, der kam und half, ihm half, der ihn verachtet. Seine Reliquien waren eines Tages in den Palast zu Mantua gebracht worden, in dem der Herzog in Schmerzen sich windend lag, und eine leichte Berührung mit den heiligen Gebeinen hatte ihn geheilt.

Als seine Gedanken so gingen, wurde Gonzaga erregt und stampfte mit dem Fuße auf, an dem das Wunderbare geschehen war. Es erzürnte ihn, daß also immer diese Kutte ihm in wichtigen Augenblicken nahe gewesen war, und sein Zorn erweckte in ihm wieder die Sehnsucht, sein Leben dem des Toten entgegenzusetzen.

Gewiß, die Wege, die jener im Leben gegangen, waren die rechten. Nur das Ziel sollte sie trennen. Es gab eine Möglichkeit, der neuen Zeit zu dienen, indem man ihrer erwachenden Wissenschaft diente und auf die Stimmen horchte, die allenthalben sich regten und von einem neuen Lebensinhalt sprachen. In einem Haus wohnen, so schön, wie ein irdisches Haus je sein konnte, hingegeben den großen Geistern, die den Weg zu Gott nicht sehen mochten, ein Einsiedler höherer Art, als jener schmutzige Mönch über Salò, das war ein Ziel, dem er sich jetzt bewußter hingab als je.

Und als ein erster Vogel den neuen Tag verkündete und das Schneehaupt des Baldo sich rosa zu färben begann, stieg er entschlossen den Berg hinan, wo auf der Höhe vergraben im Dickicht der Lorbeeren ein weißes Lusthaus lag. Von da schickte er einen Boten in die Fortezza, daß man ohne ihn abreisen solle, dann warf er sich, befriedigt, und im Geiste beberauscht von der geahnten Zukunft, auf sein Lager.

(Fortsetzung folgt.)

# Wir gehen unserer Wege unerkannt

Wir gehen unserer Wege unerkannt,
Und, ach, wir Armen! selber sind wir blind,
Und suchen nach dem Licht — doch fühlen's nicht
Die Reichen, sie, die froh und glücklich sind.

In meiner Seele brennt die reinste Glut,
Und Tag und Nacht der Hammer niedergeht,
Verwandelnd lautres Gold in edle Form.
Wer hat es je gehört? Wer hat's erspäht?

Will ich der Seele meines Bruders nahn,
Und strecke suchend, forschend meine Hand,
Kein Schlüssel tut mir auf das feste Tor,
Und ihre Tiefe bleibt mir unbekannt.

Was sind uns Worte? Worte sind wie Rauch
Und kalter Nebel, der erdrückt, was lebt,
O wie die schwere Scholle auf dem Sarg,
Die unser Herz verschüttet und begräbt.

Noch keiner hat das Zauberwort gefunden,
Das Geister könnte aus der Haft befrein,
Kein Strom vernimmt des andern tiefes Rauschen,
Und jeder eilt hinab zum Meer — allein.

Ob sie sich dort vereinen und zerfließen?
Ob einst das Wesen aus der Hülle bricht,
Und sich Verwandtes wird zusammenschließen,
Das Licht zum Licht?

Sophie Steinwarz.

# Rudolf Steiners sogen. ‚Geheimwissenschaft'

## Von Wincenty Lutosławski

Der Ausdruck ‚Geheimwissenschaft' enthält einen Widerspruch wie etwa ‚trockene Nässe' oder ‚helle Dunkelheit'. Wissenschaft und Geheimniskrämerei sind einander entgegengesetzt wie Tag und Nacht.

Zur Wissenschaft kann ein Gedankensystem erst dadurch werden, daß ein Denker und Forscher seinen Gedanken eine durchaus objektive Form gibt, die jedem die Nachprüfung erlaubt. Was im Geheimnis von Ohr zu Ohr geflüstert wird, mag ja zuweilen auch eine Art von Wissen sein, kann aber nicht Wissenschaft heißen. Überhaupt jedes echte Wissen, selbst bevor es zur Wissenschaft wird, ist nicht einfach mitteilbar, ohne eine selbständige kritische Gedankentätigkeit des Empfangenden, und das sicherste Wissen, das ich von jemandem nur passiv empfange, ist zunächst nur eine Meinung für mich, solange ich es mir nicht ganz zu eigen gemacht habe, was nur durch selbständiges Denken geschehen kann.

In der letzten Zeit sind zwar viele mit der Behauptung aufgetreten, daß es irgendwo an unzugänglichen Orten in Tibet Geheimschulen gibt, wo Übermenschen lehren und ihre Schüler geistig und körperlich ganz umgestalten. Das größte Aufsehen wurde vor dreißig Jahren durch dergleichen Revelationen von Frau Blavatsky verursacht, die in ihren Werken eine glänzende Unkenntnis der wissenschaftlichen Forschungsmethoden verrät und dennoch einen großen Anhang gefunden hat und die sogenannte ‚theosophische Gesellschaft' gründete.

Ich habe Gelegenheit gehabt, persönlich sowohl mit Frau Blavatsky zu verkehren, wie auch mit ihren angesehensten Helfern, nämlich Olcott, Sinnett, Mead und Mrs Besant. Es war nicht möglich, etwas Objektives von ihnen zu erfahren, da sie sich alle auf die geheimnisvolle Autorität der unzugänglichen ‚Mahatmas', weit in unbestimmten Orten Indiens, beriefen und ihre eigene geistige Überlegenheit betonten. Es half mir auch nichts, ein Mitglied der besagten Gesellschaft zu werden und an die Mahatmas Briefe zu schreiben, auf die ich keine Antwort erhielt. Ich überzeugte mich bald, daß diese Gesellschaft gar nicht eigentlich die öffentlich angekündigten Zwecke verfolgte, sondern ganz geheim trotz der scheinbaren Unparteilichkeit einen Kampf gegen das Christentum führte und vorchristliche religiöse Vorstellungen im Westen Europas und in Amerika verbreiten wollte. Da aber dieselben sogenannten ‚Theosophen', die sich ein gewisses Monopol der Gotteserkenntnis zuschrieben und die gesamte christliche Theosophie ignorierten, zugleich auch eine bodenlose philosophische Ignoranz verrieten und nicht nur in der Religion einen vorchristlichen Standpunkt einnahmen, sondern auch in der Philosophie auf einem vorplatonischen Standpunkt verblieben, so konnte ich mir den allerdings merkwürdigen Erfolg dieser Gesellschaft nur in der Weise psychologisch erklären, daß ich annahm, diese Bewegung ziehe die vielen in der geistigen und intellektuellen Entwickelung zurückgebliebenen Seelen an, die weder die höheren Forderungen des Christentums noch die intellektuellen Fortschritte der Menschheit seit Plato vertragen und verdauen können.

Diese zurückgebliebenen Seelen wurden durch die vergangenen Jahrhunderte außerhalb jeder Bildung durch die hierarchische und aristokratische Ordnung der

Gesellschaft gehalten. In der Neuzeit, seit der Reformation und der französischen Revolution, haben nun die ungebildeten Massen den Anspruch erhoben, über die schwierigsten Lebensfragen mit urteilen zu dürfen, und eine natürliche Folge davon war, daß sich viele falsche Propheten erhoben, die in ihrer Ignoranz längst überwundene Standpunkte als die neuesten Zukunftsideale hinstellten und Tausende von noch weniger gebildeten und urteilsfähigen Anhängern finden konnten.

Der Unterschied zwischen Meinung und Wissen, von Plato meist klar festgehalten, hat sich in der ganzen Entwickelung der europäischen Philosophie von Plato bis auf Maine de Biran und Renouvier erhalten. Er ist eine durchaus wesentliche Errungenschaft der europäisch-arischen Kultur und Zivilisation, ebenso wie auch der Unterschied zwischen Wahrnehmen und Denken.

Beide Unterschiede werden von den Verbreitern der orientalischen Weisheit in Europa und Amerika durchaus unbeachtet gelassen. Jeder falsche Prophet verlangt von seinen Zuhörern orientalische Passivität, um ihnen fertige Systeme von Vorstellungen zu suggerieren und sie zu bestimmten Formen von Wahrnehmungen zu führen. Wir mögen aber, nach unseren europäischen Begriffen, noch so viele neue Sinne und Sinnesorgane höherer Art erwerben, wir mögen neue und feinere Leiber uns schaffen und ganz neue und unerhörte Wahrnehmungen von scheinbar höheren oder einfach verschiedenen Welten machen — kein Reichtum des Wahrnehmbaren wird unser Wissen erweitern ohne eine der Wahrnehmungsfähigkeit parallele Entwicklung der klar bestimmten Begriffe und Denkmethoden. Durch diese Denkmethoden ordnen und erklären wir das in Mannigfaltigkeit und Quantität gewachsene Erfahrungsmaterial nach unseren subjektiven Denknotwendigkeiten, indem wir geordnete Urteile und Schlüsse bilden, wobei immer das Wahrgenommene von dem Erschlossenen zu unterscheiden ist.

Ein hervorragendes Beispiel für diesen Prozeß einer parallelen Entwickelung der Wahrnehmungs- und der Denkmittel haben wir in der großen Umwälzung vor uns, die ungefähr zu gleicher Zeit in unseren Wahrnehmungen durch die Erfindung des Mikroskops und des Teleskops und in unseren Denkmitteln durch die Infinitesimalrechnung stattgefunden hat. Davon scheinen die Ankündiger der orientalischen Weisheit keine Ahnung zu haben, mit der glänzenden Ausnahme von Vivekananda, der unsere Zivilisation kannte und schätzte.

Nicht alle Menschen haben ein Bedürfnis nach wissenschaftlichen oder philosophischen Erkenntnissen. Bei vielen nimmt die Wahrnehmung überhand, bei anderen das dichterische Schauen. Goethe war ein Beispiel von einem hochgebildeten, hochbegabten Manne, der keinen Sinn für philosophische Spekulation hatte und kein Gefallen an den Problemen finden konnte, von denen Schiller und andere Denker unter seinen Zeitgenossen sich angezogen fühlten.

Auch Rudolf Steiner ist so etwas wie ein Seher. Er schließt sich insofern an Goethe an, als er mit einer gewissen Geringschätzung die ganze Gedankenentwickelung von Plato an beiseite schiebt gleich wie eine krankhafte Verirrung der Menschheit. Dennoch weist er merkwürdigerweise der arischen Rasse, im Gegensatz zu der ihr vorausgegangenen Atlantischen Zivilisation, als spezielle

Aufgabe die intellektuelle Auffassung der Wirklichkeit zu, wodurch er sich selber als einen verspäteten Atlantier unwillkürlich kennzeichnet.

Er schaut alles, selbst was wir Arier nur zu begreifen suchen. Der moderne mathematische Begriff verschiedener Funktionen desselben Gegenstandes scheint ihm fremd zu sein. Wo er eine neue Funktion feststellen und definieren könnte, da schaut er einen ganz neuen Gegenstand, den er umständlich uns beschreibt und den er für verschieden und trennbar von dem ersten hält, wodurch er die Anzahl der Ursachen alles Geschehens ins Unendliche vermehrt.

Wir unterscheiden die Pflanze vom Mineral durch die beobachteten organischen Funktionen der aus mineralischen Bestandteilen aufgebauten Pflanze — Steiner aber schaut in der Pflanze hinter dem mineralischen Gerüst derselben einen inneren ‚Lebensleib‘, verschieden und trennbar von ihrem mineralischen Leib. Dieser ‚Lebensleib‘ ist für ihn sogar der Sitz von psychischen Bewegungen, speziell von Begierden! Bei den Tieren kommt ihm noch ein dritter ‚Astralleib‘ hinzu, beim Menschen aber gar noch vier aufeinanderfolgende, wahrnehmbare Bestandteile, die zum Teil voneinander trennbar sind.

Vom Standpunkt der europäischen Philosophie, nach der Klassifikation der Weltansichten, die uns in so gediegener und vorzüglicher Weise der greise Ernest Naville in seinem philosophischen Testament (Les philosophies affirmatives, Genève 1909) gegeben hat — ist Rudolf Steiner ein Materialist, und dies erklärt seine Verehrung für Ernst Häckel. Aber sein Materialismus, der wie jeder Materialismus naiv vorgibt, alles zu wissen und ganz einfach zu erklären, ist eine höchst raffinierte Varietät der materialistischen Weltanschauungen, die in der Gegenwart die Bedürfnisse der in ihrer geistigen Entwickelung zurückgebliebenen Seelen befriedigen, und deswegen verdient Steiners Materialismus ein ganz besonderes Studium auch von seiten der Geisteswissenschaft und Psychologie.

Es ist ein Materialismus, der sich mit der Unsterblichkeit einer durchaus materiell vorgestellten Seele verträgt und der über ein weit größeres Material von sinnlichen Wahrnehmungen verfügt als der sogenannte wissenschaftliche Materialismus, dem Häckel huldigt. Steiner ist ein Seher — er schaut eine ganze Welt von Gestalten in der Gegenwart und Vergangenheit, und glaubt, besondere Organe zu haben, durch die er diese Anschauungen erhält. Aber da er eine gewisse wissenschaftliche Bildung erhalten hat und ‚gar Doktor heißt‘ — was er auf den Titelblättern seiner Schriften nutzlos betont —, so will er seine Anschauungen zu einem scheinbar objektiven System einer neuen ‚Geheimwissenschaft‘ verarbeiten und dadurch an Autorität gewinnen.

Diese ‚Geheimwissenschaft‘ erscheint in seinem gleichbetitelten Werk (Die Geheimwissenschaft im Umriß, Leipzig, Verlag von Max Altmann, 1910) als eine sehr übermütige und geradezu verblüffend allwissende Person, auf die sich der Verfasser ganz frei beruft, jedesmal, wenn er eine nicht näher begründete Meinung ausdrückt. Die allseitige Hauptmethode dieser vermeintlichen Wissenschaft (die mit dem Augenblick, wo sie in einem veröffentlichten Werke sich der Kritik von Unberufenen und Uneingeweihten leichtsinnig aussetzt, nicht mehr den Namen von ‚Geheimwissenschaft‘ beanspruchen sollte) ist die auf das äußerste

übertriebene, primitive Personifikation von wahrnehmbaren Symbolen aller natürlichen und übernatürlichen Kräfte.

Wir begegnen nie in einem ernsten Lehrbuch der Physik oder Chemie Sätzen, wie ‚die Physik lehrt' oder ‚die Chemie beweist', sondern wir lernen jedesmal, wer etwas beobachtet oder bewiesen hat und wann und wie dies geschehen ist. Steiner aber gibt uns gar keine Auskünfte über das Entstehen und die Entwickelung seiner angeblichen ‚Geheimwissenschaft', und wir erfahren gar nicht, was von ihm selbst oder was von seinen Vorgängern entdeckt worden ist. Er verlangt von seinen Lesern unbedingten blinden Glauben, Ehrfurcht und Verehrung — und tröstet sie mit der Aussicht, daß, wenn sie nur zunächst ihm glauben, sie später schon das richtige und übereinstimmende Schauen der Dinge lernen werden. Und doch, wenn wir ihm glauben sollen, muß ja seine ‚Geheimwissenschaft' uralt sein und eine glorreiche Geschichte haben, deren sich ihre Jünger nicht schämen sollten.

Das Verschweigen der Quellen, aus denen Steiner seine Angaben schöpft, ist um so mehr befremdend, als ein Jahr vor Steiners ‚Geheimwissenschaft' an den Gestaden des Pazifischen Ozeans ein Buch erschienen ist, das dieselbe Lehre in allen Einzelheiten vorträgt, aber sie an einen bestimmten Urheber, Christian Rosenkreutz, anknüpft. Das Buch von Max Heindel ‚The Rosicrucian Cosmoconception', veröffentlicht in Seattle, im Staate Washington am Stillen Ozean, gibt uns dieselbe Weltanschauung wie Steiners ‚Geheimwissenschaft' und in viel bescheidenerer Weise und mit vielen Warnungen, daß nicht alles darin so sicher feststeht — auch ohne irgendwelche Wissenschaftlichkeit in Anspruch zu nehmen.

Dabei ist aber Heindel ein durchaus gewandterer Schriftsteller als Steiner, und wird wohl auch überzeugender auf seine Leser wirken und mehr Anhänger finden. Er widmet aber sein Buch Steiner, von dem er viel gelernt zu haben gesteht. Und dennoch fühlt sich Steiner nicht veranlaßt, irgendwelche Erklärung in seinem später erschienenen Werke über Heindel zu geben. Ob Heindel vorzeitig ‚Geheimlehren' Steiners ausgeplaudert hat und dadurch seinen Lehrer zwang, die Urlehre zu veröffentlichen, oder ob Steiner und Heindel selbst dieselben Erfahrungen in den sogenannten ‚höheren Welten' gemacht haben, bleibt für den Leser beider Werke ein Geheimnis.

Heindels Werk, obgleich ohne Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, ist äußerlich wissenschaftlicher angeordnet, da es wenigstens ein ausführliches Inhaltsverzeichnis enthält, was bei Steiner so gut wie ganz fehlt. Überhaupt ist Steiner in der Herausgabe seiner Werke ganz unglaublich nachlässig — viele werden nach Schülernachschriften von Vorträgen gedruckt, und die Korrektur scheint in großer Eile besorgt worden zu sein, da Druckfehler irreführender Art nicht fehlen. Als Inhaltsangabe eines Buches von 425 Seiten dient eine Kapitelliste in elf Zeilen, wodurch Steiner zeigt, daß er nicht nur die religiöse und philosophische Entwickelung der Neuzeit geringschätzt, sondern auch die Technik der Herausgabe wissenschaftlicher Werke nicht lernen will und ungefähr soviel Wissenschaftlichkeit in seiner ‚Geheimwissenschaft' zuläßt wie Mrs Eddy in ihrer sogenannten ‚Christian Science'. Er gebraucht oft dieselben Worte in verschiedenen Bedeutungen, was bei Heindel nicht vorkommt. Auch gibt Steiner den schwie-

Ferdinand Hodler/Am Thuner See



rigen Text ohne alle Illustrationen, während Heindel sein Buch, das nur einen Dollar kostet, mit fünfundzwanzig Tafeln und Bildern, zum Teil in prachtvollem Farbendruck, ausgestattet hat, wodurch er dem Leser die Auffassung seiner Anschauungen sehr erleichtert. Und doch muß der unparteiische Leser den Eindruck gewinnen, daß wir in dem etwas schwerfälligen Text von Steiner das Original haben und in Heindels früher erschienenen und viel glänzenderen Darstellung nur eine sehr gelungene und sorgfältig ergänzte Kopie und einen Kommentar besitzen. Deswegen müssen wir uns mit Steiner und nicht mit Heindel auseinandersetzen.

Steiner steht mit Philosophie und Naturwissenschaft mindestens in einer sehr wichtigen Beziehung auf einem festen, gemeinsamen Boden, von dem aus eine Diskussion möglich ist. Er sieht das Weltgeschehen als einen Entwickelungsprozeß an und gibt zu, daß fortwährend neue Formen, neue Tätigkeiten im Menschenleben entstehen, die sich so zueinander verhalten, daß die späteren von den früheren abhängig sind. Wenn er daher konsequent wäre, dürfte er nicht leugnen, daß die europäische Philosophie von Plato bis zu Thomas von Aquino, von Descartes bis zu Renouvier und Naville ein gewisses Ganzes bildet, das unsere Kultur und Zivilisation von allen früheren charakteristisch und vorteilhaft auszeichnet. Die denkende Vernunft der Neuzeit ist wesentlich verschieden von der altorientalischen spekulativen Imagination. Und abgesehen von glänzenden Ausnahmen, wie Spinoza und Hegel, welche den stetigen Gedankenfortgang der europäischen Philosophie unterbrechen, hat sich die Arbeit dieser arisch europäischen Vernunft in gewissen Richtungen konsequent entwickelt, so daß sie uns eine immer tiefere und übereinstimmende Erkenntnis der Wirklichkeit ermöglichte.

Wenn wir nun die Hauptergebnisse dieser europäischen Vernunftarbeit in wenige sichere Sätze zusammenfassen wollten, müßten wir zugeben, daß sich im Lauf der letzten zwanzig Jahrhunderte hauptsächlich drei Gegensätze immer schärfer in der philosophischen Gedankenarbeit der Menschheit herausgearbeitet haben. Um jedoch diese Hauptgegensätze, um die es sich hier handelt, als charakteristisch und entscheidend anzusehen, darf man das Ganze der menschlichen Gedankenentwickelung nicht einseitig durch die Brille der deutschen Philosophie des vergangenen Jahrhunderts betrachten, wie es Steiner tut, für den Hegel noch als der Philosoph par excellence gilt und weder Maine de Biran noch Bergson existieren. Man darf auch nicht nur auf Negation bauen, wie diejenigen tun, die bei Kants Kritik der reinen Vernunft stehenbleiben wollen. Zu der Gesamtheit der menschlichen Wissenschaft hat der lateinische und insbesondere der französische Geist so viel beigetragen, daß kein Mensch der Neuzeit das Recht hat, in philosophischen Fragen an dem Anfang des 20. Jahrhunderts ein kompetentes Urteil zu fällen, der nicht sich eingehend mit der geradlinigen Gedankenentwickelung von Descartes zu Maine de Biran, Renouvier und Naville beschäftigt hat.

Hier sehen wir, wie sich die angedeuteten drei Hauptgegensätze immer schärfer ausgeprägt haben, besonders der Gegensatz zwischen Psychischem und Physischem. Das Physische wird wahrgenommen, das Psychische ist uns als innere Wirklichkeit bewußt und kann nicht äußerlich wahrgenommen werden.

Alles Geistige ist innerlich und unwahrnehmbar, gar nicht zu erklären durch irgendwelche Art materieller Vorgänge, selbst wenn wir uns eine ganze Stufenleiter von immer höheren Wahrnehmungen durch immer feinere Leiber vorstellen. Eine Wahrnehmung ist von außen verursacht und entsteht durch Vermittlung von irgendwelchen Sinnesorganen. Jedes Gefühl, jede Willensregung ist eine psychische Wirklichkeit, die nur in einem selbstbewußten psychischen, raumlosen, immateriellen Wesen möglich und begreiflich ist. Das psychische Wesen ist nicht physisch, daher ist es immateriell, nicht zerlegbar, nicht räumlich.

Diesen scharfen Gegensatz, wie er sich in der westlichen Philosophie ausgeprägt hat, scheint nun Steiner weder zu kennen noch zu begreifen. Für ihn sind Begierden und sogar Gedanken körperliche Dinge oder Zustände. Wir lesen bei ihm fortwährend — gerade wie in der altindischen Sanskritliteratur — von psychischen Tätigkeiten, die an verschieden abgestufte Leiber gebunden sind. Für Steiner und seine Schüler oder Gesinnungsgenossen scheint weder Plato noch Cartesius gedacht oder geschrieben zu haben. Er sieht höchstens nur mögliche Einwände gegen seine materialistisch-pantheistischen Ausführungen vom Standpunkt Kants voraus. Für jeden philosophisch gebildeten Denker liegt diese Auffassung Steiners an vielen Stellen seiner Werke ganz offen zutage, und man dürfte von ihm selbst aussagen, was er ganz richtig von dem ägyptisch-chaldäischen Zeitraum im Gegensatz zum griechisch-lateinischen sagt: ‚In dem ersteren war das noch nicht vorhanden, was man jetzt als logisches Nachdenken, als verstandesmäßige Auffassung der Welt kennt. Was der Mensch sich jetzt durch seinen Verstand als Erkenntnis zu eigen macht, das bekam er in jener Form, in welcher es für die damalige Zeit geeignet war, unmittelbar durch ein inneres, in einer gewissen Beziehung hellseherisches Wissen' (‚Geheimwissenschaft' S. 387).

Deswegen spricht Steiner auch von getrennten Organen des Denkens, Fühlens und Wollens (‚wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten', S. 329, auch von besonderen ‚Geistesaugen', S. 66). Wir finden bei ihm solche ganz charakteristische Sätze, wie: ‚Das Tier wird nur durch dasjenige in der Außenwelt zum Verlangen getrieben, wonach seine Leiber begehren. Der Mensch hat höhere Genüsse, weil zu den drei Leibesgliedern noch das vierte, das Ich, hinzukommt' (‚Geheimwissenschaft', S. 76).

Also das Ich ein Leibesglied!

Dies führt uns zu dem zweiten großen Begriffsgegensatz, der in der europäischen Philosophie ausgearbeitet worden ist, und den Steiner ebenfalls ganz ignoriert. Das ist der Gegensatz zwischen einem psychischen, wirklichen, metaphysischen Ich und einem materiellen, scheinbaren, phänomenalen Leibe. Für ihn ist selbst der gewöhnliche physische Leib schon geistig — und die verschiedenen höheren Leiber, die er zu schauen glaubt, sind ihm um so mehr geistig. Dagegen ist ihm alles Geistige durchaus materiell, wahrnehmbar, anschaulich.

Am wichtigsten endlich ist der dritte Gegensatz, den Steiner auch unbeachtet läßt, und der die westeuropäische Philosophie vor allen anderen Erklärungsversuchen des Weltalls kennzeichnet — nämlich der entschiedene und scharfe Gegensatz zwischen Gott, dem Schöpfer, und der von ihm geschaffenen Welt.

Wir sind in Westeuropa über allen primitiven Hylozoismus und Pantheismus längst hinaus, zu der Auffassung eines unbedingten, rein geistigen, immateriellen, unanschaubaren Wesens gelangt, das über der gesamten Welt steht. Ein solcher Gott, wie ihn Descartes verstand, existiert für Steiner gar nicht, da er als Pantheist das Ganze der Welt sich als ein göttliches und zugleich materielles Wesen denkt, das in verschiedenen Stufen sich aufbaut, und auf allen Stufen wahrnehmbar und anschaulich ist.

‚Höhere Welten' kennen wir ja doch auch in Europa seit uralten Zeiten, und es fehlen uns nicht Zeugen dieser verschiedenen Schöpfungsgebiete. Aber Steiner verschweigt in seinen Werken gerade diejenigen, welche das meiste getan haben, um diese höheren Welten zu ergründen und dem menschlichen Geiste zu eröffnen — nämlich die Heiligen der katholischen Kirche. Diese Heiligen sahen auch viele Gestalten, die den höheren Welten angehören, hüteten sich aber vor den Verallgemeinerungen, die Steiner kennzeichnen, und bildeten sich gar nicht ein, die ganze Stufenleiter der höheren Welten erforscht zu haben oder gar eine ‚Wissenschaft' dieser höheren Welten nach der Analogie der Naturwissenschaft, welche die allen zugängliche physische Welt erforscht, begründen zu können. Sie wußten wohl, daß alle uns im irdischen Leben zugänglichen Visionen der höheren Welten nur ein sehr unzureichendes Bild von den Erfahrungen geben können, die uns erwarten, wenn wir selbst an jenen höheren Welten tätig teilzunehmen beginnen, nach der Erfüllung unseres Berufs in dieser uns jetzt zugänglichen und bekannten Welt.

Steiner verschweigt nicht nur die Heiligen der Kirche, wo er von höheren Welten spricht, er übergeht merkwürdigerweise auch die Bibel mit Stillschweigen gerade da, wo er die Werke andeutet, ‚die einer Offenbarung in der Meditation entsprossen sind' (‚Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten', S. 40). So spricht er von der ‚mystischen, der gnostischen und der theosophischen Literatur von heute' — sagt aber nichts von dem einen Buch für alle Zeiten.

Diese Verschweigungen sind durchaus charakteristisch. Steiner belehrt uns über vergangene Inkarnationen des Erdgeistes — über Epochen, die seit unzähligen Milliarden von Jahrhunderten verflossen sind, — aber er nimmt keine Stellung zu der jetzt in der Menschheit sich vollziehenden philosophischen Weltarbeit als Ganzes, noch zu den bestehenden Religionen. Er will eine ganz neue Dogmatik dem Leser einprägen und ihn durch eigentümliche subjektive Übungen dazu führen, diese Dogmen als unfehlbar anzuerkennen. Aber wir finden bei ihm gar keine klare Mitteilung darüber, wie er selbst zu diesen Dogmen gelangt ist. Er folgt nicht dem Beispiel der bedeutendsten Seher der neueren Zeiten, wie Swedenborg oder Thomas Lake Harris, die uns ganz genau berichteten, unter welchen Umständen sie jede Vision gehabt haben, und die uns ohne irreleitende Verallgemeinerungen auch ganz genau angegeben haben, was sie tatsächlich in jedem einzelnen Fall geschaut haben. Bei Steiner ist nichts davon zu finden — er überrascht uns mit einer Gesamtauffassung, die, wenn wir sie überhaupt ernst nehmen wollten, auf Tausenden von Einzelerfahrungen und Offenbarungen beruhen müßte. Da ist Max Heindel

viel redlicher und versteckt sich nicht hinter eine personifizierte ‚Geheimwissenschaft‘, sondern beruft sich auf die von Christian Rosenkreutz kommende Tradition, wobei er auch viel sorgfältiger in seiner Terminologie verfährt und den krassen Materialismus Steiners in seiner Ausdrucksweise glücklich vermeidet.

Wir müssen Steiner, wenn wir ihn ernst nehmen wollen, schlechthin als Religionsstifter betrachten. Er tritt vor die Welt mit einem fertigen System von Offenbarungen, die er seinen Bekennern als unfehlbare Wahrheiten bietet. Um so überraschender ist es aber, zu sehen, wie sehr in diesem System das Dogmatische das Sittliche überschattet, und daß eigentlich das Hauptgebot nur als eine Weckung des Ehrgeizes aufgefaßt werden kann, ohne alle klare Berücksichtigung dessen, was das Christentum von den älteren Religionen unterscheidet. Im Gegensatz zum Mosaismus und Brahmanismus oder Buddhismus, die alle darin übereinstimmen, daß sie nur das starre Gesetz einer alles beherrschenden Gerechtigkeit anerkennen, — hat das Christentum die Begriffe und Zustände der Gnade und Freiheit in das Leben der Menschheit eingeführt. Nach diesem Gesichtspunkt ist Steiner ebensowenig wie die Begründer der berüchtigten sogenannten ‚theosophischen‘ Gesellschaft christlich zu nennen. Er weiß nichts von Opfern zu sagen, die wir für andere bringen können. Jeder hat sein durch Karma bestimmtes Schicksal, das durch zahllose Voraussetzungen vorbereitet und bedingt ist — jeder kann eigentlich nur sich selbst retten oder erlösen, damit er in dem großen Wettrennen der Seelen nicht etwa zurückbleibt, und damit er sich die größte Anzahl der immer feineren und vollkommeneren Leiber sichert, die ihm die Wahrnehmung von höheren Welten und wohl auch den Anteil an dem Leben dieser Welten sichern. Jeder handelt nach seiner eigenen Natur und nach seinen vergangenen Erfahrungen.

Wir finden bei Steiner kein Wort von dem wirklich schöpferischen Genius, der etwas Neues aus ureigener Kraft beginnt und die Eintönigkeit der im Weltall waltenden Gesetze schöpferisch und originell durch sein Handeln durchbricht. Heindel berücksichtigt in seinem Werke mehrfach diese Eingriffe der individuellen schöpferischen Kraft, die für Steiner so gut wie gar nicht zu existieren scheint.

Was hilft uns die Wahrnehmung von tausend höheren Welten, so lange wir nicht genau wissen, was wir individuell dazu beitragen könnten, diese Welt, in der wir vorläufig leben, etwas besser und erträglicher zu machen? Und gerade darauf gibt uns Steiner keine Antwort in seiner ganzen angeblichen ‚Geheimwissenschaft‘. Er hat aber trotzdem großen Anhang, und seine zahlreichen Vorträge ziehen wachsende Zahlen von Zuhörern und besonders von entzückten und schwärmerischen Zuhörerinnen an. Er glaubt auch selbst an seine wichtige Mission in der Menschheit, die etwa darin bestehen würde, daß er materiell geschauten Seelen zu helfen sich bemüht, neue, feinere und höhere Leiber und Organe zu entwickeln, damit diese Neophyten im Wettrennen nach der Einweihung nicht zurückzubleiben gezwungen seien und sich für höhere Welten bereit machen.

Was sollen aber philosophisch gebildete Christen von Steiner halten? Ist seine Wirkung nicht schädlich und irreführend, und wenn es so ist, wie soll

man ihm entgegenwirken? Das sind die Fragen, die sich beim Lesen von Steiners Werken aufdrängen. Seine Schriften ziehen vornehmlich Leute an, die philosophisch nicht gebildet sind und in ihren religiösen Überzeugungen keine Sicherheit haben. Diese folgen ihm blind und sind gar sehr in Gefahr, ihr geistiges Gleichgewicht zu verlieren. Es entsteht in seiner Umgebung eine ungesunde Atmosphäre von Dünkel und Selbstsucht, in der manche sonst nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ganz unbrauchbar werden, da sie sich der Täuschung hingeben, eine Hinterpforte gefunden zu haben, die sie ganz ‚geheim‘ in die höheren Welten führt, und da sie deswegen, im Namen jener höheren Welten, nur allzu leicht die tatsächlichen Aufgaben und Pflichten dieser einzig uns allen bekannten und zugänglichen Welt geringschätzen und vernachlässigen.

Jeder echte Denker weiß mit voller Bestimmtheit, daß es höhere Welten gibt, und daß wir uns hier allmählich dazu vorbereiten, an dem Leben dieser höheren Welten später teilzunehmen. Aber wer des Lebens tiefste und wirkliche Geheimnisse auch nur einmal im Traum geschaut hat, der weiß auch, daß es uns gar nichts nützen kann, künstlich durch Hinterpforten zum Schauen dieser höheren Welten gelangen zu wollen, wenn wir nicht auf dem Hauptwege fortschreitend, neben dem Schauen zugleich alle anderen Seelenkräfte gleichmäßig zu entwickeln suchen — besonders die Opferwilligkeit, Uneigennützigkeit, Demut und Selbstbeherrschung. Was würde es einem Sextaner viel helfen, wenn er, statt sich in das Pensum seiner eigenen Klasse fleißig hineinzuarbeiten, die meiste Zeit dazu verwenden wollte, ganz ‚geheim‘ in die Lehrbücher eines Primaners ohne Ordnung und Methode einzudringen und daraus vereinzelte Brocken auswendig zu lernen? Selbst wenn er ein solches Verfahren stolz ‚Geheimwissenschaft‘ nennen würde, in der Bildung, wie sie seinem Alter gemäß ist, würde er dadurch nicht im geringsten fortschreiten.

Etwas Ähnliches scheint mit Steiner der Fall zu sein. Anstatt das uns hier und jetzt aufgegebene christliche Pensum zu erledigen, hat er, durch eitle Neugier getrieben, dahin gewirkt, einige Fähigkeiten und Vermögen zu entwickeln, die menschlichen Seelen auf einer künftigen Stufe ihres Fortschritts eigen und nützlich sein mögen. Zwar wurden dadurch seine Wahrnehmungen erweitert, aber seine Denkfähigkeit ist nicht gleichmäßig mit dieser erweiterten Erfahrung gewachsen. Er wendet daher veraltete Denkmethoden auf das bedeutend gewachsene Denkmaterial an und bietet uns eine ganze Mythologie, da er diese ihm neue und reichere Welt nicht in genau bestimmte Begriffe zu fassen fähig ist. Plato, den er nicht gründlich zu kennen scheint und daher geringschätzt, war ja auch ein bedeutender Seher, aber er vermischte seine Mythen nicht mit seinen Ideen, sondern trennte sie sorgfältig und schuf tatsächlich eine neue Wissenschaft, die Logik, die Aristoteles nach ihm ausarbeitete. Steiner dagegen wendet die Methoden an, die auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Erkenntnisversuche gebraucht wurden, da er unfähig ist, neue, genauere und schärfere Methoden zu schaffen, oder selbst die vorhandenen wissenschaftlichen Methoden zu handhaben. Er weiß nur Analogieschlüsse, falsche Verallgemeinerungen und Personifikationen anzuwenden, um

sein ihn überwältigendes Erfahrungsmaterial zu ordnen und darzustellen. Er scheint weder philologisch noch mathematisch geübt zu sein und hält beliebige Möglichkeiten für Wahrscheinlichkeiten, beliebige Wahrscheinlichkeiten für Wirklichkeiten. Er gibt sich der für naive Materialisten so charakteristischen Täuschung hin, für alles eine hinreichende Begründung und Erklärung zu haben, da ihm alles nach einer durchaus einfachen Schablone erklärbar zu sein scheint.

Aber für einen Geisterseher bleibt Steiner doch im allgemeinen recht verständig, und es ist vorauszusehen, daß er mit der Zeit denselben Weg nehmen wird, den einer der bedeutendsten unter seinen Kollegen in der sogenannten ‚theosophischen' Gesellschaft neuerdings zu nehmen sich gezwungen sah — ich meine Mead, der jahrelang die Visionen der Frau Blavatzky erklärte, bis er schließlich müde wurde, unklare Träume als Offenbarungen auszulegen und eine neue Gesellschaft unter dem bescheideneren Namen ‚The Quest' begründete.

Steiner könnte wohl aus seinem Unfehlbarkeitstraum erwachen und zu wirklich menschennützlicher Tätigkeit geweckt werden, wenn philosophisch gebildete Forscher mit sicheren religiösen Überzeugungen sich ihm nähern wollten und ihn mit derselben Geduld und Nachgiebigkeit studierten, wie Flournoy es mit den berühmten Marsträumen seines Mediums getan hat.* Da Steiner viel mehr Bildung und Begabung hat als Miß Smith, ist es wohl zu hoffen, daß die Aufmerksamkeit ernster Forscher ihn zur Mitforschung anregen würde, wenn er der Schmeicheleien von passiven Anbetern überdrüssig wird. Da er sich einbildet, die entfernteste Vergangenheit und Zukunft mit Sicherheit zu schauen, sollte man ihn vielleicht dazu bereden können, daß er sein Hellsehen an Problemen einer minder entfernten Vergangenheit erprobe, damit man die Ergebnisse dieses Schauens historisch prüfen könne, wie dies zum Teil mit den Visionen der Katharina von Emmerich geschehen ist. Da würde sich wohl wahrscheinlich zeigen, daß ein solches Vermögen, die Vergangenheit in Bildern zu schauen, nicht immer zu ganz unfehlbaren Resultaten führt, und daß neben den sehr interessanten günstigen Ergebnissen auch lehrreiche Fehler sich nachweisen ließen. Das würde freilich den Seher seiner Prophetenaureole berauben, aber ihm eine tatsächliche wissenschaftliche Bedeutung sichern, wenn die mit ihm ausgeführten Experimente die echte Wissenschaft von der menschlichen Seele förderten.

Wenn es nun ferner auch wahr ist, daß Steiner eine Reihe von Übungen kennt, durch die andere dasselbe Sehervermögen, wie er hat, erlangen können, was ja durchaus möglich ist, dann dürfte auch die sorgfältige Vergleichung der unabhängig voneinander gewonnenen Resultate zu lehrreichen Schlüssen führen. Aber wir müßten diese ‚höheren' Wahrnehmungsfähigkeiten — nicht Erkenntnisvermögen — auf solche Gegenstände richten, die auch unseren gewöhnlichen und erprobten Forschungsmethoden zugänglich sind. Und diejenigen, die sich auf solche Untersuchungen einlassen wollten, müßten erst eine tüchtige naturwissenschaftlich-mathematische Schulung durchmachen, um gründlich das Wahrnehmen immer von dem Erkennen unterscheiden zu können, auch wenn

* T. Flournoy, Des Indes à la planète Mars.

uns neue Wahrnehmungen ganz neue Welten eröffnen. Ferner müßten solche Forscher auch gründlich philologisch gebildet und logisch geübt sein, damit sie die zur Schilderung der Wahrnehmungen gebrauchten Worte zu definieren fähig wären, und ihre neuen Erkenntnisse in klaren Begriffen auszudrücken sich bestreben.

Die öffentlich und übermütig betätigte Wahrnehmungssucht ‚höheren Welten‘ gegenüber wirkt durchaus schädlich, da sie viele schwachen Menschen um ihr geistiges Gleichgewicht bringt, ohne in irgendwelcher Weise ihre tatsächlichen Erkenntnisse zu erweitern oder ihren Charakter zu veredeln. Aber wenn man die Sehergabe, die Steiner in hohem Grade zu besitzen vorgibt, zu der Lösung von wirklichen Aufgaben der Wissenschaft verwenden könnte, wenn es ernsten Forschern gelänge, Steiners Vertrauen so weit zu gewinnen, daß er endlich einmal ganz aufrichtig gestehe, was er tatsächlich selbst wahrnimmt, wenn er sich von jeglichem Vorurteil der ihm liebgewordenen sogenannten ‚theosophischen‘ Mythologie befreit, dann dürfte Steiners eigene Erfahrung und die von ihm vorgeschlagenen Methoden der Entwickelung geistiger Wahrnehmungsfähigkeiten eine große Bedeutung gewinnen.

Wir haben in der psychologischen Literatur der Neuzeit ein sehr belehrendes Beispiel davon, wie ein Vorurteil, das zu einem eigensinnig vertretenen Dogma versteinert ist, die gesunde Urteilskraft selbst eines genialen Naturforschers hemmen kann. Charcot sah in vielen seiner Patientinnen die von ihm festgestellten berühmten drei Phasen der großen Hysterie. Er beeinflußte nun durch seine feste Erwartung viele andere, dieselben Phasen zu zeigen, die sonst ausgeblieben wären. Nach ihm haben viele seiner Schüler dasselbe wieder und wieder beobachtet, und dachten gar nicht daran, daß diese objektiv untersuchten Phasen einer Krankheit eigentlich den Patientinnen durch die Erwartung und Überzeugung der Beobachter aufgedrängt wurden. Es bedurfte der unparteiischen kritischen Beobachtungsgabe von Bernheim und Liebeault, um zu entdecken, wie das starke Vorurteil der Pariser Gelehrten den natürlichen Verlauf der Krankheitserscheinungen beeinflußte. In dem langen Kampf zwischen der Schule von Nancy und der Pariser Schule über diese Frage hat es sich endgültig ergeben, daß man in Nancy besser beobachtete.

Etwas Ähnliches mag nun bei Steiner und seinen Schülern der Fall sein. Er hat gewiß einen sehr starken Einfluß auf diese Schüler, und da er noch dazu speziell einen sehr großen Nachdruck darauf legt, daß man nach seiner Methode nur dann geistig fortschreiten kann, wenn man gemäß der indischen Tradition im höchsten Grad das Gefühl der Ehrfurcht für seinen Lehrer pflegt, und wenn man die fertig gebotenen Resultate seiner Seherschaft sich zu eigen macht, so ist es durchaus möglich, daß viele nacheinander dasselbe subjektiv erfahren, ohne daß die objektive Wirklichkeit der tatsächlichen ‚höheren Welten‘ diesen subjektiven Visionen entspricht.

Wir kennen bedeutende Seher der Vergangenheit, die ganz verschieden ihre besonderen Erfahrungen und Intuitionen uns darstellen, selbst wenn sich diese Intuitionen angeblich auf denselben objektiven Gegenstand beziehen, z. B. auf das Leben auf einem bestimmten Planeten.

Swedenborg, Thomas Lake Harris, Andrew Jackson Davis haben sich oft ganz bestimmt über das Leben auf den verschiedenen Planeten unseres Sonnensystems geäußert. Aber die Darstellungen, die wir bei diesen Sehern lesen, stimmen weder untereinander überein, noch sind sie den Angaben ähnlich, welche Steiner über die gleichen Gegenstände macht.

Sollten wir nun alle dergleichen Intuitionen als eitle Träume verwerfen und gar nichts davon halten? Es gibt ja doch auch bedeutende Unterschiede zwischen den gewöhnlichen sinnlichen Wahrnehmungen verschiedener Menschen, und dies hindert uns gar nicht, auf dergleichen Wahrnehmungen Wissenschaften aufzubauen. Bisher waren die Wahrnehmungen der Hellseher selten und konnten nicht willkürlich hervorgebracht werden, außer in der wenig bekannten und erforschten Yoga der Indier. Daher war es schwer oder nahezu ganz unmöglich, aus diesen Ausnahmen allgemeingültige Schlüsse zu ziehen. Steiner kommt nun mit der glaubwürdigen Behauptung, daß er das Hellsehen durch bestimmte Übungen hervorbringen kann. Glaubwürdig nenne ich diese Behauptung, weil schon in uralten Zeiten Patanjali in Indien dasselbe in seinem System der Yoga durchgesetzt hatte. Außerdem steht ja in der Gegenwart Steiner nicht allein da, obgleich er in Deutschland der einflußreichste Lehrer des Hellsehens geworden ist. In Amerika werden dergleichen Experimente von vielen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit mehr oder weniger Erfolg betrieben.

Das Verkehrte daran ist nur, daß jeder Hellseher sich selber zu einem unfehlbaren Papst erwählt, unbedingten blinden Glauben von seinen Anhängern verlangt und auch meistenteils als höheres Wesen von seiner Umgebung behandelt wird. So haben Thomas Lake Harris wie auch Swedenborg geglaubt, daß eine neue Epoche für die Menschheit mit den einem einzelnen Seher gewordenen Offenbarungen beginnt. Die Bekenner von Anna Kingsford halten ihre Schriften für eine neue Bibel, und in derselben Weise wird auch in Utah das Buch von Mormon geehrt. Jede individuelle Erweiterung der Wahrnehmungen dient dazu, eine neue Sekte zu bilden mit Ausnahme der Offenbarungen und Visionen, die in der katholischen Kirche stattfinden.

Aber vom Standpunkt der westeuropäischen Philosophie und der christlichen Religion ist keine Einzelerleuchtung für unfehlbar zu halten. Im ganzen und zusammengenommen sind die zahlreichen Beispiele von dergleichen Erfahrungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Beweis, daß neue Gebiete der Wirklichkeit sich der gegenwärtigen Menschheit eröffnen. Der polnische Seher Słowacki (1809—1849) und sein Meister Towiański (1799—1876) haben dies vor bereits siebzig Jahren angekündigt und viele der jetzt geläufigen Anschauungen gepredigt, darunter eine Deszendenztheorie mehr als ein Jahrzehnt vor Darwin. Aber die polnische Seherschule machte keinen Anspruch auf irgend einen persönlichen Vorzug derjenigen, die zuerst die neuen Erfahrungen erlebt hatten. In der Tat ist eine Erweiterung der Erfahrung nur dann erwünscht und wertvoll, wenn die Methoden, die dazu führen, eine gegebene Erfahrung zu begreifen und zu verwerten, auch in gleichem Maße fortschreiten. Die Schwierigkeit liegt darin, daß diejenigen, die durch ihre wissenschaftliche Bildung und logische Übung am besten vorbereitet wären, neue psychische Erfahrungen

genau zu beobachten und zu verwerten, meistenteils kein Interesse für diese neuen Welten haben, da ihre ganze Aufmerksamkeit durch den Reichtum der Erfahrung in der uns am besten bekannten sinnlichen Welt in Anspruch genommen ist. Andererseits sehen wir, daß meistenteils diejenigen, welche in der angedeuteten Weise ihre psychische Erfahrung zu erweitern fähig sind, gewöhnlich keine hinreichende Bildung besitzen, um Wahrgenommenes von Erkanntem, Meinung von Wissen, Physisches von Psychischem, Gott von der Welt zu unterscheiden.

Die Bedeutung Steiners könnte gerade darin liegen, daß er sowohl wissenschaftliche wie literarische Bildung in einem höheren Grade zu haben scheint als die meisten andern deutschen Hellseher der Gegenwart. Freilich scheint es anderseits, daß ihm wichtige philologische und mathematische Kenntnisse fehlen und daß er überhaupt von ‚Wissenschaft‘ keinen hinreichend klaren Begriff hat, sonst würde es ihm nicht möglich geworden sein, seine mythologischen Träume eines Geistersehers eine ‚Wissenschaft‘ zu nennen. Aber wenn Steiner sich entschließen könnte, seine Beschränkungen zuzugestehen und mit wissenschaftlich gebildeten Männern mitzuarbeiten, statt hauptsächlich auf enthusiastische Frauen zu wirken, dann könnte er wahrscheinlich einen bedeutenden Einfluß auf die Wissenschaft der Gegenwart ausüben, auf Naturwissenschaft ebenso wie auch auf die Geschichtswissenschaft. Er müßte freilich zunächst seine Horizonte bedeutend einschränken, und anstatt seinen Blick in allzuentfernte Zeiten der Vergangenheit oder der Zukunft zu richten, müßte er seine Intuition den Einzelheiten der historischen oder naturwissenschaftlichen Vorgänge zuwenden. Wenn er vermittelst dieser Intuition so klar zu erkennen glaubt, was mit der Erde, dem Mond und der Sonne vor Trillionen von Jahrtausenden geschehen ist, dann könnte er vielleicht uns sagen, ob Mickiewicz recht hatte, sich für die reinkarnierte Jungfrau von Orleans zu halten? Die Frage der Identität gewisser im Lauf der letzten Jahrtausende aufgetretenen Geister ließe sich ja mit wissenschaftlicher Kritik behandeln. Wenn der geübte Hellseher, den uns Steiner als Muster der Zukunftsmenschheit hinstellt, fähig ist, die in der Weltgeschichte tätigen Geister zu erkennen und in ihren verschiedenen Verkörperungen zu identifizieren, dann könnte man auch historisch festzustellen suchen, was in den verschiedenen Lebensläufen eines angeblich identischen Geistes diese Identität dem Forscher objektiv dartut und was für verschiedene Gattungen von Geistern zu verschiedenen Zeiten die Weltgeschichte bewirkten? Dies ist ein Problem, das alle Aufmerksamkeit verdient. Die Anzahl der Menschen, welche in der Neuzeit die Überzeugung haben, daß sie schon auf Erden gelebt haben und daß ihr gegenwärtiges Leben durch heute vergessene Erfahrungen in einem früheren Leben vorbereitet worden ist, wächst fortwährend, obgleich nach der herrschenden Meinung diese Ansicht eine von der Kirche verurteilte Irrlehre ist. In Polen haben die größten Dichter und Schriftsteller von Mickiewicz bis zu Wyspianski — die tiefsten Denker von Wronski bis zu Cieszkowski ihr gehuldigt, trotzdem sie alle unerschüttert in ihrer Anhänglichkeit an die Kirche waren. Viele Zeitgenossen wollen ganz entschieden wissen, von wo sie kommen und warum sie sich in einer so bestimmten Weise von anderen unterscheiden. Es genügt ihnen nicht mehr, die

Mannigfaltigkeit der in der Weltgeschichte tätigen Seelen fortwährend neuen Schöpfungsakten zuzuschreiben. Sie fühlen ein Bedürfnis, für die Gegenwart, an der sie leiden, mitverantwortlich zu sein und etwas mehr der schöpferischen Einzelseele zuzuschreiben, statt immer auf das Unerklärliche und Unendliche zurückzugehen.

Steiner ist in Deutschland ein namhafter Vertreter dieser allgemeinen Bestrebungen, und er tritt mit der Behauptung auf, daß jeder unter seiner Leitung dazu kommen kann, seiner eigenen Vergangenheit sich klar zu erinnern. Wenn wir ihm glauben, daß er sich keiner Täuschung hingibt, dürfte dies wohl vielen genügen, um die von ihm vorgeschlagene Disziplin zu erproben, wenn er nur nichts verlangte, was unserem christlichen Gewissen widersteht. Er verlangt aber die Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft, die von Beginn an dem Christentum feindlich war und feindlich geblieben ist. Und diese Beziehung von Steiner zu der sogenannten ‚theosophischen‘ Gesellschaft ist ein sehr großes Hindernis für die Verbreitung seiner Erfahrungen und Lehren. Da hat Heindel gewiß einen besseren Weg gewählt, wenn er an Christian Rosenkreutz anknüpft. Wenn Steiner nun ernstlich bestrebt ist, seinen Landsleuten ‚höhere Welten‘ zugänglich zu machen, wenn er sich für ein Werkzeug des geistigen Fortschritts hält, darf er nicht verlangen, daß diejenigen, die ihm folgen, Christus verleugnen. Und da müßte seine Beziehung zum historischen Christentum und insbesondere zur Kirche und zur Bibel in einer positiven Weise ausgedrückt werden.

Dasselbe gilt von seiner Beziehung zur philosophischen Geistesentwickelung in Westeuropa. Er muß lernen, daß jede Form von pantheistischem Materialismus eigentlich schon für das moderne Bewußtsein längst überwunden ist und daß solche Atavismen nur zurückgebliebene Geister kennzeichnen und befriedigen. Die Hauptrichtung der westeuropäischen Philosophie, in stetiger Entwickelung seit Plato, betont mit wachsendem Nachdruck die Gegensätze von Physischem und Psychischem, von der geistigen Wirklichkeit des Ichs und der materiellen Erscheinung des Leibes und von Gott und der Welt.

Steiner sollte auch die Warnung zu Herzen nehmen, die uns von einem der tiefsten Kenner der orientalischen Tradition kommt, von Vivekananda, der klar und unzweideutig es auszusprechen wagte, daß die Zeit von esoterischen Lehren vorbei ist und daß jede Wahrheit nunmehr allen offenstehen müsse. (Nivedita, The Master as I saw him, London 1910, S. 315.) Wir brauchen also keine ‚Geheimwissenschaften‘ mehr, und Mary Everest Boole hat ganz recht, wenn sie geistreich jeglichen Okkultismus als Mißbrauch der echten religiösen Kräfte, auf denen die Kirche beruht, kennzeichnet (Mary Everest Boole, Miss Education and her Garden, London 1908, S. 12—15).

Was unter dem Namen einer Wissenschaft auftritt, muß redlich die Quellen angeben, aus denen angebliche Wahrheiten stammen, und darf sich nicht auf persönliche Autorität oder Einweihung berufen.

# Ferdinand Hodler / Von Martin Wackernagel

Für viele, vielleicht die meisten Betrachter hat die Kunst Hodlers noch immer geradezu den Charakter des Herausfordernden und Aggressiven; sie empfinden darin eine Verhöhnung aller geltenden Geschmacks- und Schönheitsbegriffe, und das nur um so lebhafter, je mehr ihnen diese Kunst aus dem Kreise ihrer Verehrer ungeschickt angepriesen und zur Mitbewunderung aufgedrängt wird.

Das allerdings müssen dabei auch die am meisten von ihm Zurückgestoßenen zugeben: Es handelt sich bei Hodler entschieden nicht — wie bei manchen, nur um jeden Preis neuartig sein wollenden Erscheinungen des modernen Kunstlebens — um ein planlos unreifes Herumtasten und Experimentieren; wer sich die Mühe genommen hat, eine größere Anzahl seiner Werke nacheinander zu betrachten und unter sich zu vergleichen, wird sich dem Eindruck nicht haben entziehen können, daß vielmehr ein durchaus einheitliches und klar bewußtes, uns freilich zunächst schwer verständliches künstlerisches Bestreben alle diese Malereien verknüpft und durchzieht, daß es offenbar die Verkündung eines ganz bestimmten, höchst persönlichen und sehr hochgesinnten Kunstideals ist, was das gesamte Schaffen dieses Meisters leitet.

Den Kampf für dieses neue Ideal hat nun Hodler, allem zähen Widerstand der Kritik und des Publikums zum Trotz, ermuntert nur durch den Zuspruch von zunächst ganz Wenigen, bis in seine reifen Mannesjahre — er steht jetzt im achtundfünfzigsten — durchgeführt; mit einer Festigkeit der Überzeugung und des Selbstbewußtseins, die allein schon genügen dürfte, ihm wenigstens die menschliche Achtung auch von seiten der ihm künstlerisch Fernbleibenden zu sichern. So gilt die hohe Ehrung, die Hodler jüngst erfahren, der von der Universität Basel ihm verliehene Ehrendoktor, ganz ausdrücklich auch dieser moralischen Energie seines Kunstschaffens.

Wohl am ehesten zugänglich und auch für weitere Kreise genießbar erscheint Hodler in seinen Landschaftsbildern und in den Darstellungen von Gestalten und Ereignissen aus der kriegerischen Vergangenheit seines Volkes.

Die Landschaften, namentlich Bilder vom Genfersee oder Thunersee, überraschen durch die ganz ungewöhnlich strahlende Leuchtkraft und Intensität der Färbung, die vielleicht gerade durch ihre eigenmächtige Großzügigkeit, den Verzicht auf die zart nuancierten Zwischentöne eine dem wirklichen Natureindruck fast gleichkommende Vehemenz der Wirkung erreicht. Hinzukommt eine ebenso kraftvolle Gestaltung des plastisch-perspektivischen Aufbaus der Landschaft, mit stark vereinfachender, rhythmisch ordnender Stilisierung der einzelnen Teile, um diese Bilder so deutlich-klar in der Vorstellung des Beschauers weiterleben zu lassen.

Heimatkünstler im besten Sinn ist Hodler in diesen Landschaften sowohl, wie aber auch in seinen Figurenbildern kriegerischen Charakters; er hat hier die im Schweizer Volkstum von alters her eingewurzelte Freude an allem Soldatischen in der lebendigsten und prächtigsten Weise zum Ausdruck gebracht, und diesen Darstellungen verdankt er auch die ersten größeren Erfolge, die ersten monumentalen Aufträge in seinem Vaterland.

So die stolze Reihe von 22 überlebensgroßen Einzelfiguren altschweizerischer Landsknechte, ausgeführt als Schmuckbilder für die Pfeiler des Kunstpalastes auf der Genfer Ausstellung von 1896, nachmals in verschiedene private und öffentliche Sammlungen der Schweiz zerstreut. Reckenhafte, imposante Gestalten von einer straffen Geschlossenheit der Bewegung und des Ausdrucks, wie sie nur aus tiefer künstlerischer Durchdringung des Gegenstandes heraus zustande kommen konnte. Auf dieser breiten Grundlage aber erwachsen nun erst die größeren kriegerischen Historienbilder: Zuerst ‚Die Schlacht bei Näfels‘ (1897, Museum in Basel), dann das mächtige, dreiteilige Fresko ‚Der Rückzug von Marignano‘ in der Waffenhalle des Zürcher Landesmuseums (1900); endlich, als letzte, vollkommenste Lösung einer Aufgabe dieser Art, das für den Neubau der Universität Jena gemalte große Wandbild ‚Auszug der Freiwilligen von 1806‘.

Es tritt in dieser Bilderreihe eine stetig und klar fortschreitende Entwicklung zutage, die vom Vielfältigen, reich Detaillierten zu immer größerer Einfachheit, Einheitlichkeit, Geschlossenheit hindrängt, die aus der Komposition immer strenger das Zufällige und Akzessorische zugunsten des allein Wesentlichen ausschaltet, die von der Rekonstruktion des wirklichen Erscheinungsbildes der darzustellenden Szene immer weiter sich entfernt, um dafür das zu fast symbolartiger Klarheit durchgeläuterte, künstlerische Idealbild des historischen Geschehnisses herauszugestalten. Man kann z. B. in der Sammlung der Zürcher Künstlergesellschaft, wo nahe beisammen ein gegenständlich verwandtes Frühwerk Hodlers, der ‚Schwingerumzug‘ von 1884, einige Krieger aus der ehemaligen Genferserie und ein prachtvoller, originalgroßer Entwurf für ein Teilstück der Marignanofreske aufgestellt sind, sehr wohl beobachten, wie diese Entwicklung in allen Einzelheiten der Zeichnung, Figurengestaltung, Bewegung, Färbung gleichmäßig sich durchsetzt; man wird weiter aus den nebeneinandergelegten Abbildungen des ‚Schwingerumzugs‘ und der Historienbilder in Basel, Zürich und Jena ersehen, wie Hodler in der Komposition von allem Anfang an statt der realistisch angeordneten Massenszene eine besonders für die monumentale Klarheit des Eindrucks entscheidende Gliederung wählt, bei der er jeweilen wenige Einzelgestalten gleichsam als Repräsentanten der Gesamthandlung herausholt und ganz vorn aufstellt, die Menge der übrigen Teilnehmer aber, diesen dominierenden Hauptfiguren durchaus untergeordnet, fast nur folienmäßig wirkend in den Mittel- und Hintergrund zurückschiebt. Schon in der ersten Anlage des Marignanobildes war er so weit gegangen, diese sekundären Statisten fast völlig zu unterdrücken, und hatte nur auf das Drängen der Auftraggeber hin die statuarisch isolierte Reihe der Hauptfaktoren in eine mehr malerisch wirkende, geschlossene Gruppe, wie wir sie jetzt sehen, hineinverflochten. Im Jenenser Bild, wo ihm freie Hand gelassen war, ist dann aber sein Kompositionsprinzip bis zur letzten Konsequenz zur Durchführung gebracht. Es gemahnt fast an archaische Simplizität, wie er hier die Szene sozusagen in zwei übereinander hinlaufenden Streifen aufbaut; unten im Vordergrund, das Gesamtbild beherrschend, die großen, leidenschaftlich bewegten Gestalten einiger zum Aufbruch sich rüstender Reiter und Offiziere mit ihren Pferden, und darüber in perspektivischer Verkleinerung, aber immer noch selbständig und als einheitliches Kontrastmotiv zu den

Vordergrundfiguren wirksam, die in drängender Eile vorüberziehende Marschkolonne des Fußvolks. Dies ist der ganze Bildinhalt; auf all das sonst so beliebte Beiwerk landschaftlicher, genrehafter, kulturgeschichtlich interessanter Art ist rundweg verzichtet; aber eben dadurch ist es dem Künstler möglich geworden, den hauptsächlichen Inhalt des Themas, die stürmische, begeisterte Stimmung des ersten Mobilisierungstages so eindrucksvoll zum Ausdruck zu bringen.

Freilich mag Hodlers freie Art, einen historischen Gegenstand zu behandeln, uns, die wir an eine episch-ausführliche, bühnenhaft schauprächtige Historienmalerei gewöhnt sind, zunächst befremden; bald aber muß der Reichtum an reifer, künstlerischer Kraft und seelischem Temperament, wie er gerade aus dem Jenenser Bild spricht, uns von der Berechtigung und dem Wert dieser neuen Möglichkeit monumentaler Geschichtsdarstellung über alle Diskussion hinaus überzeugen.

Nun bilden aber die bis dahin angeführten Bilder nur eine verhältnismäßig kleine Gruppe im Gesamtwerk Hodlers; sein besonderes formal-bildnerisches Ideal hat noch reicheren und mannigfaltigeren Ausdruck gefunden in gewissen, ganz frei konzipierten Gestaltungen von rein monumental-repräsentativem Charakter. Wichtig ist dabei namentlich ein für die Naturbetrachtung und die Bildkomposition maßgebendes, neues Prinzip, über das Hodler selbst* sich mit ungefügen, aber unmißverständlichen Worten geäußert hat; einige Sätze aus diesen Ausführungen seien hier mitgeteilt.

— ‚So oft ich in der Natur den Reiz der Dinge am stärksten spüre, ist es immer ein Eindruck von Einheit. — Führt mich mein Weg in einen Tannenwald, wo die Bäume sich hoch zum Himmel heben, so sehe ich die Stämme, die ich zur Linken und Rechten vor mir habe, als unzählige Säulen. Ein und dieselbe vertikale Linie umgibt mich. Mögen sich nun diese Stämme hell von einem immer dunkler werdenden Hintergrund abheben, mögen sie gegen das tiefe Blau des Himmels gestellt sein, die Ursache, die in mir jenen Eindruck von Einheit bestimmt, ist ihr Parallelismus. Die vielfachen senkrechten Linien wirken wie eine einzige große Vertikale, oder wie eine ebene Fläche. — Wenn man über eine Wiese hinblickt, wo nur eine einzige Art von Blumen sich dem Auge bietet, wo z. B. die Blüten des Löwenzahns sich in hellem Gelb von dem grünen Grunde des Rasens abheben, so wird man einen Eindruck von Einheit empfinden, der geradezu in Entzücken versetzt. Ich bemerke, daß die Wirkung größer sein wird, der Eindruck stärker, als wenn sich eine Mischung von Blumen da vor uns ausbreitete, die in Farbe und Form verschieden sind‘ usw.

Dieses Prinzip des Parallelismus, das Hodler, ebenso wie in den Naturdingen, auch bei den Lebensäußerungen der Menschen beobachtet hat, bestimmt nun die Komposition aller Hauptwerke seiner reifen Zeit, die Historienbilder sowohl, als namentlich die zuletzt erwähnten, frei aus der eigenen Vorstellung geschöpften Darstellungen. Es sind dies vorwiegend ganz einfache Gruppenbilder; vier, fünf Figuren in möglichst gleichmäßiger, symmetrischer, ‚paralleler‘ Anordnung, die mit ihren Bewegungen in einen bestimmten, nur durch leise Variation und rhythmisch wechselnde Gegenbewegungen bereicherten Einklang zusammenge-

* Über das Kunstwerk. (Neue Revue 1909. Heft 1.)

stimmt sind, und sich vor einer rein teppichmäßigen, kaum perspektivisch vertieften Landschaftsfolie äußerst kraftvoll abheben. Im Kolorit sind vorherrschend stark farbige, bisweilen fast grell wirkende, untereinander derb kontrastierende Töne. Es ist mit Entschiedenheit alles vermieden, was in direkter Nachbildung an die wirkliche, alltäglich uns umgebende Natur anknüpft; nicht diese Welt, deren größter Reiz in der immerfort wechselnden Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, in der duftigen, schwebenden Unbestimmtheit der Formen und Farben beruht, soll wiedergegeben werden, es sollen vielmehr Bilder aus einer Art Idealwelt geschaffen und gezeigt werden, deren Charakter sich ausspricht in der vollkommenen Bestimmtheit, Klarheit, Unveränderlichkeit, um nicht zu sagen Notwendigkeit und Ewigkeit ihrer Gebilde. Hodlers bewußt idealistische Kunst steht also zu der realistischen seiner Zeitgenossen in demselben Gegensatz, wie der philosophisch abstrahierte Begriff zu der wechselnden Menge der Einzelerscheinungen. Wer dieses Grundprinzip seines Schaffens außer acht läßt, oder nicht anerkennt, wird zu einer gerechten Würdigung Hodlerscher Werke niemals durchdringen können.

Mit der Verwirklichung der angedeuteten formal-künstlerischen Aspirationen ist aber keineswegs die gesamte Absicht des Künstlers erreicht. Seine Kompositionen wollen nicht nur die formale Schönheit des Parallelismus feiern; mit den Mitteln des Parallelismus wollen sie vor allem einer ausdrücklichen Verbildlichung seelischer Inhalte dienlich sein.

Aber auch dieses Seelische, das Hodler darzustellen sucht, liegt nicht im Gebiet der flüchtigen, wechselnden Stimmungen des Moments und des Individuums; es sind stets solche allmächtig herrschende, treibende Gewalten, denen das ganze menschliche Leben gleichmäßig unterworfen ist. Hodler beobachtet einen Parallelismus der menschlichen Seelenzustände, dem dieselbe gesteigerte Intensität des Ausdrucks zukommt wie dem Parallelismus der Naturdinge:

‚Wir wissen und wir empfinden es alle in gewissen Momenten, daß das, was uns Menschen eint, stärker ist als das, was uns trennt. — Der Sinn und die hauptsächlichsten Bedingungen des Lebens sind dieselben für uns alle. Wir haben alle unsere Freuden und unsern Schmerz, die nur Wiederholungen derjenigen der andern sind, und die nach außen hin durch dieselben oder durch analoge Gesten sichtbar werden, da wir doch von einerlei Fleisch und Bein sind.‘

‚Feiert man irgendwo ein Fest, so sehen wir die Menschen sich in ein und derselben Richtung bewegen: das sind Parallelen, die einander folgen. — Erblickt man Menschen um einen Redner gruppiert, der seine Gedanken vorträgt, oder betreten wir eine Kirche während des Gottesdienstes, so empfinden wir jenen Strom von Einheit als etwas Imposantes.‘

Aus solchen Anschauungen und Eindrücken heraus sind nun in den letzten Jahren Hodlers Hauptwerke entstanden: ‚Die Lebensmüden‘, ‚Die Enttäuschten‘, ‚Empfindung‘, ‚Heilige Stunde‘, ‚Der Tag‘, ‚Die Wahrheit‘, ‚Der Auserwählte‘ — dessen zarte Jugend von guten Genien rings umschwebt, gehegt und begnadet ist, u. a. m. Die Art aber, wie solche Seelenzustände geschildert sind, diese fast feierlich strenge Gemessenheit der Ausdrücke einmal, und dann wieder diese drängende Leidenschaft der Gebärde verbindet sich mit dem seltsam feierlichen Kompositionsstil zu einer höchst eigenartigen und starken Wirkung; sie trägt

freilich auch dazu bei, daß die große Masse der Betrachter, denen ein solches, über das Alltägliche, Durchschnittsmenschliche hinausgreifendes Gebahren, eine solche elementare Sprache des Empfindens fremd ist, sich von Hodlers Bildern ratlos, ärgerlich oder mit banalem Spott abwendet.

Diese großen figuralen Kompositionen Hodlers bedürfen nun allerdings, um zu einer angemessenen Wirkung zu gelangen, eine außergewöhnliche Aufstellung; in der Art etwa, wie sie z. B. dem Bild ‚Heilige Stunde' im Neuen Zürcher Kunsthaus zuteil geworden ist. Dieses Werk ist dort in einem gesonderten, kleinen Raum — der sich, über Stufen erhöht, gegen einen langgestreckten Saal öffnet — in die helle, rahmenartig gegliederte Rückwand eingelassen; der Charakter sakraler Feierlichkeit, der der Komposition innewohnt, tritt so auf das mächtigste in Erscheinung.

Hodlers Kunst dient, das wird nach einem solchen Erlebnis sehr deutlich, in ihren Hauptschöpfungen eigentlich gar nicht den wirklich bestehenden Kunstbedürfnissen unserer Gegenwart; sie bezieht sich auf ein Kunstideal, für das in der heutigen Kultur- und Kunstwelt die Voraussetzungen noch zum größten Teile fehlen. Vielleicht liegt aber gerade in diesem Vorwegnehmen die wirkliche Bedeutung von Hodlers künstlerischer Persönlichkeit.



# Frankreichs Wiedererhebung und Neubildung nach dem Kriege von 1870/71 / Von Martin Spahn

Die französische Nation fordert uns Deutsche mehr als alle anderen Nationen, mag sie gleich für unsern ‚Erbfeind' gelten, zur Betrachtung heraus. In territorialer Hinsicht unser nächster Nachbar, bietet sie uns in ihrer Verfassung, ihren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, sowie in ihrem religiösen Leben Vergleichspunkte ohne Zahl dar. Ob sie in dem einen und andern mit uns übereinstimmt oder von uns abweicht, immer wird es uns reizen, uns mit ihrer Kultur auseinanderzusetzen und aus dem Verlaufe ihrer Entwicklung für unsere eigenen Zustände Erfahrungen zu gewinnen. Diesem Anreiz zu genügen, werden uns Selbstschilderungen der jüngsten Vergangenheit des Landes aus der Feder hervorragender, persönlich in ihr tätig gewesener Franzosen die trefflichsten Dienste leisten können. Eine solche, mit besonders hohen Vorzügen ausgestattete Selbstschilderung des zeitgenössischen Frankreich hat uns in den letzten Jahren Gabriel Hanotaux geschenkt. Mitglied der französischen Akademie, Verfasser einer freilich noch nicht vollendeten Biographie Richelieus und also wissenschaftlich erprobter Kenner der französischen Politik, war Hanotaux in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts auch Minister des Auswärtigen in seinem Vaterlande und weiß deshalb nicht weniger in der politischen Praxis Bescheid. Unzählige Beziehungen zu angesehenen Franzosen wie zu Ausländern setzten ihn in Stand, in das Geheimnis der diplomatischen Geschehnisse der letzten Jahrzehnte tiefer einzudringen, als es Männern beschieden zu sein pflegt, die ausschließlich der Wissenschaft dienen; und auch in die innere Geschichte seines Landes hat ihn die Kraft einer über das gemeine Maß hinaus edeln und heißen Liebe zu seinem Vaterlande an gar mancher Stelle ungewöhnlich scharf und klar hineinblicken lassen.*

Das Werk hebt mit dem Februar 1871 an und reicht bis zum Januar des Jahres 1882; ein kurzer Überblick über das Jahr 1882 und ein Ausblick auf die Gegenwart bilden seinen Schluß. Die Probleme der auswärtigen Politik behandelt Hanotaux so ausführlich, daß ihre Darstellung wiederholt aus dem Rahmen einer Geschichte Frankreichs heraustritt. Die Krise des Frühjahrs 1875 und vor allem die orientalische Krise werden ihrer ganzen europäischen Ausdehnung nach und nicht nur, soweit Frankreich daran beteiligt war, in höchst lehrreicher Art und unter Verwertung vieler bisher unbekannter Aufzeichnungen erzählt. Eine selbständige französische Auslandpolitik gab es während des ganzen Jahrzehntes nach dem deutsch-französischen Kriege kaum. Auf keinem Gebiete des nationalen Lebens wirkte die Niederlage so beklemmend und so lange nach wie auf diesem. Der maßgebende Minister

* Dank der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung in Berlin liegt eine brauchbare Übersetzung des Buches vor: G. H., Geschichte des zeitgenössischen Frankreich. 3 Bände in 4 Teilen. 1903—1909. Sie zählt im ganzen rund 2200 Seiten. Beigegeben sind ihr 19 Bildnisse in Kupferdruck. Im allgemeinen ist sie frei von Gallizismen und Mißverständnissen. Die Korrektur hätte etwas sorgfältiger vorgenommen werden dürfen.

**Ferdinand Hodler/Der Auserwählte**



Mit Genehmigung des Kunstverlages H. O. Miethke in Wien.

des Auswärtigen in dieser Epoche war der Herzog Decazes. Wie oft auch die anderen Minister wechselten, Decazes behielt sein Ministerium von 1873 bis 1877. Die Erfassung seiner Persönlichkeit, die Darlegung seiner Politik dürfte das am meisten gelungene, nicht mehr zu berichtigende und zu überbietende Stück in Hanotaux' Buch sein. Man darf wohl sagen: Frankreich versteckte sich unter diesem Minister im Rate der Völker. Sehr klug, sehr raffiniert, rastlos eifrig, vor allem aber doch ängstlich, durchkreuzte Decazes jede Unternehmung der Nation in der Welt draußen, sobald sie politische Folgen zeitigte (wodurch er insbesondere Ägypten in Englands Hände gleiten ließ), und versagte auch sich selbst jedes selbständige Hervortreten in der europäischen Diplomatie. Einzig darauf sann er, andere für Frankreich zum Handeln zu bringen. Er wurde den Schrecken der ersten Stunde nach der Niederlage nicht los. Er fürchtete — und nicht nur er (wodurch sich sein Verhalten in etwas erklärt) —, daß Bismarck, vom Ausgange des Krieges unbefriedigt, Frankreich ganz zu verderben gedenke. Jede Drohung des Kanzlers mit seinem eigenen Unwillen oder mit angeblichen Meinungen der militärischen Führer versetzte den Minister unausbleiblich in die ärgste Unruhe. Schweigsam hielt er sich in seinem Ministerpalais, suchte so unbemerkt wie möglich zu bleiben, überwachte Bismarck und überwachte, wie sich in den europäischen Kabinetten nach und nach ein ‚europäischer Gemütszustand' gegen den allzu mächtig Gewordenen bildete. Dann stieß er im Frühjahr 1875 plötzlich, als er die deutschen offiziösen Zeitungen auf einer Unvorsichtigkeit ertappt zu haben glaubte, den ‚Alarmruf' aus, zu dem er die rechte Stunde seit Jahren erwartete. In Rußland und England ward er gehört. Sehr zufrieden damit, zog er sich sogleich wieder scheu zurück. Als sich im Jahre darauf die orientalische Krise entwickelte, ließ er sich unter dem Vorwande, daß Frankreichs Freunde, England und Rußland, in dieser Frage gegeneinander ständen, nicht bewegen, an den Vereinbarungen der Großmächte teilzunehmen. Sein Nachfolger Waddington entschloß sich wenigstens dazu, auf dem Berliner Kongresse 1878 zu erscheinen. Zaghaft trat auch er noch auf. Erst Ferry eröffnete eine neue Zeit wirksamer Auslandspolitik für seinen Staat. Entschlußfähig und beherzt, führte er 1881 die tunesische Expedition erfolgreich durch. Etwas von der Sorge des Herzogs Decazes vor Bismarck lebt auch noch in Hanotaux' Buch. Im Banne Bismarcks stehen alle Urteile Hanotaux' über Auswärtiges, und zwar nicht nur im Banne des geschichtlichen Bismarck, dessen Erscheinung wahrhaftig außerordentlich genug war, sondern der ins titanische gesteigerten Heldengestalt, wie das geängstigte Frankreich sie seit 1870 in seinen Einbildungen schaute. ‚Das Ungeheuer' nannte Gambetta den Kanzler in seinem aus Abscheu und noch mehr Bewunderung gemischten Staunen, als er Bismarcks Reichstagsrede vom 19. Februar 1878 las. Als ‚das Ungeheuer' thront Bismarck in Hanotaux' Bericht alle die Jahre hindurch hoch über allen anderen Staatsmännern und beherrscht die gesamte europäische Politik, vollkommen klar in dem, was er will, mit einer Verschlagenheit, der jeder seiner Mitspieler erliegt, und mit einer Meisterschaft, die immer (auch im Kulturkampf) das gesetzte Ziel erreicht. Doch von ihm und von auswärtiger Politik soll hier nicht weiter die Rede sein. Nur was Hanotaux über den Ablauf der inneren Geschichte Frankreichs in jenen

bedeutungsvollen Jahren meldet, hat zu den im folgenden niedergelegten Erwägungen und Ansichten Anlaß gegeben.

* * *

Hanotaux erzählt die inneren Vorgänge fortlaufend, ohne größere, bedeutsamere Einschnitte. Doch lassen sich die elf Jahre, durch die ihn seine Leser begleiten, leicht nach vier Gruppen von Tatsachen periodisieren. Zunächst erlebte Frankreich von 1871 bis 1873 Jahre, in denen es sich wieder aufrichtete. Darauf entschied sich in den Jahren 1873—1875, ob die zukünftige Verfassung Frankreichs monarchisch oder republikanisch sein und ob sie der Bourgeoisie zugute kommen oder demokratisch gehandhabt werden würde. Mac Mahon, der vom 24. Mai 1873 ab das Staatswesen leitete, behandelte die Lösung, auch nachdem sie gefallen war, nur als vorläufig. Daher stürmten die Republikaner 1875—1879 gegen ihn an und besiegelten den Sieg der Demokratie und die Dauer der Republik durch seinen Sturz. Sofort hinterher bildeten sich in rascher Folge die verschiedenen politischen Parteien der Republik aus. Durch ihre Trennung widerfuhr es Gambetta, der bis dahin der Vorkämpfer der Einheit der Republikaner gewesen war und sich nunmehr als ihr volkstümlichster Führer zu maßgebender Stellung im Staate bestimmt glaubte, daß er im Hafen scheiterte. Gambettas Ankämpfen wider sein Schicksal hat den Jahren 1880 und 1881 ihren besonderen Inhalt gegeben.

Im allgemeinen stehen die Teile des Hanotauxschen Werkes, die vom inneren Leben Frankreichs handeln, wohl nicht ganz auf der Höhe der Behandlung der auswärtigen Probleme. Sie sind nicht ebensogut disponiert, nicht so durchdacht und verarbeitet, infolgedessen auch nicht so gereinigt von Spreu und so frei von Voreingenommenheiten. Ausgenommen aber müssen von solchen kritischen Vorbehalten die Abschnitte werden, die zu Beginn des Werkes von der Wiederaufrichtung Frankreichs unmittelbar nach dem Kriege berichten. Ihre Lektüre reißt den Leser hin. Der Krieg bildete — diese Anschauung setzt Hanotaux zunächst voraus; entwickelt wird sie von ihm erst später — die letzte und schrecklichste einer langen Reihe von Katastrophen, die seit 1789 über das Land gekommen waren. Als er aufhörte, blieb der Norden des Landes noch auf Jahre von den Deutschen besetzt. Der Süden war in den Besitz einer während des Krieges zur Demagogie entarteten Demokratie geraten. Die Verluste des Landes an Menschen durch den Feldzug und Krankheiten beliefen sich auf mehrere Hunderttausend. Zudem schnitt der Friede Elsaß-Lothringen von dem Körper Frankreichs ab. Beide Provinzen hatten sich in den letzten Menschenaltern durch ihre Ergebenheit für die Sache Frankreichs hervorgetan. Nur mit ihnen zusammen konnte das in Nordfrankreich vorherrschende germanische Element im nationalen Leben das Übergewicht über das lateinische des Südens behaupten. Das französische Volk fühlte sich verstümmelt bis ins Innerste seines Wesens, als es diese beiden Provinzen lassen mußte. Der französische Staat hatte infolge des Kriegs mit einem so außerordentlichen Einnahmeausfall zu kämpfen, daß es unmöglich schien, die Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, in absehbarer Zeit je wieder zu erfüllen. Anderthalb Milliarden Franks betrug das Defizit des Jahres 1870, auf mehr als eine

Milliarde belief sich das von 1871. Das wirtschaftliche Leben lag entsprechend darnieder. Fast größere Beklemmungen aber mußte dem sein Vaterland liebenden Franzosen die verzweifelte Stimmung der Bevölkerung beim Ausgang des Krieges bereiten: die Erschöpfung und hoffnungslose Ergebung in der Provinz, das fatalistische Sichaufbäumen gegen das nicht mehr abzuwendende Geschick in der Hauptstadt. Paris wurde darüber das Opfer der Kommune und bedrohte unter deren Herrschaft ganz Frankreich zuletzt noch mit den Greueln des Bürgerkriegs, des Kommunismus und Anarchismus. Dennoch begann sich schon Mitte März 1871 das unglückliche, aber in seinen Lebensquellen schier unerschöpfliche Land wieder zu erheben. Es ist, als ob sich in der Nation, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, das Gefühl verbreitete, die Krise, die mit dem Jahre 1789 angefangen hatte, sei nun endlich bis zur Entscheidung durchlebt und fortan würden die Zeiten wieder leichter und regelmäßiger werden. Die Nationalversammlung, nur gewählt, um über Krieg und Frieden zu entscheiden, erklärte sich sogleich, nachdem sie den Frieden beschlossen hatte, als verfassunggebende Versammlung, verlegte ihren Sitz von Bordeaux nach Versailles und nahm dort mit ebenso viel Hingabe wie Besonnenheit und Sachkunde ihre große, sich bis ins Jahr 1875 erstreckende Gesetzgebung in Angriff. Die Regierung leitete unterdessen bis zum Mai 1873 Thiers, der der gesamten Bourgeoisie schon seit den Erfahrungen des Revolutionsjahres 1848 wie die Verkörperung all ihrer Ansichten und Wünsche und daher auch an der Spitze des Staates als deren getreuer Eckart erschien. Er behielt den größten Teil des napoleonischen Verwaltungspersonals vorläufig bei; es leistete dem Staate dank seiner erprobten Verwaltungstüchtigkeit gerade in dieser Zeit, wo ungelenke Hände die auseinanderfallenden Elemente kaum zusammenzuhalten vermocht hätten, unersetzliche Dienste. Mit Hilfe der Reste des Heeres wurde im April und Mai 1871 der Aufstand der Kommune niedergeschlagen. Die Kriegsentschädigung konnte, ungeachtet ihrer Höhe, dank einer ebenso kühnen wie kenntnisreichen Ausnützung des internationalen Kapitalienmarktes, noch vor der vereinbarten Zeit aufgebracht und abgetragen werden. Der Feind räumte das besetzt gehaltene Gebiet Zug um Zug. Wie von Gott besonders gesegnet, trug der Boden in den nächsten Jahren doppelt reiche Ernten, so daß allein der Ertrag der Getreideernten der Jahre 1872 und 1874 dem Betrage der Kriegsentschädigung gleichkam. Durch die Betriebsamkeit des ganzen, von Natur so fleißigen und jetzt zwiefach rührigen Volkes erholten sich auch Industrie und Handel. Demgemäß flossen die Steuern von Jahr zu Jahr reichlicher; nicht nur wurde das Defizit überwunden, man wirtschaftete Überschüsse gegen die Voranschläge heraus, und von 1876 an erfreute sich Frankreich wieder vollkommen geregelter Budgetverhältnisse. Die Nationalversammlung setzte Ausschuß um Ausschuß ein, worin in großen Ausmaßen Pläne für allgemeine nationale Aufgaben entworfen wurden. Es wurde die Erneuerung des Heeres nach dem Muster der preußischen allgemeinen Wehrpflicht als nächste und dringendste Aufgabe durch die Gesetze vom 27. Juli 1872 und namentlich vom 24. Juli 1873 beschlossen. Damit Paris nicht noch einmal der Gefahr ausgesetzt würde, der es 1870/71 unterlegen war, errichtete man die Nordostgrenze entlang einen doppelten Festungswall und vervielfältigte

die Befestigungen rings um die Hauptstadt selber. Eine gewaltige Ausdehnung und Vermehrung der öffentlichen Transportmittel und Verkehrswege, sowie eine umfassende Regelung der Arbeitsbedingungen für die arbeitenden Klassen wurde durch umfangreiche Kommissionsberichte vorbereitet. Durch ein gutes Munizipalgesetz und ein ausgezeichnetes Gesetz über die Generalräte wurde der in Frankreich von je erörterte und nie verwirklichte Gedanke einer Dezentralisation des Staatslebens auf bescheidene, dafür aber durchführbare Weise zur Anwendung gebracht. Allenthalben belebte sich darüber wieder in der Bevölkerung das Vertrauen auf die Zukunft. Lebensmut und Lebensfreude wurden wieder die vorwaltenden Mächte im Dasein der Nation. Aus eigener Kraft, allein aus sich heraus erholte sie sich und nahm sie einen neuen Aufschwung.

Freilich zu so mächtigem, weitem Schlag wie zuvor öffnete sie die Flügel nicht wieder. Hanotaux versucht diese Beobachtung geistvoll vorzüglich an der Weltanschauung und Lebensauffassung der Gebildeten seines Landes während jener Jahre zu erweisen. Wohl ging die wissenschaftliche Arbeit und das künstlerische Schaffen unablässig vor sich und vermehrten sich die Erzeugnisse der Literatur und Presse. Aber gerade die angesehensten Führer des nationalen Geisteslebens, die bisher die leidenschaftlichsten, des Sieges gewissen Propheten des ‚Realismus' gewesen waren, rücksichts- und furchtlos den christlichen Glauben und die christliche Metaphysik bekämpft hatten und Frankreich zu neuen Wahrheiten führen wollten, zeigten sich nun infolge der grausamen Enttäuschung durch den Krieg und den Kommuneaufstand wie gelähmt und feige. Ernst Renan hätte gern mit der Geistlichkeit seinen Frieden gemacht und Christus die Massen gelassen, wenn ihm und den Seinen zum Entgelt die Universität verbürgt würde. Taine und Flaubert sahen das Zeitalter der Demokratie gleich wie ein Zeitalter der Barbarei hereinbrechen. Es war Furcht, was in diesen Männern wirkte. Zu Boden geschleudert, erlebten sie deshalb noch nicht ihren Tag von Damaskus. Keiner von ihnen dachte daran, in erneutem Bekenntnis zum Erlöser das Heil zu suchen und daraus frische Inspirationen, Jugendkraft für sich und die Nation zu schöpfen. Nach ganz schweren Schicksalsschlägen wendet sich der französische Geist nicht inbrünstig vernachlässigten Anlagen und Überlieferungen des eigenen Volks wieder zu; er richtet vielmehr das Sinnen darauf, Frankreich von seiner Vergangenheit zu befreien. Die französische Gesellschaft und Literatur hatte dieser Neigung ein erstes Mal nach der Niederlage Ludwigs XIV. nachgegeben. Sie entfremdete sich jetzt dem Katholizismus noch mehr. Aber sie setzte auch nicht die Suche nach absoluten Wahrheiten in der fern vom Christentum liegenden Richtung fort, in der Taine, Renan und Flaubert vorwärts gestrebt hatten. Sie beschied sich mit der entsagungsvollen Meinung, daß alles hienieden nur relativ sei, und daß sich über alles, was außerhalb des Bereichs unserer sinnlichen Wahrnehmungen liege, nichts Gewisses erforschen lasse. In dieser Selbstbescheidung bemühten sich die Geistesarbeiter der Jahre zwischen 1870 und 1880 mild und mäßig im Urteil zu werden, in ruhiger Arbeitsamkeit über die erlittenen Enttäuschungen hinwegzukommen. Sie wandten ihr Denken und Trachten vor allem dem schwergeprüften Vater-

lande zu. Um seinetwillen bliesen sie die Flamme des Optimismus wieder an, die in der Brust fast jedes Franzosen glüht, und bevorzugten wieder eine idealistische, eine vor allem moralisierende Philosophie. Sie wichen dabei jeder Entscheidung zwischen der Wissenschaft und der Religion aus, obwohl sie fortfuhren, sie als unversöhnbar untereinander zu behandeln. Viele hielten es so, wie der sympathischste unter allen französischen Geistesmännern der Zeit, der zugleich der größte wissenschaftliche Forscher unter ihnen war, wie Louis Pasteur es angab: ‚In jedem von uns gibt es zwei Menschen,' sagte er, ‚der Gelehrte, der mit allem aufräumt, der durch Beobachtungen, Versuche und Vernunftschlüsse die Kenntnis der Natur erreichen will; und dann der Gefühlsmensch, der Mensch der Überlieferung, des Glaubens und des Zweifels, der Mensch, der seine Kinder beweint, die nicht mehr sind, und der nicht beweisen kann, daß er sie je wiedersehen wird, der aber glaubt und hofft, der nicht sterben will, wie eine Infusorie, der sich sagt, daß die Kraft, die in ihm ist, bestehen bleiben wird. Die beiden Gebiete sind verschieden, und wehe dem, der die beiden miteinander vermengen will, bei dem so unvollständigen Zustande des menschlichen Wissens.'

Hanotaux ist der begeisterte Lobredner dieser auf allen hohen Flug verzichtenden, aber bienengleich emsigen und nützlichen Geistesstimmung, die er als Opportunismus nicht nur auf dem Gebiete der Weltanschauung und Wissenschaft, sondern auch auf politischem Gebiete feiert. Sie hat der Nation in der Tat den endgültigen Übergang von ihrer ursprünglichen Gesellschafts- und Staatsverfassung zu den neuen Formen ihres Daseins weniger schmerzhaft gemacht und sie den letzten Teil ihres Weges verhältnismäßig leicht und ununterbrochen zurücklegen lassen. Aber dieses Wandern mit halbgeschlossenen Augen, dieses Vorwärtsschreiten mit bewußt beschränktem Ausblick, das ein halbes Sichtreibenlassen war, hatte vielleicht in Anbetracht der Tragweite des Umschwungs, der sich damals in Frankreich vollzog, auch Schattenseiten. Denn es verschob sich in jenen Jahren die Zusammensetzung und Anordnung aller erwerbenden Gruppen der Nation völlig und für immer.

* * *

Die meisten großen Völker Europas wurden im Gefolge der wirtschaftlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts von einer allgemeinen sozialen Umschichtung betroffen. Sie rief im französischen Volke zwar heftigere und verderblichere Strudelbildungen als sonst hervor, ging bis zum Jahre 1870 aber gerade in ihm nur langsam von statten. Besitz und Bildung hatten sich in Frankreich gleich im Anfange der großen Revolution die überwiegende gesellschaftliche Macht und den erheblichsten Einfluß auf den Staat verschafft und behaupteten beide Vorteile, aller revolutionären Bewegungen ungeachtet. Der kleine Mittelstand in Land und Stadt, sowie die Fabrikarbeiter gewannen kaum an Boden; ein steter, starker Antrieb, sich zur Geltung zu bringen, regte sich in ihnen lange Zeit nicht. Erst infolge der Erschütterung des Jahres 1870 und über der vom ganzen Volke geleisteten Erneuerungsarbeit schoben sich nun auch diese beiden Schichten, ruhig und fast unmerklich, aber gleichmäßig und dauerhaft, in ihrer vollen Breite an die Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens Frankreichs. Der rührigste und am meisten im Verkehre stehende Kreis des kleinen Mittelstandes, gewissermaßen seine

Vertrauensmänner, die Krämer, Wirte, Weinbauern, Tierärzte, Pferdehändler, Lehrer, allerhand Handwerker und Angestellte, politisierten sich und machten fortan in den meisten Fällen die Wahlen. Weniger kam die Entwicklung den Fabrikarbeitern zugute. Es war dies in der Art der Nation begründet, von der Hanotaux in knapper Formel sagt, daß sie eher erwerbsam als industriell sei. Abgesehen von etwa 660000 Personen, die als Beamte oder in freien Berufen und als Rentner lebten, gab es im damaligen Frankreich rund 9 000 000 im Erwerbsleben tätige Personen. Von ihnen beschäftigten sich weit über 5 000 000 in der Landwirtschaft, 3 000 000 in der Industrie, im Handel nicht ganz eine halbe Million. Von den in der Industrie beschäftigten wiederum waren beinahe gleich viele Unternehmer oder Fabrikbesitzer, die arbeiten ließen oder für eigene Rechnung arbeiteten, wie eigentliche Arbeiter. Das weite Zurückbleiben der Arbeiter hing freilich auch damit zusammen, daß durch den Kommuneaufstand und seine eiserne Bestrafung die Arbeiterbewegung ganz allgemein auf Jahre hinaus geächtet und unterbunden worden war, der Sozialismus keinen Anklang fand und also auch nicht die Arbeiter zu organisieren vermochte. Für die soziale Bewegung insgesamt ergab sich aus der Mischung der Bevölkerung, daß die Umschichtung auch diesmal nicht die inneren Verhältnisse Frankreichs völlig umwälzte und, außer an einzelnen Orten, nirgends einen Klassenkampf erzeugte. Die Bourgeoisie rückte, was die Macht in der Gesellschaft anging, an die zweite Stelle, aber die ‚neuen Schichten' behandelten sie fortgesetzt achtungsvoll und bestritten ihr nicht ihre Bedeutung innerhalb der Nation. Ihr Einfluß blieb groß. Hohe Wellen schlug die Umschichtung nur für eine Weile im Staats- und Verfassungsleben.

Frankreich war seit dem Sturze des dritten Napoleon ohne Verfassung. In dem sogenannten ‚Pakt von Bordeaux' hatten Thiers und die Nationalversammlung verabredet, über die zukünftige Verfassung des Staates vorerst keinen Beschluß zu fassen. Frankreich suchte nun schon mehr als achtzig Jahre lang nach einer neuen Verfassung, und keine, die es angenommen hatte, hatte Bestand gehabt. Alle erdenklichen Verfassungsformen hatte es erprobt und alle wieder abgeworfen. Nicht als ob keine davon für die Nation getaugt hätte! Es fehlte der Nation aber die ganze Zeit hindurch an der Beständigkeit der sozialen Struktur, die die Voraussetzung des Neubaus einer beständigen Staatsverfassung war. Nun klärten und festigten sich ihre sozialen Verhältnisse wieder. Die Stunde schlug auch für die Wiedererrichtung einer haltbaren Staatsform.

Hanotaux schaut an einer Stelle seines Buches einmal auf die sämtlichen französischen Staatsverfassungen seit 1789 in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Reihenfolge zurück. Eines läßt er dabei seinem Leser besonders deutlich werden: Der nationale Wille des französischen Volkes, der sich vor der großen Revolution höchstens einmal angesichts ungewöhnlicher äußerer Gefahren geregt hatte, gab nach 1789 auch der inneren Politik ihr Maß. In dem allgemeinen Stimmrechte schuf er sich sein wohl gewähltes Ausdrucksmittel; und je mehr er selbst erstarkte, desto unabwendbarer wurde das allgemeine Stimmrecht zu dem einzig möglichen und von der Nation anerkannten Stimmrechte. Als endlich nach 1870 die ‚neuen Schichten' das Übergewicht erlangten, wagte keine Partei mehr seinen Bestand

in Zweifel zu ziehen. Die Vorkämpfer der Bourgeoisie überlegten nur noch, ob sie es verklausulieren könnten; aber auch dazu kamen sie nicht mehr. Vergeblich versuchte selbst der staatsmännischste Geist unter ihnen, der Herzog von Broglie, ihm den Prozeß zu machen, indem er von ihm sagte, daß es nicht den Sinn des Sehens, sondern nur den des Gefühls habe. Er traf damit nicht seine Zweckmäßigkeit in der Gegenwart, da es die wesentliche Aufgabe dieses Stimmrechts im Staate ist, einem Willen zur Geltung zu verhelfen, und hierfür sein von dem Herzog nicht abgeleugneter Gefühlssinn ausreicht. Die Berechtigung des allgemeinen Stimmrechts aber ließ sich in einer Zeit, in der zuerst die vielen Millionen kleiner Leute neben den wenigen Hunderttausenden Bevorzugter hervortraten, noch weniger mit Erfolg bestreiten. Einst, ehe der nationale Wille in Frankreich zur Kraft gelangte, hatte die französische Verfassung vor allem auf dem mit Frankreichs Geschichte eng verknüpften, aus ihr hervorgewachsenen Königtum beruht. Die Macht und das Ansehen der Könige waren ohnegleichen gewesen. Sie hatten Kraft genug besessen, alle Gewalten im Staate, die zwischen ihnen und dem Volke standen, zu zerstören. Nur mit dem Volke und dem Heere wollten sie im Staate zu tun haben. Daraufhin aber hatte das Königtum im Jahre 1789, als der Sturm der Revolution losbrach, allein und ohne Deckung dagestanden und war mit samt seinen Wurzeln umgeworfen, ausgerottet worden. Man hatte einige Zeit später versucht, das Geschehene ungeschehen zu machen, 1814 unter dem Drucke fremder Waffen, 1830 begünstigt von der Bourgeoisie, 1814 eine parlamentarische Monarchie, 1830 ein Bürgerkönigtum gestiftet. Das Königtum aber hatte keine neuen Triebe geschlagen. Zwischenein setzte sich zweimal ein Cäsar auf den leergewordenen Platz der Könige. Aber auch das Kaisertum befestigte sich nicht. In allem Wechsel der Regierungsformen während des 19. Jahrhunderts kam nur ein politisches Organ immer wieder zum Vorschein und zu immer leistungsfähigerer Ausbildung und Machtfülle: Das Parlament — nicht sowohl in seiner Eigenschaft als Volksvertretung, obwohl die wachsende Geltung des nationalen Willens nicht ohne Anteil daran war, wie als Gemeinschaft der politisch tätigen und politisch einflußreichen Männer des Landes; und da einerseits das Königtum abgestorben war, das Cäsarentum keine Wurzel faßte, andererseits der nationale Wille doch nur wesentlich gefühlsmäßig, mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechts, nicht verstandesmäßig und voraussehend das Staatsleben beeinflussen konnte, so entstand aus dem Zwange der Umstände allmählich die Frankreich eigentümliche Form des Parlamentarismus, bei der sich das Parlament als der hauptsächlichste, schließlich gar einzige Träger der staatlichen Macht ansah. Als das Kaisertum 1870 zum zweitenmal zusammenbrach, verstand es sich, sobald der Friede mit Deutschland die Wiederaufnahme der inneren Staatstätigkeit ermöglichte, schon ganz von selbst, daß die Nationalversammlung die Leitung des Landes in die Hand nahm. Dabei hat es bisher in der Hauptsache sein Bewenden gehabt. Der ordnungsmäßige Nachfolger der Nationalversammlung, die Abgeordnetenkammer, ist schlechthin das die staatliche Macht handhabende Organ der französischen Verfassung. Das Ministerium, das die Leitung der Geschäfte inne hat,

die Beamten und Offiziere ernennt, ist nichts als ein Ausschuß der Kammer, der unter ihrer Aufsicht regiert und von ihrem guten Willen abhängig ist. Andere Staatsorgane von wesentlichem Einflusse gibt es im heutigen Frankreich nicht.

So sicher sich indessen und zuletzt unbestritten diese Entwicklung von 1789 bis 1875 vollzog, so war Frankreich doch noch einmal von 1872 bis 1875 und selbst darüber hinaus bis 1882 der Schauplatz langwieriger, schwerer Verfassungskämpfe. Jede der im Gegensatz befindlichen sozialen Schichten suchte sich durch die Herstellung bestimmter Verfassungsformen einen Halt im Staatsleben zu verschaffen. Die an sich klare Lage wurde dadurch für einige Zeit verwischt. Es gab Augenblicke, wo die natürliche Entwicklung um Menschenalter hinausgezögert zu werden drohte und es sich sogar wieder um die schon entschiedene große Frage, ob königliche Gewalt oder Volkssouveränität, zu handeln schien. Als die gegebene Verfassung für einen Staat, in dem das Parlament die einzige wahrhaft autoritative Macht war, mußte die Republik gelten. Allenfalls verträglich konnte mit ihr aber auch die Einrichtung eines Königtums erscheinen, wie Belgien eines besitzt. Ein solches Königtum übt keine selbständige Autorität im Lande aus, wie es das Königtum in England und Deutschland tut; man pflegt es in eine Verfassung nur zu dem Zweck einzuführen, damit es der Stellung einzelner Klassen im Staate als Verstärkung dient. Der überwiegende Teil der Bourgeoisie strebte ihm zu und schöpfte aus der Hoffnung auf seine Hilfe noch für eine Weile die Kraft, den Widerstand gegen die andringenden ‚neuen Schichten' fortzusetzen. Diese hinwiederum neigten sich eben deshalb um so eifriger der Republik zu. Sie waren damals in der stärkeren Bewegung, die Gunst der Zeit war mit ihnen und infolge von Zufälligkeiten, sowie von Schwierigkeiten ihrer Gegner, die an Personen gelegen waren, auch das Glück. So wurde denn — mit einer Stimme Mehrheit bei 705 Abstimmenden — am 30. Januar 1875 die Gründung der Republik ausgesprochen. Ein der Bourgeoisie angehöriges Mitglied der Versammlung soll, so erzählt man, durch ein plötzliches Unwohlsein an der Abgabe seiner Stimme behindert und dadurch die Mehrheit für die Republik herbeigeführt worden sein. Eine halbe Woche später jedoch hatte die Republik, nachdem die Würfel einmal gefallen waren, bei den Beschlüssen über einzelne republikanische Einrichtungen schon einen Vorsprung von fast 200 Stimmen, und bei den am 20. Februar 1876 erfolgenden Wahlen zur ersten ordnungsmäßigen Kammer erlangten die Republikaner eine sichere Mehrheit. So sehr entsprach die Entscheidung vom 30. Januar 1875 der wahren Lage der Dinge. So wenig nachhaltig war aber auch die Unruhe der Bourgeoisie über den Sieg der ‚neuen Schichten'. Noch versuchte sie in den nächsten Jahren nachträglich auf Grund von Erwägungen, aus denen sie schon vorher, freilich umsonst, das allgemeine Stimmrecht hatte verklausulieren wollen, einige besondere Sicherungen ihrer Interessen in die Verfassung zu bringen. Da an die Spitze der Republik ein Präsident gestellt wurde, sah sie gern, daß gleich der erste Träger dieses Amtes, Mac Mahon, eine gewisse Autorität für sich in Anspruch nahm, die als Gegengewicht gegen die der Kammer dienen konnte. Ebenso stimmte sie damit überein, daß ein Senat eingerichtet und er zu einem Bollwerk gegen die nicht mehr hintanzuhaltende Herrschaft der ‚neuen Schichten'

in der Kammer ausgestaltet wurde. Die Republikaner widersetzten sich entschlossen. Mac Mahon löste, von Broglie ermuntert, vom Senat unterstützt, im Juni 1876 die Kammer auf; aber die Wähler entschieden gegen ihn. Der Senat weigerte sich, die Auflösung wiederholen zu lassen. Von da ab mußte sich der Präsident im Schatten des Elysäischen Palasts halten. Die Vertreter der Bourgeoisie jedoch und die der ‚neuen Schichten' suchten nunmehr auf dem politischen Gebiete zu einem Waffenstillstand zu gelangen, nachdem sie es auf dem sozialen nicht erst zum Ausbruche eines Klassenkampfes hatten kommen lassen. Der Senat und das Amt des Präsidenten blieben bestehen, aber Vorkehrungen wurden getroffen, daß insbesondere der Präsident sich nicht wieder dem Einfluß der Kammer entgegenzuwerfen vermochte. Gleichzeitig mit diesen Vorgängen stritten Anhänger und Gegner der Monarchie, fast zäher noch als um die Präsidialgewalt und den Senat, um die Verfügung über die Verwaltung, die Rechtspflege und das Heer. Durch außerordentlich umfangreiche Personalveränderungen wurden die Präfekturen und Bürgermeistereien Stoß um Stoß den Royalisten und Bonapartisten entrungen. Von den Gerichten ließ man nach einiger Zeit wieder ab. Um so ungestümer verlangten die Republikaner Einfluß auf die Ernennung der Offiziere. Als Mac Mahon ihn nicht mehr verhindern konnte, nahm er 1879 seine Entlassung. Die Verwaltung hat seitdem die besondere Aufgabe, unablässig zwischen den beiden sozialen Parteien zu vermitteln; dem Drucke der von den ‚neuen Schichten' beherrschten öffentlichen Meinung ausgesetzt, durch ihre Tätigkeit jedoch vorwiegend in persönlicher Beziehung zu der Bourgeoisie, ist sie zu einem solchen Auftrag vorzüglich geeignet. Inzwischen behauptet die Kammer, d. h. der vom nationalen Willen getragene Parlamentarismus, nur der Form nach ein wenig beschränkt, tatsächlich allmächtig, das Feld; die 1875 gegründete Republik lebt als ‚parlamentarische Republik'.

* * *

Die Geschichte ist jedoch nicht nur eine Aufeinanderfolge von Ideen und Verfassungen, die einander verdrängen, sich verschiebender Massen und sich überholender oder versiegender Strömungen. Immer kommt es auch auf die Personen an, die sich ihr als Werkzeuge ihres Fortschritts darbieten. Sie können den allgemeinen Gang der Dinge vielleicht nicht rückwärts wenden, aber doch beschleunigen oder aufhalten und dadurch die Gestalt beeinflussen, die die Dinge zuletzt annehmen. Diejenigen, die einen großen Schiffbruch miterleben, dürfen sich glücklich preisen, wenn sie den Kopf über dem Wasser zu halten vermögen. Todesangst peinigt sie. Sich über den Schauplatz des Ereignisses zu erheben und was vorgeht, zu überblicken, wird kaum einem gegeben sein. So bemerkten auch die Mitglieder der Nationalversammlung nicht, während sie nach dem Kriege mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte an Frankreichs Rettung arbeiteten, daß ihr Land in die Bahnen ruhiger Entwicklung hinüberglitt. Ihnen war vielmehr zu Mute, als ob die Schatten der Vergangenheit über die aus tausend Wunden blutende Nation nicht nur wieder Gewalt zu bekommen versuchten, sondern auch Gewalt zu bekommen vermöchten — das absolute Königtum, das plebiszitäre Kaisertum

oder auch der revolutionäre Geist der Konventsherrschaft. Bei allem, was sie taten, meinten sie sich dieser Schatten erwehren zu müssen. Manche arge Verwirrung und Uneinigkeit kam dadurch in ihre Reihen. Daraus zogen die Männer der Linken großen Nutzen, die anfangs an Zahl überlegene Rechte aber wurde allmählich immer schwächer und unfähiger, die Geltung der von ihr vertretenen Ideen zu behaupten.

Ein Jahrzehnt lang, von 1850 bis 1860, hatte Napoleon III. alles, was außer ihm an politischen Führern in Frankreich vorhanden war, niedergehalten. Seit 1860 aber war seine Zügelführung matter geworden, und die anderen hatten sich wieder zu rühren und Macht zu gewinnen vermocht. Es waren fast durchweg Männer, die in den Zeiten des Bürgerkönigtums und der zweiten Republik entweder schon tätig gewesen waren oder sich doch ihre politischen Überzeugungen gebildet hatten. Sie führten nun die Mehrheit in der Nationalversammlung und nahmen, als wenn es sich um etwas Selbstverständliches handelte, die Leitung der Staatsgeschäfte in die Hand. Deutlich lassen sich unter ihnen mehrere Gruppen unterscheiden. Da waren einerseits die Adligen aus der Zeit Ludwig Philipps, mit den ‚Herzögen' an der Spitze. Unter ihnen erwies sich als der bedeutendste der Herzog von Broglie; neben ihm aber war auch der Herzog d'Audiffret-Pasquier nicht zu übersehen. Sie standen mit den Nachkommen Ludwig Philipps in enger Verbindung und selbst Einflüsse, die ihren Ursprung in der Umgebung Guizots, des einstigen berühmten Ministers Ludwig Philipps, hatten, sind in ihrem politischen Verhalten nachzuweisen. Da waren anderseits die Bürgerlichen, Thiers an der Spitze. Gleichgültiger gegen die Orléans und zum Teil leicht für die Republik zu gewinnen, waren sie im Grunde nur auf die Konservierung der ‚materiellen Interessen', der Interessen der Bourgeoisie bedacht. Es herrschte unter den Gruppen von Anfang an kein Vertrauen und wenig Übereinstimmung. Dennoch überließen alle insgesamt Thiers fürs erste wegen seiner Volkstümlichkeit die Leitung der Regierung. Er hinwiederum versprach ihnen, die Verfassungsfrage, ob Monarchie, ob Republik, bis auf bessere Tage zu verschieben, dieses Gebiet des politischen Lebens, das wichtigste, zu neutralisieren. Schlau entfernte er den Herzog von Broglie, indem er ihn als Botschafter nach London schickte. Zugleich brachte er Verwirrung in die Reihen, indem er unter der Hand dazu half, daß sich die beiden Zweige der königlichen Familie, die Bourbons und die Orléans, nicht einigten und, wie er spöttelte, drei Anwärter zur Stelle blieben, während nur ein Thron von der Mehrheit zu vergeben war. Bald erklärte er sich persönlich, der Vereinbarung entgegen, für die Republik — ‚die Republik ohne Republikaner'. Damit verfolgte er bei aller bewunderungswürdigen Tätigkeit, die er damals für sein Land entfaltete, seine eigenen Zwecke. Ein großer kleiner Mann war er immer gewesen. Nun suchte er noch als Greis die Entwicklung so zu leiten, daß er auf die Dauer Oberhaupt des Staates blieb. 1872 kehrte Broglie zurück, um den Kampf der Rechten gegen Thiers zu organisieren. ‚Weder blind, noch interessiert,' so zeichnet Hanotaux ihn an der Stelle, wo ihm seine Charakteristik am besten gelingt, ‚vielleicht nicht einmal ehrgeizig, ein Spieler, und zwar ein hartnäckiger, starrköpfig und streitsüchtig mit den

Menschen und dem Geschick,' vertraute er mehr vielleicht auf sich selbst als auf seine Sache. ,Überzeugt, von den Seinigen das Unterpfand des öffentlichen Wohles und die Erbschaft der Geschichte erhalten zu haben, stumm und verschlossen selbst gegen seine Freunde, voller Sarkasmen gegen seine Feinde,' liebte er es, alle seine Kräfte für den Redekampf aufzusparen, in dem er Meister war, ,trotz der Hindernisse, die in seiner Natur liegen: die knappe Geste, die heisere Stimme, sein schroffes Wesen'. ,Ein zu sorgloser Condottiere, ein zu weiser Führer, ein zu verschmitzter Geist, dessen Adel der von ihm verfochtenen Sache, mit der er untergehen soll, eine hohe Eleganz verleiht.' Am 24. Mai 1873 mußte Thiers diesem Gegner weichen. Broglie ließ ihn durch einen ,loyalen Soldaten', den Marschall Mac Mahon, übrigens einen Verwandten, ersetzen und übernahm selbst das Ministerium. Angesichts der wachsenden Stimmenzahl der Republikaner bei den Nachwahlen mußte man bald handeln, wollte man sicher sein, die Monarchie noch einmal aufrichten zu können. Broglie hielt sie für nötig, um die Herrschaft der ,mittleren Klassen', von der für ihn Heil oder Verderben des Staates selber abhing, aufrecht zu erhalten. Er war aber auch gezwungen für sie einzutreten, weil er, um die Mehrheit zu behaupten, auf die Stimmen der unbedingten Royalisten nicht verzichten konnte und diese auf die schleunige Rückberufung der Dynastie drängten. Er nahm damit ein schweres Werk auf sich. Von denen, die unter ihm kämpften, zeichnete sich außer d'Audiffret-Pasquier, den er aus nicht bekannten Gründen beiseite hielt oder halten mußte, keiner durch besondere Tüchtigkeit und überlegene staatsmännische Bedeutung aus. ,Die Ader war erschöpft.' Der französische Adel verfügte über keine wahrhaft mutigen und im Vertrauen auf ihre Sache entschlossenen Politiker mehr. Selbst Broglie hatte hier seine schwache Seite. Der Klerus stellte noch Dupanloup, den Bischof von Orléans; aber ihm fehlte seit je die Gabe des Erfolges. Noch weniger brauchbare Männer jedoch zählten die unbedingten Royalisten. Für sie entschloß sich und handelte all die Jahre hindurch einer, der nicht in der Kammer war, der fern von Paris auf österreichischem Boden weilte, ihr ungekrönter König, Heinrich V., wie sie ihn nannten, Graf von Chambord, wie er sich bescheiden bezeichnete. Seltsam fällt sein Schatten vor unseren Augen immer wieder auf die politische Bühne des damaligen Frankreich. Nie trat er, einen geheimnisvollen Augenblick abgerechnet, selber auf ihr auf. Und doch trug er mehr als Broglie oder auch Thiers dazu bei, die Schicksale des Landes zu entscheiden. Der letzte Sproß des Zweiges der Bourbonen, ohne allen persönlichen Ehrgeiz, ein schlichter Mann und einfacher Geist, fühlte er sich nur als Vertreter des von seinen Ahnen hochgehaltenen Prinzips, ihres Gottesgnadentums und ihres Anspruchs auf eine wahrhaft königliche Machtfülle. Für den einsamen, allem politischen Getriebe fremden Mann hatte es kein Jahr 1789 gegeben; er rechnete nicht damit, daß seit jenem Jahre Menschenalter über Frankreich dahingegangen waren und es umgebildet hatten. Er war weder gleichgültig noch träge. Er wollte zur Herrschaft gelangen und sah ihre Ausübung als die ihm von Gott auferlegte Pflicht, als die Erfüllung seiner göttlichen Sendung an. Aber wenn er die Regierung antrat, wollte er regieren, nicht wie der Bürgerkönig es getan hatte,

und nicht, wie es die belgischen Könige taten, als bloße Schildwache für die Interessen einer Klasse, sondern wie Heinrich IV. und Ludwig XIV. Er unterhandelte mit Broglie und dessen Anhängern über seine Rückkehr nach Frankreich, weil sie am ehesten im Stande und bereit waren, ihn zurückzuführen. Aber er tat es (wodurch sein Charakterbild als das eines ganz in der Vergangenheit lebenden Mannes erst vollständig wird) mit all dem Mißtrauen und Übelwollen, das seine Vorgänger dem Adel von je und allezeit bewiesen hatten. Er verlangte von ihnen weiter nichts, als daß sie ihn wieder ins Land lassen sollten. Es war sein naiver Glaube, daß, wenn er nur erst wieder in Paris einziehen konnte, ‚Sein' Volk und ‚Sein' Heer ihn jubelnd begrüßen würden und er vor ihnen die weiße Fahne, das Wahrzeichen des historischen Königtums, entfalten könnte. Täuschte er sich in seiner Hoffnung, so war er entschlossen, wieder in die Ferne zu ziehen. Zwischen seinen und Broglies Anschauungen gab es, so viele sich auch darum bemühten, keine Verständigung. Schon im Oktober 1873 wurden sich beide Teile klar darüber. Fortan richtete sich Broglie darauf ein, die Lösung der Verfassungsfrage hinzuzögern, bis Graf Chambord die Augen schloß und die leichter zu behandelnden Orléans allein noch von der Dynastie übrig blieben. Für die Zwischenzeit wurde auf sein Betreiben am 20. November 1873 Mac Mahon die Leitung des Staatswesens auf sieben Jahre (er hatte zehn gewünscht) fest übertragen. Während der Verhandlungen hierüber erschien Graf Chambord in aller Heimlichkeit in Paris, um sich an Mac Mahon als Soldaten zu wenden, damit er ihm kraft seiner Präsidialgewalt und seiner Beliebtheit beim Volke und Heere über den Kopf des Aristokraten Broglie hinweg den Zugang zu seinem Volke und Heere verschaffe. Mac Mahon lehnte ab. Aber auch Broglies neue Pläne verwirklichten sich nicht. Die unbedingten Royalisten stürzten ihn im Mai 1874. Dazu verbanden sie sich mit der Linken und übten diese unselige Taktik fortan häufig, in der Hoffnung, dadurch Verwirrung anzustiften und den Schrecken aller Gemäßigten vor der Revolution allmählich so sehr zu steigern, daß sie zum Königtume um jeden Preis ihre Zuflucht nahmen. Broglie hätte beim Abrücken der äußersten Rechten gern das sogenannte ‚linke Zentrum', eine Gruppe von Vertretern der Bourgeoisie, an sich gezogen, die sich schon mit der Gründung der Republik abgefunden hatten und Thiers das Schlagwort nachredeten, daß man der Republik die konservative Macht geben müsse, deren sie nicht entraten könne. Aber es gelang ihm auch mit diesen Männern nicht, eine dauernde Verständigung herbeizuführen. Er gab das Ministerium darauf an diejenigen seiner Anhänger ab, die dem ‚linken Zentrum' am nächsten standen, an das ‚rechte Zentrum'. Von ihm löste sich schon ein kleiner Kreis von Männern, die grundsätzlich für die Wiederherstellung einer monarchischen Verfassung waren, die aber immer lebhafter die Überzeugung überkam, daß ein Ende gemacht werden müsse. Mehr Theoretiker als Taktiker, und deshalb im Unterschied von Broglie mit einem besseren Blick für die Zukunft als die Gegenwart ausgerüstet, sagten sie sich, daß die Republik nach einem Jahrzehnt gar nicht mehr zu verhindern sein werde, wenn der Strom des Radikalismus wie bisher anschwelle, sie dann aber sicher

unter die Herrschaft der Linken gerate. So kamen sie auf den Vorschlag, man solle sich jetzt offen für die Republik erklären, den Beschluß jedoch zugleich als bei Ablauf der Amtszeit Mac Mahons revisibel bezeichnen. Ein Mann, wie ihn Hanotaux treffend beschreibt, mit einem runden, puppenhaften Gesichte, blauen Augen, einem glanzlosen milden Blicke, ein kluger Historiker und gar kein Parteipolitiker, Henri Wallon, brachte diesen Vorschlag in Gesetzesform. Durch die Annahme seines Antrags wurde, wie schon erzählt, am 30. Januar 1875 die Republik mit einer Stimme Mehrheit gegründet. Indessen, auch Broglie selbst trug, was zwar noch nicht nachgewiesen, aber höchst wahrscheinlich ist, zu dem Ergebnis bei. Denn wie sich die Männer des linken Zentrums mit der Republik abgefunden hatten, weil sie von der Rückkehr des Grafen Chambord trotz allem, was seit 1789 geschehen war, die Wiederherstellung der königlichen Souveränität besorgten, so lag den Männern um Broglie die Furcht in den Gliedern, daß trotz allem der Bonapartismus noch einmal zur Macht gelangen könnte. Broglie selbst war in der Normandie, der den Bonapartes am meisten geneigten Provinz, gewählt. Hanotaux vermutet, daß deshalb auch er der bonapartistischen Furcht zugänglich war. Eine Weile lang versuchte man die sehr rührige und nicht ganz erfolglose bonapartistische Agitation der Bevölkerung durch einige mehr auffallende als bedeutende Staatsaktionen zu verleiden. Aus ihrer Zahl wurde der Monate währende Prozeß gegen den Marschall Bazaine weltberühmt. Als diese Mittel nicht halfen, dürfte Broglie, um der eingebildeten Gefahr vor dem Kaisertum zu entrinnen, die Gründung der Republik geduldet, selbst heimlich begünstigt haben. Auch nachdem sie erfolgt war, blieb er der Organisator des Widerstands gegen die Linke, um die Bahn für die Revision der Verfassung frei zu erhalten. Aber der Erfolg war immer seltener mit ihm. Das Ministerium ging Anfang 1872 von den Männern des rechten Zentrums auf die Führer des linken Zentrums über, die mehr unter Thiers' als seinem Einflusse standen, und im Dezember 1876 gar schon auf Parlamentarier, die in steter Opposition gegen Broglie und die Rechte gestanden hatten. Als die ersten Wahlen zum Senat stattfanden, von denen es abhing, ob sich aus dem Senat, wie beabsichtigt, das Bollwerk der konservativen Sache in der Republik zimmern ließ, verhalfen die unbedingten Royalisten aus Haß der Gemäßigten der Linken zu so viel Sitzen, daß die Konservativen in ihm nur über eine geringfügige Mehrheit verfügten. Broglie ließ sich darauf im Mai 1877 das Ministerium noch einmal ohne den Rückhalt an einer Kammermehrheit übertragen und versuchte ihn sich durch die Auflösung der Kammer und eine rücksichtslose Beeinflussung der Neuwahlen zu verschaffen. Als er damit kein Glück hatte und zu noch stärkeren Mitteln greifen wollte, versagte ihm der Herzog d'Audiffret-Pasquier, der Präsident des Senates, die Heeresfolge. So kam es, daß Mac Mahon nicht einmal die sieben Jahre aushalten konnte, die ihm 1873 bewilligt worden waren, und daß, als er zurücktrat, an eine nachträgliche Anfechtung der Republik und an die Ausschmückung der Verfassung mit einer Königskrone nicht länger zu denken war. Damit war zugleich mit der Rolle Mac Mahons auch die Broglies ausgespielt.

Broglies Gegenspieler im Parlament als Redner und Organisator der Linken war Léon Gambetta. Wie Bismarck in der auswärtigen Politik, so ist Gambetta in der inneren Politik der Held des Hanotauxschen Buches. Ihm wird die ausführlichste Behandlung zuteil, ihn weiß Hanotaux nicht genug zu rühmen. Dennoch wird der aufmerksame Leser vielleicht gerade durch die Gesamtschilderung der französischen Politik, die Hanotaux bietet, in die Lage gesetzt, Gambettas Persönlichkeit und politische Fähigkeiten wesentlich ungünstiger als der Verfasser zu beurteilen. Gambetta die Bedeutung abzustreiten, wäre freilich töricht. Er war der Hauptvorkämpfer der liberalen Sache im Frankreich der siebziger Jahre und hat einen großen, ja wahrscheinlich den meisten Anteil an den Erfolgen, die sie damals davontrug. 1870 hatte er, wie Hanotaux es ausdrückt, seiner Nation die Ehre und mehr noch: die Energie gerettet. Er war allein von allen angeseheneren Persönlichkeiten der Nationalversammlung aus dem niederen Bürgerstande hervorgegangen. Die besondere Art seiner rednerischen Begabung, seine unermüdliche Begeisterung, so lange er sprach, die überströmende Fülle des Gefühls, die Fähigkeit, immer das zu sagen, was die Massen dachten, mußte ihn volkstümlich machen. Hanotaux bemerkt einmal: ‚Bei ihm entstand das Leuchten des Geistes aus den Schwingungen des Herzens.‘ Redner solcher Art sind immer Lieblinge des Volkes gewesen. Auch war er von den Ideen, für die er das Volk erwärmte, selber ergriffen. Er war eines leidenschaftlichen Patriotismus fähig. Mit feurigem Anteil folgte er dem Aufstieg der ‚neuen Schichten‘. Es lag ihm ehrlich daran, den Liberalismus siegreich zu machen und um dessentwillen die Einigkeit der Linken zu pflegen. Wenn sich die Liberalen von 1876 an zu einer einheitlichen Schlachtordnung zusammenschlossen, so hatte er sie dazu überredet. Um sie darin zu erhalten, predigte er immer aufs neue die soziale Beruhigung, die Versöhnung zwischen der Bourgeoisie und Demokratie und unterstützte auch die politischen Kompromisse zwischen ihnen. Vorsichtig und rücksichtsvoll, so betonte er oft, sei Frankreich in die demokratischen und republikanischen Formen überzuleiten. Sein gleichmäßig lebhaftes Gefühl dafür, daß die Einheit des Liberalismus zu wahren sei, unterscheidet ihn scharf von Bennigsen, dem angesehensten Führer des gleichzeitigen deutschen Liberalismus. Sonst aber traf er mit diesem in vielen Zügen überein. Gleich ihm behielt er den eigentlichen Zweck aller Parteibildung und politischen Tätigkeit, am Staate mitzuarbeiten und die staatlichen Aufgaben zur Lösung zu bringen, stets im Auge. ‚Seien wir eine praktische Partei, eine Regierungspartei!‘ Mit Vorliebe erörterte er vor den Wählern, daß man wohl ein festes Programm, unverrückbare Ziele haben müsse, aber nicht alle Probleme auf einmal vornehmen dürfe. Er ließ sich sogar dahin aus, daß man ein Problem nicht anpacken solle, ehe man wisse, daß man eine Mehrheit dafür hinter sich habe; man dürfe der öffentlichen Meinung nicht vorgreifen. In vollem Widerspruch zu dem von Ursprung staatsfeindlichen Denken der Liberalen trat er mit Nachdruck für die Notwendigkeit der Autorität im Staate ein. Die Lösung von 1875 und 1877, die ‚parlamentarische Republik‘, diese ‚Pflanze ohne Blume‘, befriedigte ihn nicht. Er strebte der Einrichtung einer kräftigeren Regierung zu. Sein Interesse wurde

von den Fragen des Verfassungslebens fast ausschließlich in Anspruch genommen; die anderen Gebiete kümmerten ihn entweder gar nicht oder nur aus Rücksichten der Agitation. Er hatte Freude an all den staatlichen Organen und Tätigkeiten, die vornehmlich in starken Staaten gedeihen. Das Heer nahm er gewissermaßen in der Republik unter seinen besonderen Schutz. Er beschäftigte sich viel mit der auswärtigen Politik. So vereinigte er Bennigsens Verständnis für den Staat und staatliche Machtfragen mit Laskers liberaler Überzeugungstreue und Begeisterung, Treitschkes aus der Tiefe quellende Beredsamkeit mit der opportunistischen Geschmeidigkeit und Beweglichkeit der Masse unserer nationalliberalen Politiker der 70er Jahre. Aus der Mitte der festländischen liberalen Parlamentarier seiner Zeit ragt er hoch empor. Aber wenn er die Vorzüge der andern in gehäuftem Maße sein eigen nannte, so war er darum nicht frei von den Schwächen und Mängeln, die der Bewegung seiner Partei insgemein in jenen Jahren anhafteten. Dem Trieb zum Staate hin und der Neigung, sich als Staatsmann auszuzeichnen, entsprach auch in ihm wie in manchem liberalen Führer nicht die Fähigkeit und Kraft der staatsmännischen Leistung. Die Einseitigkeit seiner politischen Interessen, ihre Beschränkung auf Verfassungsfragen war nicht gewollt, sondern hatte ihren Grund darin, daß die Wurzeln seines politischen Empfindens nur an der Oberfläche des gesellschaftlichen Organismus, dessen staatlichem Gerüste, hafteten und nicht fest in das Innere hineingewachsen waren. Er, der eindringend den Aufstieg der ‚neuen Schichten‘ der Nation verkündete, orakelte: ‚Es gäbe keine soziale Frage, wenn auch soziale Fragen da wären.‘ Ebensowenig reizten die schweren Probleme des religiösen und kirchlichen Lebens seine staatsmännische Überlegung; auch sie dienten ihm nur dazu, wie die soziale Bewegung, Schlagwörter zu prägen, durch die der Agitator in ihm auf seine Rechnung kam. Tatsächlich war er doch mehr Agitator als Staatsmann. 1870 hatte er sich in der Regierung der nationalen Verteidigung nicht bewährt. Er ergriff die politischen Aufgaben mehr feurig als tief, er hatte keine starke Hand. Als er 1877 seine Stunde für den erneuten Eintritt in die Regierung nahe glaubte, trieb er den Opportunismus so weit, daß er nicht nur die Basis seiner Partei, sondern auch die Basis des ihm Möglichen unter den Füßen zu verlieren drohte. Er drängte sich an Mac Mahon heran, trotz dessen unerbittlicher Abneigung gegen ihn als Radikalen. Er ging bei besonderer Gelegenheit in die Messe (mit Pascals ‚Lettres provençales‘ als Gebetbuch in der Tasche) und hoffte auf eine Vernunftehe mit der Kirche. Er bewunderte Bismarck und bereitete einen Besuch bei ihm vor. Um aber die Sterne in die günstige Konjunktion für sich zu bringen, scheute sich der ‚Patriot‘ gleichzeitig nicht, den im Amte befindlichen Ministerpräsidenten seines Vaterlandes vor der friedliebenden Nation zu verdächtigen, daß der Fortbestand seines Ministeriums den Krieg über Frankreich heraufbeschwöre, und daß seine Regierung eine Pfaffenregierung, der Klerikalismus der Feind sei. Selbst der Entfesselung des Bürgerkriegs redete er damals das Wort! Der Opportunismus Gambettas war doch nicht nur, wie Hanotaux es darstellt, eine einsichtsvolle politische Taktik, sondern entsprang auch aus einer nicht geringen Schwäche des Charakters. Gerade in den bewegtesten Jahren seiner politischen Laufbahn,

von 1876—1881, kann man sich unmöglich des Eindrucks erwehren, daß ihm die Partei und das Ich in mehr als einem entscheidenden Augenblicke über das Vaterland ging. Deshalb folgte bei ihm jedem opportunistischen Aufschwunge, was Hanotaux zwar nie verschweigt, aber auch nie würdigt, ein um so tieferer Rückfall in radikale Neigungen. Er hat die konservativen Parteien und Staatsmänner Frankreichs an der Spitze der Linken überwältigt, dagegen nicht den von ihm vertretenen Opportunismus zur Herrschaft gebracht. Schon zu seinen Lebzeiten wurde die Partei, die hinter ihm stand, durch die radikalen und sozialradikalen Elemente, die durch die Wahlen von 1876 in Clemenceau einen gewandten Streiter gefunden hatten, in der Gunst des Volks erschüttert, nach seinem Tode aber von ihnen nach und nach überholt. Ihm selbst erwiesen sich, sobald Broglie geschlagen war, die echten Opportunisten, die Männer, die dem Aufstieg der ‚neuen Schichten', der kommenden Demokratie und der Notwendigkeit der Republik zwar gleich ihm Rechnung trugen, die Entwicklung jedoch nicht nur zu verlangsamen und zu mäßigen, sondern zugunsten der Bourgeoisie nach Kräften aufzuhalten versuchten, als Taktiker bei weitem überlegen. An Genialität konnte sich keiner von ihnen mit ihm messen, aber sie waren geschickter und ernster, durchweg sehr bürgerlich, glanzlos und einförmig in ihrer Erscheinung, erfahren, vorsichtig und überlegt. Namentlich Marcère, Jules Simon, Léon Say, Jules Grévy, Freycinet, Jules Ferry zählten zu dieser Gruppe. Thiers hatte sich nach seinem Sturze zu ihnen geschlagen und lieh ihnen während der letzten Jahre seines Lebens (er starb im Sept. 1877) den Glanz seines Ruhmes. Nach Broglies Sturz und Mac Mahons Rücktritt nahmen sie, da sich die Orleanisten insgesamt und auch die meisten Männer des rechten und linken Zentrums in den Kämpfen unter diesen beiden Führern verbraucht hatten, die Staatsämter für sich. Grévy wurde Präsident der Republik, Léon Say Senatspräsident, die anderen wechselten im Ministerpräsidium ab, Gambetta hielten sie mit vereinten Kräften draußen. Wenn sie einmal eine Ausnahme machten und er im November 1881 endlich doch mit der Leitung des Ministeriums beauftragt wurde, geschah es wohl nur, weil sie sein öffentliches Ansehen für so untergraben hielten, daß es einen Mißerfolg im Ministerium nicht überdauern konnte. Keiner von ihnen trat in sein Ministerium ein, und schon im Januar mußte er, ohne daß er sich besser als elf Jahre zuvor bewährt hatte, das Feld räumen. Sein früher Tod am Sylvestertage 1882 unterbrach doch wohl nicht die regelmäßige Entwicklung der Dinge, wie Hanotaux beklagt, sondern endigte nur ein Leben, das seinen Zweck schon erfüllt hatte. Grévy und sein Kreis saßen fortan um so fester im Sattel und ‚beruhigten' Frankreich. Vom Verlangen nach einer Revision der Verfassung wurde es unter ihnen still. Die sozialen Probleme verschleppten sie. Wäre es nach den Wünschen ihrer überwiegenden Mehrheit gegangen, so wären auch die religiösen Probleme nicht weiter aufgerührt worden. Um der Bourgeoisie Vorteile zu verschaffen und die Massen abzulenken, griffen sie unter Freycinets Vorantritt die auf die Entwicklung des Eisenbahn-, Kanal- und Straßennetzes abzielenden, großen Vorarbeiten der Nationalversammlung wieder auf und machten daraus die Aufgabe der nächsten Jahre. Um des Wählerfanges

Ferdinand Hodler/Die Lebensmüden



willen nahmen sie hierfür zuletzt eine Ausgabe von acht Milliarden Franks in Aussicht. Sie sahen die Entwicklung ausschließlich als Leute an, die noch ganz von der Sorge um die Wiedererhebung Frankreichs und von den Aufregungen seiner Umbildung erfüllt waren. Treffend fühlten sie, daß sich diese wieder legten und man von jener lassen konnte. Sie glaubten auch zu bemerken, daß sich die Bourgeoisie über Erwarten gut abermals behauptet hatte, und dachten, daß nun wieder, nachdem das Unwetter vorübergezogen war, wie 1816—1829, 1830—1847, 1852—1869 bis zur nächsten revolutionären Erschütterung in der Hauptsache alles beim alten bleiben werde. Die Jahre 1879—1882 bildeten aber nicht nur den Abschluß der Zeit der Wiedererhebung, sondern zugleich den Anfang einer neuen Zeit, deren erste schwere Windstöße unheilverkündend schon durch Parlament und Presse fuhren. Dies übersahen sie.

* * *

Durch die Uneinigkeit und die Mißgriffe, die sich die konservativen und gemäßigten Gruppen des französischen Parlaments seit 1871 unaufhörlich zuschulden kommen ließen, war die Macht der fortschrittlichen und extremen Linken derart gestiegen, daß die Mehrheitsbildung in der Kammer nunmehr von ihr abhing; und sie war nicht bereit, stille zu halten. Mancherlei bedeutsame Aufgaben harrten der Inangriffnahme. An den meisten und den nützlichsten ging sie vorüber. Noch kümmerte sich das französische Volk in seiner Masse nicht auf solche Weise um den Staat, wie es dem Ideal einer Demokratie und Republik entspricht. Die französische Nation ist von je mehr eine gens oeconomica als eine gens politica. Regierung und Parlament betrachtet sie mehr als ein notwendiges Übel, das sie erträgt, solange es ihr nicht zu lästig wird, oder bis Spott und Hetze es ihr wieder einmal verleiden, denn als ein Stück und Bedürfnis ihres eigenen Lebens. Zudem hat das Assoziations- und Koalitionsverbot der großen Revolution sie völlig desorganisiert und zusammenhanglos gemacht, so daß sich einheitliche Überzeugungen nicht in ihr verbreiten, große einhellige Vereine und Volksparteien sich aus ihr kaum zusammenscharen können. Nichts geschah, um hier durchgreifend zu helfen. Im benachbarten Deutschland regelte man in großzügiger Anstrengung von 1879 an die Finanz- und Wirtschaftspolitik des Reiches in Verbindung miteinander. Die Republik dagegen trieb ihre Finanzpolitik über die Maßen sorglos. Sie häufte die Schulden und tat nichts, um das Steuersystem zur Entlastung der Minderbemittelten umzugestalten. Auch in der Wirtschaftspolitik schlug sie keine feste Richtung ein. Sie entzog sich ebenso ihrer Pflicht zur sozialen Gesetzgebung, obwohl seit den Wahlen von 1877 wieder Bewegung in die Arbeiter kam und mehrere sozialistische Gruppen eine rege Tätigkeit entfalteten. Auf all diesen Gebieten erwies sich die Linke noch erheblich leistungsunfähiger und ungetreuer als die Rechte in den Jahren ihrer Herrschaft. Um so nachdrücklicher aber sammelte sie ihre Leidenschaften und Kräfte auf das noch verbleibende Gebiet staatlicher Tätigkeit: die Kirchen- und Unterrichtspolitik.

Hinter allen sozialen Verschiebungen und trotz des Austrags des hundertjährigen Verfassungsproblems war der religiöse Riß zwischen Christusgläubigen und Christusgegnern, der Frankreich vielleicht noch ärger spaltet als der kon-

fessionelle Gegensatz Deutschland, auch in dieser Zeit gemeinsamer Schmerzen und gemeinsamer Arbeit der Nation offen geblieben. Anfangs nahm freilich auch er an Tiefe und Bedeutung ab. Unter dem Eindruck des Krieges vervielfachten sich die religiösen Kundgebungen, Versammlungen, Wallfahrten, Kirchenbauten und fanden eine immer größere Beteiligung. Auch in den vorher gleichgültigen Kreisen zeigte sich vielfach eine wärmere Wertschätzung des kirchlichen Lebens, eine größere, ehrfurchtsvolle Bereitwilligkeit, am gottesdienstlichen Leben teilzunehmen und den Einfluß der Kirche zu stärken. Die Nationalversammlung setzte sich überwiegend aus Katholiken oder doch der Kirche wohlgesinnten Männern zusammen. Die Kirche hatte Aussicht, sich frei und getragen von der Achtung der Mehrheit der Nation betätigen zu können, wie in Frankreich seit langem nicht mehr. Die ihr feindlichen Kreise spürten es sofort, und Gambetta denunzierte daraufhin schon im Oktober 1872, unmittelbar nachdem er sich zum Heerrufer der ‚neuen Schichten' aufgeworfen hatte, ihnen wie der gesamten Nation den ‚Klerikalismus' als den ‚erklärten Feind all dessen, was gesund, was der Organisation der menschlichen Gesellschaft nützlich ist'. Die Katholiken hätten sich warnen lassen können. Aber dafür war in jenem Augenblick wohl der Zusammenhang, in dem der Aufschwung des kirchlichen Lebens mit den Schicksalen des Vaterlandes stand, zu eng. Auch herrschte in vielen Gläubigen unter dem Einflusse der allgemeinen katholischen Bewegung des Jahrhunderts eine Stimmung, die keine menschlichen Rücksichten nehmen wollte. Die Begeisterung für die Kirche, sowie das Gemeinschaftsgefühl der Katholiken des Abendlandes untereinander und insbesondere mit dem Hl. Stuhle war außerordentlich. Ein großer Teil des Klerus, aber auch des Adels und der Bourgeoisie war zur Vorsicht nicht zu bewegen. Man stellte den Antrag, daß der Staat sich an der Errichtung einer Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre in einer mit seiner Neutralität nicht zu vereinbarenden Weise beteiligen möge. Die Sache der Kirche und die des Royalismus wurde tausendfach vermengt. Man trug nicht nur der Notwendigkeit zu wenig Rechnung, kraft der der Staat in der Gegenwart auf den Unterricht des Volkes Einfluß nehmen muß, man verlangte auch für den höheren Unterricht unter dem Vorwande der Unterrichtsfreiheit ein Monopol der Kirche neben dem des Staates. Ohne Rücksicht auf das Friedensbedürfnis der Nation erhob man wiederholt die Forderung, daß Frankreich für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Hl. Stuhles Schritte tun solle. Eine Reihe von Bischöfen wandte sich in ihren Hirtenbriefen mit scharfen Worten wider die Kulturkampfspolitik des Fürsten Bismarck, wie sehr gleich die ganze Nation davor zitterte, daß der gewaltige Kanzler sie abermals angreifen möchte. Dieselben katholischen Kreise aber, die sich so weit vorwagten, die ungestümen Royalisten einerseits, die Umgebung des ‚Univers' anderseits, verhalfen bei Gelegenheit kaltblütig der äußersten Linken zu parlamentarischen und Wahlsiegen und schaufelten mit am Grabe der konservativen Sache. Selbst ein so edler und zur Führerschaft berufener junger Katholik, wie der nach 1876 hervortretende Graf de Mun, fehlte durch die Art, wie er die ‚Gegenrevolution' zu seiner Losung nahm und sich als ‚catholique avant tout' in das Kampfgetümmel warf. Schon verblaßten die Schrecken des Krieges wieder in der Erinnerung des

Volkes. Seine neuen Sympathien für die Kirche und Religion hielten dem von je in ihm starken und nun frisch genährten Mißtrauen wider die Einmischung des Klerus in seine staatliche Entwicklung nicht stand. Die ‚beiden Frankreich', von denen die Schriftsteller wohl sprechen, traten sich voller Verbitterung wieder entgegen. Gambetta und die gesamte Linke, die für den Erfolg ihrer Agitation auf die Erregung der Leidenschaften in der Bevölkerung angewiesen waren, die sozialen Gegensätze aber niederzuhalten für gut fanden, stachelten mit verdoppelter Wut die antiklerikalen Instinkte auf. Die heimliche, ausgedehnte Arbeit der Freimaurer half ihnen dabei.

Vielleicht jedoch wären die Verheerungen des Brandes, den Gambetta entzündete, bei der Vorliebe der gemäßigten Republikaner für die Ruhe noch auf Jahre hinaus auf das parteipolitische Gebiet beschränkt und dem inneren kirchlichen Leben fern geblieben, wenn nicht Jules Ferry, in all seinen anderen Anschauungen selbst ein Gemäßigter, die Gelegenheit für gekommen erachtet hätte, der Kirche den Kampf um die Schule anzusagen. In einseitiger Übertreibung des Anspruches der Gesellschaft auf die heranwachsenden Geschlechter, unter greller Ausmalung des Zwiespalts, der aus der gewöhnlichen Erziehung der Mädchen im Kloster und der Mehrzahl der Knaben in laiischen Instituten in die französische Familie gekommen war, und unter weit ausholender Beweisführung für die Unterrichtspflichten des Staates gegen die Bevölkerung, ließ er als Unterrichtsminister den Katholiken den kaum erlangten Einfluß auf den höheren Unterricht wieder beschneiden, sodann die Unentgeltlichkeit des vom Staate erteilten Volksschulunterrichts beschließen; darauf schickte er sich offen dazu an, gedeckt durch die Erregung über die Rücksichtslosigkeiten der am weitesten rechts stehenden Katholiken, selbst sehr behutsam und verbindlich in der Formulierung seiner Absichten, der neutralen, d. h. der konfessions- und religionslosen Schule die Alleinherrschaft in Frankreich zu bereiten. Noch waren die Jahre der Wiedererhebung und Neubildung durch die französische Nation nicht vollständig zurückgelegt, und schon wurde sie in die Zeit der großen Kämpfe gegen die Kirche und den Katholizismus hinübergeleitet, in der sie sich zur Stunde noch befindet. Vergeblich bemühte sich der mittlerweile auf den Hl. Stuhl erhobene Leo XIII., dieser Entwicklung noch Einhalt zu gebieten. Die parteipolitische Machtverteilung in Frankreich hoffte er wohl selbst kaum mehr zu ändern, als er die Formel, mit der sich die Männer des rechten Zentrums 1875 für die Annahme der Republik entschieden hatten, kraft seiner päpstlichen Gewalt allen französischen Katholiken zur Richtschnur gab. Dagegen durfte er noch rechnen, einesteils die gemäßigten Republikaner mit ihr zu befriedigen, anderenteils die erheblichen sozialen Kräfte des französischen Katholizismus zu mobilisieren. Schon in der Nationalversammlung lebte in den Katholiken und in ihnen allein ein wahrer sozialpolitischer Eifer und ein reges Verständnis für die soziale Frage. Wenn sie dazu zu bewegen waren, aus den sozialen Anliegen der Nation ‚ihre' Sache zu machen, so ließ sich in Zukunft der antiklerikale Haß in der Bevölkerung vielleicht noch löschen. Der große Papst aber wurde nicht, wie es not tat, gehört. Unaufhaltsam wurde die ‚parlamentarische Republik' zur ‚antiklerikalen Republik'.

# César Franck und die neuere französische Musik
## Von Eugen Schmitz

Der Krieg von 1870 war trotz seiner Verluste für Frankreich doch von nicht zu unterschätzender positiver Bedeutung. Er bot in dieser Hinsicht ein neues Beispiel der im Lauf der Weltgeschichte oft genug anzutreffenden Tatsache, daß ein, sei es zunächst auch unglücklich endendes kriegerisches Ereignis für ein vorher im Wohlleben erschlafftes Volk doch zum Ausgangspunkt einer fruchtbarst wirkenden Regeneration werden kann. Durch jene kräftige politische, soziale und moralische Umwälzung, die wir nach dem Sturz des zweiten Kaiserreiches in der jungen Republik jenseits der Vogesen Platz greifen sehen, wurden nicht zuletzt auch auf kulturellem Gebiete manche neue Werte von Bedeutung geprägt, und gerade die französische Musik hat ganz besonderen Anteil daran gehabt. Sie war ja seit Jahrhunderten eine der glänzendsten Seiten der französischen Kultur gewesen, und von der Blütezeit französischer Chorlyrik im 16. Jahrhundert bis zu den Tagen der Restauration unter Ludwig XVIII. und Karl X. reiht sich eine schier ununterbrochene Kette von Höhepunkten in der Pflege dieser Kunst an, die durch Namen wie Lully, Rameau, Gluck, Spontini, Berlioz genugsam in ihrer Bedeutung charakterisiert ist. Noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts sehen wir die bedeutenden Musiker Italiens und Deutschlands, in ihren Reihen den jungen Wagner, nach Paris als dem musikalischen Dorado Europas wallfahrten, wo nicht nur die „Grand opera" in weltbeherrschendem Glanze strahlte, sondern in den berühmten Konzerten des Conservatoire auch das Beste von sinfonischer Musik — insbesondere Beethovens im Vaterlande noch halb oder ganz unverstandene Werke — in idealster künstlerischer Vollendung geboten wurden, und das Publikum mit geradezu leidenschaftlicher Begeisterung den Fragen der Kunst folgte. Da mußte das ganz plötzliche Abflauen des Interesses, der jähe Niedergang des Betriebs zu Beginn der vierziger Jahre ganz besonders empfindlich wirken. Die Zeiten der Julirevolution waren vorüber; gemütliche, selbstgefällige Behaglichkeit war an Stelle der früheren Kampfesstimmung getreten; im öffentlichen wie im künstlerischen Leben wollte man nichts mehr von Begeisterung, höchstens noch von bequemer Unterhaltung wissen. So wich der frühere Ernst des Musiktreibens bald einer alles niederdrückenden Apathie und einer gänzlichen Verfinsterung des Geschmackes. Das war die Zeit, wo Meyerbeer seine höchsten Triumphe feierte, und zwar nicht der genialische Meyerbeer der ‚Hugenotten', sondern der widerwärtige Dekadencier des ‚Propheten'. Da bedurfte es, wie Romain Rolland in einer die musikalischen Verhältnisse jener Zeit ausgezeichnet präzisierenden Schilderung* sagt, ‚eines vollständigen Umschwungs, einer politischen und moralischen Umwälzung der Nation, um diese Denkart zu ändern'. Die Vorboten dieser Umwälzung lassen sich bereits in den letzten Jahren des Kaiserreichs gewahren, wo beispielsweise Wagner trotz des berüchtigten ‚Tannhäuser'-Fiaskos in der „Grand opera" doch in Paris bereits ein Häuflein warmer, wirklich verstehender Freunde sich erwarb.

---

* Romain Rolland, Paris als Musikstadt. (Sammlung ‚Die Musik' Bd. 11.)

Mit der am 23. März 1870 veranstalteten großen Berliozfeier begann dann zunächst — ein Jahr nach dem Tode des Meisters — eine rasch anwachsende, um 1880 im Höhepunkt befindliche Berliozbewegung, die das Schaffen des genialen Begründers moderner Programmusik seinen Landsleuten allmählich restlos erschloß. Auf Berlioz folgte weiterhin Wagner im musikalischen Potentatentum der Seinestadt und ihres Landes; seit 1882 Lamoureux in seinen berühmten, ein Jahr vorher begründeten Konzerten die ersten Bruchstücke aus Werken des Bayreuther Meisters gebracht hatte, gewann dessen Kunst allen leidenschaftlichen Widersprüchen einzelner zum Trotz eine beispiellose Macht über die musikalischen Gemüter. Die alten Zeiten musikalischer Allgemeinbegeisterung erneuerten sich im unübersehbaren Verehrerkreis des deutschen Meisters. Daneben regten sich nun allmählich auch wieder, speziell hervorgerufen durch die großen politischen Ereignisse, kräftige neue nationale Elemente. Bereits am 29. Februar 1871 war in der kaum von den Schrecken der Belagerung erholten Hauptstadt die ‚Société nationale de musique' gegründet worden, eine Künstlergesellschaft, die sich die Propagierung der Werke französischer Komponisten zur Aufgabe erkoren hatte. In ihren Dienst stellten sich bedeutsame musikalische Kulturfaktoren, wie die 1873 unter Edouard Colonne als Dirigenten gegründeten ‚Concerts nationaux', die Kammermusikvereinigung ‚La trompette', teilweise auch die bereits erwähnten Lamoureux-Konzerte. Bald waren diese nationalen Regungen so erstarkt, daß sie an Opposition gegen die alles bannende Alleinherrschaft der Wagnerschen Kunst denken konnten. Etwa seit 1890 lassen sich Anzeichen davon wahrnehmen. Am 8. November dieses Jahres hatte ein Künstler die Augen geschlossen, dessen bis dahin nur spärlich beachtetes Wirken und Schaffen alsbald Ausgangspunkt einer neuen Ära der französischen Musik werden sollte: César Franck. Franck gehörte zu den leider nicht wenigen Erscheinungen der Kunstgeschichte, deren Ruhm erst posthum eintrat, was sich in seinem Fall freilich unschwer aus den geschilderten Zeitverhältnissen erklärt. Nach der musikalischen Apathie der Kaiserzeit galt es vor allem aus der Vergangenheit viel Versäumtes nachzuholen, ehe man für die Gegenwart Raum gewann; so sehen wir zunächst Berlioz und dann noch mächtiger Wagner das Szepter schwingen. Dazu kam, daß Franck gerade auf dem Gebiet, wo in Frankreich nach wie vor am leichtesten Fuß zu fassen ist, in der Oper, nicht den eigentlichen künstlerischen Schwerpunkt hatte. Überhaupt hielt sich sein ganzer Lebensweg vorwiegend in bescheidenen, dem Blick der Welt entrückten Niederungen.

César Auguste Franck ist am 10. Dezember 1822 zu Lüttich geboren. Die künstlerischen Traditionen seiner Familie, die einem alten wallonischen Malergeschlecht entstammt, legten auch für ihn die Wahl eines Künstlerberufs nahe, und so studierte der junge Franck auf den Konservatorien Lüttich und Paris Musik. Von seiner bereits damals bewiesenen instinktiv musikalischen Veranlagung zeugt die Anekdote, derzufolge er bei einem Prüfungskonzert ein Werk von Hummel prima vista um eine Terz transponiert gespielt habe, ein Wagnis, das ihm auf Vorschlag des alten, über die Kühnheit des Schülers zuerst entsetzten Cherubini einen ‚grand prix d'honneur' eintrug. Nach Beendigung seiner Studien (1843) nahm Franck dauernden Wohnsitz in

Paris, bekleidete nacheinander mehrere Organistenposten, zuletzt den an der Kirche St. Clotilde, den er volle dreißig Jahre, bis fast zu seinem Lebensende, innehatte. 1872 wurde er daneben als Nachfolger Benoists Orgelprofessor am Konservatorium. Somit vollzog sich sein Wirken in ziemlich stillen und bescheidenen Grenzen; allein wie das für seinen schöpferischen Genius nur von Vorteil sein konnte, so hinderte es ihn auch nicht, trotz aller Zurückgezogenheit doch eine ungemein segensreiche organisatorische Tätigkeit zu entfalten. Er war einer der Mitbegründer und die eigentliche künstlerische Seele der oben erwähnten ‚Société nationale de musique' und wirkte namentlich als Lehrer geradezu bahnbrechend für Frankreichs (unterdessen zur Gegenwart gewordene) musikalische Zukunft. Denn die ganze jüngere Musikergeneration Frankreichs, die d'Indy, Benoit, Chausson, Bordes, Lekeu, Pierné, Vidal und wie sie alle heißen, sind als Schüler zu Francks Füßen gesessen, haben von ihm die Weihe zum Streit für die heimatliche Kunst empfangen, oder stehen wie Dukas und Débussy wenigstens mittelbar unter seinem geistigen Einfluß. ‚Es ist weiter nicht verwunderlich,' sagt V. d'Indy, ‚daß der vornehme Unterricht Francks, der auf Bach und Beethoven basiert war, aber auch alle Versuche, alle neuen und edlen Bestrebungen würdigte, zu dieser Zeit die jungen, mit hochstrebenden Ideen begabten Leute, welche wirklich von der Kunst ergriffen waren, an sich fesselte.' Dazu kam noch die geniale selbstschöpferische Persönlichkeit des Lehrers, die ihren Zauber auf die nachstrebenden Schüler natürlich auch nicht verfehlen konnte.

Franck als Komponist ist eine an interessantesten Problemen reiche Erscheinung. Uns Deutschen steht der französische Meister noch deshalb ganz besonders nahe, weil seine Kunst mit mehr als einer Wurzel ihre Nahrung aus deutschem Boden zieht. Gewiß ist Franck in erster Linie ein national-französischer Künstler und hat in dieser seiner Eigenschaft, die ihn zum Stammhalter der nationalen jungfranzösischen Schule machte, den Schwerpunkt seiner künstlerischen wie historischen Bedeutung. Allein die Beispiele stehen ja in der Musikgeschichte keineswegs vereinzelt, daß gerade Künstler, die eine hohe nationale Mission zu erfüllen haben, selbst dem Wesen fremdländischer Kunst tiefst verpflichtet sind: man denke beispielsweise nur an den starken italienischen Einschlag in Mozarts Schaffen. Ähnliches sehen wir auch bei Franck, dessen Werke einerseits zur Grundlage eines nationalen Widerparts gegen die Alleinherrschaft Wagners dienten, andererseits aber doch dem Bayreuther und anderen deutschen Meistern mannigfach verpflichtet sind. In seinen Orgelkompositionen finden sich ebenso häufig die Spuren Bachs, wie in den wenigen Klavierwerken die Liszts; auch die deutschen Romantiker: Schubert, Weber, Mendelssohn lugen mehr denn einmal in seine instrumentalen Partituren herein. Wagners Einfluß macht sich vorwiegend in technischen Dingen, wie der Tristanchromatik in der Sinfonie oder den ‚Eolides' geltend, weitaus die stärksten Eindrücke verdankt Franck aber Beethoven. D'Indy bezeichnet zu Anfang seiner Biographie*

* Vincent d'Indy: César Franck. (Félix Alcan, éditeur. Paris 1910.) Prix 3.50 Fr. — Das Buch bietet vorläufig wohl die beste Biographie des französischen Meisters und ist besonders wertvoll durch die systematisch-chronologische Analyse von Francks Werken, die sich von der Hand eines feinsinnigen Künstlers wie d'Indy natürlich ungemein interessant und anregend gestaltet.

des Meisters Franck geradezu als ‚véritable successeur du maître de Bonne'. Das ist in dieser Allgemeinheit nun wohl etwas zu weit gegriffen. Neuromantische Elemente treten in Francks Schaffen doch zu zahlreich hervor, als daß man ihn so kurzer Hand einem Klassiker zur Seite stellen könnte. Allein stilistische Parallelen zu Beethoven sind allerdings in großer Menge aufzuweisen, wie er sich denn namentlich die ganze Art der Themenbildung und -entwicklung des ‚letzten' Beethoven mit ihrer Neigung zu tiefsinnig-schroffer Kontrapunktik als wichtigstes Rüstzeug seiner Kunst zu eigen gemacht hat. Natürlich stehen dem nun aber auch grundlegende französische Momente zur Seite. Franck ist der nächste und bedeutendste Nachfolger von Berlioz, soweit sich zwischen zwei so stark verschiedenen Künstlernaturen entwicklungsgeschichtliche Verbindungslinien überhaupt ziehen lassen. Was Franck mit Berlioz gemein hat, das ist zunächst ein Teil der Formenwelt im ganzen (‚sinfonische Programmusik', chorische Sinfonik usw.). Dann zahlreiche Elemente in Instrumentation und Harmonik. Allein bei Franck erscheint alles weit abgeklärter, gemäßigter, reifer, mehr, wenn man so sagen darf, dem klassischen Ideal genähert, als bei dem noch ganz im Sturm und Drang steckenden älteren Neuromantiker. Dazu kommt bei Franck noch ein Berlioz durchaus fremdes archaistisches Moment herein, ein Zurückgreifen auf die musikalische Formen- und Ideenwelt der Vergangenheit, namentlich des Bachzeitalters; ähnlich, wenn auch nicht so weitgehend, wie wir es in Deutschland bei Johannes Brahms finden. Francks fugierte Orgel- und Klavierwerke verdanken dieser Neigung ihre Entstehung, und in dem etwas jüngeren Camille Saint-Saëns hatte der Meister hierin bald einen an Bedeutung nicht unebenbürtigen gleichstrebenden Zeitgenossen zur Seite. Von älteren französischen Künstlern hat namentlich Méhul vielen Einfluß auf Franck ausgeübt; die schlicht-religiöse Ausdruckswelt des ‚Joseph' feiert in manchen Franckschen Instrumentalwerken, wie namentlich auch in dem Oratorium ‚Ruth' Auferstehung. Sehen wir hier die Oper von ihrer edelsten Seite in das Schaffen unseres Meisters hineinspielen, so machen sich andererseits auch minder feine opernhafte Einwirkungen geltend; mehr denn einmal klingt selbst in den bedeutendsten Schöpfungen Francks, z. B. in den ‚Seligkeiten', der Jargon der ‚Grand opera' und ihres ‚gesetzgebenden Komponisten' Meyerbeer in unliebsamer Realistik an. Doch ist auch das ein charakteristischer Zug von Francks französischem Wesen. Der Franzose ist in seinem innersten Lebensnerv so innig und unzerreißbar mit seiner Oper verbunden, daß sich Einflüsse von dort in Unterströmungen auch bei der Opernwelt im allgemeinen fernerstehenden Künstlern und Werken unfehlbar geltend machen. Die ‚opernhaften' Streichquartette Cherubinis sind in diesem Sinne nicht minder echt französisch als etwa Berlioz' Requiem oder Francks Violinsonate. Durchaus französischer Provenienz ist endlich einer der wichtigsten Spezialcharakterzüge des Musikers Franck: die Art seiner Harmonik. Auf diesem Gebiete haben die Franzosen von jeher besondere Begabung entwickelt; schon in ihren kleinen Klavier- und Gesangskompositionen des 17. Jahrhunderts können wir den feinen Sinn für harmonische Wirkungen in früher Entwicklung bewundern, und mancher glänzende Name der weiteren Musikgeschichte Frankreichs, wie z. B. der Rameaus, begegnet uns gerade

auf diesem Gebiete mit Auszeichnung. Unter den modernen Franzosen ist Franck ebenso der Virtuose der Harmonik, wie Berlioz der des Orchesters. Es ist ohne zahlreiche Detailbeispiele kaum möglich, das Wesen der Franckschen Harmonik genauer zu charakterisieren. Nur im allgemeinen läßt sich sagen, daß es in erster Linie die Verbindung strengst logischer Klarheit der Grundlinien mit reichstem Wechsel des Details und eine eigenartig glückliche Vereinigung von Charakteristik und Wohllaut ist, die ihre außerordentliche Wirkung verbürgt. In einzelnen Momenten machen sich wohl auch hier deutsche Einflüsse, besonders solche von Wagner und Liszt, geltend: trotzdem steht Franck als Harmoniker im wesentlichen in unantastbarer Selbständigkeit da. Seine dabei bekundete offenbare Vorliebe für die hohen Kreuztonarten ist ebenfalls ein französisches Erbe, das sich bis heute erhalten hat. Die Jungfranzosen schwärmen für ihr H-dur, Fis-dur usw. ebenso wie andererseits die Neuitaliener ausgesprochen den Schwerpunkt auf die hohen B-Tonarten (Des-dur, Es-moll usw.) legen. Die mit solcher Tonartwahl verknüpften technischen Schwierigkeiten haben sich anfänglich bei Aufführungen Franckscher Werke wenig erfreulich geltend gemacht; so war der Mißerfolg, den das Oratorium ‚Rédemption' bei der Premiere am 10. April 1873 davontrug, in erster Linie den durch die Schwierigkeit der komplizierten Kreuzmodulationen bedingten Mängeln der Aufführung zuzuschreiben. Franck wollte in diesem Werk, wie er selbst seinen Schülern erklärte, durch die hellstrahlenden Kreuztonarten den ‚effet lumineuse' der ‚Rédemption' wiedergeben, und in der Tat bedeuten die tonartlichen Änderungen, die der Meister dann später im Interesse leichterer Ausführbarkeit vornahm, eine Abschwächung der künstlerischen Wirkung. Denn das ist gerade das Künstlerische an Francks Harmonik, daß sich ihr Reichtum nie selbstisch vordrängt, sondern stets dem Geist und Wesen des Ganzen dient.

Francks Schöpfertätigkeit ist eine ungemein vielseitige; sie umfaßt so ziemlich alle Formgattungen, die die Musik kennt. D'Indy gruppiert in seiner Biographie die Werke nach Entstehungszeit und Stil in drei Perioden, ähnlich wie man das bei Beethoven zu tun pflegt; in der Tat kann sich diese Einteilung auf manche innere und äußere Merkmale stützen. Die erste Periode umfaßt als Hauptwerke die drei Klaviertrios op. 1, das Liszt gewidmete Klaviertrio op. 2, einige Klavierstücke, die Oper ‚Valet de ferme' (unaufgeführt!) und das Oratorium ‚Ruth', das bereits 1845 komponiert, doch erst 1871 zur Aufführung kam. Die zweite Periode ist vorwiegend der religiösen Musik gewidmet, einem Gebiet, dem Franck durch seine Stellung als Kirchenorganist zugeführt wurde. Hier entstehen die großen Orgelkompositionen (C-dur-Fantasie, ‚Grande pièce symphonique' u. a.), die Messe op. 12 für drei Stimmen mit Orgel, Harfe und Cello und das Sinfonie-Oratorium ‚Rédemption' (1872). Die dritte Periode endlich zeigt den voll ausgereiften Meister und bringt die Mehrzahl der Werke, die zu Grundsteinen von Francks Ruhm werden sollten: die sinfonischen Dichtungen ‚Les Éolides' (1876), ‚Le chasseur maudit' (1883) und ‚Les Djinns' (1884), das bekannte Klavierwerk ‚Prélude, choral et fugue', die erst posthum ans Licht gezogenen Opern ‚Hulda' (1885) und ‚Ghisselle' (1888), die Chorwerke ‚Rebecca' (1881) und ‚Psyche' (1887), das Klavierquintett in

F-moll, das wundersame Streichquartett in D-dur, die drei seinen Schwanensang darstellenden Orgelchoräle usw., und vor allem seine populärsten Werke: das Oratorium ‚Die Seligkeiten' (‚Les béatitudes', 1880), die für Eugène Ysaye geschriebene Violinsonate und die D-moll-Sinfonie. Es ist an dieser Stelle natürlich unmöglich, eine auch nur auswahlweise Würdigung dieser Werke im einzelnen zu versuchen; es muß genügen, das bereits gewonnene Allgemeinbild noch in wenigen besonders wichtigen oder interessanten Zügen weiter auszuführen. Dabei ist indessen eine Beschränkung nur auf das künstlerisch Wertvollste und Bedeutendste des Franckschen Schaffens nicht angezeigt; denn gerade so manche auch seiner bescheidneren Geistesfrüchte eröffnen bedeutsame entwicklungsgeschichtliche Perspektiven oder sind von ausschlaggebendem Wert für die Erkenntnis seiner künstlerischen Eigenart. So z. B. eine kleine Gelegenheitsarbeit aus der Kriegszeit. Da komponierte er einmal einen Artikel aus der Zeitung ‚Figaro', der in poetisch belebter Prosa den Glanz des armen, jetzt vom Feind so schwer bedrängten Paris feierte (‚Je suis Paris, la reine des cités usw.); es ist das das erste neuere Beispiel der Komposition eines Prosatextes, ein Experiment, das bekanntlich später bei den Jungfranzosen gemeinüblich wurde: man denke an die Prosaopern von Bruneau, Charpentier, Debussy u. a. Dann ist aber auch das Sujet des Franckschen Gesangs merkwürdig: es zeigt den französischen Patriotismus in jener speziellen Zuspitzung auf den Preis der schönen Hauptstadt Paris, die dann ebenfalls seitens der Jungfranzosen mit besonderer Begeisterung aufgenommen wurde, wie am deutlichsten Charpentiers ‚Louise' zeigt. Aus diesem an sich geringfügigen Beispiel ersieht man mithin, wie in Francks Kunst bereits bis ins Detail die formalen und geistigen Keime des Schaffens von Jungfrankreich wurzeln. In ähnlicher Weise für die Charakterisierung des Meisters selbst und seines Verhältnisses zur Nachwelt bedeutsam sind Francks religiöse Werke, obwohl wir auch hier, in der für liturgisch-kirchliche Zwecke bestimmten Musik uns keineswegs durchweg in den obersten Sphären seiner Kunst bewegen. D'Indy hat auf zwei Gründe aufmerksam gemacht, die zur Erklärung der mangelnden künstlerischen Vollwertigkeit von Francks Kirchenmusik dienen können. Der erste ist der, daß es Franck gerade auf diesem Gebiet an der Kenntnis der Tradition einer großen Vergangenheit, der klassischen französischen und italienischen Vokalpolyphonie des 16. Jahrhunderts fehlte, die kurze Zeit später, mit auf seine Anregung hin, der Gegenwart erschlossen werden sollte. Zweitens aber ist in Rechnung zu ziehen, daß Francks kirchenmusikalisches Schaffen großenteils flüchtige Gelegenheitsarbeit war, bedingt und gefordert durch die musikalischen Tagesbedürfnisse seiner Kirche. So erklärt es sich, daß selbst die (am 2. April 1861 erstaufgeführte) dreistimmige Messe neben den sublimen Schönheiten des Kyrie und Agnus im Gloria so derbe Trivialitäten und Gemeinplätze bringt, daß der Gesamteindruck des Werkes in Frage gestellt wird. Trotzdem ist der Geist, der in Francks Kirchenmusik lebt, ein lebendiges Zeugnis des vielleicht wichtigsten, ausschlaggebenden Grundzuges seines Wesens überhaupt: des religiösen Charakters seiner Kunst. Wo Francks Name genannt wird, denkt man unbedingt in erster Linie an ihn als den Schöpfer der ‚Béatitudes'; ein religiöses Werk ist also das Schibboleth seiner Künstlerschaft, und damit wird die

Frage nach dem Allgemeinverhältnis seiner Kunst zur Religion von selbst grundlegend.

Franck persönlich war, wie seine Freunde versichern, ein überzeugt gläubiger Katholik. ‚Unter allen Zügen seiner schönen musikalischen Natur', sagt Rolland von dem Meister, ‚war der schönste seine Gläubigkeit; er konnte damit eine künstlerische Epoche rühren, die keinen Glauben besaß und unter diesem Mangel zu leiden begann. Die neue katholische Partei, die sich in jenen Jahren in Frankreich gebildet hatte, zögerte nicht, den Namen Francks nach seinem Tode für sich in Anspruch zu nehmen und versuchte, seine Lehren und Ideen einer Art Restauration und Renaissance der religiösen Musik dienstbar zu machen.' Das war nun freilich ein entschiedener Fehlgriff, denn Franck war als Künstler trotz seiner Religiosität viel zu universell, als daß sich seine Werke ohne Vergewaltigung ihres eigentlichen Geistes einer derartigen stets eine gewisse Einseitigkeit voraussetzenden Reformationsidee hätten dienstbar machen lassen. Allein der religiöse Grundcharakter eines großen Teils seines Schaffens — wie er sich schon in der Wahl von künstlerischen Sujets, wie: ‚Ruth', ‚Rebecca', ‚Rédemption', ‚Béatitudes' ausspricht — traf sich doch in ungemein glücklicher Übereinstimmung mit jener angedeuteten religiösen Strömung seiner Zeit und führte so, wenn auch nicht direkt, so doch auf Umwegen tatsächlich zu einer Reformbewegung der religiösen Musik in Frankreich: nämlich durch Anbahnung des Verständnisses für die großen alten Vorbilder frommer Kunst. Drei Schüler Francks, Alexandre Guilmant, Charles Bordes und Vincent d'Indy gründeten, die Ideen ihres Meisters weiterbildend, wenige Jahre nach dessen Tod (1896) die ‚Schola cantorum', ein Lehrinstitut, das das Ziel hat, ‚eine moderne Musik zu schaffen, die der Kirche wahrhaft würdig wäre'. Der Hauptgrundsatz dieser ‚Schola cantorum', daß der gregorianische Choral für alle Zeiten Quelle und Grundstein der Kirchenmusik bleiben müsse, nimmt fast wörtlich den Leitsatz des ein Dezennium später durch Pius X. gegebenen kirchenmusikalischen ‚Motu proprio' vorweg. Neben dem gregorianischen Choral wendet die ‚Schola' natürlich auch der Pflege der altklassischen kirchlichen Vokalkunst des Palestrinazeitalters, sowie aller späteren irgendwie bedeutsamen künstlerischen Strömungen und Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit zu, so daß sie zur Grundlage einer umfassenden Musikrenaissance wird, die reiche lebende Früchte längst gezeitigt hat. Kamen so die religiösen Anregungen der Kunst Francks nach seinem Tod zu ungeahnt weitgreifender Entfaltung, so haben sie auch für das Durchdringen der Werkes des Meisters selbst ihre Bedeutung. Denn die ‚Béatitudes' und ihr Meister wurden zum Gegenstand des musikalischen Tagesinteresses erst, als durch ein geniales Werk eines andern vlämischen Meisters, den ‚Franziskus' von Edgar Tinel der Sinn für religiöse chorische Konzertmusik großen Stils neu geweckt worden war. In der Gefolgschaft des ‚Franziskus' hielten die viel älteren ‚Béatitudes' ihren Einzug in die internationalen Konzertsäle und zogen allmählich die anderen Werke des Meisters nach sich. So wurde also tatsächlich die religiöse Seite von Francks Kunst der erste Ausgangspunkt ihrer Verbreitung. Die ‚Béatitudes' als das reifste und bedeutendste Erzeugnis ihrer Gattung geben auch die beste Charakteristik des Wesens von Francks künstlerischer Religiosität. Der

Künstler begeistert sich an dem erhabenen Vorwurf, mit der nur dem wahrhaft Gläubigen zugänglichen Wärme und Intensität; in der künstlerischen Verwirklichung dieser seiner Begeisterung schaltet und waltet er aber mit absoluter Freiheit, von nichts anderem geleitet und bestimmt, als eben seinem künstlerischen Wollen und Müssen. So erklären und — entschuldigen sich Einzelzüge, die, wenn man streng theoretisch den Maßstab religiösen Kunstgeistes anlegen wollte, als Stillosigkeiten erscheinen müßten, wie z. B. der gelegentlich ausgesprochen opernhafte Einschlag in der Musik der ‚Béatitudes', an dem ja nun freilich die Dichtung keineswegs ganz unschuldig ist, die zuletzt mit Szenen des Teufels und der Höllengeister seit Jahrhunderten eingebürgerte Situationen der französischen Opernbühne beschwört. Im übrigen gehen die Urteile über den von Frau Colomb verfaßten Text der ‚Seligkeiten' sehr auseinander; seine Grundidee, den einzelnen Seligpreisungen des Heilands durch entsprechend gegensätzliche Stimmungsbilder aus dem Leben gewissermaßen eine dramatische Folie zu geben, ist zweifellos besser als ihre Durchführung im einzelnen. Jedenfalls hat aber die Dichtung Franck Gelegenheit gegeben zur reichsten, vielseitigsten Offenbarung seiner wundersamen Kunst, die wir besitzen, und was die musikalische Vertiefung religiöser Stimmungen anlangt, erhebt sich diese Musik gar oft zu einer Weihe, die in der modernen Kunst nur in Wagners ‚Parsifal' ein Seitenstück hat.

Als die neue katholische Richtung in Frankreich Franck für ihre ‚Partei' in Beschlag nehmen wollte, hat der Sohn des Meisters gegen die darin liegende Einseitigkeit der Auffassung protestiert mit dem Hinweis, daß sein Vater nichts weniger als ein Mystiker mit ausschließlich religiösen Neigungen gewesen sei. ‚In Wirklichkeit hat mein Vater alle Kunstgattungen gepflegt und sich zum Meister aller Kompositionsformen gemacht. Er hat nicht in dieses Werk oder in jenes mehr hineingelegt: er hat sich in allen ganz gegeben.' Die Richtigkeit dieser Abwehr bestätigt sich uns insbesondere bei einem Blick auf Franck den Instrumentalmeister. Gewiß hat auch hier der religiöse Geist des Künstlers namentlich in einigen Orgelwerken herrliche Blüten gezeitigt, allein andererseits tut sich in der Kammer- und Orchestermusik eine neue Welt auf: jene Welt der menschlichen Leidenschaften, die wir in den ‚Béatitudes' nur wie im Spiegel sehen, sie tritt hier leibhaftig und lebensvoll in die Erscheinung mit ihren anmutenden und erschreckenden, ihren heiteren und tragischen Seiten. Nehmen wir als Beispiel die D-moll-Sinfonie, die wohl als das bedeutendste größere Instrumentalwerk des Meisters angesprochen werden darf. ‚Dem Inhalt nach ist sie offenbar ein Stück Selbstbiographie, eine jener gegen ein hartes Schicksal gerichteten Klagen, wie wir sie in der neuen Sinfonieliteratur ziemlich häufig haben . . . Ihr erster Satz richtet Fragen an den Himmel . . . Der Tondichter bittet demütig und vertrauensvoll, blickt schwermütig umher, klagt stürmisch und verzweifelt. Die schönsten Stellen sind die, wo er von den freundlichen Hoffnungen, die im zweiten Thema auftreten, den Blick abwendend Worte der Ergebung stammelt . . . Der zweite Satz ist ein Allegretto, wie wir keines haben. Trotz seines Dreivierteltaktes hat es in dem Begleitungsapparat . . . den Charakter eines Trauermarsches. Dazu klingen aber Melodien, als wenn der Komponist bei den Erinnerungen seiner Kindheit weilte und das Bild der

Mutter fände, die am Abend ihren Kleinen Schlummerlieder sang ... Der Schlußsatz — die Sinfonie ist nur dreisätzig — versucht munter und kräftig zu werden. Aber schon sein erstes Thema fällt leicht auf das Fragemotiv des ersten Satzes zurück. Des weiteren geht er fast ganz in Reminiszenzen an diesen und an das Allegretto auf. Am Schluß hin sagt uns Grabgeläut in den Bässen, was geworden ist. Einige Takte in feierlich freudigem Ton der Apotheose bilden das kurze Ende. —' Wir haben die ausgezeichnete Charakterisierung aus Kretzschmars ‚Führer durch den Konzertsaal' zitiert, weil sich in knappen Worten der Stimmungsgehalt des Franckschen Werkes wohl überhaupt nicht besser fixieren läßt. Hier tritt uns also Franck, jenseits alter Transzendentalität als Künstler des ‚Reinmenschlichen' entgegen. So dürfen wir ihm also auch jene jedem wirklich Großen unentbehrlichste Eigenschaft nachrühmen: die Vielseitigkeit.

Im übrigen gäbe es gerade bei Franck dem Instrumentalmeister wieder manche höchst interessante technische Details zu besprechen, wie z. B. seinen an Berlioz anknüpfenden und den Bestrebungen Liszts und Wagners parallel gehenden ‚stile cyclique', d. h. die ‚leitmotivische' Entwicklung mehrsätziger Instrumentalwerke aus einheitlichem Grundmaterial und ähnliches. Doch würde das zu weit führen. Eine so komplizierte künstlerische Erscheinung wie Franck läßt sich im Rahmen eines Aufsatzes wie des vorliegenden überhaupt unmöglich erschöpfend würdigen; im übrigen galt es ja auch mehr, die allgemeinen Gesichtspunkte des Verhältnisses von Franck zu seiner Umgebung und seinen Nachfolgern zu entwickeln. Und die sind mehr als alle detaillierten ästhetischen Analysen dazu angetan, Franck als das erscheinen zu lassen, was er ist: als epochemachenden Grundleger und Bahnbrecher der modernen Tonkunst Frankreichs.



# Kleine Bausteine

## Ein lehrhaftes Gartenportal / Von Otto Willmann

Gedankenreiche Inschriften treffen wir vorzugsweise an Kirchen, Gebäuden, Denkmälern; seltener treten sie als Anreden an Gartenbesucher auf. Es ist etwa der Wiener Augarten, an den man erinnert wird, auf dessen Portal Kaiser Josef II. bei der Öffnung des Parkes für das Publikum die allbekannte Inschrift setzen ließ: ‚Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer.‘ Sie ist ein schönes Denkmal der Philanthropie jenes Herrschers, zugleich aber eine Probe der Härte des deutschen Stils, welche damals noch nicht überwunden war. Lateinische Inschriften waren davon frei, wie die auf desselben Kaisers Standbild bei der Hofburg zeigen mag, die von dem Jesuiten und Dichter Denis verfaßt ist und ein kleines Meisterstück genannt werden kann: Saluti publicae vixit non diu, sed totus: Er lebte für das öffentliche Wohl nicht lange, aber ganz. Sie entspricht den Forderungen, welche Aristoteles an das stellt, was scharf und rasch aufgefaßt werden soll: es muß kurz und antithetisch ausgedrückt sein, ‚denn die Auffassung wird durch den Gegensatz eine lebhaftere und durch die Knappheit eine beschleunigte.‘ (Rhetorik III, 11.). Das zu leisten, ist Sache des Denkens, aber die Sprache muß es dabei unterstützen, und ohne Frage ist dazu die lateinische besonders befähigt; sie hat einen monumentalen Charakter, in dem sich Schlagkraft und Kürze verbinden.

Lateinisch redet nun auch das Gartenportal, von dem hier gesprochen werden soll. Es ist den Besuchern Münchens nicht unbekannt, aber wird doch nur von den wenigsten gewürdigt. Bei den vielen Sehenswürdigkeiten von Isarathen bleibt für den botanischen Garten kaum Zeit, und noch weniger für die Inschrift seines Tores. Man muß schon Interesse für diesen Zweig der Sprachkunst haben, um sich an dem geistreichen Aufbau des eingemeißelten Satzes zu erfreuen. Er lautet: Florum daedalae telluris gentes dissitae regis Maximiliani numine consociatae.

Zu Deutsch: ‚Die Geschlechter der Blumen, welche die Künstlerin Erde nur hinstreut, sind hier auf Weisung des Königs Maximilian zusammengeordnet.‘

Die Antithese der aus dem Füllhorn auswerfenden Natur und des ordnenden, weisungerfüllenden Geistes ist sehr wirkungsvoll. Die Natur webt mühelos den Pflanzenteppich, der Menschengeist ordnet die Fülle nach dem Gewebe der Begriffe; jene gibt Lebenseinheiten, dieser einheitliche Denkinhalte. Aber durch jenes und dieses Tun geht dasselbe Gesetz hindurch: sinnvoll gewebt wird dort und hier. Die kosmische Weberin, die Göttin Athene, gibt auch dem Menschengeiste die Weisheit, ihren Peplos, das Prachtgewand, zu betrachten, zu verstehen und umzuweben.

Die schöpferische und die systembauende Weisheit bildete in den sechziger

Jahren des vorigen Jahrhunderts den Gegenstand eines Gesprächs zweier Naturforscher ersten Ranges, welche in den Fluren um München lustwandelten: Justus' von Liebig und des Physikers Lord Kelvin. Letzterer fragte den großen Chemiker, ob er meine, daß das Gras und die Blumen der Wiese, an der sie hinschritten, lediglich durch chemische Kräfte hervorgerufen worden seien, und Liebig antwortete: ‚Nein, nicht mehr, als ich glauben könnte, ein botanisches Buch, das ihre Beschreibung enthält, könnte durch rein chemische Kräfte zustande kommen.' Das Wort machte auf Lord Kelvin einen tiefen Eindruck, und er griff nach Jahrzehnten anläßlich einer wissenschaftlichen Debatte darauf zurück. Er hatte sich 1903 in einem Vortrage zu der theistischen Naturerklärung bekannt, welche das materielle Prinzip durch ein geistig-göttliches ergänzt, und schrieb, als er auf Widerspruch stieß, in der Zeitschrift ‚Nineteenth Century': ‚Nicht im Stoffe liegt es, daß wir leben und uns bewegen und unser Dasein haben, sondern in der erschaffenden und leitenden Kraft, deren Annahme als einen Glaubensartikel uns die Wissenschaft aufzwingt', und zur Bestätigung dieser Anschauung führt er jenes Wort von Liebig an.

Der Abstand zwischen dem Lehrbuche der Botanik und der Pflanzenwelt läßt sich nun durch ein Mittelglied überbrücken: den botanischen Garten. Er ist ein Produkt des Menschengeistes, aber anschaulich wie die Pflanzenwelt, ein vor das Auge tretendes System. Wir sind gewohnt, das System als ein Gebilde der Logik anzusehen, aber im Sprachgebrauche der Alten hatte das Wort die Bedeutung von Zusammenordnung; so wurde System in der Metrik im Sinne von gruppierten Versen, in der Poetik in dem des Aufbaues eines Dichterwerks, in der Staatslehre in dem von Verfassung gebraucht; die Stoiker nannten das Weltganze Systema, gleichbedeutend mit dem älteren Ausdrucke Kosmos, d. i. Schmuck, Prachtgebilde, in dem noch der Peplos der Athene nachwirkt.

In diesen Fällen bezeichnet das Wort ein natürlich Zusammengeordnetes; auch der botanische Garten ist ein solches, er ist logisch zusammengeordnete Natur und damit Illustration des botanischen Systems als der Zusammenordnung von Begriffen. Bei der Bedeutung der Namengebung, Nomenklatur für die Botanik kann der Lernende in Versuchung kommen, das System seines Lehrbuchs lediglich als Zusammenordnung von Namen zu fassen und auch die damit bezeichneten Begriffe nur als solche gelten zu lassen; aber das System in Form von Beeten kann ihn belehren, daß es gentes, species, familiae und andere reale Einheiten sind, die mit den Namen und Begriffen bezeichnet werden, Begriff nicht in dem Sinne von Denkbehelf, sondern in dem von Denkinhalt, nicht Sprach- und Denkgebilde, sondern Wiedergabe, Reflex von etwas Vorgedachtem.

Wer sinnend einen modernen botanischen Garten durchschreitet, kann sich sehr wohl in einen Garten des alten Athens zurückversetzt denken, in die Laubgänge der Akademie, in der Plato lehrte, dessen Weisheit sich in den Satz zusammenfassen läßt: Unser Denken ist ein Nachdenken von Vorgedachtem, oder: Unsere Gedanken, wie sie uns die Dinge hervorrufen, sind nur die

Nachtreter jener Gedanken, welche den Dingen selbst Dasein gegeben haben. Er nannte diese Vorgedanken Ideen, und unser philosophischer Sprachschatz dankt ihm diesen unschätzbaren Ausdruck. Nur sprechen wir nicht von Ideen der Pflanzenarten, sondern schränken den Namen auf Gedanken ein, welche wir annähernd verwirklichen, auf Bilder, in denen ein Streben sein Ziel, ein Ringen seine Krone sucht. Und doch gestatten wir dem Dichter, auch von Vorbildern im Naturleben zu sprechen. So sagt Goethe in der ‚Metamorphose der Pflanze':

‚Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern,
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Vorbild . . .
Einfach schlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag verschlossen in sich unter die Hülle gebeugt . . .
Also prangt die Natur in hoher, voller Erscheinung,
Und sie zeiget gereiht Glieder an Glieder gestuft.'

Ein formendes Streben, das einer Forderung genugtun will, wurde der Natur oft zugesprochen. Aristoteles nannte die sich ausarbeitende Kraft Entelechie, d. i. Walten eines innern Zweckes, und K. E. von Baer sprach in demselben Sinne von der ‚Zweckstrebigkeit der Natur'; Blumenbach sah in den Naturwesen einen Formtrieb, die Anhänger Schellings Formpotenzen, Schopenhauer unbewußten Willen. So wurde auch der Deszendenzlehre Darwins entgegengehalten, daß man Naturtendenzen ursprünglicher und konstitutiver Art annehmen könne, auch wenn ihre Stabilität eine geringere sei, als man früher gemeint habe. Otto Liebmann bemerkt im Sinne Liebigs und Kelvins treffend: ‚Wir sehen ein, daß die erkannten Gesetze der unorganischen Natur, die physikalischen und chemischen also, nicht ausreichend sind, um die Entstehung auch nur einer Zelle, geschweige denn die Gattungsform und den Typus einer Pflanzen- und Tierart oder des Menschen zu erklären. Irgendwelche unbekannte Gesetze sind hier im Spiel. Nennen wir nun dieses mit Aristoteles Entelechie oder mit Blumenbach nisus formalis oder morphologische Potenzen oder Objektivationsstufen des Naturwillens — nennt's, wie ihr wollt! Genug, es ist, es herrscht, es ist da. Wählen wir denn einmal den Namen: die Ideen, denn zwischen dem, was Plato so nennt und dem, wovon hier die Rede ist, dürfte kaum ein großer Unterschied sein.'*

Weit hinaus über eine solche Zulassung der Ideen als des nicht-sinnlichen Einschlags in die Sinnenwelt geht ein Naturforscher unserer Tage: Karl Camillo Schneider, welcher erklärt: ‚Diese (platonische) Lehre akzeptiere ich in dem Sinne, daß ich die Ideen — richtiger die Idee in ihrer Einheit — als Produkt des schöpferischen Bewußtseins auffasse, das beim Schöpfungsakt in die Materie eingesenkt ward und nun sich im Laufe der Generationen und Zeiten in seiner ganzen Anlagenfülle zu realisieren strebt. So ist die Idee den lebenden Individuen immanent, doch kommt sie ganz zur Entfaltung nur

* Zur Analysis der Wirklichkeit. 1879. S. 330.

in allen Organismen insgesamt; sie individuiert sich zugleich, indem sie sich evolviert, und tut das auf Grund ihres Gehaltes an Lebensenergien, der beim Schöpfungsakt in sie eingelegt ward.'*

Der geistvolle Forscher erneuert so mit dem Ideenbegriffe den eng damit verbundenen Begriff des Schaffens. Dieser ist es aber, den die modernen Naturforscher ablehnen und zwar als einen anthropomorphischen, von der menschlichen Betätigung auf die Natur übertragenen. Sie rücken aber dabei menschliches Schaffen und Naturleben soweit auseinander, daß in letzterem keine Geschöpflichkeit und in ersterem — kein Leben mehr zu erkennen ist.

Denken wir über die Sache nach, indem wir zwischen den Beeten des botanischen Gartens wandeln! Diese Beete sind Geschöpfe des Gelehrten, der den Garten eingerichtet, aber regis numine consociatae sind sie auch eine Schöpfung des königlichen Freundes der Wissenschaften. Aber ihre sorgfältig abgeteilten Reihen setzen die Begriffsreihen des botanischen Systems voraus, an dem wieder andere geschaffen haben: Aristoteles, Theophrastos, Linné, Jussieu u. a. Sowohl die wissenschaftlichen Gartenkünstler als die Systematiker schufen nun nicht aus freier Hand, sondern gemäß dem Verständnisse der Sache, das sie durch Beobachtung, Vergleichung, Eindringen in das Wesen der Pflanzenarten erworben hatten. In dem aber, was man verstehen kann, muß Verstand liegen. Horaz sagt: ,Ein Ding, das nicht Maß und Sinn in sich hat, will nicht mit dem messenden Verstand behandelt werden**.' Bei Kulturprodukten ist das ohne weiteres ersichtlich: ihre Kenntnis ohne ihr Verständnis wäre völlig ungenügend; wir müssen in ihren Zweck, ihre Bestimmung, ihren Stil, ihr Ethos, in ihre Idee eindringen, um sie verstanden zu haben, also ihren geistigen Kern herausschälen, gewissermaßen sie nachschaffen, indem wir uns in den Verstand, der sie geschaffen, versetzen. Bei Naturprodukten geht dies nun freilich nicht an; mit Recht nennt Goethe ihr Gesetz ein geheimes, ihr Vorbild ein heiliges; wir können ihr Wesen nicht durch eine Zweckformel bestimmen, wie wir dies bei einem Schwerte, einem Kelche, einem Turme vermögen. Aber eine Idee, einen Typus, einen Stil, ja ein Ethos können wir doch aus ihnen herauslesen. Dann aber muß in ihnen objektiver Verstand, verwirklichter Gedanke, der Stempel schöpferischer Macht liegen.

Die Alten hatten einen Ausdruck, der zugleich den verstehenden Menschengeist und das Geistige in den Dingen, auf das er hingeordnet ist, ausdrückt: *σοφόν* das Weise. Weise ist der Mensch, aber auch das, was seine Weisheit zu erfassen sucht: das Prinzip, der Sinn, die Idee des Gegenstandes. Als solches faßten die Pythagoreer die Zahl, die zugleich unserer Erkenntnis Bestimmtheit und den Dingen Ordnung und Einstimmung gibt, die die Meßschnur unserer Gedanken und das Weltgerüst bildet. Bei Plato ist das Weltgerüst die Idee, der Weltkünstler der Demiurg, d. i. der göttliche

* Die Grundgesetze der Deszendenztheorie in ihrer Beziehung zum religiösen Standpunkt. 1910. Vorwort.

** Hor. Sat. II, 3, 266 f. Quae res nec modum habet neque consilium, ratione modoque tractari nonvult.

**Ferdinand Hodler/Rückzug der Schweizer aus der Schlacht von Marignano**



Mit Genehmigung des Kunstverlages H. O. Miethke in Wien.

Werkmeister. Dieser Anschauung können wir nicht beitreten, da sie anthropomorphisch ist. Derart ist aber nicht die für uns bedeutsamere biblische. Wenn es heißt: ‚Gott sprach: Es lasse die Erde Gras sprossen, das grünet und Samen trägt und Fruchtbäume, die da Früchte tragen nach ihrer Art, in denen selbst ihr Same sei auf Erden' — so bleibt neben dem Gemachtwerden dem natürlichen Werden Raum; das Schaffen ist ein Ratschluß, die Arten sind automorph, die vorbildende Idee ist in sie hineingelegt, der Pflanzenwelt ihr σοφόν gegeben, der Erde eine Künstlerschaft verliehen.

Wenn die neuere Naturforschung keine anthropomorphische Naturerklärung zuläßt, so ist dies nur zu billigen; aber damit sind die Begriffe der Idee, des Vorbilds, des Schaffens keineswegs entwurzelt. Das σοφόν in den Dingen bleibt bestehen als die Richtschnur unseres Wissens, und so auch der systematisch angelegten Gartenbeete; diese objektiv gewordene Weisheit, deren Verständnis wir suchen, weist aber letztlich als auf ihren Träger auf eine schöpferische Intelligenz zurück. Damit die Dinge in unsern Geist eingehen können, muß das Geistige in ihnen aus einem Schöpfergeiste stammen; damit wir ihnen Denkinhalte abgewinnen können, muß ein Denken solche in sie hineingelegt haben; ohne dieses wären sie stumm und wären wir stumpf, unser Wissen kein Geistesleben. Dieses Ausgehen vom Geiste und Zurückkehren in den Geist drückt der hl. Thomas von Aquin mit dem Satze aus: Gott mensuriert die Dinge, und die Dinge mensurieren den Menschengeist; und noch anschaulicher der heilige Augustinus mit der Antithese: Wir sehen die Dinge, weil sie sind, sie sind aber, weil Gott sie sieht.

Nicht anders meinten es die beiden Naturforscher, von deren Gespräch wir ausgingen. Nur darin hatte Lord Kelvin unrecht, daß er die Annahme einer schaffenden und leitenden Kraft einen Glaubensartikel nannte; sie ist vielmehr eine r a t i o n a l e E i n s i c h t, der Abschluß einer befriedigenden Erkenntnislehre. Der Glaube geht darüber hinaus; ein σοφόν ist auch er, auch durch die Sinnenwelt vermittelt, aber einem anderen Ratschlusse entstammend als diese.





# Carl Busse, Gustav Falke und Hebbel*

## Von Christoph Flaskamp

Einige ernsthafte Gedanken zur lyrischen Kunst löst Carl Busses neues Versbuch: ‚Heilige Not' aus. Busse sprang als Jüngling in die Literatur hinein. Als junge Aufruhrgeister haben manche unserer besten Dichter eine Zeitlang die Literatur unsicher gemacht. Von solcher Art zeigte Busse nichts. Goethe und andere begannen gar nicht ungebärdig als frühreife Nachahmer voraufgegangener literarischer Manieren. Die jugendlichen Produktionen besagen nicht gerade viel für oder wider eine spätere Entwicklung zur bedeutenderen Persönlichkeit; es ist selbstverständlich, daß diese sich erst geben kann, wenn sie aus Nachahmung und Eigensucht heraus zur Eigenzucht und Reife sich entwickelt. Immerhin werden bei Anlage zum Bedeutenden sich auch die Löwentatzen schon früh zeigen; ein unsicheres Tasten und Probieren in mancherlei hergebrachten Stilen wird auf einen tieferen Eigengehalt schließen lassen, der sich seine Form sucht. Busse war als Jüngling schon ein Fertiger. Da konnte es kaum anders sein, als daß auch nur das wirklich Jünglingshafte und dann auch das Grünjungenhafte in seinen Gedichten einen echten Ausdruck fand. Dieses Jugendliche war bei Busse von vornherein schwächlicher Natur, von einer weichen zerfließenden Gemütsart und von jener etwas renommistischen, weil nicht kernhaften und nur gemachten Naturburschentumspose. In solcher Seelenverfassung, in dieser jugendlich unbestimmten Sehnsucht nach dem ‚Leben', nach dem ‚Unbekannten' gelangen ihm jene so beliebt gewordenen, nicht eben sehr gehaltvollen, aber doch für eine bestimmte leise Gemütsart charakteristischen kleinen lyrischen ‚Stimmungen', wie:

Über den Bergen, weit zu wandern,
sagen die Leute, wohnt das Glück,
ach und ich ging im Schwarm der andern,
kam mit verweinten Augen zurück.
Über den Bergen, weit, weit drüben,
sagen die Leute, wohnt das Glück. . . .

oder:

Schöne Nacht.

Schöne Nacht, Gestirne wandeln
heilig über dir,
und des Tags bewegtes Handeln
stillt zum Traum sich hier.

Was ich sehne, was ich fühle,
ist nun doppelt mein,
ach, in deiner keuschen Kühle
wird es gut und rein!

Und so bringst du diese Erde,
bringst mein Herz zur Ruh, —
daß es still und stiller werde,
schöne Nacht, wie du!

---

* Carl Busse, Neue Gedichte ‚Heilige Not'. Cotta, Stuttgart. — Gustav Falke, Auswahl. A. Janssen, Hamburg.

Es sind das alles keine eigenursprünglichen Empfindungen, sondern schöne Anempfindungen bereits durch voraufgegangene Dichter geschaffener Schönheitswerte, die den nachkommenden Geschlechtern als allgemeine Empfindungsweise in Fleisch und Blut übergegangen sind. Ein selbständig schöpferisches Verhältnis zum Leben, ein Gewahren und Offenbaren eigen aus dem Leben gewonnener Anschauungen, Gefühle und Gedanken war Busse nie gegeben. Sein Schaffen ist nur die ins Persönliche übersetzte und dadurch nuancierte, durch frühere Dichter geschaffene Lebenspoesie, deren persönliche Aneignung zur allgemeinen Bildung gehört. Diese Kunst schafft also nicht aus dem Leben selbst, sondern aus der literarischen Tradition, aus der poetischen Bildung der Zeit heraus. Sie entdeckt nicht neue Schönheit aus dem Leben heraus und schafft sie nicht, sie nuanciert nur die alten Werte und gibt sie in solcher Form weiter. Es ist Bildungs- und Vermittlerkunst, Kunst zweiter Hand; sie wird immer ein allgemeineres dankbares Publikum finden als die strenge Kunst erster Hand, die ein selbständiges Erarbeiten der in ihr geoffenbarten Schönheitsmomente erfordert, ein eigenes Hinabtauchen auf den Grund der Lebenserscheinung, ein eigenes Erforschen der Quellen, nicht nur das bequeme Schöpfen an der Oberfläche.

Busse hat, wie gesagt, nur ein Organ, Aufnahmefähigkeit für die der Jugend und ihrer Gemüts- und Geistesverfassung entsprechenden Werte besessen und war auch da ein etwas schmächtiger, leislyrischer sentimentaler Liebhaber. In der Art der Empfänglichkeit, im Was und Wie zeigt sich da der Charakter. Begeisterung, Kraftausbrüche und dunkelsüchtiges Erkenntnisstreben werden den zukünftigen Kampf und Sieg eines starken Talentes über das Leben durch den Kampf mit sich und den Sieg über sich selbst anmelden und die daraus entspringende Lebensklärung, den Gewinst der Schönheit und Wahrheit aus dem Leben heraus, der ästhetisch so wertvoll, wie er es ethisch ist. Solcher Naturen sind die mehrsten, denn dieser Drang und Wille liegt tief im Menschen und strebt nach Erfüllung, nach bewußter Freiheit, nach Selbstbestimmung zur Notwendigkeit, ist selbst nichts anderes als das zwingende, naturnotwendige Bedürfnis, das nur zur persönlichen Freiheit werden will. Daß wir trotzdem so wenige Erfüllungen, Selbsterlösungen haben, liegt an dem Mangel der Übung der geistigen, der seelischen Kräfte. Die äußeren Lebensumstände sind dabei die geringeren Hindernisse. Wir geben uns gern wahllos dem Leben hin und wahllos tritt das Leben an uns heran. Dabei wohnt uns allen ein Zug zum Negativen inne, der nur durch stärkste Hingabe an das Positive im Leben allmählich überwunden werden kann, durch stete Selbstbesinnung und Selbstzucht. Die einen verzichten da nach kurzem Kräftemaß in sich den Menschen voll und ganz zu erringen und lassen sich vom Leben beherrschen, anstatt das Leben zu beherrschen, die andern verlieren sich am negativen Leben; nicht nur der Reiz des Negativen, auch die übertriebene Sucht zum Positiven, die Verstiegenheit, die Überspannung des Idealen oder die bloß ästhetische, nicht auch zugleich ethische Hingabe an das Ideale, die ja auch eine Art Negation, eine Verkennung, eine Illusion, Selbsttäuschung und denn wohl auch nur Folge falscher Leidenschaftlichkeit sein mag, führt am wahren Leben vorbei.

All diesen Gefahren eines verhängnisvollen problematischen Zustandes, dem irdischen Fegefeuer der Lebensläuterung, schien Busse von vornherein nicht ausgesetzt. Seine nicht eigenstarke seelische Konstitution war nicht zu einer Lebensklärung durch persönliche Auseinandersetzung mit dem Leben geschaffen, sondern auf Lebensverklärung durch bereits vorhandene Schönheits- und Wahrheitswerte angewiesen. Daran mußte er sichs genügen lassen.

Man weiß nicht, war es ‚der Affe seiner Eitelkeit' und Ruhmsucht, von dem er in seinem neuen Buche spricht, der ihn verleitete, sich als Problematiker zu versuchen. Seine

dichterische Macht erweist sich wenigstens als ganz unzulänglich, weil es ihm an der nötigen Geistes- und Gemütskraft für die problematische Lösung eines Lebensprozesses gebricht.

‚Heilige Not'. Mir ist bei dem Lesen dieser ‚heiligen Not' unwillkürlich der Ausruf: Schockschwerenot! entfahren, zuerst spaßhaft, denn die Kraftanstrengungen des Dichters sind Grimassen, die zum Lachen reizen, dann aber auch ernsthaft, denn wenn solche ‚Poesie' in die beliebten ‚weiteren Kreise' bringt —! Und ich halte in einer Zeit der profanierendsten Körperbloßstellung auch die Liebhaberei der Menge für seelische ‚Nacktkultur und -tänze', wie sie hier geboten werden, für möglich. Und, wie bei aller After- und Scheinkunst, es ist auch hier nicht die schöne keusche Hüllenlosigkeit der großen, der echten Kunst, sondern ein Versteckspiel des Sinnlichen unterm schillernden Flor schöner Worte. Was ist denn nun seine ‚heilige Not'? Die Liebe eines Mannes und Ehemannes zu einem jungen Mädchen. Das ist gewiß ein Problem, das der dichterischen Lösung fähig ist. Hebbel z. B. hat es und zwar in seiner logisch konsequenten Denker- und Dichterart gelöst in einem einzigen Gedicht von sieben Strophen. Es ergibt sich da — das Gedicht steht am Schlusse dieses Abschnitts — die alte Wahrheit, daß die natürliche, gesunde und geistig-ethisch echte Lösung immer auch die dichterisch-künstlerisch echtere, wahrere ist. Busse verwendet auf das Problem ein ganzes Buch von Versen, die weiter nichts sind als ein oberflächliches Spielen, ein Dilettieren und Kokettieren mit diesem interessanten Vorwurf, ohne ihn irgendwie künstlerisch zu bewältigen. In Hinsicht auf die Behandlung, vielmehr Mißhandlung, auf die posenhafte Schaustellung wirkt der Titel geradezu blasphemisch. Der Held des Buches hätte gar kein Recht zur irrenden Liebe, da er sich nicht darin wahrmenschlich behaupten und so daraus erlösen kann, und der Dichter, dem für das Problem jeder geistig rechtschaffene Maßstab zu fehlen scheint, kein Recht, es zu behandeln. Nochmals, nicht als wenn es im Leben nicht vorkommen könnte; es kommt sehr häufig vor, aber es gibt dafür im Leben und in der Kunst nur eine echte Lösung, wie Hebbels Gedicht deren eine zeigt, aber keine kunstspielerische, schöngeistig dilettierende Schaustellung wie bei Busse. Mit ihm tut es uns ‚am meisten leid, um' seine doch wenigstens halbwegs gesunde, wenn auch schon nicht ganz lebensfrische frühere ‚junge Fröhlichkeit'. Wenn es wirklich ‚der Affe der Eitelkeit' oder der Modesucht gewesen ist, der ihn geplagt hat, so möchte man den Dichter in seinem eigenen Ärger und Gewissensbiß bestärken und in der Absicht, die das beste in dem Buche ist, nämlich:

‚Ich glaub, ich schlag das Biest bald tot.
Und ist es am Krepieren,
Vielleicht kommt dann mein' Fröhlichkeit
Am Grab zu musizieren!'

Aber völlig, sonst bleibt das letztere ein frommer Wunsch. Durch das ganze Buch zittert die nervöse Unruhe des Könnenwollens, aber Nichtkönnens. Das Gedicht Hebbels lautet:

Auf ein sehr schönes Mädchen.

Wohl lächelt mir dein roter Mund,
wohl reizt mich deine Huldgestalt,
doch such' ich nicht mit dir den Bund,
denn du bist jung und ich bin alt.

Dir würde ein Antinous,
der aller Götter Liebling ist,
noch zagen unterm ersten Kuß,
ob er sich nicht zu viel vermißt.

Kein Mädchenauge schloß der Tod,
du erbtest seinen reinsten Blitz,
und deiner Wangen sanftes Rot
ist jedes Lächelns holder Sitz.

Wie wagt' ich's wohl, mich dir zu nahn,
der zürnenden Natur zum Hohn,
du stehst im Anfang deiner Bahn,
ich sah das dunkle Ende schon.

Wär' ich ein König, baut ich dir
das schönste Haus mit Turm und Wall,
und setzte dich hinein zur Zier
wie eine Ros' in den Kristall.

Doch da ich nur ein Dichter bin,
mit leichtem Kranz und Pilgerstab,
so segn' ich dich in frommem Sinn
und wende mich für ewig ab.

Nun stehst du in der Engel Hut,
bis einst die Liebe Wache hält,
denn sie beschirmen Dichtergut,
bis es in reine Hände fällt.

Auch Falke hat das Problem behandelt in den Schlußgedichten des Romans ‚Der Mann im Nebel'. Auch dort hat die Lösung mich nicht in der Stärke künstlerisch befriedigt wie bei Hebbel, immerhin hat sie wenigstens den zarten keuschen Schimmer von Falkes grundechtem Gemüt, und die mehr gefühlsmäßige, als geistig geklärte Entscheidung liegt ganz in der Richtung wie bei Hebbel, besonders in dem bekannten Ausklang dieser Liebe: ‚Fromm', in dem sich die leidenschaftliche Neigung in menschlich reine Liebe und Glücksgedanken für die Geliebte auflöst:

Fromm.

Der Mond scheint auf mein Lager,
ich schlafe nicht,
meine gefalteten Hände ruhen
in seinem Licht.

Meine Seele ist still, sie kehrte
von Gott zurück,
und mein Herz hat nur einen Gedanken:
dich und dein Glück.

Falke, von dem ich die neue ‚Auswahl' allgemein empfehle, kam als Mann zur Literatur. Sein Charakter hatte sich bereits ausentwickelt und gesetzt und war stärkeren Schwankungen nicht preisgegeben. Der Halt und Gehalt dieses Charakters liegt noch ganz in der altbürgerlichen Kultur vor Beginn unserer neuen Wirtschaftsperiode. Lübeck ist seine Heimat. Ich habe an anderer Stelle bereits darauf aufmerksam gemacht, daß Falkes Dichtungen ein genaues Spiegelbild jener älteren Stadtkultur und des Geistes und Gemütes, die dort das innere Leben beherrschen, des bürgerlichen Gemein- und Familiensinnes mit all seinen lieben und leiden intimen seelischen Erlebnissen sei. Und daß Falkes Dichtung genau so auf die Zersetzung und Äußerlichkeit des modernen

Lebens in all den Beziehungen der Liebe, der Freundschaft, des Familien- und Gemeingeistes heilsam zu wirken berufen sei, wie die alten einheitlich gefügten und in allem natürlich gewachsenen, gewordenen Städte auf die moderne Großstadt erzieherisch, und nicht nur in baulicher Hinsicht, zu wirken längst begonnen haben. Falke ist als Dichter durchaus Städter, Bürger alten Schlages. Zu der inneren Lösung der modernen Lebensprobleme hat er nicht eigentlich beigetragen, wohl aber indirekt dadurch, daß er den alten Idealen treu blieb und sie dichterisch gestaltete in einer Zeit, die alle alte Form auflöste. So wirkte er als verbindendes Glied zwischen der älteren und neueren Kultur, indem er die Grundformen allen menschlichen Lebens wahrte, wenn auch in ihren Ausprägungen durch eine voraufgegangene Generation, in der er als Mensch und Dichter wurzelte. In einer Zeit, die das Recht der ‚freien Liebe' predigte, war er der Verherrlicher des Familienlebens. Nicht in der Art, daß er wie die Reflexions- und Wortdichter, die Gartenlaubenlyriker es rhetorisch verherrlichte, verschönlichte; daß er es d a r s t e l l t e, überzeugend darstellte mit all den Sorgen, Leiden, aber auch mit all den Freuden und intimen Reizen, hat ihm seine Bedeutung, seine Wirkung auf die Moderne, die wie die Liliencrons eine gesunde war, verschafft. Seine Kunst zeigte, daß das Glück nicht in der schrankenlosen Willkür, sondern in der Beschränkung zu suchen ist. In Hamburg, wo sich alte und neue Kultur in starker Reibung befanden und dann auf einen langsamen Ausgleich drängten, hat Falke eine neue Heimat gefunden als der repräsentative Dichter des altbürgerlichen Elements, des konservativen, das über dem brauchbaren Neuen nicht das bewährte Alte und Grundsätzliche preisgab. Es hat ihn denn auch mit Recht auch äußerlich durch einen Ehrensold als solchen anerkannt. Wir haben außer Falke keinen Dichter, der das Leben und Weben der deutschen Familie, des deutschen Bürgertums, der deutschen Mittelstadt in seinen Dichtungen so reich entfaltet hätte. Das erstreckt sich nicht nur auf das Menschliche in all den Variationen, in denen es zutage tritt, sondern auch auf die Häuser, Straßen, Plätze, auf den Hof und den Garten, auf Hund, Katze und Geflügel, auf Obstbäume, Gartensträucher und Blumen. Das alles lebt und webt sich in seinen Gedichten zum einheitlichsten Bilde. Dagegen zur Natur als solcher, zur Natur da draußen, zu allem, was nicht zum Stadtganzen gehört, hat Falke kein so enges Verhältnis, am ehesten noch zum Meer. Sonst aber tritt er an sie eben als Städter, als Spaziergänger heran, ohne sich mit ihr verwachsen zu fühlen. Er ist, auch in literarischer Hinsicht, stets kultivierter Mensch, Bürger, der mit offenen Augen dem werktätigen Leben zusieht, es belauscht und dichtet. In dieser Aufgabe besteht s e i n Tagewerk; es steckt etwas vom ehemaligen Stadtchronisten, nur seelisch feiner, reicher entwickelt, in ihm. Am Abend kommt aus leuchtendem Sternenraum dann noch ein schöner Dichtertraum. Das ist gleichsam sein Privatvergnügen. Und in diesen Falke ganz eigentümlichen Dichterträumen, Phantasien und Gesichten liegt vielleicht der künstlerische Höhepunkt seines Schaffens. Es sind die leuchtenden Glücksträume, denen wir alle nach des Tages Mühe nachgehen, in stiller Beschaulichkeit uns in uns selbst verlierend die Welt gewinnend. In Falke hat das deutsche Haus sich seinen reichsten und feinsten Dichter geboren.

# Hochland-Echo

## Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen!

Dieser Teil des ersten Sinaigebotes hat sich in der Christenwelt seines gröberen Sinnes gegen die groben Bildanbeter zwar erledigt, aber er hat einen feineren Sinn beibehalten. Das ist das Wunderbare an diesen Offenbarungen, daß sie im Kerne nie veralten und unfruchtbar werden, daß sie vielmehr im menschlichen Bewußtsein einen immer nachzitternden Widerhall gefunden haben, ja in Zeiten religiöser Bewegungen und Erregungen so sehr nachgezittert haben, daß der Zeiger des religiösen Empfindens nach der anderen Seite ausschlug, daß sich die Gottsucher das Verbot noch verschärft haben. Man ist so weit von der Bilderanbetung entfernt, daß man selbst den ästhetischen Genuß am Bilde, am religiösen wie am weltlichen, sich versagen möchte, um die Beziehung zum Göttlichen ohne alle Hemmungen und Ablenkungen anzubahnen und zu pflegen.

Kahle Ordenskirchen haben im Mittelalter gegen künstlerische Überwucherung protestiert; die Bußpredigten Savonarolas haben in der Renaissance den Kunstformen Ernst und Trauer eingeflößt. Durch Luthers Lehren sind grobe Horden zur Bilderstürmerei veranlaßt worden. Und seit der Protestantismus in der christlichen Welt ist, ist auch eine Unsicherheit und ein leiser oder lauter Protest gegen naive christliche Kunst in ihr.

Es ist in der Tat das tiefste Problem der Kunst, dieses Verhältnis zwischen Religion und Kunst, noch verschärft als Verhältnis zwischen Kunst und Christentum. Die Kunst drängt erdwärts, das Christentum himmelwärts. Die Kunst hat die Tendenz sich einzukreisen, zu materialisieren, das Christentum das Bestreben, sich zu entmaterialisieren, zu vergeistigen. Die Kunst scheint heute wenigstens monistisch, das Christentum ist dualistisch.

Über diesen bewußten Grundfragen schwebt das schlichte ängstliche Gewissen, ob denn die Kunst überhaupt das Göttliche darstellen und dadurch zum Menschlichen herabbeugen darf. Wilhelm Steinhausen, der Protestant, der einer der besten und tiefsten christlichen Maler der Gegenwart ist, hat diesem Gewissen in zwei Vorträgen* Worte gegeben. Da schildert er die Gestalt des Erlösers, wie sie auf dem Berge zur Bergpredigt sich aufrichtet und mit ihrer Gebärde allein schon die Erde umfaßt.

‚Wirst du, o Maler, während du Ihm zuhörst, es wagen — Ihn zu malen? Könntest du in seiner Gegenwart etwas anderes tun, als schweigend ihm zuhören, schweigend, hingebend Ihn beschauen?

Ja, wenn Er nur e i n m a l geredet hätte, wenn Er, eine historische Person geworden, uns fern genug in der Vergangenheit stünde — ja dann. Aber wie,

---

* Erschienen unter dem Titel ‚Christentum, Religion und Kunst. Das Bild Christi in der bildenden Kunst'. Basel, Basler Missionsbuchhandlung. 1 Mk.

wenn Er noch gegenwärtig ist, ja, wenn auch die Zukunft Sein ist, wenn Er ewig ist und ewig sein wird? Wenn Ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist — wie willst du Ihn malen? Die Frage, wie sah Er aus, als Frage eines Porträtisten gefaßt, ist für den, der in Ihm den Ewigen anbetet, fast blasphemisch.

Ihn, den Gegenwärtigen, den, der war, der sich in der Zeit offenbarte, den, der kommen wird, Ihn weiß nur der Glaube zu erfassen. Wie können wir den, der außerzeitlich ist, ins Zeitliche zwängen? Und wenn Ihn die Kunst, die Malerei, mit dem Schleier der vollkommensten Schönheit umhüllte, sie würde Ihn nur erniedrigen.'

Steinhausen fragt dann, warum wir doch so viele Christusbilder sehen, und verlangt von sich Rechenschaft, warum er selber solche gemalt habe:

,Nein, will ich hier meinen Freunden antworten, zu viel Ehre, ja eine zweifelhafte Ehre tut ihr mir an, wenn ihr mir zutraut, ich hätte es wagen können, zu zeigen, wie Er aussah. Nur einen Schatten von einem Schatten malte ich. Vor dem Vorhang stehe ich, und auf dem Vorhang mögen Zeichen sein, die darauf hindeuten, was wir sehen werden, wenn der Vorhang aufgeht . . . Daran erinnern, das allein kann die Kunst, in solchem Dienste kann sie stehen.'

Seine Grundanschauung hat er in die Worte gefaßt: ,Alle Kunst, wenn sie mehr will, als nur dem Augenblick dienen, wie alle Religion, wird aus Sehnsucht geboren'. Damit hat Steinhausen vollständig den Charakter und die innige Gefühlswärme seiner eigenen Kunst, wie sie etwa sein Bild ,Du reichst uns deine durchgrabene Hand' widerspiegelt, ausgesprochen. Wie seine Kunst, so zeugt auch dieser Ausspruch von dem Zagen und Hoffen eines weichen protestantischen Gemütes, das für Anschauung und Gestaltung in seiner Kirche nicht mehr den nötigen Halt findet.

,Darf ich vor Theologen mit meiner Meinung nicht zurückhalten, daß mit dem Verlust, den das Ansehen der alten Theologie erlitten hat, für uns Künstler jeder Versuch, Biblisches zur Anschauung zu bringen, erschwert worden ist? Denn ohne Zweifel, soviel ich sehe, war die alte Theologie anschaulicher durch den geschlossenen Aufbau ihrer Lehre, mehr noch durch die Kraft ihrer Darstellung, die den Worten der Hl. Schrift ihre zweifellose Bedeutung ließ, wie den Szenen ihre typische. Paradies und Hölle waren sichtbar und die Wunder keine Unterbrechungen des Natürlichen. In welchen herrlichen Anschauungsbildern bewegt sich dadurch ihre Poesie wie ihre Predigtweise! Für den bildenden Künstler eine Fülle des Geschauten. Da war alles wirklich. Keine Anekdote oder Verflüchtigung in ein übertragenes Gebiet erkältete die Phantasie des Malers, der sich am liebsten am Wirklichen aufrankt.'

Das Bedürfnis nach natürlicher, realistischer Gestaltung, das Steinhausen hier offenbart, entspringt dem Wunsch, ein kraftvolles Gegengewicht gegen die Rührungen des Gemütes und die Weichheit der Gefühle zu besitzen. Die christliche protestantische Kunst arbeitet eben fast nur noch aus der Seelenkraft des Gefühls heraus, kaum mehr mit den starken Gewißheiten der Erkenntnis und des Willens. Daher das Zagen und die Sehnsucht der individuellen Seele, die sich ringsum allein findet; daher das weiche, schattenhafte Gestalten des Göttlichen, während große, klare Kunstformen objektive Wahrheiten und allgemeine Aufgaben brauchen. Der romanische Stil war

wie ein lapidares Gesetz, der gotische ebenso organisches Wissen als Fühlen, die Renaissance fügte gewaltige Willenskräfte in die Kunstformen. Je mehr Seelenkräfte in den Dienst der christlichen Kunst gestellt werden, um so mehr und verschiedenere Gestalt kann das Göttliche annehmen. Der ganze Weg öffnet sich vom Stimmungsbild bis zur monumentalen Hieratik.

Was in unserer Zeit, in den letzten Jahrzehnten an eigengeprägter christlicher Kunst entstand, ist vorwiegend religiöse Stimmungskunst, Gefühlslyrik. Unleugbar ist diese charakteristischer für den Stand der letzten Kunstentwicklung und das ihm zugrunde liegende Naturempfinden als die gleichzeitige Historienkunst. Begreiflich und froh zu begrüßen ist es aber auch, daß dagegen nun ein Rückschlag eintritt. Man möchte sich befreien aus der naturseligen Verweichlichung und den malerischen Atmosphären, die den Stoff einsaugen und das Gemüt ertränken. Die Moderne drängt nach Monumentalität. Nur schafft sie noch zu viel in Gefühlsformen und inhaltslos. Darin liegt z. B. auch der Hauptmangel in Hodlers Monumentalkunst, in dem übersteigerten Gefühlsrhythmus und einer artistischen sich selbst bespiegelnden Zwecklosigkeit, wie ein vergleichender Blick auf die Beuroner Kunst zeigt, in der das Extrem eines konstruierenden Intellektualismus überwiegt.

Der Weg der Kunst geht von der Gebundenheit zur Freiheit, von der noch unfreien zur freiwilligen Gebundenheit. Die Monumentalkunst braucht eine starke Gebundenheit. Die hatte die alte primitive Kunst noch von Natur aus. Deshalb wirkt die ‚Madonna mit dem Kinde' von Mantegna selbst als Tafelbild so monumental und ruhig groß. Und deshalb fehlt Hodlers Monumentalität vielfach die Ruhe, weil die Freiheit nicht fest an den Inhalt gebunden, nicht in Zwang und Zweck zurückgebunden ist. Einer neuen Monumentalkunst, gebunden an den alten christlichen Kunstgehalt, wird es wieder möglich sein, nicht nur den S c h a t t e n des Göttlichen mit Hilfe der in Sehnsucht gedrängten Naturwirklichkeit, sondern auch den A b g l a n z des Ewigen mit Hilfe reiner, mehr aus der Natur gelöster, mehr Symbol gewordener Formen wiederzugeben, das Göttliche zu versinnbilden, ohne es zum Menschlichen herabzubeugen.

Der feinere Sinn des Verbotes ‚Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen' verlangt von dem christlichen Künstler nicht ängstliche Scheu, aber ein volles Verantwortlichkeitsgefühl. Dafür hat Steinhausen schöne Worte gefunden, in denen er zugleich ein gewisses christliches Ästhetisieren zurückweist:

> ‚Es ist immer die drohende Gefahr, daß die Kunst eine Dekoration wird, gerade wenn sie bedeutungsvoll sein will, und daß damit das, was Aufforderung, Willenshingabe sein will, G e n u ß wird. Und dies ist die Gefahr, vor der ich warnen möchte. Ich komme ja nicht zu solchen Erörterungen aus der Lust am Theoretischen und Ästhetischen, sondern die Leidenschaft, die Gefahr, in der ich selbst stehe bei der Ausübung meines Berufes, treibt mich dazu, auch mit Worten andere zu warnen, wie schwer, wie gefährlich es ist, wenn sie zwei Dinge zu verbinden suchen, beide zu gleicher Zeit verteidigen und die Vorteile von beiden genießen wollen: Kunst und Christentum. Wie schaut man nicht heute nach allen Seiten aus, die Verbindungen zu suchen, die von der Kunst aus zum Christentum führen sollen.

Wir möchten doch gar zu gern Christen sein. Wäre es nicht möglich, auf der Stufenleiter vom Vergnügen, dem immer edleren, aufzusteigen zum Kunstgenuß, dann zur Erhebung der Seele durch die Hoheit der Kunst, um endlich in die unterste Sphäre des Christlichen zu gleiten und von da aus immer mit Hilfe der Begleiterin, zum rein Christlichen, zu all den Gaben, die es uns verheißt, zu gelangen?

Ich lese fast wöchentlich Ankündigungen wie die: Vorträge über die Poesie der Bibel, Rezitationen des Alten und Neuen Testaments von Schauspielern (am Bußtage), Lichtbilder mit liturgischem Gesang und Orgelbegleitung; ich sehe, wie man eine Kirche auf dem Untergeschoß eines Vereinshauses, wahrscheinlich also auf Räume baut, in denen man angenehme christliche Feste feiern wird. Dabei denke ich daran, daß es eine Zeit gab, da man meinte, die Gräber der Märtyrer wären der beste Untergrund für die Kirche. Ich lese von der Nutzbarmachung der künstlerischen Phantasie für das Christentum. Ich lese, wie man vom Schauen zum Glauben kommen kann. Ich höre von der Beziehung Christi zur bildenden Kunst sprechen — Christus als Künstler!'

Und dann:

'Ästhetische Kultur! Die Tore werden weit geöffnet, und wir sind im christlichen Himmel! Nein, lasset uns wachsam sein! Wenn es jemals Zeit war, so ist es jetzt Zeit, zu zeigen, welche Überwindung, welchen Kampf es kosten muß, welche Arbeit es erfordert, wenn wir Christen sein wollen. Es dünkt mich, es wäre manchmal besser, die Leute von dem Christentum zurückzuschrecken, als es ihnen so leicht zu machen. Das Göttliche muß das Maß des Göttlichen behalten, und es heißt es beflecken, wenn wir es erniedrigen, um es bequemer und leichter zu erreichen.'

Und schließlich das Verantwortlichkeitsgefühl des Künstlers schärfend:

'Darum muß auch die christliche Kunst die allerfurchtsamste sein — die, die am gespanntesten aufmerkt auf den Zwiespalt von einst und jetzt, Geist und Fleisch. Darum muß in ihr die größte innere Leidenschaft wohnen. Nur wenn das Christentum verweltlicht, wird es eine angenehme christliche Kunst geben.'

Man braucht nur an die immer noch andauernde Versüßlichung der Gottes- und Heiligentypen zu erinnern, um hieraus ein Arbeitsprogramm der angestrengtesten Bemühung um neue Formen an Stelle der billigen Wiederholung alter, abgebrauchter zu entnehmen. Der positive Sinn jenes verbietenden Teiles des Sinaigebotes ist, daß für die christliche Kunst nur das Beste gut genug sei. W.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

**Die 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands**, welche vom 21.—25. August in Augsburg tagte, verdankte ihren eigenartigen Charakter und all das, was sie von den Versammlungen im Osten, Westen und Norden Deutschlands unterscheidet, hauptsächlich dem Einschlag des volkstümlichen Lebens, das sich in dieser althistorischen Schwabenstadt mehr als anderwärts bis in die Kreise des Adels, des Klerus und des höheren Bürgertums hinein urwüchsig und eigenherrlich erhalten hat. Man kann überhaupt häufig beobachten, daß der Reichtum individuellen Lebens, die Mannigfaltigkeit der Temperamente und Meinungen nirgends größer ist als in Gegenden, in denen eine gewisse Gebundenheit der Tradition und Einheitlichkeit des religiösen Volksgeistes noch lebendig wirkt. Er ist wie ein Nachklang jener Zeiten, die da bekannten, daß unter dem Krummstab gut leben sei. Man fühlt sich noch ‚unter sich‘; und wie in dem abgeschlossenen Schoß des Familienlebens stets größere Freiheit und Nachsicht herrscht als da, wo die Kritik einer fremden Welt hineinspricht, so kann sich das geistige und soziale Gehaben viel reicher, vielgestaltiger, eigenbrödlerischer differenzieren als in einer Bevölkerung, die religiös, kirchlich und wirtschaftlich gespalten und zerklüftet ist. Das gilt hier natürlich in erster Linie von Augsburg-Land und den angrenzenden Bezirken. Aber auch von der städtischen Bevölkerung selber, insofern sich hier das angestammte Wesen gar leicht wieder auf sich selbst besinnt, sobald das echte Volksleben in seine Rechte tritt. In dieser Hinsicht darf man auch auf diese 57. Katholiken-Versammlung das alte Wort anwenden: Die Tagungen folgen sich, aber sie gleichen sich nicht.

Wenn wir von denjenigen Rednern absehen, deren oratorisches Profil sich uns schon von früheren Tagungen her fest eingeprägt hat, so ist es vor allem die Rede von Dr. theol. Bernhart über die Bildungsaufgaben der deutschen Katholiken, welche starke individuelle Werte in den Dienst des Ganzen stellte. Ein wahrhaft freiheitlicher Geist macht diese Rede liebenswert. Die Aufgabe konnte schwierig scheinen, in Tagen so tiefgehender geistiger, literarischer Parteiung den Anlaß unbenutzt zu lassen, derjenigen Sache, die man für die aussichtsreichere hält, ein werbendes Wort zu widmen. Aber dem Geist echter christlicher Freiheit widerstrebt es, in den ruhigen und unaufhaltsamen Gang der Ideen durch Überredungskünste aus persönlichen Interessen einzugreifen. Wenn schon ein hl. Bernhard im Mittelalter das, wie der Redner sagte, ‚goldene Wort‘ geprägt hat: Fides non imponenda, sed suadenda, wie viel mehr gilt diese freiheitliche Pädagogik heute und zumal im Bereich von Meinungen und Erkenntnissen, die den Wahrheiten der Religion nachstehen in bezug auf absolute Geltung. Und so klang es denn durch die weite Halle:

‚Der Begründer, Schützer und Vollender der christlichen Persönlichkeit ist Christus. Er hat ihr ewige Schranken gesetzt um ihrer Freiheit willen. Aber er als der magister unus trug Achtung vor der Eigenart, vor dem Einzigartigen, das jede Persönlichkeit bedeutet, horchte auf jede Schwingung des Temperaments, nahm Rücksicht auf soziale Stellung, auf Bildungsstufe, Nationalität. Diese göttliche Pädagogik hat ihr Zerrbild im modernen Subjektivismus. Aber müssen wir uns auch mit Abscheu wenden vom Sklaventum des „Herrenmenschen“, so bleibt doch die Weisheit dessen bestehen, der gesagt hat: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“‘

Die Anwendung auf den Kampf um die literarische Vollbürtigkeit der deutschen Katholiken machend, sagte der Redner daher mit Recht: ‚Wir lassen Richtung neben

Richtung gelten, wenn ihre Werke nur kein Herz verderben.' Es bedurfte keiner besonderen Eingeweihtheit in dem literarischen Streit der letzten Monate, um die Mahnung zu würdigen: ,Und hätten wir zehnmal mehr überragende Begabungen, es bliebe doch bedauernswert, ehrlich ringende Talente zu lähmen oder aus unseren Reihen hinauszudrängen. Sturm muß die Kritik sein, das Morsche niederwerfend, aber auch Leben weckend im Verstreuen guter Keime.'

Es war ein besonderer Genuß, nach den allgemeinen Ausführungen dieses Redners dem nächsten Redner Prof. Dr. Mausbach auf das speziellere Gebiet der Frauenbildung und des Frauenstudiums zu folgen. Auch diese Rede stellt einen Höhepunkt nicht allein im Rahmen dieser Tagung, sondern innerhalb der gesamten Anschauungen dar, welche auf den Katholikentagen überhaupt jemals über dieses Thema zum Ausdruck gelangt sind. Was diese Rede im Vergleich etwa zu derjenigen Prof. Dr. Meyers an Glanz einer hohen rhetorischen Diktion weniger hatte, das ersetzte sie reichlich durch eine klare und sichere Beurteilung des konkreten Lebens und durch ein eindringendes Verständnis für die wirklichen Bedürfnisse der Zeit. Sie gipfelt in der Mahnung, unsere Sympathie und tätige Förderung der heutigen Bildungsbewegung im Frauengeschlechte nicht zu versagen, auch wenn es wahrscheinlich sei, daß sich an den gegenwärtigen starken Andrang eine rückläufige Bewegung anschließe; in der Regel werde doch eine mittlere Position behauptet, ein gemäßigter Fortschritt erobert. Dieses neue Terrain würde von anderen, wagemutigeren Frauen besetzt sein, wenn unsere katholischen Bewerberinnen so lange warten wollten, bis der Wogendrang abgelaufen, die Laufbahn gesichert sei. Eine gewisse Neigung dazu liege in der konservativen Grundstimmung des Katholiken, in dem Überwiegen der ländlichen Bevölkerung in katholischen Gegenden, in unserer geringeren Fühlung mit den akademischen und großstädtischen Zentren des Bildungslebens. Und doch sei ein vollwertiger Anschluß katholischer Frauen für die Gesamtbewegung von großem Vorteil, weil die katholischen Grundsätze und ihre Jahrtausende alte Bewährung in sittlich-sozialen Fragen am ehesten das Erreichen einer gesunden Mitte, einer organischen Einfügung neuer weiblicher Kulturelemente in das männlichgeleitete Gesellschaftsleben verbürgten.

Die Frauenfrage, das ist kein Zweifel, wird noch auf viele Jahre hinaus ein immer wiederkehrendes Thema dieser katholischen Kongresse sein. Dabei wird es sich stets mehr um die Klärung der großen Prinzipien, als um die Diskussion von Einzelheiten handeln. Die Mausbachsche Rede hat zu dieser Klärung viel beigetragen. Vielleicht dürfen wir sagen, daß damit der Stand der Frage auf eine Reihe von Jahren für das praktische Wirken festgelegt ist. Das zu bewirken, mußte ein Mann sprechen, dem nicht bloß Amt und Stellung, sondern auch große praktische Erfahrung Ansehen und Vertrauen sicherten. Aber schon in der Mausbachschen Rede wurden Lebenslagen der Frau herangezogen, wo sich wohl mancher Hörer gesagt haben mag, daß hier das letzte und entscheidende Wort doch nur von den Frauen selbst aus Erfahrung und denkender Lebensbeobachtung heraus gesprochen werden könne. Vielleicht hat sich dabei der und jener sogar vorzustellen versucht, wie es wirken werde, wenn auf einem künftigen Katholikentag auch einmal einer berufenen Frau die Möglichkeit geboten würde, als Vertreterin des christlichen Frauenideals zu den Katholiken Deutschlands zu sprechen. Es wäre die praktische Anerkennung der geistigen Mitarbeit der Frau in der großen Frage christlicher Lebensgestaltung und christlicher Kultur. Denn wenn, wie Graf von Pestalozza sagte, Katholikentag wahrhaft Kulturtag bedeutet, so darf die Frau als Trägerin großer Kulturaufgaben nicht fehlen, und dies um so weniger, als auch die Frauenwelt unter den Zuhörern eine reiche

und geistig nicht zu unterschätzende Vertretung hat.

Die Katholikentage sind nach außen und für den Fernerstehenden vielleicht nicht viel mehr als eine sich von Jahr zu Jahr kaum sichtbar verändernde Kundgebung katholischen Glaubens und katholischer Einigkeit. Für den aufmerksamen Beobachter aus der Nähe wird jedoch dabei eine tiefgehende regelnde Einwirkung auch auf die inneren Bewegungen im katholischen Leben ausgeübt. Sie erhöhen bei allen, die dabei aktiv sind, das Gefühl der Verantwortlichkeit sowohl in bezug auf das öffentlich gesprochene Wort als auch auf die im stillen geleistete Arbeit, sei diese nun der fortschrittlichen oder der konservativen Sache dienstbar. Wir wollen deshalb gewisse Einschränkungen, die sich der und jener auferlegen muß, nicht bloß als hindernden Zwang empfinden, sondern auch ihre wohltätige Wirkung zu verstehen suchen. Goethe sagt einmal über den Vorteil einschränkender gesetzlicher Maßnahmen gegen oppositionelle Regungen des französischen Parteigeistes: ‚Das einschränkende Gesetz wird nur wohltätig wirken, zumal die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Personen gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vorteil.‘ Das findet auch hier seine Bestätigung, obwohl wir von einer Opposition im eigentlichen Sinne nicht reden können. Aber wo Leben ist, da sind Gegensätze. Diese Gegensätze sollen auf einem Katholikentag jedoch nicht in persönlichem Kampf aufeinanderplatzen, sondern mit Klugheit geschlichtet erscheinen. Die glückliche Lösung dieser Aufgabe stellt an den einzelnen wie an die Gesamtheit die größten Anforderungen. Insofern sie gelingt, üben die Katholikentage auf diejenigen, welche zur aktiven Teilnahme daran berufen sind, eine nicht minder bedeutsame erzieherische Wirkung aus wie auf alle übrigen Teilnehmer und nicht zuletzt auf unser gesamtes öffentliches Leben. -th

**Der Berliner Weltkongreß für** freies Christentum und religiösen Fortschritt vom 5. bis 10. August. Man mag darüber traurig oder zornig werden — es gibt nun einmal große Massen, die von dem Christentum der Kirchen nichts mehr wissen wollen. Sicherlich aber ist das für die Christenheit eine qualvolle Sache, daß die meisten dieser Leute mit dem Kirchenchristentum überhaupt jegliche Art und Abart des Christentums von sich tun. Denn wer an die absolute Größe Jesu Christi glaubt, der sieht nur da Aufstieg, Fortschritt und Verwirklichung des Weltzweckes (Jesus sagt: ‚des Reiches Gottes‘), wo alle sich selbst und ihre Sache christlich verklären und in die Höhe züchten; der kann nur da hoffnungsfreudig in die Zukunft blicken, wo möglichst viele solcher Lebensart sich ergeben; der hat Karfreitag und Götterdämmerung, wo immer zahlreichere Scharen den Idealen Jesu absagen, als sei das der große Schritt in die Freiheit. So kann man auch als kirchentreuer Katholik etwas wie Befriedigung spüren, wenn aus der Zahl der Kirchenverdrossenen einige Geister sich scheiden, die bei aller Gegnerschaft gegen Dogmen und Institutionen keineswegs vom Christentum lassen wollen. Zumal diese Anhänger eines ‚freien Christentums‘ — die nicht verwechselt werden dürfen mit den Freidenkern — im allgemeinen durchaus nicht die Kirchentreuen schmähen oder verfolgen wollen, sondern nur Platz und Licht auch für die eigene Art fordern. Aber nicht nur aus dem Christentum, auch aus dem Judentum, auch aus dem Islam, auch aus dem Buddhismus und dem Hinduismus sind solche freie Sonderungen erwachsen; der jüdische Professor Hirsch aus Chicago erhebt Anspruch auf den Mitbesitz der Evangelien und weiß der deutschen Bibelkritik Dank für ihre Arbeit; und in Paris gibt es jüdische Modernisten mit Sonntagsfeier und Gottesdienst nach evangelischem Ritus; eine allerdings nicht sehr große Gruppe von Mohammedanern nimmt den Koran zeitgeschichtlich und versteht unter Religion in erster Linie Sittlichkeit; vor einiger Zeit konnte

man in der ‚Christl. Welt' die Predigt eines Geistlichen der Neubuddhisten lesen, die mit buddhistischem Material durch und durch christliche Interessen verfocht; der Brahma-Somaj in Indien, ein modernistischer Hinduismus, kämpft für den Menschen Jesus und seine Lehre: sei wahr und gerecht und liebe den Nächsten wie dich selbst; die Sikhreligion, begründet um 1500 von dem Hindu Nanak, verkündet energischen Sozialismus in theistischem Gewande — man nimmt mit Freuden wahr, wie die außerchristlichen Gruppen auf ihrem Wege zur religiösen Freiheit eine starke Welle christlicher Kräfte und Ziele in sich aufgenommen haben. Das Christentum ist doch allmächtig, wenn auch nicht mit ‚äußerer Augenfälligkeit', sondern wie ein Sauerteig. Der Berliner Weltkongreß war nun eine Versammlung dieser Art von Religiösen, natürlich mit einer Übermacht der christlich Gesinnten; und es war Sorge getragen, daß auch die Orthodoxie und das Freidenkertum ihren Willen und Wert darlegen konnten: leider hat es die internationale Versammlung nicht der Mühe wert erachtet, einen orthodoxen Katholiken Zeugnis ablegen zu lassen von den starken religiösen Kräften des alten Katholizismus, — oder ist eine dahingehende Einladung unserseits zurückgewiesen worden? Seit der selige Schanz tot ist, fehlen wir gänzlich auf den großen interreligiösen Kongressen; es scheint, Paulus auf dem Areopag darf keinen Nachfolger mehr finden.

Der Zweck des Kongresses war weder Bekehrung noch Kampf noch Dogmatisierung noch Gründung einer Union, sondern Klärung in gegenseitiger Aussprache. Durch das debattelose Nebeneinandertreten der verschiedensten Richtungen und Gesichtspunkte wäre natürlich bei einem anderen Publikum die größte Verwirrung erzeugt worden; der hier versammelten Intelligenz hingegen mußte gerade diese Ordnung hohen Genuß gewähren. So ziemlich die Stimmung des ganzen Kongresses hat wohl Harnack in seiner Rede über das doppelte Evangelium getroffen*, wenn er jede Aussage über Jesus als unannehmbar bezeichnete, ‚die sich nicht in dem Rahmen hält, daß er ein Mensch war, weil sie mit dem menschlichen Lebensbilde Jesu streitet'. Auch Boussets Jesusvortrag mit seiner Forderung der philosophischen Begründung der Religion und einem leichten Achselzucken über das historische 19. Jahrhundert — Religion ist etwas grundmenschliches, tatsächliches, an sich mit dem Verstande weder zu widerlegen noch zu beweisen; indem aber das Unendliche der Religion hindurchscheint durch das Endliche, ergeben sich Symbole; die höchsten Symbole sind Personen: Moses, Buddha, und das allerhöchste: Jesus — auch Boussets Jesusvortrag ist heute in jenen Kreisen weitester Zustimmung sicher. Ebenso die Gedanken Tröltschs vom freien Christentum (‚Freiheit vom kirchlichen Dogma, Freiheit von den kirchlichen Institutionen, und in dieser Freiheit eine Umbildung der christlichen Ideen in der Richtung der allgemeinen Lebensbewegung unserer Gegenwart'), dessen Möglichkeit darin ihren Grund habe, daß absolute Wahrheit nur in Gott, in uns aber höchstens ein Nachbild der Wahrheit sein könne — samt seinem Ruf nach äußerer Gemeinschaft im Rahmen der protestantischen Kirche und grundsätzlicher Achtung der Traditionen und Geschichte der Orthodoxie. Auch die deutschen und italienischen Modernisten bekundeten diesen ‚Willen zur Kirche'; zwar hat Funk gesagt: ‚Die Religion zu retten ist uns das Wesentliche, und wenn es auf Kosten der Kirche ginge', aber er und Murri haben sich ausdrücklich zu der katholischen Kirche gerechnet und, im Gegensatz zu den französischen Modernisten, an ihr festzuhalten beschlossen. Auch von Soden sprach sicherlich im Sinne der Besten unter den Freichristlichen, wenn er von jedem Fortschritt verlangte, daß er ‚die Reinheit, Tiefe und Kraft der Religion nicht gefährde, sondern fördere' und von der kritischen Arbeit am Neuen Testament eben diese Eigenschaft mit hohem Lobe aussagte.

* Die Reden nach den Auszügen der Frankfurter Ztg., der Augsb. Postztg. und des Neuen Jahrhdt.; das Protokoll erscheint nächstens.

Gerade der Wert der deutschen Kritik wurde von den Ausländern dankbar gefeiert. (Carpenter-Oxford hob die Verdienste der deutschen Bibelkritik, Religionsgeschichte und Religionsphilosophie um den Aufschwung von Wissenschaft und Glauben in England hervor; der Amerikaner Moore gestand, er habe erst durch die Kritik seinen Glauben wiedergewonnen und viele amerikanischen Theologen wüßten von dem gleichen Erlebnis zu melden; Peabodys Rede führt die rationale Auffassung des Christentums in Amerika hauptsächlich auf den Einfluß deutscher Theologen zurück; der Australier Jones nennt den Jenenser Wendt den in Australien meistgelesenen theologischen Schriftsteller, und Ter Minassianz erzählt von einer armenischen Intelligenz, die deutsche liberale Theologie studiere.) Daß die Seele der freichristlichen Bewegung von der Begeisterung für die Ethik Jesu lebt und leben wird, braucht nicht neuerdings hervorgehoben zu werden; Titius will den Entwicklungsgedanken keineswegs von dieser Ethik ausgeschlossen wissen, aber unter dem Beifall der Versammlung lehnt er jeden ethischen Evolutionismus ab, ‚der die sittlichen Motive aus Nichtsittlichem glaubt herleiten zu können'; ‚es muß vielmehr die Ursprünglichkeit der sittlichen Tatsache anerkannt werden'. ‚Ich kann leben, ohne die Welt zu verstehen. Ich kann nicht mehr leben, wenn ich nicht weiß, was ich will.' Auch Baumgartens Worte über die religiöse Erziehung in Deutschland waren so ziemlich der Ausdruck der Herzenswünsche der Kongreßmitglieder; es gilt in diesen Kreisen als ausgemacht, daß die heutige Schule Theologie lehrt und Religion verdirbt; daß Trennung von Kirche und Staat, von Kirche und Schule, von Religion und ‚staatlichen und priesterlichen Nebenabsichten' zum Heile der Religion kommen muß. Den freichristlichen Geistlichen klang sicherlich Weinels Forderung ‚mehr Freiheit für die Diener der Kirche' wie erlösende Zukunftsmusik: „Wer in den kirchlichen Dienst kommen will, zu dem soll man das Vertrauen haben, daß er es mit seinem Gewissen vereinbaren kann, was wir in Deutschland brauchen: weniger sich verlassen aufs Recht und mehr Vertrauen aufs Gewissen.' Völlige Gespaltenheit wies aber die Haltung des Kongresses zum Sozialismus auf. Man spendete Maurenbrecher Beifall und seinem umgedrehten Christentum, das nicht mehr bloß sich sozial betätigt, sondern durch und durch Sozialismus ist; der christliche Pastor Gounelle erwartet vom Christentum den Verzicht auf jenseitige Interessen und lehrt die Bemühung um das Reich Gottes auf Erden; indessen ist der holländische Pfarrer Bakker Sozialist, weil er vom Sozialismus nicht das Reich Gottes auf Erden, aber die Wegbereitung für das Gottesreich erhofft; wohl den meisten Teilnehmern des Kongresses dürfte erst Pfannkuche und sonderlich Traub entsprochen haben; Pfannkuche mit der These: es muß durchaus nicht jeder Christ Sozialist sein; der einzelne soll schlechthin ein ganzer Christ werden, das weitere wird ihm dann sein rechtes und reines Gewissen weisen; Traub mit seiner Warnung vor Unklarheiten, als sei Beschäftigung mit der sozialen Frage ein Ersatz für religiöse Arbeit, als sei umgekehrt jeder gute Christ schon als solcher befähigt, in sozialen Angelegenheiten zu raten und zu taten, als sei der heutige Sozialismus aus dem Evangelium zu begründen oder umgekehrt die dort herrschende Miserabilitätsstimmung maßgebend für das Christentum; das Ideal ist nach Traub: ein Reich voll Gerechtigkeit und Wahrheit zu schaffen in Bruderliebe und sozialer Ordnung; damit ist dann keineswegs die Religion erschöpft: ‚je höher der Mensch steigt, desto höher sein Gott.' Allgemeine Zustimmung in allen Kreisen sollten die Vorschläge Gottfried Naumanns finden, der freie religiöse Diskussionen mit Sozialisten empfiehlt und davon mehr erhofft als von Predigten; die Arbeiter wollten nicht angepredigt werden, ohne zu antworten.

Wenn mit der Sozialdemokratie über Christentum zu reden ist, so mag zweifellos das ‚liberale' Christentum zunächst am meisten Aussicht haben; um so mehr als mit Maurenbrecher die Zeit der wilden

sozialistischen Bibelstreiche für immer einer nachdenklicheren Kritik Platz gemacht haben dürfte. Nur daß dann erfahrungsgemäß das liberale Christentum zerfasert und verwaschen und schließlich vom Haupt- und Obergott, dem Diesseitsmoloch, aufgefressen wird. Ja, wenn Harnack oder Rade Sozialdemokraten würden, so wäre für ihr Christentum gewiß nichts zu fürchten! Aber es ist etwas ganz anderes, wenn Massen und Völker zum Christentum kommen und darin bestehen sollen, als wenn ein hochgebildeter Christ abseits vom ‚Volke‘ sich eigene Wege bahnt. Und hier erscheint dann überhaupt das Unzulängliche, das praktisch und theoretisch Unbrauchbare des freien Christentums: es ist eine ‚Religion‘ hochstehender Individualisten, aber keine Weltreligion für alle Geistes-, Herzens- und Bildungszustände; eine rinden- und schutzlose Religion, die unter jedem gröberen Stoß leidet und von der rücksichtslosen Diesseitigkeit der modernen Zustände allzu leicht aufgesogen wird. Hätten wir denn heute noch ein Christentum, wenn nicht die Härte der Dogmen und der starre Rahmen des Kirchenregiments gewesen wäre? Nun, auch kommende Jahrhunderte und Jahrtausende wollen und sollen noch christlich sein, nicht durch die stille Freude einiger erlesenen Bibel- und Literaturchristen, sondern durch Aufnahme in den ununterbrochenen und ungeteilten Strom christlichen Lebens und christlicher Begeisterung. Es ist gerade auf dem Berliner Kongreß kräftig der sozialen Seite der Religion gedacht worden: die Weiterentwickelung in dieser Richtung wird auch dem liberalen Protestantismus, und gerade ihm, ein Verständnis bringen für die am meisten verlästerten Seiten des Katholizismus. Heute noch werden wir kritisiert von einer trotz allem Sozialismus individualistisch gestimmten Welt — es wird anders aussehen, wenn einmal die Erkenntnis Gemeingut wird: daß einer allein gar nicht religiös sein kann und darf, daß der einzelne als Glied der zur Ewigkeit wandelnden Menschheit tiefere Pflichten und Verantwortungen hat, kurz, daß Religion, geboren aus dem ernstesten Plane der Gemeinschaft (Gott ist die Liebe), keinen Verrat an den einzelnen duldet.

Dr. Fendt.

## Philosophie

### Eine religionspsychologische Debatte

bemerkenswerten Verlaufs hat im August 1909 auf dem Internationalen Psychologenkongreß zu Genf stattgefunden, über die der jüngst erschienene Kongreßbericht erst vollkommen aufklärt.* Zum erstenmal auf diesen Kongressen war ‚die Psychologie der religiösen Phänomene‘ ausdrücklich unter die Hauptverhandlungsgegenstände eingereiht worden und mit zwei Hauptberichterstattern bedacht: dem Dänen H. Höffding und dem Nordamerikaner J. Leuba. Von nicht minderer Bedeutung als deren Gesamtreferate waren aber die Spezialreferate des Polen Lutostawski über ‚Erfahrungen an religiösen Bekehrungen‘, des Genfer Arztes Ladame über ‚religiöse Psychologie und Psychopathologie‘ und die Mitteilungen des Pariser Jesuiten Pacheu zur Psychologie der Mystiker; und an alle diese Darlegungen schloß sich eine Debatte von solcher Ausdehnung und sachlichen Uferlosigkeit — sie füllte sechs Sitzungen aus —, daß schließlich die Bedenken derer obsiegten, welche den Gegenstand überhaupt nicht mehr auf die Tagesordnung der nächsten Kongresse gesetzt wissen wollen, weil er sonst die anderen Spezialthemen zu überwuchern droht, ohne zu entsprechenden positiven Ergebnissen zu führen.

Denn darüber waren sich bei aller Verschiedenheit der verfochtenen Auffassungen schließlich alle Debattanten im klaren: die Religionspsychologie ist eine Wissenschaft, die sich noch in den ersten Stadien ihres Werdens befindet, und über die man keinesfalls mit so eilfertigen und oberflächlichen Grundauffassungen ins klare kommen kann, wie sie gerade bei uns in Deutschland in

* VI me Congrès internationale de Psychologie. Rapports et comptes rendus. Genf 1910. Verlag Kündig.

Andrea Mantegna/Madonna mit dem Kinde



einer Spezialzeitschrift für Religionspsychologie nur allzuoft sich hervorwagen.

In Genf stritt man zunächst um die allerersten Vorfragen: um die Begriffsbestimmung des neuen Wissenszweiges und seine grundlegenden Methoden.

Höffdings subjektivistischer Radikalismus sieht in der Religionspsychologie nur eine Wissenschaft von den menschlichen Wertgefühlen, freilich die grundlegendste von allen. Während nämlich Erkenntnislehre, Ästhetik und Ethik die Wertgefühle des Wahren, Schönen und Guten nur als relativ geltende bestimmen, wurzelt im Menschen auch das Bedürfnis nach einer absoluten Geltung und einer ewigen Fortdauer seiner höchsten Werte. Bedingung der Religion ist die Erfahrung von der Begrenztheit und relativen Abhängigkeit des Menschen von einer Ordnung der Dinge, welche weiter reicht als es jemals menschlichem Willen und menschlichen Fähigkeiten gegeben ist, und das Bedürfnis, sich über diese Grenzen hinaus des gesicherten Bestandes der höchsten Ideale zu versichern. Wie nun dann freilich Höffding aus diesen psychologischen Voraussetzungen die historischen Formen des religiösen Glaubens erwachsen läßt — neben der religionspsychologischen Methode die vergleichend religionsgeschichtliche als Grundlage anerkennend —, das führt ihn so vollends ins Gebiet willkürlich prähistorischer und geschichtsphilosophischer Konstruktion, daß sich eben hieraus schon Höffdings persönliche Verständnislosigkeit für die tatsächlich wirksamen und lebendigen Formen religiösen Innenlebens ergibt. Höffding betont denn auch bezeichnenderweise — und gleichermaßen der von biologischen Gesichtspunkten ausgehende Amerikaner Leuba —, daß der Religionspsychologe gar nicht eigener religiöser Erlebnisse bedürfe, sondern an sie nur von außen analysierend herantreten brauche wie etwa — das trat in Ladames Spezialreferat noch unverhohlener zutage — der Irrenarzt an eine seelische Krankheitsform. Selbst das Zugeständnis von James, daß es doch immerhin möglich sei, den außergewöhnlichen Erscheinungsformen religiösen Innenlebens, wie der Ekstase, einen psychologischen Sondercharakter und deshalb eigenen Erkenntniswert beizumessen, wurde von Leuba und den anderen physiologisch orientierten Debattanten völlig in Abrede gestellt. Ihnen sind die religiösen Normalerscheinungen nur Illusionen geistig Zurückgebliebener und die außergewöhnlichen religiösen Phänomene Krankheitsformen.

Es war an der Zeit, daß gegen diesen Unfug einer Religionspsychologie ohne eigene religiöse Erfahrung einmal entschieden protestiert wurde, und wenn die Genfer Debatte nur diesen einen Erfolg gehabt hätte, so wäre sie schon deshalb nicht umsonst gewesen. In der Tat hat auch schon der erste Diskussionsredner, der Italiener Billia gegen Höffding betont, daß über Religion nur reden könne, wer sie besitzt, und der gleiche Grundeinwand ist von einer ganzen Reihe weiterer Diskussionsredner erhoben worden, die sich als Anhänger der verschiedensten Konfessionen bekannten. Am eindruckvollsten aber erscheinen auch schon für die nachträgliche Lektüre die Darlegungen von Pacheu, der insbesondere hervorhob, wie wenig bisher die außergewöhnlichen Erscheinungen im Seelenleben der Mystiker mit den Theorien des ‚Unterbewußtseins' und ‚Automatismus' erklärt werden können und wie sehr man bei dem Nachweis mancher äußerlich ähnlichen seelischen Krankheitsformen der inneren Grundverschiedenheiten vergißt. Sehr glücklich war vor einem Publikum, bei dem größtenteils die eigene religionspsychologische Erfahrung verkümmert ist, Pacheus Beispiel von einem außergewöhnlichen Zustand wissenschaftlichen Geisteslebens: Die abnormen Seelenzustände religiöser Mystiker denen der Geisteskranken gleichsetzen, das wäre, so führte Pacheu aus, ebenso oberflächlich, als wenn man die Entrücktheit, die bei einer hysterischen Person bereits durch den Geruch einer Rose hervorgerufen werden kann, gleichsetzen wollte jener äußerlichen Geistesabwesenheit, die sich etwa bei Newton zeigte, wenn er sich gänzlich in die höchsten Pro-

bleme seiner Wissenschaft versenkte. Man muß vor allem als Religionspsychologe den geistigen Inhalt der Zustände beachten, den man nur mit Hilfe eigener religiöser Erfahrung und entsprechender Selbstbeobachtung erfassen kann.

Was Pacheu mehr in der Theorie mit methodischer Vorsicht betonte, davon gab Lutoslawskis Referat ein unmittelbares und mutiges praktisches Beispiel. Er ging aus von der Tatsache, daß die Psychologen von Fach selten besonders religiös veranlagte Naturen zu sein pflegen und daß umgekehrt — wie dies wenigstens für die heutige Geisteslage zutreffen dürfte — intensiv religiöse Naturen sich schwerlich gerade psychologischen Fachstudien zuwenden. So findet sich religiöse Erfahrung mit psychologisch geübter Selbstbeobachtung und geschärfter Begriffsunterscheidung nur selten zusammen. Der glücklichste Fall stellt sich, wie Lutoslawski meint, dann dar, wenn in einem Forscher von bereits geschulter psychologischer Fachbildung durch besondere Umstände dann auch die Intensität religiösen Lebens geweckt wird. Als einen solchen ‚Fall' stellt sich Lutoslawski unter detaillierter Darlegung seiner eigenen Bekehrungsgeschichte selbst vor und betont, daß eine solche Konversion nicht etwa zur Abschwächung der wissenschaftlichen Interessen, sondern im Gegenteil zur Kräftigung und Klärung des gesamten Geisteslebens führe.

Lutoslawski erzählt, wie ihn, nachdem er im siebzehnten Lebensjahr den Glauben verlor und während einer zwanzigjährigen Gelehrtenlaufbahn religiös völlig indifferent blieb, im Jahre 1900 nach einem Bade plötzlich der Gedanke unwiderstehlich ergriff, wie seinen Körper müsse er auch seine Seele reinigen. Obwohl er in der unmittelbar darauf abgelegten Lebensbeicht seinen Unglauben an die reale Gegenwart des Heilands im Altarsakrament bekannte, hieß ihn der Beichtvater kommunizieren. ‚Und dann trat plötzlich die wesentliche Tatsache ein, die mein Leben umgewandelt hat, indem sie dessen Intensität manchmal bis zu schmerzlichen Extremen steigerte, mir aber auch bis dahin ungeahnte Freuden erschloß. Genau im Augenblick des Empfangs der Kommunion verstand ich plötzlich alles, und vor allem erhielt ich die befehlende Weisung einer unbeschreiblichen Gewalt, mein Leben für immer mit dem Dasein dieser Kirche zu verbinden, die ich zwanzig Jahre vorher verlassen hatte. Es war wie ein Blitzschlag, vergleichbar der Bekehrung des hl. Paulus, aber mit dem Unterschied, daß in meinem Fall keine Vision und keine Vorhersage stattfand.'

Lutoslawski schildert dann des weiteren, wie er allmählich, geführt vom Glauben an die Eucharistie, sein bisheriges philosophisch-metaphysisches System der kirchlichen Lehre anpaßte. Ausschlaggebend aber war ihm nicht der Wechsel seiner Überzeugungen, sondern die Wandlung seiner ganzen Lebensführung und Willensrichtung. Auf dem gleichen mystischen Wege, nur durch die passiv angenommene Einwirkung des Gebetes und der aufgeopferten Kommunion einiger bekehrungseifriger Gläubigen, übt Lutoslawski seitdem auch ein erfolgreiches Bekehrungswerk namentlich unter der studierenden Jugend seines Volkes.

Nach diesem Bericht, wie er sicherlich noch nie auf einem Psychologenkongreß erstattet worden ist, fehlte es natürlich nicht an dem Psychiater, welcher sofort seine ganz ähnlichen Krankheitsfälle bereit hatte, während übrigens auch ein andrer Arzt und Spezialist der Psychotherapie berichtete, wie sehr seine Heilerfolge gerade bei religiösen Voraussetzungen begünstigt seien. Aber erledigt hat man auch nach Anführung noch einiger ähnlicher Fälle — Pacheu streifte nur den der Brüder Ratisbonne, ein protestantischer Prediger berichtete die durch Gebet bewirkte Bekehrung eines fanatischen ‚Freidenkers', — das durch den Fall Lutoslawski gestellte Problem so wenig als die allgemeineren Grundfragen der Religionspsychologie. Die immer wieder hervorgehobene Theorie des ‚Unbewußten' bedeutet zunächst nur eine negative Lösung und eigentlich eine Inkompetenzerklärung des psychologischen Spezialisten; während die einen, wie es in den ab-

sonderlichen Freudschen Sexualanalysen zutage tritt, dieses Unbewußte in den niedersten psychophysischen Sphären suchen, geben andre ebenso bereitwillig zu, man könne sich darunter die Sekundärursache bezeichnet denken, mittels deren eine jenseitige Macht in das Seelenleben des Menschen eingreift. Aufgabe der Religionspsychologie als solcher ist es zunächst nicht, derartige letzte Fragen zu entscheiden, auf die erst eine umfassende, auch metaphysisch fundierte Religionsphilosophie antworten kann, sondern sie hat vorläufig möglichst genaue und zuverlässige Tatsachenberichte zu ermitteln und zu vergleichen, zu denen nur unmittelbare Selbstbeobachtung den ersten Zugang eröffnet. Wie man zu solchen gelangen will, ohne gerade jene zu hören, die ein ausgesprochenes religiöses Innenleben besitzen und dazu die Fähigkeit, sich über dessen Vorgänge zuverlässig Rechenschaft zu geben, das ist unerfindlich. Vielleicht ist die Religionspsychologie dasjenige wissenschaftliche Spezialgebiet, wo sich das Schlagwort von der notwendigen religiösen ‚Voraussetzungslosigkeit' des Wissenschaftlers am allerunmittelbarsten ad absurdum führt; denn hier redet auch die größte Fachgelehrsamkeit ohne eigene tiefmenschliche Erfahrung nur wie der Blinde von den Farben.

Dr. Max Ettlinger.

# Literatur

**Marie Ebner von Eschenbach** erlebte am 16. September die Freude, ihren achtzigsten Geburtstag von der literarischen Welt mit kaum geringerer Teilnahme gefeiert zu sehen, als dies vor zehn Jahren bei ihrem siebzigsten der Fall gewesen ist. Noch bis in die jüngste Zeit hat sie Beweise ihrer geistigen Frische und Schaffenskraft gegeben. Mögen in den beiden kürzlich erschienenen Bänden ‚Altweibersommer' und ‚Genrebilder' (Berlin 1910) auch Stücke vielleicht älterer Herkunft sein, das Ganze trägt den Stempel der Reife desjenigen Alters, von dem sie in einem Wunschgedicht zu Paul Heyses achtzigsten Geburtstage gesagt hat, daß es doch das ‚schönste Alter' sei. Ihr vieljähriges literarisches Wirken wird denn auch von der Gegenwart noch als durchaus lebendig, echt und wahr empfunden, obgleich diese Gegenwart in vielem eine andere Welt ist, als diejenige war, welche Marie Ebner in ihren Erzählungen, Novellen und Romanen darstellte. Kann einen greisen Dichter etwas glücklicher machen als diese Erfahrung? Ist sie doch eine Bürgschaft auch für eine weitere Zukunft. Ohne Überschätzung darf man sagen: Marie Ebners literarisches Wirken wird über die drei Generationen hinaus, für welche sie unmittelbar wirksam war, fruchtbar und bedeutsam bleiben. Das macht, weil eine wahrhaft edle und tiefe Gesinnung sich bei ihr mit Geist und Kunst ausspricht und ebensowohl erklärend wie verklärend über dem Leben steht. Ihre Lebensbetrachtung unterliegt nicht dem Einfluß überkommener Meinungen. Mit dem Blick des echten Dichters schaut sie durch alle Hüllen gesellschaftlicher Konvention hindurch auf das Menschliche, Feste, Unvergängliche, und keine Vorurteile des Standes, der Rasse, der Bildung oder des Geschlechtes, ja nicht einmal solche des religiösen Bekenntnisses läßt sie verschleiernd zwischen sich und das Leben treten. Ein unverwüstlicher Glaube, daß in jedem Menschen ein Keim zum Guten liege, der nur der angemessenen Pflege bedürfe, um Frucht zu bringen, ist der eigentliche und letzten Endes religiöse Grund ihrer Menschenliebe. Von oberflächlichem Optimismus ist sie damit weit entfernt. Sie weiß es sehr genau und sagt es: ‚Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe als sie verdienen.' Aber von ihr gilt auch, was wir in ihren Aphorismen lesen: ‚An das Gute glauben nur die Wenigen, die es üben.' Dieser echt christlich-humane Grundzug ihrer Lebensauffassung, mit dem sich eine persönliche, an Rigorismus streifende Gewissensstrenge wohl verträgt, geht durch alle ihre Erzählungen. Keine, auch nicht die kleinste davon, entbehrt der ethischen Vertiefung. Wunderbar versteht sie es, ‚Lebenseindrücke, die für die meisten flüchtig und äußerlich bleiben, zu plastischer

Eindringlichkeit zu erheben' und ,das Lächeln, mit dem man an halbkomischen Erscheinungen vorübergeht, in Rührung, in stille oder auch zornige Herzensteilnahme zu verwandeln' (A. Stern). Schneidende Tragik und bittere Satire sind bei ihr ebenso rein zu finden wie geistreicher Witz und gemütvolle Märchenpoesie. Als überlegende Künstlerin hütet sie sich wohl, ihre Lebenserfahrungen in ihren Erzählungen didaktisch vorzutragen. Um so feiner ist jene Pragmatik bei ihr, die da macht, daß wir im Tun und Lassen ihrer Menschen Sinn und Unsinn wie mit Händen greifen können. In dieser Kunst der Schicksalsführung verfährt sie oft im besten Sinn meisterlich. In Einzelheiten der Charakterisierung und Schilderung hingegen vermißt man nicht selten jene künstlerische Unmittelbarkeit, die den Dingen erst ihr wahres Leben gibt. Ebner-Eschenbach ist keine naive Künstlerin, was die Gestaltung anlangt. Um so reiner waltet ihr dichterischer Instinkt, wenn es gilt, künstlerisch fruchtbare Motive aufzufinden. Hier beruht alles auf unmittelbarer Lebenserfahrung und Menschenkenntnis.

Was wir hier flüchtig skizziert haben, hoffen wir, bald breiter auszuführen und genauer zu belegen. Dann wird sich auch Gelegenheit bieten, auf einige Seiten in den Werken dieser von Hause aus katholischen Frau näher einzugehen, die ihre Herkunft aus dem altösterreichischen Liberalismus auch in religiöser Hinsicht nicht verleugnet, was ihr bis in die letzten Tage die offene Gegnerschaft der seelsorgerisch urteilenden Kritik eingetragen hat.

Aus Anlaß des achtzigsten Geburtstages der Erzählerin hatte der Paetelsche Verlag, Berlin, den glücklichen Gedanken, eine Auswahl sehr guter Erzählungen in drei Bändchen (gebunden mit Lederrücken M. 12) zu vereinigen und diesen auch eine äußere Ausstattung zu geben, daß man in jeder Hinsicht seine Freude daran haben kann. Neben den Einzelausgaben besteht noch die Ausgabe der ,Gesammelten Schriften', von der bis jetzt neun Bände vorliegen, zu denen als neueste Erzeugnisse ,Altweibersommer', eine Sammlung von Parabeln, und der Novellenband ,Genrebilder' hinzukommen. Gesondert ausgegeben sind auch vorerst noch die sehr schönen biographischen Skizzen: ,Meine Kinderjahre', von denen E. v. Handel-Mazzetti in der Septembernummer der Süddeutschen Monatshefte bekennt, daß sie zu ihren Lieblingsbüchern gehören. M.

**Neue Lyrik.*** Es langt ein neuer Pack Gedichtbücher zur Besprechung an. Man entschnürt und mustert die Bücher, erst ganz äußerlich auf das Gewand. Selten sind die wirklich gediegen, schlichtvornehm ausgestatteten, häufiger schon die luxuriös oder pomphaft aufdringlichen, am häufigsten die in Umschlag, Papier und Druck einfach miserablen, meist obendrein mit dem Stempelvermerk: ,Zur gefl. Rezension' beschmiert, man kann diesen Unfug nicht anders kennzeichnen. Man stellt die Bücher einstweilen auf den Schreibtisch; dann nach und nach holt man eins ums andere aus der Reihe heraus, in Stunden, in denen man sich sonst zu stillem Genuß gestimmt fühlt. Man will also genießen, nicht nur genießen, man will eine Seele liebgewinnen, mit ihr plaudern, schweigen, lachen, sich freuen, trösten und sich trösten lassen. Wie angenehm müßte es nicht sein, jetzt mit einem lieben, verständigen Freund, mit einer feinen, reichgestimmten Freundin zusammenzusitzen und sich ineinander zu versenken. Und so überläßt man sich

* ,Jonischer Veilchenkranz' von Ronnell Rodd, übersetzt von Rose Ilse-Munk. Curtius, Berlin. — ,Durch schillerndes Leben' von Ludwig Kurt, Verlag Harmonie, Berlin. — Gedichte von Robert Piloty, Cotta, Stuttgart. — ,Im Heimathafen', ein Gedichtbuch der Liebe von Albert Sergel. Volckmann, Rostock. — ,Dibeldumdei' von Karl Klings. Görlich, Breslau. — Gedichte von Wilhelm Arminius. A. Duncker, Berlin. — ,Sonnenuhr' von Hertha König. Beck, München. ,Aus klarem Quell' von Ida von Lißberg. Styria, Graz. — ,Fink und Nachtigall' von P. Timotheus Kranich. Alber, Ravensburg. ,Echo des Herzens' von demselben, Alphonsus-Buchhandlung, Münster. — ,Fern leuchtet ein Land . . .' von A. Aulke. Junfermann, Paderborn. — Balladen von Wilhelm Brandes. Cotta, Stuttgart. — Dithmarschen von Bruno Eelbo. Breitkopf und Härtel, Leipzig. — ,In Staub und Gluten' von Nikolaus Welter. Verlag für Musik und Literatur, Leipzig.

dem Buche. Muß da immer der durchaus menschlich fühlende, eines mitteilsamen Menschen unter Umständen so frohe Kritiker die Schuld tragen, wenn er eines Gastes, der sich selbst doch zu ihm eingeladen hat, als eines Schwätzers, eines Poseurs, eines Phrasenhelden oder als eines überhaupt nichtssagenden Menschen überdrüssig wird und ihn höflich, aber unmißverständlich verabschiedet, das heißt, ihn in den nebenstehenden Papierkorb wandern läßt? Diese Unannehmlichkeit ist auch diesmal einigen Büchern und Büchelchen, die so freundlich waren, mir ihre Aufwartung zu machen, widerfahren. Sofern es nicht um bedeutende Lebensgestaltungen handelt, die immer weniger durch das Persönliche an sich als durch den sachlichen Gehalt im Persönlichen wirken, sind mir die Gedichtbücher die angenehmsten, aus denen ich einen Einblick in das Wesen des Dichters gewinne, seinen Charakter wittere, Art und Umstände seines Lebens erfahre. Ich kenne ihn dann und kann nun, er braucht garnicht persönlich zugegen sein, mit ihm über mancherlei verhandeln. Das Gedichtbuch, das Persönliche, oft allzu Persönliche ist, nun wir uns kennen, nicht mehr vonnöten, die obligate Vorstellung ist vorüber; es bildete nur den Anknüpfungspunkt für unsere Geselligkeit, für ein Gespräch über dies und jenes, über Welt und Dinge, wir tauschen Ansichten und Erfahrungen aus, nur ab und zu an passender Stelle einmal wieder erlaubt man einen Einblick ins Heiligste, ins Persönliche, Augenblicke, die auf die vorvernommenen Dichtungen verständlichend zurückfallen.

Zwei der Gäste erzählen von ihren Fahrten zu Land und See, zwei der Wesensart und dem Berufe nach ganz verschiedene Menschen. Sir Ronnell Rodd, diplomatischer Vertreter Englands am königlichen Hofe Italiens, wird von Frau Rose Ilse-Munk vorgestellt, die einen ‚Jonischen Veilchenkranz' von ihm in Übersetzung vorlegt. Das Original scheint mir bedeutender als die Übersetzung zu sein. Der unvermeidliche phrasenhafte Waschzettel steht zu dem vornehmen Geiste, der in dem Buche lebt, in Widerspruch; nur einer in Übersetzung gegebenen englischen Kritik, die sagt, diese Gedichte ‚irisieren wie ein entzückendes Stück venetianisches Glas', möchte man vielleicht beistimmen und zugeben, daß, wie der Waschzettel weiter besagt, ‚der Zauber (sagen wir: etwas vom Zauber) der klassischen griechischen Landschaft durch die Dichtungen weht'. Die Art, wie hier ein fein und stark empfindender moderner Aristokrat alte Kultur auf sich wirken läßt und aus ihr Motive schöpft und eigen verarbeitet, war mir im ganzen sehr sympathisch. Die feine Formung des Marienmotivs mag als bestes Beispiel dienen und zeigen, wie solche Motive fruchtbringend ins modernste Leben gewandelt werden können.

Ave Maria.

Ave Maria! Der Tag verklang,
Friede leuchtet der Abendstern,
Schatten dunkeln am Bergeshang,
Weit der Himmel und Gott so fern!
Ewig fern unsrer Not und Schuld!
Mutter, Jungfrau, gib du mir Huld!
Unsre Leiden, du littest sie, —
Ave Maria! Ave Marie!

Ave Maria! Zum Tagesschluß
Klingt der Ton durch die Abendluft,
Rührt das Herz wie ein Gottesgruß,
Der die Seele zur Heimkehr ruft;
Ave Maria, bei Sturm und Stern
Sucht dich des Wandrers Auge von fern.
Meeresleuchte, flamme und glüh!
Ave Maria! Ave Marie!

Ave Maria! Jahr um Jahr
Soll es währen dein himmlisch Reich;
Alle, die schaffen, was groß und wahr,
Alle, die tapfer und rein und keusch
Baun einem Weibe den innern Schrein
Frommer Huldigung, — so wird er dein.
Unsre Liebe, du heiligst sie,
Ave Maria! Ave Marie!

Ludwig Kurt schildert ein umfassenderes Stück Welt. Von der märkischen Heide fährt er aus durch alle Erdteile, von England, Amerika nach Asien, Afrika und wieder heim. Er schildert, aber mit gefühl-

voller Anteilnahme, die den heimlichen Poeten verrät. Tagebuchmäßig hält er die Eindrücke fest. Und es gelingt ihm, das Menschenmöglichste in seine Verse zu bannen, Hafenleben, Städtebilder, Volkscharaktere und -feste, Kirchen, Banken, Börsen, Brücken. Die Verse selbst haben etwas von dem eisernen Ernst, von der technischen Energie dieser Werke von Menschenhand. Es lebt darin der Geist und Wille, dem das deutsche Wirtschaftsleben seinen Aufschwung verdankt. Wer mit diesem scharfsichtigen Führer die Welt umsegeln will in gutgebauten Versen, wird das gewiß weniger bereuen, als wenn er eine Stunde an irgendeinen lyrischen Dutzenddichter verwendete.

Ein solcher ist Robert Piloty, aber darum noch kein Dutzendmensch. Vielmehr scheinen mir einzelne Gedichte oder mehr das, was zwischen und hinter den Zeilen vernommen werden konnte, einen Menschen von vornehmer, etwas klassizistischer Bildung und zarter Gemütsart erkennen zu geben. Was von einem Dichter in ihm ist, das beste bleibt in seinen Versen meist ungesagt, will keine rechte Gestalt gewinnen. Auf welchen Krücken der Anschauung Piloty einherstelzt, um den heimlichen Dichter in ihm herauszustellen, zeigt eine Strophe wie diese:

Es hat der Herbst mit scharfen Zähnen
das goldne Laub vom Stamme sacht genagt,
die Wipfel schütteln ihre dichten Mähnen,
nun wirbelt es im Wald von Blättertränen,
weil ihm der Sommer Lebewohl gesagt.

Ich will aber nicht verschweigen, daß das vielleicht die schlimmste Strophe in dem Buche ist, das auch einige schlichte, ansprechende Gedichte enthält.

Albert Sergel ist deshalb noch kein besserer Dichter, weil er von der etwas umständlichen und schwerfälligen Art Pilotys frei ist und eine Versgelenkigkeit sondergleichen besitzt. Und diese benützt er, den zärtlichen Liebhaber zu spielen. Den ersten Augenblick glaubt man's. Wie er aber eine ganze Stunde fortfährt, im ewigen Einerlei von schlagrahmbilliger Liebe zu posieren, in ewigen Sonntagsgefühlen, da fällt mir Heines ‚Philister in Sonntagsröcken' ein, und da sehe ich denn auch, wie der Dichter sich in seinem Staat gefällt, streichelt, glättet, zupft, Fläumchen pflückt: und jetzt ist er mir lächerlich. Die Weisesten waren in der Liebe und nicht nur da große Schweiger. Aber wenn sie dann mal 's Wort nahmen, dann war das ein Juwel, geschliffene Erfahrung, die jeden Menschen nicht nur freute, ihn auch bereicherte, ihm fürs Eigene nützlich war. Nur wo ein Neues, Edleres, Vertiefteres auszusagen wäre, hat das Liebesgedicht echt künstlerischen Wert; sonst trifft sich's wohl leicht, daß die Wirklichkeit der Schönheit mehr bietet, und dann fällt solche Dichtelei für jeden verständigen Menschen unter den Tisch; höchstens mag sie Backfischen eine illusorische Schönheit mit dieser Schönlichkeit der Liebe vortäuschen. Mich aber befiel, als mein Besuch mir so eine Stunde lang so schön von seiner Liebe erzählt, mit aufgeputzten Stimmungen gequält, eine solche Süßlilamattigkeit der Seele, als ob ihr von zu viel Süßem übel werden wollte, so daß ich meinen Gast bat, mich für — heute entschuldigen zu wollen, da ich noch arbeiten müsse.

Doch dann fiel mein Blick auf Karl Klings Visitenkarte auf dem Buchdeckel eines schmalen Bändchens. Der kam mir gerade recht. Mit einem ‚Dideldumdei' sprang es herein. Er spricht schlesisch Platt. Keine eigentliche Lyrik, aber zuweilen ein Gedicht in der Art unserer besten Volksweisen, Lustigsein, Traurigsein, Humor, Satire, Anekdoten, ein ganzes Dorfleben in eins gebunden, Handwerksbursch, Meister, Leiermann, Lumpen, Wettersegen, Kinderreime — ich habe selten so echt den Volkston vernommen wie hier. Nur wo der Dichter eigentliche Lyrik geben will, merkt man die Schranken des Dialekts, der für das seelisch gelöste Gedicht keinen Ausdruck gewährt.

Auch Wilhelm Arminius ist am glücklichsten, wo er an Volkstümliches anknüpft.

Das ist ja auch die eigentliche Aufgabe dieser Heimatdichter im engeren Wortsinne, das alte Stammgut in Volksweisen und Mären zu hüten und zu mehren. Seine Lyrik ist sehr dürftig und epigonisch, von der Art der späteren Schwaben, der Wuppertaler und all der anderen kleinen Sänger in den sechziger bis achtziger Jahren. Man ist sofort orientiert, wenn man Zeilen wie diese liest:

Die Nacht schon wiegte sanft die Welt im Arme,

oder:

Auf des Tages letzte Stunde
fällt die schlummerschwere Nacht.

Solche literarische Verlegenheitsprodukte finden sich zahlreich auch in Hertha Königs ‚Sonnenuhr', dagegen in Ida v. Lißbergs ‚Gedanken und Liedern' weniger; man fühlt eigen quellendes Empfinden, aber es folgt hergebrachten Bahnen. Man wünscht ihnen den Mut zu größerer Selbständigkeit, weil man eine edle Kraft an manchen Stellen verspürt, besonders wo sie eigene Erlebnisse aufgreifen; die aus reflexionärer Lebensbetrachtung entsprungenen verfließen allzuleicht im Sande der Alltäglichkeit und bleiben der wahren Lebensschönheit allzu fern.

Vor dieser bloß reflexionären Bekanntschaft mit dem Leben, auch mit dem eigenen Leben, dem Innenleben, die nur selten fördert, häufig aber in Selbstgenügsamkeit und Selbstgefälligkeit ausartet, muß sich auch Timotheus Kranich hüten. Man muß das Leben, auch das Innenleben in seiner Aktivität nehmen, nur dann verrät es sich ganz und eigen. Nur so wird der Künstler. Der persönlichen reflexionären Lebensbetrachtung, die wahre Ergebnisse bietet erst nach einer starken persönlichen Lebenserfahrung, passiert es meist, daß sie Menschen, das Leben, die Natur künstlerisch erfassen will rein aus dem eigenen Ich, in der sie vielleicht nur schwach, dürftig vorhanden sind, statt der Schönheit des Lebens Schemen des eigenen Ich bietet. Was Schiller gestand, sollten unsere Dichter sich ruhig vielfach auch gestehen, daß sie Menschen, Leben gestalten wollen, bevor sie es kennen. Die Reflexion ohne stetig bereichernde, läuternde, klärende Erlebnisse ist künstlerisch ganz unfruchtbar. Würde Kranich mehr der Stimme des Lebens lauschen und dem Leben der eigenen Seele, statt gewollter Betrachtung nachzuhängen, ich bin überzeugt, daß er seinem Meister Martin Greif öfter nahekäme. Das hat er von ihm noch nicht gelernt. Aber es ist das künstlerische Grundgesetz und will zuerst befolgt sein. Danach wird der Dichter erkennen, warum bei ihm nicht, wie meist bei Greif, eine eigene Natur- oder Innenerfahrung zum Kristall wird, zu einem Kunstwerk, das rein durch sich selbst wirkt. Daß auch bei Greif zuweilen das Erlebnis in Reflexion zerfließt, ist kein Entschuldigungsgrund.

Aulke ist vom künstlerischen Erleben viel weiter entfernt als Kranich, der echt veranlagt ist. Auf den Anschein ist Aulke reicher, hört man aber genauer zu, so merkt man leicht, daß hier die Sprache dichtet, nicht der Dichter. Dem Dichter fehlt einstweilen alle Selbständigkeit dem Leben gegenüber. Er empfindet nach der Literatur, nicht nach der Natur. Was er aus dem Leben herausholt, ist anempfunden, und die Sprache, mit der er es umkleidet, ist keine eigene, dem Erlebnis gemäße, mit ihm als seiner Form zugleich geborene, sondern ein Gewand aus der konventionellen Dichtersprache. Wenn Aulke noch jung ist, so besagt das nichts gegen die Möglichkeit einer Entwicklung zum Dichter; es wird ihr nur die Erringung eigenen Lebensgehaltes voraufgehen oder gleich verlaufen müssen.

Selbständigere Naturen sind Wilhelm Brandes, Bruno Eelbo und Nikolaus Welter. Sie sind keine Lyriker, sie lösen das Leben nicht in Seele auf, sie berichten. Brandes und Eelbo in der Art des alten Balladen- und Romanzenstils, der mir immer in vielem noch sympathischer ist als der pomphafte Börries von Münchhausens. Einen neuen Balladenstil haben wir einstweilen noch nicht. Er wird uns nur aus der Lyrik gegeben werden können. Wir sind des bloßen Auftrags der Geschehnisse

müde, wir wollen die innere Lösung der Gestalten und Handlungen. Wir wollen sie selbst spielen sehen, nicht den Bericht hören, was und wie sie handeln. Welter ist um einen Ton moderner. Seine lyrischen Gedichte sind nicht die besten, obwohl er auch da einige männlich straffe Strophen schafft, meist realistisch scharf erfaßt; sein Empfinden aber verhält er. Er ist ein feiner Künstler des Wortes, aber des epischen, nicht des lyrischen Wortes. Selbst die Natur nimmt er episch auf; er berichtet die Geschichte des Hafers zum Beispiel oder zeichnet die Birke, echt, eindrucksvoll, daß man seine Freude daran hat. Am glücklichsten ist er seiner ganzen Art nach im kurzen epischen Gedicht, in der Volksweise. Hier erkennt man auch seine Vorbilder im deutschen und französischen Volksgesang. Sein gesundes, herbes Wesen wirkt ähnlich wie das Klings erfrischend gegenüber all dem lyrischen Getute und Getue, das jahraus jahrein den Markt überschwemmt.

Die Dichtkunst ist da viel übler dran als die anderen Künste, in denen natürlich nicht weniger dilettiert wird, aber das bleibt doch wenigstens im eigenen Hause; höchstens beglückt man einen Bekannten mit seinen Gemälden und Kompositionen. Die Versemacher, die jetzt noch vor mir in Reih und Glied stehen, wollen immer gleich die Welt beglücken — mit dem, wofür ihre Bekannten sich zumeist bedanken würden oder bereits bedankt haben. Sie dürfen billigerweise an dieser Stelle nichts anderes erwarten.

Christoph Flaskamp.

## Theater

**Vom Münchener Schauspiel.** In früheren Jahren war es üblich, daß die Leitung unserer Hofbühne vor Beginn der Wintersaison einen ziemlich detaillierten Novitätenplan herausgab. Er konnte niemals auch nur annähernd eingehalten werden. Die gegenwärtige Intendanz gab dies auf und veröffentlichte im vorigen Herbst nur eine knappe Liste jener neuen Stücke, die sie bringen wolle, ohne jedes nähere Datum, — und siehe da: es wurden fast alle Versprechen auch wirklich eingelöst. Nur die Première eines unbekannten Autors fand nicht statt; wir wissen also nicht, ob und was wir an ihr verloren, und statt der neu einzustudierenden Emilia Galotti wurde Lessings Nathan gegeben, als welcher der beste Sprecher des Hofschauspiels, Herr Jacobi, einmal zeigte, daß man den Nathan gut spielen kann, ohne nur im mindesten zu jüdeln. Noch vor Schluß der Spielzeit hatten aber unsere beiden Schauspielhäuser eine Pflicht der Pietät zu erfüllen. Björnson war gestorben, und man hatte sich freundlichst zu erinnern, daß es eine Zeit gab, wo Björnson zum eisernen Bestande unseres Spielplanes gehörte, im Hoftheater wie später im Schauspielhaus. In letzter Zeit war er da wie dort etwas ins Hintertreffen geraten; aber man braucht bloß zu sterben, und sofort ist man ungeheuer ‚aktuell' — mindestens auf acht Tage. Heute, wo ich diese Zeilen schreibe, ist Björnson natürlich längst abgetan; es steht kein einziges seiner Stücke auf einem der Spielpläne. In den Achtzigerjahren war Björnson gleich Ibsen ein ständiger Gast im Hof- und Residenztheater. Seine besten Theaterstücke, ‚Das Fallissement' und ‚Die Neuvermählten', wurden oft gegeben, und das Schauspielhaus nahm sich später seiner großen Problemdramen, insbesondere der beiden Teile ‚Über unsere Kraft' an. Für die Björnsongedenkfeier wurden nun diese alten Prunkstücke wieder hervorgesucht, aber die Situation hatte sich inzwischen merkwürdig verändert. Das Hoftheater begnügte sich mit einer Aufführung des ‚Fallissements' und gab die ‚Neuvermählten', vielleicht das echteste und beste, jedenfalls erfreulichste Theaterstück, das Björnson geschrieben, an das Schauspielhaus ab, das sie neben den beiden Teilen von ‚Über unsere Kraft' aufführte. Dr. Michael Georg Conrad hielt eine schneidige Gedenkrede dazu, in der er in seiner bekannten warmblütigen und übertreibenden Art Björnson in eine Reihe mit den führenden Geistern aller Zeiten stellte — und dies alles vor ziemlich leeren Bänken. Wo ist das Publikum für Björnson hingekommen?

Sollte sein Ruhm sein Leben wirklich nicht überlebt haben? Natürlich verschwanden Björnsons Stücke nach dieser schmerzlichen Beobachtung sofort vom Spielplan. Die Anziehungskraft des ‚Fallissements' gedachte man zu erhöhen, indem man Ernst Possart, der sich als Shylock längst von der Bühne ‚auf immer' verabschiedet hatte, einlud, noch ein paarmal den Advokaten Berent im ‚Fallissement' zu spielen. Die Björnsongedenkfeier wurde so zur Possartwillkommfeier; und in der Tat gab und gibt es nicht wenige, die Possart in seinen komischen Rollen noch höher schätzen als in seinen großen tragischen Paraderollen. Aber auch das ging vorüber. Wie immer und überall suchte die ablaufende Saison noch einzelnen Forderungen gerecht zu werden und vielleicht auch einige Verpflichtungen schnell los zu werden. Max Halbe ließ seinen ‚Strom' vom Schauspielhaus ins Residenztheater hinüberfließen; aber er hielt sich auch hier nicht länger. Im Schauspielhaus brachte ein eigener Schnitzlerabend dessen Einakter ‚Die letzten Masken', ‚Literatur' und ‚Komtesse Mizzi' wieder aufs Tapet, während das Residenztheater diesem paprizierten Wiener einen weit gediegeneren Münchener Dichterabend an die Seite setzte. Robert Hessen wagte sich darin, in seinem Einakter ‚Vor Sonnenuntergang', trotz seinem Vorgänger Shakespeare, an eine neue szenische Schilderung der letzten Nacht im Leben Julius Cäsars, die apart und nicht ohne Talent war; und Hans v. Gumppenberg durfte mit seinem Einakter ‚Münchhausens Antwort' den größten Erfolg erleben, der ihm bisher auf den Brettern beschieden war. In seiner artigen Kauserie hat er in der Tat den alten Münchhausen greifbar lebendig zu machen verstanden, — nur eine Anekdote zwar, aber eine, die gut erzählt, also wirksam war.

Größere Aufgaben stellte sich unser Hofschauspiel zuletzt nur in zwei Stücken: in einem fünfaktigen achtungswerten, aber quälerischen Trauerspiel ‚Leidenschaft' von Hubert Eulenberg und in Schmidtbonns schon anderwärts gegebenen Schauspiel ‚Der Graf von Gleichen', das sich etwas länger als ersteres erhielt. Nicht eben ungeschickt ist da das Problem der bekannten Doppelehe behandelt. Der Verfasser findet aber auch keine andere Lösung als die Ermordung der einen Gattin durch die andere. Der Graf von Gleichen reitet verbittert und gottentfremdet durch die Welt und ‚grüßt fortan kein Kreuz'. Nicht ohne tiefere Anregung, aber, wie ja zu erwarten, im Innersten unbefriedigt, wenn nicht gar durch Unnatürliches angewidert, entläßt der Dichter seine Hörer. — Das ist bei dem Saisonstück des Schauspielhauses anders. Der Erfolg des in Österreich verbotenen Militärschwankes ‚Der Feldherrnhügel' von Roda Roda und K. Rößler ist so recht ein Zeichen der Zeit. Es weht echte Simplicissimusluft darin. Eine Reihe von zum Teil sehr guten Militärwitzen, verbunden durch das Band Frivolität, und die Abwesenheit alles dessen, was das Wort verecundia ausdrückt. Diese ‚wundersame Abwesenheit' soll nach Schopenhauer zwar ganz speziell allem Jüdischen anhaften; wie man sieht, ist dies heute aber kein unterscheidendes Kennzeichen mehr. Freilich, wenn man die jüngste Novität des Schauspielhauses, ‚Der heilige Aloisius', dagegenhält, eine dreiaktige Verhöhnung von Oberammergau ohne jeden Witz, aber mit viel Behagen, die Leo Walter Stein und Ludwig Heller unter einem absolut unerklärten und ihnen selbst natürlich unverständlichen Titel verbrochen haben, rückt der ‚Feldherrnhügel' zu einem klassischen Meisterwerk auf. Das Allerneueste, ein Schwank ‚Buridans Esel' von de Flers und Caillavet, die früher anständiger gearbeitet haben, sei nur erwähnt. Jedes weitere Wort würde dieser langweiligen und geistlosen Kombination von französischer Laszivität und deutscher Plumpheit zu viel Ehre antun. Der Sommer ist überhaupt eine böse Zeit für das Münchener Schauspiel. Das Hoftheater ist geschlossen, im Residenztheater haben neben den Mozartfestspielen nur schlecht besuchte Schauspielreprisen Platz. Das ganze Interesse und Bedürfnis deckt Reinhardt mit seinen ‚Festspielen' des Berliner Deutschen Theaters im Künstlertheater

des Ausstellungsparkes. Stollberg beurlaubt seine besten Kräfte und überläßt im Juli sein Theater nun regelmäßig Wedekind und seiner Frau. Es werden nur Wedekindsche Schauerdramen gegeben, und das Ehepaar produziert sich darin als Schauspielerdilettanten.

Reinhardt aber ist diesmal später gekommen und hat wenig Neues mitgebracht. Man spricht jetzt schon davon, er werde das nächste Jahr gar nicht kommen. Gehen die Geschäfte schlecht — die ganze Ausstellung ist ja bekanntlich ein schlechtes Geschäft — oder fühlt er sich nun einmal durch die ganze spartanische Anlage des Künstlertheaters geniert, ich weiß es nicht. An den Premierentagen, die ich sah, ist das kleine Haus immer voll (oder nur ‚wattiert'?) und überaus beifallsfreudig. Den ‚Sommernachtstraum', ‚Kaufmann von Venedig', ‚Lysistrata', die heuer wiederkehren, habe ich voriges Jahr an dieser Stelle gewürdigt; die erste Neuheit ‚Christinas Heimreise' von Hofmannsthal habe ich über meiner eigenen Heimreise versäumt. Sie soll ebensowenig Erfolg gehabt haben wie in Berlin. Dafür sah ich das ‚Wintermärchen', das einzelne gute schauspielerische Leistungen, eine hübsche szenische Ausstattung (von Prof. Emil Orlik) und das beste an Reinhardtscher Regie in den Schäferszenen bot. Trotz der Einfachheit der Szenerie dauerte die Vorstellung aber eine Stunde länger als auf der Shakespearebühne unseres Hoftheaters, wo das Stück ungestrichen gegeben werden kann, während Reinhardt zum Schlusse ganz unsinnig strich, wie er ja überhaupt in der Pietätlosigkeit gegen alle Klassiker ganz einzig dasteht; siehe seinen ‚Hamlet', ‚Faust' und die ‚Räuber'. Für die Stärke der Reinhardtschen Regie ist nichts bezeichnender als die Aufführung einer von Friedrich Freksa, aber sichtlich ganz unter Reinhardtschem Einflusse zurechtgezimmerten großen, abendfüllenden Pantomime, ‚Sumurûn' getauft, in der kein Wort gesprochen, nur gemimt, getanzt, geturnt und gemordet wird. Die besten Kräfte der Bühne, so z. B. Schildkraut, leisten Erstaunliches an turnerischen Kunststücken. Die Geschichte des Buckligen, den er spielt, und anderes aus ‚Tausend und einer Nacht' sind durch eine entsprechende Musik (von Viktor Holländer) zu einer ‚Moritat' ersten Ranges vertont. Die Ausstattung ist echt und geschmackvoll (von Ernst Stern), und das Publikum zeigte sich trotz der langen Dauer der Vorstellung (fast vier Stunden), sei es durch die Neuheit oder durch die Frechheit dieses Experimentes, bis zum Schlusse gefesselt. Würde unsere Hofbühne heute es wagen, auf das abendfüllende Ballet oder die Pantomime zurückzugreifen, — sie bliebe leer und würde der Rückständigkeit geziehen. Reinhardt aber macht sie modern, und der Dichter Freksa fühlt das Bedürfnis, sie theoretisch zu rechtfertigen und von ihr eine neue ‚Kunst' zu erwarten; fällt ja das Publikum erfahrungsgemäß auf das älteste Zeug herein, wenn es nur geschickt aufgeputzt, als neu und modern ausgegeben und nun gar mit einer scheinbar tiefgründigen gelehrten Theorie umgeben wird. Ein paar Tage später ging unwidersprochen die Notiz durch die Tagesblätter: Schildkraut habe von Reinhardt auf ein Jahr Urlaub erhalten, um sich ganz dem Varieté zu widmen, für das er so viel körperliche Eignung bewiesen. So weit muß es kommen: der Schauspieler geht in den Clown über, das Schauspiel in der Pantomime auf. Wie widerspruchsvoll übrigens Reinhardts Kunst ist, sieht man auch daraus, daß er einmal, und meist, seinen höchsten Ruhm in die Bewegung großer Massen und Szenerien setzt, um unmittelbar darauf selbst einer vorgeschriebenen Volksszene aus dem Wege zu gehen und in einem auf wenige Köpfe gestellten Stücke, wie Ibsens Gespenster, im vorigen Jahre, die reinsten Wirkungen zu erreichen. So gab er diesmal Hebbels ‚Gyges und sein Ring', strich das Volk und beschränkte sich in der Ausstattung von Ernst Stern auf die spartanischsten szenischen Andeutungen des Künstlertheaters. Diese Vorstellung hat vor der Tageskritik wenig Gnade gefunden, und auch das Publikum ging nicht mit wie sonst. Es ist wahr: Helene Fehdmer war eine

überaus monotone und larmoyante Rhodope, Friedrich Kayßler ein vielfach unverständlich belfernder Gyges; aber Paul Wegener, das ausgeglichenste Talent bei Reinhardt, spielte einen höchst interessanten Kandaules, und das Stück wirkte auf der engen, vereinfachten Bühne weit unmittelbarer als vor der tonverschlingenden Dekoration unserer Hofbühne. Gleichzeitig mit dem Gyges feierte das Residenztheater Goethes Geburtstag mit einer Erstaufführung seiner ‚Aufgeregten‘. Oberregisseur Dr. Kilian bringt, seit er in München ist, an diesem Tage jedesmal irgend eines der schwächeren und nicht aufgeführten Dramen Goethes. Das ist sehr interessant, und wäre es noch mehr, wenn wir unterm Jahr den ganzen, echten Goethe zu genießen bekämen. Aber wo Faust, Egmont, Tasso, Clavigo gänzlich fehlen, sind die ‚Aufgeregten‘ kein ausreichender Ersatz dafür. Sie sind bekanntlich eine Art politisches Selbstbekenntnis des Dichters, das er dann gern unvollendet liegen ließ. Es hatte ihm, durch die Zeitereignisse überholt, nichts mehr zu sagen. Felix von Stenglin hat den Torso zu einem fünfaktigen Lustspiel ergänzend bearbeitet, pietätvoll und nicht ungeschickt. So ging er, unter Kilians Regie gut gespielt, mit respektvollem Beifall in Szene. Die zweite Aufführung, die ich sah, zeigte schon ein halb leeres Haus. So werden also wohl auch die ‚Aufgeregten‘ bald den Weg der ‚Natürlichen Tochter‘ gehen. Es war höchste Zeit, daß uns wenigstens für die nächste Spielzeit Faust und Egmont versprochen wurden; der Tasso aber fehlt uns schon lange. ‚Hör' ich ihn nie, seh' ich ihn niemals mehr?‘

Alfred Frhr. v. Mensi.

# Kunst

**Clemens Brentano und Edward v. Steinle.*** Als die beiden so vielseitig verwandten und einander ergänzenden Männer zufällig im Jahre 1837 in München persönlich bekannt wurden, stand der Dichter (geb. 8. Sept. 1778 zu Ehrenbreitstein) schon am Abend seines vielbewegten Lebens, während der Maler (geb. 2. Juli 1810 zu Wien) frühzeitig und in vollbewußter Kraft in die ihm ganz zusagende Bahn gelenkt, seinen Künstlerberuf klar erfaßt und nach sicherem Ziele begonnen hatte. Rhein und Donau reichten sich die Hand: Jeder im edelsten Sinne ein Repräsentant seiner Heimat.

Brentano (wie er sich 1810 in einem an den Maler Philipp Otto Runge gerichteten Briefe selbst schildert)*, erst ‚hinreichend vernachlässigt, später im Kaufmannsstande nicht allzuweise angewendet, dann auf Irrfahrten nach dem goldenen Vliese seekrank, schiffbrüchig und in Sklaverei geraten‘, hatte wohl ‚um ein verlorenes Paradies zu klagen, über welchem nur ein wolkenschweres Firmament stehen blieb‘, woraus aber noch rechtzeitig der volle Sonnenschein des Glaubens neubelebend wieder hervorbrach und sein weiteres Schaffen umgestaltend erwärmte und durchdrang. Dagegen hatte Steinle nach dem Wunsche seines Vaters (ein aus dem Allgäu stammender, in Wien tätiger hochgeachteter Medailleur und Stempelschneider) sich in früher Jugend vorwiegend der Musik gewidmet — er blieb auch ein gründlich begabter, seinem Beethoven treu ergebener Klavierspieler, welcher zeitlebens in allen Tagen Trost und Erquickung in dessen Tonwerken fand — dann aber alsbald die Malerei zu seinem Berufe erwählt, und in Rom, als dem Urquell der neueren deutschen Kunst, in der Schule der ernsten ‚Klosterbrüder von St. Isidoro‘, unmittelbar nach dem Vorgang von Overbeck, Cornelius und deren mannhaften Ge-

* Dichtungen und Bilder. Herausgegeben von Alexander v. Bernus und Alf. M. v. Steinle. Kempten und München. 1910. Verlag von Jos. Kösel. 216 S. gr. 8° mit 31 Illustrationen. Preis 5 Mark.

* Vgl. Brentano, gesammelte Schriften‘. Frankfurt. 1855. VIII, 143 ff. — Philipp Otto Runge, geb. Juli 1777 zu Wolgast, welcher erst zum Kaufmann bestimmt, dann der Kunst zugewendet, schon am 2. Sept. 1810 in Hamburg aus dem Leben schied, ein erst neuerdings voll gewürdigter Frühlingsbote der neueren Kunstbestrebungen (vgl. Andreas Aubert ‚Runge und die Romantik‘, Berlin 1909, bei Paul Cassirer, 127 S. 4° mit 32 Bildern, Zeichnungen und Skizzen) war von Brentano zum Illustrator mit figürlichen Arabesken seiner ‚Rosenkranz-Romanzen‘ ausersehen; der überraschend frühe Tod des Malers verleibete dem Dichter die Vollendung seines begonnenen Werkes.

nossen, seine neue Laufbahn glänzend begonnen und vorübergehend in Wien, dann aber in den Rheinlanden den fruchtbarsten Boden gefunden, wo er nicht allein das religiöse und historische Gebiet, sondern auch das Feld der Legende und Märchendichtung, der Sage, des Porträts und heiteren Genres mit universellem Schönheitssinn und wohlklingender Farbengebung zu seiner friedlichen Domäne eroberte. Der schalkhaft neckische Humor Brentanos nebst dessen seelentiefer lyrischer Empfindung zog ihn unwiderstehlich an und machte ihn zum äquivalenten artistischen Interpreten des Dichters. So fesselte ihn zuerst das novellistische Tongemälde der ‚Mehreren Wehmüller' mit der kapriziösen Heiterkeit der mitspielenden Hauptfiguren zu charakteristischer Wiedergabe und Gestaltung in einem festlich vorüberschreitenden Aufzug, in welchem sich Steinle, mit der Studienmappe unter dem Arm, in unverkennbarer Porträtähnlichkeit, gleichsam als Teilnehmer einzeichnete: Zuerst der Titelheld in der Person des tollen sarkastischen Malers, welcher den Einfall hatte, seine Porträts immer dutzendweise im voraus zu malen und dann von seinen Kunden beliebig auswählen zu lassen. Wehmüller malte in bisher unerhörter Methode die Leute nach Belieben, im Winter mit aller Bequemlichkeit zu Hause und brachte die Resultate in der schönen Jahreszeit auf seinen Reisen zu Markte. Kam derselbe in eine Stadt, wo er Gewinn erwartete, so pflegte er öffentlich ausschellen oder austrommeln zu lassen: der bekannte Künstler, Herr Wehmüller, sei mit einem reichassortierten Lager wohlgetroffener Nationalgesichter angelangt und lade diejenigen unter einem hochedlen Publikum, welche ihre Porträts wünschten, untertänigst ein, sich dasselbe, Stück vor Stück zu einem Dukaten in Gold, selbst auszusuchen; durch wenige Meisterstriche fügte er dann noch einige persönliche Züge und Ehrennarben oder ‚die Individualität des Schnurrbartes' — eine für neuere Kritiker immer noch sehr beachtenswerte Rezeptformel! — unentgeltlich bei, für die Uniform aber, welche er immer ausgelassen hatte, mußte nach Maßgabe ihres Reichtums nachgezahlt werden. So genoß Wehmüller des großen Trostes, daß keiner über Unähnlichkeit und langes Sitzen klagen konnte, weil sich jeder sein Bildnis fertig nach bestimmtem Preise, wie einen Weck aus dem Laden, selbst aussuchte. Freilich hatte Wehmüller in dem aus der entgegengesetzten Schule stammenden Klagenfurter Maler F r o s c h h a u e r einen gefährlichen Antagonisten und Nebenbuhler, der immer alle Uniformen voraus fertig hatte und sich nur für die Gesichter extra bezahlen ließ. Damit beginnt nun eine Komödie der Irrungen, indem der einem brillanten Geschäft entgegensehende Maler an der Grenze durch einen wegen Ausbruch der Pest nötig gewordenen unüberschreitbaren Kordon aufgehalten wird, wo nach zuverlässigen Nachrichten kurz vorher noch andere, sogar auf denselben Namen reisende Brotneider durchgeschlüpft waren. Die Wirren werden noch durch allerlei unerwarteten Zuwachs anderer Personen aufs höchste gesteigert, darunter der venetianische Feuerwerker und Allerweltskünstler Baciochi, ein weitherumgekugelter französischer Emigré Monsieur Devillier, ein närrisches Kammerkätzchen, der zartfühlende, oft verkannte Wiener Dichter L i n d p e i n d l e r, ein ungarischer Zigeuner und faszinierender Fiedelmann Michaly (offenbar das Modell zu Steinles entzückendem Bilde des vom Turmfenster herabphantasierenden ‚Violinspieler Tartini' in der Schackgalerie) und dessen bildschöne Schwester Mitidika, ein alter, an der türkischen Grenze beheimateter kroatischer Edelmann, dazu ein Tiroler Teppichhändler nebst dem Murmeltier-Savoyardenjungen, die alte, Tobak rauchende Wirtin, die in ihrer Jugend als Amazone unter den Wurmserschen Husaren gedient hatte und noch den Dolman trug voll martialischen Ansehens. Alle trostlos zusammengepfercht um den niederen Feuerherd einer Stube, die zugleich Küche und Stall für zwei Büffelkühe war. Sie beginnen im obwaltenden Bann der Verzweiflung die Erzählung von Geschichten und Märchen: Damit ist der Rahmen ge-

geben zu einer Reihe von Berichten und Geschichten, die jedoch plötzlich nach der Laune des Dichters leider abgebrochen werden.

Nachhaltiger wußte Brentano den feinfühligen Stift Steinles für das Gebiet der mittelalterlichen Legendendichtung zu gewinnen: er lieferte den Stoff zum ‚Weihnachtsfest‘ des seraphischen Sängers, zu dem so mächtig ergreifenden Lobgesange der selbstlosesten Entsagung der ‚St. Marina‘, der hl. ‚Mater Aegyptiaca‘, zu ‚San Euphrosine‘ und ‚Margareta von Cortona‘, welche in leichten lithographischen Vervielfältigungen, letztere in dem preiswürdigen Stich des bisher immer noch verschollenen Kapuzinerpaters ‚Bernardo Jäckel da Monaco‘ (München 1856 bei Gypen), in die Öffentlichkeit kamen und durch ihren goldenen Erzählerton, im Stile eines Benozzo Gozzoli und Hans Memling, durch ihr ganz dramatisch abspielendes Nebeneinander die Herzen aller Beschauer bleibend gewannen. Umsonst mühte sich der Dichter, das Interesse des Malers für eine Bearbeitung der ‚Ursula-Legende‘ zu gewinnen, welche Steinle, wohl im Hinblick auf den großen Bilderzyklus des Venezianers Vittore Carpaccio (1519), beharrlich ablehnte. Schade, daß Steinle mit den kleinen mittelhochdeutschen Epen des ‚Guten Gerhard‘ oder ‚Von S. Alexius‘ nicht bekannt wurde, sie hätten für seine sinnige Kunst des Gestaltens unvergleichliche Stoffe geboten. Dagegen weckte Clemens, welcher hiebei ganz und gar nicht als Dichter, sondern nur als Nacherzähler der Betrachtungen der Katharina Emmerich tätig war, das Interesse des Malers für diese so überraschenden Herzensergüsse dieser sanften ‚Nachtigall der Gottesminne‘, wozu Steinle mehrfache Skizzen und Entwürfe fertigte, welche dem vorliegenden Buche gleichfalls einverleibt wurden.

Dagegen beschäftigten ihn, freilich meist in späterer Folge, vollauf die ganze Serie von Brentanos ‚Märchen‘, welche sowohl durch Fresken (im sog. Clemens-Zimmer des Guaitahauses zu Frankfurt), Ölbilder und Aquarelle, in Photographie und Holzschnitt ihre artistische Wiedergabe fanden, ebenso die gleichfalls aus der Jugendzeit des Dichters stammende ‚Chronik des fahrenden Schülers‘. Die kongenialen Kompositionen zum ‚Müller Radlauf und der schönen Prinzeß Ameleya‘, der unvergleichliche Zug der singenden, jubelnden Rheinnixen, die großartig gedachte Gestalt der ‚Loreley‘ werden immer als wahre Perlen der romantischen Kunst in Ehren bleiben.

So gewährt denn das in Rede stehende Buch, mit der äquivalenten Wechselwirkung von Kunst und Dichtung, den vollen Reiz einer Wanderung durch eine neuentdeckte Galerie, wo in einer langen Flucht von Sälen, Gemächern und Kemenaten ein ungeahnter Schatz von Gebilden den freudigen Beschauer überrascht und entzückt.

Dr. Hyac. Holland.

## Musik

**Walter Courvoisier.** Unsere Musikbeilage macht die Leser auf einen Namen aufmerksam, der in den letzten Wochen deshalb verschiedentlich genannt wurde, weil sein Träger eine Berufung als Lehrer für Komposition an die Königliche Akademie der Tonkunst in München erhalten hat. Sonst hat sich der noch junge Künstler mit beinahe zu weit gehender Bescheidenheit von der lauten Öffentlichkeit ferngehalten, so daß nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Freunden und speziellen Interessenten sich bisher an seinem tonschöpferischen Talent erfreuen konnte. Courvoisier ist nämlich ein beachtenswertes Mitglied jener gemeinhin als ‚Münchener Schule‘ bezeichneten Komponistengruppe, die sich, ihren jüngeren Elementen nach wenigstens, zusammensetzt aus Schülern des verewigten Ludwig Thuille. Unter seinen bis jetzt im Druck veröffentlichten Kompositionen nehmen an Quantität und Bedeutung den Schwerpunkt die Lieder ein, von denen bereits eine sehr stattliche Sammlung vorliegt. Courvoisier repräsentiert sich darin als geistiger Schüler Hugo Wolfs, ohne indessen sein Eigennaturell aufzugeben. Schon seine Vorliebe für ältere romantische Dichter, wie Storm, Lenau u. a., rückt ihn in die

Nähe des Wiener Meisters, der sich ja auch von der für das Schaffen anderer gegenwärtiger Liederkomponisten gerade besonders charakteristischen Wahl moderner Texte ferngehalten hat. Dann ist aber auch die ganze Art der Stimmungsanalyse bis in Einzelheiten der technischen Gestaltung hinein jenem großen Vorbild abgelauscht. Dabei läßt sich deutlich eine zunehmende Reife und Vertiefung des Ausdrucks gewahren. In den ersten Opusnummern macht sich eine offenbare Neigung geltend, die Charakteristik manchmal dem Streben nach ‚dankbarer' musikalischer Wirkung aufzuopfern; erst allmählich arbeitet sich der Künstler zu der hier gebotenen ‚Rücksichtslosigkeit' durch. In dieser Beziehung sind die beiden Lieder unserer Musikbeilage, die den seither erreichten höchsten Stand von Courvoisiers Kunst bedeuten, keine leichte Kost; man muß sich durch eine herbe äußere Schale durcharbeiten, um zum inneren künstlerischen Kern zu gelangen: allein man hat dafür den Eindruck einer echten, wahren und überzeugenden Kunst. Die beiden Stücke sind Typen des künstlerisch gereiften modernen Stimmungsliedes.

Eine von der ‚Münchener Schule' mit Vorliebe gepflegte Kompositionsgattung ist das kleinere Chorwerk mit Orchester. Auch Courvoisier hat sich mit Erfolg auf diesem Gebiete betätigt, und zwar mit einem gemischten Chor der ‚Dinurstrom' und einem Männerchor ‚Das Schlachtschiff Téméraire'. Zeigt der erstere in seiner feinabgetönten, technisch meisterhaften Koloristik die echte Thuilleschule, so lebt in dem zweiten, nach dem bekannten wirkungsvollen Gedicht von Liliencron, ein kräftiger dramatischer Geist, der es bedauern läßt, daß Courvoisier noch nicht versucht hat, seine diesbezüglich zweifellos sehr lebhafte Begabung in der Oper zu versuchen. Auch als Instrumentalkomponist hat Courvoisier sich bereits erfolgreich betätigt. Ein ‚sinfonischer Prolog' zu Spittelers ‚Olympischer Frühling' ist zwar, soviel bekannt, noch Manuskript, dagegen ist ein Klaviervariationenwerk (Variationen und Fuge über ein eigenes Thema) im Druck zugänglich und gibt namentlich technisch ein sehr imponierendes Bild. In seinem Stimmungsgehalt prägt sich ein liebenswürdig lyrischer Charakter aus, der mehr als einmal an Franz Schuberts Geisteswelt gemahnt. So erscheint Courvoisiers Tonsetzerpersönlichkeit, von welcher Seite man sie auch betrachtet, stets in günstigem und sympathischem Licht. Der Eintritt des Künstlers in den Lehrkörper der Akademie ist darum als wertvolle Errungenschaft zu begrüßen.

Dr. Eugen Schmitz.

**Münchener Musiksommer.** Von einem solchen kann man sprechen, seit im vorigen Jahre zum ersten Male den herkömmlichen musikdramatischen auch sinfonische Festspiele an die Seite getreten sind, mithin eine veritable, alle Gattungen der Tonkunst umfassende ‚Saison' ins Leben gerufen wurde zu einer Zeit, da früher traumverlorene Stille über alle Konzertsäle und sonstigen Musikinstitute ausgebreitet war. Mußte man der Neuerung anfänglich auch mit einigem Mißtrauen entgegentreten und unwillkürlich an das beliebte Schlagwort von ‚Musiküberfütterung' denken, so darf man heute gestehen, daß sich die Sache wider Erwarten gut bewährt hat. Der heuer das zweite Jahr seines Bestehens verzeichnende Beethoven-Brahms-Brucknerzyklus des Konzertvereins schwang sich dank der künstlerischen Höhe, der ihn sein genialer Leiter Ferdinand Löwe zuzuführen wußte, rasch zu einem wahrhaft würdigen Wahrer des Rufes von München als Musikstadt gerade dem sommerlichen Fremdenpublikum gegenüber auf, und die rege Anteilnahme von Interessenten ist das beste Zeichen seiner künstlerischen Berechtigung. Leider hatte man heuer statt der intimeren Tonhalle die große Musikhalle der Ausstellung als Heim der Veranstaltung gewählt, was zahlreiche Mißstände im Gefolge hatte, woran hier nur der für einen Teil des Programms wenig geeigneten Akustik des Raumes gedacht sei. Im übrigen war mit der Bezeichnung ‚Beethoven-Brahms-Brucknerzyklus' das Programm keineswegs voll-

ständig, da man auch einigen romantischen Werken von Schubert, Mendelssohn, Schumann, der Sinfonie fantastique von Berlioz und der Faustsinfonie von Liszt Einlaß gewährte, so daß das Ganze ein vielseitiges Bild der Sinfonik von Beethoven bis zur Gegenwart entwarf. Fast alle Linien dieses Bildes repräsentierten sich in Glanz und Farbenpracht; den Höhepunkt bedeuteten aber doch die Bruckner gewidmeten Momente, in dessen innerstes Wesen sich Löwe vertieft hat wie kein zweiter lebender Künstler.

Was den äußeren Verlauf anlangt, fast noch glänzender gestalteten sich die Mozart- und Wagnerfestspiele, die heuer auf die ganze hochvornehme internationale Klientel der Oberammergauer Passion rechnen durften. Allein auch künstlerisch machte sich ein sehr begrüßenswerter Regenerationsgeist geltend. Manche seit Jahren gehegte Wünsche, wie namentlich Verbesserungen in der Szenerie des ‚Rings' fanden wenigstens teilweise sehr befriedigende Erfüllung; auch die ‚Meistersinger' repräsentierten sich in schmucker neuer Gewandung und — was sehr nötig war — frischer musikalischer Retouche durch Mottl und Fischer. Eine Enttäuschung brachte einzig die Neueinstudierung der ‚Feen', die trotz der geschmackvollen Ausstattung und der liebevollen musikalischen Analyse durch Röhr beim Publikum nicht die rechte Würdigung fand. Beigetragen dazu hat vielleicht die Fehlbesetzung der Tenorpartie mit Ernst Kraus, dessen sonorbaritonaler Stimmcharakter sich für diese weiche lyrische Höhenlage erfordernde Aufgabe sehr wenig geeignet zeigte. Im übrigen gehörte der Berliner Künstler als Siegmund und Siegfried neben van Rooy (Wotan), Zador (Alberich), Bary (Tristan) und der Wienerin Luzie Weidt zu den gefeiertsten Gästen. Die Isolde und Brünnhilde der letzteren war übrigens für München neu, und interessierte besonders durch den ausgesprochen jugendlichen Ton, den sie in diesen sonst nur im hochdramatischen Charakter aufgefaßten Partien anschlug. Da durchweg auch die Wagnergrößen des einheimischen Ensembles (Frl. Faßbender, Frl. Morena, Frl. Fay, Fr. Preuse, HH. Knote, Feinhals, Bender, Kuhn, Brodersen usw.) am Platze waren, ergab sich ein hocherfreuliches künstlerisches Gesamtresultat. Daran hatten auch die Mozartaufführungen stärksten Anteil, die sich unter Mottls Leitung in dem einzigartigen stimmungsvollen Residenztheater alljährlich zu einem besonderen Triumph Münchner Kunst gestalten. Je zwei Aufführungen von ‚Don Giovanni', ‚Figaro' und ‚Bastien und Bastienne' sowie jene eine von ‚Cosi fan tutte', ‚Entführung' und ‚Titus' bildeten das Repertoire. Die beiden erstgenannten waren wie gewöhnlich die Glanzpunkte des Ganzen; außerdem hat sich namentlich das von der Regie in reizvolles Rokokogewand gekleidete Schäferspiel ‚Bastien und Bastienne', ein an sich sehr harmloses Jugendwerk, viele Freunde erworben.

Dr. Eugen Schmitz.

## Das Mozartfest in Salzburg 1910.

Zur Feier der Grundsteinlegung des neuen Mozarthauses fand in der schönen Geburtsstadt des Meisters im heurigen Sommer ein Musikfest statt, das die Verehrer Mozartscher Kunst von weither anzog. Auf die großteils ganz vorzüglichen Einzelleistungen hier einzugehen, erscheint mir überflüssig; es genügt wohl, einen allgemeinen Überblick zu geben. Das Fest war glücklich arrangiert, sowohl seiner musikalischen Natur nach, als auch in seinem äußeren Gepräge. Sechs Konzerte und sechs Theateraufführungen (je dreimal die ‚Zauberflöte' und der ‚Don Giovanni') standen auf dem Programme; ein internationales Starensemble stellte sich in den Dienst der großen Sache; ich nenne nur Slezak, Scotti, Farrar, Segurola, Lilli Lehmann, Dohnahnyi, Flesch, die Wiener Philharmoniker, das Fitznerquartett und als musikalischen Leiter Dr. Karl Muck. Man hat es verstanden, etwas Einheitliches aus diesen vielen einander fremden Verschiedenheiten herauszuarbeiten; das war besonders Dr. Karl Mucks geniale Leistung, der sich in Salzburg wohl seine nachhaltigsten Triumphe holte, in ebendemselben Salzburg, an dessen Theater er in den Achtzigerjahren als erster Kapell-

meister wirkte, während Hugo Wolf die Stelle des zweiten inne hatte.

Was ein Zurückkommen auf diese heute in ihrer Art ja nicht ungewöhnliche Veranstaltung an dieser Stelle rechtfertigt, ist die Idee, welche den Salzburger Mozartfesten zugrunde liegt; man will nicht nur den großen Sohn der Stadt, den Künstler Österreichs ehren, man will seiner Kunst eine Heimstätte bauen wie sie Richard Wagner in Bayreuth hat, um so Mozarts Musik ebenso würdevoll als stilgerecht jener Menschheit zu bieten, die sich nun endlich einzugestehen beginnt, daß sie nach all der modernen Dekadenz eine seelische Erholung braucht wie sie Mozart geben kann. Es liegt ein innerer Sehnsuchtsgedanke unserer Gegenwart diesem Ziele zugrunde, der Drang nach einfacher, gehaltvoller Empfindung, kurz — um musikalisch zu sprechen — der Drang nach Mozart. Dieses Dokument einer Selbstbesinnung, einer Umkehr, einer Regeneration ist zu charakteristisch, zu erfreulich, als daß es hier nicht vermerkt werden müßte; vielleicht finden sich auch hier Kräfte, die mitarbeiten, damit die Sehnsucht Tat, die Idee Wirklichkeit werde.

Johannes Eckardt.

# Unsere Kunstbeilagen

Unsere Bilder nach Werken Ferdinand Hodlers sind in dem betreffenden Artikel von Privatdozent Dr. Martin Wackernagel gewürdigt. Über die äußere Ähnlichkeit der Kunst Hodlers mit manchen Frühitalienern, für die wir ein Madonnenbild von Mantegna zum Vergleich gewählt haben, vergleiche das Hochland-Echo dieses Heftes. Das Bild entstammt dem schönen Mantegnabande, der eben in den bekannten von der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart herausgegebenen ‚Klassikern der Kunst‘ erscheint.

# Unsere Musikbeilage

findet in dem Rundschauartikel über Walter Courvoisier Würdigung.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Für den Inseratenteil verantwortlich: Paul Schreiter, München.

Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Georg Schöpperl, Wien IV.
Verantwortlicher Redakteur: Johannes Eckardt, Salzburg.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59

# BEILAGE ZUM HOCHLAND

## WER SEHEN WILL ZWEEN LEBENDIGE BRUNNEN.

(Dichter unbekannt.)





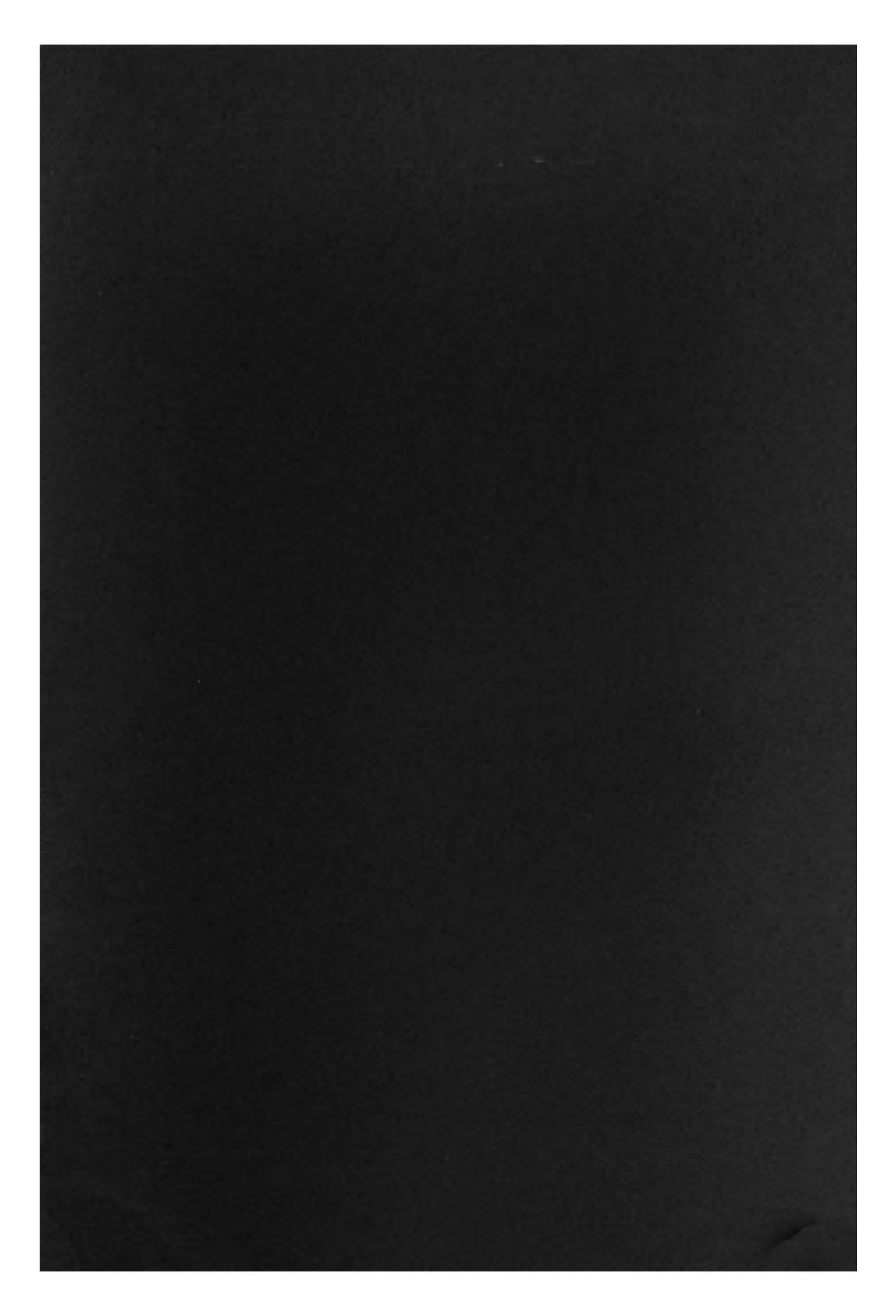

p
Wer se - hen will viel groß und tie - fe
Wun - de, der soll mein sehr ver - wund - tes Herz be -
se - hen, so hat mich Lieb' ver -
mf
p
cresc.
mf
poco ritard.
a tempo
wundt im tief - sten Grun - de.
poco ritard.
a tempo
p

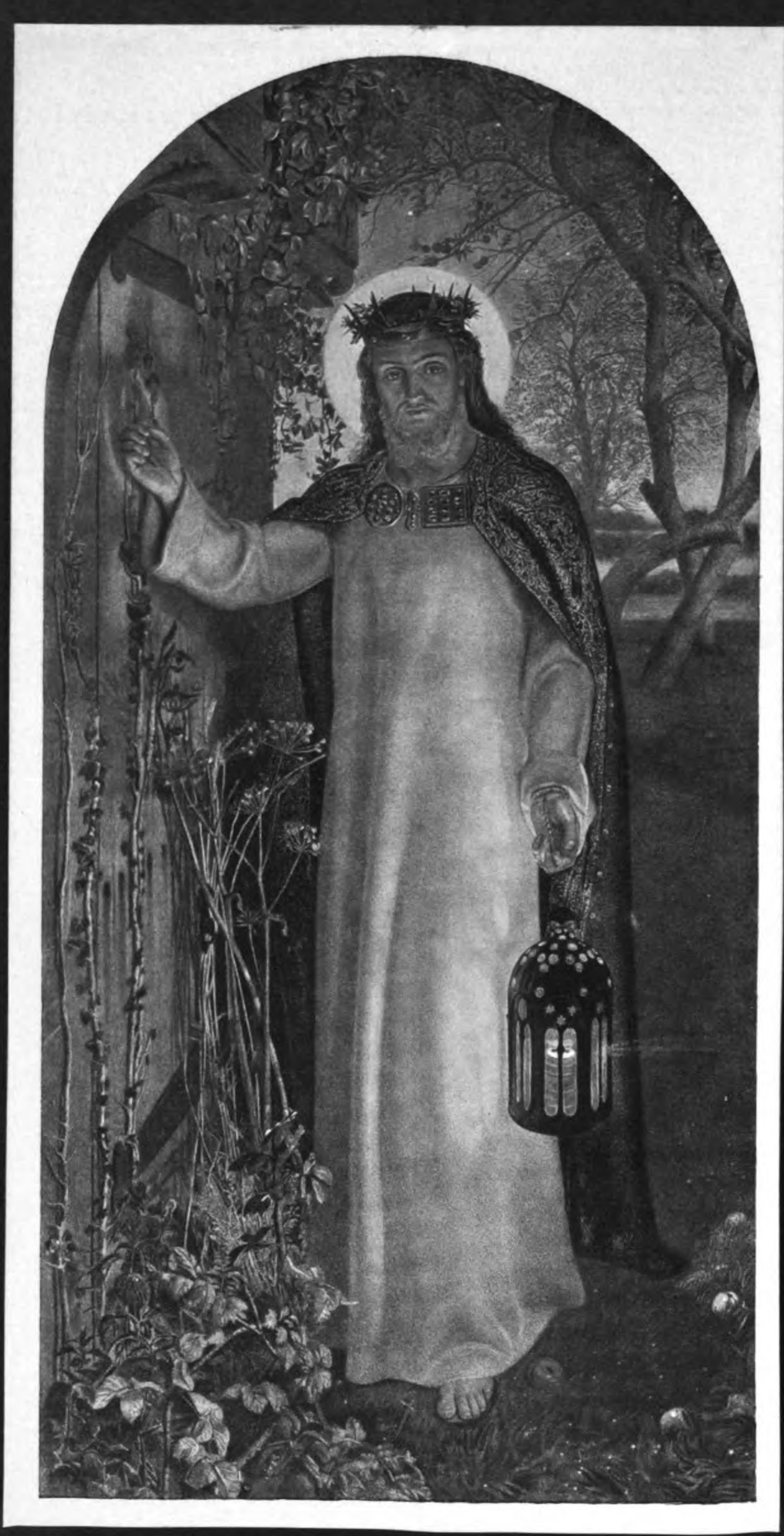
# SEIT DER TOD MEINEN HERREN ZWANG.

(Hartmann von Aue.)




p
sinnt nun mein Sinn.
Die hei - li - ge
sf
p
pp
Fahrt, die ich nun tu - e, ge - be sei - ner und
mei - ner See - le Ru - he. Zu Gott will ich bald
ge - hen und ihn wie - der - se - hen.
poco rit.
poco rit.
p





William Holman Hunt / Das Licht der Welt

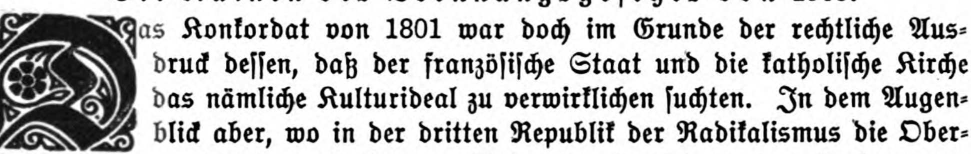



Achter Jahrgang November 1910

# Die Wirkungen der Trennung von Kirche und Staat auf die katholische Kirche in Frankreich

## Von Hermann Platz

### Die Ruinen des Trennungsgesetzes von 1905.



Das Konkordat von 1801 war doch im Grunde der rechtliche Ausdruck dessen, daß der französische Staat und die katholische Kirche das nämliche Kulturideal zu verwirklichen suchten. In dem Augenblick aber, wo in der dritten Republik der Radikalismus die Oberhand gewann und die revolutionären Prinzipien im Sinne eines konsequenten Laïzismus auslegte, da war es um die Kultureinheit in Frankreich geschehen. Die Auflösung des Konkordats war nur mehr eine Frage der Zeit.

Das Trennungsgesetz, das am 11. Dezember 1905 veröffentlicht wurde, war weniger schlimm, als man es nach seiner Vorgeschichte hätte erwarten können, wenn auch sein Zweck, Kampfmittel im Sinne laïzistischer Kulturarbeit zu sein, an vielen Stellen nur zu deutlich hervortritt*.

Der französische Gesetzgeber gefiel sich in der Fiktion, daß für ihn eine Kirche als religiöse Organisation mit dem Papste als Oberhaupt nicht mehr existiere. Er verbannte die katholische Kirche aus dem öffentlichen Rechte, in dem bis dahin ihre Existenz ausdrücklich anerkannt war und ihre Beziehungen zum Staate geregelt wurden. Alle Kultusanstalten, die bis dahin das für kirchliche Zwecke notwendige Vermögen erwarben, besaßen und verwalteten, wurden zertrümmert, alle Kultusbudgets in Staat, Departement und Gemeinde unterdrückt. Das Vermögen der kirchlichen Wohltätigkeitsanstalten

* So urteilen auch Kahl, Tröltsch, Rothenbücher u. a.

wurde den entsprechenden öffentlichen oder gemeinnützigen Anstalten überwiesen*. Aber der Laienstaat begnügte sich nicht damit, zu zerstören, er wollte nach seinem Ebenbild wieder aufbauen. Durch eigens geschaffene privatrechtliche Kultvereine, die dazu so kärglich und schikanös als möglich ausgestattet waren, sollte in die hierarchisch aufgebaute Kirche der demokratische Zeitgeist getragen, die Volkskirche von innen her in Einzelkirchen auseinandergetrieben und so die Zentralgewalt allmählich beiseite geschoben werden. Dadurch, daß Pius X. das Trennungsgesetz, d. h., besser gesagt, den Geist, aus dem es geboren wurde und in dem es voraussichtlich auch durchgeführt worden wäre**, verurteilte, dadurch, daß er speziell die Kultvereine verwarf, gingen die Wohnungen der Bischöfe und der Geistlichkeit und die Seminargebäude in die Hände des Staates, der Departements oder der Gemeinden über. Das Vermögen der bisherigen Kultusanstalten fiel den örtlichen Wohltätigkeitsanstalten zu. Die Kirche war also nicht bloß rechtlos, sondern auch mittellos geworden. Geblieben war ihr von all dem, was sie vor der Trennung besessen hatte, nur ‚der Genuß ohne Rechtstitel‘ an den Gebäuden, die bis dahin dem katholischen Kultus dienten. Nach einigen Schwankungen hat die Rechtsprechung festgestellt, daß dieser Genuß der Gläubigen und des Kultusdieners jeden andern Genuß ausschließt, und daß der von seiten vereinzelter ‚katholischer‘ Kultvereine geltend gemachte Rechtsanspruch zugunsten der ‚Okkupanten ohne Rechtstitel‘ aufgegeben werden muß***. Wir haben es also mit ‚einer Art immerwährenden Kultgerechtigkeit‘ zu tun, die auf dem Gemeindeeigentum lastet. Die Kirchen bleiben res extra commercium, können aber unter bestimmten Voraussetzungen durch Dekret ihrer Kultbestimmung entzogen werden†.

Dieses Gebrauchsrecht und die Opferfreudigkeit des Klerus und einer kleinen Anzahl Laien haben es ermöglicht, daß die alten Kultverhältnisse im großen und ganzen aufrechterhalten werden konnten. So ist es auch zu erklären, daß die ungeheuerliche Staatsaktion, die der offizielle Atheismus durchzuführen den Mut fand, ohne bemerkenswerte Erschütterungen vor sich gegangen ist. Die Fassade ist geblieben. Aber die materiellen Schwierigkeiten, mit denen die meisten Diözesen kämpfen müssen, sehen die wenigsten. Man lebt sozusagen von der Hand in den Mund. Niemand weiß, was das folgende Jahr

* Man beachte den echt gallikanisch-liberalen Gedanken, die Kirche auf den Kultus zu beschränken!

** ‚Die Republikaner von 1905 haben bei der Schaffung des Gesetzes Briand durch ihre ganze Vergangenheit, durch alle ihre tausendmal ausgedrückten Ideen und durch ihre Gewohnheit gesagt: Ich mache dieses Gesetz mit der festen Absicht es zu zerstören‘ (und durch Schlimmeres zu ersetzen!) Faguet: L'Anticléricalisme. S. 300.

*** In diesem Fall muß der Richter die Orthodoxie der Parteien prüfen. Er stellt fest, welche in regelmäßigen Beziehungen zum Bischof steht. Der schismatische Charakter des Kultusvereins wird so erkannt und der Anspruch abgewiesen.

† Die Ausreihung von Kirchen ist heute keine Seltenheit mehr. Wie sehr dabei antiklerikale Leidenschaft mitspielte, konnte man aus den Fällen von Grisny-Suisnes und Cinqueux ersehen. Maurice Barrès und seine Freunde sahen sich infolgedessen vor kurzem veranlaßt, eine Aktion zur Erhaltung der bedrohten Kirchen einzuleiten.

an freiwilligen Gaben bringen wird. Niemand weiß, ob nicht über kurz oder lang eine noch radikalere Partei ans Ruder kommt und den Gemeinden den Nießbrauch der Kirchen ‚ohne Rechtstitel‘ nimmt. Dieser Zustand der Unsicherheit, der namentlich den theologischen Nachwuchs zurückgehen ließ, kann erst in dem Augenblicke schwinden, wo die Katholiken wieder in den Besitz ihrer Kirchen kommen und die Kultusgemeinden die Fähigkeit erlangen, Stiftungsvermögen anzusammeln. Wie das geschehen wird, läßt sich nicht voraussagen, daß es aber nicht bloß im Staatskirchenrecht, sondern auch im Trennungsrecht ohne Verletzung kanonischer Grundsätze möglich ist, beweist Nordamerika.

Die Reorganisation des Kultus, der Finanzen und der Ämterbesetzung.

Das wichtigste, was die Kirche bei der zwangsweisen Entstaatlichung gewonnen hat, ist die Freiheit. Die Kirche ist ganz und gar auf sich selbst gestellt, sie wird also — und das ist eine weittragende Wirkung der Trennung — in allen Fragen kirchlicher Organisation und Verwaltung ausschließlich die Grundsätze des kanonischen Rechtes zur Durchführung bringen können. Bei all den Reorganisationsversuchen, die wir im folgenden mehr andeuten als ausführen können, wird als Folge dieser andern Orientierung eine unverkennbare Spiritualisierung und Zentralisierung zutage treten.

Die Grundzüge des Reorganisationsplanes wurden in drei Plenarversammlungen des Episkopats festgelegt. Da die Verhandlungen nicht öffentlich waren, kann man nur aus dem, was in der Praxis geschehen ist, das Resultat der Beratungen feststellen. Folgende Grundsätze allgemeinster Natur, die selbstverständlich erscheinen, mußten inmitten der verzweifelten Lage, wo auch in kirchlichen Kreisen oft gegenteilige Ansichten laut wurden, erst wieder neu erarbeitet werden:

1. Der Kultus muß um jeden Preis in dem Umfang, wo und solange es notwendig ist, aufrecht erhalten werden.

2. Der Kultus muß nach wie vor eine öffentliche, taxfreie Veranstaltung bleiben, wie es auch das Trennungsgesetz für den Fall, daß die alten Kultgebäude benutzt werden, vorschreibt.

Der Versuch des kirchenfeindlichen Gesetzgebers, den Laien mehr Einfluß in der Kirche zu verschaffen, ist fehlgeschlagen. Ja, man kann behaupten, daß das Laienelement, verkörpert im Staate, vor der Trennung in Kult-, Finanz- und Besetzungsfragen viel mehr Einfluß besaß. Denn das Staatskirchenrecht bot Handhaben genug, das Gute zu verhindern und das Schlimme nicht zu beseitigen. Im Regime der Trennung bleibt die Beteiligung der Laien an der Temporalienverwaltung bestehen, entspricht aber genau den Bestimmungen des kanonischen Rechts. (Conc. Trid. sess. 22, cap. 9.) Die an Stelle der konkordatären Anstalten entstandenen Organisationen bilden keinen geschlossenen, selbständigen Körper und besitzen keine juristische Persönlichkeit. Wie in Amerika ‚lehnen sie die Verbindung mit dem bürgerlichen Recht ab‘, um im Bischof ihre einzige maßgebende Autorität zu sehen. Er lädt Priester und Laien, die ihm in jeder Beziehung kompetent und zuverlässig erscheinen, ein, mit ihm an der Reorganisation der Diözese zu arbeiten. Zentralkomitee, Diözesan-

sekretariat oder ähnliche Namen bestehen für diese neuen Aktionszentren. Je nach dem Stand der Diözese, je nach Initiative und Weitblick des Bischofs, je nach Zahl und Fähigkeit der verfügbaren Kräfte soll hier in den verschiedenen Sektionen die Religion und ihre Bedürfnisse in Theorie und Praxis, der freie Unterricht, die sozialen Probleme, die Presse usw. studiert und in jeder Weise gefördert werden. Daneben entstanden noch Bezirks-, Kantonal- und Pfarrkomitees bezw. Pfarräte. Der Bischof ernennt die vom Pfarrer vorgeschlagenen Laien, in den meisten Fällen die früheren Fabrikmitglieder. Auch sie haben nur beratende, keine beschließende Stimme; auch sie stehen untereinander in keinem rechtlichen Verhältnis (damit die weltlichen Gerichte nicht angerufen werden können!). ‚Sie geben einen Rat, üben eine Kontrolle aus, gewähren eine moralische Stütze. Sie sind dem Bischof eine Garantie, daß in der Pfarrei alles ordnungsgemäß zugeht.' (Erzbischof Mignot von Albi.)

Dank der erlangten Freiheit konnte der Kultus endlich den tatsächlichen Bedürfnissen angepaßt werden. In Konkordatszeiten war das ja fast unmöglich. Da mußte ein Gesetz erlassen werden, sollte eine neue Pfarrei erstehen. Ein Dekret war zur Errichtung einer Hilfskapelle notwendig. Keine Macht der Erde aber konnte es erreichen, daß eine mittellose Kirchenfabrik von einer reichen unterstützt wurde. In Paris z. B. war und ist das Kirchenelend geradezu entsetzlich (16 Pfarreien über 50 000 Seelen!). Es ist nicht übertrieben, wenn behauptet wird, daß von diesen Katholiken ‚neun Zehntel zur Welt kamen, durchs Leben und in den Tod gingen, ohne daß je religiöser Beistand an sie gelangt wäre, mag der Eifer des Pfarrers und seiner Vikare noch so groß sein'*, wenn geklagt wird, daß ‚diese Stadtteile, die doch vor unserer Tür liegen, in religiöser Hinsicht fast ebenso verlassen sind wie die unzivilisierten Länder in der Ferne, in die die Missionäre noch nicht in genügender Anzahl eindringen konnten.' Trotz der rapid wachsenden Bevölkerungsziffer war es eben in den meisten Fällen nicht möglich gewesen, den zu eng gewordenen Konkordatsrahmen zu erweitern. Kann man sich da wundern, daß die Masse ihn zerbrochen und der Kirche den Rücken gekehrt hat? Die Ausschaltung des konkordatären Verwaltungs- und Verordnungsweges hat hier äußerst segensreich gewirkt. Um diesen himmelschreienden Mißständen abzuhelfen, hat sich in Paris unter dem Vorsitze des Erzbischofs Amette ein Verein zur Errichtung von Hilfskapellen gebildet. Seit 1907 wurden aus privaten Mitteln ungefähr 15 neue Pfarreien und Hilfskapellen eröffnet. Weitere 50 werden gefordert. Und so arbeitet man überall an der Erneuerung der konkordatären Kultverhältnisse. Gemeinden, in denen das religiöse Leben erloschen ist, verlieren das Recht auf regelmäßigen Kultus. Kleine Pfarreien werden oft zu einer zusammengelegt, namentlich auf dem Lande. Man dachte auch vielfach daran, im Landklerus das gemeinsame Leben einzuführen, zwei oder drei Priester zusammenwohnen zu lassen und ihnen vier oder fünf kleine Pfarreien anzuvertrauen. Dieses System hätte nicht bloß finanzielle, sondern namentlich auch ideelle Vorzüge. Anregung,

* Abbé F. Klein: La découverte du vieux monde par un étudiant de Chicago, Paris. [2]1906. S. 202 ff.

Austausch der Erfahrungen, eine gemeinsame Bibliothek könnten in manchem Falle vor Erstarrung und Mechanisierung bewahren. In armen Diözesen wurden vielfach ‚Missionszentren‘ gegründet, um den religiösen Bedürfnissen Rechnung tragen zu können.

Die wichtigste Aufgabe, die den neugeschaffenen Kultorganisationen obliegt, ist die Beschaffung der Mittel, die vor der Trennung durch die Kultusbudgets zu kirchlichen Zwecken bereitgestellt oder aus den Zinsen des Kirchenvermögens gezogen worden sind. Diese Aufgabe ist mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, da der größte Teil der Bevölkerung nur zu oft ‚entweder die Bezahlung von freiwilligen Kultbeiträgen ganz ablehnt oder sie nur in einem Maße ausführt, die in gar keinem Verhältnis steht zu ihrem Vermögen und zu der zu lindernden Not‘. (Bischof von Nizza.)

Jede individuelle Besteuerung sowie jede Besteuerung der einzelnen Kulthandlung war vom Episkopat von vorneherein abgelehnt, jedoch eine Pfarrbesteuerung, die jeder Pfarrei den ihr zufallenden Anteil am Diözesanbudget auflegen würde, empfohlen worden. Die Abführung eines der Finanzkraft der Pfarrei entsprechenden Betrags an die Diözesankasse war notwendig, da nach Beschluß des Gesamtepiskopats die Besoldung des Klerus Sache der Diözese ist. Man wollte so verhindern, daß die Gehälter, die bei einer Dezentralisation ungeheuren Schwankungen ausgesetzt wären, unter ein Minimum heruntergingen*, daß überhaupt ganz arme, aber religiöse Gemeinden des Kultus beraubt würden. Unterstützt von sogenannten Kontrollkommissionen (verschiedene andere Namen bestehen noch dafür), bestimmen die Bischöfe die Gesamtsumme, die zur Besoldung der Diözesangeistlichkeit notwendig ist, und meist auch den Beitrag, den jede Pfarrei hiefür zu leisten hat. Diese deckt die finanziellen Anforderungen, die von der Diözese an sie gestellt werden, durch den Kultpfennig. (Subskriptionsmodus.) Stundungen und Herabsetzungen auf begründeten Antrag sind natürlich möglich. Aus den Mitteln, die der so zentralisierte Kultpfennig liefert, besolden die Bischöfe ihre Geistlichen, unterhalten ihre Seminare und bestreiten all ihre sonstigen Ausgaben. Da es aber auch sehr arme Diözesen gibt (z. B. Tarbes in den Pyrenäen, Tarentaise in den Alpen), wurde noch eine Interdiözesankasse ins Leben gerufen, in die die besser gestellten Sprengel 5 Prozent ihrer Einnahmen abführen müssen.

Aufgabe der einzelnen Pfarreien ist es, den oder die Geistlichen zu logieren, die Kultgebäude zu versichern und teilweise zu erhalten und die größeren und kleineren Ausgaben, die der Unterhalt des eigentlichen Kultus (Küster, Orgelspiel, Beleuchtung, Brot und Wein) notwendig macht, zu decken. Die erforderlichen Summen müssen aufgebracht werden entweder wieder durch Subskriptionen oder durch Kollekten, Klingelbeutel, Opferstock, Stuhlgebühren usw. Die Verantwortung trägt der Pfarrer. Er wird nur beraten und in der Arbeit unterstützt von dem Pfarrat. Handelt es sich um den Erwerb von Kirchenvermögen,

* Dieses Minimum beträgt z. B. in der Diözese Bordeaux für Pfarrer 1000 Fr., für Vikare 550 Fr. Dazu kommen bewegliche Zulagen je nach der Bedeutung der Pfarreien.

so kann dies nur der Pfarrer persönlich tun. Schenkungen oder Vermächtnisse können nur ihm persönlich gemacht werden, alles gelangt daher nach seinem Tode in die Hände seiner gesetzlichen Erben. Es ist also nicht sicher, ob der Kult weiter den Genuß davon hat. Auch Meßstiftungen müssen dem Pfarrer persönlich übergeben werden. Bei Nichtausführung der stiftungsgemäßen Lasten seitens des Pfarrers oder seiner Erben kann ein Rückforderungsprozeß angestrengt werden*. (Art. 953 des Code civil.)

Zwei Arten von Sanktionen sind vorgesehen: Eine, die die Pfarrei, und eine andere, die das Individuum treffen kann. Eine Pfarrei, die in anerkannt unzulänglicher Weise zum Kultpfennig beigesteuert hat, kann zur Filiale herabgedrückt oder ganz ohne Seelsorge gelassen werden. Individuen, die sich weigern, irgendwelchen Beitrag zum Kultpfennig zu liefern, obwohl sie es können, laufen Gefahr, das Recht auf jede äußerliche Feierlichkeit beim Empfang der Sakramente und Tröstungen der Religion zu verlieren. Hie und da läßt man auch wohl eine Erhöhung der Kasualien eintreten.

Wie bei der Reorganisation des Kultus und der Finanzen, so war auch bei der Ämterbesetzung die neugewonnene Freiheit Ausgangspunkt und gestaltende Kraft der Neuordnung. Es ist männiglich bekannt, wie sehr der konkordatäre Staat geneigt ist, mit Hilfe der ihm zugestandenen Rechte bei der Besetzung der kirchlichen Ämter seine Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen. In dem Maße als der französische Staat sich zum Vorkämpfer eines neuen, dem christlichen entgegengesetzten Kulturideals machte, mußten diese Ziele immer schärfer und unverhüllter hervortreten. Man bedenke: Männer wie Combes und Clémenceau hatten das Recht, bei der Besetzung der Bischofsstühle ein gewichtiges Wort mitzureden! ‚Sein (des Staates) wichtigstes Aktionsmittel (um sich in die kirchlichen Angelegenheiten einzumischen) ist das Recht, die Bischöfe zu ernennen . . . Er vermeidet es, hervorragende, unternehmungslustige, energische Geistliche zu ernennen. Da sie unabsetzbar sind, würden sie, sobald sie einmal im Amte wären, ihm zuviel Verlegenheiten bereiten**.‘ Pastoraler Eifer, soziale Initiative, organisatorische Fähigkeiten, Erfolge auf irgend einem Gebiete der Seelsorge: all das waren für den Laienstaat ebensoviele Gründe, den Kandidaten nicht anzunehmen. Seit der Trennung von Kirche und Staat ist dieser heterogene Einfluß endgültig ausgeschaltet, und man darf die Hoffnung hegen, daß bei der Ämterbesetzung fortan die berufliche Tüchtigkeit, über die in diesem Falle nur die kirchlichen Obern zu urteilen imstande sind, allein maßgebend sein wird. Die Bischofsstühle werden nach einem eigenen, der Kurie tatsächlich volle Freiheit der Entschließung gewährenden Verfahren besetzt***. Die Ernennung der Pfarrer ist völlig in die Hände der Bischöfe gegeben.

---

* Solche Klagen wurden nach Beschlagnahmung des Kirchenvermögens durch die Domänenverwaltungen häufig und mit Erfolg angestrengt.

** Taine: Les Origines de la France contemporaine. Le Régime moderne. III[22], S. 170.

*** Näheres darüber bei Rothenbücher: Die Trennung von Staat und Kirche. München, 1908. S. 347.

Die Reorganisation der Seminare und die Frage des theologischen Nachwuchses.

Mit der Ablehnung der Kultvereine waren auch die Seminare (Gebäude samt Mobiliar) in den Besitz des Staates oder der Gemeinden übergegangen. In einem Zirkular vom 7. Dezember 1906 hatte der Kultusminister bestimmt, daß die ‚Großen Seminare' (Klerikalseminare) als gewöhnliche Privatunterrichtsanstalten der Theologie und verwandter Wissenschaften weiterbestehen könnten. (Gemäß Gesetz vom 12. Juli 1875 und 18. März 1880 betr. Hochschulunterricht.) Sofort machten sich die Bischöfe mit bewundernswertem Eifer an die Rekonstruktion, zu der doch so ziemlich alles fehlte. Zunächst schufen sie sich ein Organisationszentrum in dem ‚Bund der Großen Seminare', der überall mit Rat und Tat eingriff und die leitenden Persönlichkeiten in jährlichen Kongressen zu fruchtbarem Austausch von Erfahrungen und Ideen zusammenführte*. Dem einen gelang das Werk früher, dem andern später, dem einen mit vielen, dem andern mit wenig Unzuträglichkeiten. Saint Sulpice in Paris, das schon am 7. Jan. 1907 als ‚theologische Fakultät' wieder eröffnet werden konnte, mußte wie manche andere in zwei Hälften zerlegt, das ‚Große Seminar' der Diözese Tarentaise aufgehoben, die von Sens und Troyes, ebenso wie die von Annecy und Saint-Jean de Maurienne mußten vereinigt werden. Eine Zusammenlegung der 84 (!) ‚Großen Seminare' mit ihren oft minderwertigen Lehrkräften, ihrer gähnenden Leere und ihrer wenig anregenden Atmosphäre war schon vor der Trennung vielfach in Erwägung gezogen worden. Wer aber glaubte, daß die Not der Zeit jetzt einen Zusammenschluß in größerem Maßstabe herbeiführen würde, sah sich enttäuscht**. Ähnlich erging es den sogenannten ‚Kleinen Seminaren' (bischöfliche Gymnasien mit Konvikten), deren es in den meisten Diözesen mehrere gab. Gemäß Gesetz vom 15. März 1850 Titel III konnten sie als Privatgymnasien weiterbestehen; doch sind bis jetzt zirka 20 noch nicht wieder eröffnet, andere mußten zusammengeworfen, wieder andere geteilt und verschiedenen Anstalten zugewiesen werden.

Doch all dies war bedeutungslos für die, welche die viel schmerzlichere Tatsache konstatieren mußten, daß infolge der Trennung von Kirche und Staat ‚die kleinen Seminare in eine Krisis der Rekrutierung eingetreten sind', daß ‚der priesterliche Beruf nicht mehr die nämliche Anziehungskraft wie ehemals ausübt'. (Bischof Dadolle von Dijon.) Die Durchschnittsfrequenz der kleinen Seminare betrug vor der Trennung 28—29 000 Schüler. 1907 sank die Besuchsziffer auf 8—9000. Doch man ließ sich auch dadurch nicht entmutigen; man wußte ja zunächst, daß diejenigen, die trotz der Not der Zeit den Priesterberuf ergriffen haben und immer noch ergreifen, durch die Qualität manches ersetzen können. Es galt aber doch, den tieferliegenden Ursachen nachzuspüren. Bei weitem der größte Teil der französischen Geistlichkeit entstammt den niederen Klassen. Nun sind aber die Franzosen alle, insbesondere die Bauern und Handwerker, Realisten. Im Schatten des Konkordats hatte das

* Die Kongreßberichte erscheinen bei Beauchesne, Paris.

** Vergl. die Betrachtungen eines Generalvikars im ‚Univers', 8. Jan. 1907.

Priestertum sein Ansehen und seine Zugkraft bewahrt. Der Geistliche war eine Art Staatsbeamter und sicher, wenn auch nicht glänzend*, versorgt. In dem Augenblick, wo der Staat seinen Arm von der Kirche zurückzog, mußten all die Eltern, bei denen irdische Motive vorwalteten, sich weigern oder doch starke Bedenken tragen, ihre Söhne einem Berufe zuzuführen, der voraussichtlich seinen Mann nicht mehr ernähren kann. Daß aber eine solch große Anzahl Eltern so ‚kalkulierten', das kam nicht von ungefähr. Wie beim Kultpfennig so zeigte es sich auch hier, daß die große Masse des Volkes den Kontakt mit der Religion verloren hatte. Wer also das Übel nicht verkleistern, sondern mit der Wurzel ausrotten wollte, der mußte die Geschichte des Verhältnisses von Klerus und Volk im 19. Jahrhundert studieren, der mußte die Psychologie der priesterlichen Arbeit und die Genesis der religiösen Gleichgültigkeit durchschauen, Probleme, auf die wir in anderem Zusammenhang zurückkommen werden.

Zunächst wurde die praktisch-organisatorische Seite der Frage ins Auge gefaßt. In den meisten Diözesen entstanden Vereine (Oeuvres des Vocations et des Seminaires), die sich das Ziel setzten, durch Gebet und Propaganda in jugendlichen Seelen den Priesterberuf zu wecken und zu pflegen, Stipendien und Kapitalien zur Unterhaltung der Seminare zu sammeln usw. Sie haben sich zu gegenseitiger Hilfe zusammengeschlossen in der ‚Fédération nationale des Oeuvres des Vocations et des Seminaires'. Das Organ dieses Verbandes ist ‚Le Recrutement sacerdotal', eine Zeitschrift, die durch Sammlung und Bekanntmachung des einschlägigen Materials ein systematisches Studium der Frage ermöglicht und wertvolle praktische Anregungen gibt.

An den ‚Großen Seminaren' wurden besondere Anstalten getroffen, um dem drohenden Übel zu begegnen. In manchen Diözesen bestehen jetzt zum Beispiel Einrichtungen, um Jünglinge und Männer in einer ihren besonderen Verhältnissen entsprechenden Weise vorbereiten zu können. (Oeuvres des vocations tardives.) ‚Wir haben zehn Spätberufene, die eine Abteilung von ganz besonderem Charakter bilden,' schreibt Bischof Gibier von Versailles. ‚Um die Seminare wieder zu füllen**,' hat man ferner begonnen, die jugendliche Werbekraft der Konviktoristen und Seminaristen auszunutzen. In Ferienkolonien, Patronagen und Kinderhorten sollen diese nun Fühlung gewinnen mit der Jugend und indirekt mit dem Volk, zunächst, um der Verwahrlosung und der Not zu steuern und so zeitig die Notwendigkeit der sozialen Orientierung zu erkennen, dann aber auch, um das Wort Gottes in die Herzen zu pflanzen und durch das Beispiel hingebender Liebe Sehnsucht nach dem priesterlichen Apostolat zu wecken. ‚Ich bewundere die Mannhaftigkeit, mit der er (der französische Katholizismus) sich heute bemüht, den Gefahren vorzubeugen, die ihn in seinem Nachwuchs und in der Vorbereitung zu seinem künftigen Priestertum bedrohen,' sagt ein Protestant***.

* Die 1801 massenhaft geschaffenen Sukkursalisten (Desservants amovibles) erhielten durchschnittlich 800 Fr. jährlich.

** Titel einer wichtigen Propagandaschrift von Abbé Delbrel. Paris. Lethielleux. 420 S.

*** Revue chrétienne. Dez. 1908. Zit. Le Recrutement sacerdotal. März 1909. S. 84.

All diese Bemühungen sind denn auch sichtlich von Erfolg begleitet. Zwar zählt man in 78 Seminarien, die auf eine Umfrage geantwortet haben, im ganzen nur 6530 Priesteramtskandidaten; davon sind 5700 in den Seminarien anwesend und 830 unter der Fahne. Demnach ,ist der Bestand gegenüber dem von 1905 um die Hälfte gesunken und wird auch noch einige Jahre fast überall weiter sinken. Aber das sichtliche Wachsen der „Kleinen Seminare" verspricht für die Zukunft eine sehr bedeutende Hebung der Frequenzziffern'. Von dem herrschenden Priestermangel gibt folgende Mitteilung einen Begriff: ,Wir haben mehr als fünfzig Pfarreien, die einen oder zwei Vikare haben müßten und die von einem einzigen überlasteten Pfarrer verwaltet werden. Gegen zwanzig Pfarreien, die nur einen oder zwei Vikare haben, könnten fünf oder sechs brauchen. Wir errichten in verschiedenen Gegenden neue, unbedingt notwendige Kultstätten. Wo sollen wir Priester hernehmen, die Kapellen und Kirchen zu verwalten? Auf dem Lande haben fast alle unsere Pfarrer zwei, drei und sogar vier Pfarreien.' (Bischof Gibier von Versailles.)

Ansätze zur Umbildung der geistigen Art und der Arbeitsmethoden.

Die Trennung von Kirche und Staat hat also, indem sie den Mangel an Opferkraft in Sachen des Kultpfennigs offenbarte, und indem sie den theologischen Nachwuchs gefährdete, wohl auch dem harmlosesten Optimismus statistisch zur Erkenntnis verholfen, daß das Wort von den 35 000 000 Katholiken eine Illusion und dazu noch eine recht gefährliche ist. Voller Schrecken legt man sich jetzt plötzlich an allen Ecken und Enden die Frage vor, ,welche Reihe von Fehlern den Abgrund gegraben haben', der sich in Konkordatszeiten zwischen Klerus und Volk aufgetan hat. Wie konnte diese unbegreifliche Gleichgültigkeit entstehen, die eine offensichtlich antikatholische Gesetzgebung teilnahmslos über sich ergehen ließ? Die Gewissen regen sich. Der geschärfte Blick wendet sich zurück zur Kritik der verflossenen Zeiten, des konkordatären Geistes, der konkordatären Methoden.

Nicht das Konkordat an sich trug die größte Schuld, sondern der in ihm fortwirkende Gallikanismus; er hatte — zu der Erkenntnis kommen nun immer weitere Kreise — die geistlichen und weltlichen Dinge so scharf geschieden und dadurch in erster Linie dazu beigetragen, den Abgrund zwischen Klerus und Volk zu graben. Indem er die irdischen Dinge theoretisch scharf von den Heilsinteressen schied, legte er dem Klerus nahe, sie aus seiner Interessensphäre auszuschließen. Diese Konsequenzen wurden in den Seminaren gezogen, wo man die zukünftigen Priester belehrte, daß ,ihr Platz am Altar, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, bei den Kranken und sonst nirgends sei'. Die öffentliche Meinung rief ihnen zu, in der Sakristei zu bleiben, und der Staat wachte an den Kirchentüren, um ihnen das Hinaustreten zu verwehren. Im 17. Jahrhundert, wo es galt, ,eine treue, friedliche, von keinem Wolf bedrohte Herde zu weiden', da konnte dieses mehr passive Priesterideal, dem, nebenbei bemerkt, gerade in Frankreich zu jeder Zeit starke Priesterseelen in mehr oder weniger großer

Anzahl durch höchste Aktivität widersprachen, nicht allzuviel schaden. Anders aber wurde es, als im 18. Jahrhundert die Philosophen in den oberen Schichten und im 19. Jahrhundert die Sozialreformer und Romanschriftsteller (à la Sue, Sand) in den breiteren Volksschichten ihre revolutionierende Tätigkeit begannen. Da mußte es verhängnisvoll werden, wenn der Priester sich zur Rolle des Kultverwalters herabwürdigen ließ und die Gläubigen infolgedessen dazu neigen konnten, die Religion als ‚eine Gesamtheit von Kultpraktiken' aufzufassen, ‚die jeder mehr oder weniger zahlreich zu seinen andern Gewohnheiten hinzufügen könne, ohne daß dieses für sein öffentliches oder privates Leben Folgen nach sich ziehen müsse'*. Zwar hatten die Priesterverfolgungen der Revolution das Volk der Geistlichkeit wieder etwas näher gebracht, aber schon war in dem Konkordat von 1801 der alte gallikanische Geist wieder erstanden. Unter der rauhen Hand des im tiefsten Grunde ungläubigen Korsen wurden die gallikanischen Artikel zu ebensoviel Waffen, die seinen eigensüchtigen Zwecken dienen mußten. Die Geistlichkeit war ihm nie etwas anderes denn eine Art Seelenpolizei. Dort, wohin der Arm der weltlichen Macht nicht reichte, sollte sie den Imperialismus und nebenbei auch die Religion als staatserhaltende Macht pflegen. Alles Neue, Ungewohnte, Selbständige sollte sie unterlassen; es könnte ja ihren Einfluß über diesen so eng als möglich gezogenen Kreis hinaus erhöhen, es könnte Bewegung in die Massen bringen, und das würde dem Staate gefährlich werden. Ein ‚sozialer' Abbé wäre dem heidnischen Imperator ebensosehr ein Dorn im Auge gewesen wie Männer der religiösen Tat (z. B. Eymeri und Hémon). So wurde mit dem napoleonischen Konkordat der Priester zum Beamten, der vom Staate lebte und nicht zuletzt dem Staate diente. Kein Wunder, daß er in Frankreich, dem klassischen Lande der Beamtenplage und des Beamtenhasses, seine Beliebtheit mehr und mehr einbüßte. Er genoß vielleicht den Respekt des Staatsbeamten, im übrigen aber hielt man sich mißtrauisch von ihm fern. Wie oft mag wohl in den Augen der gedankenlosen Menge, namentlich auf dem Lande, das Wirken des in seiner Sakristei eingeschlossenen Geistlichen seinen Sinn verloren haben, sein Gehalt in Zeiten realistischer Demokratie als ‚weniger wohlverdient angesehen worden sein als das des Briefträgers oder des Straßenwärters'.

Wenn er sich dann gar noch vornehm abschloß, aristokratische Manieren annahm, nur mit dem Adel verkehrte und monarchistische Politik trieb, dann durfte man sich nicht wundern, wenn er als der natürliche Verbündete der Mächtigen und Reichen, als Verteidiger der Privilegien, als Gefangener einer Kaste und Partei angesehen und gemieden, wenn nicht gar gehaßt wurde. „Der französische Klerus, der durch seine Bildung und sein würdiges Leben den Klerus gar vieler Länder überragt, übt auf sein Land einen viel geringeren Einfluß aus als seine deutschen, belgischen und amerikanischen Amtsbrüder. Warum? Weil er eine Welt und sozusagen eine Kaste für sich bildet, anstatt sich in den breiten Strom des Volkes zu stellen. Daher

* Kanonikus Laude; L'Action ecclésiastique sous le régime de la Séparation. Rev. du clergé français. 15. Aug. 1906. S. 637.

läßt ihn die Nation auch abseits liegen.' (Bischof Gibier von Versailles.) ‚Wir haben diesen Priestertypus gekannt, den Erben der Gewohnheiten verflossener Jahrhunderte; er war achtenswert in der Würde, mit der er sich umgab, doch war es sein Ideal, während des ganzen Lebens Seminarist zu bleiben, d. h. in seiner Zelle zu leben, zu bestimmter Stunde die vorgeschriebenen Andachtsübungen zu verrichten, überhaupt pünktlich die Funktionen des heiligen Dienstes zu erfüllen. Er nahm jeden liebevoll auf, der sich ihm nahte, aber er kam nicht eher, als bis man seine Hilfe in Anspruch nahm. Er floh den Umgang mit der Welt . . .' (Msgr. Péchenard, Rektor des katholischen Instituts in Paris, jetzt Bischof von Soissons.) ‚Er (der französische Klerus) hat am Altar und auf der Kanzel den Geist passiven Gehorsams, der ihm von den früheren Zeiten überliefert worden ist, unterhalten. Bewundernswert im Katechismusunterricht und in der Verwaltung der Sakramente hat er doch niemals die Tugenden des öffentlichen Lebens gelehrt; der Kampf hat ihn niemals gereizt. Sein Beispiel und seine Predigt haben ebenso passive Schüler geschaffen. Diese wissen nichts von der öffentlichen Verteidigung der Prinzipien. Aus Heiligen am Fuße der Altäre werden sie zu Feiglingen vor der Wahlurne.' (Erzbischof Ireland von St. Paul in Nordamerika, ein guter Kenner der französischen Verhältnisse.) ‚Wir verlangen von ihnen Männer und sie schicken uns Chorknaben', hatte Msgr. d'Hulst einst geklagt.

In dieses Halbdunkel geruhsamen Konkordatsgeistes, in dieses ‚schöngeistige Seelenchristentum', leuchtete es blitzartig hinein, als die Trennung von Kirche und Staat vollzogen wurde. Unbarmherzig deckte sie die Schäden und Versäumnisse der abgelaufenen Zeit auf. Aber nicht bloß das! Sie barg in ihrem Schoße auch gar wirksame Heilmittel. ‚Wenn die Kultvereine nicht in die Tat umgesetzt werden, wird der Bruch mit den Verirrungen des Zuhausebleibens (errements casaniers) sich von selbst vollziehen.' Diese Worte Laudes scheinen in Erfüllung zu gehen.

Die Trennung von Kirche und Staat beraubte die Kirche und damit auch alle ihre Diener des größten Teils ihrer Einkünfte. Soweit diese kein oder nicht viel Privatvermögen hatten, waren und sind sie noch immer nur zu oft der Not ausgesetzt. Jedenfalls müssen sich alle mehr oder weniger große Entbehrungen auferlegen. Sie beraubte ferner die Bischöfe ihrer Paläste und die Pfarrer ihrer Pfarrhäuser. Als eine reiche Familie dem Erzbischof von Aix ein vornehmes Haus anbot, lehnte er es ab mit der Begründung, daß es ihm nicht anstehe, in einem prächtigen Hause zu wohnen, während seine auf die Straße gesetzten Priester gezwungen seien, eine dritte Etage oder sonst ein armes Logis zu suchen. Alle fanden sich also unvermittelt Seite an Seite mit dem Volke, und die, die es noch nicht verstanden, mußten jetzt wohl oder übel lernen, mit ihm zu verkehren. Die Bischofs- und Priesterwohnungen, mitten im Volke aufgeschlagen, werden so ganz von selbst zu Settlements, zu Herden der Annäherung und Verständigung.

Diese soziale Umschichtung wird durch die neue Finanzorganisation noch gefördert. Der Ertrag des Kultpfennigs und der sonstigen freiwilligen Kultbeiträge ist heute von wesentlicher Bedeutung und hängt gar häufig ab von der

Intensität der persönlichen Beziehungen. Für eine Übergangszeit kann dies von nicht zu unterschätzendem Werte sein, indem auch die abgeschlossensten und rückständigsten Geister gezwungen werden, den Weg zum Volke gehen zu lernen. Der häufigere Verkehr aber wird größere Einsicht in seine Vorzüge und Schwächen und damit die Möglichkeit tiefergehender Wirksamkeit schaffen. ‚Indem der Priester das Volk besucht und seine Pfarrkinder sprechen hört, lernt er ja erst ihre seelischen Bedürfnisse kennen.“ (Bischof Gibier.) Der Einblick in die geistige Not eines vom Materialismus durchseuchten Volkes muß doch die größte Passivität überwinden; und die von der Liebe zum Volke getragene religiöse Arbeit am Volke wird dann die reifste Frucht all dieser Wandlungen sein.

Das Volk aber, bei dem die Religion nur zu oft eine Personenfrage ist, wird zu dem ihm so nahe gerückten Geistlichen, der mit dem Glorienschein der Armut, Entsagung und Vollkommenheit geschmückt ist, bald wieder größeres Vertrauen gewinnen. Was muß es empfinden, wenn es sieht, daß z. B. in der Diözese Moulins (Bourbonnais) sich mehr als fünfzig seiner Seelenhirten jetzt nur Sonntags Fleisch und Wein erlauben können wie die ärmsten unter ihnen? Wir wundern uns also nicht, wenn einige Bischöfe (Agen, Beauvais usw.) konstatieren, daß ‚die Trennung von Kirche und Staat die rein religiösen Verhältnisse eher gebessert habe‘.

Was nun die Trennung von Kirche und Staat im ganzen Lande fast automatisch bewirkt hat, das wird von den meisten mit voller Einsicht in Tragweite und Notwendigkeit ihres Tuns als Aufgabe und Pflicht der neuen Zeit ausgesprochen und in die Tat umzusetzen gesucht. Bang erinnert man sich der Toten und ihrer im Winde verhallten Worte. ‚Die Religion wird nur dann das erste Interesse des Volkes sein, wenn das Interesse am Volke das Gesetz der Geistlichen ist.‘ (Erzbischof de Boisgelin, † 1803.) ‚Von nun an hat der Heilige Stuhl mit dem Volke zu verhandeln, und deshalb müssen seine Bischöfe täglich in enge persönliche Beziehungen zum Volke treten.‘ (Kardinal Manning.) ‚Wenn die Völker sich von den Hirten zurückziehen, dann müssen die Hirten den Völkern nacheilen.‘ (Leo XIII.) Die Vorkämpfer des sozialen Gedankens mahnen mit erneuter Eindringlichkeit: ‚Nur auf dem sozialen Gebiet kann der Klerus noch mit Gewinn eingreifen. Im Regime der Trennung ist — abgesehen vom Apostolat — hier mehr und mehr sein eigentliches Arbeitsfeld.‘ (Albert de Mun, Figaro 1. Juni 1910.)

Bischöfe in wachsender Anzahl erkennen und bekennen ihre Aufgabe, sich und andere loszureißen von den Ketten der Routine, das Feld des nichtkultischen Apostolats weiter zustecken und intensiver zu beackern. ‚In den Erschütterungen und Umbildungen, die die Kirche durchzumachen hat, wird es von der bischöflichen Energie und Initiative, von seinem Weitblick und seiner Überzeugungskraft abhängen, ob der Klerus . . . den Weg zum Herzen des Volkes findet*. Die

* L'évêque et les paroisses de son diocèse. Rev. du clergé français 1. Aug. 1906. S. 502.

Bischöfe, die schon vorher sozial* orientiert waren, bringen mit noch größerer Eindringlichkeit ihre Überzeugungen zur Geltung. Zu ihnen gesellen sich soziale Neophyten, die noch unsicher tasten und die daher noch nicht die warmen, packenden Töne finden, die gerade ein Aufruf zur sozialen Tat enthalten muß. ‚Nachdem wir uns im Frieden und in der Sicherheit der Konkordatsjahre nur dem Dienste des Heiligtums gewidmet haben, ist jetzt die Stunde gekommen, uns eifrig mit den Werken sozialer Hilfe zu befassen. So werden wir in den herzlichen Beziehungen, die unsere Hingabe zwischen der Gesellschaft und uns herstellen wird, den irdischen Stützpunkt finden, der uns notwendig ist, um unsere göttliche Mission zu erfüllen. Das Konkordat bot ihn uns in seinen gesetzlichen Bestimmungen; unsere neue Orientierung wird ihn uns geben in der Liebe des Volkes.' (Erzbischof Fuzet: Dernières années concordataires. Vorwort.) Man bedenke, was es heißt, wenn Hierarchen Frankreichs, der ersten katholischen Nation der Welt, bekennen müssen: Wir sind im Missionsland und müssen dementsprechend unser Apostolat einrichten. ‚Niemand bestreitet es, daß wir neuen Zeiten entgegengehen, die neue Mittel und außerordentliche Anstrengungen hinsichtlich des Apostolats notwendig machen. Wir brauchen Priester . . . geschaffen nach dem Vorbild der ersten Apostel; denn wenn es schon vor zwei Jahrtausenden schwierig war, in die heidnische Welt das Christentum einzuführen, so ist es vielleicht heute noch schwieriger, zu verhindern, daß die christliche Welt in das Heidentum zurückfällt.' (Bischof Gibier.)

‚O, das ist der rechte Augenblick, um Priester zu sein! Das ist die Stunde der Entäußerung und der Prüfung, des Kampfes und des Opfers!... Die äußeren Bedingungen unseres Lebens sind nichts; mit dem Stab und der Pilgertasche haben die Apostel die Welt erobert. Nur die losen Blätter des Evangeliums trugen sie in ihrer Tasche; im Herzen aber hatten sie den Geist des Herrn: das reichte zur Eroberung der Welt.' († Kardinal Lecot.) Sehr eindringlich schrieb der Bischof Gieure von Bayonne: Wir bitten die Herren Pfarrer, eifrig die Gelegenheit der Kultorganisationen zu ergreifen, um alle ihre Pfarrkinder zu besuchen und sie über dieses Werk aufzuklären. Sie müssen mit ihren Gläubigen Fühlung nehmen; man wirft uns vor, und zwar mit Recht, daß wir außerhalb des Volkes leben; wir kennen es nicht mehr; es kennt uns nicht mehr. Priester, die in die Notwendigkeit versetzt wurden, eine Familie nach der andern zu besuchen, haben in unserer Diözese Entdeckungen gemacht, die sie in Erstaunen und Bestürzung versetzt haben. Alle haben sie herzlich und zuvorkommend empfangen, sogar und vielleicht besonders diejenigen, die sie wegen ihrer feindseligen Gesinnung fürchteten. Die Freude, einen Priester in ihrem Heim zu sehen, entlockte wackeren Arbeitern, an denen man auf der Straße achtlos vorüberging, Tränen der Rührung. Manchmal schlug man sich schamerfüllt auf die Brust. Man machte heimliche Entdeckungen, die bei etwas größerem priesterlichem Eifer unmöglich gewesen wären; an gutem Willen fehlte es bei diesen Leuten nicht, nur eines fehlte, die Gegen-

* Das Wort ist in diesem Zusammenhang im tiefsten und zugleich weitesten Sinn zu nehmen.

wart, das Herz des Priesters. Man schloß sich ja in sein Pfarrhaus ein! Gesegnet sei die Trennung, gesegnet die Armut, die die Folge davon ist, wenn sie uns die Seele des Volkes zurückgeben sollen.' Das Ideal des Priesters ist nach Bischof Lobbedey (Moulins) nicht mehr, wie früher im Schatten der Altäre zu warten, bis die Gläubigen zu ihm kommen; die Richtschnur seines Handelns sei die Vorschrift des Evangeliums: ‚Ite, exite in plateas, gehet hinaus auf alle Straßen, wo die ziehen, deren Belehrung und Rettung eure Aufgabe ist*.'

Und die Taten der Bischöfe bleiben nicht aus. Nicht umsonst hat Leo XIII. seine Arbeiterenzyklika erlassen. Nicht umsonst hat Georges Goyau sein vielbeachtetes Buch über Ketteler geschrieben. Nicht umsonst sind die vorbildlich wirkenden Gestalten eines Manning, eines Gibbons bekannt gemacht worden. Der von A. de Mun, L. Harmel, Yves le Querder (G. Fonsegrive)** ausgestreute Samen beginnt Früchte zu tragen. Da konnte man lesen, daß im Monat März 1909 Erzbischof Mignot beim Ausbruch des Streiks in Mazamet die Streikenden aufgesucht hat, um ihnen mit Rat und Tat (ansehnliche Geldspende) zu helfen. Um die nämliche Zeit versucht der Bischof Mélisson von Blois eine Einigung zwischen streikenden Bauarbeitern und ihren Arbeitgebern zu erzielen. Da die letztern es ablehnen, an den Verhandlungen teilzunehmen, spendet er 100 Fr. für die von der Gewerkschaft eingerichtete Suppenanstalt. Zahlreiche Priester folgen seinem Beispiel. Noch kühner war die soziale Initiative des Erzbischofs Amette von Paris. Als vor kurzem die Frage der Nachtarbeit im Bäckergewerbe aufs neue zum Gegenstand zahlreicher und leidenschaftlicher Erörterungen gemacht wurde, richtete er darüber einen Hirtenbrief an seine Diözesanen; ja er ließ es sich nicht nehmen, persönlich an einer Versammlung teilzunehmen, um der soziale Schutzgesetze erstrebenden Arbeiterschaft, wenn nicht sofortige wirksame Hilfe, so doch den Beweis seiner Sympathie und seines guten Willens zu bringen. Auch der Kardinal Andrieu von Bordeaux hat in derselben Angelegenheit eine von demselben Geiste getragene Kundgebung erlassen. Der schon öfters erwähnte Erzbischof Fuzet hat neuerdings in einem Hirtenschreiben das Genossenschaftswesen und in einem anderen das Landleben, seine Würde, seinen Verfall und seine Hebung behandelt. Während die Seine Paris und Umgebung überschwemmte, eilte der Erzbischof Amette unermüdlich von einem betroffenen Ort zum andern, um den Unglücklichen Trost und Hilfe zu spenden. Diesem unermüdlichen Oberhirten liegt besonders die Evangelisation der jungen Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten am Herzen. Vor einiger Zeit predigte er in eigener Person zwischen 12½ und 1 Uhr den Putzmacherinnen der Madeleinepfarrei***. Unermüdlich schreibt und wirkt Bischof Gibier von Versailles, dessen letzte Werke (Les devoirs de l'heure

* Rede gehalten zu Moulins am 20. Mai 1907.

** Lettres d'un Curé de Campagne. Lettres d'un Curé de Canton. Le Journal d'un Evêque. Catholicisme et Démocratie. 2 Bd. Lecoffre, Paris.

*** Diese Mission der Putzmacherinnen zählt ihre Mitglieder schon nach Tausenden. Sie hat überraschende Erfolge. Viele junge Mädchen von 18—20 Jahren bitten um die hl. Taufe und die erste hl. Kommunion.

présente. Justice et charité. 1. Bd. Connaître notre Peuple. 2. Bd.) Aufsehen erregen. Verbreitet ist auch die Broschüre des Bischofs Dadolle von Dijon: Nos Devoirs en regard de la Question sociale. Wie bedeutungsvoll diese Haltung des Episkopats für die zukünftige Entwicklung der katholischen Kirche in Frankreich ist, kann man am besten aus den gehässigen Deutungen (‚klerikale Demagogie') ersehen, die der Antiklerikalismus jedesmal zu geben sich nicht scheut, sobald ein solcher Fall bekannt wird.

Von einsichtigen, tatkräftigen Bischöfen durch Wort und Beispiel ermuntert, fangen immer zahlreichere Geistliche an, das ‚Misereor super turbam' des göttlichen Meisters zu bedenken und in die Tat umzusetzen. Die Semaines sociales, diese ambulanten sozialen Hochschulen, schlagen schon breitere Wellen auch in den Klerus hinein. Es reckt und regt sich etwas. Manche erwachen wohl wie aus einem Schlummer, wenn ihnen von ihrem Bischof ‚die Gründung und Förderung landwirtschaftlicher Vereine, ... Versicherungsgesellschaften, Volkssekretariate' (Bischof du Vauroux von Agen) anempfohlen wird. Froh folgen andere dem langersehnten Aufruf zur Tat und stellen ihre Kenntnisse im Weinbau, in der Bienenzucht, in der Bodenvermessung in den Dienst der Landwirte. Andere machen sich mit dem Arzt bekannt, erkundigen sich nach dem Stand der Krankheiten, um raten und helfen zu können. Der eine Geistliche hat ein Patent als Uhrmacher, ein anderer ist Buchdrucker, andere nutzen ihre Kenntnisse in der Photographie aus. Der Bischof Bardel von Séez erzählt: ‚Mehrere meiner Priester haben landwirtschaftliche Genossenschaften und Feuerversicherungsgesellschaften gegründet. Dank den so praktischen und ermutigenden Anweisungen des Abbé François von Cambrai betreten sie in noch größerer Anzahl diesen Weg.' Der Pfarrer von Saint-Antoine in Paris gründete bei der diesjährigen Überschwemmung eine Darlehenskasse für die Heimgesuchten (Caisse de prêt aux inondés) und verhinderte so den Ruin vieler kleiner Geschäfte. Die Wichtigkeit einer solchen Tätigkeit ist heute so einleuchtend, daß von vielen Seiten der Wunsch laut wird, es möchten die Seminare auch diese Vorbildung ins Auge fassen. Dann könnte man in den Hauptkantonen medizinisch und juristisch vorgebildete Geistliche verteilen und den Spezialinteressen der Gegend gerecht werden. So gewinnt der Geistliche die Achtung und das Vertrauen eines Volkes wieder, dem seine demokratische Erziehung einen neuen Maßstab der Beurteilung menschlicher Arbeit und menschlicher Würde gegeben hat. So verschafft er sich Einsicht in die Arbeitsverhältnisse seiner männlichen Pfarrkinder, die er früher nur zu oft abseits liegen ließ*. Er erwirbt sich ein Recht, mitzureden in beruflichen Dingen, mitzusorgen in allen Nöten, kurz, er kann auf diesem Wege wieder zum Vater des Volkes werden**. Der Geistliche kann aber auch dadurch seine jetzt so kärglichen Einkünfte vermehren, wie dies ‚die Vereinigung der handarbeitenden Priester', die vor einiger Zeit schon eine Ausstellung veranstaltet hat, systematisch tun will. Man begreift es, wenn

* Vgl. dazu P. Gontier: L'Apostolat des hommes. 1910.

** Um den bei Franzosen so leicht eintretenden Überschwang in geregelte Bahnen zu lenken, wird vielfach straffere Organisation, Einheitlichkeit des Vorgehens, Überwachung durch den Dekan gefordert.

gewisse Kreise durch diese Haltung beunruhigt werden. Sollten sich die Geistlichen einfallen lassen, die Liebe des Volkes zurückgewinnen zu wollen? ‚So kurze Zeit nach der Trennung von Kirche und Staat,' schreibt der Temps bestürzt. Dann wäre freilich die Herrschaft einer antiklerikalen Bürgerrepublik, die die Arbeiter jahrzehntelang durch das Gespenst des Klerikalismus und durch die zu nichts zerronnene Milliarde der Kongregationen foppte, zu Ende.

Eine Sozialisierung des priesterlichen Denkens und Handelns muß aber notwendig zurückwirken auf die Ausübung des priesterlichen Amtes innerhalb der Kirche. Das hat niemand klarer erkannt als der Kanonikus Laude, der goldene Worte über die Bedürfnisse und Notwendigkeiten der neuen Zeiten geschrieben und unter Billigung und Ermunterung seines Bischofes (Le Mans) in den kirchlichen Kreisen Frankreichs verbreitet hat*. Zunächst stellt er der entarteten Auffassung der Religion als eines Bündels von Kultpraktiken die traditionelle, echt katholische entgegen: ‚Das Christentum ist vor allem das in die Tat umgesetzte Evangelium, das Reich Gottes unter den Menschen, in der Gesellschaft sowohl als bei den einzelnen; es ist eine Lehre, die zu einer Geistesverfassung wird und so das öffentliche wie das private Leben der Christen durchdringt, in Bewegung setzt und seinem Ziele zuführt.' Demnach ist es die Aufgabe des Priesters der neuen Zeit, die nicht zuletzt durch ein unzeitgemäß ausgeübtes Apostolat unchristlich, ja widerchristlich geworden ist, auch einen neuen Geist und neue Formen anzunehmen oder vielmehr zu dem uralten Missionsgeist und seinen Arbeitsmethoden zurückzukehren. Persönliche Heiligkeit, nicht bloß korrektes Leben und Lehren, ist Vorbedingung jedes tiefergehenden Einflusses. Im Wirken zunächst das Dringlichste, Notwendigste, dann erst das Übrige, wie im Missionsland. Das Wesentliche, das um jeden Preis erreicht werden muß, ist die Gewinnung von Einfluß durch die Belehrung der Kinder und der Erwachsenen, durch das Aufsuchen der Verirrten und die Anwendung der Mittel, die geeignet sind, sie alle persönlich zu erreichen, durch den Kampf mit geeigneten Waffen gegen die Predigt des Irrtums, z. B. mit Hilfe von Zeitungen, Unterhaltungen, Konferenzen außerhalb der Kirche, schließlich durch eine Vereinsorganisation, die dem Klerus den nötigen Einfluß verschafft. Nichts darf in irgendeinem Falle abhalten, diese wichtigsten Pflichten zu erfüllen. Erst in zweiter Linie kommt der regelmäßige Gottesdienst, der zwar integrierender Bestandteil des Priesteramtes ist, aber hinter den oben genannten Pflichten zurückstehen muß. Angewandt auf die nach der Trennung notwendig gewordenen Neuorganisationen, ergibt sich die Folgerung: Eine Pfarrei, in der der Geistliche einen weittragenden, wohltätigen Einfluß ausübt, muß um jeden Preis aufrecht erhalten werden, auch dann, wenn es zunächst unmöglich ist, den regelmäßigen Gottesdienst beizubehalten. Unter relativ nebensächlichen Übungen versteht er Andachten, Bruderschaften usw., nicht als ob der Priester sie vernachlässigen dürfte, sondern um zu zeigen, daß der diesen Dingen zugewandte Eifer nicht genügen würde, wenn das Wesentliche und Integrierende fehlte.

* L'Action ecclésiastique sous le régime de Séparation. 30 S. Le Mans, Bienaimé abgedr. Rev. du clergé franç. 15. Aug. 1906.

Auch müsse jede dieser Übungen dahin zielen, das Apostolat zu unterstützen, d. h. christliches Denken und Leben in den Seelen in Fluß zu bringen.

Das beste Mittel — das wird immer wieder betont — ist häufige, inhaltlich befriedigende Predigt; die Unwissenheit in religiösen Dingen ist ja fast ‚zu einer Art zweiter Erbsünde' geworden, und ‚es ist unmöglich, zu verkennen, daß dieses Übel durch die Vernachlässigung der Predigt mit verschuldet ist'. (Lapeyre*.)

Es wäre auch eine segensreiche Wirkung der Trennung von Kirche und Staat, wenn die zur Verfügung stehenden ‚pekuniären Hilfsmittel nicht so sehr dem Glanz der Zeremonien und nicht unbedingt notwendigen Baulichkeiten, als vielmehr der Ausbreitung der Wahrheit, wäre es auch nur durch die Presse, und den Werken der Nächstenliebe dienten', wie Laude wünscht. In der Tat hat der verstorbene Kardinal Richard den Wunsch ausgedrückt, daß in der Diözese Paris der Pomp bei den Zeremonien verringert werde ‚wegen der Verfolgung, der die Kirche ausgesetzt sei, und um sich so viel als möglich der christlichen Gleichheit zu nähern'. Infolgedessen sind z. B. die Gebühren bei Hochzeiten und Beerdigungen um mehr als die Hälfte herabgesetzt. Die Versammlung des Pariser Diözesankomitees (1910) drückt den Wunsch aus, daß man bei der Erstkommunion in bezug auf Kleidung ‚die nämliche Bescheidenheit und religiöse Einfachheit wie ehemals bewahre und daß man gegen eine gewisse Weltlichkeit Front mache'! Auch diese Bestrebungen bedeuten eine Annäherung von Kirche und Volk.

Doch was nützt aller Eifer des Geistlichen, wenn der Lehrer in der Schule zerstört, was in Kirche und Haus aufgebaut worden ist. Wichtiger als die Arbeit an den Erwachsenen ist ja die Gewinnung der Jugend. Das haben die Laizisten erkannt, als sie 1881—1886 ihre Schulreformen eingeführt haben. Das hat die Trennung von Kirche und Staat den Katholiken von neuem mit eindringlicher Schärfe eingeprägt. Rothenbücher hat ganz recht gesehen: ‚Der Schwerpunkt der kirchlichen Macht liegt nicht mehr in ihrer rechtlichen Organisation. Die kirchenpolitischen Kämpfe drehen sich heute wesentlich um die Schule.' Dies ist heute mehr als je der Fall, wo die Schule in der Hand eines despotischen Staates ein Werkzeug rücksichtsloser Laisierung zu werden droht. Drängt doch die Entwicklung immer mehr zur Aufstellung der heidnischen Forderung: das Kind gehört dem Staate. Die Volkssouveränität verleiht ihm das Recht, es in seinen Anschauungen erziehen zu lassen, selbst wenn diese im Gegensatz zu den Anschauungen der Eltern stehen. ‚Seitdem nun das Trennungsgesetz in Kraft getreten ist, hat sich eine neue Form des Widerstandes gegen den Staatsunterricht gezeigt.' Der Unterrichtsminister Doumergue meint damit vor allem die beiden Kollektivhirtenschreiben (Aug. 1908 und Sept. 1909), in denen der französische Episkopat mit Freimut und Schärfe auf die Gefahren der Laienschule und mancher dort eingeführten Lehrbücher aufmerksam machte. Um die gesetzlich garantierte, in der Praxis

* Vgl. z. B. die zum Teil recht scharfen Auslassungen des Generalvikars Caulle: Le devoir de la prédication. Rev. du clergé français 15. juin 1906, und Lesêtre: Voir clair et dire vrai. Ebd. 15. Nov. 1905.

leider so oft verletzte Neutralität der Staatsschulen in religiösen Dingen in etwa zu kontrollieren und wirksamer, als es dem einzelnen Vater möglich ist, zu schützen, hat man sogenannte Familienvätervereinigungen gegründet, die doch wohl manches Übel abstellen können. Um ihnen ein Vorgehen gegen den einzelnen Lehrer unmöglich zu machen, hat Doumergue der Kammer ein Gesetz vorgelegt, das neben anderm die Ungeheuerlichkeit einführen will, dem Staate die Verantwortlichkeit, die der Lehrer bis jetzt getragen hat, zuzuschieben.

Neben der Überwachung der radikalisierten Staatsschulen ist die Pflege des freien Schulwesens dringendste Pflicht der Katholiken. ‚Die Kirche braucht nötiger Schulen denn Kathedralen.‘ Dieses Wort des Bischofs Dadolle von Dijon ist charakteristisch für die Situation. Man bedenke aber die Schwierigkeiten. Die Klosterstürmer Combes, Rouvier und Clémenceau haben in vier Jahren nahezu 16000 freie Ordensschulen geschlossen. Die Trennung von Kirche und Staat hat den Katholiken ca. 500 Millionen gekostet. Wie ein Damoklesschwert schwebt die Monopolgefahr über den noch vorhandenen und neu zu errichtenden Schulen. Aber man läßt sich nicht abschrecken. Schulen, Lehrerbildungsanstalten für männliche und weibliche Kräfte, Lehrer- und Lehrerinnenorganisationen, periodische Publikationen* erstehen in immer größerer Anzahl. Viele Lücken sind noch auszufüllen, viele Probleme noch zu lösen**. Fürwahr, die Opferkraft der französischen Katholiken wird hier wie überall auf eine harte, harte Probe gestellt.

Allein nicht bloß auf finanziellem Gebiete werden die Laien seit der Trennung von Kirche und Staat mehr als früher herangezogen. Auch auf ihre Arbeitskraft, ihre geistige Hilfe wird gerechnet. ‚Die Schwächung des Glaubens, der Antiklerikalismus, sind die Früchte der religiösen Unwissenheit. Wir gehen an dieser Unwissenheit zugrunde. Wir müssen uns folglich meines Erachtens zunächst bemühen, freiwillige Katecheten zu finden, um die Pfarrer und Vikare zu unterstützen.‘ (Bischof Péchenard von Soissons.) Sie sollen überall dort ihren Einfluß geltend machen, wohin die Geistlichen aus irgend einem Grunde nicht gelangen können. In großer Zahl sind jetzt namentlich schon Frauen in diesem Sinne tätig. Auf der Generalversammlung des ‚Katechismuswerkes‘ 1910 wurde festgestellt, daß ‚28 700 freiwillige Katecheten 140 000 Kindern Religionsunterricht erteilen, und daß die Diözese Paris mit 3428 Katecheten und 34 700 Kindern obenan steht‘.

Auf Diözesan- und Kantonalkongressen, in Konferenzen und Versammlungen der verschiedensten Art, die seit der Trennung immer häufiger werden, befaßt man sich unaufhörlich mit all den im Vorhergehenden angedeuteten Problemen. Zahllose Anregungen und Neuerungen auf allen Gebieten des inner- und außerkirchlichen Lebens und Wirkens gehen von hier aus. Der Stein ist ins Rollen geraten. Das Volk wird aufmerksam. ‚Gewisse Auf-

---

* Seit Februar 1910 gibt der Leiter des freien Unterrichtswesens der Diözese Paris Abbé Audollent eine den Gesamtinteressen dienende, vielversprechende Zeitschrift L'École (Librairie Générale Catholique, Paris) heraus.

** Vgl. z. B. die Verhandlungen des Congrès du Syndicat de l'Enseignement libre et secondaire, Paris 15.—16. Mai 1910.

sehen erregende Taten des Episkopats bestätigen diese (soziale) Bewegung; die Massen, die bis jetzt so eifersüchtig von der Kirche ferngehalten worden sind, zittern in eigenartiger Erregung.' Da und dort erstehen Mitarbeiter, wo man es nimmer vermutet hätte. Sogar in den Reihen der einfachen Gläubigen läßt man sich in ungewohnter Weise angelegen sein, die Geheimnisse der sozialen Aktion zu erlernen. ‚Eine stattliche Bibliographie sprießt seit sechs Jahren hervor, die die Methoden erneuert, die Horizonte erweitert und die praktische Wirksamkeit derer, die den Anstoß zu der Bewegung gegeben haben, verzehnfacht*.' Die Semaine religieuse von Paris (3. April 1910) konstatiert freudig, daß die Zahl der ‚sozialen Katholiken', d. h. derer, ‚die an der Aufrichtung einer christlichen Gesellschaftsordnung arbeiten, von Tag zu Tag wächst', und Albert de Mun spricht von der ‚wachsenden Intensität, die die soziale Tätigkeit des Klerus seit der Trennung von Kirche und Staat aufweist'. Diese neue Orientierung — das betonen die Führer der Bewegung ausdrücklich — bedeutet durchaus nicht etwa, daß sich das Christentum heute nur noch oder auch nur in erster Linie in sozialen Taten auswirken müsse, daß technische Lösungen der sozialen Probleme versucht werden sollten oder daß das Christentum einseitig zum Evangelium der armen Leute gemacht werden dürfe. Nein, nur der Gesichtskreis soll erweitert, die Methode geändert, die Energie wachgerufen werden, damit die Menschen, die Seelen wieder voll und ganz in den Brennpunkt priesterlicher Heilssorge treten. ‚Tausendmal dringender', sagt Fr. W. Foerster so schön, ‚als Nationalökonomen, Sozialreformer und Agitatoren brauchen wir ja gerade solche Menschen, die sich mit der Pflege des Seelenzustandes beschäftigen, aus dem der Wille, die Kraft, die Selbstverleugnung, die Liebe kommt, ohne welche die Programme vergilben, die Gesetze nicht durchdringen, die Organisationen stocken, die Verträge gebrochen werden und die besten Vorschläge am unversöhnlichen Eigenwillen und an der rechthaberischen Gereiztheit aller Beteiligten scheitern**.'

Noch stehen freilich viele, wenn nicht die meisten, abseits und sehnen sich zurück nach vergangenen Zeiten, nach entschwundenen Idealen, nach vermißten Privilegien. Jammernd und scheltend lassen sie die Gelegenheiten des Handelns vorüberziehen. Durch antithesenreiche Reden, durch volltönende, aber aussichtslose Gründungen suchen sie sich und die Welt über ihre Unfruchtbarkeit hinwegzutäuschen. Doch gerade das will ihnen nicht mehr recht gelingen, und es ist nicht die unwichtigste Wirkung der Trennung von Kirche und Staat, daß z. B. Politiker, die von ihrem Herrensitze aus mit Hilfe einer schönen Formel die katholische Partei aus dem Boden stampfen wollen, ohne vorher katholische Männer herangezogen zu haben, allmählich fast dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen.

Die Zukunft gehört denen, die im Glauben an Christus und die Kirche die Kraft finden, das verführte Volk zu retten. Möchten sie der Aufgabe, die

* Gonin: Chronique sociale de France. April 1910.

** Christentum und Klassenkampf. 4.—6. Tausend. 1908. S. 23.

die Zeit mit eindringlichem Ernste ihnen zugeschoben hat, gewachsen sein! Schon eilt auf leisen Sohlen die Hoffnung segnend durchs Land. ‚Ich bin überzeugt,‘ sagt Bischof Dadolle (loc. cit. S. 23), ‚daß wir einem besseren Zustand entgegengehen, wenn nicht politisch, so doch sozial.‘ ‚Einige Papierblätter, „Gesetz“ genannt, trennen die Kirche vom Staat; aber kein Gesetz kann verhindern, daß die katholische Weltanschauung mit all ihren Anwendungen wieder in das soziale Leben einzieht . . . Die Gegenwart, aus der man die Kirche verbannt hat, ist schon Vergangenheit; die Zukunft gehört ihr*.‘ Paris geht mit gutem Beispiel voran. Schon rechnet man mit der Möglichkeit seiner Wiedergeburt, die dann ‚in religiöser, moralischer und sozialer Hinsicht einen entscheidenden Einfluß auf Frankreich ausüben wird‘. (Echo de Paris, 29. Mai 1910.) Wenn nur durch unermüdliche Kleinarbeit überall wieder religiöses Leben geweckt ist, christliche Sitten geschaffen, glaubenstreue Männer herangezogen sind, so wird auch der Tag kommen, wo der wieder christlich gewordene französische Staat mit der katholischen Kirche in dieser oder jener Form ein neues Konkordat abschließen wird. Dann hat die Trennung von Kirche und Staat ihren tiefsten Sinn, Mittel zur Wiederbekehrung des Landes zu sein, erfüllt.

---

* Goyau: L’éducation de la conscience publique, Croix 2. Aug. 1910.



# Briefe König Ludwigs I. von Bayern an Bischof Sailer / Von Remigius Stölzle

Der Verfasser der geistvollen ‚Geschichte des deutsches Briefes'* nennt die Briefe der Vergangenheit einmal ‚Wegweiser in der Lebens- und Geistesgeschichte unseres Volkes'. Mit Recht; sein Ausspruch gilt aber auch für die Lebens- und Geistesgeschichte des einzelnen. Ist doch der Brief nach einem treffenden Ausdruck Herders** ein ‚Abdruck der Seele'. Wer sollte sich nicht für solche Abdrücke der Seele interessieren in einer Zeit, die es in Dichtung und Wissenschaft besonders auf Seelenanalyse abgesehen hat? Dieses naturgemäße Interesse wächst mit der Bedeutung der briefschreibenden Persönlichkeit. Und wer könnte einem König wie Ludwig I. Bedeutung absprechen? Um Briefe dieses hervorragenden Fürsten aber handelt es sich in unserem Falle, Briefe, die an eine nicht weniger bekannte Persönlichkeit gerichtet sind, nämlich an Bischof Johann Michael Sailer, dessen Bedeutung wir erst kürzlich in dieser Zeitschrift*** dargelegt haben. Ehe wir aber den König selbst in seinen Briefen zu uns sprechen lassen, müssen wir zum besseren Verständnis des Folgenden einige orientierende Bemerkungen vorausschicken über das Verhältnis König Ludwigs I. zu Sailer.

Ludwig bezog im Jahre 1803 als Kronprinz die Universität Landshut. Dort wirkte, damals auf der Höhe seines Ruhmes stehend und in ganz Deutschland durch seine literarische und seine lehramtliche Tätigkeit bekannt, Johann Michael Sailer. Ludwig hörte hier nicht bloß Sailers berühmt gewordene Vorlesungen aus der Religionslehre, die dieser später unter dem Titel ‚Grundlehren der Religion'† veröffentlichte, sondern er hatte auch bei Sailer noch privaten Unterricht. Sailer schreibt am 19.—20. Mai 1803 an die Gräfin Auguste von Stolberg-Wernigerode:

> ‚Dem Churprinzen gebe ich die Woche dreymal die Moral des Regenten in christlichen Maximen und einmal erklär ich ihm das Evangelium des Sonntags, aber in Geheim.'††

Gleichzeitig unterrichtete Sailer damals auch den Erbprinzen von Sigmaringen†††. Beide gingen im Herbste 1803 nach Göttingen. Sailer meldet das am 6. September 1803 nach Wernigerode und fügt ein bemerkenswertes Urteil über Ludwig an. Er schreibt an die genannte Gräfin Auguste von Stolberg:

> ‚Unser Churprinz geht künftiges Jahr wirklich nach Göttingen; er ist eine edle, liebenswürdige, durchaus unverdorbene Pflanze. Gott behüte sie. Amen, Amen . . . Auch der Erbprinz von Sigmaringen geht vermutlich in demselben Monat November 1803 nach Göttingen; ich scheide mich ungern

---

* Georg Steinhausen: Geschichte des deutschen Briefes Bd. II. (1891), S. 410.

** Ebenda S. 207.

*** Hochland, Maiheft 1910; vgl. auch die Einleitung zu Joh. M. Sailers Schriften, ausgewählt und eingeleitet von Dr. R. Stölzle. 1910, S. 1—23. Sammlung Kösel.

† Werke, Bd. 8.

†† Ich verdanke die Briefe Sailers an die Familie Stolberg dem gütigen Entgegenkommen Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Stolberg-Wernigerode und des allzeit liebenswürdigen fürstlichen Archivars und Bibliothekars Dr. Ed. Jacobs in Wernigerode.

††† Über ihn vgl. die schöne Studie von Zingeler: Fürst Karl von Hohenzollern (in Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde).

von beyden, weil ich einiges Korn in diese Erdreiche streuen konnte.'

Daß Sailer diese fürstlichen Persönlichkeiten Religion und Tugend lieben und achten und üben lehrte, darf man ohne weiteres voraussetzen. Er hat aber auch ausdrücklich die Quintessenz dessen, was er die beiden Erbprinzen lehrte, ausgesprochen in einem Denkspruch, den er speziell als das Thema seiner Prinzenerziehung bezeichnete. Er schreibt darüber ebenda:

,Mein Zeitalter wird von drey bösen Dämonen entnervt, zerrüttet, degradirt. Der erste Dämon heißt der Sophist der Lust, der die Welt in eine Lustpartie verwandeln will und sie entnervt, der zweyte heißt der Sophist der Willkühr, der lauter Ungerechtigkeit frißt und die Welt zerrüttet, der dritte heißt der Sophist des profanen Sinnes, der alle Religionsanstalten annihiliert, Irreligion einführt und die Welt degradirt. Gegen diese drei Sophisten zu kämpfen hat Beruf der Christ, und vor allem der Regent. Um es zu können, muß er größer seyn als die Welt und größer als die drey Dämonen. Dies ist es, was ich meine Erbprinzen lehre.'

Sailers Prinzenerziehung war nicht ohne Früchte. Die Keime einer edlen Gesinnung, die Sailer gelegt hatte, gingen bei beiden Prinzen herrlich auf. Bei Ludwig zeigten sie sich in einer kernhaften Frömmigkeit, in herrlichen Regententugenden und in einer schönen Menschlichkeit, welche der fürstliche Zögling, zur Regierung gelangt, besonders durch eine rührende Dankbarkeit gegen seinen ehemaligen Lehrer Sailer an den Tag legte. Diese Dankbarkeit zu betätigen hatte Ludwig die schönste Gelegenheit, als Sailer, von Neidern und kurzsichtigen Menschen verfolgt, unter deren grundlosen Verdächtigungen seiner kirchlichen Gesinnung zu leiden hatte. Da war es der ehemalige fürstliche Zögling, der nicht müde wurde, bis er die Sailer von seinen Gegnern bereiteten Hindernisse an höchster kirchlicher Stelle aus dem Wege geräumt hatte, und der nicht ruhte, bis er Sailer auf dem bischöflichen Stuhle sah. Und wie dem Professor Sailer ein treuer und dankbarer Schüler, so blieb er dem Bischof Sailer bis zu dessen Tode ein warmer Gönner und erbat und befolgte in vielen Angelegenheiten Sailers klugen Rat. Den großen Einfluß, den Sailer damals beim Könige Ludwig besaß, werden die noch bis 1918 im kgl. Haus- und Geheimarchiv München unter Verschluß liegenden Briefe Sailers an Ludwig seinerzeit kundtun. Das schöne Verhältnis des Königs zu Sailer und das hohe Ansehen, das Sailer bei Ludwig damals genoß, offenbart aber heute schon eine Anzahl von Briefen, wie sie König Ludwig von 1820 bis 1831 an Sailer schrieb. Die Briefe sind teils eigenhändig von Ludwig geschrieben, teils nur mit Namen vom König gezeichnet, teils in Abschrift vorhanden. Sie stammen aus dem Nachlaß Sailers, der auf dem Ordinariate Regensburg liegt und dessen Verwertung ich dem rühmenswerten Entgegenkommen Sr. Exzellenz des hochwürdigsten Herrn Bischofs und Reichsrates Dr. Antonius von Henle und dessen hochwürdigstem Ordinariate verdanke. Ich gebe die Briefe mit diplomatischer Treue. Hier sind sie.

,Rom, 22. November 1820.

Damit meine Kinder das Wort des Heiles länger nicht entbehren, wünsche, fest bauend, daß Sailer, vom Apostolischen Geiste erfüllt, einen würdigen Arbeiter im

Weinberge des Herrn mir vorgeschlagen habe, Pfarr-Vikar Oettl, wenn ihm beyliegende Bedingungen gefallen, mit des nächsten Jahres erstem Tage die Religionslehrerstelle bey meinen Kindern, in Würzburg, antreten zu sehen. Das Recht behalte ich mir vor, demselben auch noch andere Unterrichtsstunden übertragen zu können, sowohl bey meinen jezo lebenden als etwa noch geboren werdenden Kindern, nebst jenen in der Religion. Kost und Trank, Wohnung, Beleuchtung und Beheitzung bekommt derselbe; sechshundert Gulden macht in einem Jahre die Besoldung aus. (Später mehr, wenn Er m[einer] Erwartung entspricht.) Theilen Sie dieses abschriftlich Wort für Wort Oettln mit. Wenn er es annimmt, schreiben Sie es mir gefälligst, und zugleich meiner geliebten Gemahlin der Kronprinzessin, auf daß derselbe dann am bestimmten Tage sein Amt beginne, was meiner Entfernung wegen sonsten nicht geschehen könnte.

Zimmers* Tod betrauerte ich wegen Ihnen und Bayern. Ihre Arbeit** werde ich, wie ich selbe erhalten, dem Cardinal Consalvi*** mittheilen, denn sehr liegt mir am Herzen, Ihnen meine Gesinnung gegen Sie zu bethätigen, dem Vaterlande solch wichtigen Dienst zu leisten. Mit diesen Gefühlen

Sailer vorzüglich geneigter
Ludwig Kronprinz.'

'Rom 21. März 1821.

Vorsätzlich schrieb ich Ihnen nicht früher auf Ihren Brief vom 17. December, der mir Antwort war, der ich Ihnen meines Strebens Ergebniß mittheilen wollte, mein innigst hochgeschätzter Herr Geistlich. rath, und erst die letzte Post brachte mir H. Thürheims† Antwort. Gleich den andern Tag, nachdem ich von dem meinen linken Arm am 22ten Jänner betroffen habenden Unfall so weit hergestellt war, um ausgehen zu dürfen, brachte ich dem Cardinalstaatssecretär Consalvi einige Exemplare Ihres Werkes.†† Etliche Tage hierauf über die enthaltende Erklärung ihn befragend erwiederte er mir: „Was ihn betreffe, wäre er mehr denn zufrieden." Quando (sic!) a me sono piu che sottisfatto. Und wiederholt gab er mir vor wenigen Tagen noch die Versicherung, daß ich diese Sache als zu Ihren Gunsten entschieden betrachten könnte. Bereits (keine Zeit zu versäumen, wodurch in der Welt schon Alles verlohren wurde) bereits am 13. Februar; worauf derselbe unterm 2ten dieses mir erwiederte: „Da es E. K. H. gnädigst übernommen haben, die Vorurtheile welche man gegen den würdigen Sailer in Rom gefaßt zu haben schien, zu entfernen: so wird, wie mir die dermaligen Gesinnungen S. M. des Königs bekannt sind, die Ernennung desselben als Bischof od. Coadjutor ganz gewiß erfolgen." Ich wünsche Bayern Glück wenn es Sailern bald zu einem seiner Hirten bekömmt. Wenigstens so lange aber, bis nicht Ihre Ernennung erfolgt, verschweigen Sie meine Theilnahme; ich habe meine Gründe. Ich vergaß Ihnen zu sagen daß ich bereits noch im vorigen Jahre angefangen habe, zwischen vier Augen mit dem Papste††† von Ihnen zu reden und das mit Wärme und Eyfer. Wie wirksam schon Oettl sich bewieß, schrieb mir, ihn sehr lobend, die Kronprinzeßin, meine vielgeliebte Frau. Fast kein Werktag vergehet, daß ich nicht Ihres (zum 3ten mal nach Rom mit mir

---

* Professor der Dogmatik in Landshut, ein langjähriger treuer Freund Sailers.

** Gemeint ist Sailers Erklärung bezüglich seines Standpunktes gegenüber den Pseudomystikern, vergl. Werke 9, S. 221—224.

*** damals Staatssekretär.

† Bayrischer Minister.

†† Die Erklärung Sailers über seine Stellung zum Mysticismus.

††† Pius VII.

gekommenen) Gebetbuches* mich bediene, wie an Sonn- und Feyer-Tag Ihrer „Homilien"**. Es ist Seelenspeiße.' (Brief unvollständig erhalten.)

‚München 12. März 1822.

Gestern empfing ich Ihren Brief vom 8ten dieses, der ich, mehr als Sie wohl denken, mit Ihnen beschäftiget bin. Weniges ist mir fortdauernd so angelegen, als Sie zum Coadjutor des Regensburgischen Bischofs Sitzes zu befördern. Dessen Bischof schrieb, er würde Sie als solchen officiel begehren wenn die Hinderniße weggeräumt seyn würden. Dieses erfuhr ich vor wenigen Tagen und traf gleich die Verfügung, daß Wolf*** angegangen werde den officiellen Schritt bey der höchsten Stelle zu machen, und daß selbe alsdann nicht durch die Nuntiatur, sondern durch unsere Gesandschaft in Rom an den päpstl. Stuhl gelangen läßt. Noch diesen Winter schrieb mir Cardinal Häffelin†, nur solches erwarte er um Sie zur Coadjutorstelle zu bringen, wiederhohlte mir des Cardinalstaatssecretärs geneigte Gesinnung. Ich lasse nicht ab, damit hat's gute Dinge. Ihre „Homilien" erbauen und stärken mich, es ist ein hochverdienstliches Werk; zu preißen ist der, in welchem Wort und That in solchem Einklang steht wie bey derselben Verfasser. Wiederholten Dank für Oettl††, es ist ein trefflicher Mann, ein würdiger Schühler dessen die Hochachtung besitzenden seines ihm ganz

vorzüglich gewogenen
Ludwig Kronprinz.'

‚München 26. April 1822.

Ich wünsche Bayern Glück, innigst geschäzter Sailer, Regensburgs Coadjutor, Germanikopolis††† Bischof. Selbst dieser Name freut mich, denn nicht nur Bayern, Deutschland gehört Sailer an, der schon so viel gewirkt hat, noch wirken wird, und durch seine Schühler und Schriften in ferner Zukunft hin. Heute (kaum sind wenige Stunden verflossen) empfing ich von unserm Gesandten Cardinal Häffelin, der es mit Eyfer betrieben, die erfreuliche Ernennung, samt einem auf höchsten Befehl von dem Auditore Monsignore Odescalchi an den Nuntius erlassenen Schreiben, und diesem hier beyliegenden [: wenn ich nicht irre vom Cardinal Häffelin :] für Sie. Glücklich bin ich, wenn Gott sich meiner als Sein Werkzeug, bey dieser für Kirche und Staat heilbringenden Angelegenheit bedient hat. In Ihr Gebeth empfielt sich Ihr Ihnen vorzüglich

gewogener
Ludwig Kronprinz.'

‚München 13. May 1822.

Ihre Briefe vom 30. April und 1ten May, diese lieben Briefe des lieben Bischofs Sailer habe ich mit Freude gelesen und obgleich meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist, will ich mirs nicht versagen einige Zeilen zu erwiedern, auszudrücken wie sehr es mich freut Sie doppelt erfreut zu haben durch das gemalte Fenster für den Regensburger Dom, diesen ehrwürdigen, den einzigen in Bayern, welchen der Neueren

---

* Sailers Gebetbuch: „Das kleinere Gebetbuch" (Bd. 22 der Werke) und „Vollständiges Lese- und Gebetbuch für katholische Christen" (Bd. 23—25) machte seinerzeit Epoche in der Gebetbuchliteratur, indem es die damalige Schundliteratur auf diesem Gebiete verdrängte durch eine kernhafte, biblische, apostolische Frömmigkeit, die Christus in den Mittelpunkt des Andachtsbuches stellte.

** Homilien auf alle Sonn- und Festtage, Bd. 32 u. 33.

*** Damals Bischof von Regensburg.

† Häffelin (1773—1827), Kardinal und bayerischer Gesandter am päpstlichen Stuhle.

†† Ötl (1794—1866) wurde später Bischof von Eichstätt.

††† Sailer war zum Koadjutor des Bistums Regensburg mit der Anwartschaft auf Nachfolge ernannt und wurde als Bischof von Germanikopolis in partibus präkonisiert am 27. September 1822.

entweihende Hand nicht verdorben haben (sic!), und daß ich Sie erfreute, indem ich Barbing* mit Hausgeräthe versah. An jedem Sonn-Feyertage fahre ich fort die Homilie des Tages zu lesen welche Sie geschrieben, voll der Kraft der Wahrheit. Wie der Körper Nahrung bedarf so die Seele, daß sie nicht untergehe in dem Strudel der Welt. Schon mehr als ein Geschenk machte ich mit Ihrem Gebetbuche, mit Ihren Homilien und schönen Händen gab ich sie, gerade weil Schöne am meisten der Gefahr ausgesetzt sind. Ein gutes Buch kann herrlich wirken nach Jahrhunderten noch. Dahin trachten daß junge Leute, wenn sie ihre eigene Herrn werden, täglich, wenn gleich nur wenig, eben täglich in einem wahrhaft frommen Buche lesen, finde ich von hoher Wichtigkeit. Mit Thomas a Kempis beginne ich immer mein Tagewerk. Ich wiederhohle bethe Sailer für

Ludwig.'

,Am 1ten des 1825ten Jahres.

Lieber, innigst geschätzter Bischof! meinen Dank, meinen lebhaften für die guten Wünsche zu diesem Neuen Jahre; das schönste Neujahrgeschenk ist mir die Ankündigung des Gebetbuches für jeden Monatstag,** deren keiner vergeht (Ausnahme kömmt fast nie vor) daß ich nicht in einer Ihrer trefflichen Schriften lese. Vier und zwanzig (alle hatte ich gewünscht) sind von Ihren Homilien ins Italienische übersetzt und werden hoffentlich bald gedruckt. An Oettln gaben Sie mir einen Schatz, einen reichlich Zinsen bringenden. Herrliche Wirkung hatte es bereits auf m[einen] Erstgebohrnen***, seit er dessen Leitung anvertraut. Die Kronprinzessin vereint ihre Wünsche mit den meinen. Erhalten Sie sich und lange, hiemit und sich in Ihr Gebeth empfehlend schließt Ihr äußerst viel auf Sailer haltender

Ludwig Kronprinz.'

,München 15. Februar 1825.

Eben bekomme ich von unserm Gesandten Cardinal Häffelin aus Rom die freudige Nachricht die ich in der Faßnacht noch dem geliebten hochverdienten Bischof Sailer mitzutheilen mich beeile daß Sie meinem Wunsche gemäß zum Domprobste† in Regensburg ernannt sind. Die Abschrift dessen was Cardinal Pacca†† an den unsern erließ füge ich hiebey, Ihr großes, großes Verdienst werkthätig anzuerkennen ist ein großes Geschäft für Ihren Ihnen ganz vorzüglich

gewogenen

Ludwig Kronprinz.'

,München 25. Februar 1825.

Freudigen Gemüths schicke ich Ihnen hiemit, mein innigst hochgeschätzter Bischof, das von Rom mir zu diesem Ende gewordene Breve, die Ihnen verliehene Regensburger Domprobstwürde ausdrückend. Fürstin Taxis hatte mir die erste Kunde von ihrer Erledigung gegeben, Sie (der es bereits bey mir aufs beste) dazu meiner Verwendung empfehlend, was ich auch am nehmlichen Tage noch hier gethan und mit der ersten Post in Rom. Ihre Antwort auf meine vorläufige Benachrichtigung habe ich bekommen, mit wahrem Vergnügen gelesen. Erhalten Sie sich lange noch und bethen Sie für Ihren Ihnen vorzüglich gewogenen

Ludwig Kronprinz.'

---

* Ludwig überließ das Schlößchen Barbing bei Regensburg dem Bischof Sailer zum Landaufenthalt.

** Gemeint ist: „Der christliche Monat", Bd. 37 der Werke Sailers.

*** Max (geb. 1811), der spätere König Max II., † 1864.

† 1825 wurde Sailer auf Wunsch Ludwigs zum Dompropste ernannt.

†† Pacca (1756—1844), Kardinal, lange Nuntius in Cöln.

,München 14. July 1825.

Ihre allzu große Tätigkeit, lieber hochgeschätzter Bischof, in Verrichtung Ihrer geistlichen Handlungen ist Ihrer mir äußerst wichtigen Gesundheit schädlich, wird, fahren Sie so fort, derselben verderblich. Vor allem stellen Sie solche zuerst völlig her und nach gehöriger Ruhe thun Sie in mehreren Tagen was Sie seither in einem einzigen vollbracht, was nicht durch die Pflicht der Selbsterhaltung von Ihnen verlangt, sondern auch die gegen das Vaterland, nicht daß Sie kurze Zeit wirken, sondern möglichst lange, dieses wird für Bayern heilbringend seyn, wenn Sie in der Art wie bisher fortfahren, werden Sie's nach ärztlichem Ausspruche nicht lange machen, das wäre ein schrecklicher Verlust für Kirche und Staat, namentlich für Ihren Sailers Werth erkennenden Ihnen recht anhänglichen

Ludwig, Kronprinz.'

,München, den 21. Oktober 1827.

Mein lieber Herr Bischof von Sailer! Der Priester und Capitular Bonifaz Sharp zu Regensburg hat sich in einer neuerlichen Bittschrift an Mich gewendet, und darin über Verfolgung und Justizverweigerung Beschwerde geführt. Da aber derselbe, wie auch aus der anliegenden — wieder zurückzusendenden — Entschließung des Stadtgerichtes zu Regensburg erhellt, keinen hinreichenden Grund hat, vielmehr mit großer Mäßigung gegen ihn verfahren worden ist, und die ihn zu Beschwerden veranlassenden Unannehmlichkeiten entweder von unrichtigen Vorstellungen oder einer reizbaren heftigen Gemüthsart herzurühren scheinen, bey dieser Lage der Sache auch auf amtlichem Wege kein angemessener Erfolg zu erwarten seyn dürfte, so werden Sie den Capitularen Sharp durch eine geeignete Belehrung und Hinweisung auf eine seinem Stande geziemende Verträglichkeit und Mäßigung persönlich zur Ruhe zu bringen versuchen. und indem ich von Ihren einsichtsvollen Bemühungen die möglichste Beruhigung des Bittstellers erwarte, bitte ich Gott, daß er Sie, mein lieber Herr Bischof von Sailer, in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

Ludwig.'

,München 28. November 1827.

Des von mir so werthgeschätzten, hochgehaltenen Bischofs Sailer Schreiben vom 18ten und 22ten dieses empfing ich und den heutigen Tag wähle ich des Kronprinzen Geburtsfest, der nun 16 Jahre alt ist, Ihnen zu schreiben, daß ich die Verehlichung des Oberleutnant Karl Vogel mit Elisabeth Voith bewillige und daß ich Ihnen die Freude der Verkündigung überlasse. Ihr Buchner angehender Wunsch ist bereits erfüllt. Fahren Sie fort, für mich zu bethen. Dieses sind keine leeren Worte, des, und mit Recht ausnehmend viel auf Bischof Sailer haltenden

Ludwig.'

[P. S.] Strengen Sie sich ja nicht zu sehr an, erhalten Sie sich.

,München 5. Jäner 1828.

Meinem hochgeschätzten Bischof Sailer gebe ich ein glückseliges Neues Jahr zurück, dessen Wunsch Augsburg betreffend ich erfüllt hatte bevor ich noch den ihn ausdrückenden Brief empfangen. Daß ich Ihrem würdigen (Sailers würdigen will viel sagen) Schühler Oettl das Kreuz des Ordens der Bayernkrone verliehen, wird Sie gefreut haben. Bemerkungen Sailers sind zu reiflicher Erwägung geeignet, in Ihrem später als jenes mir gewordenen Schreiben finde ich [sie] enthalten, ich danke Ihnen dafür obgleich ich mich noch nicht darüber aussprechen kann. Mit alter Gesinnung der Ihren Werth erkennende

Ludwig.'

'München den 1. März 1828.

Mein lieber Herr Bischof von Germanikopolis! Ich habe sogleich von Ihrem Schreiben Veranlassung genommen, Mir von der Angelegenheit der Dominikanerinnen in Speyer nähere Kenntnis zu verschaffen, allein es scheint hier die Verzögerung nicht an den Behörden, sondern an den Klosterfrauen selbst zu liegen, welche die früher gemachte und von Mir angenommene Schenkung späterhin wieder von anderen Bedingungen abhängig machen wollten, als welche ursprünglich festgesetzt waren. Mein Staatsministerium des Innern hat unter dem 8ten des vorigen Monates eine Entschließung an die Regirung des Rheinkreises erlassen, wodurch, wie Ich hoffe, alle Schwierigkeiten beseitigt seyn werden. Angenehm wird es Mir seyn, wenn Sie nähere Kenntnis über die etwa noch vorwaltenden Hindernisse einziehen und Mir mitteilen wollen, da es Mein unabänderlicher Entschluß ist, das Kloster erhalten zu sehen. Eine Gefahr des Verlustes der Schenkung tritt zwar, da dieselbe bereits acceptiert ist, nicht ein, allein der Tod der noch vorhandenen Frauen würde, wenn derselbe noch vor der Einrichtung des Klosters erfolgen sollte, doch diese weit schwieriger machen. Fahren Sie fort, mein lieber Herr Bischof, Mir mitzutheilen, was Sie etwa dem guten Zwecke Hinderliches bemerken und seyn Sie der fortdauernden Huld und Gnade versichert, womit Ich bin

Ihr wohlgewogener König
Ludwig
der Kirche und mir erhalte
sich der liebe Bischof Sailer.'

'München den 31. May 1828.

Mein lieber Herr Bischof von Sailer! Aus einem Mir vorgelegten Berichte der Regierung des Unterdonaukreises habe ich mit Bedauern ersehen, welche Schwierigkeiten sich Meinem Vorhaben, eine Benediktiner Abtey in Metten wieder herzustellen dadurch entgegenstellen, daß erst nach Begründung einer vollen Dotation Mitglieder in dieselbe eintreten wollen. Hätten die ersten Begründer des Benediktiner Ordens ebenso gedacht, so würden die Säkularisationen in unserem Jahrhunderte bald abgethan gewesen seyn. Ich darf hoffen, es werden es die Umstände erlauben, eine hinreichende Dotation des Klosters Metten herzustellen, allein das ist in dem Augenblicke nicht möglich und würde jedenfalls wohl die äußere Existenz des Ordens begründen, nicht aber jenen Geist des religiösen und wissenschaftlichen Wirkens erwecken, welcher den Orden so vorteilhaft auszeichnet und den ich bezwecke. Gerade das Zusammentreten einer Gesellschaft von Benediktinern unter noch mißlichen Verhältnissen wird eine Bürgschaft für den ächt religiösen Sinn dieser Männer und ihr Vertrauen auf die Vorsehung und Mich als ihr Werkzeug seyn. Sie, mein lieber Herr Bischof, können hierüber wohl keiner anderen Meynung seyn und auf Ihre Bemühungen vertraue Ich, daß es doch noch gelingen werde, recht bald in Metten* wieder einen Orden aufleben zu sehen, dem die Kirche und die Wissenschaft so viel verdanken. Bischof Sailer, den ein gleiches wohlthätiges Wirken so hoch auszeichnet, ist es vor allen werth, daß er zu seinen Verdiensten noch dieses hinzufüge. Ich erwarte hierüber recht bald gute Nachrichten von Meinem ehrwürdigen Bischof Sailer, den Gott recht lange erhalten wolle

Seinem

wohlgewogenen Könige
Ludwig.'

---

* Erst 2 Jahre später (Pfingsten 1830) wurde das Kloster Metten wirklich eröffnet.

An den Herrn Bischof von Sailer.

,München den 9. July 1828.

Mein geschätzter Herr Bischof von Sailer! Ich habe mit Besorgniß vernommen, daß demnächst die Weihe einer bedeutenden Anzahl junger Priester und somit eine schwere Verrichtung für Sie bevorsteht. Ich weiß zu gut, was Ich in Ihnen habe, als daß nicht jede solche Veranlassung Mich in bange Sorge um Ihre Erhaltung setzen sollte. Zwar hoffe ich, es werde mir gelingen, Ihnen Erleichterung und Beystand* in Ihrem schweren Berufe verschaffen zu können, ob aber dieses schon bis zur nächsten Priesterweihe der Fall wird seyn können, bin Ich nicht gewiß und es ist daher Mein Wunsch nicht nur, sondern mein ernstlicher Willen, daß Sie Sich dieser erschöpfenden Amtsverrichtung nicht unterziehen, sondern es sollen diese jungen Geistlichen nach Eichstädt oder Passau zur Ordination gesendet werden. Ich verkenne nicht, daß Ich Ihnen hierin ein schmerzliches Opfer auferlege, wenn Sie nicht selbst Ihre Priester zu dem schönen Berufe einweihen können, Ich weiß aber auch, daß Ihnen kein Opfer zu groß ist, welches Sie der Kirche, der Ihre Erhaltung so wichtig ist, und Ihrem Könige bringen, der Ihnen mit Huld und Gnade zugetan ist.

Ludwig.'

München den 31. August 1828.

Lieber Herr Bischof von Sailer! Mit wahrer Freude und inniger Theilnahme habe Ich eben das Schreiben vom 17ten August gelesen, in dem Sie u. a. Mir die gute Wirkung melden, die die Carlsbader Kur auf Ihre Gesundheit gehabt hat. Der Himmel wolle Sie fortan stärken und Mir und dem Lande noch lange erhalten. Mein Dank ist aufrichtig für die Glückwünsche, die Sie Mir darbringen zu der Geburt des Prinzen Adalbert** und zu Meinem Geburts- und Namensfeste. Ich kann und weiß das Herz zu schätzen, aus dem sie kommen. — Unsern Eduard v. Schenk*** habe ich erhoben zum Staatsrathe — zum Minister des Innern. Ich weis, daß es Sie freut, darum schreibe Ich es Ihnen. Solche Gesinnungen wie die seinigen brauche Ich an der Spitze der Staatsgeschäfte, und Ich wollte das Talent in der ganzen Kraft seiner Jahre am rechten Platze haben. — Benützen Sie Barbing noch viele Jahre, dieß wünsche Ich von Herzen. Mir war es ein Genuß, Ihnen diesen Aufenthalt angenehm zu machen; es ist ein kleiner Beweis jener großen Wertschätzung und des besonderen königlichen Wohlwollens, mit welchem Ich Ihnen wohl beygethan bin.

Ludwig.'

[P. S.] Nur recht Ihre so wichtige Gesundheit geschont.

,München 23. December 1828.

Innig freute mich des lieben hochgeschätzten Bischof Sailers Brief, obgleich den bayrischen Kronen Orden ich dem darin gedachten Geistlichen nicht verleihe, aber hoffe derselbe werde noch drey Jahre leben, wornach ich vorhabe, den Ludwigsorden ihm zu geben. Wiederhohle meinen vor Jahren mündlich geäußerten Wunsch, daß dieser bey mir und allen Geistlichen so viel geltende Bischof mir diejenigen in Verzeichnis bringe, welche derselbe am würdigsten hält zu einstigen a) Bischöfen, ferner b) Dompröpsten, c) Domdechanten, d) Seminarvorständen (welcher Stand von großer Wichtigkeit), e) Theologische Univ.-Professoren. Auch soll mir angenehm

* Der König wollte Sailer einen Weihbischof zur Entlastung geben.

** Adalbert, Prinz von Bayern, geb. 19. Juli 1828, gest. 21. Sept. 1885.

*** Ed. v. Schenk, bayerischer Staatsmann (1788—1841), Schüler und Verehrer Sailers, war Minister von 1828—1831.

seyn zu erfahren, welche Priester Sailer als künftige Domkapitularen wünscht oder zu welch anderen geistlichen Anstellungen. Bald wünsche diese Verzeichniß (deren Fortsetzung stattzufinden habe) der recht angelegen auf Schonung seiner Gesundheit in Sailer dringende in dessen Gebeth sich aufrichtig empfehlende dem lieben Bischof vorzüglich gewogene

Ludwig.'

'München 25. May 1829.

Nächsten Freytag habe ich vor, nehmlich am 29ten dieses um 4 Uhr in der Frühe von hier aufzubrechen nach Barbing mich begebend um genau die Stelle zu bestimmen, welche auf dem Brauberge Walhalla einnehmen soll. Zu Tische lade ich mich zu Barbing bey dem lieben, hochgeschäßten Bischof Sailer. Der ich auch daselbst zu übernachten dann folgenden Morgen frühe nach München zurückzukehren gedenke. Dieses alles vertraue ich sub sigillo confessionis dann (weil ich noch nicht als König in diesem Theile Bayerns erschien, was ich später zu thun vorhabe) im strengsten incognito will ich reisen nur von m(einem) Hofbau-Intendanten v. Klenze* und einigen Bedienten begleitet. Da es ein Freytag seyn wird, wünsche ich ein Fastenessen, 6 Schüsseln sind hinlänglich, aber ja nicht fett gebräst [?] was mein Magen nicht vertragen kann, auch weder Käse noch Citronensaft in Speisen. Wie sehr ich mich freue, Sie wieder zu sehen, dieses braucht hoffentlich nicht zu versichern der soviel auf Sailern haltende

Ludwig.'

'Bad Brückenau den 10. July 1829

Mein lieber Herr Bischof! Ich habe mit warmer Teilnahme Ihr abermaliges Erkranken, daher mit großer Freude Ihre Wiedergenesung vernommen und muß Ihnen auch diesesmal wieder zurufen, schonen und erhalten Sie sich, Sie sind Mir, Sie sind der Kirche zu wichtig durch Beispiel, durch Ihr segensreiches Wirken und noch ist der Wiederaufbau der Anstalten zur sittlichen und religiösen Bildung nur begonnen, nicht vollendet. Es wird Mir sehr erfreulich seyn, wenn die Geschäftserleichterung,** die Sie nun erhalten haben, dazu beiträgt, die Absicht Ihres treuen Arztes*** zu verwirklichen und mir noch lange den würdigen Bischof von Sailer zu erhalten. Empfangen Sie die wiederholten Versicherungen Meiner Gesinnungen, mit denen Ich Ihnen zugethan bin

Ihr wohlgewogener König

Ludwig'

'Bad Brückenau den 26. August 1829

Mein lieber Bischof! Ich habe mit Rührung Ihren Glückwunsch zu Meinem Geburts- und Namensfeste gelesen und ganz die schöne Gemüthlichkeit, die Sie vor so vielen auszeichnet, ausgedrückt gefunden. Ja, ich fühle es, welchen hohen Beruf Mir Gott gegeben, welche schwere Pflichten er Mir auferlegt, dadurch aber auch einen weiten Kreis eröffnet hat, Gutes für Gegenwart und Zukunft zu wirken. Ein Gebeth, welches so warm aus einem Herzen wie das Ihrige strömt, kann nicht unerhört bleiben, und wenn nur ein Theil derjenigen, zu deren Herrscher Mich Gott berufen hat, eben so, wie Sie für Mich bethet, so wird er Mir die Kraft und den Segen nicht versagen, ohne welchen Ich nichts vermag. — Möge der erste Becher Wein, den Sie auf Mein Wohlseyn geleert haben, Ihnen zum Labetrunk werden,

* Klenze (1784—1864) berühmter Architekt, Erbauer der Walhalla bei Regensburg.

** Sailer hatte einen Weihbischof erhalten in der Person seines langjährigen Freundes Wittmann (1760—1833), der am 23. Mai 1829 ernannt und am 28. Juni konsekriert worden war.

*** Proske (1794—1851), Musikgelehrter und Arzt, später Priester, Reformator der Kirchenmusik.

der ganz Ihre Gesundheit und Kraft wieder herstellte und Ihnen noch recht lange möglich machte, in Ihrem schönen Berufe zu wirken und, was Ich so sehr wünsche, zur Frucht reifen zu sehen, was Ich zu säen und im Keime zu schützen Mich bemühe. Erhalten Sie Sich der Kirche und Ihrem Könige, der Ihnen mit besonderer Gnade zugethan ist

Ihr wohlgewogener König

Ludwig.'

,München den 5ten Januar 1830.

Lieber Herr Bischof von Sailer! Ihren Brief vom 29ten December hatte Ich das Vergnügen zu empfangen. Ich erwiedre Ihnen Meinen aufrichtigen Dank für die guten Wünsche, welche Sie mir gelegenheitlich des Jahreswechsels darbringen; sie kommen aus einem reinen Mir ganz ergebenen Herzen. Nichts konnte Mir erwünschter seyn, als Ihre ganze Wiederherstellung zu vernehmen. Gott erhalte Sie noch lange Ihrem heiligen Berufe und Mir. Es soll Mich recht freuen, nächstes Frühjahr den Bischof von Regensburg hier zu sehen und von ihm den Eid in Meine Hände abzunehmen. Nach einer Stelle Ihres Schreibens möchte es scheinen, als wenn Sie vermutheten, daß Mir Ihre Gesinnungen in Zweifel wären gestellt worden; ich kann aber mit Vergnügen versichern, daß Niemand sich dieses hat beikommen lassen. Schonen Sie Ihre Mir viel werthe Gesundheit und bleiben Sie Meines königlichen Wohlwollens ebenso wie der großen Wertschätzung versichert, mit welcher Ich Ihnen wohl beigethan bin.

Ludwig.

[P. S] Der liebe Bischof Sailer vergesse nicht die bewußten von mir gewünschten Verzeichnisse* bald zu verfassen und ich wiederhole es, seine so werthe Gesundheit recht zu schonen.'

,München den 26. Jänner 1830.

Herr Bischof von Regensburg! Ich habe heute eine Vorstellung der Gattin des Zollbeamten . . . aus Regensburg erhalten, worin dieselbe Mir anzeigt, daß es ihr nur eben gelungen sey, Ihren Mann vom Selbstmorde zurückzuhalten, nachdem er durch eine Kassaunordnung in Schwermuth verfallen sey. Ihrem mitfühlenden Herzen darf Ich nicht erst schildern, wie viel Mir daran gelegen ist, daß eine so schauderhafte That unterbleibe. Die Frau hat Mir den Betrag des Kassadefektes nicht geschrieben, überhaupt nicht näher angegeben, wie ihr und dem unglücklichen Verirrten geholfen werden könne. Verschaffen Sie Sich schleunigst, aber in aller Stille nähere Kenntniß und machen Sie Mir Vorschläge. Ich weiß, daß ich dem ehrwürdigen Bischofe Sailer keine größere Freude machen kann, als durch den Auftrag, zur Rettung einer unglücklichen Familie mitzuwirken. Gott erhalte Sie der Kirche, der Menschheit und Mir, der Ich Ihnen mit wahrer Wertschätzung zugethan bin.

Ihr wohlgewogener König

Ludwig.'

,München den 27. Jänner 1830.

Herr Bischof von Regensburg! Ich habe Ihnen gestern wegen des Zollcontrolleurs . . . geschrieben, ohne den Stand der Sache genau zu kennen, erst heute erfahre ich, daß gegen denselben eine Untersuchung bereits eingeleitet ist, die Ich nach der Verfassung nicht aufheben kann. Die Folge davon ist, daß derselbe in den Quiescenzstand versetzt wird, bis die Untersuchung geendet seyn wird, und es ist darum sehr zu fürchten, er möge sein unglückliches Vorhaben des Selbstmordes ausführen,

* Vergl. Brief vom 23. Dez. 1828.

wenn nicht belehrend auf ihn gewirkt und er aufmerksam gemacht wird, daß er durch eine solche gräßliche That sein Schicksal weder hier noch dort bessere, das Loos seiner Frau und sieben Kinder verschlimmere und die heiligsten Pflichten übertrete. Eine solche Belehrung kann ihm niemand wärmer und kräftiger ertheilen als Sie, lieber Herr Bischof. Sie dürfen demselben beysetzen, er soll die Überzeugung haben, daß weit größere Hoffnung vorhanden sey, daß Ich gnädiger seyn werde gegen den sich in die Folgen seines eignen Handelns ergebenden und gegen dessen Frau und Kinder als gegen die Nachgelassenen eines Selbstmörders, daß er also auch hierin die Pflichten gegen Gattinn und Kinder verletze. Ich vertraue zu Ihnen, Herr Bischof, daß Sie nichts unversucht lassen werden, eine Unthat zu verhüten, vor der die Natur schaudert, und deren bloßer Gedanke Mein ganzes Gemüt ergreift. Muß Ich strafen, so kann Ich es mit Gnade und Nachsicht tun und der Gedanke tröstet Mich, daß Gott diese traurige Pflicht mir auferlegt, aber auch die Macht verliehen hat, Gnade zu üben; Selbstmord aber kann ich durch nichts gut machen oder auch nur lindern. Empfangen Sie, Herr Bischof, wiederholt die Versicherung meiner besonderen Wertschätzung.

Ihr wohlgewogener König

Ludwig'.

,München den 31. Jänner 1830.

Herr Bischof von Regensburg! Ich habe Ihr Schreiben erhalten und mit demselben die Bestätigung des unglücklichen Zustandes der Familie des . . . Es steht, wie Ich Ihnen bereits geschrieben habe, nicht in Meiner Macht, eine Untersuchung niederzuschlagen. Ich habe die Verfassung beschworen und Mein Eid bindet Mich. Gnade darf Ich nach vollendeter Untersuchung üben und Ich wiederhole Ihnen, daß der sich in die Folgen seiner That mit christlicher Ergebung Fügende mehr von Mir für seine Nachgelassenen hoffen darf als der Selbstmörder, daß also dieser eben hiedurch eine neue Verschuldung gegen Gattinn und Kinder auf sich laden würde. Ihre Belehrungen können nicht fruchtlos bleiben, denn dieselben kommen aus einem warmen theilnehmenden und von heilger Überzeugung durchdrungenen Herzen.

Ich versichere Sie, Herr Bischof, Meiner besondern Wertschätzung.

Ihr wohlgewogener König

Ludwig'

,München, den 9. Februar 1830.

Herr Bischof von Regensburg! Auf Ihr weiteres Schreiben hinsichtlich des Zollkontrolleurs . . . kann Ich in der Hauptsache Mich nur auf Meine früheren Schreiben beziehen. Die Verfassung, welche Ich beschworen habe, muß die Richtschnur Meiner Handlungen seyn, von der Ich nicht abweichen, und Gnade nur dort üben darf, wo es Mir die Verfassung gestattet. Lassen Sie Mich, Herr Bischof, die Namen, das Geschlecht und Alter der sämtlichen Kinder des . . . und wie eines oder das andere etwa bereits verwendet wird, welchem Geschäfte sich dieselben widmen usw., kennen. — Ich freue Mich, daß dieser harte Winter an dem ehrwürdigen Bischof Sailer ohne Nachteil vorüber gegangen ist, muß Ihnen aber auch jetzt noch Meinen schon sonst wiederholten Wunsch zurufen: Schonen und erhalten Sie Sich dem, der Ihnen mit wahrer Wertschätzung zugethan ist

Ihrem wohlgewogenen Könige

Ludwig.'

,Berchtesgaden den 29. August 1830.

Herr Bischof von Regensburg! Die Empfindungen und Wünsche, welche Sie Mir zu Meinem Geburts- und Namensfeste ausdrücken, erkenne Ich als einen Beweis

Ihrer Mir bekannten Ergebenheit und Anhänglichkeit an. Möge Gott Ihr Gebet erfüllen und Mir zur Übung Meiner schweren Pflichten seinen Beistand und die Kraft verleihen, welche der Zeiten Wechsel so nöthig macht. — Mit Vergnügen vernehme Ich, daß Ihre Gesundheit durch das Bad gestärkt, Mir Ihre noch recht lange Erhaltung verspricht und Ich freue Mich, Sie am 10ten Oktober, wenn es Ihrer Gesundheit nicht nachtheilig seyn kann, in Meiner Residenzstadt München zur Eidesleistung* und später in Regensburg** zu sehen. Ich ertheile so eben Befehle auf die Wiederherstellung eines guten Choralgesanges*** und hoffe auch hierin Ihre Wünsche befriedigt zu sehen. Empfangen Sie die Versicherung des ausgezeichneten Wohlwollens, womit Ich Ihnen zugethan bin

Ihr wohlgewogener König

Ludwig.'

'München 21. Jänner 1831.

Sehr spät, zu spät würde ich sagen, wenn um Gutes zu wünschen es zu spät seyn könne, erwiedere Ich die von Meinem hochgeschätzten Bischof Sailer Mir zu diesem neuen Jahre dargebrachten Wünsche. Inhaltschwere sehr beherzigenswerthe Worte enthält Ihr Schreiben; wohl haben Sie recht. — Weit größere Beleuchtung (sic!) bedürfen die Herrscher in dieser Zeit, in welcher jedes Band der Ordnung zu zerreißen droht, die Erde aus ihren Angeln zu gehen.

Der herrliche mir in Regensburg gewordene Empfang hinterließ tiefen, unauslöschlichen Eindruck mir; dieß sagen Sie, wo Gelegenheit dazu. Bethen Sie inbrünstig für den, was Kirche und Land und er an Ihnen besitze, erkennenden und es zu würdigen wissenden

Ludwig.'

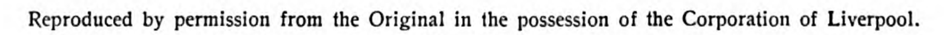
'München 11. November 1831.

Lieber innigst geschätzter Sailer! Bayern wünsche ich Glück daß es Sie 80 Jahre† besitzt, wünsche daß es Sie noch lange in der noch fortwährenden segensvoll wirkenden Geisteskraft besitzen möge. Als Merkmahl Meiner Gesinnung, meiner Gefühle für Sie empfangen Sie, der Verdienstreiche, des Verdienstordens Großkreuz. Auf solch' treuer Brust zu glänzen das erhebt den Orden. Ja! treue dem Guten hat sich Sailer bewährt in allen Lagen des Lebens, zu jeder Zeit, leuchtete wohlthätig in den Jahren der Finsterniß, die für Licht der Wahn ausgab; und segenvoll wirkten Sie auf künftige Geschlechter durch die Männer, welche Sie bildeten, die andere bilden werden in gleicher Gesinnung, der unserer heiligen Religion. Lange Jahre noch für Staat und Kirche und Kirche und Staat leben Sie so fort. Dieses wünscht der Ihren hohen Werth, mein sehr geachteter Bischof, erkennende

Ludwig.'

Diese Briefe König Ludwigs I. sind wertvolle Dokumente zur Charakteristik des großen Wittelsbachers. Edler Familiensinn, gesunde Frömmigkeit, echt menschliche Teilnahme an fremdem Geschick, Wohlwollen und Milde gegen Straffällige, dabei strenges Festhalten an Recht und Gesetz und Verfassung, volles Bewußtsein von dem Ernst und der Tragweite seiner Regentenpflichten,

* Sailer leistete dem König anfangs Oktober 1830 in München den vorgeschriebenen Eid der Treue.
** Der König kam am 16. Oktober 1830 zum ersten male als König nach Regensburg.
*** Am 9. September 1830 ließ Ludwig ein Reskript erscheinen, wonach der Chorgesang und die Chormusik nach dem älteren guten Stile wiederhergestellt werden sollte.
† Zum 80. Geburtstage (17. Nov.) verlieh der König Sailer das Großkreuz des Zivil-Verdienstordens der bayerischen Krone.



**William Holman Hunt/Der Triumph der unschuldigen Kinder**



Reproduced by permission from the Original in the possession of the Corporation of Liverpool.



Pflichteifer und Arbeitsamkeit, Ausdauer und Zähigkeit in Verfolgung des als recht Erkannten, Sorge für die sittliche und religiöse Bildung des Volkes und für eine würdige Feier des Gottesdienstes, Pflege und Förderung der Religion und religiöser Institutionen und endlich eine rührende Dankbarkeit und Pietät gegen seinen Lehrer Sailer — das sind die Vorzüge Ludwigs I., welche uns aus diesen Briefen entgegenleuchten. Seine Pietät gegen Sailer, die er durch Wort und Tat bewies, überdauerte auch Sailers Tod. Denn noch 1841 ließ König Ludwig den Erzbischöfen und Bischöfen Bayerns durch einen Erlaß des Ministers Abel nahelegen, daß ‚im Geiste Sailers, dem echt apostolischen, die jungen Geistlichen gelehrt und erzogen werden sollen', und 1842 wies er den Bischof Riedl bei der Eidesleistung auf Sailer als Vorbild hin mit den Worten:

‚Sie haben drei würdige, ausgezeichnete Vorgänger. Daß Sie vorzüglich Sailer nachahmen, wünsche ich. Er war wahrhaft apostolischen Geistes. Was ich fürs beste unserer heiligen Kirche getan, meine ins siebzehnte Jahr gehende Regierung zeigt es. Gegen Fanatismus bin ich; er bewirkt das Gegenteil dessen, was er bezielt. Fromm sollen meine Bayern sein, aber keine Kopfhänger. Ich wiederhole es: Sailer sey Ihnen Vorbild; obgleich er jetzt in den Staub gezogen wird, war dennoch der wahrhaft christliche Sinn in ihm und wirkte das Gute.'*

Wahrhaft königliche Worte, Zeugnisse fürstlicher Treue, voll Kraft, und gerade auch in unsern Tagen recht beherzigenswert.

---

* Heigel, Ludwig I, König von Bayern. 1872, S. 216.



# Die Stunde kommt / Von Franz Herwig

(Fortsetzung.) Das Haus am See wuchs langsam empor. Der Sommer kam mit seiner tiefen, gesegneten Glut. Der Herzog floh Geselligkeit und Umgang. Meist trieb ihn die Unruhe seines Innern in den Wildnissen der Berge umher. Hirten hatten ihn auf der silbergrauen Spitze des Pizzocolo stehen sehen, die Arme dem sinkenden Gestirne nachgebreitet. Zuweilen vergrub er sich in die Stille der kalten Gewölbe der Fortezza. Er hockte stundenlang, ohne sich zu regen. Woran er dachte, wußte er nicht. Die Geschäfte der Regierung schob er von sich. Eleonora hatte es aufgegeben, zu ihm zu dringen. Es wurde erzählt, daß sie mit Guastalla eine Liebschaft habe. Der Herzog lächelte verächtlich dazu und schwieg.

An einem Tage ließ er den Reisewagen rüsten. Er reiste in zwei Tagen nach Bologna, da ihm einfiel, den Palazzo Fava zu besichtigen, den die Carracci ausgemalt. Aber die Wirklichkeit entsprach seinen Gedanken nicht. Jene drei Maler hatten ihm wesensverwandt gedünkt. Er entsann sich ihrer Idee, eine Malkunst heraufzuführen, die eine Einheit aller großen Malstile darstellen sollte. Klang dieser tönende Plan nicht an den seinen an? Schien die Zeit nicht wahrhaft reif geworden zu sein, den vergangenen Jahrhunderten eine Krone aufzusetzen, die Errungenschaften zu erkennen, sie loszulösen von dem Bann ihrer Zeiten und sie alle in einer neuen großen Form zu berauschender Schönheit erstehen zu lassen?

Aber als er durch die weiten Säle jenes bolognesischen Palastes schritt, war er erstaunt, nichts zu finden als freskenbedeckte Wände und Decken. Er wußte nicht, weshalb er erstaunte. Vielleicht hatte er erwartet, daß etwas gewaltig Neues ihn entzücken solle, vielleicht auch hatte er nur erhofft, anderes dargestellt zu finden als die Mären des Altertums, mit denen die Zeit noch immer spielte wie vor hundert Jahren. Wo waren dann aber die Künstler, bestimmt, seinen Palast zu schmücken? Die Großen unter ihnen waren längst tot. Sollte es wahr sein, was der junge Lorenzo einst gesprochen, daß die neue Kunst erst im Begriff stand zu erwachen?

Er verließ die Stadt und fuhr langsam nach dem See zurück.

Als er die letzte Höhe erreicht hatte, von der man tief unten Salò, den buchtenreichen See und die gewaltigen Massen des blauen Gebirges sah, verließ er den Wagen und blieb am Rande des Weges stehen. Eine große Traurigkeit und Verzagtheit überfiel ihn. Er blickte in die Runde und seine Blicke blieben an einem spitzen Berge haften, der zur Seite sich erhob. Ein winziger weißer Fleck an seinem obersten Hange verriet das Kirchlein der Madonna, das zur Erinnerung an einen Schneefall mitten im Sommer erbaut war. Dort wohnte der Einsiedler, der Narr, mit dem er einst gesprochen. Es reizte ihn, über diesen Berg zu gehen, und plötzlich begann er quer durch die Weingärten anzusteigen. Handbreite Ziegenpfade klomm er empor, bis er auf dem schmalen Grat des Gipfels stand.

Es ging gegen den Herbst. Ein kalter Wind heulte aus den Schluchten des Gebirges her. Das langgezogene Sausen der Luft war der einzige wahrnehmbare Laut. Der Herzog ging an der Kapelle vorbei, bis er auf eine Höhle stieß, die aus Felsblöcken zusammengetürmt war. Darin lag auf den Knien der Einsiedler im Gebet und beachtete ihn nicht.

Der Herzog stand einsam, von dem zunehmenden Sturm umweht. Er dachte daran, wie erfüllt von einer geistigen Kraft ein Mensch sein müsse, der hier oben sein Leben verbringen wollte. Ihn erregte das Gefühl, allein in gewaltiger Öde zu sein. Die ungeheuren Linien der geschwungenen Berge lasteten auf ihm. Er rief den Einsiedler an, der eine unmutige Handbewegung machte und ihn mit glänzenden Augen verständnislos ansah.

‚Der Mensch ist wahnsinnig', sprach er laut vor sich hin.

Und es beruhigte ihn, diese Entdeckung gemacht zu haben. Dieser Mensch war ja gar nicht mehr Mensch, sondern ein Tier mit tierischen Bedürfnissen, das in der Einöde leben mußte, da es zum Leben untauglich war. Er schämte sich plötzlich, länger zu verweilen und ging eilends davon, indem er mit Entzücken des Lebens gedachte, das er in Zukunft führen wollte. Ja, für ihn hatten alle großen Geister der Vorzeit gedacht, die Dichter gesungen, für ihn hatten die Formen des Lebens sich verfeinert. Ihm war die Tafel bereitet, an der er sich nur niederzulassen brauchte. Und als er mit dem sinkenden Tag sein Haus erreichte, sah er, daß man bereits begonnen hatte, die Gerüste niederzulegen. Rein und klar hoben sich die Formen aus dem Dämmern des Abends und seine Augen liebkosten sie.

Fortan war er in rastloser Tätigkeit. Mit dem Grauen des Morgens war er auf der Baustelle. Er feuerte an und belohnte die Fleißigen. Er überwachte das Schleifen und Glätten der großen Marmorplatten, die den Fußboden bedecken sollten, das Brennen der Dachziegel. Er reiste durch das Land und erwarb Kostbarkeiten. Er ließ französische Goldschmiedearbeiten kommen und Teppiche aus Syrien. Er schickte den Baumeister Cobello nach Rom, um Annibale und Lodovico Carracci einzuladen, nach Maderno zu kommen. Wandbilder schwebten vor seinem erregten Geist, von denen er hoffte, daß die beiden Künstler sie ausführen würden. Aber Annibale lag auf den Tod erkrankt und Lodovico wurde durch Aufträge festgehalten. Dagegen versprach er seinen Lieblingsschüler Albani zu schikken, sobald das Frühjahr gekommen sei.

In einer Nacht des Februar, der Zeit, in der die Föhnwinde mit der Wucht von Felsblöcken auf den See stürzen, weckte man den Herzog, der in der Fortezza schlief.

Es sei ein großes Schiff auf dem Wasser, das am Mast die herzogliche Flagge zeige.

Gonzaga richtete sich auf dem Lager empor und blieb minutenlang

sitzen, ohne sich zu rühren. Er hörte dumpf das Donnern der Wogen am nahen Strand und es war ihm, als ob der Schall eines Kanonenschusses matt an die Fenster des Gemaches schlage.

Er empfand dunkel, daß der Sturm und die Regengüsse den neuen Anlagen des Palastes schaden könnten und er fragte den harrenden Diener, ob die neugepflanzten Sträucher dem Unwetter standhielten.

Der Diener erwiderte, daß die Arbeiter geweckt seien und das Wasser, das sich in Tümpeln bereits angesammelt habe, abgeleitet hätten.

Gonzaga nickte befriedigt und trat zum Fenster, das er öffnete.

Der Sturm ließ in diesem Augenblicke ein wenig nach. Der Herzog gewahrte nichts als eine ungeheure Fläche, die wogte und vom Wasserschaum weiß war. Ein Schiff sah er nicht. Doch bald erschien nicht weit vom Ufer entfernt eine schwarze Masse, die mit rasender Eile quer zum Lande fuhr. Es war das Schiff, das gegen den Wind kreuzte. Es wendete. Und in dem Augenblicke, als es von neuem die Spitze in den See hinausrichtete, zerplatzte das Segel mit einem ungeheuren Knall.

Während das Schiff jetzt für Augenblicke stillag, sah Gonzaga, daß es die Staatsbarke war, die sonst am Ausfluß des Mincio in Peschiera lag. Aber diese Beobachtung erregte ihn nicht. Er empfand nur ein etwas aufreizendes Gefühl, als er daran dachte, daß sein Staatsschiff da draußen hilflos auf den Wellen tanzte und unterzugehen drohte.

‚Ruf nur‘, murmelte er, als in schneller Folge Schüsse von drüben aufblitzten.

Und er trat langsam vom Fenster zurück, indem er daran denken mußte, wie er als Zwölfjähriger zum erstenmal mit der Barke an diese Küste gefahren war. Er war stolz gewesen auf die Pracht dieses Schiffes und sein Vater hatte befriedigt gesagt:

‚Fürwahr ist es prächtig, ist es doch ein Sinnbild des Staates und kündet die Herrlichkeit des Herzogtums.‘

Und dieses Schiff — —. Es wird wohl untergehen, dachte der Herzog, und es war ihm, als hätte er irgendeine fremde Mär vernommen.

Nach Stunden, im Morgengrauen, erfüllte Lärm und Jubel das Haus.

Der Herzog war wach geblieben und hatte Senecas Briefe aus der Verbannung gelesen.

Die Tür des Gemaches wurde aufgerissen und die Herzogin stürzte herein. Ihr Gesicht war bleich wie das eines Gestorbenen und ebenso starr. Ihr Gewand zog Pfützen hinter sich her. Hinter ihr erschienen Menschen, die der Herzog nicht kannte. Sie schrieen sich gegenseitig an und reckten die Arme. Ein dumpfer Laut des Zornes aus dem verzerrten Mund Gonzagas ließ sie erschrecken. Plötzlich schloß sich die Tür und es wurde

still. Da begann Eleonora zu lachen, aber im nächsten Augenblick fiel sie mit einem wilden, hilflosen Weinen dem Herzog zu Füßen.

Er trat einen Schritt zurück und betrachtete diesen nassen, zuckenden Haufen von Kleidern, dann ergriff er die Klingel, läutete anhaltend und deutete, als Dienerinnen kamen, auf die Weinende, indem er sich entfernte.

◆ ◆ ◆

Es muß hier im Hause ein Weib weinen.

Das Weinen ist halberstickt, aber schrecklich.

Es ist kein Zweifel, daß ein Weib weint.

Soll ich aufstehen und —.

Es schlägt drei Uhr. Der Sturm heult noch immer.

Jetzt scheint das Weinen nachzulassen. Schließlich, wenn es Angelina war —.

◆ ◆ ◆

‚Glaube nicht, daß ich dir untreu war, mein Vincenzo‘, sagte leise mit ihrer klingenden Nachtigallstimme Eleonora. Und sie strich leicht und ängstlich die Knie des Herzogs, der vor ihr saß und über sie hinwegsah.

‚Kommst du, um mir das zu sagen?‘

Sie schaute ihn aus großen Augen hilflos an.

‚Nein, nein. Aber würde es zu wenig sein, wenn ich deshalb gekommen wäre?‘

Der Herzog murrte: ‚Sprich, sprich!‘

‚Weißt du, was in Mantua vorgeht? Das Volk ist aufgehetzt. Wir haben kein Kind, das dein Erbe antreten könnte. Sie haben Zusammenkünfte abgehalten und Vetter Guastalla hochleben lassen.‘

‚Weshalb läßt du dir von ihm kein Kind zeugen.‘

Eleonora wurde rot und ihre Tränen begannen zu tropfen, groß und schwer wie Regentropfen, ehe das Gewitter losbricht.

Aber sie bezwang sich und stand auf.

‚Vincenzo‘, sprach sie. ‚Ich komme nicht meinetwegen. Ich habe Sturm und Gefahr nicht gescheut und bin zu dir geeilt. Komm zurück auf deinen Herzogthron. Dein Erscheinen wird alles beruhigen. Das Volk will regiert sein. Denke daran, daß das Erbe deiner Väter in Gefahr ist!‘

‚Was kümmert's mich? Ich werde Guastalla zum Regenten ernennen.‘

Er stand auf und griff nach der Klingel.

Eleonora faßte seine Hand und für einen flüchtigen Augenblick erstaunte er, daß dieser Griff so fest war. Er sah sie unsicher an.

‚Nun?‘ fragte er.

‚Herzog Vincenzo,‘ sagte sie, und ihre Stimme wurde scharf. ‚Ich bin eine Witwe, und mein Gatte lebt noch. Wenn du mich verschmähst, — ich bin eine Medici und habe in Florenz Verwandte, die mich lieben.‘

‚Christi Schmach!‘ schrie der Herzog. ‚Soll ich deshalb dir schöntun um meiner Nachkommenschaft willen? Ich könnte ins Kloster gehen und deine Einwilligung erzwingen, wie es viele Fürsten taten. Denke immerhin, daß ich ein Gelübde getan habe, der Welt abzusterben, und begib dich nach Mantua zurück in die Arme deines Guastalla oder nach Florenz in die Arme deiner Sippe. Möge dir Gott beistehen, wenn du noch weitersprichst!‘

Sie senkte den Kopf und legte die weiße Rechte über die Augen.

‚So soll dies das Ende sein?‘ murmelte sie. ‚Nein, Vincenzo, es geht hier nicht um mein Glück und um das deine. Wer könnte ohne Opfer leben, und Fürsten sind von Gott bestellt, daß sie viel aufgeben um der Tausende willen, denen sie dienen. Bedenke, daß du den Bürgerkrieg in Mantua entfesselst. Man sagt, daß Waffen nächtlich in den Straßen klirren, und daß auf dem Mincio Kähne fahren, die fremde Leute an das Land setzen. Das Blut wird in Strömen fließen, und vielleicht wird dein Herzogtum, zerstückelt, der Raub fremder Abenteurer. Ganz Italien blickt nach Mantua, nur du nicht.‘

Der Herzog hob abwehrend den Arm.

‚Nicht so, Vincenzo. Höre, wir wollen dieses Maderno verlassen oder erst zurückkehren, wenn die Berge blau und weiß von Veilchen sind. Du weißt, wie oft ich dir Kränze flocht, und wie du in den Wintern sagtest, wenn du mich küßtest, müßtest du an Veilchen denken und an den Frühling. Komm, komm, wir fahren nach Mantua! Wir lächeln das Volk an, und es bricht in Jubel aus, denn es liebt die Gonzagas. Wir wollen Feste feiern; wir wollen ganz Mantua laden und Barken mit bunten Lichtern auf dem stillen Mincio schwimmen lassen. Ich will dir Feste bereiten, die du nie geahnt; ich will jeden Tag neu werden für dich, — aber komm, komm, Vincenzo, komm zurück!‘ —

‚Verführerin!‘ schrie der Herzog und packte ihre weiße, bebende Kehle. Sie stöhnte, und ihre Augen schlossen sich. Da ließ er sie los; er sah, wie sie hinschlug, und verließ das Gemach. —

Gonzaga stieg den Berg hinan, seinem Lusthaus zu. Auf halber Höhe ließ er sich zwischen Felstrümmern nieder, wo er die Wärme der Sonne spüren konnte. Denn auf die stürmische Nacht war ein ruhiger Morgen gefolgt. Er übersah den See, der purpurblau dalag, mit hellgrünen Säumen die Küste entlang, und genoß die Stille.

Als Räderrollen von der Fortezza herklang, beugte er sich vor. Ein Reisewagen rollte heran, von Archibusieri umgeben.

‚Dort fährt sie hin,‘ sagte er laut.

Für einen kurzen Augenblick ward ihm die Vision, die Gattin zu sehen, zusammengekauert, verweint, hinter den Vorhängen des Wagens. Dann atmete er auf, und ehe noch die Hufschläge verklungen waren, dachte er nicht mehr an sein Weib.

,Freunde ersehne ich, die mir ähnlich sind. Wir würden eine Gemeinschaft von neuen Heiligen bilden. Zu bestimmten Stunden würden wir uns in der Halle versammeln, oder in den Laubgängen des Gartens und über die Wahrheit disputieren.'

Er ließ seine Gedanken schweifen, prüfte die ihm früher nahe gewesen und verwarf sie alle. Vielleicht wenn Tasso noch lebte. Aber der war ein hochmütiger Sonderling, damals, als er den „Torrismondi" schrieb. Lorenzo? Der liebte den Wein zu sehr und das Lachen der Frauen. Denn was den Sinn schmeichelt, was den Leib ergötzt, sollte verbannt sein. O die Mönche hatten recht, enthaltsam zu leben, daß nichts die Inbrunst der Gedanken mindere. Aber die Pracht der Zimmer, die Köstlichkeit der Geräte? Das alles ergötzte den Geist. Der sollte sich in Schönheit und Größe baden können.

Aber die Begeisterung hielt nicht an. Wohl war er überzeugt, daß mit dem Augenblick, wo er in sein fertiges Haus eintreten würde, sich die ungeheure Ruhe des Besitzes auf ihn niedersenken würde. Aber bis dahin darbte er. Er strich herum wie ein alter, einsamer Wolf, der das Rudel haßt. Und doch, wenn er von der Höhe seines Berges Landleute vor der Schenke sah, die den Becher schwenkten, Mädchen und Jünglinge, die zum Klange des Dudelsackes und der Gitarre tanzten, dachte er an die großen Feste in Mantua, die er als Jüngling gefeiert. Es war ihm Nachricht gekommen, daß der große flämische Maler Rubens Mantua für immer verlassen wollte; er hatte diesen schönen und siegessicheren Mann stets gehaßt. Und sein Haß stieg, als er daran dachte, daß man seinen Abschied mit lauten Festen verschönen würde.

Sollte er plötzlich in Mantua auftauchen, verhüllt unter dem Mantel, wie früher so oft?

Er spielte mit diesen Gedanken. Schließlich: niemand würde ihn erkennen. Und wollte nicht auch er Abschied nehmen von Mantua, um niemals wiederzukehren?

Am nächsten Morgen ritt er davon, mit zwei Dienern, die keine Abzeichen trugen.

Gegen Abend rastete er in einer Fuhrmannsschenke vor dem Tore Cerese von Mantua, da er die Dunkelheit abwarten wollte. Aus diesem Tore war er einst mit 1500 Rittern nach Ungarn gezogen, den Deutschen gegen die Türken zu helfen. Während aus den Sümpfen des Mincio die Nebel stiegen und der Gesang heimkehrender Landleute aus den Reisfeldern klang, dachte er an den Pomp des Abschieds, der ihn damals umrauscht hatte. Ganz Mantua hatte ihm zwei Meilen weit das Geleit gegeben. Der Rappe unter ihm hatte getänzelt, und auf seinen Lippen hatte noch die Glut der Abschiedsküsse Leonoras gebrannt.

Er kam sich förmlich groß vor, wenn er daran dachte, wie er, unerkannt, noch einmal das Fest des Lebens erklingen hören würde, um dann allein seinem neuen Dasein entgegenzugehen. Hatten Märtyrer und Heilige nicht auch alles verlassen und mußte nicht auch er es tun, um das vollkommenere Leben zu gewinnen? —

Am Tore machte man den drei Reitern Schwierigkeiten. Der Leutnant der Wache schimpfte und drohte sie gefangenzusetzen. Da hieb der Herzog seinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es den Erschreckten fast umriß und schrie ihn an:

‚Kennst du deinen Herzog nicht, Schurke?‘

Er wollte ja nicht mehr Herzog sein, nur ein einfacher Wahrheitssucher. Aber die wohlbekannten Stätten —.

Dennoch ritt er zurück, legte dem erbleichten Soldaten die Hand auf die Schulter und sprach freundlich:

‚Schweige zu jedem über meine Ankunft, und halte um Mitternacht das Tor für mich offen.‘ —

Ach, und da war ja die Ecke an San Sebastiano, wo er beim Scheine des ewigen Lämpchens vor dem Bild der Muttergottes den wehrlosen Crichton erstochen, weil er seiner Dame schöne Augen gemacht.

Eine häßliche Tat. Und das um ein Weib!

Er lächelte. Es mußte lange Zeit her sein, denn heute —.

Allerdings waren 25 Jahre vergangen. — Und doch war die Erinnerung noch frisch. Wie er mit zwei Bravi dem degengewandten Schotten aufgelauert hatte. Und als er kam, hatte er mit verstellter Stimme nur ‚Margherita‘ gesagt, dann waren sie zu dritt über ihn hergefallen. Aber in weniger Zeit als man zwei Aves betet, lagen die Gefährten am Boden, ihm selbst war der Degen zerbrochen und er erwartete den letzten Stoß Crichtons.

Aber der blieb aus. Denn der Schotte erkannte ihn jetzt, als der Schimmer des ewigen Lämpchens sein Gesicht beschien, beugte das Knie und reichte seinem Feind den Degen, indem er sagte:

‚Meinen Herzog töte ich nicht.‘

Doch sein Herzog hatte den gereichten Degen genommen und dann —.

Vorbei, vorbei!

Nun kam auch die Kirche heran, in deren Gruft sein Vater schlief.

Die Erinnerungen packten ihn. Er wurde unruhig und setzte sein Pferd in Trab, bog in die dunkle Gasse ein, nach dem Flusse zu, bis er die Mauern des Palazzo del Te vor sich sah. Er kannte da eine Pforte, an der er abstieg und den Dienern die Zügel zuwarf. Dann kreischten die rostigen Angeln und er war im Park.

Sofort vernahm er von ferne eine reizende Musik. Irgendwo war

Gelächter, und als er an einer Laube vorüberschlich, hörte er das Flüstern eines Liebespaares.

Wo mochte Leonora sein und wo Guastalla? Es reizte ihn doch, zu erfahren, ob das Gerücht wahr gesprochen, als es die beiden Liebesleute nannte. Und wo war der König des Festes, der blonde Rubens?

Schließlich belustigte es ihn, in der Dunkelheit seinen eigenen Garten zu durchstreifen und das Fest zu belauschen, das man in seiner Abwesenheit feierte.

Plötzlich fühlte er sich jedoch in seiner Eigenliebe gekränkt. Mantua sollte tot sein, wenn sein Herzog fern war. Grimm stieg es in ihm auf. Wie das Leben weiter rauschte, selbst wenn er verschwand! Herzog oder Bettler. Ja, ein Bettler, er, der Herzog.

Er war in die Nähe des von hohen Hecken eingefaßten kreisrunden Rasenplatzes gekommen, auf dem der Hof einst Tassos ‚Aminta‘ gespielt hatte. Stimmen klangen durch die Büsche, und der Schein farbiger Lampen schimmerte märchenhaft.

Und Gonzaga schlich sich heran und sah sein Weib. Es saß mit geneigtem Gesicht und lässig hängenden Händen da, umgeben von Damen und Herren des Hofes, während der Maler mit lachendem Munde eine Anekdote erzählte.

Eine flüchtige Rührung ergriff ihn, wie er sie so teilnahmslos sitzen sah. Ob sie um ihn trauerte? War sie krank?

‚Hört, Meister Rubens‘, sagte jetzt eine Dame und erhob ihr scharfgeschnittenes Gesicht, ‚ich muß Euch fragen, warum Ihr immer die großen Frauen malt, die . . . .‘

‚Die Dicken‘, rief ein Edelmann, und man lachte.

‚Erlaubt‘, sagte jetzt ein anderer, ‚ich liebe nichts so sehr wie rosiges Fett.‘

Die Dame blickte ihn feindselig an und fuhr fort, indessen ein leises Lachen noch durch die Gäste lief:

‚Nein, man kann sagen, was man will, aber Ihr, Meister Rubens, habt einen schlechten Geschmack. Eure Bilder sind roh, und Ihr habt Farben, die gewissermaßen schreien.‘

Rubens machte eine große Handbewegung und warf den Kopf zurück.

‚Es schmerzt mich, gnädigste Herrin, Euch so reden zu hören. Aber vergebt mir, wenn ich das Leben liebe.‘

‚Könnt Ihr, Meister, es nur so darstellen?‘ fragte mit leiser Stimme die Herzogin.

‚Meine erlauchte Gönnerin mag mir verzeihen, wenn ich Ja sage,‘ antwortete der Maler und stand auf. ‚Gewiß, die Formen des Lebens sind mannigfach. Aber wenn ich meine Blicke schweifen lasse‘ — und er be-

gleitete diese Worte mit einer halbkreisförmigen Bewegung der Rechten —, ‚dann scheint mir nichts die Fülle und die Kraft des menschlichen Lebens herrlicher auszudrücken als eine reife Frau in der strahlenden Pracht ihrer zur Liebe geschaffenen Glieder.‘

Ein Edelmann wiederholte begeistert:

‚In der strahlenden Pracht ihrer zur Liebe geschaffenen Glieder!‘

‚Pfui, Antonius!‘ rief seine neben der Herzogin sitzende junge Gattin und lehnte sich mehr in den Schatten zurück.

Der Herzog murmelte: ‚Der Schwätzer!‘

Rubens fuhr fort:

‚Und wenn unter meinem liebkosenden Pinsel die Formen der Frau voller, der Glanz ihrer Haut tiefer, ihre Augen verheißender werden, edle Herrschaften, dann haltet dies einem Schwärmer zugute. Ich möchte die ganze Welt mit meinen Frauen bedecken, ich schaffe ruhelos, als wenn ich ihrer nicht genug malen könnte, und jede meiner Gestalten ist gleichsam eine Aufforderung zum Genuß, eine Mahnung, die Tage zu nützen. Ach, geboren in einem kühlen und grauen Lande, das die Gemüter traurig und ängstlich macht, schwebte mir von jeher vor, das Leben, wie ich es als das Höchste empfinde, zu malen, zu malen in einer Frau, der man ansehen müßte, daß sie jeden Genuß in der kühnsten Steigerung zu bieten fähig ist. Ich träume da von Gliedern, die unweltlich sind — ach, es müßte eine prachtvolle Herrin sein. Und alles, was ich bisher malte, waren nur schwache Versuche, und niemand weiß, ob ich das Ideal je schaffe.‘

Er setzte sich. Und man sprach durcheinander.

Gonzaga aber stand finster hinter seiner Hecke und dachte: An der Wand meines Heiligtums muß ein Weib gemalt sein, das m e i n Ideal ausdrückt. Sie müßte karge, fast jünglinghafte Formen haben, und nur ihr Gesicht müßte leben. Es sollte Falten haben, die das Leid und das Denken gegraben, und tiefe, traurige Augen, aus deren Tiefen ein verächtlicher Stolz heraufschimmert. Ihre Arme sollen herabhängen, denn mit der Kraft ihres Körpers weiß sie nichts anzufangen. —

Da stiegen über dem Mincio Leuchtkugeln auf. Sie zogen sanft am Abendhimmel empor, blühten lautlos in einer Fülle tieffarbiger Bälle auf, die langsam im Dunkel versanken. Hundert Gitarren setzten plötzlich in einem langanhaltenden schwebenden Ton ein, der wie der gesteigerte Ausdruck eines gewaltigen Jubels klang, und die Herzogin erhob sich.

Man brach auf. Dicht an dem Herzog vorbei zog das heitere und schwatzhafte Stück Leben, und in einem Abstand davon, zuletzt, kamen Eleonora und Guastalla.

‚Vernahmst du nicht, Ela, was der Meister sprach? Fürwahr, er ist nicht nur ein großer Maler, sondern ein großer und weiser Mann. Kann

es weiseres geben, als die Menschen zum Genusse aufzufordern? Haben seine Worte nicht auch dich gerührt, die den Mahnungen meiner Liebe immer das gleiche freundliche Schweigen entgegensetzt? Komm mit, du, die ich geliebt seit Jahren, komm mit in den Reigen der Freude, laß dich lieben, mache mich glücklich, genieße mit mir!'

Die Herzogin blickte nicht auf. Aber dicht vor dem, dessen Gegenwart sie nicht ahnte, begann sie schneller zu gehen und sprach, indem sie ihre Arme aufhob und hilflos sinken ließ, mit erschütternder Stimme:

‚Schweige doch, Vetter, ich bitte dich, — du weißt ja —!'

Und sie ging schnell davon.

Gonzaga aber überfiel eine rasende Wut. Er dachte nicht daran, die Beleidigung seines Weibes zu strafen, er fühlte nur den brennenden Zorn, Rache zu üben an jemandem, der es gewagt hatte, seinen Rechten zu nahe zu treten, seinen Rechten, deren er sich begeben hatte. Er rief mit heiserer Stimme:

‚Guastalla!'

Und kaum daß der andere sich umgedreht hatte, sah er Gonzaga auf sich eindringen, den Degen bloß, und zog. Während die Musik vom Flusse herüberschallte und die farbigen Lichter ruhig weiter schimmerten, wurde das scharfe Klirren der Degen laut, tönte ein dumpfer Fall, und Gonzaga eilte durch das Dickicht davon, erreichte die Pforte und warf sich auf sein Pferd, das er zum Galopp spornte.

◆ ◆ ◆

‚Ich war ein Tor,' sagte er sich, als er wie gehetzt durch die Nacht jagte, ‚was kümmert mich das Leben, das die da drüben führen?' Und er empfand mit Beschämung, daß er, der über den Dingen zu stehen vermeinte, noch so fest an diese Dinge gebunden war. In dem Wunsche, dieser Scham ledig zu werden, beschwor er wieder, wie so oft, die Ahnung von dem Leben herauf, das er führen mußte. Den ewigen Dingen hingegeben, durch das Nachleben eins mit den Größesten, die je gedacht, wollte er sich die innerliche Befriedigung verdienen, die allein Menschen zu höheren Wesen macht. Ja, er glaubte sicher zu fühlen, daß einst, vielleicht erst spät, aber gewiß, ein ganzes Zeitalter reifer Menschen heraufziehen würde. Von allen Tändeleien mit dem niederen Dasein frei, erlöst von den Banden eines dumpfen Glaubens, mußte es Menschen geben, die den wissenden und klaren Geistern sich näherten.

Und nichts anderes wollte er, als die aufwärtssteigende Bahn zu jener Zeit hinaufgehen, vielleicht ein Einsamer, aber ruhig in seiner Zuversicht und gestärkt durch die Wegzehrung aller großen Gedanken, die die Welt je hervorgebracht. Das für ihn erreichbare Ziel symbolisierte gleichsam das Haus, das da am Ufer des Sees wuchs; das war ein sicht-

bares Zeichen, und wenn sein schützendes Dach erst über ihn sich erhob, dann —, dann würde er befriedigt sein.

Und das Haus wuchs. Er verdichtete all sein Wollen auf seine Vollendung, und immer mehr stieg die Glut seiner Erwartung. Mitten in der Nacht wachte er auf und dachte an sein Haus; er träumte von ihm. Ja, er schlich sich im Dunkel zu seinen Mauern, betastete sie, als wollte er sicher sein, daß es nicht Traum war, der sich plötzlich in Nichts auflösen könnte. Francesco Albani kam, der sanfte Künstler, und der Herzog führte ihn in das große, gewölbte Gemach, wo er ihm eine heitere Landschaft zu malen befahl, mit Paaren, die sich lieben, mit Mönchen, die sich kasteien, mit Festen und Prozessionen, mit trinkenden Bauern und mit Lustschiffen, die an Marmorterrassen anlegen. Und über diesem Leben sollte auf Wolken eine Frau dahingehen, eine Frau, übermenschlich groß, mit aufwärtsgerichtetem Blick, ernst und wissend.

Und er beschrieb ihm erregt diese Frau, und er wurde zornig, als der Maler einwarf, daß es den Gesetzen der Komposition entgegen sei, eine überlebensgroße Figur über armlangen zu malen.

‚Zum Henker Eure Komposition!‘ schrie er und fuhr fort, von seinem Ideal zu sprechen.

‚Ihr versteht mich, Albani?‘ fragte er.

Und der schmächtige Albani bejahte.

‚Wie sollte ich den erlauchten Herrn nicht verstehen! Ihr wünscht eine Sapientia, wie man so sagt.‘

Er malte die Weisheit, wie er sie verstand. Sie sah mit einem gefälligen Lächeln geradeaus und über das Leben hinweg, das unter ihren Füßen war. Sie trug einen Schleier in der Hand, den sie soeben von ihren Augen genommen zu haben schien, und auf dem Schleier stand in Goldbuchstaben: Sapientia.

Der Herzog war unzufrieden. Nein, das war sein Ideal nicht. Aber er fand, daß besonders in der Dämmerung die Gestalt gut aussehe und daß niemand seine Gedanken hindern könne, das zu vervollständigen, was mangelhaft war.

Er stürzte sich tiefer in die geliebten Erregungen, in die Sorgen um den Bau. Er ließ große silberne Platten treiben, auf denen das weiße Brot festlich liegen sollte; er ließ schlanke Becher hämmern, in denen der hellrote Landwein schimmern sollte. Auch bestellte er kostbare Bücher in Bologna und Paris, in Amsterdam und Augsburg. Und alles betrieb er mit einem hingebenden Ernst, mit einer tiefen Wichtigkeit. Es war, als wenn seine Unruhe von Tag zu Tag wuchs; er konnte nicht eine Minute müßig sein, ohne von den schmerzlichsten Traurigkeiten gequält zu werden. Ja, als er einmal sich selbst vorstellte, wie er inmitten seines büchergefüllten

Heiligtumes allein stehen würde, hatte ihn eine seltsame Angst ergriffen, eine unerklärliche und undenkliche Angst, die ihn quälte. Er hatte den unsinnigen Wunsch, daß er immer an seinem Haus bauen könnte, ohne je sagen zu müssen: Nun bin ich fertig.

Aber er konnte noch so geschäftig hin und her laufen, hundertfache Bedenken haben, die jeder Arbeiter mit ein paar Handgriffen erledigte, und lange und gewählte Gespräche mit dem Baumeister über die Form eines Säulenbogens führen, indem die Werkleute ihn umstanden: das Haus wurde fertig.

Da erließ er Einladungen über ganz Italien an alles, was je einen Vers geschrieben und einen Gedanken gedacht hatte. Er setzte einen Preis aus für die beste Beschreibung seines Hauses; er entwarf Pläne für die Reigen und Aufführungen, zu denen er Knaben und Jünglinge kommen ließ.

In den folgenden Wochen ergossen sich Ströme seltsamer Menschen über die Gestade von Maderno. Es kamen solche zu Pferde und auf Maultieren; andere kamen zu Fuß. Es gab da zerlumpte, die einen gewaltigen Stecken in der Hand trugen und denen ein Bettelsack an einem Strick über dem Rücken hing. Welche hatten samtene Wämser an mit blendenden Spitzenkragen. Sie waren von Dienern begleitet. Jeder hielt sich vom andern entfernt und trug die Verachtung des andern zur Schau. Nur einige Zyniker fanden sich zusammen und betranken sich in den Schenken der Umgebung auf Kosten des Herzogs. Alle aber ergossen über ihn lange und vorwurfsvolle oder vertrauliche Reden, die in dem Erstaunen gipfelten, den unfähigen Buongiovanni oder den Stümper Lambuschieri hier zu sehen.

Erst entzückte den Herzog dieses Treiben. Aber bald brachen in der Republik Unruhen aus. Die Philosophen gerieten in Streit über einen Satz des Aristoteles und gingen mit Knütteln aufeinander los. Ein Poet erstach den andern, weil dieser ihm vorgeworfen hatte, er verstehe keine reine Stanze zu dichten. Alle aber beschwerten sich über die geschmacklose Kost der herzoglichen Küche und behaupteten, das Fehlen der Frauen schmerzlich zu empfinden. Aber man beruhigte sich wieder in Erwartung des großen Festes, mit dem das fertige Haus eingeweiht werden sollte.

Am frühen Morgen dieses Tages erklangen Posaunenstöße. Die Gäste, von denen jeder in eine violette Toga gehüllt war, zogen paarweise, der Herzog an der Spitze, durch alle Räume des fertigen Palastes, indem ein Knabenchor einen Hymnus zu Ehren der Wahrheitssucher sang. Sie schritten auch durch den Garten mit seinen verschlungenen Wegen, an Gehegen vorbei, in denen Papageie sich auf Palmen wiegten und weiße Hirsche mit großen Augen den Zug ansahen. Dann nahm man in der

großen Halle im Kreise Platz, und der junge Boschetti trat vor, indem er mit erhobener Stimme eine Rede hielt, die ‚der irdischen Wohnung der Götter' oder ‚der Wonne von Maderno' galt.

Aber als man sich an der Tafel niederließ, begann die Unruhe. Auf köstlichen Schüsseln glänzten bräunliche Maiskuchen, in Öl gesotten, groß wie Wagenräder, kleine, blasse Brote, die hart waren wie Steine, lagen zu Pyramiden geschichtet, und in den geschliffenen Flaschen stand ein durchsichtiger Wein von der Farbe ganz heller Rubine.

Man sah sich an und lächelte.

‚Ah, der Herzog will uns foppen,' dachten alle.

Und man schnitt die Maiskuchen an und erwartete duftende Pasteten im Innern zu finden. Da man sich getäuscht sah, wurde es sehr still. Sie sahen sich verlegen an.

Aber da der Herzog aß, nahmen die Gäste jeder einige Bissen in den Mund, indem sie mit schallender Stimme von fernliegenden Dingen sprachen.

Der kecke Locatelli, der sich selbst den zweiten Sokrates nannte, dabei eine Nase hatte, groß und blau wie überreife Pflaumen, trank sogar von dem Wein. Er schlabberte wie ein Säugling mit seinen dicken Lippen in der matten Flüssigkeit herum und hob die rechte Hand, als wenn er zur Andacht mahnte.

Die ihm zunächst Sitzenden begannen zu lachen, und durch diesen Beifall kühn gemacht, sah er sich langsam um und sagte dann:

‚Edler Herzog, Bruder im Geiste. Diese Lümmel von Köchen scheinen die Suppe verschüttet und die Braten verbrannt zu haben, aber wenn du erlaubst, so sollen sie ein paar Hühnern und Truthennen die Hälse abdrehen. In der Zeit, da sie über dem Kohlenfeuer sich bräunen, will ich eine Rede auf die Tugenden der Stoiker halten. Auch scheinen die Schurken dich mit dem Wein zu betrügen; denn zweifellos hast du befohlen, Falerner auf die Festtafel zu setzen, und sie stellen uns einen Wein hin, der blau ist wie die Wangen frierender Kinder.'

‚Ach, meine Freunde,' sagte der Herzog und lächelte, ‚wie sehr muß ich euch enttäuschen. Ihr glaubt in mir einen der Fürsten zu sehen, deren Tafeln unter der Last köstlicher Speisen brachen, und ich bin nur ein Weisheitsfreund, dem es nicht ansteht, den Bauch vor dem hellen Geiste zu lieben. Je festlicher der Tag ist, desto einfacher möge die Speise sein, damit nicht die Entzückungen des Gaumens und die Last der Verdauung die lebhafte und innige Beschäftigung mit geistigen Freuden hindere.'

‚O Bruder Herzog,' rief Locatelli und stand auf, ‚wir sind nicht vermessen genug, dir befehlen zu wollen, was du essen und trinken sollst, wir aber, um es offen zu sagen, sind gewöhnt, das Anfeuern der Lebens-

kraft und damit der Kraft des Geistes durch einen leckeren Bissen und einen guten Tropfen zu lieben.'

,Wie aber wollt ihr da zur Vollkommenheit kommen? Wo steht geschrieben, daß Platon ein Schlemmer war? Haben nicht im Gegenteil diejenigen den Bauch zu ihrem Gott gemacht, die von Anbeginn an aus der Gemeinschaft der Geister verworfen waren? Mögt ihr von den Heiligen der Kirche lernen, die den Leib unter die Herrschaft des Geistes zwangen und die — wie lehrreich! — der Teufel versuchte, indem er ihnen schöne Weiber, gebratenes Fleisch und duftenden Wein zeigte?'

Ein florentinischer Dichter rief:

,Ist nicht ein Teufelsbeschwörer unter uns?'

Man gab sich keine Mühe mehr, das Lachen zurückzuhalten, und Locatelli rief in den Lärm hinein:

,Was uns betrifft, so sind wir nicht anmaßend genug, Platon oder christliche Heilige sein zu wollen!'

Der Herzog stand mit rotem Kopf auf, aber ehe er sprechen konnte, trat ein bestaubter Bote herein und sprach zum Herzog:

,Erlauchter Herr, die edle und geliebte Herzogin Eleonora ist um Mitternacht gestorben!'

Da ließ sich Gonzaga auf seinem Sitz nieder, und es wurde still.

Plötzlich aber sprang er auf, so daß sein Sessel umstürzte, und seine Stimme dröhnte durch den Saal:

,Was sitze ich hier mit elenden Narren zu Tisch! Welch ein Wahnsinn treibt mich, mit Bettlern und Betrügern, mit erbärmlichen Hohlköpfen wie mit meinesgleichen zu reden! Wer von diesen hat je das Wehen des Geistes gespürt? Und sie, die mich geliebt, muß einsam sterben! Wie sie dastand mit hängenden Armen, wie die Augen erloschen waren, wie ihr Mund bebte von Bitterkeit! Ach, in diesem Augenblick war sie mehr Geist als diese schmutzige Schar von Wahrheitssuchern zusammen. Was steht ihr noch da und glotzt mich an? Versteht ihr nicht, daß es mich ekelt vor euch?'

Da zogen alle die Schultern hoch und gingen schweigend hinaus.

,Er ist wahnsinnig geworden,' murmelten sie.

Gonzaga ließ sich wieder an der verlassenen Tafel nieder, und eine große Mutlosigkeit überfiel ihn.

Er strengte seinen Geist an, um beruhigende Gedanken zu finden, und sagte unaufhörlich vor sich hin, wie um es sich einzuprägen:

,Ich habe alles verlassen. Was kümmert mich das Ende dieses Weibes?'

Was entrüstete er sich auch über die Männer, die jetzt fort waren. Hatte er die Lebenden verlassen, standen ihm da die Toten nicht Rede?

Waren es nicht willige und gute Freunde, die in den Büchern wie in einem Kristallschrein schlummerten? Und brauchte er nicht nur den Deckel zu heben, damit ihr Duft ihn entzücke?

Wozu hatte er das große quadratische Gemach gebaut, es mit Teppichen aus Arras behängt, seinen Fußboden mit dem beruhigenden roten Marmor belegt? Wozu hatte er tausend Bücher dort aufgestellt, die das waren, um deswillen die Erde seit Jahrtausenden bestand? Wozu hatte er die Göttin seines Lebens auf eine der Wände malen lassen, wie sie über ihre Feste und Begräbnisse, über Landstraßen und Klöster dahinschritt? Wozu anders, als daß er in diesem Heiligtum sein Leben innig fühle und es in Andacht verbringe?

Und doch hatte er eine seltsame Scheu, dieses Gemach zu betreten.

‚Ich muß meinen Geist erst von den Berührungen jener Menschen reinigen,‘ sagte er.

Langsam ging er davon. Er schritt gedankenvoll die hellen Terrassen auf und nieder, die nach dem See zu lagen. Er betrachtete den gewaltigen Spiegel des Wassers, und sein Herz wurde weit. Er erhob seine Augen zu dem Vater des Sees, dem Berg Baldo, und seine Gedanken regten wieder die Flügel. Von Stunde zu Stunde wurde er heiterer. Und als es gegen den Abend ging, kehrte er in das Haus zurück und öffnete behutsam die Bronzetür zu seinem Heiligtum. Einzutreten wagte er noch nicht. Er stand auf der Schwelle und fühlte die erhabene Stille, die an der Wohnstätte der Genien war. ‚Sie leben noch,‘ dachte er triumphierend. ‚Bald, bald wage ich es, mich zu ihnen zu setzen. Dann wird die Welt hinter mir versinken.‘

Drei Tage lang wartete er auf den Entschluß. Ihm war, als müsse aus jenem Gemach ein leiser, aber deutlicher Ruf erschallen:

‚Komm, Bruder!‘

Endlich, am Abend des dritten Tages ergriff er zwei siebenarmige Leuchter, deren Kerzen er entzündete, betrat das Heiligtum und schloß hinter sich ab.

Dann setzte er sich in der Kirchenstille auf einen Marmorsessel und wartete.

Er empfand die Luft gesättigt mit Größe, und er wartete. —

Er hatte nun alles, was er je ersehnt. Rings um ihn standen die großen Geister alle, die je gelebt. Er brauchte nur die Hand zu erheben, und sie öffneten den Mund. Auf seinen Wink strömten über ihre Lippen Hirtengesänge und leichtfertige Novellen, tönende Stanzen, die von ritterlichen Kämpfen und frohen Gedanken voll waren, inbrünstige Liebesgedichte, erhabene Philosopheme, kühne Ketzereien und schmutzige Zoten, die von dem dunkelsten Grund menschlicher Gefühle kündeten. Wonach




Carl Piepho/Wirtsgarten



gelüstete es ihn? Wollte er sich an Plutarchs Heldengestalten begeistern? Wollte er mit Vergil Karthago gründen oder mit Dante in die Hölle steigen? Wollte er Vasaris Malergeschichten hören oder Macchiavellis Apotheose des jungen Cesare vernehmen? Die Tafeln standen gerüstet; sie lockten. Er konnte auch in die Hände schlagen, und sofort würden die inbrünstigen Gesänge Palestrinas ertönen oder Viadanis schwärmerische Hymnen. Selbst Platon war bereit, mit ihm wie mit Glaukon, Aristons Sohn, auf dem Wege nach dem Piräus von den ewigen Ideen zu reden. Oder war es ihm lieber, Mark Aurel zu hören, der ihm besonders lieb war? Oder sollte Galilei mit dem blassen und verhärmten Antlitz vortreten und den doppelten Schwung der Erde erklären?

Sie standen alle und sahen ihn an. Sie schwiegen, da er sie nicht rief. Diese auf ihn gerichteten Blicke der Größesten, die je gelebt! Diese entsetzliche Stille! Er sah Hunderte von Augen auf sich gerichtet, die das Leben tief und glänzend gemacht hatte. Und immer dieses schreckliche Schweigen, das langsam wuchs, wuchs wie etwas Körperliches. Er fühlte, wie es kalt und eisig um ihn wurde wie auf sehr großen Höhen, die den Tälern der Menschen fern sind. Und blitzschnell hatte er einen kindischen Wunsch, in einem dieser Täler zu sitzen, bekränzte Mädchen um sich und Lautenklang zu vernehmen und Glockenläuten von fern, den Gesang frommer Landleute. Aber sein Wunsch duckte und verkroch sich wie ein Hündchen vor diesem Schweigen, diesem Schweigen! Wie er dieses Schweigen lasten fühlte! Wie es näher auf ihn zukam, wie es massiver und schwerer wurde! Und plötzlich faßte ihn eine grenzenlose Furcht, eine Angst, die ihm die Kehle zuschnürte und kalten Schweiß auf seine Stirn trieb. Seine Knie begannen zu zittern, seine Finger spreizten sich abwehrend diesem dunkelgrauen Ungeheuer entgegen, das ihn von allen Seiten einschloß, und mit einer letzten rasenden Anstrengung erhob er sich, wankte rückwärts zur Tür und floh die großen Geister, die er sich vermessen hatte, zu Gefährten zu machen. Wie er war, barhäuptig und leicht bekleidet, in Schweiß gebadet, stürzte er in die Nacht hinaus, die ihn feindselig ansah und die voller Geräusch war, das ihn schreckte. Er hatte keinen Gedanken als diesen: fliehen. Er erklomm Berge und hörte von ferne das drohende Gebell der Hirtenhunde; er kletterte in Schluchten, in denen unsichtbare Wasser eintönige, urweltliche Weisen sangen, die drohend waren. Er lief über Ebenen, die er nicht kannte, und sah Sterne flimmern, deren eisiger Glanz ihn zittern machte.

Auf einem weiten und öden Felde sank er hin. Er hoffte zu sterben, und die selige Ruhe der Ermattung kam über ihn. Er entschlief. Aber entsetzliche Träume quälten ihn. Wenn sie ihn für Augenblicke aus dem Schlafe weckten, spürte er die Kälte der Nacht. Der Tau näßte ihn.

Als der Tag dämmerte, erwachte er. Ein Karren kam ihm nahe, der mit einem abgetriebenen Maultier bespannt war. Zwei Männer gingen neben den Rädern her. Auf einen Zuruf stand das Maultier still. Die Männer zogen nacheinander drei Leichen von den Brettern, legten sie auf den Erdboden und bekreuzten sich. Da packte ein wahnsinniges Grausen den Herzog; er wollte sich erheben und packte mit der Rechten eine blaue, triefende Hand, die aus der Erde ragte. Ein heiserer Schrei entrang sich seiner Kehle. Die Männer blickten sich entsetzt um und liefen mit erhobenen Armen davon, indem sie den Karren im Stich ließen.

Da wurde Gonzaga sehr ruhig. Er sah sich langsam um, stand auf und ging schwankend auf die drei Toten zu und sah, daß es Pestleichen waren. Einen Augenblick mußte er sich an den Speichen des Rades halten, das ihm zunächst war, dann ging er querfeldein, mied die Hecken und kam nach zwei Stunden an den See. Es mußte die Gegend von Peschiera sein, da die Ufer sumpfig waren.

Nicht weit vom Ufer zog ein Fischer die Aalreusen auf.

Der Herzog rief ihn mit matter Stimme an.

Der Fischer erkannte ihn.

‚Willst du mich nach Maderno fahren?‘

Der Fischer kam eilends und half dem Herzog, der schwankte, in das Boot. Zu fragen wagte er nicht. Er ruderte eifrig und schweigend, und das Ufer blieb zurück.

Es war ein trüber Tag. Ein schwüler Wind ging.

‚Gib mir zu trinken!‘ murmelte der Herzog.

Er nahm ein Stück des weißen Brotes und drei Oliven.

Aber plötzlich sank er um und lag auf dem Boden des Fahrzeuges wie ein Toter. Erst als man ihn an Land trug und seine Diener erregt herankamen, erwachte er wieder. Von kräftigen Armen gestützt, ging er schwerfällig zu seinem Palast. Welche Stille in der Luft war! Weshalb sprach niemand? Drinnen ließ er sich entkleiden und legte sich nieder.

Noch hatte er keinen klaren Gedanken gehabt. Nur müde war er. Aber er ließ sich doch ein Bad bereiten. Der Diener wollte ihm helfen, die Marmorstufen hinabzusteigen, an die die wohlriechende Flut gluckend schlug, da schrie der Jüngling auf und deutete auf des Herzogs entblößte Brust. Dort war eine blaue Beule mit einem gelben Punkt in der Mitte.

‚Die Pest!‘ dachte Gonzaga und lächelte mühsam.

Er winkte dem Diener, daß er gehe, und setzte sich auf die weißen Stufen.

Das häßliche Gift in seinem Körper lähmte bereits sein Empfinden. Der Gedanke, daß der Tod kommen würde, erregte ihn nicht. Vielmehr empfand er eine gewisse Befriedigung. Denn die große Müdigkeit, die

er empfand, ließ ihn nur den Wunsch nach Ruhe haben. Vielleicht saß er stundenlang so auf der Marmorstufe in dem totenstillen Gemach, ohne sein Leben sonderlich stark zu empfinden. Es dämmerte, als er sich erhob. Es erstaunte ihn flüchtig, daß niemand kam, nach ihm zu sehen; er zog an der Klingel. Der grelle Lärm erschreckte ihn. Da warf er einen Mantel über und ging. Er ging mühsam und mit schiebenden Schritten durch sein Haus, über Treppen und durch Zimmer, er sah in den Garten hinaus und lockte die Hunde, die sonst in der Halle lagen. Alles war totenstill.

Da begann er zu begreifen, daß man vor ihm geflohen war.

Zuerst mochten die Diener geflohen sein, die sonst auf seinen Wink lauerten, dann die Köche und die Hausmeister. Die Musiker hatten das Haus verlassen, indem sie ihre Instrumente mit sich schleppten. Und alle hatten bleiche Gesichter gehabt und hastige Bewegungen, deren Geräusch sie gedämpft hatten. Sogar die Hunde hatten sie mitgenommen. Diese Flucht machte ihn nachdenklich. Anfänglich überlegte er, ob er nicht versuchen sollte, zum Fenster hinauszurufen, damit einige der Dorfbewohner kämen. Aber die Kunde von dem pestkranken Herzog würde schon durch alle Häuser geeilt sein, sie mit Entsetzen erfüllend. Und kein Mensch würde seinem Rufe gehorchen.

Inzwischen war es dunkel geworden, und ein Fieberschauer überlief ihn.

‚Ach,' sagte er, ‚ich werde zu meinen Geistern gehen, die fliehen nicht.'

Und er betrat den gewölbten Saal, von wo aus er in der Nacht noch geflohen war, sank auf ein Ruhebett und schlief ein. Aber die wilden Schmerzen, die seinen Körper mit Messern zerschnitten, ließen ihn von Zeit zu Zeit stöhnend emporfahren. Dann empfand er das Verlassensein als eine bittere Not, die ihn mehr schmerzte als alles, was er körperlich erduldete. Und er blickte mit heißen Augen an den Wänden entlang, wo im matten Schimmer der Sterne in bleichen Pergamentbänden und in vergoldeten Saffianbänden der Geist von Jahrtausenden aufbewahrt war. Wer half ihm nun, mußte er denken, von jenen erhabenen Genien allen, mit denen er als Gefährte sein Leben zu verbringen gedacht hatte, was halfen ihm die leuchtenden Gedanken und glühenden Visionen, in deren Genuß er die Erfüllung und die Beseligung zu finden gehofft hatte? Wo war auch nur e i n Gedanke, der ihm erquickenden Trost im Sterben gespendet hätte, wo war auch nur einer, der zu ihm sprach: ‚Komm her zu mir!' oder: ‚Wahrlich, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!'

Wohl rissen seine Gedanken zuweilen ab, wenn die qualvollen Krämpfe mit plumpen Fäusten die Fäden sprengten, aber immer wieder streckte er im Geiste die Hände aus und litt den tiefsten menschlichen Schmerz: den des gänzlichen Verlassenseins; denn er hatte den Trotz nicht und die

Überheblichkeit, die mit geducktem Kopf die Schauer des Leides über sich ergehen lassen. Nein, er erkannte deutlich, daß er in die Irre gegangen war und daß niemand ihm helfen konnte.

Und plötzlich, zwischen zwei Anfällen, hörte er die zuversichtliche Stimme des Einsiedlers:

‚Die Stunde kommt!'

Er wehrte sich, er bäumte sich auf und warf sich herum.

‚Wenn nur ein Arzt käme,' murmelte er.

Wenn er ihm nicht helfen konnte, würde ihm seine Nähe ein Trost sein.

Den Trost und die Gegenwart dessen, der immer bereit ist, zu leidenden Menschen zu kommen, hatte er ja verschmäht.

Indem er das einsah, fühlte er, daß wirklich die Stunde gekommen war, in der alle Wissenschaft der Welt hilflos zurückbleibt, in der der Mensch einsam wird und die Entzückungen der Kunst ihn nicht mehr erreichen.

Da reckte er sich mit aller Kraft der Göttin seines Lebens entgegen, deren weißer Leib gerade über ihm im bleichen Schimmer sich erhob, und indem sein Gesicht sich versteinte, ritzte er mit zuckender Hand mit dem Nagel des Daumens quer über die Brust des Weibes zwei Worte ein:

‚Venit hora.'

Und fiel zurück und lag ohne Besinnung, aber in Fieberschauern.

Er schleppte sich unter stechender Sonne meilenweit über gelben Sand, dunkelgrüne Laubdickichte rauschten um ihn, und eine Quelle rieselte. Wenn er sich darauf zuschleppte, war sie entschwunden. Ein klarer See wiegte ein Boot. Er stürzte sich in die Fluten und lag auf kahlem Gestein, das glühend schien.

Aber plötzlich trank er klares, kühles Wasser; er fühlte die wunderbare Feuchte in seinen Bart rinnen. Zweifellos trank er. Und da war auch ein Gesicht, das sich über ihn beugte und lächelte.

Dann hatte er wieder das trostlose Gefühl des Alleinseins. Ferne sah er die Gewänder der Freunde wehen, die ihn verließen. Er machte sich auf und suchte. Er sah in der Ferne Dörfer und Städte, aber er rannte, daß er keuchte, ohne daß sie ihm näherkamen. Er lief auf Gruppen von Menschen zu, auf Musiker und Liebende, auf Philosophen, die mit erhobener Rechte dozierten. Aber ehe er sie erreichte, blickten sie ihn kühl und fremd an und entflohen wie Rauch. Hunde liefen vor ihm davon. Er sah es mit Staunen und Schmerz. Aber plötzlich hörte er Rufen hinter sich und eilende Schritte. Er blickte zurück und sah den Einsiedler vom Berge ihm nachlaufen, indem er winkte. Die schwere Kutte schlug ihm um den Körper; er hob sie auf wie einen Weiberrock. Sein Gesicht glänzte im Eifer.

‚Was willst du?‘ fragte der Herzog und lachte.

‚Endlich habe ich dich!‘ rief der Mönch und wischte sich den Schweiß von der Stirne. ‚Ich bin dir nachgegangen, aber du liefst so schnell.‘

Und da schien es dem Herzog, daß er auf seinem Lager im Palast der Gonzaga in Maderno lag und der Einsiedler vom Berge bei ihm saß, seine Hände streichelte und tröstende Worte sprach, aus denen er immer nur eins heraushörte:

‚Christus ist bei dir.‘

Da wurde er ruhig und seufzte befriedigt.

‚Und du fürchtest dich nicht vor der Seuche?‘

‚Christus wird mich schützen.‘

‚Aber wenn du stirbst?‘

‚Christus wird mich zu sich nehmen, wie er denen verheißen hat, die ihn lieben.‘

Immer Christus.

‚Und ich?‘ murmelte er. Aber sofort ergriffen ihn ungeheure Schmerzen, würgten und stachen ihn, Glutströme stürzten über ihn, und in der Wut des Kampfes, die sein Ende begleitete, hörte er dreimal mit zuversichtlicher Stimme sprechen:

‚Deine Sünden sind dir vergeben.‘

(Fortsetzung folgt.)



# Clemens Maria Hofbauer und die Wiener Romantikerkreise am Beginne des 19. Jahrh.

## Von Johannes Eckardt

(Fortsetzung.) Die Beziehungen zwischen Clemens M. Hofbaauer und den Männern, die in seinem Zirkel auch nur wenige Jahre verkehrten, waren so enge, daß viele aus ihnen den Redemptoristenpater zum Beichtvater nahmen und er die Lebensziele der meisten in bestimmte Bahnen leitete; sein seelsorgliches Interesse übertrug er auf die literarisch interessierten Männer seines Kreises — besonders auf Anton Passy, Johann Peter Silbert, Zacharias Werner und Johann Emmanuel Veith. Hatten die Romantiker sich der Kultur des Katholizismus mehr aus ästhetischen Gründen genähert und von diesem Gesichtspunkte aus Tasso, Ariost, Dante u. a. zu neuem Ansehen zu bringen versucht, so lenkte Clemens Maria Hofbauer in seinem Streben nach der Erweckung des inneren religiösen Lebens das Interesse seines Kreises auf die Schriften der Heiligen, der Kirchenväter, der Aszeten und Mystiker. Andrerseits war er auch der Anreger jener reichen Erbauungsliteratur, die aus diesem Kreise entstand, der geistige Begründer der ‚Ölzweige'. Das Blatt, dessen erste Nummer am 2. Februar 1819 erschien und das im Dezember 1823 sein Erscheinen einstellte, kam zweimal in der Woche heraus. Von Nummer 81 (9. Oktober 1819) des ersten Jahrganges bis zur Nummer 104 (28. Dezember 1822) des vierten Jahrganges zeichnete Georg Passy, von Nummer 1 (4. Jänner 1823) bis Nr. 104 (31. Dezember 1823) des fünften Jahrganges Johann Peter Silbert als Verleger und Redakteur.

Die Beiträge dieser religiös-poetischen Zeitschrift schlossen sich enge an das Kirchenjahr an, sei es, daß sie religiösen Unterricht gaben oder die Feste des Kirchenjahres in Versen besangen oder zum Stoffe von Erzählungen nahmen. Die ‚Ölzweige' nahmen gegen die Aufklärung Stellung; dadurch kamen sie bei vielen in argen Mißkredit; um so mehr, als sie die spezifisch romantischen Doktrinen auf das religiöse Gebiet übertrugen. Hieher gehören die Beiträge Friedrich Schlegels. Diese zeigen, wie die Mystiker in den ‚Ölzweigen' hoch geschätzt wurden. Man suchte neues Verständnis für sie zu gewinnen, indem man ihre Schriften eingehend charakterisierte. So schrieb Anton Passy z. B. eine längere Besprechung der ‚Trutznachtigall' von Friedrich Spee. Man pries sie in Gedichten. Anton Passy z. B. feierte Friedrich Spee. Andrerseits übersetzte man auch Hymnen der Kirche und stellte Gedichte der Mystiker zusammen, um sie so zu neuem Leben zu erwecken. Die Aufklärung hatte natürlich für die Mystik kein Interesse. Die ‚Ölzweige' setzten ihren Kampf gegen die Aufklärung nur in die Tat um, als sie den Mystikern wieder zu Ehren verhalfen. Einzelne Romantiker hatten ja in schüchternen Versuchen schon früh auf die außerdeutsche Mystik zurückgegriffen; Friedrich Schlegel z. B. übersetzte schon 1802 einige alte Kirchenlieder. Die deutsche Mystik lag aber näher, und so verhalf man vorerst dem vergessenen Angelus Silesius und dem verachteten Friedrich Spee wieder zu Ehren, ehe man auf die Mystik anderer Nationen sein Auge richtete. Mit der neuzeitlichen Literatur beschäftigten sich die ‚Ölzweige', über die des eigenen Mitarbeiterkreises hinaus, nur insoweit, als sie

den Tendenzen des Kreises entgegenkam, so wurden Stolberg und Sailer z. B. berücksichtigt.

Die eigenen poetischen Beiträge waren zumeist Legenden und Erzählungen (besonders von Johann Emmanuel Veith und Johann Peter Silbert) mit apologetischem, didaktischem Charakter und großteils religiösem Stoffe; auch die Spruchliteratur wurde, besonders von Georg Passy, gepflegt.

Die ‚Ölzweige‘ hatten einen großen Erfolg; sie mußten sogar in einer zweiten Auflage nachgedruckt werden. Es läßt sich nicht sicher sagen, warum sie nach fünf Jahrgängen eingestellt wurden. Im Jahre 1841 sollten sie wieder ins Leben gerufen werden unter dem Titel: ‚Ölzweige, Conversationsblatt für Katholiken unter der Redaktion der beiden Brüder Nepomuk und Anton Passy‘. Die Tendenz der Zeitschrift sollte die gleiche bleiben, nur durch die Rubriken: Korrespondenzartikel aus dem Auslande, Missionsberichte, Nachrichten der Diözesen der k. k. Staaten, Wiener Diözesannachrichten und Rezensionen erweitert werden. Der Bücherzensor Scheiner erteilte das „admittitur“, aber das k. k. Zentral-Bücherrevisionsamt verwarf am 19. Juni 1841 dieses Votum und verfügte: ‚Die projektierte Erweiterung habe zu unterbleiben, der Titel einfach zu heißen: „Frische Ölzweige“. Nur die Mitteilung frommer Stiftungen und der Beförderungen dürfe geschehen, und selbst da müsse jedesmal die Zustimmung der politischen und geistlichen Behörden eingeholt werden.‘ Zensor Scheiner ergriff den Rekurs an die oberste Polizei- und Zensurstelle und erkämpfte den Erlaß vom 11. Dezember 1841, der den neuen Titel und die Erweiterung zuließ, nur direkte Korrespondenzen aus dem Auslande und die Diözesannachrichten, weil die Zeitschrift einen kirchlich-offiziellen Charakter annehmen würde, unbedingt ausschloß und die Ermahnung beifügte, jede feindselige Äußerung über die Missionen andrer christlichen Konfessionen zu unterlassen. (Sebastian Brunner, Die Mysterien der Aufklärung in Österreich, 1770 bis 1800. Mainz 1869.)

Dieser Kreis von Mitarbeitern an den ‚Ölzweigen‘ arbeitete auch außerhalb der Zeitschrift zusammen. So schrieb Friedrich Schlegel zu dem ‚Dom heiliger Sänger‘, den Johann Peter Silbert herausgab, eine Vorrede und gab dem ‚Gedichte in drei Büchern‘ von Anton Passy, das den Titel ‚Des Jünglings Glaube, Hoffnung und Liebe‘ hatte, ein einleitendes Gedicht bei. J. M. Sailer wieder steuerte zu der Übersetzung der Schriften des heiligen Bernhard von Johann Peter Silbert eine Vorrede bei. Dann arbeiteten wieder Johann Emmanuel Veith und Zacharias Werner in den ‚Balsaminen‘ oder Johann Emmanuel Veith und Johann Peter Silbert zusammen.

Die späteren Veröffentlichungen einzelner Mitglieder des Kreises sind zum Teile auch Fortsetzungen der ‚Ölzweige‘-Tendenzen. Das gilt namentlich für Anton Passy und Johann Peter Silbert; beide haben eine Unmenge aszetischer Literatur produziert. Anton Passy gibt eigene Arbeiten, Kirchenlieder und Übersetzungen neuerer Aszeten heraus. Johann Peter Silbert nimmt sich mehr der Mystiker an; von ihm kommt besonders der ‚Dom heiliger Sänger‘ in Betracht. Es war dies der erste Versuch, die christliche Dichtung wieder zu Ehren zu bringen. Vieles in diesen Sammlungen ist aus den ‚Ölzweigen‘ her-

übergenommen. Auch Anton Passy übertrug Hymnen, z. B. in ‚Des Jünglings Glaube, Hoffnung und Liebe‘ (1821), und folgte dem Beispiele Johann Peter Silberts als Übersetzer der Mystiker; so in den ‚Ölzweigen‘ und in den ‚Orgeltönen‘. Johann Peter Silbert bringt in seinem ‚Dom heiliger Sänger‘ auch 28 Lieder des heiligen Alphons von Liguori, der den Redemptoristenorden gestiftet hatte; auf diese Dichtungen hatte ihn wohl Clemens Maria Hofbauer aufmerksam gemacht. Nur 17 Stück von den 28 verdienen den Namen ‚Übersetzungen‘; die 11 anderen sind freie Übertragungen, Nachdichtungen. Johann Peter Silbert ist in seiner Wiedergabe ebenso treu, was den Sinn der ‚Canzoncinen‘ des hl. Alphonsus betrifft, als trefflich in dem Nachbilden der weichen, poetischen Sprache des Italienischen. Auch Anton Passy hat die Lieder des Alphonsus übertragen. Sein Vorzug liegt in der Genauigkeit, der aber oft die Schönheit der Sprache und die Eleganz der Metrik geopfert werden*. Anton Passy hatte bei seiner Arbeit mehr kirchlich praktische Zwecke im Auge; das geht schon aus der Beigabe von Melodien hervor; die Lieder des Alphonsus sollten durch ihn in den deutschen Kirchen heimisch werden. Die Beigabe von Melodien findet sich übrigens auch bei Johann Peter Silbert und darf im weiteren Sinne als eine Verwirklichung der romantischen Doktrin von der Vereinigung des Wortes mit dem Gesange angesehen werden.

Beide sind vor allem wegen der neuen Richtung im Kirchenliede von Bedeutung. Matthäus Schneiderwirth schildert in seinem Buche über ‚Das katholische deutsche Kirchenlied‘ zwei Richtungen des katholischen Kirchenliedes im 18. Jahrhundert: eine, die von Klopstock und eine, die von Gellert beeinflußt ist. Es scheint, daß Anton Passy in seinen ‚Orgeltönen‘ und in ihrer Fortsetzung, in der ‚Orgeltöne Widerhall‘, an beide Richtungen anknüpft. Jedenfalls schließt er sich genau an das Kirchenjahr an (die ‚Orgeltöne‘ sind nach dem Kirchenjahre eingeteilt); er macht auf jedes, auch auf das kleine Fest der Kirche Gedichte; diese Dichtungen sind alle lehrhaft und kasuistisch; es kommen Zahlenspielereien u. dgl. vor. Man könnte sie als Ganzes einen Katechismus in Versen nennen. Johann Peter Silbert nahm eine mehr ablehnende Haltung gegen den lehrhaften Gesang ein.

Der Einfluß Clemens Maria Hofbauers erschöpfte sich aber nicht in diesen allgemeinen Gesichtspunkten, sondern war auch ein stark persönlicher, besonders bei Zacharias Werner.

Um den nachhaltigen Einfluß Clemens Maria Hofbauers auf Zacharias Werner, diesen selbst in seiner Bekehrung zum Katholizismus und als katholischen Priester in seiner Wiener Wirksamkeit richtig zu beurteilen, muß man seine innere Entwicklungsgeschichte verfolgen.

Da Zacharias Werner in jüngsten Jahren seinen Vater verlor, war er der mütterlichen Erziehung allein überlassen. Seine Mutter — er nennt sie selbst eine reine, heilige Kunstseele und Märtyrerin von dem hellsten, nur durch eine zu glühende Phantasie unterjochten Verstande — hielt sich für die Jungfrau

* Vgl. Dr. Oskar Katann, Die Lieder des hl. Alphonsus und ihre deutschen Übersetzer. ‚Pastor bonus‘, 1908, XX. Jhrg.

Maria und ihren Sohn für den Weltheiland; diese Vorstellung hat in der Seele Zacharias Werners tiefe Wurzel gefaßt. Ein religiöses Gefühl durchklang schon seine Jugend und kam selbst in seinen rationalistischen Jugendgedichten zum Ausdruck; dieses Gefühl wurde immer bestimmter, stärker und verband sich mit seinen ästhetischen Anschauungen. Schon im März 1801 schreibt er seinem Freunde Hitzig*: ‚O lieber Freund, daß ich Dich bekehren oder doch überzeugen könnte, daß uns nichts zu trösten vermag als Kunst und Religion: (warum haben wir doch noch nicht Einen Namen für diese beiden Synonymen!)' . . . Und im Oktober 1803 schreibt er an Hitzig von der ‚Kunst, die einzig und allein mit ihrer hohen Mutter, der Religion, und mit ihrer Verbündeten, der echten Liebe, uns in den Mühen des Lebens trösten kann und mit den beiden eine innere Verbindung bildet, die ich durch den Namen der Grazien nicht zu entehren vermag, sondern schlechtweg durch den Namen der Dreieinigkeit bezeichnen muß.' Dieser Auffassung der Religion als der Mutter der Kunst entspricht, daß er ‚die Kunst bloß aus dem höheren Gesichtspunkte, insofern sie uns Ahnungen der Gottheit gibt', betrachtet (Brief an Hitzig vom 17. Oktober 1803) und daß er Bücher schreibt, nicht um einen flüchtigen Beifall, sondern darum, ‚auch nur wenige Gemüter für das Heilige zu gewinnen'. Er empfindet also wie die Romantiker, denen die Kunst zur Religion wurde, und verschließt sich nicht der Erkenntnis, daß ‚bei einer solchen Gemütsstimmung Proselytenmacherei sehr natürlich ist'. Diese hohe Auffassung von der Religion als solcher einerseits und ihrer bedingenden Beziehung zur Kunst, der er treu ergeben war, andrerseits, erklärt seine stürmische religiöse Reformatorenlust, seinen Drang, die Welt religiös zu erneuern. Diesem Impulse paarte sich die Weltheiland-Vorstellung seiner Mutter; so erklären sich die Briefworte (an Hitzig vom 17. Oktober 1803): ‚Ich versichere und beteuere Dir, daß ich alle poetischen Lorbeerkronen für die Freude hingäbe, nicht etwa Stifter, bloß Mitglied einer echt religiösen Sekte zu sein'; er verfolgte diesen Gedanken mit leidenschaftlicher Energie; ‚was könnten zehn gefühlvolle, reine, begeisterte Jünglinge, zu einem Zwecke verbündet, mit der Welt in religiöser Hinsicht machen, wenn sie weniger schreiben und mehr tun wollten'; ‚Bücher wirken in dieser Rücksicht wenig oder nichts. Wir brauchen Apostel! NB. in modernem Geschmack, die auf einen Zweck hinwirken' (an Hitzig im September 1802)**. Damit ist die Auffassung von seinem Dichten geklärt; er betrachtet seine Werke als Mittel zu höherem Zwecke, ganz im Sinne seiner Worte: ‚Kunstwerke sind Vorarbeiten zu der neuen Religion'. So begreift es sich, warum er nach seiner Bekehrung die Dichtkunst zurückstellte. Er hatte solange nach der Mutter seiner Kunst, nach der einen, wahren Religion gesucht; die Tochter sollte ihn und mit ihm die Menschheit zur Mutter, zur Religion führen. So war er als Dichter sich selbst und der Welt in der Idee ein Prediger; er hält die Kunst für ‚das ernste, hohepriesterliche Geschäft', den Künstler für den ‚Priester des Ewigen'.

Diese religiöse Erneuerung der Welt blieb nur kurze Zeit eine unbestimmte Sehnsucht; der romantische Gedanke an die Gründung einer neuen Religion

* Zacharias Werners ausgewählte Schriften. Bd. XIV.

** Aus dem Berliner Nachlaß des Märkischen Museums: ‚Zacharias Werner'. No. 2.

trat bald zurück gegen die Erkenntnis, daß ‚Christus als das Symbol der vergöttlichsten und Maria als das der reinsten Menschheit wieder aufgestellt werden müsse auf die Altäre'; und so hielt er ‚Jesum Christum für den einzigen, höchsten Meister der Maurerei', die er ‚mit Kunst und Religion für innigst verwandt' ansah. Von seinen jugendlichen rationalistischen Anschauungen war er bald abgekommen und ersehnte die ‚Abklärung der durch jämmerliche, einseitige Aufklärung des Verstandes so tief gesunkenen Menschheit'. Das Mittel sah er hiezu ‚nicht im Kraß-Katholischen, sondern im veredelten, wahrhaft katholischen Sinne'. Schon im Jahre 1802 schreibt er an Hitzig von ‚seinem Götzen, dem idealisierten Katholizismus'. Und an den Buchhändler Sander in Berlin schreibt er zu gleicher Zeit*: er ist davon fest überzeugt, ‚daß, die Sache poetisch angesehen, der Katholizismus nicht nur das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft, sondern auch, auf seine Urform zurückgeführt, allen übrigen christlichen und unchristlichen Religionsformen für ein Zeitalter, welches den Sinn der schönen Griechheit auf immer verloren hat, vorzuziehen ist; daß unter allen Erzeugnissen der Christusreligion Katholizismus die beste ... und daß allen Europäischen Kunstgenius und Kunstgeschmack allmählich der Teufel holt, wenn wir nicht zu einem geläuterten (NB. nicht metamorphosierten) Katholizismus wiederkehren, von dem wir ausgegangen sind'.

Er war dem Katholizismus dadurch nahe gekommen, daß er die Zeremonien in der katholischen Kirche, welche in der Nähe des Hauses seines Onkels in Königsberg stand, öfter sah. Schon in jungen Jahren bildet der Katholizismus ein wichtiges Thema in seinen brieflichen und mündlichen Unterhaltungen; seine Tagebücher berichten oft von Debatten über den Katholizismus. Als er von Berlin im Jahre 1807 schied und auf seiner Reise einen mehrmonatlichen Aufenthalt bei der Frau von Staël auf ihrem Landsitze Coppet am Genfersee nahm, war der Katholizismus wieder der Gegenstand eingehendster Gespräche mit der geistreichen Frau und ihren Gästen August Wilhelm Schlegel und Oehlenschläger.

Dieser Drang, das Wesen des Katholizismus zu erfassen und in sich lebendig zu machen, kam aber noch aus einem anderen als dem bloß künstlerisch-ästhetischen Grunde. In Zacharias Werner war neben dem tiefen, religiösen Gefühle eine ‚glühende, oft ans Gemeine, ja Verruchte streifende Sinnlichkeit', wie Eichendorff sagt. Seine Tagebücher, seine Briefe und seine Lebensgeschichte offenbaren schreckliche Verirrungen. Deshalb dürfen wir aber an seiner Erfassung des Katholizismus keinen Zweifel hegen. In dieser Beziehung gilt das Wort, welches Friedrich Schlegel über Tieck an Dorothea (1809) schrieb**: ‚Glaube mir nur, zu den Zeiten der Apostel, selbst unter ihrer nächsten Umgebung und vorgeblichen Anhängern, hat es gerade solche falsche Bekenner, die einen Teil der Mysterien mit dem Verstande oder der Phantasie wohl ergriffen hatten, von Sinnesart aber wüst und schlecht geblieben waren, genug gegeben.' Zacharias Werner litt an diesem inneren Zwiespalt; er hielt die Moral für etwas Erhabenes; er hatte aber nicht die Kraft, seiner Leidenschaft Herr zu werden;

* Zacharias Werners ausgewählte Schriften Bd. XIV.

** Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel. Hrsgb. Dr. J. M. Raich. I. Bd.

in ihm war die Erkenntnis, daß seine Seele religiös wiedergeboren werden müsse, damit er aus seiner Religion die moralische Kraft finde. Er offenbarte sich über diese Ansicht in einem Briefe an den Buchhändler Sander in Berlin: ‚Kunst und Moral sollen, meiner Meinung nach, das Herz, wie ein Gefäß durch Anschauen des Schönen und des Universums, nur reinigen, soweit, daß es für die höheren Wahrheiten der Moral empfänglich ist, nicht dem Herzen diese Wahrheiten selbst eintrichtern; denn das wäre ein der Moral, die reine Motive braucht, unwürdiges Vehikel. . . . Nun sind aber die Herzen der Alltagsmenschen kalt; sie müssen also durch Bilder des Übersinnlichen erst entflammt werden, wenn ich so sagen soll, wie ein irdenes Gefäß ausgeglüht, ehe die reine Milch in sie gegossen werden kann.‘

Die Überzeugung also, daß der Katholizismus einerseits der Ursprung der Kunst, andrerseits die Voraussetzung innerer Moral sei, trieb Zacharias Werner zu einer tiefen Erfassung seines Wesens; als er sich auf den Weg nach Rom machte, war es gewiß seine Hoffnung, in Rom, in dem Zentrum der katholischen Kirche, über alle seine Zweifel und Fragen Klarheit zu bekommen. Über die Bekehrung selbst sind wir nicht unterrichtet; er schrieb nichts darüber; er sagte nur in seiner Selbstbiographie, die er in dem Felder-Waitzeneggerschen ‚Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit‘ veröffentlichte: ‚Was ihm zu Rom begegnete, ist nicht geeignet für den Raum eines prosaischen Wörterbuches.‘ Am 19. April 1810, an einem Gründonnerstage, hat er sein Glaubensbekenntnis in die Hände seines Lehrers Abbate Pietro Ostini vom Collegio Romano abgelegt.

Es ist nun leicht erklärlich, daß Zacharias Werner alles daransetzte, um katholischer Priester werden zu können. Ich führte schon aus, daß er in dem Dichter einen Hohenpriester sah, der die Welt religiös erneuern solle, daß er sein poetisches Schaffen in demselben Sinne auffaßte. Auf diese höheren Ziele sollte ja ‚jeder Weltbürger, es sei in Prosa oder in Versen, mündlich oder schriftlich, als Dichter oder als Privatmann oder Priester, aufs tätigste hinarbeiten‘.

So wandte er sich zuerst an Papst Pius VII. mit der Bitte, zum Priesterstande zugelassen zu werden. Pius VII. residierte damals in Savona, wo er von den Franzosen festgehalten wurde; er antwortete Werner ‚questa cosa è fatibile‘; doch müsse er als Neophyt noch ein Jahr warten. Als dann 1811 jede Korrespondenz mit dem Papste unmöglich war, wandte sich Zacharias Werner an seinen Gönner, den Fürst-Primas Dalberg mit derselben Bitte; er legte ein curriculum vitae bei. Dalberg nahm ihn in das Priesterseminar zu Aschaffenburg auf, wo er am 16. Juni 1814 zum Priester geweiht wurde.

Im August desselben Jahres kam er nach Wien. Warum er nach Wien zog, läßt sich nicht entscheiden; daß er aber Wien lieb gewann, geht aus folgenden Zeilen in Werners Klage um den Wiener Fürsterzbischof Graf Sigismund Hohenwart hervor:

‚Du herrlichstes der Völker, das ich kenne,
Du Wienervolk, auch Du hast ihn verloren,
Dir! treuem braucht man Treue nicht zu lehren;

Du, das ich mir zum teuersten erkoren,
Das, ob mein Schicksal auch von Dir mich trenne,
Mein Herz, gewohnt, den Schmerzenskelch zu leeren,
Stets liebend wird verehren.'

Zacharias Werner nahm zuerst bei den Serviten in der Roßau Wohnung, wo er auch Clemens Maria Hofbauer kennen lernte. Dieser wird ihn wohl aufgefordert haben, zu predigen. Aus eigener Initiative tat es Werner — wie er in dem selbstbiographischen Artikel schreibt — nicht. Er predigte zuerst in der Kirche bei St. Thekla in der Vorstadt Wieden, dann bei St. Leopold in der Leopoldstadt. Zacharias Werner als katholischer Prediger, das war in dem damaligen Wien eine Sensation. Von seiner Bekehrung hatte man schon gehört; aber man wußte nicht, ob man sie ernst nehmen dürfe. So hat Dorothea Schlegel am 13. August 1811 an ihren Sohn Johannes nach Rom geschrieben: ‚Daß Werner in Rom zur Kirche übergetreten sei, hatten wir schon früher gehört, auch zugleich, daß er ziemlich viel Faxen damit machen und anstellen soll; doch glaube ich es nicht. Diese Nachrichten rühren größtenteils von Nichtkatholiken her. Ich wünsche und hoffe, daß es ihm recht ernst damit sei, und er die erlangten Gnaden zu gebrauchen wissen möge.' Dieses Mißtrauen hatte man sogar noch, als man von seiner Priesterweihe hörte. Dorothea Schlegel meldet ihrem Sohne Johannes nach Rom am Pfingsttage 1814 Werners Priesterweihe und setzt die Worte bei: ‚Noch habe ich immer kein Zutrauen zu ihm'. Aber Zacharias Werner zerstörte die Bedenken, dafür ist Dorothea Schlegel, die streng kirchlich gesinnte Frau, das beste Zeugnis; sie schreibt im Jänner 1815: ‚Werner fängt nach und nach an, vortrefflich zu predigen'; im Oktober 1815 berichtet sie wieder, daß ‚Werner am Ursulatage bei den Ursulinerinnen trefflich gepredigt' habe; im November 1815 meldet sie, daß ‚seine Predigten von großer Wirkung seien'; im Dezember 1815 erzählt sie ihrem Gatten, der damals in Frankfurt war, ‚daß Werner hier im Hause (Szechenyi) eine Art von Adventsbetrachtung angestellt hat, wobei alle Damen und auch viele Herrn der Familie, ferner Baron Penkler und Pater Hofbauer zugegen waren. Es wird alle Samstage des Advents wiederholt werden. Es war nach Werners Art recht schön und hatte gute Wirkung. Es war eine Art von musikalischer Variation über das Thema des 1. Kapitels Johannis von der Menschwerdung. Man war sehr aufmerksam und erbaut'. Und im März 1816 schreibt sie an Friedrich Schlegel nach Frankfurt: ‚Werner predigt Freitag Nachmittag bei den Ursulinerinnen und Sonntag Nachmittag bei den Augustinern. Die Sonntags-Predigten, deren schon zwei vorüber sind, habe ich gehört und werde die drei folgenden auch hören. Bei den Ursulinerinnen ist es immer zu voll, die Kirche zu klein, auch wäre mir des Laufens zu viel, da ich auch Mittwochs einer Predigt in der Pfarrkirche mit der Herrschaft beiwohne. Die Predigten von Werner fahren fort furore zu machen, man drängt sich hinzu, daß es eine Lust ist. Leute gehen hin, die seit Menschengedenken in keiner Kirche waren; sie schimpfen auf ihn, gehen doch aber immer wieder hin; die vornehmen Leute essen um sechs Uhr abends, um nur die Predigt zu hören. Er tut sehr vieles Gute, denn nicht allein seine Predigten werden besucht, sondern auch alle andren Prediger der Stadt

und Vorstädte, und diese geben sich mehr Mühe, da sie sehen, daß die Kirchen wieder besucht werden. Auf den Abend fragen sich die eleganten Damen und Herren: „Wo waren Sie in der Predigt? wie hat Ihnen der Prediger gefallen?" — so wie man sonst nach dem Theater oder Konzert fragt.' Inhaltlich charakterisiert Caroline Pichler Werners Predigten in ihren ‚Denkwürdigkeiten': ‚Ergreifende Gedanken, erhabene Schilderungen, höchst poetische Anschauungen wechseln auf das Grellste mit ganz nüchternen, für den Ort gar nicht passenden Bemerkungen, mit fast lächerlichen Details ab. . . . Besonders liebte er es, die Tagesgeschichte und seine eigene Person mit einzuflechten. Nicht nur seine literarische Persönlichkeit, seine ebenso dichterisch prächtige als inhaltlich interessante und sensationelle Art zu predigen, lockte die Leute an; auch sein Äußeres fesselte.' Andreas Schumacher schildert ihn: ‚Ich seh' ihn noch — mit seinen schwarzen Locken — mit den tiefgefurchten Zügen und vorragenden Backenknochen — mit den dunklen Augenhöhlen, aus denen zwei blitzende Feuerräder gleich Pechfackeln aus dunkler Nacht hervorlodern.' Viele hat wohl diese interessante Persönlichkeit angelockt, seine Art, das Laster in den schreiendsten Farben zu schildern, sich selbst öffentlich anzuklagen und zu verdemütigen. Dachte er sich ja gewiß oft — wie ein Zeitgenosse aufschreibt — seine Zuhörer als Wesen, die, wie er, auf den Wogen des Schicksals, im Zwiespalt des Herzens, nach dem Anker der Religion wie nach den letzten Nottrümmern greifen, um dem Bruch zu entrinnen. Seine angeborne Eitelkeit warf mit vollen Händen — wie der ungenannte Schreiber fortfährt — die Glanzperlen aus, die er in Deutschland oder Italien in den Schriften der Kirchenväter und der eigenen schöngeistigen Rüstkammer aufgesammelt, ohne sich um ihre zweckmäßige Anwendung viel zu bekümmern. Bei allem Ernste der Gesinnung gefiel er sich eben selbst oft als der Theaterheld seiner inneren Entwicklung. Und viele Wiener haben daran Gefallen gefunden. Denn er war auch Zeitgenosse jener Wiener Welt, in der — wie die erwähnte Aufzeichnung fortfährt — im Volkstheater nicht der Kasperl, also auch auf der Kanzel nicht der priesterliche Harlekin fehlen darf. Das harmlose gemütliche Völkchen, das im Gotteshaus nicht nur theatralische Dekorationen sehen und weibliche Kehlen hören, sondern auch über Possen und Unarten, je pöbelhafter sie gespendet werden, um so herzlicher sie auslachen will.

So machte Zacharias Werner als Prediger, besonders zur Zeit des Wiener Kongresses, das größte Aufsehen; und Pater Hofbauer hatte Grund, ihn die Posaune Gottes zu nennen. An ihn hat sich Zacharias Werner bald enge angeschlossen; er war immer ein unselbständiger Mensch, der wie Clemens Brentano eine Stütze brauchte; und so trat er zu dem Redemptoristenpater in ein kindliches Verhältnis; er wurde sein geistlicher Vater, und seine Persönlichkeit machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sagte: ‚Ich kenne unter den Lebenden nur drei Kraftnaturen: den Napoleon, den Goethe und den P. Hofbauer'. Es ist klar, daß diese überschwengliche Verehrung, dieser frappierende Ausspruch vor allem einen natürlichen Grund hatten; nämlich die heilige Scheu des moralisch Gesunkenen vor der Größe naiver oder erkämpfter Reinheit: die Berührung zweier Extreme. Werner gehorchte Hof-

bauer wie ein Kind; einmal predigte er einen dogmatischen Irrtum; Hofbauer verlangte, daß er in der nächsten Predigt berichtige; und Zacharias Werner tat es; so wollte der Seelenführer seinen ‚preußischen Stolz' bändigen. Die tiefe Verehrung Zacharias Werners für Hofbauer bekam ihren lautesten Ausdruck in den zwei Gesängen, die Zacharias Werner anläßlich des Todes seines geistlichen Vaters schrieb. Hofbauer mag auch der Anlaß gewesen sein, daß Zacharias Werner sich entschloß, in den Redemptoristenorden einzutreten; Hofbauer legte ihm diesen Gedanken kaum nahe; denn die Heiligsprechungsakten Hofbauers sagen, daß er dies nie getan habe. Zacharias Werner legte aber, als er in das Noviziat eintreten sollte, das Ordenskleid wieder ab. Man nahm bisher an, daß gesundheitliche Gründe ihn zum Austritte bewogen; sie spielten mit; aber eigentlich waren tiefere Gründe für ihn maßgebend. In einem Briefe an Eduard Hitzig vom 11. Dezember 1823 sprach sich Zacharias Werner deutlich aus: ‚Ferner beichte ich, daß meine Gesundheit zwar durch Badekur und Landluft gottlob insoweit gestärkt ist, daß ich wieder meine Sonntags- und Fastenpredigten übernehmen könne. Aber doch verkünden mir fortwährender Husten, Magenschwäche und, mehr als alles dies, die über alle Beschreibung gehende, aller Lebenslust, alles Lebensmutes und Lebenstrostes von innen und außen gänzlich entblößte, gräßliche Apathie meines grenzenlos einsamen, öden und verlassnen, mitternächtigen Herzens nur zu deutlich das Paulinische: Ego enim jam delibor tempus revolutionis meae instat. Diese subjektiven Gründe, vergesellschaftet mit der vorerwähnten unvertilgbaren Achtung, ja Verehrung alles rein Menschlichen, haben neuerlich nicht nur auf meine Ansicht über klösterliche Verbindungen überhaupt Einfluß gehabt, sondern auch auf meine Entschließungen. Ich war nämlich früher entschlossen gewesen, mich dem hier in Wien erneuerten Redemptoristenorden einzuverleiben, einer durch sittliche Reinheit, redliches Streben und unermüdlichen Eifer für das Gute gewiß höchst ausgezeichneten geistlichen Versammlung. Ich hatte schon den Ordenshabit angelegt und war im Begriffe in das Noviziat einzutreten, legte aber das Ordenskleid wieder ab und trat ganz aus dem Orden heraus; — jener Gründe wegen: denn sonnenklar ist mir geworden, daß das Christentum unmöglich etwas anderes ist als der alles Wahre, Gute und Schöne krönende Kulminationspunkt der durch die Gottheit gereinigten Menschheit; daß mithin kein Orden (insofern er im christlichen Sinne nach außen wirken soll) umhin könne, alles menschlich Schöne, Wahre und Gute mit inniger Liebe anzuerkennen und zu umfassen! So bin ich denn also wieder, wiewohl vorläufig für den Winter, abermals in einem anderen geistlichen Hause (im Augustinerkloster in Wien) gegen bare Bezahlung eingemietet und beköstigt, doch wieder ein homo sui juris und will lieber leblang nicht nur Weltgeistlicher, sondern sogar Titularrat, Titulardomherr, Titulardichter bleiben, als jemals Titular — mensch werden.' In Zacharias Werner regte sich also das starke Persönlichkeitsgefühl, der innere Drang, als Dichter zu sprechen, den die Ordensarbeit nicht hatte laut werden lassen können; er fand als Dichter in dem Ordenskreise, bei Hofbauer wenig Verständnis; er sagt es selbst in seinem ersten Gesange ‚Clemens Maria Hofbauer', daß er ‚aus tie-

ferem Grundsatz lächelte des Musenspieles'. Zacharias Werner fand — vielleicht das erstemal in seinem Leben — eine seiner Seelen selbst, nämlich die des Dichters, und blieb ihr treu. Andrerseits wollte er auch mit dem Leben der Welt in Fühlung bleiben, für dessen Fortgang er sich lebhaft interessierte. ‚Ich verehre und liebe von ganzer Seele', schreibt er, ‚die wackeren Burschen auf der Wartburg, und glaube, daß von ihnen (deren mich mitbetreffendes Autodafé mir, unter uns gesagt, viel Freude gemacht hat), einst, wenn sie zur Besinnung kommen, großes Heil ausgehen wird.' Die Redemptoristen suchten ihn zu halten. Dorothea Schlegel teilt dies in einem Briefe an Sophie Schlosser vom 19. Februar 1823 mit: ‚. . . daß er sie (die Redemptoristen) in den letzten Monaten wieder verließ, darüber weiß kein Mensch den Grund anzugeben, am wenigsten die Redemptoristen. Wir haben mit ihm nicht darüber gesprochen, er schien beunruhigt über ein solches Gespräch. Der Grund lag gewiß meistens in seiner ihm natürlichen Unruhe und Unstätigkeit, die wohl mit seinen körperlichen Übeln zusammenhing . . . Die Redemptoristen haben ihn mit Tränen, einige unter ihnen fußfällig beschworen, als Gast bei ihnen zu bleiben, wie er es schon ein Jahr lang zur allgemeinen Zufriedenheit gewesen war; umsonst. Er bestand darauf, eingekleidet zu werden, und hielt ihre Abmahnungen für eine Weigerung . . . Aber auf eine gewiß nur durch seine kränkliche Empfindlichkeit zu erklärende Weise waren ihm auch diese Ausnahmen nicht recht, er hielt sich für ausgeschlossen, für nicht dazugehörig, vielleicht von irgendeinem Worte unsanft berührt, und so verließ er ganz plötzlich das Haus, oder vielmehr er kehrte vom Lande nicht wieder dorthin zurück*.'

Zacharias Werner unterbrach seinen Wiener Aufenthalt (vom August 1814 bis zu seinem Tode am 17. Januar 1823) für längere Zeit nur durch einen Besuch in der Familie des edlen Grafen Choloniewsky zu Kamienic in Podolien (vom Frühling 1816 bis zum Frühling 1817), wo er zum Ehrendomherrn des Kathedralkapitels gewählt wurde. Sonst war er den Winter über immer in Wien, den Sommer über in anderen Provinzen der k. k. Erbstaaten — in Ungarn, Steiermark, sogar in Venedig. Im November 1819 bezog er für ein Jahr eine Wohnung im Hause des Erzbischofs zu Wien, des Grafen von Hohenwart, der mit ihm oft die bitteren kirchlichen Zustände, die bureaukratische Überwachung des Klerus besprach. Graf Sigismund Hohenwart starb im 91. Jahre am 30. Juni 1820; Zacharias Werner dichtete gleich nach seinem Tode ein Lied, das die allgemeine Volkstrauer ausdrücken soll**. Das 55. Heft der ‚Ölzweige' vom 12. Juli 1820 brachte dann eine tiefe ‚Klage Werners um seinen hochseligen Oberhirten und Wohltäter', in der er den Fürsterzbischof seinen ‚reinsten Freund' nennt, den Einzigen, der ihm ‚reines Mitleid' schenkte.

Zacharias Werner als Katholik, als Priester war immer noch ein Thema

---

* Die Briefstelle, welche ich oben mitteilte, zeigt, daß Dorothea Schlegel über den Austritt Zacharias Werners aus dem Redemptoristenorden nicht richtig informiert war.

** Wien, bei Wallishauser. 1820.

mündlicher und schriftlicher Erörterungen. Ich glaube, daß wir auf Grund seiner Briefworte, seiner Predigten, seines äußeren Lebens keinen Anlaß haben, an der Aufrichtigkeit seines Glaubens zu zweifeln. Wie offenbarte er doch sein tiefstes Empfinden, als das Gerücht im Jahre 1818 sagte, er sei zu Frankfurt wieder protestantisch geworden. Zuerst machte er sich darüber in einigen Versen, denen er die Überschrift ‚Die drei Kunststücke‘ gab und die er seinem Arzte Malfatti widmete, lustig:

Zu Wittenberg das Tintenfaß
Dem Teufel an den Kopf warf Luther das.
Der Dr. Faust der macht's noch baß,
Er ritt zu Leipzig auf 'nem Weinfaß.
Doch beider Kunststück überwand,
Wienseus, der Mystifikant,
Während er Meß las im Polenland,
Ward er zu Frankfurt Protestant.

In einem Briefe an Eduard Hitzig vom 11. Dezember 1823 dokumentiert er laut seine katholische, kirchliche Gesinnung: ‚Es ist nur Eins, was not tut: Jesus Christus und seine von ihm unzertrennbare, auf dem ewigen Felsen begründete Kirche!!! Beide sind unzertrennbar! . . . Die Hand aufs Herz, — schämst du dich denn nicht, Protestant zu sein. Ich beteure Dir nicht nur, sondern ich bitte Dich, jedermann zu sagen, daß, wenn Gott mir sein Gnadenlicht jemals so entzöge, daß ich aufhörte, Katholik zu sein, ich tausendmal eher zum Judentum oder zu den Brahminen am Ganges, aber nie, nie, nie zu der schaalsten, seichtesten, widersprechendsten, nichtigsten Nichtigkeit des Protestantismus übergehen könnte.‘

Ich mußte so weit ausholen, weil ich nur durch eine psychologische Analyse des Werdens der problematischen Natur Zacharias Werners die Behauptung stützen kann, daß Zacharias Werner mit demselben Ernste Katholik wurde, als er in den Priesterstand eintrat und seelsorglich tätig war. Diese Ausführlichkeit wurde noch mehr durch die neueste Biographie Zacharias Werners bestimmt, welche bis jetzt die umfangreichste und ausführlichste ist. (E. Vierling, Zacharias Werner. La conversion d'un rare antique. Avec une correspondence et des documents inédits. 1908.) E. Vierling stellt den Fall ‚Zacharias Werner‘ als einen pathologischen hin und kommt zu dem Ergebnisse, daß Zacharias Werner auch nach seiner Bekehrung kein Katholik war.

(Schluß folgt.)

Carl Piepho / Klosterweg



# Der graue Freund Ein Märchen vom Segen des Schmerzes
Von Elisabeth Gnauck-Kühne

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Es war einmal ein Menschenkind, das war einsam und verlassen. Von klein auf war es so gewesen, aber das arme Seelchen hatte es nicht gewußt. Eines Tages jedoch kam das Erwachen. Es war ein sonniger Lenztag. Die Kinder pflückten am Wegrand die ersten Blumen; die Jugend schritt zum Reigen über den Anger; die Alten sonnten sich vor der Haustür und dachten an den künftigen Erntesegen der blühenden Bäume. Da saß die Seele am Fenster und schickte sehnsüchtige Blicke hinaus über die Wiesen, empor an der Berghalde, hinauf in den blauen Himmel. Sie hörte das Jauchzen der jungen Menschen — und die Augen füllten sich mit Tränen. ‚Warum muß ich verlassen sein?' fragte sie sich. ‚Warum kann ich nicht tändeln wie die andern? Wenn ich unter ihnen bin, fühle ich die Einsamkeit erst recht. Ich gehöre nicht zu ihnen.' Still saß sie da, ganz regungslos, dann raffte sie sich plötzlich auf. ‚Wenn ich von Menschen verlassen bin, so will ich Gott suchen,' sagte sie und stand auf. Da war es ihr, als lege sich ein Schatten über ihre Augen. Sie sah sich um. Eine hohe, majestätische Gestalt stand neben ihr, die war ganz in graue Schleier gehüllt. Die Seele konnte nur ein Paar große Augen erkennen, die in tiefer Schwermut auf sie gerichtet waren.

‚Wer bist du?' fragte sie erschreckt.

‚Dein Freund,' antwortete die graue Gestalt mit sanfter Stimme.

‚Ich kenne dich nicht.'

‚Du kennst mich. Dein Blick sagt es, der feucht ist. Dein Mund sagt es, der so fest geschlossen ist. Dein Herz sagt es, das schwer ist. Ich bin der Schmerz.'

Da zuckte die Seele heiß auf: ‚Mein Freund willst du sein? Mein Feind bist du! Wärest du mein Freund, du zögest hinweg!'

Die schwermütigen Augen wurden noch trauriger. ‚Nein, dein Freund bin ich, dein treuer, dein bester Freund.'

‚Woher kommst du?'

‚Ich komme von Gott; ich bin sein Bote.'

‚Aber warum schickt dich Gott zu mir? Warum gehst du nicht zu andern?'

‚Weil Gott dich lieb hat. Du suchst Gott, so sucht Gott dich.'

‚Wenn Gott mich sucht, warum schickt er mir nicht einen Boten des Glücks, einen Boten der Kraft? Glück und Kraft würden mich mit starken Schwingen über die Wolken tragen. Glück und Kraft sind allmächtig!'

Der graue Freund schüttelte sanft das verschleierte Haupt. ‚Über die Wolken vielleicht, aber nicht zu Gott, nicht zum ewigen Frieden, den du wünschest.'

Wieder rief die geängstigte Seele: ‚Wohl will ich zu Gott kommen und Frieden finden, aber nicht an deiner Hand. Glücklich will ich sein!‘

‚Glücklich? Was weißt du denn von der Fülle des Glücks, die deiner wartet, wenn du mir folgst? Nichts. Denn das ist ein Geheimnis.‘

‚So erkläre mir's, grauer Freund!‘

‚Das kann ich nicht. Es muß erlebt werden. Willst du?‘

‚Nein, nein!‘ schrie die Seele auf. ‚Geh von mir, Schmerz!‘

Da ging der Schmerz, und die Seele raffte sich auf und lief über den Anger zu den jauchzenden Menschen. Sie trug ein kleines Päckchen, das hatte der graue Freund ihr in die Hand gedrückt. Es war ein Spiegel. Als sie nun unter den Menschen bei Spiel und Tanz war und wartete, daß auch sie in heller Lust jauchzen würde, da fiel ihr der Spiegel ein, und sie sah hinein. Da sah sie da drinnen die Herzen der Menschen. Der junge Bursch dort betäubte sein Gewissen durch laute Lust; sein Herz war beschmutzt durch Treubruch und Lüge. Die alte Frau dort mit dem schweren Goldschmuck war gelb vor Neid, weil die schöne Tochter ihrer Feindin die eigene Tochter in den Schatten stellte. Die junge Dirn dort, die so holdselig lächelte, jammerte im Herzen nach dem Verführer, der sie verlassen; der alte Mann dort rechnete beständig, um wieviel er beim Spiel die andern betrogen . . .

Die einsame Menschenseele schauerte vor Schrecken zusammen und eilte fort. Kaum war sie allein, da rief sie Gott an. ‚Dies ist kein Glück, dies ist kein Frieden. O laß dich finden, ich suche dich! Sieh, wie meine Seele trauert!‘

Ein Schatten nahte ihr — der graue Freund.

‚Nicht dich hab ich gerufen, nicht dich!‘ rief sie. ‚Warum sollst du, gerade du mich zu Gott führen? Schickt Gott mir keinen anderen Boten, will ich ihn allein finden. Viele Wege führen zu ihm.‘

Der graue Freund verschwand, und die Seele ging weiter und suchte Gott und den Frieden. Sie wanderte hin und her durch Stadt und Land, über die höchsten Berge und in die tiefsten Täler, über das weite Meer, durch die heiße Wüste und über die eisigen Gletscher, bis sie alles kannte. Da setzte sie sich schwermütig hin und dachte: ‚Wohl bin ich müde und habe viel gesehen, aber Gott habe ich noch nicht gefunden; mein Herz ist so unruhig und so schwer wie vordem. Unnütz ist dies Leben, wertlos und zwecklos; ich wollte, es wäre vorbei. Was soll dies alles?‘

Wie eine graue Wolke schwebte es auf sie nieder, — der graue Freund stand vor ihr, trauriger denn je. ‚Du bist immer weiter von Gott abgekommen,‘ sprach er langsam. ‚Liebe Seele, du fliehst vor Gott, statt ihn zu suchen. Willst du meine Hand nicht ergreifen?‘

‚Nein, nein,‘ rief die Seele, ‚das nicht! Wenn ich nur erst zur Ruhe

gekommen bin, dann finde ich Gott gewiß.' Und mit kräftiger Bewegung wies sie ihn ab. Er ging. Und sie blieb einsam zurück, einsamer als vorher. Dann wanderte sie weiter und kam an einen großen See; der lag spiegelglatt und still vor ihr, und die Berge und die Städte und Dörfer mit ihren Kirchen an seinen Ufern spiegelten sich darin. ‚Ach,' dachte die Seele und lehnte sich weit über das Wasser, ‚ach, dort ist Ruhe, dort winkt der ersehnte Frieden, und in der Kirche dort unten finde ich sicher Gott in alle Ewigkeit.'

Noch ein Weilchen kämpfte sie. Dann glitt sie lautlos hinab. Aber wo waren die Städte, die Dörfer, die Kirchen geblieben? Eine grauenhafte Einöde umfing sie, Todesangst schüttelte sie. ‚Ach Gott,' rief sie, ‚ich bin betrogen, ich habe mich selbst betrogen! Ein Trugbild hat mich verlockt. Hier finde ich dich nicht, Gott, mein Gott! Was soll ich tun?' Da fühlte sie ihr Haupt berührt, — der graue Freund stand neben ihr. Er faßte stumm ihre Hand und zog sie empor, wo die Sonne warm schien und Blumen auf den Wiesen sproßten und Menschen im Schweiße ihres Angesichtes arbeiteten.

‚Arme Seele,' sprach er ernst, ‚immer weiter irrst du von Gott ab. Nicht einmal die Richtung hast du innegehalten. Deine Wege sind nicht Gottes Wege.'

Da schluchzte die Seele auf: ‚So sage mir, was ich tun soll!'

Da nahm der graue Freund sie bei der Hand und schwang sich mit ihr auf eine Bergspitze.

‚Blicke unter dich!' sprach er. ‚Viel Land ringsum. Siehst du wohl, wie es dich anblickt, wie es sehnend, fragend zu dir aufschaut? Horch! Verstehst du, was es dir zuraunt? Horch! Hörst du den Webstuhl der Welt? Hörst du das Rad der Zeit? Lasse deine Pulse schweigen und dein Herz stille sein, damit du verstehst!'

Da horchte die Seele auf; und als das Herz still geworden war, verstand sie den Klang, den die Lüfte ihr zutrugen. ‚Kämme doch mein grünes Haar,' bat die verfilzte Wiese. ‚Vertiefe doch mein Bett, der Schlamm macht sich so breit,' flehte der Bach, der sich durch die Ebene schlängelte. ‚Komm und pflüge mich um,' rief der verwilderte Acker, und auf dem bereits gestürzten Boden klagten die leeren, dampfenden Ackerfurchen: ‚Wir warten auf Samen, ach, wecke doch in uns die schlummernde Kraft!'

Der Seele wurde ganz freudvoll zumute. ‚Was,' rief sie, ‚ihr alle wartet auf mich? So viel kann ich tun, so vielen helfen? Ja, ja, ich komme zu euch! Ich will leben und will schaffen!'

Der Freund lächelte. Die Seele aber raffte sich auf und ging hinunter in die große Ebene und legte die Hand an den Pflug und führte

den Rechen und streute fleißig Samen in die frühlingsweichen Ackerfurchen. Und sie fing an froh zu sein und Gott ob des Lebens zu loben. Aber nach kurzer Zeit hatte sich eine giftige, gelbe Schlange zwischen sie und die Menschen gelegt und versperrte ihr den Weg. Der Blick der Schlange lähmte sie, und ehe sie es recht gedacht, stand sie wieder abseits und war vergessen. Still und traurig dachte sie: ‚Warum gibt Gott dies zu? Ich bin ihm nicht näher gekommen; er kennt mich nicht, sonst würde er mich schützen.‘ Da fühlte sie, wie sich ihr Herz bewegte: Der graue Freund stand neben ihr; sein Blick war heiter.

‚Liebe Seele,‘ sprach er freundlich, ‚du bist Gott näher gekommen. Du bist auf dem rechten Wege.‘

Fast ungläubig sah die Seele ihn an. ‚So hilf mir weiter!‘ rief sie. ‚Was soll ich tun?‘

‚Liebe die Menschen weiter und arbeite ohne Dank und Lohn!‘

Und die Seele tat es. Und statt Dank wurde ihr Verkennung und statt Liebe Feindschaft zuteil. Die sie speiste, schmähten sie, und die sie tränkte, warfen mit Steinen nach ihr. Aber jeder Steinwurf warf sie auch ein Stück vorwärts. Der graue Freund war jetzt ihr steter Weggenosse, und wenn sie ein Steinwurf traf, sah sie ihn an, und er verstand sie, und sie lächelten einander zu.

‚Siehst du, liebe Seele,‘ sprach er, ‚erst hast du gearbeitet, jetzt leidest du, um Gott zu finden.‘

‚Der Weg zu ihm ist lang,‘ sprach sie.

‚Aber nicht endlos, und je länger wir gehen, desto leichter wird er.‘

‚Mir ist's, als täten die Steinwürfe nicht mehr so weh; ja mir ist's, als berührten die Füße den Boden nicht mehr so schwer.‘

Der graue Freund nickte. ‚Die Erdenschwere fällt ab, je näher wir Gott kommen. Jetzt gehst du so stark und frei; bist du ihm schon so nahe, daß du ihn sicher finden wirst? Soll ich gehen?‘

Da faßte die Seele angstvoll die grauen Schleier. ‚Ich lasse dich nicht, mein grauer Freund, ich lasse dich nicht!‘

Und wie sie so die grauen Schleier festhielt, damit er nicht entweiche, da blieben sie in ihrer Hand, und vor ihr stand eine leuchtende Gestalt voll himmlischer Schönheit. Die sprach: ‚Auch in der Verschleierung hast du mich gefunden, nun siehe mich, wie ich in Wahrheit bin.‘

Als die Seele das göttliche Geheimnis des Schmerzes geschaut, da kam der Friede über sie wie eine Meereswoge, und unsterbliche Freude brach aus ihren Augen wie Sonnenleuchten. Sie hatte Gott gefunden.

# Vom magnetischen Sinn mancher Tiere

## Von Max Ettlinger



Das sichere Orientierungsvermögen der Zugvögel, um dessen Erklärung einst Darwin, wie seine nachgelassene Abhandlung über den ‚Instinkt' beweist, vergeblich sich mühte, wurde noch unlängst von dem Wiener Zoologen Karl Camillo Schneider in seinen Vorlesungen über Tierpsychologie (Leipzig 1909) als das ‚größte Rätsel der Tierwelt' bezeichnet.

Vielleicht ist man aber heute seiner Lösung doch bereits nähergerückt, als es noch vor kurzem schien. Neue Erkenntnisse, die sich zunächst im engeren Rahmen tierpsychologischer Spezialforschung bewährt haben, beginnen ihr Licht auch auf jenes weitreichende Problem zu werfen. Die umfassendsten und systematischsten Versuche, die wir bisher über das Fernorientierungsvermögen einer Tierart besitzen, beziehen sich auf die Brieftaube, da man bekanntlich bei diesem Tiere seinen sicheren Richtungssinn längst zu praktischen Zwecken verwertet. Vergeblich hat man versucht, diese merkwürdige Fähigkeit der Brieftaube aus einem besonders scharfen und getreuen Gedächtnis für die einmal aufgenommenen Gesichtswahrnehmungen oder für die einmal vollzogenen Muskelbewegungen zu erklären; alle derartigen und manche ähnlichen Erklärungen scheitern schon an der Tatsache, daß die Brieftauben — wie öfters auch Hunde und Katzen — auch aus ferngelegenen Gegenden heimfinden, in die sie zum erstenmal unwissentlich versetzt worden sind, da sie nämlich auf dem Hintransport schliefen oder narkotisiert waren; und ferner an der Tatsache, daß der Rückweg häufig keineswegs die genaue Umkehr des Hinwegs darstellt, sondern auf ganz anderer und dann zumeist direkterer Linie erfolgt. Eine wohl abschließende Aufklärung dieses seltsamen Phänomens ist nun dem französischen Brieftaubenspezialisten A. Thauziès geglückt. Er hat auf dem vorjährigen Genfer internationalen Psychologenkongreß zusammenfassend über seine dreiundzwanzigjährigen Erfahrungen und Beobachtungen berichtet, die ihn zu dem zwingenden Schlusse führen, daß den Brieftauben eine eigene Sinneswahrnehmung der erdmagnetischen Strömungen eigen ist. Dafür spricht schon die verschiedenartige und mehr oder minder leichte Absolvierung einer Flugstrecke je nach der gewählten Himmelsrichtung; dafür spricht die Möglichkeit raschen Etappenfortschritts — bis zu hundert Kilometer ohne Unterbrechung —, wenn die Tiere einmal auf eine bestimmte Flugrichtung dressiert sind; dafür spricht die dem Erdrelief getreulich folgende Höhe ihres Fluges (durchschnittlich hundertfünfzig Meter über dem Boden) und dafür sprechen am allermeisten die Störungs- und Ausfallserscheinungen bei ungünstiger Witterung oder zur Zeit des Mondwechsels. Man könnte ja zunächst die Hinderlichkeit von Nebel und Regen auch auf die behinderte Gesichtswahrnehmung zurückführen wollen. Dem stehen aber augenfällige Fehlschläge von Flugveranstaltungen auch bei klarstem Himmel entgegen. So sind z. B. am 22. Juli 1906 und mehr noch am 18. August 1907 die Ergebnisse zahlreicher Brieftaubenflüge verblüffend schlechte gewesen, und weder die besten Kenner dieser Tiere noch die zu Rate gezogenen Astronomen und Meteorologen wußten sich dies zunächst zu erklären. Erst die Erkundigung bei dem Spezialisten Marchand ergab

den Aufschluß, daß gerade an diesen beiden Tagen ‚eine ganz besondere elektrische Situation der Atmosphäre bestand, die sich nicht durch starke Winde verriet, welche gewöhnlich erst am nächsten Tage auftreten, sondern durch magnetische Stürme größerer oder geringerer Intensität‘. — Eine kürzliche Meldung der Tagesblätter, wonach mit der starken Zunahme der drahtlosen Telegraphie die Zuverlässigkeit der Brieftaubenflüge erheblich abgenommen hat, stimmt mit diesen Ermittlungen von Thauziès ganz überein.

Eine noch überraschendere Bestätigung aber erhalten derartige Feststellungen an Brieftauben — worauf unseres Wissens bisher noch nicht hingewiesen wurde — durch die ganz ungewollten und darum desto überzeugenderen Nebenresultate, zu denen mehrere Tierpsychologen bei ihren Experimenten mit Ratten und Mäusen gelangt sind. John B. Watson fiel es bereits 1907 beim Studium von weißen Ratten, die sich in einem Irrgarten zurechtfinden lernten, auf, daß es die auf den richtigen Weg völlig eingeübten Tiere verwirrte, wenn der Irrgarten so verschoben wurde, daß nunmehr die Wegrichtung im Kompaßsinn eine veränderte war. Jede andere Verschiebung des Labyrinths im Zimmer blieb dagegen ohne Einfluß, so daß an eine Mitwirkung von Beleuchtungsunterschieden, Gerüchen u. dgl. nicht gedacht werden kann. Die gleiche Wahrnehmung hat Watson im Jahre 1908 abermals gemacht, als er zusammen mit H. Carr diese Labyrinthversuche mit weißen Ratten fortsetzte und zum Abschluß brachte; und ganz unabhängig von beiden ist 1907 R. M. Yerkes bei seiner umfassenden Spezialstudie über die japanische Tanzmaus (vgl. Oktoberheft 1909 des Hochland) ebenfalls zu dem Ergebnis gekommen, daß auch dieses Tier einen völlig eingeübten Weg nicht mehr sicher zurücklegt, sobald dessen gesamte Kompaßrichtung verändert wird.

Für eine Reihe der besonders durchforschten sozialen Insekten, wie Bienen, Hummeln und Ameisen, die sich ebenfalls durch besonders gute Raumorientierung und speziell eine merkwürdige Sicherheit des Heimfindens aus großen Entfernungen auszeichnen, liegen leider noch keine Freibeobachtungen und Experimente vor, bei denen auch die verschiedenartigen magnetischen Bedingungen berücksichtigt worden wären. Aber in jedem Fall ist die Entschiedenheit, mit der jüngst A. Forels zusammenfassende Darstellung des ‚Sinneslebens der Insekten‘* jeden Orientierungsmagnetismus bei dieser ganzen Tierklasse in Abrede stellte, recht voreilig. Gerade einige der neuesten Ergebnisse hervorragender Insektenforscher lassen sich mit den bisherigen Erklärungsmitteln nicht verstehen und legen die Annahme eines ‚magnetischen Sinnes‘, wenn sie auch gewiß noch systematischer Prüfung bedarf, recht nahe. Gaston Bonnier hat der Pariser Akademie der Wissenschaften am 19. April 1909 eine Reihe von Heimfinderexperimenten mit Bienen mitgeteilt, bei denen jede Mitwirkung von Geruchs- oder Gesichtssinn ausgeschlossen war. Der Forscher postuliert daher für seine Ver-

* München 1910. Verlag von E. Reinhardt. Brosch. M. 7.—. Das Buch, enthält eine sehr lehrreiche, von der Übersetzerin M. Semon besorgte und vom Verfasser revidierte Zusammenstellung seiner eigenen früheren Studien, die er gegenüber anderen Ergebnissen und abweichenden Theorien durchwegs aufrecht hält. Aber als eine umfassende und abgeklärte Gesamtdarstellung seines Gegenstandes kann es nicht gelten.

suchstiere einen ‚Richtungssinn', wie ihn die Brieftauben besitzen. Auch E. Wasmann berichtet in der Neuauflage seines überragenden Werks über ‚Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen' (Stuttgart 1909) noch im Nachtrag folgenden merkwürdigen Fall: Eine Kolonie von Raubameisen führte den Beutezug nach einem fünfunddreißig Meter entfernten Nest ihrer Sklavenart auf gradliniger, rascher Route aus, obgleich ein heftiger Gewitterregen inzwischen alle Spuren der vortägigen Erkundigungsläufe vernichtet haben mußte. Das instinktive ‚Richtungsbild', welches sich nach Wasmanns einleuchtender Annahme aus den Muskelempfindungen der Ameise ergibt und dessen ausschlaggebende, obschon nicht alleinige, Bedeutung gerade Watsons Irrgartenversuche für die untersuchte Tierklasse bewiesen haben, gibt für die sichere Abkürzung des Wegs der Ameisen keine hinreichende Erklärung. Auch hier scheint also, wie bei Ratten und Mäusen, der magnetische Sinn eine unterstützende Rolle zu spielen, wenn auch keine so ausschlaggebende wie bei den Brieftauben.

Man darf sich die räumliche Orientierung der Tiere überhaupt nicht so vorstellen, als ob sie sich ausschließlich mittels eines Sinnes vollzöge. Sicherlich finden dabei zumeist Kombinationen aus allen verfügbaren Sinnesklassen statt. Welche Rolle nun bei jeder einzelnen Tierart der magnetische Sinn spielt und wo er überhaupt eine solche spielt, das bedarf noch durchaus der näheren Aufklärung. Auffällig ist es immerhin, daß man seiner eigenartigen Wirksamkeit gerade bei solchen Arten zuerst auf die Spur kam, deren nächste Verwandte (Zugvögel und Wanderratten) sich durch einen besonders ausgeprägten Wandertrieb auszeichnen. Und eben dies legt die Vermutung nahe, daß der magnetische Sinn auch bei den großen periodischen Tierwanderungen, zumal denen, die sich in der Nord-Süd-Richtung vollziehen, in erheblichem Maße mitspielt.

Zu dieser Vermutung, die übrigens schon bei Darwin sich findet, ist auch erst vor wenig Wochen wieder, ganz unabhängig von allen unseren obigen Daten, H. Bens in der ‚Umschau' (1910, Nr. 31) gelangt und hat mit Recht daran erinnert, daß auch beim Menschen Spuren einer ähnlichen Spezialempfindung für erdmagnetische Ströme vorhanden zu sein scheinen. Das Verhalten der ‚Wünschelrutengänger' zeigt in der Tat manche auffällige Analogie mit der Wanderung der Zugvögel, die ja auch, soweit sie nicht in gerader Richtung stattfindet, gerne den Flußläufen und Küstenlinien folgt. Was bisher an Mitteilungen über einen besonderen, nicht auf andere Sinnesklassen reduzierbaren Richtungssinn verschiedener Naturvölker, zumal seefahrender, vorliegt, ist noch nicht hinreichend verbürgt, um daraus weitere Schlüsse zu ziehen. Aber wer weiß, ob nicht auch unter uns Kulturmenschen mit den Fortschritten der Aviatik jener magnetische Sinn, sofern er wirklich in Spuren vorhanden ist, wieder eine bessere Ausbildung erfährt? Den Brieftauben freilich werden wir es schwerlich jemals gleichtun. Dafür gibt uns aber der erfindungsreiche Verstand so manches weitüberlegene Mittel an die Hand, dessen die auf ihre sinnliche Erfahrung angewiesenen Tiere gänzlich entbehren. Um so weniger aber kann es uns wundern, daß sie an Art und Grad der einzelnen Sinne in mehr als einer Richtung überlegen ausgestattet sind.

# Kleine Bausteine

## Wagners ‚Parsifal' als religiöses Kunstwerk

### Von Eugen Schmitz

Das für den Bayreuther ‚Parsifal' verhängnisvolle Jahr 1913 kommt immer näher, und Vorfälle, wie die stürmische Stadtverordnetenversammlung in Cöln, die den Beschluß faßte, daß das Cölner Stadttheater unter keinen Umständen auf ‚Parsifal' verzichten wolle, sondern als eine der ersten deutschen Bühnen das freigewordene Werk aufführen werde, zeigen, daß es bei der praktischen Lösung der Parsifalfrage keineswegs so ganz ruhig und einstimmig abgehen wird, wie man zunächst hoffen konnte. Solchen Provokationen gegenüber pflegt dann von der Bayreuther Partei mit einer neuen Salve alter ethischer und ästhetischer Gründe des Parsifalschutzes geantwortet zu werden, wobei ganz besonders beliebt der auf ein Wort Wagners selbst sich stützende Hinweis auf den der profanen Bühne widersprechenden religiösen Charakter der ‚an die tiefsten Mysterien der christlichen Religion rührenden Parsifaldichtung' ist. Wir haben im Septemberheft 1909 von ‚Hochland' unsere Stellung zur Parsifalfrage und die für uns maßgebenden Gründe für die Berechtigung des Parsifalschutzes fixiert. Den genannten ‚religiösen' Grund einmal aufzugreifen und etwas näher zu beleuchten ist aber lohnend, denn man kommt von ihm aus zur Betrachtung eines Allgemeinpunktes, über den zahlreiche Irrtümer verbreitet sind: der Art des religiösen Charakters des ‚Parsifal' überhaupt. Man hat sie — und zwar namentlich von gegnerischer Seite (Nietzsche) — als spezifisch resp. einseitig katholisch bezeichnet. Davon kann gar keine Rede sein: dies widerspräche durchaus der geistigen Sphäre, aus der heraus ‚Parsifal' entstand. Diese Sphäre ist die den letzten Wagner durchweg beherrschende Idee des ‚Regenerationsgedankens': Dem Willen des Menschen fehlt bei allem unheilvollen Egoismus doch nicht die Anlage zur Erreichung der höchsten ethischen Ideale; durch Pflege, Entwicklung und Entfaltung dieser edleren Anlage kann die verderbte menschliche Natur zur Gesundung zurückgeführt, ‚regeneriert' werden. Als wichtigste Mittel zu dieser Regeneration erscheinen Deutschtum und Religion, letztere natürlich nur, sofern sie auf alles dogmatische und allegorische Beiwerk verzichtend, einzig die ethischen Ziele im Auge hat. Wenn nun also Wagner seinen ‚Parsifal' als künstlerische Verklärung dieser religiösen Regenerationsidee schrieb, konnte er ihm unmöglich einen ‚dogmatischen' Charakter geben, da dieser ihrem Geist ganz zuwider gewesen wäre.

Grundlage und Tendenz der Parsifalsage sind gewiß katholisch. Die ihren Mittelpunkt bildende Sage vom ‚heiligen Gral', d. h. der von einer mit überirdischer Reinheit und Macht gesegneten Ritterschaft bewachten Schale, in der einst das Blut Christi am Kreuz aufgefangen worden ist, ist eine legendäre Äußerung des katholischen Reliquienkults, die eine weitere Bereicherung durch

den dem Gral als zweites Heiligtum an die Seite gegebenen heiligen Speer, d. h. die Lanze, mit der Longinus das Herz des Herrn am Kreuze durchbohrt hat, erfährt. Auch sonst finden sich wohl einzelne spezifische katholische Momente in Wagners Dichtung: z. B. die Szene, wo Kundry dem Parsifal die Füße salbt und dann mit ihren aufgelösten Haaren trocknet: ein Abbild der büßenden Magdalena. Andere Situationen wieder, wie die ergreifende Szene, wo der eben zum Gralskönig gesalbte Parsifal Kundry die Taufe erteilt:

‚Mein erstes Amt verricht' ich so: —
Die Taufe nimm,
und glaub an den Erlöser‘

bewegen sich auf interkonfessionell christlichem Boden. Das gilt auch von der, wenn man vom exklusiv religiösen Charakter des ‚Parsifal‘ spricht, stets in erster Linie genannten ‚Abendmahlsszene‘. Es ist dies der grandiose Schluß des ersten Aktes, der die Gralsritterschaft zur feierlichen Begehung des vom Segen des hl. Grals beschatteten Liebesmahles versammelt zeigt. Unter feierlichen Weihegesängen wird in Körben Brot und Wein an die Brüder verteilt, dann enthüllt Amfortas, der König, den in göttlichem Lichte erstrahlenden Gral und schwingt ihn segnend über die speisenden Ritter. Es ist das eine ungemein poesievoll erschaute Szene aus dem Märchenreiche des Grals, die aber mit dem katholischen Abendmahlsbegriff auch nicht das mindeste gemein hat. Denn es ist doch nirgends eine Silbe davon erwähnt, daß der Segen des Amfortas mit dem Gral über Wein und Brot etwa mit der katholischen ‚Wandlung‘ identisch sei, sondern es handelt sich nur um eine einfache Weihe der Speisen und der sie Genießenden. Wenn Wagner selbst gelegentlich andeutet, daß gerade diese Szene an die tiefsten Mysterien der christlichen Religion rühre, so leidet er als Protestant hier unter einer Unklarheit über das Wesen des katholischen Abendmahlbegriffs. Daß übrigens eine wirkliche katholische Abendmahlsszene auf der Bühne nichts absolut Unmögliches ist, zeigt Schillers ‚Maria Stuart‘. Die Abendmahlsszene im Parsifal aber ist rein dichterisch-religiöse Phantasie ohne irgend welchen dogmatischen Charakter.

Neben den erwähnten katholischen und interkonfessionellen Momenten der Parsifaldichtung tritt nun aber auch ein protestantischer Zug scharf hervor: die Idee von der hohen Bedeutung und Heiligkeit des Karfreitags. Die geheimnisvolle Weihe dieses Tages löst den infolge von Kundrys Fluch auf Parsifal ruhenden Bann des Irrens, so daß er an diesem Tage den Weg zur Gralsburg zurückfindet, um dort als Retter und Erlöser zu erscheinen.

Und nicht nur auf den Einzelnen, auch auf die ganze Natur macht sich der Zauber des heiligen Tages geltend. Das zeigt jener zu den berühmtesten Bruchstücken des ‚Parsifal‘ zählende Dialog zwischen Gurnemanz und Parsifal, den man als ‚Karfreitagszauber‘ zu bezeichnen pflegt und aus dem wir hier nachstehendes Zitat geben:

Parsifal:

O weh' des höchsten Schmerzentags!
Da sollte, wähn' ich, was da blüht,
was atmet, lebt und wieder lebt,
nur trauern, ach, und weinen?

Gurnemanz:
Du siehst, das ist nicht so.
Des Sünders Reuetränen sind es,
die heut mit heiligem Tau
beträufeln Flur und Au:
Der ließ sie so gedeihen.
Nun freut sich alle Kreatur
auf des Erlösers holder Spur,
will ihr Gebet ihm weihen.
Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen:
da blickt sie zum erlösten Menschen auf;
der fühlt sich frei von Sündenangst und Grauen,
durch Gottes Liebesopfer rein und heil:
das merkt nun Halm und Blume auf den Auen,
daß heut des Menschen Fuß sie nicht zertritt,
doch wohl, wie Gott mit himmlischer Geduld
sich sein' erbarmt und für ihn litt,
der Mensch auch heut in frommer Huld
sie schont mit sanftem Schritt.
Das dankt dann alle Kreatur,
was all' da blüht und bald erstirbt,
da die entsündigte Natur
heut ihren Unschuldstag erwirbt.

Daß der Geist dieser Zeilen durchaus protestantischen Charakters ist, läßt sich bei näherem Zusehen nicht verkennen. Dem katholischen Empfinden ist diese Auffassung des Karfreitags als Freudentages fremd.

Aber selbst buddhistische Züge finden sich in der Parsifaldichtung. Zunächst in der Erscheinung der Kundry mit ihrem merkwürdigen Doppeldasein, von dem Gurnemanz sagt:

Ja, eine Verwünschte mag sie sein:
hier lebt sie heut',
vielleicht erneut,
zu büßen Schuld aus früherem Leben,
die dorten ihr noch nicht vergeben.

Das ist ein deutlicher Hinweis auf die buddhistische Wiedergeburtslehre. Dem Einfluß buddhistischer Ideen ist ferner auch die Lehre von der Heiligkeit der Tiere im ‚Parsifal' zuzuschreiben, die für den Gang des Dramas dadurch von Bedeutung wird, daß die erste Mitleidserregung beim Toren Parsifal durch den Anblick des von ihm im Mutwillen erlegten Schwanes ausgelöst wird.

Somit ergibt das Gesamtbild der religiösen Momente des Parsifal sich keineswegs als nach seiten einer dogmatischen Religion bestimmt, sondern als Mischung verschiedenster religiöser Geistesrichtungen auf christlicher Grundlage. Denn durchweg christlich ist, das muß trotz der erwähnten buddhistischen Züge betont werden, der Grundzug von Wagners Parsifaldichtung. Und

dies entspricht wieder durchaus den Anschauungen Wagners als Verfechters des ‚Regenerationsgedankens'. Hatte Wagner einst als das Heil durch Evolution der praktischen Lebensverhältnisse erhoffender Feuerbachianer das Christentum wegen seiner ‚ungesunden Transzendentalität' abgelehnt, sich dann unter Schopenhauers Einfluß ganz in die weltflüchtigen Ideen des Buddhismus eingelebt, so war nunmehr die Rückkehr zur Lehre Christi eine folgerichtige Begleiterscheinung des in der Weltanschauung unseres Meisters sich vollziehenden Übergangs vom unbedingten zum bedingten Pessimismus. In die Geisteswelt des Regenerationsgedankens wollte der Buddhismus mit seiner absoluten Verneinung des Willens zum Leben nicht passen, während Wagner in dem das Heil doch wenigstens als möglich, als erkämpfbar hinstellenden, mithin ‚bedingt pessimistischen' Christentum nunmehr ein seinem eigenen Lebensideal Verwandtes erkennen mußte. Somit erscheint Wagners Hinneigung zum Christentum nicht als eine plötzliche Umkehr, als ein plötzlicher Ab- oder Rückfall, sondern als logische Folge der Entwicklung seiner gesamten Weltanschauung. Im ‚Parsifal' hat Wagner die künstlerischen Konsequenzen daraus gezogen; eine Verklärung der erlösenden Kraft christlicher Liebe und christlichen Mitleids: Das ist der religiöse Grundgedanke von Wagners letztem Werk.

# Ersilia Lovatelli / Von Johannes Mumbauer

Ersilia Lovatelli, aus dem alten edlen Geschlechte der Caetani, welches der mittelalterlichen Kirche zwei Päpste, Gelasius II. und den herrschgewaltigen Bonifacius VIII., geliefert hat, ist dem intellektuellen Deutschland keine Fremde. Seitdem Franz Xaver Kraus ihr in dem Aufsatze ‚Frauenarbeit in der Archäologie', der zuerst (1890) in der Deutschen Rundschau erschien und dann in die erste Sammlung der Essays aufgenommen wurde, ein so schönes Denkmal gesetzt und ihr später den zweiten Band der Essays gewidmet hat, nennt die gelehrte Welt den Namen der Donna Ersilia Gräfin Caetani-Lovatelli mit Verehrung, und auch außerhalb der Fachkreise hat dieser einen guten Klang. Denn sie ist mehr als eine gelehrte Dame; und wer sie etwa unter die Blaustrümpfe rechnen wollte, der wäre schlecht beraten. Ersilia Lovatelli ist eine der letzten und sympathischsten Vertreterinnen einer Welt, welche für immer dahinstirbt, ja zum größten Teile wohl schon gestorben ist, um es mit einem Worte zu sagen, der Welt des Salons, wie er so recht eigentlich nur in den geistigen Zentren der romanischen Welt geblüht hat, aber auch dort fast schon verschwunden ist. Jene Welt, nicht immer ohne Beimischung des ‚schönen Scheines', in der unter dem Schutze und nicht selten unter der Leitung hervorragender, edler Frauen alle geistige Kultur eine ideale, uneigennützige, vielleicht nicht in allen Fällen sehr tiefe, aber doch auch nie oberflächliche, nie affektierte, nie von bloßer Mode diktierte, sondern einem wirklichen inneren Bedürfnis entspringende Pflege fand — jene Zentren intellektueller und ästhetischer Verfeinerung mit einem undefi-

nierbaren humanistisch-klassizistischen Anhauch, weit entfernt von allem modernen Snobismus, die uns Sainte-Beuve beschrieben hat, und in denen er sich selbst so wohl fühlte. Die französischen Salons dieser Art sind bekannt genug, weniger aber die italienischen, unter denen die römischen naturgemäß hervorragen, obwohl gerade diese Vereinigungspunkte in der alten Völkermetropole mit ihrem wahrhaft internationalen Gepräge außerordentlich viel Interesse bieten und eine literarische Spezialbehandlung wohl lohnten. Eigentliche Salons des geschilderten Habitus sind in Rom kaum mehr zu finden, zumal seitdem nach 1870 die Gesellschaft der Intellektuellen so schroff in Parteien zerrissen ist. Wie eine stille, geruhige Insel des Friedens ragt da noch ziemlich einsam aus der Zeit der großen Erinnerungen der Wissenschaft, Kunst und Geschichte in die neue rastlose Welt hinein der Salon der Donna Ersilia Lovatelli in ihrem alten Palazzo an der Piazza Campitelli, nicht weit von ihrer Geburtsstätte, dem altersgrauen Palaste der Caetani — in jenem Teile von Rom, der in dem engen Bezirke zwischen Kapitol und Tiber so viele große mittelalterliche Erinnerungen umschließt, die Palazzi Malatesta, Cenci, die Casa di Rienzo, das Ghetto und die Piazza Montanara, die Kirchen Santa Caterina de'Funari, S. Maria in Campitelli und San Niccolò in Carcere, die unvergleichlich adelige Eleganz der Fontana delle Tartarughe (Schildkröten-Brunnen), den Turm der Savelli und nicht zuletzt das originelle Gebäudekonglomerat des ehemaligen Marzellustheaters — in jenem Teile von Rom, den der hygienische und ästhetische Eifer der modernen Baumeister noch verschont hat, über dem noch die — nicht immer ganz reinliche — Patina so vieler Jahrhunderte liegt, und wo man noch am ehesten das unverfälschte Rom von ehemals, wie die Dichter und Maler es liebten, suchen darf — dort in ihrem großen, stillen Hause lebt und arbeitet Ersilia Lovatelli. In ihrem siebzigsten Jahre stehend, seit 32 Jahren Witwe, ist sie der ausgesprochene Gegensatz zu der modernen mondänen Dame, deren Gesichtskreis über Toiletten, gesellschaftliche Vergnügungen, Sport und im besten Falle Wohltätigkeit nicht hinausgeht; und dennoch bildet sie den verehrten und hochvornehmen Mittelpunkt der intellektuellen Gesellschaft, die Verkörperung einer Tradition edelster Geselligkeit und feinster Bildung des Geistes und Herzens. Wie Kraus uns berichtet, daß in ihrem Salon Männer wie Mommsen, Gregorovius, de Rossi, Leblant und Geffroy sich trafen, so verkehrt bei ihr noch heute die Crême all dessen, was ‚Geist und Wissen nach Rom zusammenführt', ohne Unterschied der Anschauung, Richtung und Nationalität — eine Republik, in welcher allein die Liebenswürdigkeit und Geistesanmut der Herrin des Hauses herrscht, einer ebenbürtigen Gleichen unter Gleichen. Wie könnte es auch anders sein bei einer Frau, die sich dem Studium des Altertums gewidmet hat, nicht dilettantenhaft, sondern fachmäßig! Denn Ersilia Lovatelli ist eine durchgebildete Archäologin, welche ihre Arbeit durchaus ernst nimmt, und die deshalb auch selber ernst zu nehmen ist. Zeugnis dessen sind ihre zahlreichen einschlägigen Veröffentlichungen, die teils in Fachzeitschriften und Revuen, teils in Buchform* erschienen sind.

* Thanatos (1888); Antichi Monumenti illustrati (1889); Miscellanea archeologica (1891); Nuova Miscellanea archeologica (1894); Scritti vari (1898); Attraverso il mondo antico (1901); Ricerche archeologiche (1903); Varia (1905).

Wie sich denken läßt, hat ihre Abstammung aus einem altrömischen Geschlecht sie vorzugsweise zur Beschäftigung mit den Resten des einstigen Rom geführt, in die sie sich mit wahrer Andacht vertieft hat. Ersilia Lovatelli kennt und liebt dieses alte Rom wie wenige außer ihr . . ., das Rom, wie Gaetano Natale sagt, ‚der schweigenden und feierlichen Säulengänge und Klosterhöfe, wo das Licht wie durch Frühlingsblütenschleier hereinfällt, das Rom der herrlichen Kuppeln im Schmucke ihrer Friese und Goldmosaiken, das Rom der weiten, nie endenden Straßen, die sich in die Öde der mit Trümmern besäten Kampagna verlieren, das Rom der heiligen Heimstätten der Kunst, des Gedankens und der Poesie, wo eine Erinnerung, ein Name den vorübergehenden Wanderer ehrfürchtig das Haupt neigen, das Herz huldigen läßt.‘ Auch unsereins ist ja von der Berechtigung, der Annehmlichkeit und meinetwegen auch Notwendigkeit der modernen Stadterneuerung und ihren hygienischen, technischen und industriellen Vorteilen überzeugt; aber man freut sich doch auch wieder, daß es in der ewigen Roma noch Winkel, ja ganze Viertel gibt, in die der Lärm und die Hast des neuzeitlichen Verkehrs noch nicht gedrungen ist, wo kein Geklingel und Getöse der Trams, kein Getute und Rattern der Automobile, kein grelles elektrisches Licht, keine großen Schaufenster mit ziemlich provinzieller Eleganz, keine mondäne Menge von Flaneurs uns aufdringlich daran erinnern, daß Rom neben manchem andern a u ch eine recht moderne Stadt ist. Ersilia Lovatelli lebt ganz in jenem a l t e n Rom, von dessen Größe und Ruhm auch die heutigen Bewohner, welche nichts Ebenbürtiges danebenzusetzen haben, nicht immer dankbar zehren. Wenn man ihre Schriften durchblättert, so hat man den Eindruck, als ob sie sich beeile, möglichst viel von dem, was bis jetzt noch unberührt geblieben ist, aber über kurz oder lang wohl auch verschwinden wird, durch ihre Feder wenigstens der Erinnerung der Nachwelt zu bewahren und zu retten.

Man möchte sie darin gewissermaßen eine Künstlerin nennen. Denn neben der bildnerisch oder dichterisch s ch ö p f e r i s ch e n Kunst gibt es auch eine retrospektive, sozusagen w i e d e r e r s ch a f f e n d e Kunst, deren Beruf es ist, das Wesen, die Seele, den Geist, das Kolorit und das Milieu einer längst entschwundenen Epoche aus ihren Überbleibseln möglichst getreu wieder auferstehen, wieder a u f l e b e n zu lassen, also sie so zu rekonstruieren, daß sie uns greifbar vor Augen steht. Vorbedingung dazu ist natürlich die genaue und wissenschaftliche Kenntnis der konkreten auf uns gekommenen Reste der alten Zeit und deren streng logische Kombination; daneben aber darf jene Gabe der I n t u i t i o n nicht fehlen, welche das Ganze erst beseelt, jener unfehlbare Instinkt, der allein das Gefühl für die Harmonie der Zusammenhänge verleiht: erst mit dieser Veranlagung wird die Archäologie zur Kunst. Ersilia Lovatelli besitzt sie, insbesondere für ihr Rom der Vorzeit. Das fühlen wir aufs neue bei der Lektüre ihres jüngsten, kürzlich erschienenen Buches, einer Sammlung von (zumeist erstmalig in der ‚Nuova Antologia‘ veröffentlichten, jetzt aber überarbeiteten und erweiterten) Essays, das sie ‚W a n d e r u n g e n i m a l t e n R o m‘*

* E. Caetani Lovatelli, Passeggiate nella Roma antica. 181 pag. 8°. – Roma, Ermanno Lœscher & Co. (W. Regenberg) 1909.

betitelt und ‚Christiano Huelsen, Viro doctissimo, rerum Romanarum peritissimo', dessen schier rätselhaftes Scheiden die römische Archäologenwelt so schmerzlich bedauert, gewidmet hat. Da führt sie uns auf ihren einsamen Gängen nach dem stillen, wundersamen Kreuzgang von S. Paolo fuori le mura, erzählt uns seine Entstehung, seine Geschichte, berichtet über die glaubensinnigen Erbauer und geht liebevoll allen Einzelheiten und allen Zusammenhängen in Kunst und Geschichte nach; sie geleitet uns nach der einsamen Martyrerkirche San Sebastiano draußen an der Via Appia, wo sie jedes Steinchen zu uns sprechen läßt; sie läßt das Marzellustheater vor uns erstehen und zeigt es im merkwürdigen Wandel der Geschicke, besonders im Lichte der mittelalterlichen Geschichte und im Zusammenhange mit den Geschlechtern der Pierleoni und der Savelli; sie frischt am Grabe Torquato Tassos in S. Onofrio auf dem Janikulus die wehmütige Erinnerung an jenen regnerischen Apriltag des Jahres 1595 auf, an dem der unglückliche Dichter den Tod schon in sich tragend in Begleitung des Kardinals Cinzio Aldobrandini dort oben bei den Hieronymiten Ruhe für seine gemarterte Seele und ein stilles Sterbeplätzchen suchte; sie geht allen Rasten und Wandlungen des heute fast ganz verschwundenen Circus Flaminius nach, der so recht in dem ihr vertrauten Bezirke lag, denn die einzigen von ihm noch vorhandenen Trümmer sind in ihr Geburtshaus, den Palazzo Caetani, und in den Palazzo Mattei vermauert; sie erzählt uns die Legende der hl. Veronika und des Schweißtuches des Herrn in ihrer historischen Entwicklung und im Zusammenhange mit der Geschichte der St. Peters-Basilika unter mancherlei interessanten ikonographischen Seitenblicken; sie lenkt endlich unsern Blick auf das bizarre Grabmal des Bäckers Marcus Vergilius Eurysaces vor der Porta Maggiore, auf dem dieser in Relief sein ganzes Handwerk hat verewigen lassen, und weiß daraus ein fesselndes kulturgeschichtliches Bild zu machen. Bei all dem kommen schließlich wohl nicht epochemachende archäologische Entdeckungen ans Tageslicht, obwohl es an wertvollen und wohlbegründeten wissenschaftlichen Feststellungen nicht fehlt. Was diesen feinziselierten Essays ihren Reiz verleiht, das ist der hochgebildete, klassisch-edle Geist, der aus jeder Zeile weht, jene abgeklärte Melancholie und leise, resignierte Trauer, die über den Schilderungen liegt; es ist die unbewußte und jedenfalls nicht affektierte Kunst, die eigenartige Stimmung der einzelnen Episoden und Epochen so unmittelbar glaubhaft hervorzuzaubern; es ist endlich die universale Kultur eines christlich geläuterten Humanismus, dem ungesucht die Anklänge an die größten Geister der antiken, der mittelalterlichen und der neueren Zeit sich einstellen. Die adelige Prosa Ersilia Lovatellis zu lesen ist in einer Zeit, wo die Jünger d'Annunzios an der Verwilderung der Sprache Dantes arbeiten, auch schon rein formell ein Genuß.

And thinking of the days that are no more, verehren wir Ersilia Lovatelli als die klassische Vertreterin einer geistigen Tradition, die nie aussterben sollte, die freilich nie allzuviele Anhänger in der großen Menge gehabt haben wird.

# Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte der Menschen / Von Ferdinand Birkner

Während man früher die Angaben antiker Schriftsteller über Zwergstämme in Afrika für Fabeln hielt, haben die Entdeckungen der letzten Jahrzehnte gelehrt, daß in den Urwäldern Zentralafrikas tatsächlich noch heute Völkerstämme leben, welche durch ihre geringe Körpergröße sich auffallend von den hochgewachsenen Negern unterscheiden. Man hat derartige Pygmäen im Kongogebiet und in den Wäldern Südkameruns beobachtet. Dazu kam noch, daß auch in Südafrika die Buschmänner durch geringe Körpergröße sich auszeichnen, und daß man auch in Südasien und den Inseln südlich des asiatischen Festlandes Stämme kennen lernte, welche mit den afrikanischen Zwergstämmen außer der geringen Größe eine Reihe von anderen Eigentümlichkeiten gemeinsam haben, und daß in Europa vor allem am Schweizersbild bei Schaffhausen neben prähistorischen Skeletten von normaler Größe auch solche von großer Kleinheit gefunden wurden. Alle diese neuen Kenntnisse führten dazu, daß eine Reihe von Forschern, vor allen J. Kollmann die Anschauung vertraten, die ältesten Menschen seien Pygmäen gewesen, auf welche erst die großwüchsigen Rassen folgten. Da aber in Europa die ältesten Menschenreste, welche dem Diluvium angehören und als Neandertalrasse zusammengefaßt werden, nicht als Rest von Pygmäen bezeichnet werden können, erhob sich gegen die Anschauungen Kollmanns lebhafter Widerspruch. Insbesonders G. Schwalbe trat Kollmanns Hypothese entgegen.

Während also bisher sichere Reste von Pygmäen in Europa ebenso wie auch in Amerika fehlen, kann deren Vorhandensein in Afrika und Asien nicht bestritten werden. Aber auch in der Beurteilung dieser Zwergvölker treten verschiedene Meinungen auf; während die einen daran festhalten, daß die Pygmäen eine Urrasse darstellen, welche von den großwüchsigen Rassen in die Urwälder Zentralafrikas oder in das Wüstengebiet Südafrikas oder auf kleine Gebiete in Südasien bezw. auf einzelne Inseln zurückgedrängt worden sind, betrachten andere die Zwergvölker nur als eine Variation der großen Nachbarstämme, gleichsam als Kümmerformen. Letztere Anschauung scheint immer mehr aufgegeben zu werden. Die meisten Forscher betrachten jetzt die Pygmäen als Urrassen, und auch die Nachbarstämme sind der Anschauung, daß die Zwergvölker vor ihnen in der Gegend waren und einst größere Gebiete bewohnt haben.

Nimmt man als Haupteigentümlichkeit der Zwergrassen mit P. W. Schmidt eine Körpergröße unter 150 Zentimeter, mehr oder minder starke Kurzköpfigkeit und Kraushaarigkeit an, so können zu den Pygmäenstämmen eine Reihe von Zwergstämmen im Kongogebiet und in Südkamerun gerechnet werden, z. B. die Tikki-Tikki, die Bagelli usw., ferner die Buschmänner Südafrikas, die Andamanesen im bengalischen Meerbusen, die Semang auf Malakka und die Negritos auf den Philippinen. Auszuscheiden aus der Gruppe der Pygmäen sind relativ großwüchsige Stämme wie die Lappen, sowie die wellhaarigen Weddah auf Ceylon und die Toala auf Celebes, welche höchstens als pygmäenähnlich, ‚pygmoid' bezeichnet werden können.

Wenn auch in anthropologischer Beziehung das Alter der echten Pygmäen nicht sicher festgestellt werden kann, so weisen doch die ethnologischen Eigentüm-

lichkeiten derselben auf eine sehr hohe Ursprünglichkeit hin; freilich darf man unter Urvolk dabei nicht ein Volk verstehen, welches alles mögliche Niedrige, Rohe, Unbeholfene, Dumme und Seltsame in sich vereinigt. Alle bisherigen Beobachtungen an Pygmäen lassen erkennen, daß die Pygmäen äußerst interessante Völkerstämme sind, deren baldigste gründliche Erforschung um so wünschenswerter wäre, da sie zu den raschaussterbenden Völkern gehören.

Es ist lebhaft zu begrüßen, daß P. W. Schmidt, der verdienstvolle Herausgeber des ‚Anthropos‘, alle bisherigen Beobachtungen an Zwergvölkern gesammelt und in ausführlicher Weise kritisch beleuchtet hat.*

Diese Untersuchung läßt erkennen, daß die Pygmäen höchst wahrscheinlich wirklich die älteste uns erreichbare Stufe der ethnologischen Menschheitsentwicklung darstellen.

Wirtschaftlich stehen sämtliche Pygmäenvölker auf der untersten Stufe der Entwicklung, der sogenannten Sammelstufe; sie treiben keinerlei Ackerbau oder Viehzucht, sondern nehmen nur entgegen, was die Natur ohne ihr Zutun ihnen darbietet. Durch die Jagd sorgen sie für Fleischnahrung, durch einfaches Einsammeln für Pflanzennahrung. Sie sind nicht seßhaft, sondern führen ein unstetes Wanderleben; ihre Wohnungen stellen die einfachsten Formen dar: Höhlenwohnungen, Schirmdächer und Bienenkorbhütten. Werkzeuge und Gerätschaften besitzen sie sehr wenige. Angriffs- und Deckungswaffen, wie Speere, Keulen und Schilde kennen sie, wie es scheint, ursprünglich nicht. Dagegen besitzen sie Bogen und Pfeil in den primitivsten Formen; es ist deshalb naheliegend, sie als Erfinder dieser Fernwaffe zu betrachten. Die Ursprünglichkeit der Pygmäen läßt auch die Frage der Feuerbereitung erkennen. Bei den Andamanesen existiert nach Man und Portman keinerlei einheimische Weise der Feuerbereitung, das vorhandene Feuer wird sorgfältig gehütet und im Falle des Erlöschens wären die Andamanesen nicht imstande, selbst ein neues Feuer zu entzünden. Die übrigen Pygmäen verstehen zwar das Feuer zu erzeugen, aber die Methoden gehören zu den ethnologisch ältesten. Die Semang gewinnen das Feuer entweder durch Reiben von zwei Stücken Holz, Bambus oder Rohr aneinander oder durch Sägen, durch Hin- und Herziehen eines Stücks Liane über einem Stück Holz. Bei den Negritos ist ebenfalls das Feuersägen in Gebrauch. Bei den zentralafrikanischen Pygmäen wurde teils die Methode des Quirlens eines härteren Holzstabes in einem weichen Holz beobachtet, teils die Erzeugung des Feuers durch Reiben; bei den Buschmännern scheint die Methode des Quirlens ausschließlich in Gebrauch zu sein. Auch das Material, welches zu Werkzeugen und Waffen verwendet wird, ist äußerst primitiv; es wird fast nur Holz, Muscheln und Knochen verwendet, nicht einmal Stein.

Wie auf dem Gebiete der materiellen Kultur, so nehmen auch auf dem der geistigen Kultur die Pygmäen die unterste Stufe ein. Sie haben noch keinerlei Musikinstrumente; von den bildenden Künsten ist die freischaffende Plastik in gar keiner Weise vorhanden. Bei den meisten Stämmen fehlt auch

* P. W. Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde unter wissenschaftlicher Leitung von Gg. Buschan. Bd. VI/VII. Stuttgart, Strecker u. Schröder. 1910. Preis 9.60 M.

J. Rongier/César Franck



Nach einem Kohledruck von Braun & Co., Dornach i. Els.

die Reliefkunst und jegliche Malerei; nur die Semang und Buschmänner bilden hier eine überraschende Ausnahme. Die Zahlwörter bewegen sich im einfachsten System, im Paarsystem; es zeigen sich nur höchst schwankende Anfänge des Quinarsystems. In der sozialen Ordnung sind die Pygmäen erst zur Bildung von kleineren Familienverbänden gelangt, umfassende soziale Gebilde fehlen; eine erbliche Häuptlingswürde ist nirgends vorhanden. Die Einzelfamilie bildet die Grundlage auf sozialem Gebiete und zwar in einer Reinheit und Festigkeit, wie sie bei den meisten Natur- und Kulturvölkern nicht mehr anzutreffen ist. Es besteht die Monogamie mit einer weitgehenden Gleichachtung und Gleichstellung der weiblichen und männlichen Persönlichkeit. Die gegenseitige Wahl von Mann und Weib ist in viel weiterem Umfange frei als bei den übrigen Völkern. Die einmal geschlossene Ehe wird von beiden Seiten treu gehalten, es gibt keine besondere Moral für den Mann. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist ein inniges; Abtrieb der Leibesfrucht, Kindsmord usw. sind unbekannt. Die geschlechtliche Sittlichkeit zeigt sich in der ehelichen Keuschheit, aber auch die voreheliche Keuschheit scheint beobachtet zu werden, es fehlen jedenfalls die geschlechtlichen Orgien bei gemeinsamen Tänzen und unnatürliche Laster, welche von manchen Naturvölkern bekannt sind. Man sieht hier bei diesen offenbar primitiven Völkern keine absolute Promiskuität der Geschlechter, keine Gruppenehe, keine Polygamie oder Polyandrie. Es besteht bei den Pygmäen eine Anerkennung von sittlich Gutem und sittlich Bösem, wenn es selbstverständlich auch nicht an Übertretungen fehlt. Es herrscht nicht der rohe, rücksichtslose Kampf ums Dasein, sondern ein weitestgehender ausgesprochener Altruismus, welcher sich selbst Opfer auferlegt, um minder Begünstigten das Dasein zu erhalten und zu verbessern. Menschenfresserei, Menschenraub, Sklaverei sind unbekannt. Der Begriff des Eigentums besteht als Eigentum des Stammes, der Einzelfamilie und des großjährigen Individuums. Die praktische Anerkennung des Eigentums ergibt sich aus der von allen Berichterstattern betonten Ehrlichkeit der Pygmäen, bei denen Raub und Diebstahl nahezu unbekannte Dinge sind. Sehr bemerkenswert ist ihre große Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit.

Nach diesen ethischen Verhältnissen bei den anerkannt primitiven Pygmäen sind offenbar der Kommunismus und die sittliche Indifferenz der geschlechtlichen Verhältnisse keine ursprünglichen Eigentümlichkeiten, sondern schon Zeichen des sittlichen Verfalles.

Was wir über die religiösen Verhältnisse der Zwergvölker wissen lehrt, daß diese Erstlingsvölker eine ausgebildete Religion besitzen, mit einer Glaubenslehre, einem Kult, bestehend aus Gebet und Opfer und einer Sittenlehre; eine so hohe und reine Religion, daß die wenigen Anthropomorphismen nicht hindern, sie als wirklichen ethischen Monotheismus zu bezeichnen.

Wie P. W. Schmidt eingehend nachweist, ist zwar die Personifikation einiger großer Naturgegenstände, besonders der großen Himmelskörper, vorhanden, aber von einem profanen Animismus, einer Allbeseelung der Naturgegenstände, ist nichts zu erblicken, auch fehlt im allgemeinen wenigstens eine Deifikation von Naturgegenständen. In keiner Weise kann von Ahnenkult die Rede sein; auch der Zauberglaube ist nirgends besonders entwickelt. Bei allen Zwerg-

völkern ist die auffallendste Tatsache die deutliche Anerkennung und Verehrung eines höchsten Wesens. Dieses ist der Schöpfer und Herr der ganzen Welt, er ist ewig, war vor allen Wesen da und wird nach ihnen noch da sein. Als vermeintlicher Wohnort wird der Himmel genannt. Seine Macht geht über die jedes andern Wesens hinaus. Es ist hilfreich und gut, allwissend, es ist Gesetzgeber, Wächter und Richter der Sittlichkeit. Die Ehrfurcht vor der Gestalt des höchsten Wesens vermochte aber doch nicht einige Anthropomorphismen zu verhindern, denn es ißt und trinkt, schläft oder hat Frau und Kinder, gerät in Zorn usw. Wenn auch in der Verehrung des höchsten Wesens noch keine weitgehende Entwicklung und Ausgestaltung zu erwarten sind, so lassen sich doch irgendwelche Bezeugungen formloser kurzer Gebete bei allen Pygmäenstämmen nachweisen. Den überzeugendsten Beweis der höchsten Verehrung und spezifischen Anerkennung als des höchsten Wesens geben die meisten Pygmäen durch die einzige Art des Opfers, die sie diesem Wesen darbringen, durch das der Erstlingsfrüchte. Überall dort, wo uns Nachrichten vorliegen, zeigt sich, daß bei den Pygmäen der Begriff eines vom Körper verschiedenen Faktors der Seele im Menschen bereits entwickelt ist. Ihre Toten begraben alle Zwergvölker ohne Ausnahme in recht sorgfältiger und hingebungsvoller Weise; in den Anschauungen über die Natur des Todes macht sich sehr wenig eine Einwirkung des Zauberglaubens bemerkbar. Die Pygmäen glauben an ein Fortleben nach dem Tode, und zwar ist dieses Fortleben für die Guten eine Belohnung, für die Bösen eine Bestrafung; es tritt nach den Anschauungen der Andamanesen und Semang eine Unveränderlichkeit ein, so daß der Glaube an die Unsterblichkeit und die Ewigkeit der Seele außer Frage gestellt ist.

Aus den ethnologischen Feststellungen P. W. Schmidts ergibt sich, daß die jetzt in weiten Kreisen geltenden Auffassungen über die Anfänge des Menschengeschlechtes ziemlich stark reformiert werden müssen. Der Stand der äußeren Kulturentwicklung bei den Pygmäen zeigt sich als der äußerste Anfang, die unterste Stufe. Aber die geistige Begabung, der Stand der ethischen und sozialen Kultur und die Religion stellt sich uns dar in einer Reinheit und Hoheit, die trotz all ihrer naiven Einfachheit und ihrer kindlichen Anthropomorphismen als solche nicht zu verkennen ist.

Die körperlichen Eigentümlichkeiten und das Wohngebiet der echten Pygmäen bringt diese zunächst in Beziehung zu den kraushaarigen, schwarzen Rassen, denen gegenüber sie als Urrassen erscheinen. Ob auch für die gelbe und für die weiße Rasse Zwergvölker als Urrasse anzunehmen sind, läßt sich heute nicht beweisen, da bisher jede sichere Spur solcher Zwergvölker in Europa, Nordasien und Amerika fehlt. P. W. Schmidt macht auf gewisse übereinstimmende Merkmale zwischen den Pygmäen und den mongolisch-arktischen Völkern aufmerksam wie auf die Kurzköpfigkeit, die vorstehenden Backenknochen, die Kürze der Extremitäten. Ob aber diese Übereinstimmung genügend ist, um die Pygmäenrasse mit der gelben Rasse in Verbindung zu bringen, ist noch sehr zweifelhaft. Jedenfalls aber ist die Pygmäenfrage eine äußerst interessante, und es wäre zu wünschen, daß P. W. Schmidts Aufruf zur Pygmäenforschung etwa durch eine internationale Kommission von Erfolg begleitet wäre.

# Kritik

## Neue Romane* / Von Franz Herwig

Im künstlerischen Charakter von Gerhart Hauptmann sind zwei Linien deutlich: Wiedergabe der Wirklichkeit und Wiedergabe der menschlichen Sehnsucht nach dem, was jenseits der Wirklichkeit ist. Er war dann am bedeutendsten, wenn er Menschen schuf, die leiden. Seine Schwäche zeigte sich dann, wenn er deuten wollte, deuten die geheimnisvolle Macht, die uns den verlangenden Blick nach oben wenden heißt. Er versuchte die Deutung in letzter Zeit zuweilen auf pathologischem Wege; die unschuldsvolle Aufopferungsfähigkeit der Ottegebe war für ihn letzten Endes nichts als die Geistesverwirrung eines in Pubertätsnöten ringenden Mädchens, und des Markgrafen Liebe zu Griselda mußte eine masochistische Färbung bekommen. Wir haben's ja nicht umsonst so weit in der Wissenschaft gebracht, daß wir mit ihren Lehren nicht die versagende Dichterkraft beflügeln sollten. Denn für das, was man Idealismus nennt, hatte Hauptmann nie etwas übrig; Werte aufzustellen, überhaupt Positives zu geben, war er nie fähig. Und wenn er einmal versucht, sehnenden Menschen die Hand zu reichen, sei es auch nur mit der verschwommenen Naturreligion Heinrichs des Glockengießers, so zieht er rasch die Hand wieder zurück, indem er seinen Helden an sich selbst verzweifeln läßt. Gegeben war ihm einzig, die Menschheit als Beladene zu sehen, aus deren Scharen sich hie und da ein schüchtern und matt Flämmchen erhebt: die unklare Sehnsucht, die der Menschheit einen vagen und zitternden Heiligenschein webt. Brauche ich jedoch zu betonen, daß Hauptmann notwendig war? Notwendig nach einer Zeit, da man in der Dichtkunst mit Idealen *spielte*? Wohl nicht. Überdies steht seine Gestaltungsfähigkeit durchaus über der seiner Zeitgenossen. Wer die soziale Tragödie seiner Zeit in den ‚Webern' schaffen konnte, wer Menschen wie Henschel, wie die Mutter Wolffen lebendig machte, hat seiner Zeit genuggetan.

Aber mit Triumph sahen seine Feinde, mit Schrecken seine Freunde, wie Hauptmann von Jahr zu Jahr kraftloser, ich möchte sagen spielerischer wurde. Er lebte gleichsam an seinen Gestalten vorbei; sie blieben unfertig, undeutlich. Um so überraschender muß es den Teilnehmenden sein, daß Hauptmann, von dem wir nur zwei Novellen seiner ersten Zeit haben, uns nun einen großen Roman darreicht, der, was Konzentration und Gestaltungskraft betrifft, sein Können auf der alten Höhe, aber auf einem neuen Gipfel zeigt. Aber auch dieses Buch, ‚*Der Narr in Christo, Emanuel Quint*', ist lediglich Lebenskritik wie seine anderen. Auf den ersten Bogen glaubte ich, der Dichter hätte die Absicht gehabt, das Leben Christi und seine Wirkungen in unserer Zeit zu zeigen. Aber ich glaube jetzt, daß er eben nur die Absicht hatte, das Leben des Narren Quint zu geben. Allerdings sind bereits Stimmen laut geworden, die aus der Lektüre des Buches tatsächlich den Glauben gewonnen haben, als sei der Roman nichts weniger als eine neue Evangelienausgabe. Doch wir haben nur das Lebensbild eines armen Menschen vor uns, in dem sich allmählich der Wahn festsetzt, Christus zu sein. Und da in unserer unruhigen und ungesunden Zeit viele solcher Menschen herumlaufen, die die

* Gerhart Hauptmann, ‚Der Narr in Christo, Emanuel Quint.' (S. Fischer, Berlin.) Friedrich Lienhard, ‚Oberlin'. (Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.) Klara Viebig, ‚Die heilige Einfalt'. (Egon Fleischel & Co., Berlin.) Karl Hauptmann, ‚Judas'. (D. W. Callwey, München.) Hermann Anders Krüger, ‚Kaspar Krumbholtz'. (Alfred Janssen, Hamburg.) Hermann Löns, ‚Der letzte Hansbur'. (Adolf Sponholtz, Hannover.) L. Rafael (H. Kiesekamp), ‚Spökenkieker'. (Fredebeul & Koenen, Essen.)

bittere Rolle Christi noch einmal spielen wollen, so bedarf es keiner Worte, um zu beweisen, daß solche Gestalt als Held eines Romans gerechtfertigt, ja daß sie durchaus zeitgemäß sei. Gerhart Hauptmann beginnt die Geschichte seines Helden mit der Schilderung, wie er eines Morgens seine Hütte verläßt und nach einer kleinen Stadt wandert, wo er auf dem Marktplatz das Volk zur Buße aufruft. Da er von den Gendarmen verhaftet wird, festigt sich in seinem Hirn sofort die Überzeugung, für Christus zu leiden. Das ist entscheidend. Der Stein rollt weiter. Es ist mein Beruf, für Christus zu leiden, sagt er sich. Und er verläßt die Hütte seines Stiefvaters, wo er das Tischlerhandwerk gelernt hat, verläßt seine Mutter und geht erfüllt von dem Glauben an seine Sendung in die Welt. Ein anderer ‚Johannes' tauft ihn, Anhänger gehen ihm nach. Er betet in der Einsamkeit. Er scheint Kranke zu heilen. Volk läuft ihm zu. Und diese Steigerung der Erlebnisse steigert sein Selbstgefühl. Seine Jünger sprechen es zuerst aus, erregt durch die mystischen Worte Emanuels, daß der, dem sie nachfolgen, Christus sei. Ihre Begeisterung strömt auf ihn zurück. Er spielt zuerst unbewußt mit dem Gedanken, der zu sein, für den man ihn hält, und legt schließlich für seine Gotteskindschaft laut Zeugnis ab, obgleich er innerlich die Unterscheidung macht, daß eben in jedem, der Christus nachfolgt, der Heiland wiedergeboren werde.

Aber, wie gesagt, das Volk unterscheidet nicht und grübelt nicht nach verborgenem Sinn. Es hält sich an seine Worte, seine Werke, es glaubt seinen Mienen, seinem Wandel. Und da keine Krankheit so ansteckend ist wie ein geistiger Wahn, so fliegen ihm die Seelen derer, die haltlos und unzufrieden sind, immer häufiger zu. Wir begegnen hier wieder dem Motiv der unklaren Sehnsucht, das Hauptmann in seinen Dramen so häufig anwendet. Ohne Zweifel ist diese Sehnsucht, so verworren sie ist, göttlich. Aber eigensinnige Menschen haben von jeher geglaubt, daß Gott in seiner Kirche nicht mehr wirksam sei, reden von toten Formeln, leeren Worten und glauben dem Ungewöhnlichen. Es sind die Wundersüchtigen und Kleingläubigen, von denen Christus sich abwendete. Und seltsam, gerade Wundersucht und Kleingläubigkeit sind es auch, gegen die Quint schließlich vergeblich kämpft. Denn als Zufälle dunkle Schatten auf Quintens Leben werfen, als es eben gilt, ihm — wie der Kirche — vertrauensvoll und gläubig zu folgen, da verlangen die Jünger Wunder von ihm. ‚Gib uns ein Wunder, damit wir glauben.' Und als Quint, der vergötterte Meister, ihnen statt eines Wunders nichts gibt als die Worte Christi — da werden sie irre an ihm, verlassen ihn. Und sein Leben geht im Schneesturm zugrunde, der ihn auf den Höhen der Gotthardstraße überrascht.

Was aus diesem Buche erschütternd widerklingt, das ist das Lied der hoffenden und verlangenden Menschheit. Es gibt Selbstgerechte, die sich vollkommen dünken, aber die Erkenntnis der Gottesfremdheit, die inbrünstige Sehnsucht nach Seelenfrieden ist es, die Millionen bewegt; und wenn in Breslau die Weltdame und das Freudenmädchen, der hohe Beamte und der Landstreicher, der unreife Jüngling und der Greis zu Emanuel wallfahren, so soll uns in ihnen die Menschheit vorgeführt werden, die noch immer wie vor Jahrtausenden nach Erlösung verlangt und nicht weiß, daß der Messias immerwährend unter ihnen ist. Hundert Schritt weiter, hinter einer stets offenen Pforte auf dem Altar, wartet immer Er derer, die zu ihm kommen wollen. Aber Tausende von Jungen spotten täglich der Gläubigen. Sie werden unsicher und schämen sich. Und laufen armen Narren nach, die nichts anderes sind als sie selbst. Ja sie selbst sind Quint, sie laufen sich selbst nach, verlangen Wunder und Seligkeit von sich selbst und brechen zusammen, wenn sie sich selbst betrogen haben. Vielleicht wollte Hauptmann diesen erschütternden Zirkeltanz zeigen? Ohne Zweifel hat er ihn gezeigt, und wenn andere das Problem artistisch sehen, wir wollen es menschlich sehen. Das verwehrt uns niemand.

Rein literarisch gewertet, vermag der Roman durchaus Achtung zu erregen. Man

muß Hauptmann zugestehen, daß er stets bei seinem Thema bleibt und es mit einer Konsequenz, die nach seinen letzten Arbeiten kaum noch zu erwarten war, zu Ende führt. Er zeigt eine glänzende Fähigkeit, Massen zu bewegen, eine Fähigkeit, die er nach den ‚Webern' verlernt zu haben schien. Er schafft eine Fülle von lebensechten Charakteren, nichts bleibt Schablone, und ob er einen Gendarmen oder einen Geistlichen auf die Szene bringt — sie erwecken den Eindruck der Wirklichkeit. Lediglich Quint selbst wird weniger deutlich. Aber Hauptmann konnte ja in diesem Schwärmer auch keinen Charakter schildern, sondern er mußte eine Idee personifizieren. Eigentlich redet Quint immer das gleiche, und da Hauptmanns erzählerischer Stil nicht immer von lehrhafter Weitschweifigkeit frei bleibt, so kommt man an ganze Partien, die ermüden. Über des Dichters Absichten zu rechten, steht uns nicht zu. Der Schwärmer Quint konnte nicht anders wiedergegeben werden. Eben durch sein Wühlen in den Worten der Schrift wird seine Besessenheit und Verbohrtheit offenbar; er muß sich an Worten berauschen, um nicht zusammenzubrechen. Worte müssen sein Empfinden steigern, und als die, die ihm nachfolgten, vor ihn hintreten und die Tat verlangen, gibt er nur Worte — die töten.

* * *

Eine große Überraschung für viele wird es bedeuten, daß Fritz Lienhard einen Roman schrieb. Ich verhehle nicht, daß ich an Lienhard als an unseren zukunftsreichsten Dramatiker glaube, der durch die im Leben der Bedeutenden ewig die gleiche Rolle spielende Ungunst der Verhältnisse zum Zuwarten verurteilt ist. ‚Ofterdingen' und ‚Wieland der Schmied' sind Offenbarungen eines mächtigen dramatischen Talentes und eines sieghaften Idealismus. Ihre Wirkungen werden wir seinerzeit erstaunt spüren. Und nun tritt der Dichter mit einem Roman vor uns hin, an dessen Lektüre man ein wenig zögernd geht. Das ist natürlich; denn wie selten ist ein guter Dramatiker auch ein guter Epiker. Vorerst scheinen unserer Zurückhaltung auch die beiden ersten Kapitel recht zu geben. Aber bald beginnen die Quellen reichlich zu fließen, das Leben kommt mit großen und kräftigen Schritten näher, Charaktere entfalten sich, Not und Grausen zieht düster über die Szene, und schließlich reißt uns die sieghafte Gewalt eines bedeutenden Talentes hin.

Lienhard nennt seinen Roman ‚Oberlin'. Es ist der Name eines elsässischen Geistlichen, dessen Wirksamkeit in die Zeit der französischen Revolution fällt. Sein Leben ist ein Zeugnis für die große christliche Lehre: den inneren Menschen zu läutern, die geistigen Kräfte zur Vollkommenheit zu führen, an deren Wirksamkeit das äußere Dasein, wie es sich auch gestalten mag, nichts ändern kann. Nicht die Revolution der Staatsform, sondern die Erneuerung des einzelnen ist wesentlich. Schon im voraus sei bemerkt, daß dieser Pfarrer Oberlin nicht als solcher der Held des Romanes ist, sondern daß Oberlins Geist in einem melodischen Leitmotiv ständig der Mittelpunkt und die Sonne des Geschehens bleibt.

Der Held im romanhaften Sinne ist der protestantische Vikar Hartmann, der in einem intellektuellen und etwas selbstgefälligen Christentum lebt, ohne daß das wesentlich Christliche, oder sagen wir das Oberlinsche, vorläufig bedeutendere Macht über ihn ausüben kann. Von einer schönen und anscheinend leichtfertigen Französin in Schuld verstrickt, lernt er das Weib empfinden. Und muß mit Beschämung erfahren, daß das Weib nicht nur Liebchen, sondern auch Mutter ist. Er greift nach der Schale; aus der zertrümmerten steigt sieghaft der Geist empor. Er staunt; er begreift nicht. Bis Oberlins prächtige Worte ihn auf das Wesentliche im Menschen hinweisen und er beschämt dem Wunder einer über sich selbst hinauswachsenden Frau, das ihm langsam entschwindet, nachschaut. Aber noch immer glaubt er zu viel den Dingen. Er ist mißtrauisch und

gereizt. Der rechte Frieden bleibt ihm fern. Der Geist der Revolution mit seinen tönenden Reden berauscht auch ihn. Auf den Schlachtfeldern der Revolutionskriege zahlt er dem Vaterland den Tribut des Blutes. Wieder in Straßburg, treten ihm die Untaten wahnsinniger Schurken nahe. Er besinnt sich. Aber er findet nichts, was ihn seiner Nöte enthebt. Erst die reine und brüderliche Liebe zu der Tochter derer, die er einst geliebt, die ihm anvertraut ist und die er vor den Schrecken der Zeit retten soll, läßt ihn seine Augen wieder in jenes stille Waldtal lenken, wo Oberlin lebt. Und erst als Schüler, dann als Gefährte dieses edlen Mannes wird ihm der Segen der demütigen Selbsterkenntnis, lernt er Einkehr halten und still werden — im Geiste Christi.

Ich muß eines anderen Menschen gedenken, der, wo Hartmann etwas eintönig wirkt, uns das Schauspiel eines wahrhaft heroischen Charakters gibt. Das ist ein katholischer Kaplan, der, früh in Sünde verstrickt, an seinen eigenen Aufgaben emporwächst und mitten in den Greueln der Jakobinerherrschaft, das Sakrament auf der Brust, als Fleischergeselle verkleidet im Lande umhereilt, den Kranken Trost, den Sterbenden Sündenvergebung spendend, von Gendarmen verfolgt, des schimpflichen Todes gewiß. Ich sage nicht: diese Gestalt ist die prächtigste des ganzen Buches, weil ich zu Katholiken spreche. Sondern mein kritisches Gewissen heißt mich so zu reden. Aber daß Lienhard sein bedeutendes Können an diesen katholischen Kaplan hingab, das beweist seine Liebe und seine Ehrfurcht für ihn. Ja er läßt Oberlin einmal sogar diesen Katholiken dem protestantischen Vikar vorziehen. Eine seltsame Kühnheit! Steigt vor Lienhard das Schicksal unserer Handel-Mazzetti nicht warnend auf? Sollen wir glauben, daß die Protestanten, auch die besten unter ihnen, gleichgültiger und oberflächlicher sind, wenn sie Lienhard nicht schelten, oder sollen wir glauben, daß sie mehr — christliche Liebe haben? Ich glaube nicht, daß ihm jemand seiner Glaubensgenossen den Vorwurf machen wird, er habe zu viel Licht auf einen Andersgläubigen fallen lassen. Wenn dieser Vorwurf aber ausbleibt —? Jeder kann es deuten, wie er mag.

Eigentlich schweiften wir ab. Begeben wir uns wieder auf den Boden der literarischen Würdigung zurück und geben wir noch einmal unserer Bewunderung für diese großzügige dichterische Leistung Ausdruck. Wenn etwas auszusetzen ist, so ist es das etwas lehrhafte Hereinziehen einiger ungelöster Fragen des Seelenlebens, eine Liebhaberei Lienhards, aber — eine gefährliche Liebhaberei. Gefährlich für den Künstler und für den Menschen Lienhard. Es gehört nicht nur nicht in ein Kunstwerk, sondern es ist auch eine maßlose Fundgrube für Grübeleien. Und Grübeleien können tödlich sein. — Die Leuchtkraft der völlig durchmodellierten Charaktere hob ich schon hervor. Sie offenbart sich auch in den Nebenpersonen. Die Stimmung der Zeit konnte nicht packender wiedergegeben werden. Wie in dem Blutrausch der Jakobiner immer das egoistische Tier seinen schrecklichen Kopf hebt, das lehrt die Revolution besser verstehen als dickleibige Geschichtswerke. Jenseits der johlenden Menge, der Plätze mit der blutdampfenden Guillotine, der Schlachtfelder, über die das ‚Allons enfants . . .‘ dröhnt, erheben sich in großen beruhigenden Linien die Waldberge der Vogesen; geschützt durch ihre Täler bleibt ein winziger Rest von Menschen, Menschen von Oberlins Geist, die den Sturm da draußen vorbeiheulen lassen und im Glauben an den Erlöser Ruhe und Frieden finden.

Das ist es ja gerade, was Lienhard auch in diesem Roman wieder der Sphäre der rein ästhetischen Würdigung entrückt. Er deutet mit gelassener Hand auf die Greuel, in denen die Menschen sich gegenseitig zerfleischen, auf die Krämpfe, in denen sie sich winden, auf Jammer und Not, Verirrung und Verbrechen und weist dann lächelnd auf den Weg, der aufwärts und zu Gott führt und den jeder gehen kann, der ihn gehen will.

Man ist gewohnt, der Clara Viebig ein wenig ablehnend gegenüberzustehen.

Was besonders an ihr auszusetzen ist: die Theatralik ihrer Darstellung, das skrupellose Zufassen im Stofflichen, läßt einen reinen Genuß an ihren Arbeiten nicht recht aufkommen. Vorbeigehen kann man an ihr nicht. Dazu ist sie zu sehr Künstlerin vom reinsten Blut. Und es kann uns nur freuen, wenn sie diesmal mit einem Novellenband kommt, der unter dem Titel ‚Die heilige Einfalt' sieben mehr oder weniger unter diesen Titel passende Stücke vereinigt, und der mehr als ihre früheren Bücher einer Empfehlung wert ist. Ich habe da vor allem drei Novellen im Auge: ‚Ein einfältiges Herz', ‚Brummelstein' und ‚Das Los'. Wie in Flauberts ‚Coeur simple' hat die Titelnovelle ein einfältiges Bauernmädchen zur Heldin. Doch entspricht es eben ihrem derben und leidenschaftlichen Naturell, daß die Viebig ohne eine kriminelle Note im Gegensatz zu dem Franzosen nicht auskommt. Die Mine ist ein gutmütiges, dummes Geschöpf, dem die Eltern gestorben sind. Die Stiefmutter und deren Sohn hätten sie gern aus dem Weg, denn der Hof gehört ihr, und wenn sie einmal heiratet, haben die beiden das Nachsehen. Und es ist auch einer da, dem die Mine mit aller Kraft ihres dummen Herzens anhängt, und der ihr gesagt hat: Warte, ich komme wieder und hole dich! Die Militärzeit ist herum und er schreibt ihr, daß er wiederkomme. Am Tage vorher aber geht der Hof und mit ihm die Hälfte des Dorfes in Flammen auf. Mine, die seltsamerweise im Keller des Bauernhauses hinter vorgeschobenen Riegeln sitzt, wird nur mit Mühe vor dem Feuertode gerettet. Schließlich kommt es heraus, daß ihr Stiefbruder sie im Einverständnis mit seiner Mutter im Keller eingeschlossen, dann den Brand angelegt hat, um sie aus dem Wege zu schaffen. Aber als die beiden nun von Gendarmen abgeholt werden, da beginnt das arme mißhandelte Wesen zu leuchten. Mine kennt keinen Haß, nein, sie hat alles längst vergessen, und als der Wagen mit den Gefangenen fortfährt, ruft sie hinterher: ‚Jakob! Hab keene Bange nich, was se och sagen, du hast nischt getan, ich weeß es, ich, de Mine.' Ein einfältig Herz! — Brummelstein ist das Gespött des Dorfes. Ein reicher Bauernsohn hat sie vor langen Jahren einmal verführt und sitzen lassen; da zerbrach etwas in ihr und sie blieb wunderlich fortan. Auch eine ‚Armsünderin'. Aber sie hat ein Kind, ein Mädchen. Und das wächst heran, wird brav, trotz der Verachtung der übrigen Dorfkinder. Und allmählich, als sie in Trier dient, geht ihr das Verständnis für das Geschick der Mutter auf und eine Liebe strömt über, für das schwachsinnige alte Weiblein, dem die Kinder ‚Brummelstein' nachrufen. Sie spart und sorgt für ihre Mutter, die keine Wohltat mehr empfindet und schließlich allein und einsam auf der Streu stirbt. Erst als sie schon in ihr schmales Armengrab gesenkt ist, hält man es für nötig, die Tochter zu benachrichtigen. Sofort eilt sie in ihre Heimat und in einer starken, dramatischen Szene rechnet sie mit ihrem Vater, dem reichen Gemeindevorsteher, ab. Und als sich in diesem eine zögernde Liebe für seine prächtige Tochter entzündet, stößt sie ihn zurück. Ihm und der hartherzigen Gemeinde zum Gedächtnis läßt sie ihrer Mutter ein schönes Grabdenkmal setzen, um dessentwillen sie auf alles verzichtet, was sie in jungen Jahren erhofft: auf Liebe und Heirat: ‚Hier ruht in Gott, bis zur seligen Auferstehung, von der Gemeinde verachtet, aber tief betrauert von der einzigen Tochter, meine liebe Mutter Christina Schwendlich, genannt Brummelstein'. — Die dritte im Bunde dieser einfältigen Herzen ist Fräulein Fleder, Haushälterin bei einem Rechtsanwalt im Prenzlauer Viertel in Berlin. Sie ist nun schon in die Jahre gekommen, hat immer eifrig und zufrieden ihre Pflicht getan und immer hoffnungstreu ihr Viertellos in der Preußischen gespielt. Gewonnen hat sie nie etwas, und überdies ist sie leidend und man hat ihr schon so oft gesagt, sie solle sich operieren lassen. ‚Für wen denn?' hat sie dann gefragt und sich weitergeschleppt. Nun aber gewinnt sie wirklich das große Los, und als die Aufregung vorbei ist, da kommt auch wirklich ein Freier, ein guter und tüchtiger Mensch, und er gefällt ihr auch. Aber ihr altes Leiden —; denn mit dem kann sie ja doch nicht hei-

raten. Und das in dem alten Mädchen lebende bescheidene Glücksverlangen, die dankbare Liebe für den Mann, der sie heiraten will, das bringt sie denn auch dazu, sich dem Messer des Chirurgen hinzugeben. Aber das Los war wirklich keine gute Nummer. Sie stirbt in der Operation. — Diese drei Geschichten, auf die der Titel ‚Einfältige Herzen' so recht paßt, sind mit einer bei der Viebig ungewohnten Zurückhaltung erzählt. Es liegt etwas Zartes über der ganzen Darstellung. Und ein warmherziges Mitfühlen der Dichterin mit den Geschicken dieser drei Schwestern wird deutlich. Die übrigen Novellen des Bandes stehen nicht auf gleicher Höhe; am wenigsten ‚Die Primiz', eine Skizze, die das unmögliche Bild eines Primizianten zu sein versucht.

* * *

Schließlich liegt es ja allein am künstlerischen Temperament, die Dinge so zu sehen und nicht anders. Das echte Temperament ist eben eingeboren und kann nicht amputiert werden, ohne daß der Künstler als solcher dabei in Stücke geht. Deshalb muß man auch die Viebig so verbrauchen, wie sie ist. Alles Ästhetisieren nützt originalen Talenten gegenüber durchaus nichts. Dabei darf man aber sagen, daß ein gleicher Stoff, wie ihn die Viebig diesmal hat, unter den Händen von Carl Hauptmann reiner und mit größerer Leuchtkraft zum Leben ersteht. Hauptmann hat nicht geringere Gestaltungskraft als seine Schwester in Apoll, aber er geht ökonomischer damit zu Werke. Die Viebig reitet — wenn das Bild erlaubt ist — sozusagen wie ein Marokkaner mit Geschrei und mit flatternden Gewändern, also naturwüchsig. Hauptmann dagegen englisch. Er hat den Gaul in der Hand und hält ihn zusammen. Er kommt mit weniger Kräften auch ans Ziel. Das ist eben die große Überlegenheit männlicher Kunst, und was wir an unseren Dichterinnen nahezu durchweg vermissen, ist eben die Besonnenheit und das Meistern des Stoffes. Es trifft sich, daß Carl Hauptmann in der ersten Novelle seines im Vorjahre erschienenen Bandes ‚Judas', die ‚Einfältige' den gleichen Stoff aufgreift wie Viebig in ihren ‚Einfältigen Herzen'. Er erzählt da von zwei alten Leuten, die von Tochter und Schwiegersohn mit Raffinement ausgebeutet werden und die alles mit sich geschehen lassen um des Enkels willen, den man ihnen lassen soll. Und das Leben dieser wortkargen, schwerfälligen und doch so unendlich liebereichen Menschen kommt uns so nahe, daß man von ihm wie von einem uns persönlich durchaus angehenden Schicksal gerührt und erhoben wird. Auch das mehrfach von der Viebig behandelte Motiv des Landmädchens, das in die große Stadt geht, wird in der Novelle behandelt. Aber wie anders! Bei Hauptmann verliert sie als Kellnerin in einer Studentenkneipe sogar ihre Ehre. Und gerade die Behandlung dieses Umstandes ist ein leuchtendes Muster dafür, wie fein und zart ein Künstler auch so etwas behandeln kann, ohne uns mit gewiß wahren, aber unnötigen Szenen zu verletzen. Der Mann als Künstler hat eben diese Dinge längst dargestellt und überwunden, während die schreibende Frau mit der Wahrheitsinbrunst, die sie früher in der Schriftstellerei nicht verwerten konnte, sich auf die ihr bisher verschlossenen Gebiete stürzt und sie ausschöpft, bis der moorige Grund übelriechend zutage tritt. — Die Titelnovelle ist schwach, dagegen gibt er in ‚Graf Michael' sein Können wieder restlos. Er hat auch hier eine fontanisch anmutende Kunst des Erratenlassens, ohne daß die Deutlichkeit des Geschickes dieses problematischen Aristokraten, dieses Eingeengten, der fliegen möchte und nicht fliegen kann, darunter leidet.

* * *

Wenn man Hermann Anders Krüger in einem Atem mit Carl Hauptmann nennen darf, so kann man ihn seinen Gegensatz nennen. Denn er hat in seinem herrnhutischen Entwicklungsroman ‚Kaspar Krumbholtz' den unkünstlerischen Ehrgeiz, eben alles zu sagen, in einer platten und schwunglosen Sprache, lehrerhaft und, wie es solchen Leuten geht, mit der Überzeugung von der ungeheuren Wichtigkeit dessen,

was er sagt. Ich möchte nicht mißverstanden sein. Der ‚Krumbholtz‘ steht weit über den Feuilletonromanen der üblichen Gattung, nur — künstlerisch ist nichts an ihm. Aber das soll er, wie ich glaube, auch gar nicht sein. Krüger will den Lebensgang eines Menschen schildern, der aus der Enge herrnhutischer Weltanschauung nach Ringen und Kämpfen ein großes philanthropisches Liebeswerk beginnt. Er will ein tatkräftiges, individuelles Mitleben mit jedem einzelnen der zu erziehenden Jugend, von ein wenig Schmuck abgesehen, also das, was die moderne Erziehungslehre allgemein als notwendig hingestellt hat. Selbstverständlich geht dies aber nach Krügers Meinung nicht, ohne daß der ‚starre Dogmenglaube‘ in Stücke geht. Im Grunde ist dieser Roman also eine zweibändige Kampfschrift gegen die Herrnhuter. Künstlerische Eindringlichkeit fehlt ihm durchaus. Alles bleibt Stoff, mit dem die Pädagogen sich auseinandersetzen mögen.

* * *

Die künstlerische Eindringlichkeit, die hat Hermann Löns. Ja er tut sich zuweilen sogar etwas zuviel damit. Die Kapitel seines Haideromans ‚Der letzte Hansbur‘ wirken geradezu balladesk. Es sind eher 19 Balladen als ein Roman. Wenn man davon absieht, so kann man die mächtige Wirkung dieses Buches nicht bestreiten. Da sind keine Salonbauern mit Geißlerscher Redseligkeit und billiger Philosophie, sondern diese Menschen sind alle wie aus Knorren gehauen. Dazu umwittert sie das Geheimnisvolle ihrer Sagen und Lieder, in denen die Dichtkraft von Jahrhunderten sich ergossen hat und gibt ihnen den großen urweltlichen Hintergrund, den nur ein Künstler empfinden und gestalten kann. Das was leider dem Buche schadet, ist, daß es mit Sinnlichkeit zum Explodieren geladen ist. Ich bestreite durchaus nicht, daß Löns seine Bauern richtig gesehen hat, gebe auch zu, daß er das Liebesleben seiner Naturgeschöpfe ohne allzu große Aufdringlichkeit geschildert hat, aber das Übermaß solcher Szenen, ihre Anhäufung ist unkünstlerisch, da es den Schwerpunkt verschiebt. Was Löns leisten kann, das zeigt er beispielsweise in den letzten beiden Kapiteln. Wie der letzte Hansbur stirbt und die so spät errungene geliebte Meta ihm nachfolgt, sind Szenen, die man nicht wieder vergißt. Das Sterben der beiden ist erschütternd und erhebend. Es zeigt, daß nach dem Triebleben noch etwas anderes bleibt, das Wesentliche, das den würdigsten Gegenstand der Dichtkunst ausmacht.

* * *

Auch in L. Rafaels Buch ‚Spökenkieker‘ ist ebenfalls keine Spur von Redseligkeit, sondern eine ernsthafte Gestaltung menschlicher Schicksale. Die Dichterin verrät in jeder Zeile ihr Bemühen, so knapp zu sein als möglich. Und da ihre Helden westfälische Bauern sind, so entspricht Gegenstand und Darstellung im Wesen einander vollständig. Die Rafael will nichts als einfache Menschen möglichst einfach und getreu wiedergeben. Ein Musterbeispiel dafür ist die Novelle ‚Die Geschwister‘. Bruder und Schwester leben nebeneinander hin und heimlich spart jedes für des anderen ‚schönes Begräbnis‘, für einen guten Platz auf dem Kirchhof, für einen Stein. Das ist gänzlich ohne Rührseligkeit erzählt. Überhaupt ist die Dichterin von einer selbstverständlichen Keuschheit, die sie auch dann nicht verläßt, wenn sie wie in der Titelerzählung eine verbrecherische Liebe schildert. Eben diese selbstverständliche Keuschheit bewahrt sie aber auch davor, menschliche Probleme zu ignorieren oder mit wohlfeilen Moralismen zu beschweren. Die Dinge sind so; ich habe die Aufgabe sie darzustellen, sagt sie sich. Vor Taktlosigkeiten bewahrt sie wieder ihr künstlerisches Gefühl. Und so entsteigt ihrem Buche das menschliche Leben, deutlich und rein. Solche Autoren brauchen wir, die hinter die Dinge, die sie darstellen, zurücktreten, die keine Probleme suchen, uns mit persönlichen Gefühlen verschonen, da sie erkannten, daß das Leben größer ist als der Dichter.

# Ein dramaturgisches Handbuch
## Von Joseph Sprengler

Eine Dramaturgie* hat unlängst Prof. Dr. Hermann Schlag zusammengestellt. Sie sollte sich als ein abgerundetes praktisches Handbuch zuvörderst für Anfänger darbieten und daher bezwingbar an Umfang, gemeinverständlich im Ton, dabei immerhin wissenschaftlich in der Begründung der einzelnen Kunstgesetze sein. Entgegengesetzte Meinungen fänden schon deshalb Raum, damit an ihnen die eigene Theorie erhärtet würde. So die leitenden Gesichtspunkte. Erfüllt wurden sie nur zum Teil.

Um gleich mit der erzieherischen Seite, mit dem Lehr- und Lernbuch als solchem zu beginnen, so fürchte ich sehr, daß manchem Dilettierenden trotz des ebenmäßigen Aufbaus, trotz der klaren Gliederung des Ganzen der Blick für den Wesenskern, für das Bedeutsame verloren geht, denn die Anlage ist entschieden zu breit geraten, der Abstufungen sind zu viele. So wird der Dialog durch sechs Attribute bestimmt: 1. logisch, 2. aktuell, 3. vorwärtstreibend, 4. knapp, 5. klar, 6. disponiert. An den sprachlichen Ausdruck stellt er fünf, an den Charakter die vier aristotelischen Forderungen. Damit hätte ich denn jenen Philosophen genannt, auf dessen gedanklichem Grunde sich diese Dramaturgie erhebt. Neben der Poetik des Stagiriten läßt Schlag noch dessen Auslegung durch Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie als unantastbaren, unverbrüchlichen Kanon gelten.

Aristoteliker zu sein ist gewiß sein gutes persönliches Recht; doch wenn er sich über die Theorie des Dramas verbreitet, darf er nicht antike und neuzeitliche Postulate miteinander vermengen, darf beispielsweise nicht mit den Griechen den unglücklichen Ausgang in der Tragödie bloß als ein die tragische Wirkung förderndes Hilfsmittel einschätzen und andererseits wieder von der Vernichtung reden, die mit unabwendbarer Notwendigkeit hereinzubrechen habe, darf auch nicht gewuchtige Einwendungen gegen seine Normen und Fassungen schlankhin übergehen. Wer unbefangen, etwa als Neuling, die Kapitel über den tragischen Begriff, über die tragische Schuld, über die tragische Katharsis liest, dem wird sich unwillkürlich der Eindruck aufzwingen, daß es sich hier um ein für allemal gegebene, absolute Werte handelt. Nun ist aber gerade an diesen tragischen ‚Grundgesetzen' in neuerer Zeit sehr stark gerüttelt und geschüttelt worden. Kennt Schlag nicht die Untersuchung von Lipps ‚Der Streit über die Tragödie', nicht Volkelts ‚Ästhetik des Tragischen', nicht des Jenenser Professors Hugo Dinger massiv aufgebautes Werk ‚Dramaturgie als Wissenschaft'? Diese Lehren von der Relativität der tragischen Normen waren unbedingt zu berühren, und, da hier die tiefsten Probleme eingesenkt sind, Weltanschauungen und Lebensfragen, so hätte sich eine Auseinandersetzung mit ihnen um so eher gelohnt. So ist die Formulierung des tragischen Endproblems, wie sie Schlag gibt, allerdings eindeutig geblieben, aber daß sie in geistige und seelische Labyrinthe leuchtete oder daß sie künstlerisch den reinsten Genuß lehrte, davon ist sie ferner als die anderen Erläuterungsversuche. Er bekämpft die Theorie der Hegelianer von der ‚Wiederherstellung der sittlichen Weltordnung' in der tragischen Katastrophe als außerästhetisch, er zieht gegen Vischers tragische ‚Ehrfurcht vor der absoluten sittlichen Macht' los, weil er darin lediglich eine Nebenwirkung zu ersehen glaubt, und verkennt nur, um wieviel kunstfremder seine Auffassung geworden ist. Was er nämlich gibt, ist freilich nicht im Absoluten verankert, aber ebensowenig im Ästhetischen. Eine Vernüchterung des Aristoteles könnte

* Das Drama. Wesen, Theorie und Technik des Dramas von Dr. Hermann Schlag, Essen (Ruhr), Verlag von Fredebeul & Koenen. (XXIV., 451 S.) brosch. 4 Mk. geb. 5 Mk.

man es kurzweg nennen. Ich will zitieren: Die Tragödie ‚gewöhnt die Menschen, fremdes Leid mit Mitgefühl und Besorgnis für sich anzusehen, jedoch so, daß sie das eigene Unglück, das sie leiden oder das sie noch treffen soll, richtig würdigen und nicht über alles Mögliche gleich in schwächlichen Jammer ausbrechen. So wird die tragische Katharsis in der Tat zu einer Kur . . . Selbstverständlich braucht die einzelne Tragödie nicht schon die vollständige Heilung des Kranken zu bewirken; es genügt, wenn sie das seelische Gleichgewicht auf eine bestimmte Zeit herstellt; es werden sich, wie bei jeder tiefeingewurzelten Krankheit, wiederholte Kuren nötig machen; wer aber einmal erfahren hat, wie das Heilmittel wirkt, wird sich ihm gern immer aufs neue unterwerfen, um es mit immer wachsendem Erfolge auf seinen Organismus wirken zu lassen'.

Sind wir da nicht jenseits der ästhetischen Lustgefühle, nicht jenseits der Grenzen des in sich geschlossenen, nur in und für sich bestehenden Kunstwerkes? Ja, stößt er uns nicht moralisierend mitten in das Getriebe des grauen, alltäglichen Lebens?

Um zu sehen, wie ein scharfer Kunstdenker mit der Autorität des Griechen um die reinliche Scheidung von ethischen und ästhetischen Bezirken ringt, sollte man eigentlich zum Vergleiche die einschlägigen Kapitel bei Lessing heranziehen. Stück 77 und 78 gehören wohl mit zum psychologisch Interessantesten der Hamburgischen Dramaturgie (vgl. Feller ‚Die tragische Katharsis in der Auffassung Lessings', Duisburger Gymnasialprogramm 1887/88). Streng in einen ästhetischen Begriff gespannt hat die tragische Wirkung allerdings erst der Philologe Jakob Bernays. Leider läßt Schlag diese geistreiche Interpretation unberücksichtigt. Es mag auch sein, daß seine eigene Auffassung vom goldenen Mittelmaß und Mittelweg der aristotelischen Lehre straffer angepaßt ist. Aber, und das ist der springende Punkt, sobald er die Diagonalmoral als Endzweck einschlüpfen läßt, sobald verwischt er das ästhetische Phänomen der Tragödie, das er selbst fordert, und damit verliert er auch die Berechtigung, die Ausschau, die uns die tragische Dichtung in die Allordnung, auf die übermenschlichen, überweltlichen sittlichen Mächte eröffnet, als außerästhetisch zurückzuweisen.

Übrigens bin ich, ganz abgesehen von der Folgewidrigkeit Schlags, nicht der Ansicht, daß die Stellung, in die uns die Tragödie zum Weltganzen, zu den lenkenden Ideen, zum Göttlichen rückt, daß diese religiöse Bindung nebensächlich ist, daß die daraus erwachenden Schauder und erwachsenden Notwendigkeiten gleichsam nur zufällige Begleiterscheinungen darstellen. Nein, nach meinem Dafürhalten ist der tragischen Kunst eine religiöse Grundstimmung immanent von Äschylus bis Ibsen. Und wenn sich die Dramatiker der allerjüngsten Literaturströmung bisher gleich eifrig wie vergeblich um die tragische Form mühten, so läuft das eben letzten Endes darauf hinaus, daß sie diese fügsame Eingliederung, diese Harmonie in dem großen kosmischen Zusammenhang nicht finden konnten. Es ist übrigens nicht wahr, daß die zeitgenössischen Bühnendichter am wenigsten Lehrreiches für dramaturgische Zwecke böten. Man braucht sich da nur der linearen Schulbeispiele von Paul Ernst zu erinnern. Da jedoch Schlag in die modernste Literatur immer nur die Naturalisten der 90er Jahre und allenfalls noch die auf sie folgenden Neuromantiker einbegreift, so gewinnt es fast den Anschein, als ob er die Stiltendenzen rund des letzten Jahrfünfts nicht mehr verfolgt hätte, als ob ihm wenigstens das Richtunggebende darin verborgen geblieben wäre.

Nur so läßt sich auch seine Behauptung verstehen, daß es bloß eine Tragödie und eine Komödie, aber keine Tragikomödie geben kann. Schon nach der mittleren Schaffensperiode Ibsens hätte man das nicht mehr hinschreiben dürfen. Heute, da der Wedekind-Überschwang eben erst glücklich zurückgedämmt ist, Shaws paradoxe Geistigkeit noch allenthalben schmunzelnd gekostet wird, muß man diese blinzelnde, kühle, jäh wechselnde Anschauungsweise in der dramatischen Ausdrucksform einfach als gegeben anerkennen,

wenn auch schließlich nur als Übergangstypus wie Samuel Lublinski oder als eine von ferner Zukunft vollkommen zu erfüllende Forderung wie Egon Friedell.

Der Verfasser schneidet gelegentlich auch die Frage nach der dramaturgischen Berechtigung des Wunders an, wobei er mit seinen Meistern Aristoteles und Lessing übersinnliche Ereignisse aus dem Schauspiele gebannt wissen möchte. Einzig der Oper sollte das Wunderbare eingeräumt bleiben. Ich glaube jedoch, daß sich auch im sprachlichen Kunstwerk, in der Bildfarbe, im musikalischen Klang, im hinreißenden Rhythmus der Rede jene Stimmungsverdichtung, jene Gefühlssteigerung erreichen lasse, die in unserm Gemütsboden die Empfängnis für das Wunderbare bereitet. Und auf dieses innerste Erfühlen, auf die poetische Wahrheit ist das Schwergewicht zu legen und nicht auf die Wahrscheinlichkeitserrechnung des aller Tage Möglichen. Freilich darf der Dichter nie durch Begebenheiten, die außerhalb der Naturgesetze fallen, die dramatisch-psychologische Motivierung ersetzen wollen. Daß transzendentes Geschehen künstlerisch nur Gipfelung, Abschluß, Krone eines Charakter-, eines Szenenbildes sein kann, habe ich schon im ‚Jahrbuch der Zeit und Kulturgeschichte‘ ausgeführt.

Noch möchte ich den Abschnitt, der auf die Art des Übersetzens eingeht, kritisch streifen. Obschon sich Schlag hier auf Goethe und auf einen gewitzten Bühnenpraktikus wie Laube beruft, muß ich seine Ansicht, zumal in einem Handbuch für Lernende, rundweg ablehnen. Nicht darnach ist zu fragen, ob uns ein ausländisches Werk völlig deutsch anmute, nicht so ist es zu modeln, daß Sitte, Charakter, Tendenz unserem Denk- und Empfindungskreise entsprechen. Im Gegenteil, die fremde Dichtung ist in ihren völkischen Reizen und Sonderheiten einzufangen, in ihrem fremden Klima sorgfältig zu bewahren. Wer aus Tolstois ‚Macht der Finsternis‘ die brutalen Triebe schnitte, wer bei den Skandinaviern den mystischen Dämmer von Landschaft und Seele zöge, wer die französischen Barockdramen der steifen Würde entkleidete, der zerstörte eine in sich naturnotwendig gefestete Welt.

Es liegt leider im Wesen einer enger umrahmten Kritik, daß sie die negativen Seiten eines Werkes stärker betont. Die vorliegende Dramaturgie enthält ja auch Gutes, aus der Erfahrung Geschautes, Beherzigenswertes, so die Teile über das dramatische Baugerippe. Überhaupt, wo der Verfasser lediglich beratend zur Seite steht, erweckt er überzeugte Zustimmung, Sympathie, während er da, wo er Paragraphen setzt und Dogmen hinstellt, leicht in ein kleinliches, schulmeisterliches Gehaben sinkt. Die dramatischen Vorbilder, die er aufdeutet, Schiller und Kleist, halten jeder Prüfung stand, wie man auch seinen künstlerischen Urteilen über die Modernen zumeist beipflichten kann. Aus seinen sittlichen Grundsätzen spricht eine lautere Persönlichkeit.



# ‚Traum und Leben‘ / Von Christoph Flaskamp

‚Wer müde wurde, soll auch wunschlos sein.‘

Das ist der tiefste Ton in diesem Buche*, in diesem Leben ‚einer Frühvollendeten‘, die als die vor einigen Jahren verstorbene Prinzessin Mathilde von Bayern inzwischen bekannt geworden ist.

‚Wer müde wurde, soll auch wunschlos sein.‘

Müde des Kampfes um das Glück, das in jedem Leben nur eines ist: die Entfaltung

* ‚Traum und Leben‘. Gedichte einer ‚Frühvollendeten‘. Verlag der Süddeutschen Monatshefte. München.

der in ihm gelegenen Keime und Kräfte, die Gestaltung des uns innewohnenden Lebens in dem uns umgebenden. Das sieht sich, so in Worten, leichter an, als es in der Tat ist. Wie wenige Menschen gehen diesen Weg zu Ende, zum Ziele. Es sind Genies, ausgestattet mit nie ruhender Kraft der Erkenntnis und des Wollens; sie vollenden ihre Bahn. Die meisten Menschen bleiben am Wegesanfang oder auf der Straße, irgendwo, wo sie müde geworden sind, nicht die Kraft mehr fühlen zum Weiterweg und dann die tragische Erkenntnis erleben: ‚Wer müde wurde, soll auch wunschlos sein.'

Dieser Vers ist die Quintessenz dieses Buches, dieses Lebens, ein Vers, der als einzelner Vers mehr umschließt an verschollenem Leben als oft ganze Gedichtbücher.

‚Was tobt ihr so, ihr schäumenden Wellen?
Im Dunkel der Nächte, im Morgenlicht?
Was will euer Zorn, ihr Sturmgesellen?
Hier steht ein Ufer, das nie zerbricht,
aus Stein gebaut — wie beschworene Pflicht!
Nur schreien könnt ihr, kreischen und gellen,
nur rütteln am Kerker und Pfeile schnellen,
die schwach an steinernen Mauern zerschellen —
doch stark sein und siegen? das könnt ihr nicht!'

Nie ist mir stärker als hier zum Bewußtsein gekommen, daß das, was wir literarisch-künstlerisch Dilettantismus nennen, innere Lebenstragik ist, ein Schauen des gelobten Landes im Traum, in der Sehnsucht, ohne die Kraft, es zu erreichen, ein Erwachen innerer, in der Richtung auf ein absolutes Ideal gesteigerter seelischer Bedürfnisse mit dem Drang, aber ohne die persönliche Kraft, sie im Leben, in der Kunst zu verwirklichen.

Was ist das Wesen der Kunst? Daß sie die Träume, die Sehnsucht der Menschheit in einem Menschen verwirklicht, erfüllt, dem Tausende zujubeln und folgen, der sie führt frohlockend ins gelobte Land, alle, die den wachen Traum träumen eines Lebens über dem Leben ihres Alltags hinaus, die den Weg ahnen zur Heimat der Seele, sie in Wunsch und Traum erleben, ohne die Kraft zu haben, durch alle Gefahren des Weges dorthin siegreich hindurchzuschreiten, den Kampf mit Umwelt und Inwelt zu bestehen, äußeren Lockungen und Dräuungen und inneren Versuchungen nicht zu unterliegen, sondern sie zu besiegen: ‚Stark sein, siegen?' — das können sie nicht.

Das Leben setzt uns allen Grenzen; durch Geburt, Erziehung, Gewöhnung, durch all das, was z. B. bei Ibsen als Gesellschaftslüge sich offenbart, sind uns innere und äußere Schranken gezogen. Und diese Schranken überspringt niemand ohne die Kraft neuer Erkenntnis, neuen Wollens, das sich in der Tat erfüllt und in seiner Erfüllung sich selbst rechtfertigt. Die Armut dieser Erde jammert zum Erbarmen über ihre eingeschränkte Möglichkeit eines starken Selbstvollzugs der Persönlichkeit, einer konsequenten Entfaltung seelischer Kräfte, einer Vollführung aller immanenten Lebensenergie und Erfüllung, aber hat nicht sie viel mehr die Möglichkeit aufzubrechen, wohin sie will, dem Leben neue Offenbarungen, neue Möglichkeiten, neue Wege zur Wahrheit, eigenste Verwirklichungen inneren Seelendranges abzuringen, mehr als die eingeengte, mit Ufern, die nie brechen, wie aus Stein gebaut, mit beschworener Pflicht umgebene Hoheit dieser Erde?

Gewiß, Genie bleibt sich gleich, ob in Hütte oder Palast geboren, es bläst die Schranken, die ihn vom gelobten Land trennen, die Entfaltung und Gestaltung seiner Keime und Kräfte hindern, nieder wie das Volk Gottes die Mauern Jerichos; aber bei geringerer Kraft, wo sind die Möglichkeiten größer, außerhalb oder innerhalb der Mauern Jerichos?

‚Traum und Leben'. Daß hier alles Traum geblieben ist, Sehnsucht, nicht Leben,

Erfüllung geworden ist, das ist die wehmütige Melodie, die aus diesem Buche, aus diesem Leben klagt.

Und selbst die Klage: wie vorsichtig, wie verhalten, wie vornehm zurückgedrängt erscheint sie hier! Man erinnere sich nur, welchen Kampf Annette von Droste schon gegen die Vorurteile ihres Standes zu bestehen hatte. Und unbegreiflich ist es ja nicht, daß der Adel die Repräsentation, den Genuß geistig gesicherter Erbgüter pflegt, hegt und vor aller Produktion, der bei mangelnder Kraft leicht der Beigeschmack der geistigen Bloßstellung anhaftet, wenn nämlich sie sich nicht als absolute Steigerung der bisherigen Kultur erweisen kann, zurückschreckt. Muß doch jeder Mensch, sobald er irgendwie zum Repräsentanten einer Kultur sich gesteigert hat, mit seinen Trieben an sich halten, sie beschneiden, veredeln und darf sie nur insoweit schießen lassen, als er Gewißheit hat, daß sie der Menschheit neue Frucht zutragen werden.

Wer nicht die Kraft fühlt, die Sehnsucht seines Lebens zu verwirklichen, *sein* Leben zu leben und sich nicht vom Leben tragen zu lassen, wer müde eines solchen Kampfes um seine Eigenexistenz wurde, muß wunschlos sein, muß Verzicht leisten. Die ganze Schmerzlichkeit eines solchen Schicksals, zumal bei dem lebhaften Bewußtsein, daß das Leben in der Wahrheit *möglich* sei, daß man aber nicht die Kraft hat, es dem Leben der Wirklichkeit, die eine halbe Lüge, ein Maskenspiel mit unseren echtesten Lebensgefühlen ist, abzuringen, spricht aus den Versen, die, wie manches in dem Buche, an japanische Kurzzeilen erinnern:

Seht, verloren — meinem Leben gleich —
dürstet eine Lilie, welk und bleich,
auf dem alten Tisch von Palisander,
ihre Kelche fallen auseinander.

Gestern stand sie blühend noch am Teich,
froh sich wiegend und an Schönheit reich.

In der Sehnsucht nach einer starken Liebe, die es hinausträgt aus der Enge, an sich selbst, an das Reinste, Eigenste glauben macht, es zur Blüte und Frucht treibt, verzehrt sich dieses Leben. Und wieder der eine Ton:

Ich möchte, möchte — Kalt beginnt
der Tag um mich herum;
jetzt werden meine Augen blind
und meine Wünsche stumm.

Und tief in mir beginnt mit Pein
ein traurig Theaterstück,
das spielen zwei Menschen geheim und allein,
es heißt: Verlorenes Glück.

Und alles Märchen der verklärten Augen
sank in das Grau der Wirklichkeit zurück.

Was in unserem Leben nicht Wirklichkeit werden wollte, was wir im Leben kraftvoll nicht zu gestalten vermochten, suchen wir im Leben anderer in ‚Bildern', — und da machen wir dann die gleiche Erfahrung, daß auch da die große Kluft, ja Tragik zwischen Wunsch und Erfüllung herrscht, und ein unendliches Mitleiden mit aller getäuschten Hoffnung, allen unerfüllten Lebenstrieben, mit allen Schwachen, Gebrochenen erfaßt uns. Da lernen wir willig verzichten und uns fügen, wie die Dichterin:

Füg still mich ein
dem Banne meiner Pflicht.

Und gerade nun schenkt das Leben noch eine große Erfüllung: das Kind. In ihm lebt ein Leben noch einmal auf; alle Hoffnung, alle Liebe, alle Sorge überträgt sich auf diese ‚vita nuova‘. Und trotz aller Lebensenttäuschung und Krankheit:

Die Ringe, die schönen, kalten,
zu eng einst, wurden zu weit,
und rollen in die tiefen Falten
von meinem weißen Krankenkleid.

Von hier aus bietet sich ein Weg, der nicht diesseits, sondern jenseits allen irdischen Kampfes sich zeigt. Die Resignation ist nicht mehr bitter, sondern gelassen, selbstsicher in der Hoffnung auf ein Zukünftiges:

Ein Reif in der schönen, mondhellen Nacht
hat alle Blüten zu Leichen gemacht.

Ich geh durch den Garten, krank und still,
und warte, bis Gott mich heimrufen will.

Und von der Wehmut eines Gedichtes wie ‚Farbige Dämmerung‘:

Zarte Rosenwölklein fliegen
schmeichelnd durch des Abends Grau,
so, wie Glücksgefühle lügen,
goldig, purpurn, grün und blau.

Sehnsucht will mein Herz zersprengen!
Törin, glaubst du noch an Glück?
Blicke doch auf deinen engen,
kahlen Leidensweg zurück.

Nichts und alles scheint gewesen!
Lenz, der ohne Frucht geblüht!
Und ein Blatt blieb ungelesen
und ein Funke unverglüht.

steigert sich ein Leben durch Liebe vergeistigt zur höchsten Zuversicht:

Torenworte: Scheiden, Meiden!
Hauch im Winde: Raum und Zeit!
Bald erlischt dies kleine Leiden —
Harre, Freund, sei glücksbereit!

# Hochland-Echo

## Eine Kulturbilanz

‚In keiner Zeit hat vielleicht die Unkultur in einem so seltsamen Verhältnis zur Kulturungeduld gestanden. Der Idealismus ist da; aber er ist im wesentlichen Theorie und Idee, ist nicht natürlich organisiert und ist der Nation darum mehr noch eine Qual als ein Glück. Kultur werden wir erst wieder haben, wenn keiner mehr an das Soziale denkt, weil jedermann spontan lebt, was jetzt erst gedacht und tendenzvoll gewollt werden kann.‘

So schließt eine Gedankenreihe ab in einem unlängst erschienenen Buche, das den Kunsthistoriker Karl Scheffler zum Verfasser hat. Er nennt es ‚Idealisten‘ (Berlin 1909 bei S. Fischer). Man könnte ihm den Untertitel einer Kulturbilanz geben, denn sein Verfasser will nichts anderes als die positiven und negativen Tendenzen und Kräfte der Zeit sich gegenüberstellen und abwägen, wohin die Nadel der Wage den Ausschlag gibt. Der Titel aber soll das positive Ergebnis andeuten. Der oben zitierte Gedanke spricht eine zentrale Erwägung des Buches aus. Eine konkretere Fassung finden wir bei Emerson, da wo er sich einmal gegen jene Kulturpolitiker wendet, welche ihr Hauptaugenmerk auf eine Verbesserung der Umstände als eines Mittels zur geistigen und moralischen Verbesserung wenden. Sie tragen das Ideal im Kopfe, nicht im Herzen. Und so sagt denn Emerson mit Recht:

‚Der Mann mit geistigem Streben aber gibt nichts auf Umstände, er beurteilt den allgemeinen Kulturstand nach dem seiner eigenen Seele. „So lange ich“, sagt er, „selbstsüchtig bin, so lange gibt es Sklavenwirtschaft, wohin ich gehe, ist dann auch eine Neigung, sie einzurichten. Denke ich aber gerecht, dann gibt es keine Sklavenwirtschaft, wie sich die Gesetze auch dazu stellen. Wenn ich in allen Menschen das Göttliche achte, wie kann es da für mich so etwas wie einen Sklaven geben? Wie gottlos aber ist euer Krieg gegen die Umstände. Ist jener die Welt anklagende Menschenfreund nicht selbst in jedem seiner Worte und Blicke ein Sklavenhalter?“ Befreit er mich, liebt er mich?‘

Auch Scheffler ist ein die Welt anklagender Menschenfreund, aber einer, der sie zugleich liebt, weil er an ihren unzerstörbaren Idealismus glaubt. Aber da sie der einzige Inhalt und die Grenze seines Glaubens ist, da dieser sich hier sozusagen erschöpft, so fehlt seinem Gefühl bei aller Aufrichtigkeit und Lauterkeit doch das Große, Mitreißende, Überweltliche und damit Ruhespendende, woraus allein die innere Freiheit zu großem, selbstlos schöpferischem Kulturwirken für ein Volk erwachsen kann. Zahlreiche Wendungen in dem Buche scheinen zwar gegen diese Behauptung zu sprechen: Der Hinweis auf die ewige Idee des Lebens und die Unzerstörbarkeit unseres Wesens wird in vielen Aussprüchen variiert. Es wird sogar einmal am Schluß einer sehr herben Kritik gegen die ‚Partei der verspäteten Jünglinge‘, die ‚Kulturideologen‘, als deren Organe ‚zum Beispiel der „Kunstwart“ oder der „Thürmer“‘ bezeichnet werden, der Mißbrauch gerügt, für Religion das Wort Weltanschauung zu setzen. Aber

man wird sich vergeblich danach umschauen, was dem Verfasser, außer dem Glauben an die annoch verborgenen idealen Kräfte in unserem Volke, als Religion im positiven Sinne vorschwebt. Zwar erkennt er richtig:

‚Eine Religion darf aber für den Gläubigen nicht einmal den Schein der Relativität haben; sie ist gleich unwahr, wenn sie nicht das ganz Absolute ist, worauf alles andere ruht.‘

Aber schon indem er diesen Gedanken ausspricht, fühlen wir, daß es sich lediglich um eine psychologische Einsicht handelt, denn nicht der absolute Wert einer Religion, sondern der Glaube an die Absolutheit ist das Entscheidende dabei. Hier haben wir die feinsten, aber auch gefährlichsten Konsequenzen einer rein psychologischen Behandlung des Religionsproblems. Unsere Kulturpädagogen fangen an, für Religion einzutreten, weil sie einsehen, daß alle wirkliche Kultur nur aus religiöser Lebensauffassung heraus entstehen kann. So ist denn auch das grundlegende Kapitel des genannten Buches, steht es gleich nicht an dessen Spitze, dasjenige, welches mit den Worten beginnt:

‚Jeder Interessengemeinschaft, beziehe sie sich auf Materielles oder Geistiges, muß eine schweigende Verständigung vorausgehen, wie Welt und Leben zu begreifen seien, eine Gefühlskonvention, die grundlegend wird für alles Soziale. Nur wo sich Menschen über das Ewige verständigt haben, können sie es dauernd auch über das Endliche tun.‘

Man wird zugeben, daß einer solchen Propaganda für Religionspflege, so tiefe und echte Erkenntnisse dabei mit unterlaufen, doch die wichtigsten, weil wesentlichen Momente für eine wirklich schöpferische Wirkung fehlen: die persönliche Naivität, oder eine wenngleich bewußte, so doch tiefe Gläubigkeit und eine objektive Glaubenswelt, die wir symbolisch begreifen. Dieser Mangel scheint Scheffler nicht verborgen geblieben zu sein. Daher der Rat:

‚Bleibe jeder äußerlich (!) Angehöriger der Kirche, wohinein der Zufall der Geburt ihn gestellt hat; denn es ziemt sich nur dann, eine alte, ehrwürdige Form zu lassen, wenn eine bessere, wenn die eine, die rechte dafür eingetauscht werden kann. Man ehre die Sakramente, wenn auch ohne Verlangen; aber man fühle auch im Tiefsten, daß man sich die innere Freiheit nur proklamieren darf, wenn man sich selbst religiöse Pflichten zu befehlen willens ist.‘

Hier haben wir das punctum saliens eines durchaus und konsequent ausgesprochenen Modernismus. Es ist interessant, ihm auf diesem Boden, wo er eigentlich gewachsen ist, einmal in so reiner, unabhängiger Form zu begegnen. Vielleicht dürfen wir überhaupt sagen: Der Modernismus in seiner wirklich gefährlichen Form ist hauptsächlich dort zu finden, wo man aus dem vollen Freidenkertum zu religiösen Bildungen zurückstrebt, ohne indes irgendwelchen positiven Glaubensgrund unter den Füßen zu haben. Dieser ganzen Auffassungsweise ist der Vorwurf der Charakterlosigkeit indes nicht zu ersparen. Scheffler, der sich wiederholt an Goethe orientiert, hätte gerade bei ihm besseren Rat sich erholen können als den eines äußerlichen Verbleibens in einer Gemeinschaft, mit der kein inneres Band mehr bindet. Wieviel tiefer erfaßt doch Goethe, obwohl selber ein Außenstehender, diese Gemeinschaftsidee:

‚Die Sakramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die

irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen teilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen ebenderselbe, es werde nun das Sakrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimnis, mit mehr oder weniger Akkomodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sakrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentalische Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen eins anzusehen, als das große allgemeine Sakrament, das sich wieder in so viel andere zergliedert und diesen Teilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mitteilt.'

Religion definiert Scheffler als die ‚Summe aller Idealität'. Nun glaubt er aber Idealität in unserer Zeit reichlich vorhanden; nicht immer leicht erkennbar zwar, aber doch unbewußt wirksam auf fast allen Lebensgebieten.

Aber diese Idealkräfte, im besonderen ein unerschrockener Wahrheitssinn, ein starkes Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl und soziale Fürsorglichkeit, sind doch nicht kulturbildend im höheren Sinne geworden. Scheffler sieht die Ursache darin, daß der Wahrheitstrieb als etwas Äußerliches begriffen wird, daß der moderne Mensch auf Kosten der Sache seine Seele verleugnet.

‚Die Wahrheiten werden nicht gesucht, um die Erhabenheit der göttlichen Weltordnung immer neu zu beweisen, sondern eher, um Beweise gegen das Göttliche zu sammeln. Man ist enthusiasmiert, aber nicht so sehr über das Wunder des Lebens als Ganzes als über das einzelne Erkenntnisresultat. Darum gehen aus dieser Wahrheitsforschung scharfsinnige Analytiker hervor, aber nicht starke Synthetiker. Das Musikalische im Menschen wird nicht aufgeregt. Der Mensch ist um der Wahrheit willen da, anstatt umgekehrt. Und darum eben kann sich der Verstand so gut mit den Erkenntnisproblemen beschäftigen, darum können die Resultate einer erstaunlichen Energie so kunstvoll gruppiert, kann die Wahrheitsforschung so fein spezialisiert und in weitverzweigter Arbeitsteilung organisiert werden. Dieser Wahrheitsidealismus baut Eiffeltürme, aber keine gotischen Dome, erklärt die Gesetze der Tonschwingungen, aber führt nicht zu neuer Musik, sagt uns genau, was die Kunst darf, kann und soll, aber macht nicht bedeutende Künstler. Er dient, wo er herrschen könnte.'

Ähnlich ist es mit den anderen Tugenden unserer Zeit bestellt. So ist in dem Verantwortlichkeitsgefühl ein starker Gehorsam gegen das Leben, gegen das Schicksal.

‚In diesem Pflichtbewußtsein, das bis zum Märtyrerhaften geht, kommt eine lebendige soziale Idee zum Ausdruck. Ein einziger kategorischer Imperativ scheint die ganze Zeit zu beherrschen. Man arbeitet nicht nur des Gewinstes und der Existenz wegen; man arbeitet auch der Arbeit wegen. Man flüchtet sich in die stillwirkende Ethik der Tagesarbeit, flüchtet sich hinein vor den Gespenstern der Ideallosigkeit. Und wird so ein wenig wieder zum Idealisten.'

In der sozialen Fürsorge habe sich ‚die Idealität der profanen Notdurft verdingt'. Unfähig, der jeder Seele eingeborenen Güte zu widerstehen, versuche jedermann mit ergreifendem Selbstbetrug, sich seine ideenlose Arbeit als notwendig und das Notwendige dann als sittlich vorzustellen. Das vielmißbrauchte

Schlagwort: Alle für einen, einer für alle, habe heute nicht nur wirtschaftlich-mechanistisch betrachtet Bedeutung:

,Unbedenklich vertraut man täglich seine Interessen, ja sein Leben wildfremden Personen an; dem nie gesehenen Arzt vertraut man seine Gesundheit, dem fremden Lehrer seine Kinder, dem uns innerlich entfremdeten Gesinde sein Haus an. Man überläßt sich mit dem Gefühl vollkommener Sicherheit den schlecht bezahlten Führern der Verkehrsmittel, zweifelt nicht an der Zuverlässigkeit des karg besoldeten Beamten, durch dessen Hände Hunderttausende gehen, vertraut den Menschen, von denen man kauft, denen, die dienen und den anderen, denen man selbst dient. Und die tausendfachen Tagesgeschäfte, die alle mit allem bis in weite Fernen in Berührung bringen, werden nur dadurch möglich, daß die Grundsätze von Treu und Glauben heute stärker befestigt sind als jemals vorher. Im Gewimmel der Millionen fühlen wir uns sicher und geborgen, erstaunen über jeden Vertrauensbruch und bedenken nicht, daß das allgemeine Pflichtgefühl etwas viel Erstaunlicheres ist.'

Scheffler findet zwar, daß dies alles ,nichts Großes' sei, aber symptomisch für das Vorhandensein eines idealen Pflichtwillens sei es doch. Das Ideologische seiner Auffassung springt vielleicht nirgends so in die Augen wie hier. Wer nicht immer vor sich selbst mit dem Idealbegriff der Menschheit operiert, sondern die Menschen nimmt, so wie sie ihm die tägliche Erfahrung persönlich nahebringt, der wird sich so unbegrenzten Hoffnungen kaum hingeben. Wo sind für diesen Pflichtwillen die M o t i v e, um derentwillen der Mensch so große Opfer an Lebensgenuß und Daseinsfreude a u f  d i e  D a u e r bringen würde? Eine Zeitlang, ja solange einerseits die religiöse Erziehung einer christlichen Vergangenheit in ihnen nachwirkt, andererseits das Trugbild von Zukunftshoffnungen auf eine Änderung des gegenwärtigen Zustandes sie umgaukelt. Aber was dann, wenn diese Ursachen einmal wegfallen sollten? Auch diesem Gedanken weicht Scheffler nicht aus, lehnt aber alle ,Weissagung' im voraus ab.

,Es ist möglich, daß das Christentum die ihm innewohnende ungeheuere Lebensidee nochmals zu reformieren vermag. Wer sich stilldenkend nur das Vaterunser hersagt, wird diese Möglichkeit gelten lassen. Es ist aber ebensowohl möglich, daß die Erfüllung von anderer Seite kommt. Sicher scheint nur, daß die Religion der Zukunft aus dem lebendigen Bedürfnis nach Ethik hervorwachsen wird.'

Hier ist es klar ausgesprochen, daß die Religion ihren Ursprung allein in dem menschlichen Bedürfnis nach geordneter Lebensführung habe, daß mit anderen Worten das religiöse Bewußtsein die allgemeine Norm ist, in der auch die Offenbarung beschlossen liegt. Es ist abermals eine durchaus modernistische Gedankenrichtung, der wir hier weit abseits von allem katholischen Denken begegnen. Nun ist es interessant, zu sehen, wie Scheffler auch für eine so hervorgebrachte Religion eine feste Organisation, eine K i r c h e verlangt, als unerläßliche Voraussetzung für kulturbildendes Wirken.

,Wo sie (diese Religion) grundlegenden, abstrakten Lebensideen sinnlich faßbare Symbole, unaussprechlichen Gefühlen anschaulich überlieferbare Gleichnisse verschafft, wo sie imstande ist, eine gemeinverständliche Sprache für das zu bilden, was als wortlose Sehnsucht in jeder Seele drängt und anbetet, wo aus sozial denkendem Religionsgefühl, aus religiös empfindendem Sozialismus das große Kunstwerk der Kirche ersteht, da ist stets auch der Grund zu großer Kultur gelegt.'

Um eines Kulturprogramms willen wird hier eine Kirche gefordert. Diese

Kirche aber entsteht, indem der Staat im gegebenen, vorerst aber noch in weiter Ferne liegenden Augenblick, das Religiöse organisiert. Das ist seine Pflicht, der er sich nicht entziehen kann. Solange jedoch das Religiöse sich nicht in einer einheitlichen Richtung und Ausdehnung durchgesetzt hat, täte der Staat gut, sich darauf zu beschränken, ‚nur der Geschäftsführer der Nation in allen materiellen Dingen zu sein'. Der Protestantismus, wie er jetzt ist, sei der Führung nicht mehr fähig. Ursprünglich mehr ein Individualitäts-, ein Befreiungsgedanke als ein dauernder, kirchlicher Organisation fähiger Religionsgedanke, sei er heute ‚die Vorstufe zur modernen Religionslosigkeit der ernsten, sich selbst verantwortlich fühlenden Menschen'. Besser sei es mit dem Katholizismus bestellt. Er habe sich niemals zu einem willenlosen Werkzeug der Regierungen erniedrigen lassen.

> ‚Ihre internationale Entwicklungsgeschichte, ihre Riesentradition gibt dieser Kirche heute noch ein Selbstgefühl, das sich den modernen Staatsformen mit einigem Recht überlegen dünkt. Der Geist der Geschichte wird vom Katholizismus trotz aller dogmatischen Formalismen gut genug begriffen, um die Einsicht zu wecken, wie wichtig es ist, die jeweiligen Forderungen der Zeit und der Nationalität in sich aufzunehmen. Die Langlebigkeit des Katholizismus ist im wesentlichen auf seine wenn auch bedingte Bereitschaft zur Modernität zurückzuführen, und seine ungebrochene Kraft auch in der Gegenwart fußt im wesentlichen auf seiner Fähigkeit, sich zu sozialisieren.'

Nach diesen Einsichten möchte man ein besseres Verständnis des Katholizismus auch in bezug auf sein inneres Leben erwarten. Die Enttäuschung ist leider groß. Denn indem Scheffler von den ‚zu finsteren, dummen Fetischen gewordenen christlichen Symbolen' spricht, die der Katholizismus hätte lebendig umgestalten müssen, um eine wahre, moderne Volksreligion zu werden, beweist er, daß er nicht einmal von seinem kulturpolitischen Standpunkte aus die Dinge unbefangen und konsequent, geschweige denn in ihrem eigenen Lichte zu sehen versteht. Denn sonst müßte er auch für die innere Lebenskraft der Kirche gelten lassen, was er für die Organisation des militärischen Geistes zur Entkräftigung des Vorwurfes der konventionellen Erstarrung anführt

> ‚Wie könnte eine schon konventionell gewordene Organisation sonst ihre Mitglieder so gut erziehen, wie könnte sie sonst alle, die sich ihr anvertrauen, durch das Berufsgesetz zum Höheren und Tüchtigen hinaufleiten!'

Gilt dies etwa von der Kirche nicht, und gilt es nicht in weit höherem Maße als selbst von der besten Soldatenerziehung? Und doch ist es das geringste Argument, das man anführen kann! Kein Wunder, daß die Kulturbilanz, welche Karl Scheffler zieht, trotz ihrem idealistischen Optimismus doch sehr einseitig ausfällt. So erfreulich auch manche Einsicht, die er in seinem Buche bekundet, für uns ist, wirkliche positive Wirkungen werden davon direkt nicht ausgehen. Denn es gebricht dem Verfasser ebensosehr an dem echten Wirklichkeitssinn wie an einem tieferen Verständnis dessen, was Religion ist. Dieses Verständnis aber kann niemals durch bloßes Denken, sondern lediglich aus praktischer Erfahrung gewonnen werden. Praktische Erfahrung aber ist für ihn unmöglich, weil die Religion nebst ihren Symbolen, als ein noch zu Erwartendes, sich eben nicht im voraus erfahren läßt. M.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

**Der siebte allgemeine österreichische Katholikentag**, welcher vom 9. bis 11. September 1910 in Innsbruck tagte, hat ein schönes Gedenkblatt in die Geschichte der österreichischen Katholikentage eingefügt; diese Historie ist allerdings sehr kurz: Nach den Ereignissen der Jahre 1866 und 1870/71 wurde der bisher allgemeine deutsche Katholikentag in einen reichsdeutschen und in einen österreichischen geschieden. Die Katholikentage Deutschlands haben bisher — wenige Ausnahmen abgerechnet — jedes Jahr getagt. Die österreichischen Katholikentage konnten bisher immer nur nach längeren Zwischenpausen stattfinden; und so brachten sie es heuer in Innsbruck erst auf die Zahl 7, nachdem die Jahre 1877 und 1889 in Wien, das Jahr 1892 in Linz, das Jahr 1896 in Salzburg und die Jahre 1905 und 1907 in Wien österreichische Katholikentage ermöglicht hatten. An dieser Tatsache tragen innere und äußere Umstände Schuld. Vor allem fehlt den Katholiken Österreichs jene stramme, weitschauende Organisation, welche über alle Kleinarbeit von Vereinen und Zirkeln hinaus eine großzügige Organisation schaffte, die eine regelmäßige und würdevolle Abhaltung von Katholikentagen ermöglichte. Man hat erst in den letzten Jahrzehnten angefangen, die Katholiken Österreichs politisch stramm zu organisieren. Eine andere Organisation fehlt noch; sie ist erst im Werden; sie hätte aber nicht nur für Österreich, sondern — wenn sie international ausgedehnt würde — für alle Katholiken Europas Bedeutung. Sie ermöglichte es, gemeinsame Wege zu gehen, wo es gemeinsame Ziele erforderten. Das Freidenkertum hat sich international organisiert; was das bedeutet, sahen wir alle aus dem Ferrer-Rummel 1909. Würde von solch einer Organisation aus gearbeitet, so könnten auch alle äußeren Umstände, die bisher oft einen allgemeinen österreichischen Katholikentag vereitelten, beseitigt werden. Es würde dann kein österreichischer Katholikentag mehr — wie z. B. der für das Jahr 1909 in Wien geplante — an der ‚nationalen Frage‘ scheitern. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist der allgemeine österreichische Katholikentag — wie der Chefredakteur der ‚Salzburger Chronik‘, Franz Eckardt, an verschiedenen Stellen richtig darlegte — eine Fiktion; wir haben bisher nur deutsche Katholikentage in Österreich gehabt, bei denen Vertreter anderer Nationen die ‚Allgemeinheit‘ in Begrüßungsansprachen andeuten sollten. Allgemeine österreichische Katholikentage hätten aber nicht nur ideale Berechtigung; sie wären auch praktisch von der eminentesten Bedeutung; die Katholiken Österreichs haben nämlich leider wenig Fühlung miteinander; die nationalen Schranken haben auch das katholische Leben getrennt. Und so ist vieles unmöglich gemacht worden, was durch gemeinsame Arbeit aller Katholiken hätte erreicht werden können. Wer das aus der bloßen Überlegung nicht einsieht, müßte es aus dem Gegenbeispiele begreifen: aus der ruhigen Betrachtung der internationalen Organisation unter den Feinden des Katholizismus in Österreich. Es müßte eben in die ganze nichtpolitische Organisation der Katholiken Österreichs ein praktischer Zug kommen; nicht nur auf idealer Basis darf gearbeitet werden. Die österreichischen Katholikentage bekämen dann auch ein ganz anderes Gesicht. Heute ist nur die Preßfrage und die Schulfrage das Praktische, von dem man auf den Katholikentagen Österreichs Bedeutendes erarbeitet. Besonders die Preßfrage. Die Katholiken Österreichs haben sich zur Hebung ihrer Presse die Organisation des ‚Piusvereines‘ geschaffen; und was innerhalb weniger Jahre hier geleistet wurde, ist großer Bewunderung wert. Die Katholiken Österreichs haben bereits eine relativ gute, ja — wie in Graz, Linz und Salzburg z. B.

— eine relativ sehr gute Provinzpresse. Aber die Zentralpresse — als deren Organ die ‚Reichspost' in Wien zu betrachten ist — hat noch weite Wege zu dem Ziele, das ihr die Katholiken Österreichs stecken müssen; sie hat unter Dr. Friedrich Funders heroisch-opfervoller Arbeit Erstaunliches geleistet; sie muß aber noch ein Intelligenzblatt werden; und um diese Arbeiten dürfen sich die Katholiken Österreichs nicht drücken. Der Anfang ist gemacht worden; besonders von der sehr agilen akademischen Jungmannschaft, sei es der im Kartellverbande der katholischen deutschen Studentenverbindungen (C. V.) organisierten oder der in Vereinen geeinten. Gerade die katholischen Akademiker Österreichs arbeiten wacker; und wenn sie alle Kräfte noch anspannten, müßten sie die Bewegung rasch dem Ziele nähern. Es liegt viel Arbeit, aber auch viel Möglichkeit, das Ziel zu erreichen, vor und in den Katholiken Österreichs. Ihre Tagungen sind ein Spiegel, aus dem ihr Schaffen ersichtlich ist. Die Innsbrucker Veranstaltung zeigte, daß man auf dem praktischen Wege vorwärtsgegangen ist; hoffentlich schlägt man hierin noch ein rascheres Tempo ein, um so den Katholizismus der Tat und nicht nur den des begeisternden Wortes in der bedrängten Gegenwart lebendig zu machen. Das wären Wege zu einer kulturellen Arbeit im katholischen Sinne, ganz nach den Worten des umjubelten Redners auf der Innsbrucker Tagung, Dr. P. Expeditus Schmidts O. F. M.-München: ‚Gerade darum ist der hl. Franziskus der Wecker einer Bewegung moderner Kultur, weil er so unbedingt den Fußstapfen des Heilandes zu folgen sich bemühte. Denn wenn etwas niemals unmodern werden kann, so ist es Gott, der Herr und Heiland selber. ... Nicht bloß katholische Worte im Munde zu führen, nicht bloß äußerlich die Pflichten zu erfüllen, die die Gebote eben auferlegen, nein, das ist die große Kulturtat, daß man Ernst macht mit der Verankerung in Jesus Christus.'

Johannes Eckardt.

## Vom sozialdemokratischen Parteitag.

Noch bis vor kurzem herrschte die Meinung, daß der Revisionismus innerhalb der sozialistischen Partei immer mehr die Führung an sich reiße. Die Nürnberger Auseinandersetzungen 1908 und noch mehr der vorjährige Leipziger Parteitag wurden als Siege des Revisionismus gebucht. Die Sozialistischen Monatshefte, ganz dem Revisionismus ergeben, hatten nach und nach die gesamte sozialistische Intelligenz um sich gesammelt.

Da kam Magdeburg und schuf Gewißheit, daß der Sozialismus aus ganz anderer Quelle stamme, als daß er sich durch revisionistische Gedankengänge umwandeln ließe. Denn der Sozialismus lebt aus revolutionistischen Stimmungen und Energien. In den reißenden Strom derselben hatten die Revisionisten ihr Schifflein gestellt, in dem sie wohl die Zukunftshoffnungen der deutschen Linken zu bergen dachten. Aber wäre ihre Geschicklichkeit und ihr Mut auch noch viel größer gewesen: die Grundströmungen, denen sie sich anvertrauten, ja die sie benützten, um ihr Schifflein flott zu machen, konnten sie auf die Dauer nicht meistern. Sie hatten den dahinschießenden Strom verhetzender und revolutionärer Propaganda mitentfesselt, bis sie selbst vom Strudel in die Tiefe gezogen wurden. Als in mitternächtiger Stunde die Minderwertigkeit eines Zubeil die Revisionisten auf die Knie zwang, waren die Delegierten, welche Henkerdienste verrichteten, aus jenen Versammlungen gewählt, in denen seit Jahr und Tag die Erziehung der Maßlosigkeit gleicherweise durch Radikale wie Revisionisten betrieben wurde.

Bebel, der alte Feuerbrand, sah seine Niederlage. Er war nie einer von denen gewesen, die aus Programmen lebten. Er lebt aus seinem feurigen Herzen. Er heißt nicht Marx und heißt nicht Lasalle, er heißt nicht Kautsky und nicht Frank. Die starke Bewegung seiner eigenen Persönlichkeit war alle Zeit das Fortreißende an ihm. Er gilt als Führer der Radikalen und gehört doch nicht zu denen, die sich von einer Idee unter allen Umständen fanatisieren lassen. Er gehört zu denen, die dem lebendigen

Leben und seinen Kräften sich offen halten. Eben deswegen verfügt er wie keiner über die feinste Kenntnis der Masseninstinkte. Eben deswegen aber fehlt ihm auch nicht jeglicher Sinn für die intellektuelle Kraft des Revisionismus, der immer mehr Geister in seinen Bann zieht. So verurteilt er die badensischen Ketzer — aber er will sie unbestraft wissen. Die radikale Flut aber schäumt über ihn hinweg. Als der greise Führer den Saal verließ, unfähig, die durch Jubeil aufgepeitschten Leidenschaften zurückzudämmen, da ist auch jeder größere Gesichtspunkt, alles Persönlich-Lebendige aus der sozialistischen Versammlung gegangen; was zurückblieb, war Kleinlichkeit und Gewalttat, Schablone und Tyrannei.

Sicher hat sich in dieser Mitternachtsstunde der Riß, der zwischen Rechts und Links in der Sozialdemokratie klafft, vertieft. Sicher zirkuliert das Fluidum des Vertrauens und der Achtung nicht mehr zwischen den beiden Teilen. Politisch ist das aber zunächst ohne weitere Bedeutung. Was die Partei trotz allem zusammenhält, ist die Emanzipationskraft des vierten Standes, der Masseninstinkt und der politische Machthunger. Der Zug durchs rote Meer wird uns kaum erspart bleiben. Trotzdem aber wird der Sozialismus von seiner Krankheit nicht mehr genesen. Er hat jedes Problem der Erziehung aus seinem Kreise gewiesen. Dafür ist er in Magdeburg gestraft worden. Daran wird er sterben müssen. Er muß, weil jede Sachlichkeit zurücklassend, die Agitation rein um der Agitation willen betreibend, notwendig auch in Zukunft wachsen: Und so muß er, immer wachsend und dem Punkt der Verantwortlichkeit immer näher rückend, an eben demselben Punkte zusammenbrechen, da er mangels innerer Erziehung die Last des wirklichen Lebens nicht zu tragen vermag. Mochte vor einem halben Jahre noch eine andere Meinung über die Entwicklung des Sozialismus berechtigt sein, seit Magdeburg ist die unterirdisch tobende Gewalt der Massen im Sozialismus klar zutage getreten.

Es ist aber freilich auch klar geworden, daß in der breitesten und gewaltigsten aller sozialen Bewegungen der letzten Jahrzehnte der Radikalismus dem deutschen Volke nach und nach ins Blut dringt. Die Massen haben einem Volke die Knochen, die Muskeln und das Gemüt zu liefern. Diese Massen sind in Deutschland durch den Radikalismus verseucht. Ob die positiven Kräfte unseres Volkes sich erheben und erhalten und zusammenfassen lassen? Die Beantwortung dieser bangen Frage hängt von vielen anderen deutschen Spezialfragen ab. Sie wird insbesondere abhängen davon, ob einerseits den deutschen Katholiken die freudige Einheit und Aktionskraft, die sie bisher auszeichnete, erhalten bleibt, ob andererseits der verblendete Haß gegen den deutschen Katholizismus, wie er in einflußreichen Kreisen und Verbänden genährt wird und das öffentliche Leben fortwährend beunruhigt, der Vernunft und der gerechten Einsicht Platz machen wird. Dr. Nikolaus Brem.

## Der 3. deutsche Kolonial-Kongreß.

Vom 6. bis 9. Oktober fand in Berlin im Reichstagsgebäude der 3. deutsche Kolonialkongreß statt. Wer den früheren Kongressen beiwohnte und in der Lage ist, die Entwicklung der kolonialen Interessen zu verfolgen, weiß, daß diese Kolonialkongresse nicht nur ein Spiegelbild unserer deutschen überseeischen Bestrebungen gewähren, sondern auch manche fruchtbare Anregung geben, die in ihren Wirkungen deutlich verfolgt werden kann. Der diesjährige Kongreß bedeutet in dieser Hinsicht noch einen großen Fortschritt gegen die vorhergehenden, weil er an ruhiger Sachlichkeit und systematischer, zielbewußter Arbeit gewonnen hat, wie viele Teilnehmer lobend hervorheben mußten. Während man sich früher zuweilen in schönen Zukunftsträumen verlor und die nüchternen Linien der Wirklichkeit nicht genügend beachtete, hat man in allen Verhandlungen dieses Kongresses das Augenmerk schärfer auf die nächstliegenden praktischen Aufgaben gerichtet.

Es war eine Fülle von Orientierung und Anregungen, die diesmal geboten wurde; sie

ist so groß, daß die Übersicht schwer wird und viele Verhandlungen nur dem Fachmann Interesse gewähren. Wir greifen nur einzelnes heraus, das allgemein kulturellen Wert besitzt. Natürlich gilt dies besonders von den Arbeiten der 4. Sektion, in der die Eingeborenenfrage und die sittlich kulturellen Gesichtspunkte behandelt wurden. Katholische und evangelische Missionare, Gelehrte, Reichstagsabgeordnete und Kolonialfreunde arbeiteten da in seltener Einmütigkeit zusammen und die besonnene Ruhe der Diskussion gewährte hier einen überaus vorteilhaften und gewinnenden Eindruck. Dies zeigte sich besonders in der Behandlung der Islamfrage, wo der bekannte Islamkenner Prof. Dr. Becker von Hamburg, der anfänglich den Missionsstandpunkt schroff abzulehnen schien, sich schließlich mit den Vertretern der Missionen auf eine gemeinsame Resolution einigte, die allgemeinen Beifall fand.

Ein Glanzpunkt dieser kulturellen Verhandlungen war die Rede des Abtes von St. Ottilien, Norbert Weber, über die Fragen der Eingeborenenerziehung, die durch die Wärme der Sprache und Gründlichkeit der Darstellung die Zuhörer sichtlich ergriff. Wohltuend war es auch, wie die Vertreter der evangelischen Missionen den Vorstoß gegen die Polygamie in unseren Kolonien so wirksam unterstützten und zusammen mit den katholischen Missionaren eintraten für die Würde des Weibes und der Familie. Die Diskussion, die auf den Vortrag P. Frobergers über die Vielweiberei folgte, gab ein solches Bild der Einmütigkeit, daß man nur den Wunsch hegen darf, diese Art der sachlichen Behandlung möchte auch auf andere Gebiete übergreifen.

Der feinsinnige Vortrag über die Negerseele von Pfarrer Richter, der im Plenum gehalten wurde, war ebenfalls ein bedeutender Beitrag zum vielumstrittenen Eingeborenenproblem. Interessant war es auch, wie zur Frage des Eingeborenenrechtes vier Vertreter von verschiedenen Reichstagsfraktionen mit einer in diesen Räumen seltenen Einmütigkeit in dieser wichtigen Frage zusammenarbeiteten; der reiche Beifall bewies dies deutlich.

Die Verhandlungen des Kongresses sollen in einem großen Werke gesammelt erscheinen; sie haben Recht auf allgemeine Beachtung nicht bloß in den engeren Kreisen der Kolonialfreunde, sondern wegen wichtiger Kulturfragen weit über sie hinaus. J. Froberger.

## Religionsgeschichte

### Eine allgemeine Religionsgeschichte.

Auch die ernste Wissenschaft kann sich dem Einfluß der Mode nicht ganz entziehen, auch sie folgt dem Triumphwagen, auf dem Königin Mode einherzieht. Es gibt auch in der Wissenschaft Moden: Da stürzt sich plötzlich alles auf ein bestimmtes Teilgebiet, und die Zahl der Publikationen hierüber schwillt rasch zur Hochflut an. So war es noch jüngst mit der Frage ‚Hat Jesus gelebt?‘ Und es gibt auch Modewissenschaften; die jetzige heißt: Vergleichende Religionsgeschichte. Es wäre töricht, dieserhalb das sachliche Urteil über sie nach der nachteiligen Seite beeinflussen zu lassen; denn das ist nicht zweifelhaft, daß die vergleichende Religionsgeschichte eine Existenzberechtigung hat, und daß sie wertvolle Erkenntnisse uns vermittelt und bei weiterer Ausgestaltung noch vermitteln wird. Aber bei aller Anerkennung dessen, was diese jungaufstrebende Wissenschaft leistet, kann man nicht die Augen verschließen vor den mancherlei Schwächen und Mängeln, die ihr anhaften, vor den Krankheitserscheinungen, die übel auffallen. Sie wurzeln darin, daß eben deswegen, weil diese Wissenschaft Mode geworden ist, die Arbeit auf ihrem Gebiet mit überhastetem Eifer geschieht, und daß in der Sucht, nur möglichst rasch mit ganz neuen Ergebnissen aufzuwarten, oft recht wenig ausgereifte Leistungen dargeboten werden. Allzuoft vermißt man noch die straffe Zucht streng methodischer Arbeit, und immer wieder begegnet der Fehler, daß bloße Anklänge und äußerliche Ähnlichkeiten für genügend erachtet werden, um kausale Zusammenhänge zu behaupten. Und ein schwerer Vorwurf muß erhoben werden: Die vergleichende

Religionsgeschichte wird meist sehr wenig ‚voraussetzungslos‘ betrieben, im Gegenteil: man geht von der Voraussetzung aus, als sei es eine feststehende Tatsache, daß dem Christentum kein einzigartiger Wert unter den Religionen zukomme. Und es gelingt denen, die sich zu diesem Dogma bekennen, oft recht schlecht, damit ihre Abneigung und ihren Haß gegen die christliche Religion zu verhüllen. So muß die vergleichende Religionsgeschichte direkt als Kampfesmittel gegen das Christentum herhalten. Die Taktik ist nicht übel; denn wer nicht zu prüfen vermag, was ihm da an Konstruktion von Zusammenhängen und Abhängigkeitsverhältnissen und frappierenden Parallelen raffiniert dargeboten wird, kann sicher leicht verwirrt werden.

Es ist nicht überflüssig, davon einmal zu reden. Voriges Jahr erschien in Paris ein Werk von Salomon Reinach, ‚Orpheus, Histoire générale des religions‘*. Es ist ein feines, schmales Bändchen, vorzüglich ausgestattet, in glänzendem, prickelnden Stil geschrieben. Es dauerte nicht lange, so waren 30 000 Exemplare verkauft. Das Buch soll aber auch in alle europäischen Sprachen, sogar auch ins Japanische übersetzt werden, und da die deutsche Übersetzung schon erschienen ist**, haben wir um so mehr Anlaß, uns mit ihm zu befassen.

In der Vorrede lesen wir die Worte: ‚Ich kann nicht begreifen, warum das Christentum eine Ausnahmestellung eingeräumt bekommen soll. . . . Ich sehe in den Religionen unendlich merkwürdige Produkte der menschlichen Geistes- und Einbildungskraft aus der Zeit, da sich beide noch tief im kindlichen Stadium befanden.‘ Und gleich auf den ersten Seiten (S. 7) schlägt uns der Verfasser, der eine ‚zusammenfassende Darstellung aller Religionen unter dem Gesichtswinkel von natürlichen Erscheinungen und nichts anderem‘ bieten will, folgende Definition von Religion vor: sie sei ‚eine Summe von Bedenken, welche die freie Ausübung unserer Fähigkeiten behindern‘. Das zeigt zur Genüge, in welchem Geist Salomon Reinach geschrieben hat. Daß eine objektive Geschichte der Religionen bei solcher Auffassung nicht gegeben werden konnte, ist klar. Alfred Loisy hat recht, wenn er in seiner Antrittsrede bei Übernahme des Lehrstuhls für vergleichende Religionsgeschichte am Collège de France meinte, um Religionsgeschichte zu verstehen und zu lehren, sei es wohl nicht gerade nötig, in der Religion die große Torheit der Menschheit zu sehen. Sicherlich nicht; man wird es eher als Erfordernis für derartige Arbeiten ansehen dürfen, daß der Verfasser nicht selbst jedes religiösen Gefühles bar sein dürfe. Das ist aber bei Reinach der Fall. Voltaire ist sein Meister und Vorbild; sein Name begegnet am öftesten in den Fußnoten; sein ‚Essai sur les mœrs‘ gilt ihm als ‚die noch immer lesbarste, geistreichste und am wenigsten pedantische aller Universalgeschichten‘; mit seinem Geist ist der ‚Orpheus‘ erfüllt. Darum kann es nicht wundernehmen, daß namentlich die Geschichte des Christentums voll Feindseligkeit dargestellt ist. Reinach weiß so gut wie Voltaire, daß es gefährlicher und boshafter ist, den Feind lächerlich als verhaßt zu machen; darum hat er es nicht verschmäht, des öfteren einen spöttischen, lächerlich machenden Ton anzuschlagen. Dieser Vorwurf wiegt viel schwerer als die zahllosen Unrichtigkeiten und Schiefheiten, die der ‚Orpheus‘ aufweist. Ein Vorwurf dieserhalb ist aber auch vollständig berechtigt, denn wenn auch ein Werk, in dem die Religion der Ägypter, Babylonier, Syrer, der Hindus, der Griechen und Römer, der Kelten, Germanen und Slaven, der Ostasiaten und der afrikanischen und nordamerikanischen Stämme behandelt wird, und das die Geschichte des Alten Bundes und des Christentums vom Ursprung bis ‚zur Verdammung des Modernismus‘ darbietet, Anspruch auf einen besonderen Maßstab der Beurteilung erheben kann, so kann man anderseits ebenso verlangen, daß dem Verfasser eines solchen Werkes wenigstens

* Paris, Picard 1909. 625 p. — ** Salomon Reinach, Orpheus Allgemeine Geschichte der Religionen. Deutsche vom Verfasser durchgesehene Ausgabe von A. Mahler. Wien und Leipzig 1910. Eisenstein. 403 S.

die Katechismuswahrheiten geläufig sind. ‚Bei Abfassung dieser Arbeit habe ich mich der kühnen Hoffnung hingegeben, ebenso viele Leserinnen wie Leser zu finden, und habe mir infolgedessen eine gewisse Reserve, besonders bei Behandlung der altorientalischen Religionen, auferlegt. Ich kann jeder ängstlichen Mama die Versicherung geben, daß sie vollkommen beruhigt ihrer Tochter das Buch in die Hand geben darf.‘ (S. 3.) Die Hoffnung wird Salomon Reinach nicht getrogen haben; die Reserve bei Schilderung der altorientalischen Religionen hat dem Werke sicher nicht geschadet, aber die Gerechtigkeit hätte verlangt, daß dann nicht gerade die dunklen Seiten in der Geschichte des Christentums mit besonderer Breite und gewissem höhnischem Behagen geschildert wurden. Freilich dem Zweck des Buches entspricht dies ja, denn es ist eben ein ausgesprochenes Kampfbuch, es soll den Weg bahnen einer obligatorischen Einführung der vergleichenden Religionsgeschichte als Unterrichtsgegenstand, es soll der Entchristlichung der Gesellschaft dienen; kein Zweifel, daß es dazu geeignet ist. —

Die französischen Katholiken haben den hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen. Ihre fähigsten Köpfe haben teils in Zeitschriften, teils in besonderen Broschüren gegen den ‚Orpheus‘ Stellung genommen. Ich nenne nur das Büchlein von Bricourt, dem ‚directeur‘ der Revue du clergé français ‚L'histoire des religions et la foi chrétienne. A propos de ‚l'Orpheus‘ de M. Salomon Reinach‘ (Paris, Bloud) und ‚Quelques remarques sur l'Orpheus de M. Salomon Reinach‘ von P. Lagrange (Paris, Lecoffre). Beide sind trefflich geeignet, der Saat von Haß und Verachtung entgegenzuwirken, welche aus der Lektüre des ‚Orpheus‘ aufsproßt. Vor allem aber sei aufmerksam gemacht auf Pierre Batiffol, ‚Orpheus et l'Evangile‘ (Paris, Lecoffre). Es sind Konferenzvorträge, die Batiffol im Frühjahr dieses Jahres auf Veranlassung des Erzbischofs von Versailles gegen den ‚Orpheus‘ gehalten hat. Der Wert des Buches besteht darin, daß nicht etwa den zahllosen Fehlern, die das Kapitel über den ‚Ursprung des Christentums‘ enthält, nachgespürt wird und diese eine Richtigstellung erfahren, sondern daß Batiffol mit seiner unvergleichlichen Kenntnis des Urchristentums positive Ausführungen bietet, die man mit der Überschrift ‚Die Glaubwürdigkeit unserer Evangelien‘ am besten charakterisieren kann. — Es ist nicht überflüssig, zu bemerken, daß der ‚Orpheus‘ auch seitens solcher Gelehrten, die allem Kirchentum fern stehen, wie Monod und Loisy, scharfe, die Grundauffassung des Werkes beanstandende Kritiken gefunden hat.

Eine vergleichende Religionsgeschichte, auf gesicherten Forschungsresultaten ruhend, lesbar geschrieben und für den Gebildeten berechnet, täte not; besonders dringlich wäre ein Werk mit dem Titel ‚Das Urchristentum und die vergleichende Religionsgeschichte‘. Gerade jetzt, wo man den ‚Orpheus‘ zu einem europäischen ‚clou‘ machen möchte, empfindet man das besonders; denn der ‚Orpheus‘ ist dieses Werk nicht; sein Erscheinen ist zu bedauern, im Interesse der ernsten Wissenschaft so gut wie im Interesse von Religion und Christentum.

Dr. S.

## Philosophie

**William James, der unlängst verstorbene** Psycholog der Harvard University, wurde in Deutschland weiteren Kreisen namentlich bekannt durch sein Vorkämpfertum für den philosophischen ‚Pragmatismus‘. Er selbst hat die Schrift*,

* Deutsch von W. Jerusalem. Leipzig 1907. Verlag Klinkhardt. — Eine ausgezeichnete immanente Kritik u. d. T. ‚Der Wahrheitsbegriff des Pragmatismus nach W. James‘ bietet vom Standpunkt eines christlichen Platonismus aus W. Switalski. Diese auch an positiven, erkenntnistheoretischen Einsichten reiche, gemeinverständlich gehaltene Studie sei zur Orientierung über den Pragmatismus an erster Stelle empfohlen. — (Braunsberg 1910. Benders Buchhandlung. Brosch. M. 1.—) — Daneben kommen in Betracht die Schriften zweier deutscher Anhänger von James: Günther Jacoby, ‚Der Pragmatismus‘ (Leipzig 1909, Verlag Dürr. Kart. M. 1.20) und Wilhelm Jerusalem, ‚Einleitung in die Philosophie‘ (4. Aufl., Wien 1909, Verlag Braumüller, Geb. M. 5.—), als Lehrbuch praktisch angelegt, aber in eine recht oberflächliche ‚biologisch-soziologische‘ Weltansicht mündend.

durch welche er das bereits von dem Mathematiker Peirce geprägte Schlagwort in weiten Umlauf brachte, sicherlich nicht zu den bedeutendsten seiner geistigen Leistungen gezählt, sondern — wie schon ihr Untertitel besagt — damit nur einen ‚neuen Namen für alte Denkmethoden' aufgebracht. Die Lehre des Pragmatismus läßt sich am kürzesten etwa dahin zusammenfassen, daß die Wahrheit einer Erkenntnis niemals auf ihrer theoretischen Beweisbarkeit, sondern allein auf ihrer praktischen Brauchbarkeit beruht. Als w a h r gilt diesem Standpunkt, was sich praktisch b e w ä h r t. Da sich aber im Lebenslauf des einzelnen und der Menschheit zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen sehr verschiedene Grundsätze und Lehren als praktisch brauchbar erweisen können, so ist mit dem Pragmatismus — und das unterscheidet ihn von der verwandten französischen ‚philosophie de l'action' — im Grunde nur wieder jener skeptische Relativismus neu aufgewärmt, wie ihn bereits die Lehre der griechischen Sophisten vom ‚Menschen als Maß aller Dinge' proklamiert hat. Diese Übereinstimmung kam auch in der ursprünglichen Bezeichnung der neuen Lehre als ‚Humanismus', wie sie James' wichtigster philosophischer Vorgänger F. C. Schiller gebrauchte, unmittelbar zum Ausdruck.

Neben diesem wiederkehrenden Urbestand der pragmatischen Skepsis darf man aber auch ihrer spezifisch neuzeitlichen und echt amerikanistischen Fassung nicht vergessen, der sie das beste Teil ihrer modischen Werbekraft verdankt. Der Pragmatismus entstammt nicht, wie das unklare Gefühlsdenken des sogenannten ‚Fideismus'*, der Denkmüdigkeit einer absterbenden Philosophieperiode, sondern dem noch ungeklärten Denkwillen, dem ‚will to belief', einer neu aufkeimenden. Man glaubt in seinen Fragestellungen etwas von jener Verwunderung des praktischen Alltagsmenschen zu spüren, dem es zunächst einmal aufdämmert, daß doch auch die theoretischen Meinungen ihre praktischen Konsequenzen haben, der sich aber noch nicht davon freimachen kann, diese Nützlichkeit zum höchsten Maßstab aller Wahrheit zu nehmen.

Der Wahrheitsbegriff des Pragmatismus ist gänzlich unhaltbar, sobald man mit ihm folgerichtig Ernst macht. Davon hat man sich schon auf dem Heidelberger internationalen Philosophenkongreß 1908, wo er die Diskussion beherrschte, fast allseitig überzeugt: Wenn es keine ewigen und allgemeingültigen Denkwahrheiten gibt, dann lassen sich auch keine ‚Wahrheiten' sicherstellen, die nur hier und jetzt gelten; denn keines Menschen Erfahrung und praktische Voraussicht kann jemals die unendliche Reihe möglicher Nützlichkeits- oder Schädlichkeitsfolgen zuverlässig abschätzen, und gerade der Willensmensch, den James vor allem im Auge hat, vermag am allerwenigsten sein Leben auf nur ‚provisorisch' geltenden Grundsätzen und Glaubensüberzeugungen aufzubauen.

Die gefährlichen Konsequenzen der pragmatischen Skepsis sind am alleroffenkundigsten auf jenem Gebiete, von dem James selbst in seinen philosophischen Werken am liebsten ausgeht und zu dem er immer wieder zurückkehrt, auf dem der Religion. So wenig das Verdienst verkleinert werden darf, das James sich durch sein Werk ‚D i e r e l i g i ö s e E r f a h r u n g i n i h r e r M a n n i g f a l t i g k e i t' (deutsch Leipzig 1907) um die Anbahnung einer wissenschaftlichen Religionspsychologie erworben hat, so unzulänglich und vielfach irreführend erweisen sich seine aus eigenem pantheistischem Mystizismus geschöpften Erfahrungs- und Erklärungsbegriffe gegenüber den Tatsachen aller positiven Religion. Es muß das hier — die nähere kritische Auseinandersetzung mit der Jamesschen Religionspsychologie einer berufeneren Feder vorbehaltend — um so mehr erwähnt werden, da die deutsche Übersetzung des genannten Werkes infolge ihrer eigenmächtigen Kürzung nur ein unvollständiges Bild von der Jamesschen Denkweise gibt. Es fehlt ihr nämlich das meta-

* Vgl. über und gegen diesen ‚Fideismus' unseren ersten philosophischen Beitrag im ersten ‚Hochland'-Heft (Oktober 1903).

physische Schlußkapitel, in dem er sich wie dann noch 1909 in der Schrift ‚A Pluralistic Universe' zu einem metaphysischen ‚Pluralismus' bekennt, den er selbst auch als ‚eine Art Polytheismus' charakterisiert. Dieser letzte Verzicht auf Einheit und Folgerichtigkeit selbst in seiner Vorstellung der metaphysischen Welt ist nur die natürliche Entsprechung zu seinem empiristischen Haftenbleiben an der subjektivistischen Mannigfaltigkeit religiöser Erlebnisse, wie zu seiner erkenntnistheoretischen Proklamation einer unendlichen Zahl möglicher ‚Wahrheiten'.

James' bleibende Bedeutung beruht nicht auf seinen philosophischen Werken — so bezeichnend diese auch für die geistige Lage seiner Zeit sind, — sondern auf seinen Arbeiten als empirischer Psychologe. Sein Hauptwerk, die zweibändigen ‚Principles of Psychology' (1890), von dem jetzt wenigstens eine kürzere Fassung deutsch vorliegt (Leipzig 1909, Verlag Quelle & Meyer), zeigt, wie heilsam eine voluntaristische Grundrichtung war, um der atomistischen Vorstellungsmechanik der alten Assoziationspsychologie ein Ende zu machen. James faßt das menschliche Seelenleben, eben aus der Einsicht in dessen ständige Beziehung zur tätigen Außenmanifestation, als ein Ganzes auf, das man analysieren, aber nicht aus kleinen Mosaiksteinchen zusammensetzen kann. Er bleibt sich aber auch im klaren, daß diese empirische Analyse niemals eine restlose ist, und der Ausdruck hierfür ist sein freilich recht vieldeutiger Begriff des ‚Unbewußten'. Das seelische Ganze ist ihm gleichsam ein schwimmender Eisberg, dessen untergetauchte Teile viel größer sind als der sichtbare; auch jene muß man in Rechnung ziehen, um die Dynamik des Ganzen zu verstehen.

Die letzten Fragen der Metaphysik läßt James in seinen psychologischen Werken offen, obzwar ausdrücklich anerkennend, daß sie gestellt werden müssen und einer Lösung harren, die nicht von einer ‚Psychologie als Naturwissenschaft' zu erwarten ist. Daß ihn in seiner ganzen Darstellung die voluntaristische Auffassung vom Wesen der Seele ‚unbewußt' leitet, erhellt schon daraus, daß nicht irgendein metaphysisches Problem, sondern das ethische von der Freiheit des Willens ihm den letzten Markstein bildet, der empirische und metaphysische Psychologie voneinander scheidet. Gerade der voluntaristische oder richtiger noch aktivistische Grundzug ist es auch, aus dem sich die besondere Eignung der Jamesschen Psychologie zur pädagogischen Nutzanwendung ergibt. Darum münden auch seine ausgezeichneten ‚Talks to Teachers' (deutsch u. d. T. ‚Psychologie und Erziehung', Leipzig 1900, Verlag W. Engelmann) in ein Bekenntnis zur Freiheit des Willens; denn nur unter dieser Voraussetzung ist ihm eine Erziehung zum Leben der Selbsttätigkeit denkbar. Vielleicht gewinnt man aus diesem letzten Hinstreben des ganzen Jamesschen Denkens auf ethisch-pädagogische Nutzanwendung noch die allerbeste Erklärung für sein Geringschätzen der reinen Theorie. Die Macht des Beispiels überwog für ihn gänzlich alle Macht der Gründe. Sein Erkennen hat sich nicht in theoretischer Klarheit ‚sub specie aeterni', aber sein ganzes Leben, Forschen und Lehren ‚sub specie boni' vollendet.

Dr. Max Ettlinger.

**Eine Biographie Hiltys.** Am 12. Oktober 1909 beschloß Prof. Hilty in Clarens bei Montreux, bis zum letzten Augenblick geistesfrisch und schriftstellerisch tätig, seine reichgesegnete und arbeitsvolle Laufbahn. Berühmten Männern folgen häufig alsbald nach ihrem Tode Biographien von sog. literarischen Marodeuren, welche allerlei Briefe, Fragmente, hinterlassene Schriften usw. ausgraben und den Toten gleichsam geistig sezieren. Zu den Büchern dieser Art gehört das vorliegende, dem Andenken Hiltys gewidmete, nicht. Denn Heinrich Auer gibt in seinem Buche ‚Carl Hilty, Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens' (Bern, Druck und Verlag von K. J. Wyß, 1910, 217 S.) nicht eine Biographie mit allen möglichen nachgelassenen

Briefen, Zetteln, sondern er zeichnet in liebevoller Pietät ein Bild der inneren Entwicklung Hiltys und entnimmt dazu die Farben der Palette, die Hilty selbst uns in seinen Werken an die Hand gibt. Es ist also eine feine Seelenanalyse, die Auer hier nicht ohne Glück versucht. Nach einem Blick auf Hiltys äußeren Lebensgang, der uns seine Jugend und Schuljahre, seine Universitätsstudien in Göttingen und Heidelberg, seine Studienreisen nach Paris und London, seine Tätigkeit als Anwalt, Universitätslehrer, Militärrichter, Nationalrat und als Mitglied des permanenten Schiedsgerichtshofes im Haag kennen lehrt, charakterisiert der Verfasser treffend Hiltys umfassende und vielseitige schriftstellerische Tätigkeit, die juristische und historische, politische und soziale, religiöse und ethische, pädagogische und literarische Fragen betraf. Und da Hilty das lebte, was er schrieb, so wird die Charakteristik seines literarischen Schaffens zugleich ein Spiegel des inneren Lebens Hiltys. Die Entwicklungsstufen von Hiltys innerem Leben aufzuzeigen, ist Auer besonders bemüht, soweit das eben überhaupt möglich und tunlich ist. Auer läßt hier viel zwischen den Zeilen lesen. Fragen wir, was denn besonders den ethischen Schriften Hiltys solchen Beifall verschafft hat, daß heute rund 300 000 Exemplare dieser Schriften verbreitet und seine Schriften in viele Kultursprachen übersetzt sind, so gibt es nur *eine* Antwort: das ist seine Betonung *des positiven Christentums* und die Forderung einer möglichsten *Verinnerlichung des Christentums*. Beide Forderungen kommen den Bedürfnissen der höher gerichteten Geister entgegen. Denn einerseits fühlt sich der tiefer denkende Mensch abgestoßen von einem öden, ideenlosen Monismus und Materialismus und unbefriedigt von einem matten Agnostizismus, anderseits angewidert von einem rein äußerlichen, lieblosen, streitsüchtigen Christentum. Indem Hilty für das *apostolische* Christentum, für den Glauben an die *Auferstehung Christi* als eine Tatsache und den Eckstein und die Grundlage aller transzendentalen Hoffnung und alles wahren Christentums eintrat und gleichzeitig das innere Christentum, das Leben der Seele in Gott, die Gottesnähe als das Höchste zu preisen nicht müde wurde, bot er zahlreichen Gottsuchern den Halt und Trost, den sie in den Schriften der Philosophen vergeblich gesucht hatten. Der Verfasser weiß diese religiöse Grundrichtung von Hiltys Schrifttum gut herauszustellen und, mit reicher Belesenheit ausgestattet, durch treffende Parallelen aus der Geschichte des religiösen Geisteslebens zu illustrieren. Da Auer das Glück hatte, Hilty persönlich nahe zu stehen, erhält seine Schrift den Charakter einer Art authentischer Interpretation der Auffassungen und Anschauungen Hiltys. Sie ist daher wohl geeignet, ihren Zweck zu erreichen, nämlich, zur Lektüre von Hiltys Schriften erneut anzuregen und deren tieferes Verständnis zu fördern.

Univ.-Prof. Dr. R. Stölzle.

# Literatur

**Alexander Baumgartner** S. J. **Der** bekannte Literaturhistoriker, welcher am 5. September im Alter von 69 Jahren das Zeitliche gesegnet hat, hinterläßt in dem katholischen Schrifttum eine große Lücke. Er ist der einzige Literaturhistoriker von wirklich universeller Bildung gewesen, den die deutschen Katholiken je besessen haben. Alles was vor ihm an Darstellungen der Weltliteratur vom christlichen Standpunkt aus unternommen worden ist, kann nicht einmal als Vorarbeit zu seinem Wirken gelten. Noch mehr als dieser Umstand hat die Art und Weise, wie er die weitläufige Arbeit in Angriff genommen, dazu beigetragen, ihm bei Freund und Feind großes Ansehen zu sichern. Mindestens acht stattliche Bände sollte die ‚Geschichte der Weltliteratur‘ umfassen. So wie der Verfasser sich die Aufgabe gestellt hatte, ging sie weit über den Rahmen einer bloßen übersichtlichen Gruppierung und Darstellung des durch die Einzelforschung anderer vorbereiteten Stoffes hinaus. Wohl galt es, den wissenschaftlichen Standpunkt zu wahren, die

ästhetischen Urteile mit Bedacht zu sichten; vor allem aber kam es darauf an, das Inhaltliche der einzelnen Werke einem Urteil zu unterziehen, das vor dem Richterstuhl christlicher Lebens- und Weltauffassung bestehen konnte — und hier sah sich der Verfasser in den meisten Fällen auf sich selber und seine persönliche Belesenheit angewiesen. Eine solche Arbeit ging über die Kraft eines einzelnen hinaus, um so mehr, wenn sie von einem Manne in Angriff genommen werden mußte, der bereits auf der Höhe des Lebens angekommen war. Sie ist denn auch in der Tat Torso geblieben, und der bereits in Vorbereitung gewesene sechste Band, die italienische Literatur umfassend, wird nun nicht auf Weihnachten erscheinen.

Außer durch seine ‚Geschichte der Weltliteratur‘ ist der Name P. Baumgartners hauptsächlich durch seine Goethebiographie in weiteren Kreisen bekannt geworden. Das Werk ist eine Kampfschrift, mit der ganzen leidenschaftlichen Einseitigkeit einer solchen. Sein Erscheinen fiel in die Zeit, da eine ganz bestimmte Art von Goethephilologie in Blüte stand und auch in Kreisen, die den Standpunkt des P. Baumgartner nicht teilten, nur einen sehr mit Unbehagen vermischten Beifall fand. Nicht nur um eine bessere Erkenntnis unseres größten Dichters handelte es sich ja bei diesen meisten Goetheforschern, sondern auch um eine absolute Verherrlichung seiner gesamten Erscheinung. Goethe selber wäre der letzte gewesen, einer solchen oberflächlichen Beurteilung eines Menschenlebens Geschmack abzugewinnen. Hatte er doch besser als einer gewußt, daß ihn das Leben mehr als den braven Durchschnittsmenschen hat schuldig werden lassen. Baumgartners Angriff auf das ‚Goethepfaffentum‘ war also wohl berechtigt, und es wäre ihm sicher ein Sieg zugefallen, hätte er sich in den Grenzen gehalten, die sowohl die christliche wie die nationale Achtung vor einer Persönlichkeit wie Goethe vorschrieb. Das ist leider nicht der Fall gewesen. Man kann, wie wir, in bezug auf die sittlichen, religiösen und kirchlichen Grundsätze vollkommen mit P. Baumgartner einig gehen und dennoch in der inneren und äußeren Bewertung eines Menschen- und Künstlerlebens gänzlich anders verfahren, als es in dieser Goethebiographie geschehen ist. Ihre Verdienste liegen daher auch nicht sowohl in der Zeichnung von Goethes Charakterbild, das gänzlich verfehlt ist, sondern in der nicht selten geistreich ironischen Zerstörung jenes einseitigen Idealbildes, welches das ‚Goethepfaffentum‘ der achtziger Jahre, nicht zum Vorteil einer wahren Erkenntnis von Goethes Leben, geschaffen hatte. Heute ist unsere Goethephilologie auf besseren Wegen, und wer weiß, ob nicht das Baumgartnersche Scherbengericht manches dazu beigetragen hat.

Wie bekannt, ist die dritte Auflage des vergriffenen Werkes unterwegs geblieben, obwohl der Verlag sie angekündigt hatte. Das darf vielleicht als ein Beweis angesehen werden, daß auch P. Baumgartner die relative Bedeutung seiner Arbeit eingesehen hat. Eine durch die liberale Presse verbreitete Behauptung des Exjesuiten Hoensbroech, P. Baumgartner wäre anfänglich durch seine Studien von Goethes Leben und Werken zu einem bedeutend günstigeren Urteile gekommen, habe dieses aber nachträglich, auf höheren Wunsch hin, modifiziert, verdient aus inneren Gründen kaum Glauben.

Vielleicht aber darf man sagen, daß P. Baumgartner in den letzten Jahren seine Stellungnahme selber geändert hat zugleich mit der veränderten Richtung der Goetheforschung, die in mehrfacher Hinsicht zu einem gesunden Realismus zu kommen sucht. Das hätte sich dann in dem Bande über die deutsche Literatur zeigen müssen. Man muß es daher doppelt beklagen, daß dem Gelehrten die Vollendung seines großen Hauptwerkes durch den Tod abgeschnitten worden ist. Auch hatten wir gehofft, daß die weiteren Bände wieder einbringen würden, was der wenig geglückte Band über die französische Literatur der anfänglich so allgemeinen Schätzung des Werkes Abbruch getan hatte. Die Bände über die asiatischen Literaturen,

sowie über Literatur der Griechen und Römer waren sehr beifällig aufgenommen worden. Bei dem vierten Band, welcher die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker behandelt, steigerte sich der Beifall selbst in Fachkreisen bis zu fast ungeteilter Anerkennung.

Neben diesen Hauptwerken hat P. Baumgartner eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet als Biograph und Reiseschilderer. Seine ‚Nordischen Fahrten', die sich auch durch stilistische Qualitäten auszeichnen, sind hinlänglich bekannt. Dem Kritiker gebrach es an der Fähigkeit, sich in die verschiedenartigen Temperamente und Charaktere einzuleben. Ein feineres Gefühl für seelische Nuancen und Charakterunterschiede war ihm versagt. Sein Temperament, nicht sein Kopf hatte vielfach die Führung in seinen Urteilen. Das zeigte sich besonders auch bei seinem Eingreifen in literarische Debatten. Die Überlegenheit, die ihm sein Wissen unter Umständen hier hätte geben können, wurde vermißt.

Doch was waren — wie der Franzose sagt — les défauts de ses qualités. Im ganzen betrachtet, ist mit ihm ein Mann dahingegangen, dem sein umfassendes Wissen, verbunden mit wirklicher schriftstellerischer Befähigung, einen Ehrenplatz im katholischen Geistesleben der neuesten Zeit angewiesen hat. Voraussichtlich dürfen wir bald eine größere biographische Arbeit über ihn von ihm nahestehender Seite erwarten. Das wird dann auch der richtige Zeitpunkt sein, noch einmal und vielleicht ausführlicher auf sein außergewöhnliches Wirken im Dienste der Kirche und Wissenschaft zurückzukommen.

M.

**Arnold Ott, der schweizerische Poet** mußte erst sterben, um außerhalb seiner engeren Heimat weiteren Kreisen bekannt zu werden. Und doch schied mit ihm am 30. September eine der markantesten Dichtergestalten der neueren Zeit von hinnen, ein Original als Mensch und als Poet.

Seine Wiege stand am blauen Leman. Am 6. Sept. 1840 zu Vevey am Genfer See geboren, studierte er in Zürich, Tübingen, Paris und Wien Medizin und beschäftigte sich auch mit Philosophie und Literatur. In Zürich zum Doktor promoviert, praktizierte er als junger Arzt mehrere Jahre in Schaffhausen, woher sein Vater stammte. Das Kriegsjahr 1870 sah ihn als Lazarettarzt im deutschen Heere, das folgende als Militärarzt anläßlich der schweizerischen Grenzbesetzung bei seiner Truppe. Fünf Jahre später — 1876 — übersiedelte er nach Luzern, das ihm zu einer zweiten Heimat wurde. Als Spezialist der Augenheilkunde hatte er sich rasch großes Zutrauen und eine ausgedehnte Praxis erworben. Nichtsdestoweniger oder gerade deshalb gab er den Beruf auf, um frei und ungestört der Poesie leben zu können. Unabhängigkeit der Stellung und Unabhängigkeit des Geistes gingen ihm über materiellen Erfolg. Seine Ehe mit einer Frau, die an ihn glaubte, ihn ehrte, die teilnehmend, mitfühlend, verstehend und fördernd ihm zur Seite stand, brachte den edlen Kern seines Wesens zur Entfaltung und gab ihm — im Gegensatz zu vielen modernen Dichtern — eine hohe Achtung vor dem Frauengeschlecht. Nicht ohne Grund bekennt er:

‚Hätt' ich die Muse nicht und meine Frau,
Die Welt wär' grau.
Sie sind sich nah verwandt:
Gekommen beide
Aus einem sel'gen Land
Zu Trost im Leide.
Und ohne sie entsteht der Lieder keins,
Denn sie sind eins.'

Ihn als Menschen zu erfassen, ist nicht leicht. Er besaß einen großen Bekanntenkreis und viele Verehrer, aber wenig Freunde. Zeitlebens blieb er ein Einsamer. Das Knorrige, Abweisende seines Wesens hielt Vertraulichkeit fern, und nur in kleinem Kreise offenbarte sich der Edelgehalt eines goldlautern Charakters. Ernst und aufrichtig rang er um eine Weltanschauung. Ein großer Teil seines Schaffens zeigt die tiefe Einwirkung der Antike. Die Naturfreude zog ihn zu einem poetischen Pantheismus; aber in seiner ganzen gesunden Art liegt doch Monotheistisches. Der Glaube

der Jugend wird ihm mehr und mehr ‚Stern und Blume' des Daseins.

Otts ‚Gedichte' haben die innere Wärme und Glut der Seele, Naturgefühl und Phantasie, die Tiefe und Unmittelbarkeit, die den echten Lyriker ausmachen. Die Gedanken strömen mit seltener Kraft und Ursprünglichkeit wie mit Feuer uns entgegen. Wohl fehlt seiner Poesie das eigentlich Liedhafte, das Melodiöse im Sinne Goethes; dafür steckt in ihr ‚eine Persönlichkeit und ein Leben', eine frische Originalität. Die Sprache ist von bedeutungsschwerer Kürze, Präzision und Klarheit, eine markige, wuchtige Sprache, welche die ganze Skala menschlicher Gefühle umfaßt und allerdings selbst vor einer Dissonanz nicht zurückbebt. ‚Im Herbst', ‚Sonntag im Walde', ‚Der Vierwaldstättersee', ‚Wohin?', ‚Abendflug' sind charakteristische Blüten Ottscher Lyrik. — Trüb und düster ist die Stimmung und der Inhalt der ‚Gestalten'; sie waren es, die den Dichter auf das Gebiet des Dramas führten.

Wir haben in der Gegenwart eine große Zahl Erzähler, aber wenig dramatische Dichter und ganz wenige, denen Ott nicht gewachsen wäre. Ott geht wie im Leben so auch hier seine eigenen Wege. Alle Töne stehen ihm zu Gebot, aber überall bleibt er Realist. Wohl ziehen ihn historische Stoffe vor allem an. (Die einzige Ausnahme, ‚Untergang', durch Sudermanns Erfolge angeregt, wurde von Ott selber nicht hoch gewertet.) Die Geschichte ist ihm jedoch nicht Zweck. Ihm liegt daran, gewaltige, eigenartige Persönlichkeiten in ihrem innersten Leben und Wesen zu erfassen und den Ewigkeitsgehalt einer Zeit herauszustellen. In ‚Agnes Bernauer', ‚Rosamunde' (Alboin), ‚Die Frangipani', ‚Karl der Kühne und die Eidgenossen', ‚St. Helena', ‚Hans Waldmann' ist ihm die Geschichte nur eine ‚logisch gewordene Tatsache', deren Begründung oft außerhalb der Episode liegt. Wie Ott sich selber als ‚Herrenmensch' (im guten Sinne) fühlte, so auch seine Helden. Die Dramen sollten durch tiefen Gedankengehalt und Naturwahrheit wie durch Großartigkeit und Reichtum der Bilder fesseln. Die Sprache atmet denn auch bald dämonischen Ernst, bald entzückt sie durch Ausdrucksfülle und Klangfarbe und verblüfft wiederum durch sehr realistische Derbheit des Ausdrucks. In den meisten Dramen bringt schon der erste Akt die Steigerung der Handlung auf den Höhepunkt. Es folgt dann allerdings — wie z. B. in ‚Karl dem Kühnen' — ein innerliches Wachsen der Helden; aber inmitten der neuen farbensatten Eindrücke entgeht dies dem Gros der Zuschauer. Dazu stellen alle Ottschen Dramen an Regie und Schauspieler hohe Anforderungen, denen kleine Bühnen nicht genügen können. In ‚Karl dem Kühnen' bringt Ott auch den Dialekt auf die Bühne und stellt im zweiten Akt das Volk von Uri — im Gegensatz zu Schillers ‚Tell' — recht realistisch auf die Füße. Die lokale Färbung erhöht allerdings die Lebenswahrheit, erschwert aber die Darstellung und vermindert den Eindruck der Einheitlichkeit. Auch verliert das Interesse durch drei aufeinanderfolgende Schlachtenbilder, und Waldmanns Zögern beim Einzug in Murten wirkt auf der Bühne als Länge. — In kleinen Partien zeigt sich Ott als ein Künstler, der für Personen und Handlungen den richtigen Hintergrund zu schaffen weiß und es versteht, hart dramatische Stellen durch leises Mittönen der Naturstimmung abzuschleifen und in echt empfundenen lyrischen Einlagen den Ideengehalt einer Zeit zu verkörpern. Mit Sorgfalt hält er in ‚Agnes Bernauer' — durch die Meininger aufgeführt — alles fest, was als Stimmungsmesser angesehen werden kann. Logisch, konsequent erfüllt sich in ‚Frangipani' das Schicksal Konradins, während das Hamletproblem leise hineinklingt. Wuchtig kämpft in ‚Rosamunde' das christliche mit dem heidnischen Prinzip; großartig sind die Bilder, aber versöhnend wirken sie nicht. Die eigenartigste Schöpfung, in der Otts Phantasie und seine ganze Dichterherrlichkeit aufsprüht, ist die Sagentragödie ‚Die Grabesstreiter'. Man sucht seit Jahren nach einem neuen Operntext. Hier ließe sich ein solcher finden; denn trotz einiger

Längen sind hier zarteste Lyrik, ernste, tragische Momente, Komik und derber Realismus doch zu einem einheitlichen Ganzen verbunden.

Hat Arnold Ott das Höchste, das er erstrebt, und dem er alles, Beruf und Erfolg, geopfert, nicht erreicht und die Blüte der Volksbühne nicht mehr erlebt, einen Ehrenplatz unter den neuern Dichtern hat er verdient. Die vier Elemente, welche die moderne Kultur hervorgebracht — die Antike, das Mittelalter, die Renaissance und die moderne Naturwissenschaft — lebten zu gleicher Zeit in der Seele dieses Mannes. Er ist von Irrtum nicht freigeblieben; aber sein Streben in Leben und Poesie diente nach der Richtung des Wahren, Guten und Schönen den Gesetzen der Idealität.

M. H.

# Theater

**Berliner Theater. Der Direktor** Brahm wartet uns, so er keine Première zu bieten hat, in jedem Winter mit der Neueinstudierung eines älteren Stückes von Gerhart Hauptmann auf. Wir zürnen ihm darum nicht; denn wenn es auch kein Genuß ist, einem solchen Abend beizuwohnen, so dient uns solche Rekapitulation immerhin als ein bequemes Barometer, darauf wir mit einer gewissen Erheiterung das geistige Niveau der Berliner Literaturrevolutionäre vom Anfang der Neunzigerjahre ablesen und die Geschmacksreife des heutigen Theaterpublikums. Das Resultat ist freilich, wie gesagt, kein erfreuliches, wenn es auch durch den beiderseitigen an eine Nichtigkeit verschwendeten Ernst von Publikum und Dichter einer gewissen Komik nicht entbehrt. Diesmal gab's die ‚Einsamen Menschen'. Als Brahm im vergangenen Jahr ‚Vor Sonnenaufgang' wieder inszenierte, konnte ich an dieser Stelle schreiben, das Stück sei neben allen Unzulänglichkeiten von einem Hauch wahren Jugendwollens, lebhafter Begeisterung, also echten Idealismus', wie ihn das Streben nach der neuen Kunst mit sich brachte, umwittert: Nichts davon hier. Obgleich das Stück als ein für G. Hauptmann reiferes bezeichnet werden muß, weil es ihn nach jeder Richtung als den zeigt, der er ist, gibt es doch nichts als Mittelmäßigkeiten in ihm. Geradezu erschreckende geistige Mittelmäßigkeit neben fühlbarer technischer Mittelmäßigkeit und einer akzeptablen Detailbeobachtung. Diese weist uns wieder auf die eigentliche undramatische, novellistische Begabung dieses Dichters hin. Denn da von einem dramatischen Kern, der schwellend die Schale sprengt, nicht die Rede sein kann, müssen diese Einzelbeobachtungen gewissermaßen als die Angeln gelten, in denen die dürftige Handlung, die keine Entwicklung kennt, sondern nur ein Reden über die Dinge, die die innere Triebfeder sein müßten, hängt. An solchen Krücken schleppt sie sich fort. Und gleich zu Anfang ist das Wesen Hauptmanns für den Kenner durch zwei Momente festgelegt: von dem Maler wird die Stimmung charakterisiert, die Stimmung der Taufe — mit dieser setzt das Stück ein — als eine solche von Weißwein und Kuchen, die Stimmung der Taufe, die dann für unseren Geisteshelden im nächsten Augenblick als Ausgangspunkt seines armseligen inneren Konfliktes angedeutet wird; er tritt, obgleich er sich von der Konvention wie sein Freund, der Witzblattzyniker Braun (er muß natürlich Maler sein), nicht lossagen mag, mit Emphase und Stolz dem Dorfpfarrer als Häckel-Schüler gegenüber. Daraus ergibt sich der sogenannte Konflikt. Wir denken heute: Wie borniert muß ein junger Doktor der Naturwissenschaften sein, der seinen armen biederen Eltern, diesen treuen, ganzen Seelen, kummervolle Tage macht, weil er unfähig ist, diese Dosis Darwinismus zu verdauen und zu Ende zu denken; welcher Mangel an Welt- und Lebenserfahrung offenbart sich darin, ja welcher Mangel an Takt! Denn wenn er schließlich seine unglücklichen Eltern anherrscht — unglücklich darüber, da dieser konfuse Schwätzer im Begriffe steht, eine tüchtige Frau unglücklich zu machen, weil ihm eine Studentin über den Weg lief —: ‚Eure Liebe hat mich gebrochen!', so glauben wir einen Quartaner

vor uns zu haben, dem die Hose nicht oft genug strammgezogen wurde. Wir fragen uns: Warum heiratet dieser Schwachkopf, wenn er schon nach einem Jahr, als ihm zufällig eine Studentin in die Quere kommt, sich am ersten Tage nach dieser Begegnung von dieser Frau ‚unverstanden' fühlt, als sie ihm eine höchst wichtige Bankabrechnung präsentiert. Gerhart Hauptmann vergaß hier, vielmehr übersah das eine, das Wichtigste — freilich mußte er es übersehen, da er keine Distanz zu den Dingen hatte, vielmehr mitten unter ihren Trümmern stand —: er übersah, daß dieser Johannes nur komisch zu nehmen war, als Lustspielfigur mit grausamer Ironie, so etwa, wie Ibsen uns den jungen Schwätzer aus dem Bund der Jugend vorführt. Dadurch aber, daß G. Hauptmann ihn höllisch ernst nahm, ihn uns als Geistesmärtyrer und Liebesopfer vorführt, als ‚einsamen Menschen' statt als einen der Vielzuvielen, beweist er, daß er identisch mit diesem fragwürdigen Helden, diesem Schwächling ist, welche Identität ein Berliner Hauptmannverehrer abzuwehren für dringend notwendig hielt. Sie ist aber eine psychologische Konsequenz. Die Art und Weise, wie Hauptmann sich liebevoll mit seinem Johannes befaßt, beweist es, und wir empfinden als recht peinlich den Gedanken, daß der Dichter mit diesem Stück eine Epoche seines eigenen Lebens konterfeite, gab er doch mit einem späteren ‚Kaiser Karls Geisel' ebenso durchsichtig wie wenig ruhmvoll eine zweite. Es würde zu weit führen, hier auf alle die technischen Unzulänglichkeiten hinzuweisen, auf jene Zufälligkeiten, an denen sich, statt an einem leitenden Gedanken, die scheinbare Handlung abwickelt, auf diese allzulangen Redereien über Äußerlichkeiten, über zerbrochenes Geschirr, z. B. über eine Biene, die ins Zimmer kommt — eine außerordentlich wichtige Pointe für ein Drama! —, und ähnliche Dinge mehr. Man sagt sich: Diese Kunst ist eine Eintagsfliege, vergänglicher und äußerlicher als irgendwas, das einmal von den Intellektuellen als starke und große Kunst ausgerufen wurde, und denkt etwa an den ersten Münchener Realismus der Achtzigerjahre, der nur holländische Butzenscheiben und kalkiges Licht auf Waisenkindern noch kannte, oder wenn man in Berlin den Vergleich sucht, an Scarbina. Wie weit ist dieser erste deutsche Dramatiker doch von Leibl entfernt, ja selbst von Liebermann! Nur daß seine Handwerkereien natürlich weit unerträglicher als die der parallelen Maler sind, weil sie von der Bühne anspruchsvoller auftreten. Aber schließlich kann G. Hauptmann ja nicht dafür, daß er der Dichter der geistigen Mittelmäßigkeit der Friedrichshagener in den Neunzigerjahren wurde. Nur sollte er als reifer Mann es nicht zulassen, daß man solche Halbheiten spielt. Dazu gehörte freilich, daß er heute wirklich geistig reifer wäre als damals. Das aber ist er leider nicht, mag sein Denken und Dichten auch in anderen Farben schillern. Bedauerlicher freilich noch ist es, daß es Theaterdirektoren gibt, die die Flachheiten dieses Dichters, der zwischen Brahms und Elias als moderner Goethe wandelt, auf die Bühne bringen; am bedauerlichsten allerdings, daß es ein Publikum gibt, das nicht ablehnend, nein, beifallspendend sich solche Banalitäten einen Abend lang anhört. Für G. Hauptmann, in dem zweifelsohne von Anbeginn eine schöne, zarte dichterische Begabung stak, war es ein Unglück, daß er nach Berlin verschlagen und im Tiergartenviertel als großer Mann gefeiert wurde. Er hätte in Schreiberhau verbleiben sollen, nie das Jägerhemd mit dem Smoking vertauschen, nie die Bauernhütte mit dem Schloß von Agnetendorf, so hätte er ein Dichter bleiben können. Heute umweht seine Laufbahn etwas von der Parvenüatmosphäre der Berliner-Tageblatt-Abonnenten.

Bei Reinhardt erlebten wir eine Première, ‚Das Kloster' von Emile Verhaeren, dem vlämischen Poeten, deutsch von Stephan Zweig. Auch dieses Stück ist kein Drama, eher ein dramatisches Gedicht, eine klug durchdachte, psychologisch wirkungsvolle Dialogfolge einiger durch den Ehrgeiz um die Vorherrschaft, um die in nicht allzu ferner

Zukunft winkende Priorität in Konflikt geratender Männer, deren äußeres Leben nur scheinbar den Gelübden entsprechend in gegenseitiger Hingabe und Demut sich abspielt. Auch hier in diesen Klostermauern, wenn auch versteckt und verkleidet unter und mit dem Worte des Herrn, gären die egoistischen Triebe und behalten die Oberhand wie da draußen in der Welt der Sünde und der Anbetung des goldenen Kalbes. Und wenn man zum Schluß die, wenn auch versteckte, nicht offen ausgesprochene Tendenz herauslesen soll und darf, so lautet sie: Auch hier in diesen heiligen Hallen unter frommen Brüdern, die ihre Tage in Andacht, Kasteiung und Betrachtung hinbringen, siegt weder die starke, verehrende, hinreißende Leidenschaft — diese im Träger des Stückes geht an sich selbst zugrunde — noch die reine und klare, fleckenlose Liebe; ihr Licht ist gewissermaßen zu schwach, sich neben der Sonne des Alltags zu behaupten; sie glimmt im stillen, nur vom besten, dem Untergehenden, anerkannt und gewürdigt; es behält auch hier die Oberhand die kalt und klug wägende Mittelmäßigkeit, und es könnte bei einer von hervorragenden Schauspielern getragenen Vorstellung etwas Erschütterndes haben, wie der greise Prior des Klosters schließlich, von der Not seines Gewissenszwanges getrieben, dem Träger dieser seinen Hirtenstab anvertraut, den er der leidenschaftlich glühenden Seele des untergehenden Aristokraten zugedacht hatte. In der Bemerkung von den ‚guten Schauspielern' liegt übrigens das Schicksal des Stückes angedeutet; mit ihrer Existenz hält es sich oder fällt. Eine Reihe vortrefflicher, seelenvoller Sprecher könnte dem oft schwungvollen Dialog Wärme verleihen und den Zuschauer zu einem Interesse voll Ergriffenheit zwingen. Das war hier nur selten der Fall, und so wurden die Nachteile des Stückes, der Mangel an kompositorischer Dramatik, allzu sichtbar. Dieser beruht darin: Man ist geradezu überrascht, wie der Aristokrat unter den Mönchen, — den wir in der ersten Szene, von ihn verzehrendem Feuer seelischer Qual durchglüht, mit seinen Brüdern eine religiöse These diskutieren sehen, so, daß die andern den Grund seiner Exaltation nicht fassen können, — im zweiten Akt so ganz en passant mit dem Prior den Punkt b e s p r i c h t, der den Konflikt zum Ausgang bringt, aber auf eine ganz andere Weise u n a u s g e s p r o c h e n wirkend verlaufen müßte, sollte er ihn zu dramatischem Ausklang bringen. So ist er seiner eigentlichen dramatischen Kraft entblößt, der treibenden Wirkung bar, verführt die anderen nicht mehr zur eigentlichen Handlung, nur noch zur dramatisch gesteigerten Diskussion. Das aber mag auch im Stoff und Milieu begründet sein: der Stoff, schon daß die Frau fehlt, beengt ihn, ist dieser: Jener Mönch kommt zu Beginn des zweiten Aktes, von Gewissensqualen getrieben, seinem Prior und Beichtiger gegenüber auf den Grund zu sprechen, der ihn vor 10 Jahren ins Kloster trieb und ihn ein Leben wahrhafter Reue und Buße führen ließ: er hat seinen Vater erschlagen! Warum aber jetzt gerade hält er es nimmer aus, fragen wir uns, nach 10 Jahren, und will nun seine in Qual sich verzehrende Seele dadurch reinigen, daß er seine Sünde seinen Brüdern beichtet? Dem dramatischen Moment kommt er dadurch entgegen, weil sie ihn, ehrgeizverzehrt, alle seiner Prätendenz wegen hassen; aber er kommt mit dieser Beichte jenem Umstand zu sehr entgegen und beraubt die Tatsache seiner Sünde hierdurch der eigentlichen dramatischen Triebkraft, die in anderer Weise mit jenem Gefühl der Feindschaft in Explosion geraten müßte, als dadurch, daß er sich selbst ans Kreuz schlägt. Dramatisch wirksam wäre, wenn seine Gegner diesen Punkt seiner Vergangenheit insgeheim entdeckten und gegen ihn ausnützten. So ist die notwendige Folge der Beichte, daß die Gegner wie richtende Pharisäer um den nach der Ordensregel durch sein gottergebenes Leben gereinigten Mörder stehen und der Prior mit feiner Dialektik jene in ihre Schranken weist und diesen rechtfertigt und schützt. Der Zuschauer fühlt förmlich, wie jene denken, oder denken müßten: wie

hätten wir dies gegen dich ausnützen können, oder ausgenutzt, so wir es gewußt hätten. Der Dichter aber wollte die dramatische Wirkung aus anderem entwickeln, nicht aus dem Gegensatz und Kampf der Leidenschaft, vielmehr aus dem vorhin von mir angedeuteten ethischen Kern, der zwar die Mittelmäßigkeit siegen, dem Guten aber insofern den Triumph läßt, als die reine Seele ihm anerkennend-untergehend folgen muß. Das Gute siegt also nur relativ in dieser Welt. Und dem wird so genug: jener der Mönche, den ich als den Träger der stillen und reinen Liebe bezeichnete, tritt an den Vatermörder heran mit dem Vorschlag, sich unverzüglich dem irdischen Richter zu stellen, da er nur so vor dem himmlischen bestehen könne, weil damals ein anderer noch dazu unschuldig für ihn gerichtet worden sei. Und der Mörder, der schon in innerer Selbstzerfleischung während der Beichte vor seinen Brüdern seine Schuld in den schwärzesten Farben malte, beschließt, sich der Gerichtsbarkeit auszuliefern; und um sich in der furchtbarsten Weise an den Pranger zu stellen, schreit er seine Schuld beim öffentlichen Gottesdienst in die Kirche hinaus; die Brüder reißen ihn aus seiner Büßerzelle, der Prior verflucht seinen einstigen Liebling, weil er seine Moraldialektik zuschanden machte und sich so an der religiösen Satzung versündigt. Mönche und Volk stoßen ihn auf die Straße hinaus wie einen räudigen Hund, und der kalte und kluge Vertreter der Mittelmäßigkeit wird vom Prior als Nachfolger vorgesehen. Man sieht, das Stück ist nicht ohne dramatisch ergreifende Momente und voll feiner Einzelzüge, die hier nicht erwähnt werden konnten. Nur ein Drama ist es nicht. Doch als Dichtwerk und Menschenschöpfung ist es immer eine Leistung, an der man seine Freude haben kann, und frei von all jenen schülerhaften Unzulänglichkeiten eines Hauptmannschen Dramas. Dazu kommt, daß hervorragende Schauspieler, Schauspieler vom Schlage eines Kainz, es selbst für die Bühne hätten retten können. Verhaeren wird übrigens in seinem Vaterlande vornehmlich als Lyriker geschätzt, als welcher er der erste unter den Neueren sein soll. Die Inszenierung ließ manches zu wünschen übrig, was darin seinen Grund haben und seine Entschuldigung finden mag, daß es den jüdischen Dramaturgen bei Reinhardt weidlich schwerfallen muß, sich in ein derartiges Milieu einzuleben.

Rudolf Klein.

**Joseph Kainz.** **Die Zugkraft des** unter Paul Schlenthers Leitung im Ruhme sinkenden Burgtheaters, ist gestorben. Den Schauspieler unserer Zeit hieß man ihn. Den Gestalter all der nervösen Unruhe, der intellektuellen Differenziertheit, des Unstäten darf man ihn nennen. Was unserer Zeit vor allem fehlt, das naive, innige, volle Empfinden, das warme Gefühl, die natürliche Begeisterung, all das hat auch Joseph Kainz in seiner Kunst vermissen lassen. Er war immer der Grübler, der Skeptiker, ob er den Tasso spielte oder den König in der ‚Jüdin von Toledo‘. Er hat die Nerven, nicht das Herz gepackt. Er war ein Typus seiner Zeit, ein großer Gestalter ihrer Seele, der Schauspieler unserer Gegenwart. Und wie alles in eben d i e s e r Gegenwart zur Manier auswächst, so entwickelte sich auch die Kunst Joseph Kainz' in dieser Richtung; und zwar so stark, daß sie nicht nur das Ensemble störte, sondern auch ansteckend wirkte: hunderte von Schauspielern, die vielleicht eine Eigenseele als Künstler gehabt hätten, Advokaten, Politiker — alle haben ‚kainzeln‘ gelernt; alle haben das Manierierte seiner Gebärden, seines Wortes nachgemacht. Sie hätten es kaum getan, wenn Joseph Kainz nicht der Ausdruck des manierierten Heute gewesen wäre. Joseph Kainz war vor allem in der Technik der Sprache ein Einziger. Er hat das Wort zur Musik gemacht. Er hat schwungvolle Monologe in eilende, musikalisch klingende Rhythmen umgesetzt, die im Tone wirkten und die Pointe der Rede als eine Folge der berauschten Empfindung aufdrängten; er hat es verstanden, zu überreden; mit dem Melos seiner Sprache riß er hin und verdunkelte die Gedankengänge. Darin lag ein steter

scheinbarer Widerspruch zu seiner sonstigen, lediglich intellektuellen Gestaltung; da meinte man Empfindungen zu erleben, und wunderte sich über die sonstige Kälte in seiner Kunst. Aber gerade auch dies war Berechnung; und stets so mit der Note ‚Joseph Kainz' gemerkt, daß man bei ruhiger Überlegung sich sagte: ‚das wurde mir aufgedrängt, nicht aus mir geweckt'. So war es charakteristisch, daß vor solchen Stellen alles nervös zuckte und raunte: ‚Jetzt kommt Kainz'. Ich habe dies am deutlichsten beobachtet vor der Leichenrede des Antonius im ‚Julius Cäsar'. Das war alles Kainz; in der Stimmung und im Worte; im Eindruck und im Empfinden; nur wenig war davon Antonius. Es mag sein, daß Joseph Kainz zu einer Zeit starb, wo die charakterisierte Gegenwart der überreizten Nerven selbst am Grabe stand; Anzeichen sind hiefür da. Sollte sich dies bewahrheiten, dann hat der neue Direktor des Burgtheaters, Alfred Freiherr von Berger, auf den sich alle Hoffnungen für die erste Bühne Deutschlands richten, recht gehabt, als er sagte: ‚Wir haben an Joseph Kainz viel verloren, das Burgtheater aber wird ihn überleben.'

Johannes Eckardt.

# Kunst

## Eine Ausstellung des Sonderbundes

westdeutscher Künstler und Kunstfreunde wurde am 16. Juli 1910 im Kunstpalast zu Düsseldorf eröffnet. Es ist die originellste Ausstellung, die der brave, ehrsame Düsseldorfer Kunstpalast jemals gesehen. Wie der Vorsitzende am Eröffnungstage verkündete, sollte diesmal nicht die gültige, bekannte, abgestempelte, sondern die suchende, ringende Malerei unserer Zeit vorgeführt werden. Zu diesem Zwecke hat man einerseits die Blüte der allerjüngsten Pariser Schule, andererseits eine schöne Auswahl von Jung-Düsseldorf mit einigen geistesverwandten Jungdeutschen hier vereint.

Endlich einmal eine Jugend-Ausstellung, die Neues bringt, uns zum Fortentwickeln unserer Vorstellungen zwingt. Endlich eine Ausstellung, die furchtlos und ohne ängstliche Rücksicht auf das Publikum, d. h. auf den kunstunverständigen Teil desselben, lediglich Arbeitsresultate aus solchen Ateliers ausstellt, in denen um der Kunst willen geschaffen wird, ohne Liebäugeln mit dem ‚Käufer'. Hier lernt der Besucher, d. h. wenn er sich belehren lassen will. Die meisten gehen ja in Ausstellungen, ‚um sich zu erfreuen, zu ergötzen, zu zerstreuen'. Eigentlich sollte die Kunst dazu zu gut sein. Sie ist kein Spielzeug und kein Zeitvertreib.

Die Hälfte der Ausstellung ist den jungen Franzosen eingeräumt, den Ultra-Primitiven und allerneuesten Neu-Impressionisten, den Pointillisten und Synthetisten. Die allerletzte Konsequenz aus Manet wird hier gezogen und die notwendige Korrektur seiner Mängel gesucht. Wir erleben den völligen, radikalen Verzicht auf das, was man traditionell ‚Zeichnung' nennt. Womit nicht gesagt sein soll, daß diese Schule, die als Folgerung aus Cézanne und Gauguin entstehen mußte und sich um Matisse gruppiert, etwa nicht zeichnet. Freilich anders — als wir's in der Schule lernten. Matisse selbst konnte zum Glücke durch ein paar geniale Werke aus dem Folkwangmuseum in Hagen veranschaulicht werden. Die Welt der Erscheinungen ist da auf die einfachste Formel reduziert, lediglich als farbige Impression empfunden. Bei nächster Gelegenheit soll diese jüngste Phase moderner französischer Kunst hier eingehender dargestellt werden. So genügt vorläufig der Hinweis, daß wir von den Pointillisten Signac und Croß, von den Flächenkünstlern Vuillard, Bonnard, Roussel, von den Farbenvisionären neben Matisse etwa Braque, Manguin, Derain, van Dongen und als Extremste die Münchener Jawlensky und Kandinsky hier finden. Der letztere verzichtet ganz darauf, bestimmte Formen zu präzisieren und gibt reine Farbenimpressionen, die nur durch ihre Abfolge und Harmonie Stimmungen auslösen sollen, stürmische, sanfte, heitere, je nach den Farbenklängen. Wenn dem Leser obige Namen vielleicht fremd klingen, so möge er daran denken, daß sie den Meistern angehören, die nach der

Zukunft blicken. Auch Cézanne und Gauguin waren vor zehn Jahren in Deutschland unbekannt, heute aber jedem geläufig.

In der Plastik herrschen die gleichen Tendenzen wie in der Malerei — Stil, Einfachheit. Barlach mit seinen grandiosen Kleinskulpturen, Hermann Haller mit der Statue des stehenden Mädchens, Paul Oswald (Rom) mit der Marietta-Bronze geben uns einen Begriff von diesen neuen plastischen Tendenzen, die an Archaisch-Griechisches und Frühmittelalterliches gemahnen. Dazu dann die Jungdeutschen Maler! — Ist es nicht ein ehrenvolles Zeugnis für Max Liebermann, daß er an der Spitze dieser Jugend marschieren darf? Mit Werken seiner letzten Zeit erscheint er hier als der meisterliche Lufttonmaler, der kühn die großen Gegensätze verschmilzt und in einem einzigen machtvoll stilisierten Zuge das Bild niederzuschreiben versteht. Daneben die in enger Beziehung zum jüngsten Frankreich stehenden, wie Hans Brühlmann, Freyhold, Othon Frieß und Karl Hofer, vor allem Emil Nolde-Berlin und Rohlfs-Hagen.

Einen schweren Stand haben neben diesen starken Vertretern des Auslandes und Deutschlands die Düsseldorfer Gastgeber, die Mitglieder des Sonderbundes. Man darf sie beglückwünschen zu dieser furchtlosen Kühnheit. Oder sollen wir es kühne Bescheidenheit nennen? Aber wer aufmerksam die Arbeiten von Deußer, Clarenbach, Bretz usw. betrachtet, der findet, daß hinter der bescheidenen Außenseite doch ein starkes Können sitzt. Wenn sie auch nicht zu gefürchteten Konkurrenten sich auswachsen, so sind sie doch nicht zu unterschätzende Wettbewerber unter den Jungdeutschen. Dabei von einer persönlichen Note, einer Düsseldorfer Nuance. Das ursprünglichste Talent unter ihnen ist zweifellos August Deusser, der wie kein anderer den Namen eines Impressionisten verdient, sofern man darunter die unmittelbare und sichere Erfassung eines schnell vorübereilenden Eindrucks begreift. Er hat eine wundervolle Gabe, vielgestaltige Vorgänge in reicher Landschaft als einen Komplex ganz weniger Farben zu begreifen. Seine Methode kann man am besten an einer Reihe vortrefflicher Zeichnungen studieren, die in einem kleinen Nebensaale zusammengestellt sind. Hier reduziert er seine Bleistiftskizzen auf einheitliche Lichtwerte, indem er die Hauptdunkelheiten in einem einzigen Valeur ansetzt. Das ist lehrreich für das bewußte Stilisieren dieser Neuen. Nach demselben Verfahren stellt Deußer auch farbig dar. Ein einschwenkendes Kürassierregiment auf dem Exerzierplatz reduziert er auf eine große, rechtwinkelig gebrochene Helligkeit, die auf den frischen grünen Tönen der Wiese sehr fein wirkt. So sicher wie er hier den Raum gibt, stellt er an anderer Stelle, in dem Motiv zweier parallel zur Bildfläche hingaloppierender Reiterfiguren, die farbige Silhouette uns vor Augen. Innerhalb dieser Silhouette erscheinen flüchtig ein paar große flüssige Töne, die das Bewegte der Figuren täuschend vergegenwärtigen. Daneben steht der vortreffliche Landschafter Clarenbach, der helle, kalte Töne bevorzugt. Schmurr ist zuweilen von fast asketischer Magerkeit in Form und Farbe, aber unbedingt ehrlich und sehr delikat. In ganz anderer Tonart bewegt sich Ophey. Statt niederrheinischer Landschaft gibt er italienische; nicht ihre satten Tiefen, sondern ihre leuchtende, noble Helligkeit. Bei aller Wertschätzung des hochbegabten Ophey darf man es wohl aussprechen, daß das, was er hier bietet, noch ein wenig zu sehr Studie, noch nicht ganz ausgereifte Bildmäßigkeit ist. Auch wirkt das am Berg sich aufbauende süditalienische Städtchen nicht recht struktiv, nicht recht als Baumasse, zu sehr als lockerer, entmaterialisierter Farbenfleck. Außerordentlich reizvoll sind ein paar Stilleben von Alfred Sohn-Rethel, der inmitten aller Vereinfachungsbestrebungen seine Selbständigkeit bewahrt und seine Stilleben zu, ich möchte fast sagen, poetisch-farbigen, juwelenhaft wirkenden kleinen Wundern ausbaut.

Möchte der Sonderbund in diesem Sinne weiter dazu beitragen, das künstlerische Gewissen in Düsseldorf wachzuhalten.

Prof. Dr. Max Schmid.

**William Holman Hunt †.** Mit Holman Hunt ist der letzte Präraffaelit und der Hauptbegründer jener künstlerischen Bruderschaft gestorben, zu der er sich im Jahre 1848 mit seinem Freunde Millais und Dante Gabriel Rossetti zusammentat und von deren weiteren Anhängern der etwas ältere und ihr künstlerisch vorauseilende Ford Madox Brown und der etwas jüngere Freund Rossettis Burne-Jones am bekanntesten sind. Wie die deutsche Nazarenerbruderschaft mit ihrem Gründer Overbeck aus einer künstlerischen Revolte gegen den abgestandenen Klassizismus hervorging, so ist auch die eine Generation später sich bildende englische ‚Pre-Raphaelite-Brotherhood' als Protest gegen eine akademische manirierte und farbenleere Historien- und Genrekunst entstanden. Beide haben in ihrem Programm die Anknüpfung an die Frühitaliener und beide erstreben eine malerische Naturwahrheit. Und beiden ist aber weder die Vollwertigkeit ihrer Vorbilder noch die Naturwahrheit, wie wir sie heute verstehen, gelungen. Ungleich den Nazarenern sind aber die Präraffaeliten viel stärkere Naturalisten und haben gerade wegen dieses Ideals der überzeugenden Wirklichkeit die vorraffaelischen Maler vorbildlich gefunden. Entsprechend einer fast miniaturhaft getreuen Naturwiedergabe gingen sie auch auf eine unbedingte geschichtliche und biblische Echtheit aus.

Während aber die anderen Präraffaeliten, besonders Rossetti und Burne-Jones zu viel künstlerische Gefühlstemperatur besaßen, um sich mit der gegenständlichen Genauigkeit zu bescheiden, und wir im Hinblick auf diese allein jene bitter-süße, sensitive, selbst überreizte Romantik als das spezifisch präraffaelitische Kunstideal ansehen, ist Holman Hunt der eigentliche Vertreter des konsequent durchgeführten Programmes, dem seine Bilder ihre minutiöse Peinlichkeit, ihre gegenständliche Schärfe und illusionslose Wahrhaftigkeit, ihre religiöse Missionsabsicht, aber auch ihre malerische Härte und Glasigkeit und ihre allegorische Trockenheit verdanken. Wiederholt ist er in langen Reisen im Orient gewesen, um z. B. den biblischen ‚Sündenbock' in glühendem Sonnenbrand am toten Meere getreuest nach einem reinrassigen Modell zu malen, oder um landechte Rabbiner für sein Bild ‚Der zwölfjährige Jesus im Tempel' zu konterfeien. Das berühmte Gemälde ‚Der Triumph der unschuldigen Kinder' hat er in wochenlanger mühseliger Arbeit an Ort und Stelle gemalt, das heißt auf dem Wege und an dem Ort, wo nach seiner Berechnung die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten im April, da Christus im zweiten Lebensjahre stand, wie er sich ebenfalls herausklügelte, das dargestellte Flüßchen überschritt. Zu dieser Geschichtsrekonstruktion, die mit den auf den Rücken gebundenen Schuhen und Werkzeugen des hl. Joseph aufs genaueste an den Landesgepflogenheiten orientiert ist, verbindet er nun eine merkwürdige, ganz realistische Wunderfreude und Allegorienerfindung. Aus dem Flüßchen entsteigen wie aus dem Quell des Lebens die natürlich kräftigen Körperchen der ersten kleinen Martyrer, von Joseph, der ängstlich nach den verfolgenden Soldaten ausschaut, nicht gesehen, von Maria vielleicht in der Vision geschaut, während sich ihre Sorge um ihr Jesuskind mit der Entfernung vermindert, von Jesus aber wirklich gesehen und mit den Ähren, dem Brot des Lebens, begrüßt. Die drei vorausschwebenden Kinder sind schon Engelwesen und dem Herrn zum Dienste bereit, von den folgenden betrachtet das erste verwundert sein verletztes Hemdchen, während der Leib doch schmerzlos ist, und die übrigen drängen und schweben noch in kindlichem Reigen mit ihren vom Heiligenschein leuchtenden Köpfchen. Unter Josephs Schritten steigen glänzende und teilweise verklärte biblische Szenen spiegelnde Wasserkugeln auf. Dieses Bild, zu dessen Genuß es eines gewissen Verzichtes auf ästhetisch sinnlichen Genuß und eines einseitigen Willens bedarf, um die eigentümlich harte, aber glaubensstarke Gefühlswelt in den übermodellierten Formen, die englisch starre Religiosität, zu empfinden, ist von Ruskin als das größte religiöse Bild unserer Epoche bezeichnet worden.

Ruskin, der ethische Ästhetiker, durch dessen ‚Moderne Maler‘ die Präraffaeliten schon für die Ziele ihrer 1848 gegründeten Bruderschaft Anregung erhielten, hat ihnen überhaupt, nachdem sie mit der Öffentlichkeit im Kampf standen, die besten Dienste geleistet. Ihre ersten auf den Ausstellungen auftauchenden und geheimnisvoll nur mit P. R. B. gezeichneten Gemälde erfuhren bei Presse und Publikum die heftigste Anfeindung. Holman Hunt, der am 2. April 1827 geboren ist und dessen Abwendung von dem sicheren Brot des Geschäftes zu dem unsicheren Brot der Kunst von seinem Vater ungern gesehen wurde, kam mehr als einmal in harte Not, da er nichts verkaufen konnte. Da nahm sich Ruskin seiner an und schrieb auch eine Erklärung des 1854 vor der ersten Orientreise vollendeten Gemäldes „Das Licht der Welt", in der er als erfolgreicher Interpret die allegorischen Andeutungen dieses jetzt ebenfalls außerordentlich berühmten Bildes auslegte: die verschlossene, seit langem nicht geöffnete Tür mit der unbetretenen Schwelle, über die langstieliges Unkraut wuchert, die mit dem Königsmantel bekleidete Priestergestalt, das grellere irdische Licht der Laterne und das sanfte himmlische Licht um Christi Haupt u. a. Das Bild ist ein typisches Beispiel eines künstlerischen Schaffens, bei dem die religiöse und künstlerische Phantasie an Äußerlichkeiten gebunden wird, gegen das sich das freie, tiefere Empfinden sträubt und dem man doch Eindringlichkeit und Predigtwirkung nicht absprechen kann. Diese Absicht der christlichen Predigt ist denn auch ein Hauptmerkmal der religiösen Kunst Holman Hunts.

Im übrigen zeigt auch Anfang und Ende der Präraffaelitenbewegung die alte Geschichte: zuerst Proteste und Beschuldigungen, daß das Schöne und Religiöse profaniert werde. Dann große Begeisterung, und schließlich weiß niemand mehr, was daran Ungehöriges gewesen sei. Wann wird man einmal durch diese alte Geschichte so gewitzigt sein, daß man das Schöne und Religiöse nicht im Konventionellen, sondern im Originellen findet? K. W.

# Musik

## Französisches Musikfest in München.

Das in den Tagen vom 18. bis 22. Sept. in München stattgehabte erste französische Musikfest darf man bei der großen Bedeutung, die heute im Zeitalter des Weltfriedens dem internationalen Kunstaustausch zuerkannt wird, nicht nur als künstlerisches, sondern auch als ‚politisches‘ Ereignis buchen. Ja, die ‚politische‘ Bedeutung des Ganzen überragte wohl sogar seine künstlerische Seite, bei welch letzterer es nicht ohne einige Enttäuschungen abging. In drei Orchester- und zwei Kammermusikkonzerten spielte sich das Fest ab. Das Riesenprogramm, das dabei entwickelt wurde, bot so ziemlich von allem, was das musikalische Frankreich im letzten halben Jahrhundert geschaffen hat, allein alles durcheinander, nicht nach einheitlichen Gesichtspunkten gegliedert, so daß sich ein befriedigend geschlossenes künstlerisches Gesamtbild unmöglich ergeben konnte. Dazu kam als zweiter Hauptfehler noch die maßlose Ausdehnung der einzelnen Konzerte sowie ein Mangel an Abwechslung in der musikalischen Leitung. Es wäre doch sehr interessant gewesen, die verschiedenen älteren und jüngeren französischen Komponisten selbst als Interpreten ihrer Werke kennen zu lernen. Statt dessen ließ man fast alles Herrn Rhené-Baton dirigieren, einen Künstler, der nicht Individualität genug besitzt, um einem so vielseitigen Programm in allen Punkten gerecht zu werden. Es ist hier nicht der Ort, das Gebotene im einzelnen durchzusprechen. Der Gesamteindruck der Leistungen unserer französischen Nachbarn war jedenfalls ein bedeutsamer. Freilich konnte man sich dabei nicht verhehlen, daß die Ziele der ganz modernen Jungfranzosen unserem Empfinden doch ziemlich ferne stehen. Der absolute Kult der Farbe mit gänzlicher Auflösung der Zeichnung gibt dieser Musik etwas ‚Rückgratloses‘, womit wir uns nicht befreunden können. Um so mehr imponiert der Reichtum an geistreichen Details, über den diese Komponisten verfügen. — Der äußere Verlauf des Festes war recht erfolg-

reich; anerkennend ist auch des den orchestralen Teil vertretenden Münchener Tonkünstlerorchesters zu gedenken.

**Mahlers 8. Sinfonie, von der** anschließend an den damals erschienenen Klavierauszug im Septemberheft von ‚Hochland' eingehend die Rede war, hat Mitte September programmgemäß in München die Uraufführung erlebt. Äußerlich war es ein glänzendes Ereignis. Der Wiener Singverein und der Leipziger Riedlverein (je 250 Mitwirkende), die Münchener Zentralsingschule (300 Mitwirkende) bildeten den Vokalkörper, dazu kam noch ein Eliteheer von Solisten und das verstärkte Konzertvereinsorchester. An der Spitze des Ganzen stand, alles inspirierend, die geniale Persönlichkeit des Komponisten selbst: so ergab sich eine Aufführung, die dem Werk wohl die denkbar besten Seiten abgewann. An glänzenden Einzelwirkungen fehlte es denn auch nicht: der große künstlerische Gesamteindruck aber blieb aus. Es fehlt dem Werk — und das empfindet man erst bei der Aufführung — an rechter, organischer Einheit. Das Reflektierte in der Anlage des Ganzen tritt mit erkältender Nüchternheit heraus. Dazu kommt der sehr empfindlich sich geltend machende Mangel an jeglicher originellen Erfindung, den die gelegentlichen abstoßenden Anleihen beim Wiener Gassenhauer nur um so schärfer unterstreichen. Dies gilt vor allem für den zweiten Teil (Faustszene), der im übrigen aber der bei weitem farbenreichere, bewegtere und eindrucksstärkere ist. Doch erzielt auch der erste Teil (Veni creator) namentlich durch einige mächtige Masseneffekte des Chors starke Wirkungen.

Dr. Eugen Schmitz.

**Brachvogels ‚Friedemann Bach'.** Am 22. November dieses Jahres wird es hundert Jahre, daß Sebastian Bachs ältester Sohn Friedemann starb. Von jeher hat über der Person und dem Leben dieses hochbegabten aber sittlich haltlosen Abenteuerers die Legende gewaltet; mehr als seinen an sich weit bedeutenderen Brüdern hat sich Friedemann das Interesse der Allgemeinheit zugewandt, wofür der bekannte Roman Brachvogels das beste Zeichen ist. Das Jubiläumsjahr, das ja auch die Ausgrabung mancher Kompositionen Friedemanns veranlassen wird, dürfte das Interesse an dieser bis zu einem gewissen Grade populären Dichtung neu wachrufen. Ohne über den literarischen Wert der Brachvogelschen Arbeit irgendwie aburteilen zu wollen, sei an dieser Stelle doch darauf aufmerksam gemacht, daß das Buch als musikgeschichtliche Quelle in keiner Hinsicht in Betracht kommen kann. Brachvogel hat nicht nur — von dem Recht des Dichters Gebrauch machend — die Biographie seines Helden mit so reichen Zutaten seiner Phantasie verbrämt, daß kaum mehr das allgemeinste Tatsachengerüst gewahrt erscheint, auch das ganze kulturhistorische Milieu ist, soweit musikgeschichtliche Fragen in Betracht kommen, durchaus verzeichnet. Um nur eins zu nennen: Brachvogel läßt seine Helden im Hause des alten Bach verschiedentlich — Streichquartett spielen, und zwar, wie gar nicht mißzuverstehen ist, durchaus klassisch-modernes Streichquartet in der Besetzung 1. und 2. Violine, Viola und Cello: ein Ensemble und eine Kunstform, die der Welt des Bachzeitalters noch gänzlich fremd, ja ihrem Stil geradezu entgegengesetzt war und sich erst in den Jahrzehnten nach Bachs Tod langsam und allmählich heranbildete, bis ihr in Haydn der erste Klassiker erstand. Oder: im Mittelpunkt einiger Kapitel des Romans steht das Bach zugeschriebene Liebeslied ‚Willst du dein Herz mir schenken', das einzelnen Ausgaben sogar als Musikbeilage beigegeben ist. Dieses Lied ist aber, wie längst nachgewiesen, überhaupt gar nicht von Bach, sondern von dem italienischen Violinisten und Komponisten Giovannini. Nach Aufdeckung solcher Schnitzer ist der musikgeschichtliche' Charakter des Buches weiterhin leicht von selbst einzuschätzen. Es wäre töricht, Brachvogel diesbezüglich irgendwelche Vorwürfe zu machen, denn im Jahre 1857, als er seinen Roman schrieb, steckte die musikgeschichtliche Forschung ja noch in den Kinderschuhen. Dem großen Lese-

publikum gegenüber ist aber doch eine Warnung nicht unangebracht, denn ihm fehlen naturgemäß die Voraussetzungen, hier Wahr und Falsch zu unterscheiden.

Dr. Eugen Schmitz.

## Verschiedenes

**Menschen und Bücher.** Es ist zwar nur ein rein mechanischer Vergleich, wenn man die Zahl der in einer Stadt wohnenden Menschen zur Zahl der in ihren öffentlichen, halböffentlichen oder geschlossenen Vereinsbibliotheken vorhandenen Bücher in Beziehung setzt. Und doch hat ein solches Vorgehen seine Reize und seine Bedeutsamkeit. Manche großen Städte verdanken ihre Bücherschätze der Vorsorge der Regierung oder der Stadtverwaltung, andere dem Sammeleifer eines einzelnen Mannes oder mehrerer Bücherliebhaber, die bei Lebzeiten oder von Todeswegen ihre Schätze in den öffentlichen Dienst stellten. Das Bestehen größerer Büchereien bietet noch keine Gewähr für ein vorhandenes allgemeines Interesse an den Büchern. Die auf den Gestellen stehenden Bände bilden aber stets eine stillschweigende Einladung zu ihrer Benutzung; nicht selten jedoch ist die Dicke der Staubschicht, die sich auf dem oberen Schnitt der Bücher unbehindert ansammeln darf, ein lauter Vorwurf für jene Generationen, die der Schätze eigentlich nicht wert sind, die in ihrer Mitte bereit sind für jeden, der sich ihnen nähern will. In mehr denn einer Stadt, deren Tausende von Einwohnern sich dem halben Hundert nähern, ist die Stelle des städtischen Bibliothekars eine Sinekure, die im Nebenamte, unbesoldet womöglich, von einem willigen Herrn übernommen wird! Der Vergleich der Bücher — und Einwohnerzahl ist also in recht vielen Fällen aus diesem oder jenem Grunde völlig bedeutungslos, wenn man damit etwa, wenn auch annähernd, einen Hinweis auf die Benutzung der Büchereien verbinden möchte. In der Hauptsache bieten also derartige Zusammenstellungen nur Material für die M ö g l i c h k e i t der freiwilligen Fortbildung der Mitglieder eines Gemeinwesens.

Wenn schon die Zahl der Städte gering ist, die über 50 000 und mehr Bücher verfügen, so ist man sehr schnell fertig, wenn man die Gemeinwesen namhaft machen will, in deren Mauern sich eine halbe Million oder darüber zum allgemeinen oder statutarisch beschränkten Gebrauche angesammelt haben. Wenn sich in diesen die Bücher auf eine A n z a h l von Bibliotheken verteilen, so weiß oft der Einheimische, wenn er um Auskunft angegangen wird, nicht immer Bescheid oder vermag erschöpfende Antwort zu geben. Die meisten Fremden beschränken sich auf das, was ihnen etwa ihr allgemeines Reisehandbuch oder ihr Städteführer mitteilt. Der Gelehrte ist gewohnt, nach dem immer unförmlicher werdenden J a h r b u c h d e r g e l e h r t e n W e l t zu greifen, das sich M i n e r v a* nennt, das aber notgedrungen für die größten Bibliotheksorte sehr unvollständig bleiben muß. Verhältnismäßig wenige Bibliotheken haben g u t e gedruckte Kataloge, die durch Nachträge regelmäßig ergänzt werden; die großen technischen Schwierigkeiten und die sehr umfangreichen Ausgaben, die dafür zu machen sind, — wenn es sich nicht um sogenannte tote Bibliotheken handelt, bei denen kein oder kaum ein Zugang zu verzeichnen ist, — schrecken nur zu oft von solchen Unternehmungen ab. Auf dem Gebiete der Einordnung der Wiegendrucke ist eine internationale Bewegung in die Wege geleitet worden, die mit besonderem Nachdrucke und feinem Verständnis in Frankreich und Deutschland aufgegriffen worden ist. Kataloge dieser Seltenheiten geben aber nur über kleine Teile der Bibliotheken, die in Frage kommen, Aufschluß. Die großartige, noch von Althoff angeregte und nachhaltig geförderte a m t l i c h e Erforschung der Bibliotheken des Königreichs Preußen hätte nach den Wünschen vieler zur Anlegung eines Generalkatalogs — selbstverständlich nur eines solchen auf Zetteln — führen sollen. Davon hat man nach

* Herausgegeben von Trübner in Straßburg. Die in diesem Jahre durchgeführte Zweiteilung des Werkes ist mit größter Freude zu begrüßen.

reiflicher Überlegung abgesehen. Aus den an die Berliner Vermittlungsstelle gelangenden Anfragen nach seltenen Büchern wird auf dem Wege der ‚Suchzettel', die an die angeschlossenen Bibliotheken weitergegeben werden, nach und nach ein Inventar derselben entstehen, aus dem man die nötigen Nachrichten unschwer erlangen kann. Wichtiger fast noch ist das hieraus abgeleitete Inventar der in den angeschlossenen Bibliotheken nicht enthaltenen seltenen Bücher. Dasselbe wäre, wenn es in seinem ganzen Umfange bekannt gegeben würde, geeignet, einen tiefgehenden, verhängnisvollen Einfluß auf die Preise des Marktes für diese Werke auszuüben. Es wird darum mit Recht als secretissimum behandelt. Die fata libellorum kann man daran gelegentlich in der deutlichsten Weise ablesen. Dafür ein Beispiel. Nach einer Flugschrift von Ernst Moritz Arndt hatte man vergeblich in allen großen Büchereien Preußens durch die Suchzettel gefahndet. Man stieg zu den kleinen herab, auch vergeblich. Und endlich wurde die Anfrage an die Gymnasialbibliotheken weitergegeben, und da fand sich denn in Königsberg das einzige bisher bekannte Exemplar derselben!

Um nun in der oft irreleitenden Fülle von großen und kleinen, öffentlichen, halböffentlichen und Vereinsbibliotheken unserer großen europäischen Mittelpunkte zuverlässige Wegweiser aufzurichten, hat man in den letzten Jahren begonnen, Übersichten zusammenzustellen, die alles Wissenswerte über Bücher und Büchereien einer Stadt in sich vereinigen. Ich mache da auf den Berliner Bibliothekenführer von Schwenke und Hortzschensky aufmerksam, der 1906 erschien. Ich verweise auf Alfred Franklins Guide dans les Bibliothèques de Paris vom Jahre 1908 und auf den soeben ausgegebenen, stimmungsvoll illustrierten Band The Libraries of London. A Guide for students, der sich als 2. erweiterte Auflage des Werkes darstellt. Die Angaben dieser Führer verglichen mit den Volkszählungsergebnissen vermitteln uns allerlei überraschende Zahlen.

Schließt man die schwer oder für die Allgemeinheit gar nicht zugänglichen Sonderbibliotheken der Stadt Paris aus, so stehen dem Publikum der 2¾-Millionenstadt etwa vier Bände für den Kopf der Bevölkerung zur Verfügung, da die in Frage kommenden Büchereien über 10 000 000 Bände enthalten. Dresden zählt rund 495 000 Einwohner und 1 500 000 Bände in seinen Bibliotheken, so daß auf jeden Dresdener drei Bände entfallen. Nach den Berechnungen des Zentralblattes für Bibliothekswesen, die auf den Mitteilungen in dem obgenannten Bibliothekenführer Berlins aufgebaut sind, verfügt jeder Berliner aus Großberlin über zwei Bände, was den Zahlen von 2½ Millionen Einwohnern und 5 000 000 Büchern entspricht. Großlondon setzt sich zusammen aus 4 800 000 eigentlichen ‚Londoners' und 2 550 000 im Außenring Wohnenden, was eine Gesamtbevölkerung von 7 350 000 Seelen ausmacht. In den öffentlichen und Verwaltungsbibliotheken, in den Büchereien der Gesellschaften und Vereine sind annähernd 8 500 000 Bände vereinigt. Zieht man eine Million Bände als praktisch unzugänglich ab, so ergibt sich die einfache Gleichung, daß auf jeden Kopf ein Buch entfällt.

Die Bändezahlen von 4, 3, 2 oder 1 für jede Seele in den Städten Paris, Dresden, Berlin und London erzählen uns außerordentlich viel, wenn wir die Fürsorge für die Anlage und das Wachstum der Bibliotheken jener Orte ins Auge fassen; sie erzählen uns fast nichts, wenn wir sie zur Unterlage für die Feststellung der geistigen Regsamkeit der Einwohner in jenen Orten machen wollten. Erst wenn wir in Einzelheiten hinabsteigen, die Natur der einzelnen Büchereien und ihre Benutzer nach sozialen Schichten geordnet erforschen und die Art und Zahl der entliehenen Bände feststellen wollten, könnten wir uns ein wenn auch unvollkommenes Bild von der Liebe zu den Büchern machen, die in breiteren oder engeren Kreisen dieser Großstädte herrschen. Die Klasse der sämtlichen Hochschulstudenten und Gelehrten aller Art, die naturgemäß auf die

Bibliotheken als ihr Handwerkszeug angewiesen sind, wären dabei auszuscheiden. So reizvoll derartige Untersuchungen wären, man kann sie mangels entsprechender und zuverlässiger Statistiken heute noch nicht anstellen.

• • •

Unter den Büchereien allgemeiner Art in Großlondon gibt es keine, die in katholischen Händen wäre. Dagegen werden in der Abteilung Special Libraries einige namhaft gemacht, die nicht ohne Bedeutung sind. Die größte derselben ist diejenige der Jesuiten mit 52 000 Bänden, die zum Teil in Mount Street 114 (22 000 Bände), zum Teil Farm Street 31, Barkeley Square (30 000 Bände) untergebracht ist. Hierunter befinden sich die Bücher von Alexander Fullerton, dem Gemahl der bekannten Schriftstellerin Lady Georgiane Fullerton, und des Historikers Joseph Stevenson S. J. Geschichte und Theologie wiegen in der Sammlung vor. An zweiter Stelle ist die Bibliothek des Oratoriums, Brompton Road, South Kensington S. W., zu nennen, deren vorzügliche Verwaltung besonders hervorgehoben werden muß. Rund 33 000 Bände und 2500 Flugschriften sind dort versammelt, worunter Geschichte, kanonisches Recht und Kontroversschriften (viele Seltenheiten des 16. und 17. Jahrhunderts) hauptsächlich vertreten sind. Die Kathedralbibliothek von Westminster umfaßt 22 000 Bände theologischen und geschichtlichen Inhalts, und mit ihr verbunden ist das Archiv, das eine große Fülle wertvoller Urkunden und Handschriften zur Geschichte des Katholizismus in England enthält. Wenn ich noch die Leihbibliotheken in South Street 48, Mayfair mit 14 000 und die St. Gregorys Lending Library im Oratorium mit 6000 Bänden erwähne, so bin ich am Ende der Aufzählung der katholischen Büchereien Londons von einiger Bedeutung. Ich weiß nicht, ob Berlin mit seiner größeren Katholikenzahl über 80—90 000 Bände wissenschaftlichen Charakters verfügt, deren Verwaltung in katholischen Händen liegt.

P. M. B.

---

# :: Neues vom Büchermarkt ::

## Apologetische und philosophische Literatur

Die philosophische Erkenntnis führt notwendig zur Religion; in der Apologetik ist der Glaube bereits vorausgesetzt. Damit aber Apologetik wirksam sei, bedarf sie — und dies heute mehr als je — eines möglichst universellen Wissens. Die **Apologie des Christentums** von Paul Schanz, deren erster, ‚Gott und die Natur' behandelnder Band nun bereits in 4. Aufl. vorliegt (Freiburg, Herder, geb. M. 12.—), verdankt ihr besonderes Ansehen gerade der weitreichenden und tiefgründigen mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung des verewigten Verfassers. Der Herausgeber der neuen Auflage, zugleich Nachfolger von Schanz im Lehramt, Wilhelm Koch, hat alles getan, um dem wissenschaftlichen Werke gerade diesen Vorzug zu erhalten; und das war bei dem raschen Fortschritt und Wechsel der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und Hypothesen keine geringe Aufgabe, erschwert noch durch mancherlei Pflichten der Pietät. Von den Einzelfragen ist das Schwergewicht mit Recht noch mehr auf die allgemeine Auseinandersetzung mit der naturalistisch-monistischen und der skeptischen Weltansicht verschoben, der ganzen Art der Beweisführung, soweit es ohne grundsätzliche Änderungen anging, eine größere Durchsichtigkeit und Übersichtlichkeit gegeben. — Das gleiche Thema ‚Natur und Gott', wie dieser umfangreiche Band, behandelt knapp, klar und durchaus zeitgemäß und darum mit eindringlichster Wirksamkeit das erste Bändchen der **Religiös-wissenschaftlichen Vor-**

**träge** von Wilhelm Koch und Otto Wecker (Rottenburg, Wilh. Bader; kart. M. 1.—); das zweite (kart. M. 1.50) ist dem Thema ‚Christentum und Weltreligion' gewidmet. Diese in erster Linie für katholische Akademiker bestimmten, kurzgefaßten und doch tiefgehenden Vorträge zählen zu den besten, anregendsten, überzeugendsten Verteidigungsschriften der grundlegenden Glaubenswahrheiten und seien daher zur Lektüre angelegentlich empfohlen. — Auf die umfassende ethische Apologie des Christentums, die der unvergeßliche Paderborner Bischof Wilhelm Schneider in der Neuauflage seines Werkes **Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit.** (Paderborn, F. Schöningh, geb. M. 15.—) als geistiges Vermächtnis hinterlassen hat, sei hier nur vorläufig mit allem Nachdruck verwiesen; das bedeutsame Werk wird im ‚Hochland' noch eingehendere Würdigung finden. — Ein Sondergebiet der ethischen Apologetik, den Gottesbeweis aus dem Glücksbedürfnis und dem Pflichtbedürfnis des Menschen behandelt mit gewinnendster Darstellungsgabe die treffliche kleine Schrift von Otto Zimmermann S. J., **Das Gottesbedürfnis** (Freiburg, Herder; geb. M. 2.50); aus der reichen Belesenheit des Verfassers im modernen Schrifttum fließen ihm manche besonders glückliche Neuformulierungen alter Wahrheiten. — Mit all den unerschöpflichen Anregungen, wie sie nur aus einem universalen Überblick der Menschheitsgeschichte gewonnen werden können, weiß der bekannte Kulturhistoriker Georg Grupp die Notwendigkeit der **Jenseitsreligion** und den Katholizismus als deren reinste und höchste Form darzutun (Freiburg, Herder; brosch. M. 3.—); diese geistvolle Schrift, in der eine ganze Reihe gerade der brennendsten, das Verhältnis von Religion und Diesseitskultur betreffenden Gegenwartsfragen angeschnitten und mannigfach beleuchtet werden, wird mehr noch in die Tiefe als in die Breite wirken. — Ganz im volkstümlichen Ton gehalten ist die Sammlung der ersten dreißig apologetischen Flugblätter, die Dr. F. Meffert als ersten Band einer **Gesammelten apologetischen Volksbibliothek** (München-Gladbach, Volksvereinsverlag; geb. M. 2.40) vereinigt hat. Aber das praktische Gesamtregister und die knappe Schlagwortfassung geläufigster Streitfragen machen den Band zur raschen Orientierung für jedermann sehr gebrauchsnützlich. — Gründliche, philosophiegeschichtliche Repertorien gerade für apologetische Grenzfragen zu erbringen, scheinen sich die von R. Stölzle herausgegebenen **Studien** zur Philosophie und Religion' zu einer besonderen Aufgabe zu setzen. Von den beiden jüngst erschienenen Bänden: K. Staab **Die Gottesbeweise in der katholischen deutschen Literatur 1850—1900** (Paderborn 1910, Verlag F. Schöningh; brosch. M. 3.80) und N. Cotlarciuc **Das Problem der immateriellen geistigen Seelensubstanz** (ebenda, brosch. M. 6.—) erscheint namentlich der erstgenannte als sehr geeignet, über das erhebliche Maß positiv fruchtbarer, philosophischer Arbeit zu orientieren, das von Kuhn und Stöckl bis auf Schell und Reinhold zur Entkräftung der Kantschen Paralogismen geleistet worden ist. Cotlarciuc ordnet ein überströmend reiches Material, das seinem Thema aus neuzeitlicher Psychologie und Naturphilosophie zuströmt, wenn er es auch nicht in jeder Hinsicht durchdringt. — Als ein Musterbeispiel hingegen, wie sich auch die größte Fülle philosophischen Gedankenstoffs unter einheitlichem Leitgedanken klar, übersichtlich und fesselnd zusammenfassen läßt, sei zum Schluß ein neues Bändchen der ‚Sammlung Kösel' ganz besonders hervorgehoben: Friedrich Klimke S. J., **Die Hauptprobleme der Weltanschauung** (Kempten 1910; geb. M. 1.—). Die Sachlichkeit, mit der der Verfasser alle möglichen Formen und Faktoren philosophischer Weltansicht Revue passieren läßt und an ihren inneren Wesensanforderungen bemißt, wird von selbst zu einer tiefbegründeten Widerlegung alles vieldeutigen Monismus und zur vollkommensten Rechtfertigung des christlichen Theismus als der einzigen wahrhaft einheitlichen und folgerichtigen Welt- und Lebensanschauung.

## Geschichte

Seitdem des Jesuiten Grisar monumentale ‚Geschichte der Stadt Rom und der Päpste im Mittelalter' nach dem ersten Band ins Stocken geraten und dieser selbst aus dem Buchhandel verschwunden war, hatten wir, von dem älteren Werke Reumonts und dem vielbändigen von Gregorovius abgesehen, keine Darstellung neueren Datums, die eine leichte und rasche Orientierung über diese interessanteste und schicksalreichste aller Städtegeschichten bot. Da beschert uns neuestens die Gründlichkeit eines Cola di Rienzo-Biographen, Oskar Rößler, einen **Grundriß einer Geschichte Roms im Mittelalter** (Paetel, Berlin 1909). In den Vorarbeiten für sein biographisches Thema begriffen, wurde der Verfasser der Notwendigkeit inne, sich zum tieferen Verständnis Rienzos und seiner Zeit über die Geschichte Roms im Mittelalter von ihren Anfängen an

Rechenschaft zu geben und sein Augenmerk zu richten ‚auf die Entstehung der geistlichen und weltlichen Macht, des Papsttums, auf die rechtlichen und historischen Grundlagen des römisch-germanischen Kaisertums, sowie besonders auf die im Laufe der Jahrhunderte wechselnde Stellung der römischen Gemeinde zu beiden und die damit zusammenhängenden kultur- und verfassungsgeschichtlichen Fragen'. Der vorliegende erste Teil reicht bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts und behandelt den weitschichtigen Stoff auf 346 Seiten in übersichtlicher, die rechtshistorischen Linien klar herausarbeitender Weise. Von einer einzigen Wendung (‚Der länderhungrige heil. Petrus' S. 201) abgesehen, ist der wissenschaftliche Ton festgehalten, so daß das Werk, sofern der zweite Teil mit ähnlicher wissenschaftlicher Ruhe geschrieben wird, als eine sehr schätzbare Einführung in dieses große und bedeutende Thema angesehen werden darf. — **Bibliothek der Geschichtswissenschaft** nennt sich ein neues Unternehmen des Verlags Quelle & Meyer, Leipzig, worin in 10—12 Bogen starken Bänden berufene Fachgelehrte ‚unter Ausschaltung aller unwichtigen Details die wichtigsten historischen Tatsachen und Zusammenhänge in knapper und doch anregender Darstellung' bieten sollen. In recht vielversprechender Weise macht ein Band von Professor Karl Hampe, Die deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer den Anfang. Hier ist wirklich eine gewandte geschichtliche Erzählungsweise mit wissenschaftlicher Gediegenheit gepaart, so daß man den mäßig starken Band mit wahrhaftem Vergnügen liest. Eine wohltuende Ruhe und Billigkeit des Urteils gerade nach der kirchlichen Seite hin verdient hervorgehoben zu werden. Die Charakterbilder Heinrichs IV., Friedrichs II. und ihrer großen päpstlichen Gegner sind sichtlich mit Liebe für die innere Kraft und Größe dieser Erscheinungen gezeichnet. In sehr schätzbaren Fußnoten, die auf die Quellen auch der historischen Kontroverspunkte hinweisen und die verschiedenartige Beurteilung andeuten, wird mit manchem Vorurteil aufgeräumt, soweit sich nicht schon die Darstellung selber diese bessere historische Einsicht zu Nutzen gemacht hat. So ist diese deutsche Kaisergeschichte für die Jahre 1024—1250 nicht bloß ein ausgezeichnetes Buch historischer Belehrung und Unterhaltung für jeden Gebildeten, sondern auch eine wertvolle farbenreiche Übersicht für den Historiker und vor allen für den Studierenden, der zugleich die wichtigsten Literaturnachweise geboten erhält. — Der von Joh. Janssen gegebene Anstoß zur gründlichsten Erforschung der Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, besonders mit bezug auf die kirchlichen und religiösen Verhältnisse fördert in den von Pastor herausgegebenen ‚Erläuterungen und Ergänzungen' zu Janssens Hauptwerk immer neue Erkenntnisse und Einsichten zutage, aus denen sich mit der Zeit ein sehr klares und gesichertes Bild dieser Epoche wird gestalten lassen. Die den siebten Band füllenden Untersuchungen über **Die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem dreißigjährigen Krieg** von Dr. Joseph Schmidlin (Freiburg, Herder 1908—10) gewähren Einblicke in die kirchliche Lage jener Zeit, wie sie bisher der historischen Wissenschaft versagt waren. Schmidlin hatte das Glück, durch die Vermittlung des regierenden Papstes seine Forschung auf eine Gruppe ganz neuer Quellen gründen zu können, auf die bischöflichen Diözesanberichte an den hl. Stuhl. Für die allseitige Darstellung der religiösen Zustände gerade in den katholischen Reichsteilen und speziell jener Bewegung, welche man Gegenreformation genannt hat, richtiger aber ‚katholische Reformation' nennen sollte, ist die Erschließung dieser Quellen von ganz unschätzbarem Wert. Schon ein flüchtiger Blick in die beiden bis jetzt vorliegenden zwei Teile, von denen der erste das umfangreichere Österreich, der zweite Bayern behandelt, während der dritte das noch ausstehende West- und Norddeutschland umfassen soll, belehrt über die kultur- und kirchengeschichtliche Ergiebigkeit dieser Forschung. Wir tun Einblicke in die vitalsten Vorgänge des kirchlichen Lebens, das sich in schweren sittlichen Verirrungen des Klerus oft von seinem Mittelpunkt weit entfernt hat, um dann aber in kräftiger Reaktion zu den alten Idealen zurückzukehren. Die Darstellung erfolgt nach Diözesen. Sie ist von allem Ballast des Nebensächlichen freigehalten und liest sich daher angenehm und leicht. Eine allgemeine Charakteristik ist dem ersten Teil vorausgeschickt, woselbst der Verfasser auch über die Bedeutung der bischöflichen Relationen als geschichtlicher Quellen das Notwendige sagt. — Aber das um die Wende des 16. Jahrhunderts regenerierte kirchliche Leben blieb nicht lange auf der Höhe der von ihm mühsam erkämpften Selbständigkeit und Macht. Schon bald regte sich die Eifersucht des staatlichen Geistes, der im Bund mit der Aufklärung sich insbesondere der Schule und ihres Einflusses zu bemächtigen trachtete. — Wie wir aus den **Studien zur kirchlichen Reform Josephs II.** (Freiburg, Her-

der), die Dr. Hermann Franz mit besonderer Berücksichtigung des vorderösterreichischen Breisgaus unternommen hat, ersehen, sind es vor allem die von den Jesuiten geleiteten Anstalten, welche dieser staatlichen Einmischung zum Opfer fallen. Die genannten Studien bewegen sich für eine spätere Zeit auf derselben Linie wie die Forschung Schmidlins: sie dienen der dringend notwendigen Aufhellung kirchlicher Zustände in der Vergangenheit. Die Haupttendenzen der kaiserlichen Reformpläne werden klar hervorgehoben und in ihren praktischen Wirkungen in einem ehemals österreichischen Landesteile untersucht. Dabei tritt der Verfasser besonders der Auffassung entgegen, daß Josephs II. Politik bereits durch seine Mutter inauguriert worden sei, diese somit einen wesentlichen Anteil der Schuld an den Umwälzungen, die seine Regierung gebracht hat, zu tragen habe. Wer das Werk von Franz zur Korrektur heranzieht, wird sich eines anderen Werkes über ‚Joseph II. Seine politische und kulturelle Tätigkeit' von Paul von Mitrofanow, 2 Bde. (deutsch von V. v Demelic. Verlag Stern, Wien 1910), bedienen. Mitrofanow bringt die gesamte Reformtätigkeit des Kaisers auf Grund sehr eingehender Studien und zugleich die Volksstimmung auf Grund der großen Flugschriftenliteratur zur Darstellung. Gerade diese Seite der Frage macht das Hauptverdienst des Werkes aus. — Nicht allzuweit von dieser Zeitepoche ist es zu den Ereignissen, welche uns Dr. Aegidius Hupperz in einem stattlichen Werke: ‚Münster im siebenjährigen Kriege' (Münster 1908, Universitätsbuchhandlung Fr. Coppenrath) mit aller Exaktheit der wissenschaftlichen Prüfung vorführt. Während dieser bewegte Abschnitt der münsterschen Stadtgeschichte bisher fast nur vom kriegsgeschichtlichen und militärischen Standpunkte aus behandelt worden ist, unternimmt es Huppertz, auch die kulturgeschichtliche und wirtschaftliche Seite in den Rahmen seiner Darstellung zu ziehen, eine Erweiterung, die dem Bilde zum Teil ganz neue Farben und tiefere Perspektiven gibt. Sind die kriegerischen Vorgänge um Stadt und Hochstift Münster auch an sich keine ‚militärischen Aktionen ersten Ranges', so ergibt sich doch ihre Bedeutung aus den unablässigen Bemühungen der Kriegführenden, sie als einzig befestigten Stützpunkt zwischen der Weser- und Mainlinie in ihre Gewalt zu bringen. Die Leiden und Bedrückungen einer monatelangen Belagerung und das Verhalten der Bürgerschaft aus den Urkunden der Zeit anschaulich zu machen, war das mit Ausdauer und großer Umsicht angestrebte Hauptziel des Verfassers. Das reich mit Plänen, Stadtansichten und Portraits ausgestattete Werk bildet ein schönes Denkmal, das Heimatliebe der Vaterstadt errichtet hat.

Das Jahr 1906 bezeichnet den Anfangspunkt einer Jubelepoche, die der Dauer der deutschen Befreiungskriege entsprechend, mit dem Jahr 1815 ihren ideellen Abschluß findet. Unter den zahlreichen Werken, die aus diesem Anlaß zur Belebung des Heldensinnes es unternommen haben, unserer Zeit den neuen Völkerfrühling zu schildern, wie er aus blutgetränkten Schlachtfeldern aufgesproßt ist, steht das vom Verlag Paul Kittel in Berlin herausgegebene zweibändige Prachtwerk **Die Deutschen Befreiungskriege.** Deutschlands Geschichte von 1806—1815 von Hermann Müller-Bohn an erster Stelle. Die beiden Bände mit Bilderschmuck nach Zeichnungen und Aquarellen von den Professoren Karl Röchling, Rich. Knötel, Woldemar Friedrich und Kunstmaler Franz Stassen sind volkstümlich und durchaus auf die Erweckung des patriotischen Sinnes berechnet.

# Unsere Kunstbeilagen

Unsere beiden Farbendrucke nach den Gemälden ‚Klosterweg' und ‚Wirtsgarten' von dem Münchener Maler Karl Piepho sind Beispiele der Malerei, wie sie heute in der Münchener Sezession von den ehrlich Strebenden gepflegt wird. Es handelt sich dabei weniger um ein volles organisches Erfassen der Natur, als um farbige Übersetzung der Eindrücke, die womöglich zu einer Gesamtstimmung harmonisiert werden, und um eine technische Fertigkeit. Seit einigen Jahren konstatiert man ein gleichmäßiges künstlerisches Niveau dieser Art in der Sezession, zu dem sich die Stürme des Naturalismus verebbt haben, während die auf den Impressionismus folgende neueste französische Malerei, die auch in Berlin schon Unruhe weckt, in München

noch kaum spürbar ist, abgesehen von den zwar im Wollen interessanten, im Vollbringen aber abstrusen Ausstellungen der ‚Synthetiker‘. Gegenüber den ähnlichen Sezessionisten ist Piepho gedämpfter und darauf bedacht, das Gegenständliche in seiner natürlichen Stimmung, zu der die jeweilige Tagesbeleuchtung den ungesuchten Akkord gibt, darzustellen. Diese moderne Landschaftskunst will sich die Natur nicht mit bestimmten poetischen Requisiten zum Genuß zurechtmachen, sondern will sie gerade so genießen, wie sie sich zu Tag und Stunde charakteristisch darbietet. Sie will die Natur nicht ‚verschönern‘, sondern schlechthin natürlich betrachten und wiedergeben und dabei den flüchtigen Eindruck zu einem nicht durch Details verzettelten, rein sinnenfälligen Ausdruck bringen.

Das Porträt César Francks von J. Rongier soll den im letzten Heft eingehend gewürdigten französischen Künstler auch im Bilde zeigen, dem wir noch einige die innere Persönlichkeit des Meisters charakterisierende Worte seines Biographen Vincent d'Indy beifügen: ‚Franck war gläubig wie ein Palestrina, ein Bach oder ein Beethoven; auf das andere Leben vertrauend würdigte er seine Kunst nicht zu dem Streben herab, in diesem Leben einen eitlen Ruhm zu erlangen; er hatte die naive Lauterkeit des Genies. Während die Eintragsberühmtheit der meisten Künstler, welche in ihrer Arbeit nur ein Mittel sahen, sich Vermögen oder Erfolg zu erringen, jetzt schon anfängt, in den Schatten zu versinken, um nie wieder daraus hervorzutauchen, schwebt die seraphische Gestalt des „Vater Franck“, der einzig und allein für die Kunst arbeitete, immer höher in das Licht, dem er sich ohne Kompromisse und Schwächen sein ganzes Leben lang zugewandt hatte.‘

Zu den Bildern von Holman Hunt vgl. den betreffenden Rundschauartikel.

# Offene Briefe

**Herrn H. W. in B.** Die Hauptstreitliteratur über die Existenz Christi finden Sie im letzten Juliheft von ‚Hochland‘ in dem Artikel ‚Hat Jesus Christus gelebt?‘ von Professor Dr. Wilhelm Koch. Außerdem verweisen wir Sie noch auf den Broschüren-Zyklus ‚Biblische Zeitfragen‘, herausgegeben von Nikel und Rohr, speziell auf die beiden Broschüren: ‚Der Vernichtungskampf gegen das biblische Christusbild‘ und ‚Ersatzversuche für das biblische Christusbild‘, beide von Ignaz Rohr. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung.

**Berichtigung:** In dem Aufsatze ‚Cl. M. Hofbauer und die Wiener Romantikerkreise‘ im Oktoberheft ist S. 23 Z. 15 v. o. statt Pereiro zu lesen Pereira. Der Aufsatz wird übrigens später separat erscheinen mit Quellennachweisen und Belegen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.

Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.
Verantwortlicher Redakteur: Johannes Eckardt, Wien XV/1, Robert Hamerlinggasse 3.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59



Lucas Cranach d. Ält. / Ruhe auf der Flucht nach Aegypten



Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl.



[illegible] Jahrgang Dezember 1910

# [illegible] überwunden werden kann

## [illegible]trachtung von Bischof O. Prohászka

Worüber man sich nicht hinwegsetzen, was man nicht überwinden kann, ist das Kindlein zu Bethlehem, ‚in Windeln gehüllt, in die Krippe gelegt'. Dieses Kindlein erfüllt unsere Seele, sein Evangelium bestimmt unsere Weltanschauung; mit seinem strahlenden Lichte zerstreuen wir die Nacht der Zweifel und der Besorgnisse, in welcher [illegible]ltur [illegible]olpert; sein Angesicht ist auf dem Firmamente der Welt jener ‚invictus sol', jene unüberwindbare Sonne, welche durch [illegible] Nacht, sagen wir — durch Kritik und Dekadenz, nie verdunkelt [illegible]

[illegible] wie siegreich wandelt diese unüberwindliche Sonne, dieses [illegible]usantlitz über geschichtliche Epochen und kulturelle Ebenen; [illegible] zieht an, es belebt und führt! Diese große Tatsache, der [illegible] soll hier nicht näher analysiert werden. Wozu auch? Dies [illegible] sich über alles erhaben; als Grund genügt der unendliche Wille, [illegible]ft und schafft, auch ohne zu erklären und zu erört[illegible] [illegible]k selbst kann in der Nacht zu Bethlehem nur d[illegible] [illegible]nehmen; sie sieht den Erhabenen, der in die [illegible] [illegible] doch nur die Tatsache ist, daß er ‚voll [illegible] [illegible]s kann die Kritik an diesem aussetzen [illegible] [illegible]as [illegible] dem schönsten der Menschenkinder? [illegible] wohl [illegible]res, Besseres, Süßeres ersinnen [illegible] [illegible]ert manchmal sehr gewagte [illegible] z. B. jene, [illegible] sein Evangelium bereits ei[illegible] [illegible]er Standpunkt seien. Aber was haben wir denn seit Christus überwunden? In der Welt






Achter Jahrgang Dezember 1910

# Was nicht überwunden werden kann

## Eine Weihnachtsbetrachtung von Bischof O. Prohászka

Worüber man sich nicht hinwegsetzen, was man nicht überwinden kann, ist das Kindlein zu Bethlehem, ‚in Windeln gehüllt, in die Krippe gelegt'. Dieses Kindlein erfüllt unsere Seele, sein Evangelium bestimmt unsere Weltanschauung; mit seinem strahlenden Lichte zerstreuen wir die Nacht der Zweifel und der Besorgnisse, in welcher unsere Kultur herumstolpert; sein Angesicht ist auf dem Firmamente der geistigen Welt jener ‚invictus sol', jene unüberwindbare Sonne, welche durch Nebel und Nacht, sagen wir — durch Kritik und Dekadenz, nie verdunkelt werden kann.

Und wahrlich, wie siegreich wandelt diese unüberwindliche Sonne, dieses leuchtende Christusantlitz über geschichtliche Epochen und kulturelle Ebenen; es leuchtet und zieht an, es belebt und führt! Diese große Tatsache, der Gottmensch, soll hier nicht näher analysiert werden. Wozu auch? Dies Faktum ist in sich über alles erhaben; als Grund genügt der unendliche Wille, welcher erschafft und schafft, auch ohne zu erklären und zu erörtern.

Die Kritik selbst kann in der Nacht zu Bethlehem nur die Rolle eines Statisten übernehmen; sie sieht den Erhabenen, der in die Welt tritt und dessen höchste Urkunde doch nur die Tatsache ist, daß er ‚voll von Gnade und Wahrheit' ist. Was kann die Kritik an diesem aussetzen und erklären? Was soll sie leugnen an dem schönsten der Menschenkinder? Und kann sie wohl etwas Wahrhaftigeres, Besseres, Süßeres ersinnen als ihn?

Die Kritik riskiert manchmal sehr gewagte Äußerungen, wie z. B. jene, daß Bethlehem und sein Evangelium bereits ein überwundener Standpunkt seien. Aber was haben wir denn seit Christus überwunden? In der Welt

allein haben wir keinen Platz; sie ist uns zu eng und ihre Entfernungen, seien es die der Lichtstrahlen und Sternenbahnen, sind uns nur Latten und Bretterwände; das sternenbesäte Weltall ist uns bloß eine kurze Decke, die den kleinsten Menschen nicht bedecken kann; das betende Kind hat schon keinen Platz mehr darunter. Wir ragen aus der Mechanik und Physik heraus gleichwie die Pappel aus der Überschwemmung. In Kultur und vergängliches Leben können wir uns nimmer hineinzwängen; die kleine Uhr in unserer Westentasche kann nicht so viel Minuten ticken, als uns genügten, auch wenn sie so lange ticken würde, bis nicht nur ihr Räderwerk, sondern die ganze Weltachse sich abnützte.

Ich betrachte gar so gerne diese unbeholfene Kritik dort am Eingange der Höhle zu Bethlehem; diese Kritik, die sich nicht einmal der losen Haltbarkeit des kletternden Immergrüns rühmen kann und dennoch alles erklären und in das Netz der ineinandergreifenden, zwirndünnen Begriffe gefangennehmen will. Sie zieht aus, den Löwen von Juda, dessen Stimme die Seelen erbeben läßt, in einem Spinnengewebe festzunehmen; sie zieht aus, den Adler, der uns gen Himmel trägt, in einem Schmetterlingfänger zu fangen!

Unsere einseitig gepriesene, in den Vordergrund geschobene Verstandeskultur erscheint auf diesem Schauplatz in unendlich armseligem Licht. Als Erbsünde haftet ihr die Überzeugung an, daß sie die Welt begreifen und das Sein bis zum letzten Tropfen ausschöpfen und verstehen kann. Armes Ding, es versteht sich selber nicht! Doch unternehmen wir mit ihm hier, vor der Höhle zu Bethlehem, einen Versuch. Ordnen wir die Welt nach seinen blutarmen, blassen Gedanken; ziehen wir über unsere Köpfe jene sternenbesäte Decke des Universums und verkriechen wir uns ganz unter dieselbe; löschen wir mit unserer Kritik alle Weihnachtslichter aus; vermauern wir die Höhle und nehmen wir als Evangelium Häckels Welträtsel an. Nun, ist dann das Problem der Welt und des Seins gelöst? Kann man um die unendlichen Perspektiven der Seele Mauern errichten? Können die Psalmen der Tiefe unterdrückt, können die in die Höhe lockenden Sterne ausgelöscht werden? Die Sehnsucht nach dem Glücke, die Liebe zum Guten, das Gesetz, das Ideal sind wohl noch so viel wert als die Formeln der Mechanik?! Die Pflichten, Tugend, Ehrenhaftigkeit, Treue, Liebe, all diese wahren Mächte meiner Seele gelten wohl noch soviel als die Gase und Dünste, die Spannungen des elektrischen Stromes, und wenn man auf diesen eine Weltanschauung aufbauen will, frage ich: Kann man denn mit oberflächlichem Kreisen die Abgründe des Seins und der geistigen Welt vergessen machen?!

Und hat die Kultur auch wirklich dieses unser lichtsprühendes, süßes Bethlehem überwunden?

Weihnachten bedeutet soviel, als daß Gott Mensch, also mit uns gleich wurde. In dieser großen Welt der Ungleichheiten ist dies die große Lehre der Gleichheit. Er ist zu uns herabgestiegen, um uns zu sich heraufzuheben. Er ist Mensch geworden, damit wir ihm im Göttlichen ähnlich werden. In unseren ewigen Aspirationen, in unserer Bestimmung zum ewigen Ziele, in dem Dienste ewig gültiger moralischer Gesetze, in der Liebe zu den ewigen, schönen Idealen sind wir Brüder, und wir haben volle Freiheit zur Ausge-

staltung des Lebens nach ewigen idealen Vorbildern, welche Stelle wir immer einnehmen, in welchen Kleidern immer wir einhergehen mögen.

Auch die Kultur erörtert die größere Gleichheit, die liebevollere Brüderlichkeit, die befreitere Freiheit und ihre Lehre und ihr Streben ähnelt der großen Tatsache der Gleichheit und Brüderlichkeit des Weihnachtsfestes; aber sie sehen ihr nur ähnlich und stimmen mit ihr durchaus nicht überein. Das Prinzip der Weihnachtsgleichheit packt nämlich den Menschen bei seiner Seele, das kulturelle hingegen nur bei seinem Kleide; das Weihnachtsprinzip spricht von Moral, das kulturelle verlangt mehr nach Recht, verlangt, daß niemand größer sei als wir. Das weihnachtliche will auch, daß ein jeder groß werde, leitet aber diese Größe aus inneren Prinzipien, aus den großen Gedanken der Gotteskindschaft, aus dem vom Glanze des Glaubens lebenden Gemüte, aus dem Adel der Empfindungen, aus der Vollkommenheit des Menschen ab.

Die Weihnachtsgleichheit weiß, daß Unterschiede in Titeln, Stellung, Besitz vorhanden sind, doch philosophiert sie darüber nicht viel und stellt keine Theorien sozialen Umsturzes auf; sie will vielmehr Gleichheit in Tugend, Ehrenhaftigkeit und Anständigkeit.

Ist dies wohl ein Zustand, der überwunden werden kann?

Nein; er soll aber in der Weise zur Entwicklung gebracht werden, daß in den Fortschritten der Welt die Gleichheit nicht allein auf die Moral beschränkt bleibe, sondern nicht allein im Recht, sondern womöglich auch im wirtschaftlichen Leben zur Geltung gelangen möge. Der technische Fortschritt, das Emporkommen neuer Volksschichten eröffnen stets neue Tummelplätze für das Leben, wo das moralische Gefühl und das sich entwickelnde Selbstbewußtsein der niederen Volksschichten ebenso wie das erwachende Gewissen der herrschenden Klassen sich zu regen beginnen und dem uns an innerem Werte gleichgestellten Bruder nach und nach mehr Recht und mehr Gutes zukommen lassen. Wer den moralischen Werten nach mir gleich ist, den werde ich auch zur Rechtsgleichheit erheben so, wie die Entwicklung dazu befähigt und Anlaß gibt.

Das Gefühl der moralischen Gleichheit verschafft nämlich in sich allein noch nicht gleiche Rechte, noch auch die wirtschaftliche Gleichheit, diese sind von vielen anderen Umständen abhängig, doch das wahre moralische Bewußtsein wird jedenfalls sich nimmer der Erlangung der Rechtsgleichheit in den Weg stellen, wenn Zeit und Stunde dafür gekommen sind.

Bethlehem packt diese Probleme der Kultur an ihrer Wurzel, sie können sich in keiner Richtung ungestraft von ihm loslösen. Aus diesem Grunde mögen vor der Höhle zu Bethlehem Kritik und Kultur beten lernen, mögen sie in das durch Kämpfe und Disharmonien aufgewühlte Leben jenen neuen Klang, jenen süßen Akzent mitnehmen, welcher durch die heilige Nacht vibriert, jenen Klang, welcher aus der Welt des ethischen Gefühls, der moralischen Erhabenheit und Schönheit zu uns dringt und einerseits die Sehnsucht nach mehr Gerechtigkeit und Großmut wachruft, anderseits uns zur Befreiung aus der Umarmung des starren Trotzes mahnt.

Bethlehem hat also eine Führerrolle und kann weder durch Kritik noch Kultur überwunden werden.

# Eine Weihnachtsnacht unter der Schreckensherrschaft / Von Paul Bourget

Ich hatte einen zufälligen Landaufenthalt in Nemours benutzt, ein Schloß zu besuchen, das alle, die sich für die französische Architektur des sechzehnten Jahrhunderts interessieren, wohl kennen: das Schloß Fleury-les-Tours. So hat man es genannt zum Unterschied von einem anderen, durch den Aufenthalt des Präsidenten Charles-Edouard berühmt gewordenen Schloß Fleury, dessen anmutige Ziegelsteinfassade sich in der Nähe von Courance erhebt. Dieser reizvolle Zierbau, der auf Geheiß des ersten Herzogs von Fleury, des Günstlings Ludwigs XII., erstanden ist, gleicht Azay-le-Rideau, einem anderen Kleinod der Architektur, fast vollkommen. Ich will mich nicht in den Streit der Archäologen einmischen, ob er diesem zum Vorbild gedient hat, oder umgekehrt. Auch die andere Frage, die so unendlich oft in den Klubs umstritten worden ist, will ich nicht diskutieren: ob der gegenwärtige Besitzer von Fleury-les-Tours wirklich das Recht hat, sich einfach Herzog von Fleury zu nennen, wie vordem der junge heldenhafte d'Agnadel. Der Streit mit der Seitenlinie der Familie zieht sich bereits durch etwa hundertundfünfzig Jahre hin. Ob sein Titel nun zu Recht besteht oder nicht, jedenfalls erhärtet der jetzige Herzog von Fleury all seine Ansprüche durch die Art, wie er den Titel führt. Mit bewunderswertem Geschick legt er sein gewaltiges Vermögen, das Erbteil seiner Mutter, an. War diese doch selber eine Tochter jener adeligen Glashüttenbesitzer, die in unseren nördlichen Departements auf eine hundertjährige Tradition zurückblicken. Es ist ein glücklicher Gedanke des Herzogs, daß er die Verwaltung seiner Geschäfte keinerlei Zwischenmännern anvertraut. Vierzig Jahre lang hat er die ausgedehnten Hüttenwerke bei Saint-Quentin persönlich geleitet. Gegenwärtig ist es sein ältester Sohn, der sich damit befaßt. Diese eigenhändige Abwicklung der Geschäfte blieb nicht ohne Wirkung: der Schloßherr von Fleury-les-Tours kann seine Ansprüche auf zwölfmalhunderttausend Franken jährliches Einkommen stützen, ohne je zu einer Geldheirat genötigt gewesen zu sein, und das Leben im Schlosse hat den vornehmen Charakter, den schon die Steinmetzarbeiten der Türen und die Schnitzereien der Fensterkreuze ankündigen. Der Besitzer dieser geschmackvollen und großartigen Behausung empfindet darüber einen sehr berechtigten Stolz. Ich erwähne dies nur, um begreiflich zu machen, wie sehr er, nachdem wir uns bei gemeinsamen Freunden kennen gelernt, Wert darauf legte, mir persönlich die Honneurs zu machen, obwohl ich vollkommener Laie in all dem bin, worin er als Kenner hervorragt. Hat er doch auf seinem Schlosse eine Waffensammlung angelegt, die mit der des Palais-Royal zu Madrid in Wettbewerb treten könnte.

Die vollendete Bildung dieses echten Edelmannes wurde gekennzeichnet durch die Selbstbescheidung, womit er mir während des Besuchs, auf den ich hier anspiele, alle Einzelheiten seines Museums erspart hat. Um mein eben schon zugestandenes Laientum zu bestätigen, will ich eines weiteren Umstandes noch gedenken. Von all den unvergleichlichen Seltenheiten, die ich in den Sälen des Schlosses zerstreut fand, ja sogar von dem ganzen Schlosse selbst habe ich eigentlich nichts in lebhafter Erinnerung behalten als ein kleines Gemälde im Schlafzimmer des Hausherrn, und auch dieses weniger um seiner selbst willen, obwohl es ein ganz ausgezeichnetes Stück von einem unbekannten französischen Meister aus dem siebzehnten Jahrhundert war, als wegen der Geschichte, die damit verknüpft ist. Dieses Überwiegen des moralischen Interesses über das anschaulich Schöne und Malerische macht ja den wesentlichen Unterschied zwischen dem Schriftsteller und dem bildenden Künstler aus. Es war ein großer Irrtum der Romantik, daß sie diese beiden geistigen Typen, die sich nun einmal nicht zusammenschmelzen lassen, vereinigen wollte.

Besagtes Gemälde, vor dem mein Fuß sogleich innehielt, stellte übrigens einen ganz herkömmlichen Gegenstand dar: eine Geburt. Die Malweise verriet jenes Können, das auf Fleiß und Durchbildung beruht, jene Liebe für das Kleinste, deren Wirkung unabhängig ist von dem Wechsel des Geschmackes. Der heilige Joseph, die Jungfrau, der Ochs, der Esel, das Kind auf seinem Stroh — sie alle waren mit einer gewissen derben Manier behandelt, aus der unverkennbar eine Beeinflussung durch Philipp de Champaigne sprach, sowie mit einer Naturwahrheit, die in Flanderns Schule erlernt war. Besonders war es ein kleiner Zug, der mir in hohem Maße originell schien und geradezu dichterische Phantasiekraft verriet. Wie üblich war die Szene in einen armseligen Stall verlegt, der sein Licht durch ein Fenster empfing, dessen Gitter aus zwei sich rechtwinkelig schneidenden Stäben bestand. Der Schatten dieses Gitters nun zeichnete sich auf der Grundmauer derart ab, daß auf dem hellen Bewurf ein Kreuz erschien von riesenhafter, phantastischer und dennoch deutlicher Form. Dieses Werkzeug der künftigen Marter erhob sich gerade über der Wiege des göttlichen Kindes, das so süß schlummerte! Der Kontrast zwischen diesem Kreuz und diesem Schlummer, zwischen diesem drohenden Furchtbaren und dieser sorglosen Ruhe war herzergreifend. Ich hatte übrigens einen Grund, mich für dieses Gemälde doppelt zu interessieren. Denn mein Betrachten war zugleich ein Wiedererkennen. Gewiß, ich hatte diese Anordnung der Figuren und diesen Schatten des Fenstergitters, der sich da in Kreuzform von der hellen Grundmauer abhob, schon früher einmal gesehen. Ein Name kam mir auf die Lippen, und ich sprach ihn unbedenklich aus. Denn daß ein Sammler ein Exemplar doppelt haben möchte,

kommt kaum vor, und die wenigen anderen Gemälde, die ich in dem Saal vereinigt sah, bewiesen mir immerhin, daß der Herzog, wie er in der Waffenkunde ja schon Fachmann war, auch bereits daran dachte, den Grund für eine Gemäldegalerie zu legen.

‚Sie haben ein sehr treues Gedächtnis!' antwortete er mir. ‚Eine Kopie dieses Gemäldes befindet sich in der Tat bei Madame de ***.' Er wiederholte den Namen, den ich genannt hatte, den ich aber, da es zwecklos wäre, hier nicht verrate. ‚Es handelt sich um Vetterschaft von mir. Sie hätten eine weitere Kopie im Hause von ***' (ich verschweige auch diesen Namen) ‚sowie eine dritte bei *** sehen können. Dies hier aber ist das Original, das mein Großvater testamentarisch dem ältesten seiner vier Kinder, meinem Vater, vermacht hat. Nach seinem Willen wurden drei Kopien davon für meine beiden Oheime und meine Tante angefertigt. Hat Madame de *** Ihnen nicht erzählt, warum?' Ich verneinte, und er fuhr mit einer gewissen stolzen Bitterkeit im Ton fort: ‚Natürlich! Wenn man sich einst der Fahne der Revolution verschrieben hat, dann empfindet man später gewisse Erinnerungen peinlich.' Der Vater von Madame de *** war nämlich Diplomat unter Napoleon III. gewesen. Ich habe wohl vergessen, darauf hinzudeuten, daß dieser Glashüttenbesitzer mit der Herzogskrone zu jenen starren Legitimisten zählt, die erst durch Befehl des Fürsten, der in Göritz den Todesschlaf hält, zur Anerkennung der politischen Verschmelzung bewogen werden mußten. Jetzt meinte er weiter: ‚Ich habe keine Veranlassung, über jene Episode zu schweigen, die diesem kleinen Bilde hier seinen Wert als Reliquie verleiht. Sie erlauben mir wohl, Ihnen ein Druckschriftchen zu überreichen. Es enthält aus dem Testament meines Großvaters jene Stelle, welche seinen Wunsch hinsichtlich des Bildes betrifft. Wollen Sie die paar Seiten vor Ihrem Weggang noch lesen? Sie werden mindestens ebenso interessant sein wie irgendein Zeitungsartikel. Und bei dem Kurs, den wir eingeschlagen haben, kann es leicht sein, daß sie dem ähneln, was wir morgen in den Tageszeitungen lesen!...'

Hatte sich der Besitzer dieser ‚Geburt' etwa geirrt, als er meine Hoffnung auf eine Erzählung spannte, die ebenso ergreifend sei wie die Idee der gemalten Leinwand selbst, an die sich die Erinnerung an einen entscheidenden Wendepunkt in der Lebensgeschichte seines Ahnen knüpfte? Der Leser möge darüber urteilen. Ich aber gebe das Dokument, dessen Benutzung mir der Herzog gestattet hat, hier so wieder, wie es lautete. Die Betrachtung solcher Epochen des Schreckens hat immer das Gute, daß man sich erinnert, welch furchtbare Prüfungen das Experimentieren mit gewissen sozialen Doktrinen vor nicht viel länger als einem Jahrhundert den Einzelschicksalen auferlegt hat. Das ist freilich noch kein Grund, um mit Monsieur de Fleury schlechthin an eine Wiederkehr der Ereignisse

zu glauben. Aber schließlich ist das Regiment der Kommune doch auch uns so nahe! Und sollten die Empfindungen, die in den Menschen zur Zeit der Schreckensherrschaft gelebt haben, etwa uns ganz fremd sein? Diese Erzählung hat also ein gewisses Interesse auch für die Gegenwart. Ich belasse ihr den Titel, den der Herzog ihr gegeben: Aufzeichnungen meines Großvaters für seinen ältesten Sohn zur Erläuterung eines in seinem Testament enthaltenen Kodizills, das Bezug hat auf ein Gemälde unbekannten Ursprungs, nämlich eine ‚Geburt‘. Von jetzt an ist es der Fleury von 1793, der die Feder führt.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

## I.

Zwischen dem Weihnachtstag, an dem ich diese Zeilen schreibe (1833), und dem, dessen Schrecknisse ich wieder heraufbeschwören will (1793), sind vierzig Jahre verflossen. Aber die damals durchlebten Ängste haften noch unvermindert frisch in meiner Seele. Ich brauche nur die Augen zu schließen, um mit greifbarer Deutlichkeit ein weißes Schneefeld wiederzusehen, das sich zwischen Bergen ausdehnt, eine verlassene Straße, auf der nur selten ein Fußgänger und noch seltener ein Reiter, von kahlen Bäumen überschauert, hinzieht und zum bleifahlen Himmel emporblickt, aus dem die Sonne eine brandigrote Scheibe ausschneidet. Auch einen Wagen sehe ich wieder, der mitten durch diese trauervolle Landschaft rollt, die von trüben Ahnungen beschwert scheint, wie damals die ganze Luft über französischer Erde. Dieses Gefährt bewegte sich, gerüttelt und geschüttelt, auf einem Boden hin, dessen holpriger Zustand ein Beweis für die Nachlässigkeit der revolutionären Regierung war. Ein dreißigjähriger Mann und eine junge Frau von zwanzig saßen darin. Dieser Mann, mein Sohn, war dein Vater, diese Frau war deine Mutter. Das heißt: sie war eben im Begriff, deine Mutter zu werden. Ihr Zustand vorgerückter Schwangerschaft machte ihr diese Reise sehr beschwerlich. Bei jedem Stoß des Wagens verzog sich ihr Antlitz, als wollte sie sterben, und die Lider schlossen sich häufig über den tränenfeuchten Augen. Aber dann gab ihr der feste Wille, meine Besorgnisse nicht zu vermehren, wieder den Mut, mir zuzulächeln und zu flüstern:

‚Ängstige dich nicht, Geliebter! Heiße den Kutscher die Pferde antreiben! Gott hat uns seit der Abreise geschützt; er wird nicht zulassen, daß wir so nahe dem Hafen noch scheitern! . . .‘

Wirklich war es fast ein Wunder, daß wir, ohne beunruhigt worden zu sein, die Entfernung zwischen Fleury-les-Tours und der kleinen Stadt in der Franche-Comté, der wir uns näherten, zurückgelegt hatten. Sie hieß Morteau und war nur noch acht Stunden von Locle und nicht mehr ganz

eine Tagereise von La Chaux-de-Fonds und der Schweiz entfernt. Wir hatten, um Frankreich zu verlassen, diesen abgelegenen Weg gewählt, nachdem wir anfänglich recht ostentativ die gewöhnliche Route über Chalons und Nancy eingeschlagen. Während wir nun mühsam weiterkamen, und in unserem Wagen, der ein Gelegenheitskauf und nur schlecht verschlossen war, von der Kälte des sinkenden Tages fast erstarrten, während wir ängstlich ausspähten, ohne doch Gesicht und Miene jedes Vorübergehenden erkennen zu können, da begann ich mich mit Vorwürfen zu quälen, daß ich nicht schon früher ausgewandert war! Nicht daß ich mich, wie so manche Törichte, hätte einschläfern lassen durch Illusionen, die die Nacht des vierten August erwecken konnte. Darüber war ich mir keinen Augenblick im unklaren gewesen, daß der Sturm, einmal über das Land entfesselt, erbarmungslos auch über mich hinbrausen würde, über mich und die Meinigen. Aber ich hatte im Jahre 1791 Mademoiselle de Moissens kennen gelernt. Ich hatte mich in sie verliebt und so die Abreise verschoben. Henriette war vaterlos und bewohnte mit ihrer kranken Mutter ein kleines Schloß in der Nähe des meinigen. Ich hatte mich sogleich als Beschützer dieser Damen betrachtet. Übrigens waren weder sie noch ich bisher bedroht worden. Ich hatte dann um Henriettes Hand gebeten. Verlobung und Hochzeit waren gefolgt. So hatten uns die Ereignisse von Woche zu Woche hingehalten, bis endlich der furchtbare Monat Januar kam, wo der Prozeß und die Hinrichtung des Königs erst vollends die Zeit allgemeiner Verwirrung heraufführte, der man so bezeichnenderweise den Namen Schreckensherrschaft gegeben. Ich hatte kaum die abscheuliche Nachricht bekommen, als ich erklärte: ‚Wir müssen fort!' Im selben Augenblick jedoch war Madame de Moissens' Zustand schlimmer geworden. Sie war gelähmt und nicht reisefähig. So mußten wir abermals bleiben. Denn ich hatte nicht den Mut gehabt, der Tochter klarzumachen, daß dadurch auch wir uns dem Verderben preisgaben, ohne doch Hoffnung für das Leben der Mutter zu gewinnen. Im August starb die Kranke. Nun waren wir wieder frei, aber diesmal verschoben wir die Abreise im Hinblick darauf, daß Fleury sich ja noch immer der fortgesetzten Nichtbeachtung seitens der Jakobiner in Nemours erfreute. Es erging ihm hierin, wie es Dampierre und etlichen anderen Behausungen von Edelleuten erging, die ein wenig abseits in Gegenden lagen, wo sich gerade kein besonders tatkräftiger Führer befand. Die Gesetze hinsichtlich des Vermögens der Emigranten waren unerbittlich. Wir besaßen außer unsern beiden Schlössern und dem, was dazu gehörte, keine weitere Habe. Henriette war davor zurückgescheut, das erste Kind, das sie im Leibe trug, schon vor der Geburt zu verderben. Innig fromm, wie sie war, hatte sie in der ungewöhnlichen Ruhe, in der wir soeben noch gelebt, die schirmende Hand der Vor-

sehung erblicken wollen. So hatte ich denn ihrem Wunsche, unser Schloß nicht zu verlassen, nachgegeben. Wie bittere Vorwürfe machte ich mir jetzt darüber! Ein Donnerschlag hatte uns aus dieser wahnwitzigen Sorglosigkeit erweckt. Eines Morgens war in Nemours ein Volksvertreter erschienen und hatte sich eine Liste der Grundbesitzer von Stadt und Umgebung aufstellen lassen. Diese Liste oder ein Verzeichnis, das die Namen der in Acht Verfallenen enthielt — das war ein und dasselbe. Ein alter Diener meiner Familie hatte in Erfahrung gebracht, daß Vorführungsmandate gegen die Verdächtigen erlassen werden sollten, und natürlich in erster Linie gegen mich. Die drohende Nähe der Gefahr hatte nun kein Zaudern mehr gestattet. So war es gekommen, daß wir uns an jenem Nachmittag gegen Ende Dezember auf dem Wege nach der Schweiz befanden. Ein Reisepaß, lautend auf den Bürger und die Bürgerin Chardon, den uns der treue Warner noch verschafft, hatte uns auf dieser langen und gefahrvollen Reise von Station zu Station geholfen. Kraft dieses Papieres, das mit dem Stempel des Magistrats von Nemours versehen war, erschien ich als schweizerischer Bürger, der der Gesundheit seiner Frau halber in die Heimat zurückkehrt. Gerade die Plumpheit dieser List hatte bisher ihr Gelingen gefördert. Wie hätte man sich auch einbilden können, daß ein Herzog von Fleury nicht bessere Maßregeln getroffen habe, um die Spione, die hinter ihm her waren, auszuspüren? Denn wenn er an die Grenze kam, würde dieser elende Fetzen Papier genügen? Diese Frage legte ich selber mir mit immer größerer Besorgnis vor, während ich zugleich am Horizont die Silhouette jenes Städtchens Morteau suchte, wo sich der letzte Akt in dem Drama unserer Rettung abspielen sollte . . Gegen vier Uhr zeichnete sie sich an dem inzwischen fast dunkel gewordenen Himmel ab. Die düstere Häusermasse sah mich so sonderbar unheildrohend an, daß die Furcht vor der letzten Prüfung, die mein falscher Paß dort zu bestehen hatte, unerträglich wurde. Das Verlangen, durchzuschlüpfen, brachte mich auf den unglücklichsten Gedanken, der nur möglich war. Ich fragte meine Begleiterin, ob sie sich kräftig genug fühle, zwei Stunden zu marschieren. Sie bejahte. Aber der Ausdruck ihrer Augen hätte mich warnen sollen. In der Hitze der Flucht jedoch sieht man nichts als nur den einen möglichen Ausweg.

‚Es wird die letzte Anstrengung sein!' beschwichtigte ich. ‚Sie ist aber notwendig!' Zugleich gab ich, ans Fenster klopfend, dem Kutscher das Zeichen, zu halten. Ich hatte diesen plumpen Bengel in Dijon, wo ich den Wagen kaufte, auf sein gutes dummes Gesicht hin engagiert. Was mochte er wohl bisher von den Reisenden, die er so durchs Land kutschierte, gedacht haben? Das hatte ich mich oft gefragt und war bemüht gewesen, so gut es ging, seine etwaigen Zweifel zu zerstreuen. Darum war es geradezu toll,

jetzt mit einem Male, so nahe dem Ziel der Reise, die bisherige Haltung aufzugeben. Und doch brachte ich es fertig — etwa eine halbe Stunde noch vor Morteau —, vom Wagen zu springen und dem Kutscher zuzurufen:

‚Ich habe deine Dienste nicht mehr vonnöten, mein Junge! Meine Frau und ich wollen lieber die Reise zu Fuß fortsetzen. Der Wagen mitsamt den Pferden gehört dir und diese Kleinigkeit noch obendrein (ich drückte ihm eine Rolle Goldstücke in die Hand), vorausgesetzt, daß du dich nach dieser Richtung hin aus dem Staube machst (dabei deutete ich den Weg, auf dem wir eben gekommen waren, zurück). Tust du das nicht, so . . .‘ Ich hatte aus meiner Tasche eine Pistole gezogen und richtete sie in nicht mißzuverstehender Weise auf ihn. Der arme Tropf begann sogleich an allen Gliedern zu zittern und schwur:

‚Ich will ja gehorchen, Herr, ich will gehorchen! . . .‘

‚Aber augenblicklich machst du, daß du fortkommst!‘ polterte ich. ‚Ich kenne deinen Namen und werde dir noch schriftlich den Ort angeben, wohin du die Gegenstände, die im Wagen zurückbleiben, senden sollst. Wenn du in sechs Monaten keine Nachricht empfangen hast, dann magst du alles behalten!‘

Der Mensch stammelte einen Dank und half mir mit noch zitternder Hand eine Art Ränzel auf die Schultern laden, das etliche unentbehrliche Sachen enthielt. Außerdem trug ich in meinem Gürtel noch weitere zehn Goldrollen und eine Anzahl Diamanten. Der Bursch schwang sich auf seinen Kutscherbock, fast ohne noch ein Wort zu mir zu wagen. Denn ich hielt unausgesetzt die erhobene Pistole in der Hand. Die Pferde zogen verdrossen an wie erschöpfte Tiere, die schon auf den Stall gehofft. Aber ihr Lenker hatte es so eilig, von der Mündung meiner Schußwaffe wegzukommen, daß er sie bald in einen guten Trab zu bringen wußte. Nun waren Madame de Fleury und ich allein. Wir brauchten nur um die Stadt herum zu marschieren, um die Schweiz zu erreichen. Sie erklärte: ‚Ich bin bereit!‘ Und so setzten wir uns denn auf Morteau zu in Bewegung, mit dem Vorsatz, beim ersten besten Pfad nach rechts oder links abzuschwenken, um uns jenseits der Stadt wieder auf die Hauptstraße zu begeben.

## II.

Wir waren noch nicht fünfhundert Schritt weit gekommen, als mir der immer schleppendere Gang meiner Begleiterin bewies, daß ihre Energie größer gewesen als ihre Kräfte. Noch fünfhundert Schritt weiter, und sie gab es auf. ‚Ich kann nicht mehr!‘ seufzte sie und brach, indem sie sich auf einen Stein am Wege fallen ließ, in Schluchzen aus.

‚Ich leide zu sehr!‘ Mit den Händen hielt sie ihre Lenden. Obgleich sie mit einem Mantel umhüllt war, so zeigte sich die Verunstaltung dieses

armen Körpers doch zu sichtbar, als daß dieser Schmerzensausbruch nicht den Sinn einer Drohung hätte annehmen sollen, an die ich bisher absichtlich noch nicht gedacht hatte. Henriette stand am Ende des achten Monats ihrer Schwangerschaft. Wie, wenn sie nun vor der Zeit niederkam, hier im Frosthauch des Nordwindes, auf der vereisten Schneefläche, so weit von aller Hilfe! ... Ich versuchte, sie vom Boden aufzuheben, um sie fortzutragen — aber wohin? ... wohin? Nun, wo denn anders hin als nach der Stadt, deren am Horizont aufsteigende Umrisse mich eben noch erschreckt hatten. Jetzt erschien sie mir als ein Zufluchtsort, wo mein teures Weib wenigstens ein Dach haben würde, ihren schauernden Leib zu schützen, ein Bett, ihre von der langen Fahrt gerüttelten Glieder auszustrecken, Windeln, um unser Kindlein, falls es wirklich schon zur Welt kam, darein zu wickeln! Ich war damals jung und stark. So bat ich sie, ihre Arme um meinen Hals zu schlingen, und marschierte noch zweihundert Schritt mit dieser anbetungswürdigen Last ... Und dann fühlte ich selber meine Kräfte schwinden. Ich mußte Halt machen.

‚Du siehst nun wohl,' sagte sie, als ich sie auf die Erde niedergesetzt, mit so schwacher Stimme, wie ich kaum jemals gehört, ‚du siehst nun wohl ein, daß es unmöglich ist! Umarme mich, Geliebter, und sag mir Lebewohl! ... Leb wohl in Gottes Schutz!' wiederholte sie mit Nachdruck. ‚Überlasse mich dem, der mich retten wird, wenn es sein Wille ist! Und ist es nicht sein Wille, so weiß er warum, und ich will mich gern ihm beugen. .... Aber du geh — eile, Geliebter! Daß sie nur dich nicht ergreifen, dir nicht die teuern Hände fesseln! Daß sie dich nicht ...' Ich war vor ihr niedergekniet und versuchte sie zu beruhigen. Die leidenschaftliche Gebärde, womit sie meinen Kopf gegen ihr Herz drückte, redete furchtbar deutlich. Henriette sah im Geiste schon die Guillotine und das Fallbeil. ‚Leb wohl ... leb wohl! Und nun geh!'

‚Nein!' entgegnete ich. ‚Ich werde dich nicht verlassen! Aber was tun, was tun?'

‚Forteilen ... ihnen entschlüpfen, du wenigstens, du ...'

‚Ja,' rief ich, ‚aber nur mit dir! ... Hör mich an! ...' Ein schwaches Schellengeläute klang aus der Ferne. ‚Das ist ein Wagen, der sich nähert. Unser Kutscher kommt zurück, um uns zur Anzeige zu bringen. ... Ach, wenn er es doch wäre! Aber wer es auch sein mag, er muß uns unbedingt mitnehmen!'

So stand ich, nachdem ich vor weniger als einer Stunde unter Gefährdung des eigenen Lebens einen Wagen, der mein war, und einen Kutscher, auf den ich mich so ziemlich verlassen konnte, zurückgeschickt hatte — so stand ich jetzt im Begriff, bei hereinbrechender Nacht wie ein Straßenräuber das Gefährt eines unbekannten Reisenden anzufallen, mit dem ich ohne Zweifel

einen Kampf zu bestehen hatte. Die Sprunghaftigkeit meiner Entschlüsse unter so ernsten Umständen hätte wohl einen Denkzettel verdient. Er blieb mir erspart. Denn der Reisende stellte sich als eine Frau in vorgerückten Jahren heraus, die, selber in Furcht vor einer unerwünschten Begegnung, in der Richtung der Stadt einen traurigen Klepper antrieb, der vor einen beladenen Gemüsekarren gespannt war. Ein Gespräch von fünf Minuten genügte, sie den Stand der Dinge erraten zu lassen.

‚Steigen Sie ein, gnädige Frau,' sagte sie nach den ersten Unterhandlungen zu Henriette, ‚und Sie auch, Herr! Aber sagen Sie kein Wort, wenn wir an den Schlagbaum kommen. Man würde sonst erkennen, daß Sie nicht von hier und auch nicht aus der Schweiz sind,' fügte sie hinzu. ‚Ich werde Sie als Vetter und Base von mir einführen . . . Nachher will ich Sie zu meiner Schwester bringen, die Sie über Nacht behalten wird. Vor seinem Weggang hat ihr Gebieter ihr ja noch ans Herz gelegt, daß sie alle Flüchtlinge vom alten Regime, die durchkämen, aufnehmen solle . . .'

Gern gebe ich hier die Rede der Mutter Poirier wieder — wie ich auch freudig ihren Namen herschreibe — als ein Zeugnis dafür, daß es doch auch noch brave Menschen gab auf dem Stück Erde, wo einst das liebliche Frankreich geblüht. Ja, wenn sie alle, Mann und Weib, aufzustehen gewagt und sich zusammengeschart hätten, wie schnell wäre dann den Bluthunden das Regiment abgenommen worden — dieser Handvoll Menschen, unter denen dazu so viele Feiglinge waren! Das hat man ja zur Genüge gesehen, als ein Bonaparte vor ihnen aufstand. Aber im Jahre dreiundneunzig da wußte der bessere Teil der Menschheit nur zu sterben und zu verzeihen. Hierfür mußte Mutter Poirier mir sogleich einen ergreifenden Beweis liefern.

‚Wer war denn der Gebieter Ihrer Schwester?' fragte ich, als der Wagen sich schütternd in Bewegung setzte. Ich hatte gegen den Ausdruck ‚Flüchtlinge vom alten Regime' nicht protestiert. Was hätte es mir auch genützt, wenn ich mich mit der Gemüsehändlerin in einen Disput eingelassen hätte? Ich war ihr doch wirklich zu Dank verpflichtet!

‚Monsieur François, der Pfarrer von Morteau!' war die Antwort.

‚Und er ist abgereist?'

‚Man hat ihn weggeschleppt, Herr. Aufs Schafott!'

Madame de Fleury stieß einen schwachen Schrei aus und drückte sich fester an mich. Da Mutter Poirier Obacht auf ihr Pferd hatte, das sie durch die inzwischen hereingebrochene Dunkelheit lenken mußte, so bemerkte sie nichts von diesen beiden Zeichen eines Schreckens, der noch größer wurde, als sie fortfuhr:

‚Dennoch muß ich sagen: sie sind in Morteau nicht allzuschlimm. Aber es ist da dieser Raillard . . .'

‚Was für ein Raillard?' erkundigte ich mich.

‚Wie, Sie kennen Raillard nicht? Doch richtig, Sie sind ja nicht hier zu Hause. Nun, man behauptet von ihm, daß er alles durchsetzt, was er will. Er ist unser Arzt ... oder vielmehr, er war es ...' verbesserte sie sich. ‚Fast niemand wendet sich mehr an ihn. Man geht jetzt zu Monsieur Couturier.'

‚Monsieur Raillard ist also das Haupt der Jakobiner in Morteau?' fuhr ich zu fragen fort. ‚Er ist Präsident des Klubs?'

‚Warum tun Sie, als ob Sie ihn nicht schon längst kännten?' Trotz der Finsternis sah ich, wie in den Augen der Bauersfrau ein Schein von Mißtrauen aufglomm. Die Schwester der Pfarrköchin, deren Herrn man geköpft, hatte also einen Herzog von Fleury im Verdacht der Spionage! Wahrlich, ein Zug, der geradezu sinnbildlich ist für eine Epoche, zu deren traurigsten Kennzeichen es zählt, daß die Opfer der Verfolgung selber vor einander auf der Hut waren. Der Eindruck davon verwischte sich in mir erst, als wir auf einmal das Tor des Städtchens hinter uns hatten und Madame Poirier, während meinem Weib die Glieder fast krampfartig schlugen, konstatierte, daß wir soeben den Schrecknissen einer Todesgefahr wohlbehalten entronnen seien.

‚Wahrlich, gnädige Frau,' rief sie ganz harmlos, ‚es ist zwar nicht zum Lachen, aber es hat mir doch Spaß gemacht, Ihre Angst in dem Augenblick zu sehen, als ich der Wache zuschrie: „Mein Vetter, meine Base ..." Wenn die wüßten, was ich Ihnen über Raillard gesagt habe, sie würden dafür sorgen, daß ich unsern guten Monsieur François bald wiedersähe. Und ich habe doch, liebe Dame, einen Mann und zwei Kinder daheim, mit denen ich gern auch mal wieder bessere Zeiten sehen möchte! ... Aber wir nähern uns jetzt der Behausung meiner Schwester. Die hat Ruhe vor ihnen, weil sie die Milchschwester der verstorbenen Madame Raillard war. Mit Rücksicht darauf hat „er" sie nicht verhaften lassen... Früher, wissen Sie, ist er ein guter Mensch, ein richtiger Gelehrter gewesen. Es wird wohl der Kummer über den Tod seiner Frau sein, der ihm das Gehirn verwirrt hat; und dann diese neuen Ideen. Denken Sie, dieser Mann trinkt nur Wasser. Er ißt kaum. Er geht nur in seinen Büchern auf. Zwei Zimmer hat er ganz voll davon. Ich bitte Sie nun: so viel Gelehrsamkeit, nur um so ein schlimmer Mensch zu werden! ... Jetzt geben Sie mal acht auf mein Pferdchen, Herr ...' Sie berührte das Tier mit dem Peitschenende. ‚Es kann nicht lesen und weiß doch alles, was es wissen muß ... Hier ist die Tür meiner Schwester. Sehen Sie, das Pferdchen steht ganz von selber still. Ja, mein Pferdchen, wir sind zu Hause ... Ein Viertelstündchen noch, dann wirst du deinen Hafer zu fressen bekommen.'

## III.

Es war eine schreckliche Fahrt gewesen. Während dieses unbefangenen Geplauders hatte ich den furchtbarsten Typus, den die Revolutionäre von damals, ja aller Zeiten aufweisen, vor meinem Auge aufsteigen sehen — den Ideenfanatiker, der im Privatleben ein Ehrenmann, ja sogar zart und empfindsam ist. Das bewies der Gram, der diesen Raillard ob des Verlustes seiner Frau verzehrt hatte. Aber dann, sobald es sich darum handelt, ihr System von Hirngespinsten in die Tat umzusetzen, da gilt das Leben des Nächsten diesen Leuten nichts. Was den Versuch betrifft, die Anwandlung von Milde, die Raillard der Köchin des Abbé François gegenüber gezeigt hat, als Pietät gegen seine verstorbene Frau auszulegen, so macht derselbe einem schlichten Geist wie Madame Poirier wohl Ehre. Sehr wahrscheinlich aber diente das Haus von Mademoiselle Bouveron — so hieß das bejahrte Fräulein — als Falle. Kommen und Gehen aller Besucher war einer peinlichen Kontrolle unterworfen. Ich glaube, nochmals versichern zu müssen, daß ich nie, weder in jener Nacht, noch später, auch nur einen Augenblick den Verdacht gehegt habe, jene beiden Stiefschwestern — so war nämlich ihr Verwandtschaftsgrad — spielten mit Bewußtsein eine Scheinrolle. Nein, das waren zwei ganz biedere und bedauernswerte Geschöpfe. Möge Gott ihre Seelen in Gnaden aufgenommen, und mögen sie dort oben den Lohn des barmherzigen Samariters empfangen haben. Übrigens stand ich, ob sie nun Abgesandte der Jakobinerpolizei waren oder nicht, vor keiner Wahl mehr. Die heftigen Schmerzen, über die meine Frau am Wegsaum geklagt, hatten sich im Wagen einen Augenblick gesänftigt. Der Empfang durch Mademoiselle Bouveron, die uns aufnahm, als seien wir Boten des Monsieur François, hatte, wie es schien, ihr Mut eingeflößt. Es war die Ruhe vor dem Sturm. Henriette saß kaum in der Ecke neben dem Herd, als sie zu stöhnen anfing. Ihre Antwort auf meine Fragen überzeugte mich, daß meine Ahnung mich nicht getäuscht hatte. Eine Frühgeburt war im Anzug, und zwar zweifellos schon im Laufe der Nacht. Ich teilte unserer Wirtin meine Befürchtungen mit und bat sie, mir die Wohnung einer Hebamme anzugeben. Doch es weilte keine mehr in Morteau. Von den beiden, die noch im vergangenen Jahre hier ihren Beruf ausgeübt, hatte die eine das Schafott bestiegen, die andere war geflohen. So mußte ich mich notgedrungen an einen Arzt wenden, eben an jenen Monsieur Couturier, der Raillards Praxis übernommen hatte. Was für ein Mann war er wohl? Ich übernahm die Aufgabe, mich persönlich zu ihm zu begeben, und zwar auf der Stelle. Denn mit eigenen Augen wollte ich zuvor den Mann sehen, dem ich die Sorge anvertraute, mein Erstgeborenes, vielleicht einen Sohn, den Erben meines Namens, zur Welt zu befördern. Ich finde keine Worte, um die Aufregung zu beschreiben, die mir

fast das Herz abdrückte, als die Pforte des Arztes sich auf mein Klopfen mit dem Schlegel öffnete. Noch steht mir deutlich vor Augen die steile Straße mit ihrem Schneeschimmer, wo sich das Haus des Landdoktors erhob, noch sehe ich den schwarzen Kittel des kleinen Mädchens, das man mir als Führerin mitgegeben. Und das Stück Himmel, das zwischen den Dächern hereinschien, und vor allem den Tonfall der Dienstmagd habe ich nicht vergessen, die sich, zweifellos aus Vorsicht, nicht sehen ließ. Auf meine in die vorgeschriebene Formel gekleidete Frage gab sie zur Antwort:

‚Nein, der Bürger Couturier ist nicht zu Hause.‘

‚Aber wann wird er denn zurückkommen?‘

‚Vor morgen nicht. Er ist heute nachmittag nach Valdahon gefahren, um einen seiner Patienten, der am Tode liegt, zu besuchen. Er wird die ganze Nacht bei ihm wachen . . .‘

‚Aber es handelt sich um jemand, der nicht mehr warten kann. Meine Frau ist in den Wehen. Wie weit ist's von hier bis Valdahon?‘

‚Achteinhalb Stunden. Es wäre zwecklose Mühe, es zu versuchen. Um auf Straßen, wie die sind, fortzukommen, dazu braucht es das Pferd des Doktors, noch dazu jetzt, wo es Nacht ist. Und dann würde er seinen Patienten doch nicht im Stich lassen. Denn all seine Krankenbesuche hat er auf morgen verschoben, nur um sich frei zu machen . . .‘

‚Aber an wen soll man sich denn hier in dringenden Fällen wenden?‘ rief ich beharrlich. ‚Monsieur Couturier hat doch sicher jemand, der seine Stelle vertritt, wenn Not an den Mann geht, und er abwesend ist. Ich frage Sie noch einmal: wenn äußerste Gefahr besteht, an wen wendet man sich?

‚An den Bürger Raillard,‘ war die Antwort. Aber nur gedämpft sprach die Stimme diesen Namen aus, der mir kälter ans Herz schlug als der eisige Nordwind jener Nacht, in die ich mich ohne Mantel hinausgewagt. Die Magd war einige Stufen herabgekommen. Die Lampe, die sie weit vom Kopfe abhielt, ließ ihre Züge scharf und mit schreckhaftem Ausdruck hervortreten. Ersichtlich war sie selber durch die bloße Erwähnung des Schreckensmannes aus der Fassung gebracht worden. ‚Der Bürger Raillard übt die Praxis seit drei Jahren nicht mehr aus,‘ fuhr sie fort, ‚doch ist er mit meinem Herrn dahin übereingekommen, daß man in dringenden Fällen zu ihm schicken darf. . . . Aber wenn Sie lieber doch bis morgen warten wollten, Monsieur Couturier ist gegen neun Uhr zurück . . .‘

Bis morgen warten? Konnte ich das? . . . Und wenn nicht, was sollte werden? Sollte ich meine Frau, meine geliebte Frau, vielleicht vor mir hinsterben lassen, und mit ihr das Kind, ohne den einzigen Arzt, der zu dieser Stunde in der Stadt war, gerufen zu haben? Ihn rufen aber das hieß unsern falschen Paß vor seinen opfergierigen Augen ausbreiten,

das hieß uns Fragen aussetzen, auf die wir antworten mußten. Der leiseste Argwohn bedeutete Verhaftung, bedeutete Tod, für mich schlechtweg, aber ohne Zweifel wohl auch für Madame de Fleury und die beiden armen Schwestern, deren eine sich unser angenommen, als wir draußen im Schnee erstarrt lagen, während die andere uns jetzt Obdach gewährte. Wie schnell brachte mich die Unruhe, die an mir zehrte, zu Mademoiselle Bouverons Wohnung in der Vorstadt zurück, und mit welcher Angst sah ich das alte Fräulein vor mir auf der Türschwelle auftauchen! Schon hörte ich ihre Stimme!

‚Die gnädige Frau befand sich eben recht schlecht . . . In dieser Nacht noch tritt es ein, ganz bestimmt. Aber Sie bringen ja Monsieur Couturier nicht mit?‘ Ich berichtete ihr kurz über den Erfolg meines Ganges. ‚Monsieur Raillard?‘ schrie sie auf und rang entsetzt die Hände. ‚Monsieur Raillard? Der Mann, der unsern Monsieur François hat gefangen nehmen und enthaupten lassen? . . . Ach, lieber Herr, er braucht nur zu wissen, daß Sie hier sind, Sie und die gnädige Frau, dann ist Ihnen schon der Tod sicher.‘

Während solcher Angstrufe trat ich ins Zimmer ein. Henriette lag jetzt im Bett, das Gesicht wie vom Todeskampf verzerrt. Die entstellten Züge, die fahle Haut, die wilde Starrheit des Blickes, das Zucken der Augenlider, der Krampf der Finger auf der Bettdecke deuteten darauf hin, daß eine Nervenkrisis bevorstand, wie sie häufig als Begleiterin einer verfrühten Niederkunft auftritt. Sie erkannte mich wieder und machte mir ein Zeichen, daß sie nicht sprechen könne. Ihr Atem war kurz, der Kiefer gelähmt. Doch hatte sie noch die Kraft, meine Hand zu ergreifen und an ihre Brust zu pressen. Am Pulsschlag und den glühenden Fingern merkte ich, daß das Fieber in ihren Adern wütete. Dennoch schien meine Gegenwart ihr wohlzutun. Die Anfälle, unter denen die Glieder der Kranken sich krümmten, setzten für einige Augenblicke aus. Die Atemzüge wurden regelmäßiger und Henriette kehrte sich nach der Wand zu, als wollte sie versuchen zu schlafen. Aber schon nach zehn Minuten solchen scheinbaren Schlummers traten neue Anzeichen auf, welche jede Hoffnung, daß wir vielleicht bis morgen warten könnten, schwinden ließen. Die Zuckungen setzten wieder heftiger ein. Sie ließen nach, um von neuem zu beginnen und jedesmal mit stärkerer Gewalt. Die Bouveron, diese gute Haut, lief zwischen Küche und Zimmer hin und her und brachte mir der Reihe nach alle Hausmittelchen in Vorschlag, die einer im Städtchen so vielbefahrenen Gevatterin nur einfallen konnten. Ihre Angst vergrößerte die meine noch, und zwar trug ein kleiner, aber überaus bezeichnender Umstand hiezu bei. Ganz offenbar glaubte die Alte, daß meine Frau am Sterben liege, und dennoch vermied sie beharrlich, den Namen Raillard

Georg Greve-Lindau/Die hl. drei Könige am See



auch nur zu nennen. Sie kannte den Revolutionshelden, und hielt es also für zwecklos, an seine Menschlichkeit zu appellieren. Wozu konnte es führen, wenn ich mich dennoch an ihn gewandt hätte? Daß er mich als einen Verdächtigen auf der Stelle verhaften ließ, daß meine Frau einsam und verlassen ihren Todeskampf durchmachte. Unsere Lage war geradezu schrecklich. Durch eine Trennung wäre sie noch schrecklicher geworden. Nein, diese Gefahr, die furchtbarer war als alles andere, durfte ich nicht heraufbeschwören; und so ergab ich mich darein, nur immer zu wiederholen, was ich schon vor der Begegnung mit Madame Poirier ausgerufen: ‚Was nun? Was nun? . . .‘

IV.

In diesem Augenblick, da zwischen den schmerzvollen Anfällen, die mich bei meiner Ratlosigkeit und Ohnmacht zur Verzweiflung brachten, eine Pause eingetreten war, durchkreuzte ein abscheulicher Gedanke mein Gehirn. Ich war in jener Zeit nicht eben besonders gläubig. Wie die meisten meiner Standesgenossen hatte der Geist des Skeptizismus, der von Voltaire und den Enzyklopädisten ausging, auch mich berührt. Heute aber ist mir klar, daß ich in jener Nacht eine von den Versuchungen bestanden habe, womit der böse Feind — der ‚antiquus hostis‘, von dem die heiligen Väter reden — uns in den entscheidenden Stunden unseres Lebens naht. Ich hatte meine Pistolen, als ich von dem vergeblichen Gang zu Monsieur Couturier zurückkehrte, auf ein Tischchen gelegt. Als ich mich jetzt aufstützte, um — wie es ja die unwillkürliche Gebärde der Verzweiflung ist — meinen Kopf in die Hände zu legen, da stieß ich mit dem Ellenbogen an einen der Kolben. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es meinen ganzen Körper. Ich hatte überhaupt vergessen, daß diese Waffen — zwei geladene Pistolen — da waren. Wenn das Maß des Unglücks voll ist, so gibt es immer noch ein sicheres Mittel, um sich davon zu befreien. Ich hatte es in meiner Gewalt, diese Klagelaute der armen Henriette, die an ein verwundetes Tier gemahnten und auf unerträgliche Schmerzen deuteten, zum Schweigen zu bringen, sowie auch die Klage meines eigenen Herzens, dieses Herzens, das voll Liebe war und für Frankreich schlug. Was bedeutete denn dieser Todeskampf meiner jungen Frau, hier im fremden Hause, einige Stunden vor der Grenze, fast am Ziel einer langen Flucht, die uns so weit vom Herd der Ahnen weggeführt — was bedeutete er weiter als eine kleine traurige Episode in dem allgemeinen ungeheuren Elend? Und doch — mag die Verzweiflung noch so gerechtfertigt sein, die Natur erhebt ihre Stimme und bietet ihr Trotz. Da harrte ein Kind auf der Schwelle des Lebens! Aber welch ein Schicksal stand ihm bevor? Für welch traurige Verhältnisse war es bestimmt? Mit jener Gedankenschnelligkeit, die uns zu gewissen Zeiten in einem Augenblicke alle Vergangenheit und Zukunft

enthüllt, sah ich das Kind, im Falle es ein Knabe war, draußen in der Verbannung aufwachsen, um später, mit der unnützen Bürde eines großen Namens belastet, ohne Mittel sein Leben zu fristen, in das Heimatland zurückzukehren, ein Fremdling in dem Frankreich, wie es dann aus dem Blutbad der Revolution hervorgegangen — ein Emigrant auch dem Herzen nach! Und wenn das Kind eine Tochter war, so hätten die Aussichten sich nicht gebessert. Denn was hätte aus ihr werden sollen? Wie und wo sie erziehen? Wer war der Gatte, der auf sie harrte? . . . Ich hatte erst die eine, dann die andere Pistole zur Hand genommen . . . Ein kleiner Druck hier am Schloß, und die Geburt dieses Kindes war verhütet — seine Mutter hatte aufgehört zu dulden. Ein kleiner Druck hier an dem anderen Schloß, und der unglückliche Mann, der die Tollheit begangen, sich in der Blüte der Schreckensherrschaft zu verheiraten, legte ebenfalls sein Haupt für immer zur Ruhe. ‚Ja, so ist es besser!' rief ich ganz laut, und eine furchtbare Entschlossenheit lag in meiner Stimme. Ich muß diese Beichte hierher schreiben, wenn auch mit Abscheu und Gewissensqualen. Diese Stunde ist wirklich einmal gewesen, ich habe sie durchlebt. Während jener Nacht vom 24. zum 25. Dezember 1793 hat es einen Augenblick gegeben, wo ich ein Mörder und ein Selbstmörder war. Ja, im Ernst, ich habe damals den Entschluß gefaßt, meine Frau und mit ihr die Frucht unserer Ehe zu töten. Und auch mich selbst habe ich töten wollen. Schon waren die Pistolen zu diesem Zwecke fertig gemacht, auf Ladung und Zündstein geprüft. Hier kannst du den Grund sehen, mein Sohn, warum ich wünsche, daß du immerdar dieses fromme Gemälde hochhalten möchtest, dessen Gott sich bedient hat, um mich vor dem abscheulichsten, dem unverzeihlichsten Verbrechen zu bewahren . . .

Ich hatte mich, nachdem ich diesen Plan gefaßt, erhoben, denn ich war mit mir im reinen. ‚In einer Viertelstunde', sagte ich mir, ‚wirst du zur Tat schreiten. Du wirst erst sie töten, und danach sogleich dich selbst.' Auf den wilden Sturm der letzten Stunde war in meinem Innern eine Ruhe gefolgt, die ich mich nicht scheue als teuflisch zu bezeichnen. Auch die Kranke erfreute sich gerade einiger sanfterer Augenblicke und hatte zu stöhnen aufgehört. Ich ergriff die elende Talgkerze, die das Bild von Hoffnungslosigkeit erhellte, um die mir so teuren Züge noch ein letztes Mal zu betrachten. Als ich mich dem Bett näherte, fiel der Lichtschein auf ein Gemälde, das in dem Alkoven hing, der einst dem priesterlichen Martyrer als Schlafstatt gedient hatte. Dieses Bild war eben jene ‚Geburt', die ich dir letztwillig vermache. Wie soll ich es anders erklären, als durch eine Gnade der Vorsehung, daß ich, der bis dahin dem Gemälde nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt, jetzt mit einem Male in Betrachtung versunken und tief ergriffen davor stehen blieb? Ich habe dir schon

bemerkt, daß ich den Glauben meiner früheren Jahre mir nicht unverletzt bewahrt hatte. Aber einstmals hatte ich ihn doch besessen, diesen inbrünstigen Glauben. Zweifellos war auch, ohne daß ich es merkte, ein weiterer Einfluß bei mir wirksam gewesen: die Frömmigkeit des Weibes, das ich aus übergroßer Liebe jetzt töten wollte ... Aber wozu den Versuch machen, eine jener verborgenen Wandlungen der Seele zu erklären, die ebenso geheimnisvoll wie unwiderstehlich vor sich gehen? Zwischen dem Sujet, das jenes Gemälde behandelt, und der Prüfung, die ich in derselben Stunde durchmachen mußte, bestand eine Übereinstimmung, die zu auffallend war, als daß ich sie nicht hätte fühlen müssen. ‚Und Maria brachte ihren erstgeborenen Sohn zur Welt. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn es war für sie kein Platz mehr in der Herberge.' Mit halblauter Stimme las ich diese Worte, die dem Rahmen als Inschrift dienten, und fiel in ein tiefes Sinnen ... Das Kind, dessen bevorstehende Ankunft meiner Frau solche Klagelaute entlockte, war ja auch ein Erstgeborenes. Und wir, seine Eltern, waren ebenfalls umherirrende Pilger, die nicht wußten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten, und denen der Zufall ein schützend Dach bot. Ich betrachtete das Gemälde näher. Des Malers Absicht war, daß Joseph und Maria, wenn sie die Augen erhoben, über der Wiege ihres Kindes das Werkzeug seiner künftigen Marter erblicken sollten. Die originelle Idee, durch den Schatten des Fenstergitters auf der Mauer die Form eines Kreuzes erstehen zu lassen, hätte unter anderen Umständen vielleicht nur meine Neugier gefesselt. Aber bei der tiefsten Erregung, in der ich mich befand, ging mir der Sinn dieses Symbols plötzlich wie eine Offenbarung von überwältigender Kraft auf ... Wie lange mag ich wohl so gestanden und diese Elterngruppe, den schlafenden Heiland und die neben seinem Schlummer aufragende Silhouette des Kreuzes betrachtet haben? Ich weiß es nicht. Und nur betrachtet? Nein. Einer Stimme aus unsichtbarem Munde mußt' ich lauschen — einem Flüstern: ‚Ecce homo! Sieh da den Mann der Schmerzen! Also steht bei jeder Geburt drohend ein Schicksal, weil auf jede Geburt mit Gewißheit ein Tod folgt, und weil wir ja nur deshalb leidend zur Welt kommen, um sie leidend wieder zu verlassen. Diese Eltern hier aber nehmen das drohende Schicksal willig hin. Auf den Knien liegen sie und beten. Und dieses Kind nimmt sein Schicksal willig hin. Sieh, es schlummert. Hier wie dort Ergebung in das Leben mit all dem Unbekannten und Furchtbaren, was es bringt sowohl für den, der es schenkt, als für den, der es in Empfang nimmt. Siehst du diese Mutter? Sie wird gekreuzigt werden in dem Fleisch ihres Sohnes. Und sie weiß es und lehnt sich nicht dagegen auf. Dieser Gatte aber wird das Kreuz erdulden in dem Herzen seines Weibes. Auch er weiß es und

lehnt sich nicht dagegen auf. Und dann dieses Kind! Es wird die Qualen des grausamsten Todes kosten, den blutigen Schweiß, den Abfall seiner Jünger, den Verrat des Judas und seinen Kuß, die Schmähluſt eines gemeinen Pöbels, Speichel und Backenstreiche, die Nägel, die seine Füße und seine Hände durchbohren, den mit Galle getränkten Schwamm und den Lanzenstich. Da hast du sein Martyrium in Gestalt dieses Kreuzes vor Augen, das das spielende Licht dort auf die Mauer zeichnet. Er weiß darum und murrt nicht ... Und du? ... O du Feigling — du Feigling!' Indem ich diese Worte nach so vielen Jahren zu Papier bringe, kann ich sie in eine bestimmtere Form kleiden, als sie damals hatten. Sicherlich aber drücken sie die Gedanken aus, die mich damals, während ich das Gemälde betrachtete, bewegten. Dann stand ich wieder am Bett meiner Frau und gab mich einem tiefen Sinnen hin, aus dem ich plötzlich auffuhr, um meine Wirtin hart anzulassen:

‚Wo wohnt Monsieur Raillard? Ich will ihn holen!'

‚Sie wollen Monsieur Raillard holen?' wiederholte die Bouveron ganz entsetzt. ‚Ach, mein lieber Herr, tun Sie das nicht! Wir sind des Todes, wir alle drei, wenn er weiß, daß die gnädige Frau und Sie hier sind, und daß ich Sie heimlich beherberge ...'

‚Wo wohnt er?' fragte ich nochmals. ‚Sehen Sie nicht, daß diese Frau stirbt, wenn kein Arzt kommt? Sie sind so lieb zu uns gewesen, daß ich Sie nicht in Gefahr bringen möchte ... Ich werde so tun, als ob ich unter Drohungen bei Ihnen eingedrungen wäre ... Und wenn man mich in Haft behalten sollte, so werden Sie hierin eine kleine Entschädigung finden.' Ich hatte aus meiner Tasche eines der Beutelchen hervorgezogen, darein meine Diamanten genäht waren. Aber die redliche Seele machte etwas wie eine ablehnende Bewegung. Im gleichen Augenblick durchschnitt ein heftiger Schrei aus Henriettes Munde die Luft.

‚Ich will Ihnen Monsieur Raillards Haus zeigen, ...' erklärte das alte Fräulein. ‚Aber ich habe Sie gewarnt. Wenn Sie nicht wieder zurückkommen, so werde ich für die gnädige Frau tun, was ich kann. Ach, welch eine Weihnachtsnacht ...' Und indem sie gleichfalls von der Seite einen Blick auf das Gemälde warf, setzte sie hinzu: ‚Die Himmelsmutter und Monsieur François werden ihre Hände über uns halten ...'

V.

Der schlichte Landgeistliche, der Pfarrer und Märtyrer von Morteau, hatte sich, als er diese ‚Geburt des Heilands', wie ich später erfuhr, von einem bedürftigen Amtsbruder käuflich erwarb, nicht träumen lassen, daß er damit an seiner Zimmerwand ein wundertätiges Bild anbrachte. Ein Bild, das in diesem meinem Seelenkampf eine so bedeutsame Rolle

spielen und gleichzeitig der bescheidenen Wirtschafterin, die es von ihm geerbt, Mut und Stärke einflößen sollte. Als guter Christ, der ich seither geworden bin, mag ich an keine unmittelbare Einwirkung der Toten auf die Lebendigen glauben, wie diese einfältige Seele sie in ihrem Gebet erflehte. Dennoch war es mir ein Trost, Zeuge so tiefen Vertrauens zu sein. Und Trost hatte ich nötig für den gewagten Gang, den ich unternahm. Die ganze Tollkühnheit meines Beginnens kam mir in dem Moment zum Bewußtsein, da ich in das Zimmer des schrecklichen Parteimannes, dessen ärztliche Hilfe ich anrufen wollte, eintrat. Aber verdiente er denn überhaupt noch den Namen eines Arztes, eines barmherzigen Helfers seiner leidenden Brüder, dieser schreckliche Mensch, der dort im Schweigen der Nacht an einem mit Akten überladenen Tisch saß? Ich will hier einen Umstand einschalten, dessen Bedeutung mir seitdem klar geworden ist: Die Jakobiner hatten ihre Geheimpolizei in eine kleine Anzahl von Bezirken eingeteilt, an deren Spitze sie die Zuverlässigsten unter ihren Anhängern stellten. Diese Blutrichter, die im Verborgenen blieben und nach außen meist keinerlei Amt bekleideten, waren in jenen furchtbaren Jahren die eigentlichen Herren. Ein Danton, ein Saint-Just, ein Robespierre beugten sich vor ihnen. Von seinem Zimmer in Morteau aus hatte Raillard in dieser Weise die ganze Franche-Comté unter seiner Überwachung. Zweifellos hatte er soeben ein Schriftstück empfangen, das seinen wahnsinnigen Haß gegen die Feinde der Revolution befriedigte, denn eine wilde Freude leuchtete auf seiner Stirn, als er sich jetzt umwandte, um mich scharf ins Auge zu fassen. Rätselhaft, wie der Träger eines so klugen und stolzen Antlitzes dazu kommen konnte, sich mit so grausamer Blutarbeit zu befassen! Wie diese Augen, in denen ein solches Feuer der Begeisterung leuchtete, sich, ohne in heiße Reuetränen auszubrechen, dem niedrigen Dienst der Spionage widmen konnten! Meine Vermutung hatte mich übrigens nicht getäuscht. Raillard war weder ein Genußmensch wie der schmutzige Danton, noch ein Neidhart gleich dem unheilvollen Robespierre, noch auch ein niedriger Schuft wie der verworfene Fouquier-Tinville. Seine strafwürdige Verirrung entsprang ganz aus gutem Glauben. Er meinte wirklich, Frankreich dadurch erneuern zu können, daß er das Gift des nationalen Lebens austilgte. Wenn er einen Aristokraten enthaupten ließ, so war dies in seinen Augen eine ordnungsmäßige Operation, ganz ähnlich der Entfernung eines brandig gewordenen Gliedes, wie er sie in seinem früheren Beruf so oft vorgenommen. Diese ungeheure Verstümmelung des Landes betrachtete er als seine Aufgabe in der Welt; ihr galt all sein Denken und Trachten. Sah er doch darin nur eine Wiederherstellung! Dementsprechend empfing er mich jetzt wie einer, der für eine Aufgabe, wie die ihm zugedachte, nicht viel Zeit hat.

‚Ich bin beschäftigt, Bürger,‘ sagte er, ‚sehr beschäftigt. Ich arbeite für das Vaterland. Wenn du mir etwas mitzuteilen hast, was der Nation nützt, so mach' schnell. Andernfalls . . .‘

‚Meine Frau liegt im Sterben,‘ antwortete ich ohne Umstände, ‚und der Bürger Couturier ist nicht zur Stelle. Daher hat man mich zu Ihnen geschickt . . .‘

‚Wer — man?‘ gab er mit einer harten Betonung zurück. Die Erinnerung an seinen Beruf war ihm unangenehm. Und dann, die Anrede ‚Sie‘, die ich meiner Gewohnheit gemäß anwendete . . . ‚Und du?‘ fuhr er fort. ‚Wer bist du?‘

Mein Blick senkte sich vor dem seinigen nicht. Es war freilich kein leichtes Stück, diesen Augen standzuhalten. Eine Schärfe lag darin, die, durch lange Übung der Diagnose erworben, jetzt dem Dienst des leidenschaftlichsten Fanatismus gewidmet war. Aber ich sah im Geist das Schreckensbild der letzten Minuten: meine Frau im Todeskampf auf dem ärmlichen Bett, über dem das Gemälde von der ‚Geburt des Heilands‘ seine stumme Sprache redete — die Bouveron, die schon bei dem bloßen Gedanken, daß ich zu dem Henker ihres Herrn gehen wollte, Entsetzen gepackt hatte. Jetzt das kalte Blut verlieren, das hieß an Henriette und meiner Wirtin Verrat üben. In größter Gemütsruhe zog ich also aus meiner Tasche den Fetzen Papier, der aus mir einen Schweizer machte, und sagte mein Geschichtchen her. Raillard hörte mir zu. Er verschlang, er durchbohrte mich mit seinen furchtbaren Augen, in deren blauem Glanze es wie die harte Schneide eines Stahles zuckte. Als ich geendet hatte, fragte er mich, noch immer in dem brüsken Ton:

‚Du bist also heut abend in Morteau angekommen? Und wo hast du gestern übernachtet?‘

‚In der Nähe von Besançon,‘ war meine Antwort. ‚Den Namen des Ortes weiß ich nicht mehr.‘ Ich war ja gerade aus der entgegengesetzten Richtung gekommen.

‚Und vorgestern?‘

‚In Besançon.‘

‚In welchem Gasthaus?‘

Während er diese Fragen an mich stellte, war seine Hand auf der Tischplatte vorwärts geglitten. Der Verdacht hatte sich in ihm bereits geregt. Unzweifelhaft enthielt eines der vor ihm ausgestreuten Papiere die Anzeige von unsrer Abreise und unser Signalement. Meine Gefährtin war durch ihre vorgerückte Schwangerschaft ja auch gar zu leicht kenntlich. Ich wußte in Besançon kein Absteigequartier mit Namen. Doch wäre ich verloren gewesen, wenn ich mich in Verwirrung hätte bringen lassen. Ich

antwortete also: ‚Im Hotel zur Post.‘ Wie war ich erleichtert, als Raillard sein Verhör fortsetzte:

‚Und wo bist du hier abgestiegen?‘

Es gab also doch ein Hotel zur Post in Besançon, wie ich aufs Geratewohl angenommen. Durch diesen Erfolg ermutigt, wagte ich nun die Bouveron zu nennen, und begann, indem ich Wahrheit und Dichtung mischte, zu erzählen: Mein Wagen sei unterwegs zerbrochen, ich sei in den der Madame Poirier eingestiegen, diese habe uns bei ihrer Stiefschwester abgesetzt. Das alles war freilich nicht recht wahrscheinlich, aber etwas war doch noch unwahrscheinlicher: daß ich nämlich, im Fall ich log, die Frechheit besitzen würde, mich aus freien Stücken in das Haus des Chefs der Geheimpolizei der Jakobiner zu wagen. Raillard hatte die Augenbrauen hochgezogen, und sein Gesicht schien sich, als ich mein Absteigequartier nannte, zu verdüstern. Er suchte ein Blatt zwischen Hunderten von anderen vor und las ganz leise vor sich hin, während er mich in Pausen betrachtete, um die Merkmale, die sein Korrespondent ihm an die Hand gegeben, zu vergleichen. War das ein Rundschreiben, das meine Abreise von Fleury anzeigte? Nun, das Signalement war jedenfalls übel geraten, und der übrigen Anzeige widersprach der Umstand, daß ich über Besançon gekommen. Der Selbsterhaltungstrieb, der, ohne daß wir es merken, in Stunden der Gefahr in uns wach ist, hatte mich die Schlinge sehen lassen, die in dieser simplen Frage über meine Reiseroute lag. Der gleiche warnende Instinkt sagte mir auch, daß der Jakobiner schwankend sei. Es bedurfte nur noch eines bedeutsamen Eindruckes, um ihn für oder gegen mich zu bestimmen.

‚Du wirst morgen all das, was ich dir gesagt habe, bewahrheitet finden,‘ erklärte ich in demselben rauhen und groben Ton wie er, wobei ich mich auch des bürgerlichen ‚du‘, womit er mich angeredet, bediente. ‚Im Augenblick aber bedenke, daß jede Minute Verzögerung einer Frau das Leben kosten kann . . .‘ Und ich begann, ihm die Krankheitserscheinungen, wie ich sie beobachtet, vor Augen zu führen, mit umso größerer Eindringlichkeit, als ich deutlich sah, wie schon bei meinen ersten Worten sich der Arzt in ihm regte. Man hat eben nicht ungestraft sein ganzes Leben hindurch einen Beruf ausgeübt. Nun stellte sich dieser Beruf unter dem Eindruck meiner Mitteilungen wieder ein und weckte in dem Mann tiefwurzelnde, alte Gewohnheiten auf. Ein Kampf zwischen dem politischen Sektierer, der er geworden, und dem Physiologen von ehedem stand bevor. Jetzt fragte er mich über die Krankheit aus, über Henriettes Alter, ihr Temperament, ihre Gepflogenheiten, ihr früheres Leben, die Zeit unserer Verheiratung. Und ganz allmählich änderte sein Gesicht den Ausdruck. Es wurde menschlicher und verlor den gespannten Zug. End-

lich sagte er zu mir: ‚Nun gut, wir wollen gehen. Es ist wirklich keine Zeit zu verlieren . . .‘ Die Nachricht, falls er eine solche überhaupt empfangen, über das Verschwinden des vormaligen Herzogs von Fleury und seiner schon seit mehreren Monaten schwangeren Gemahlin war ihm ganz entfallen. Eine solche Art von Doppelnatur hatte ich bei den verschiedentlichen Revolutionshelden, mit denen ich in Berührung gekommen, schon öfter festgestellt. Bei allen war ein zeitweiliges Wiederaufleben ihrer Persönlichkeit aus der Periode vor 1789 zu erkennen gewesen. Ganz wie bei Raillard. Als dieser eine halbe Stunde später am Bette meiner Frau saß und sich mühte, von ihrem Zustand ein klares Bild zu gewinnen, da war von dem Jakobiner nichts mehr zu bemerken. Es lebte einzig und allein der Arzt. Man hätte meinen können, daß er vollständig vergessen habe, in welchem Hause er sich befand, und welche Rolle er bei Monsieur François' Verhaftung gespielt. Er wandte sich an die Bouveron und ersuchte sie um Leinenzeug und ein Becken mit warmem Wasser, ganz als ob sie Krankenschwester in einem Operationssaal wäre. Er übersah sogar, daß sie ihm keine Antwort gab, und daß der Wirtschafterin des enthaupteten Pfarrers, während sie ihm die Gegenstände reichte, beide Hände vor Entsetzen zitterten.

‚Wenn der Krampf ausbricht, so ist das Schlimmste zu befürchten,‘ hatte er zu mir geäußert. ‚Die Entbindung muß beschleunigt werden. Gut, daß ich daran gedacht habe, meinen Instrumentenkasten mitzubringen . . .‘

Es konnte Mitternacht sein, als er mir das auseinandersetzte, wobei er mit jener rücksichtsvollen Bestimmtheit, die den echten Arzt kennzeichnet, der Patientin einen Taschentuchzipfel zwischen die Zähne schob, ‚damit,‘ wie er mir sagte, ‚sie sich nicht in die Zunge beißen könnte.‘ Die arme Bouveron brachte jetzt dem Geburtshelfer und mir zur Stärkung eine Tasse Fleischbrühe herbei. Ach, was für ein Nachtmahl war das! Um zehn Uhr morgens war das Werk noch immer nicht beendet. Der Geburtshelfer hatte mir ein Nebenzimmer als Aufenthaltsort angewiesen, damit meine Aufregung ihm nicht hinderlich sei oder auf die Kranke schädlich einwirke. Großer Gott! Was hab' ich damals für eine Nacht durchgemacht! Endlich belehrte mich ein letzter Aufschrei meiner armen Frau, auf den tiefes Schweigen folgte, daß die äußerste Anstrengung vorüber war. Fast gleichzeitig hörte ich Raillards Stimme, die zu mir sprach. Seitdem er mir nur noch als Arzt gegenüberstand, vermied er das ‚Du‘.

‚Ein Knabe!‘ rief er jetzt. ‚Sie sind Vater eines kräftigen Knaben! . . . Lebst du denn, du winzige Kröte? . . . Du hast mir viel Schweiß gekostet, kleiner Grünschnabel, aber du wirst auch einen Mordskerl abgeben . . .‘ Seine geröteten Arme streckten mir meinen ältesten Sohn entgegen.

Während er dieses unscheinbare Wesen, in dem schon ein Menschenleben pulsierte, zu säubern begann, fuhr er fort:

‚Und die Mutter wird auch davonkommen und wird ihn nähren können. Ja, sie wird davonkommen ... Ich bürge dafür ... Aber große Angst habe ich doch gehabt! ...‘

Und auf den Lippen dieses Kopfabschneiders erschien ein Lächeln der Rührung und des Triumphes, das diesen Sieg über den Tod feierte. O unerklärliche Widersprüche des menschlichen Herzens! ...

VI.

Raillard war gegen Mittag gegangen, nachdem er die nötigen Anordnungen gegeben und versprochen hatte, daß er bestimmt gegen Abend mit seinem Kollegen Couturier wiederkommen werde. Er hatte die Türschwelle noch nicht hinter sich, als die Bouveron mich von neuem anflehte:

‚Retten Sie sich, Herr! Daß er Sie nicht nochmals hier findet! ... Nur der Anblick eines Leidens, wie es die gnädige Frau durchgemacht, hat ihn ein wenig zu rühren vermocht ... Sobald er sie aber gesund weiß, dann kennt er keine Rücksicht mehr. Auch Monsieur François hatte er damals treulich gepflegt, und dann — Sie wissen ja, was er ihm angetan ... Retten Sie sich! ... Die gnädige Frau wird er in dem Zustand, worin sie sich befindet, unmöglich ins Gefängnis werfen können. Aber Sie, wie denken Sie ihm zu entschlüpfen, wenn er das sieht? ...‘ Und sie zeigte mir auf dem Linnen, das ich, weil es besonders fein war, dem Ränzlein entnommen hatte, um es dem Operateur zu reichen, eine Herzogskrone, die in das Gewebe selbst eingestickt war. Bei der Überstürzung unserer Flucht hatten Henriette und ich diesen kleinen Umstand, der schonungslos alles enthüllte, ganz vergessen. Jetzt erstarrte mir das Blut bei der simplen Erwägung meiner Wirtin. Nur eine Hoffnung blieb mir: ich hatte in Raillard, je nachdem ich mich an den Volksführer oder an den Arzt wandte, nacheinander zwei so verschiedene Menschen mir entgegentreten sehen — zwei sittliche Anschauungsweisen, die sich vollkommen widersprachen! Zweifellos waren ihm beim Befühlen dieser Leinenstücke, wovon er etliche eigenhändig zerrissen, die Kronen nicht entgangen. Dennoch hatte er getan, als ob er nichts sähe. Das war eben möglicherweise meine Rettung, daß er sich verpflichtet glaubte, eine Entdeckung, die er in Ausübung seines Berufes als Operateur gemacht, nicht für sein politisches Wirken auszubeuten. Ob es nun aber wirklich die Absicht des Jakobiners war, auf dieses berufliche Bedenken Rücksicht zu nehmen oder nicht, jedenfalls konnte ich meine Frau und mein Kind unmöglich so im Stiche lassen. Ich hieß also die Bouveron schweigen und erwartete am Bett der Wöchnerin die angekündigte Rückkunft des Schrecklichen. Die Gefühle, die ich gegen ihn empfand, waren noch widerspruchsvoller als sein Verhalten. Er hatte

meine Frau entbunden und so vor einem unmittelbar drohenden Tode gerettet. Ohne sein Eingreifen wäre mein Sohn schon im Mutterleibe umgekommen. Und dieser Retter war der unbarmherzigste Feind all meines Denkens. Edelleute wie mich, Priester wie den Abbé François, hatte er zu Hunderten abschlachten lassen. Vielleicht bestieg ich schon morgen auf seine Veranlassung hin das Schaffott. Dieser Mensch schuf mir Grauen, und dennoch — seine Aufopferung in der vergangenen Nacht rührte mich. Das Rätsel dieser Doppelnatur flößte mir Entsetzen ein; sie kam mir wie eine ungeheuerliche Mißgestalt vor. Oft habe ich seitdem hieran gedacht und jene Revolution — ja alle Revolutionen überhaupt — nur noch mehr verabscheut. Denn das ist das schlimmste Unheil, das sie anrichten: aus einem Bürger, der wie Barnave ein trefflicher Advokat, wie Bailly ein gelehrter Akademiker, wie Collot d'Herbois vielleicht ein Meister der Schauspielkunst, wie Louis David ein hervorragender Maler, wie dieser Raillard ein geschickter Arzt hätte sein können — aus jedem machen sie durch Hochmut einen Verbrecher. Da ihm die Möglichkeit gegeben war, seine Hirngespinste auf das Leben, auf die Menschheit selbst anzuwenden, wurde er, der sich so nützlich hätte erweisen können, von Zerstörungswut ergriffen. Über dieses Problem sann ich nach, während ich bei meiner Frau und meinem Sohn den kleinen Besorgungen oblag, die unser furchtbarer Wohltäter von heute nacht und heute morgen angeordnet. Von der Lösung des Problems hing meine ganze Zukunft ab. Wer würde in dieser so erschreckend zwiespältigen Natur den Sieg davontragen, der Beruf oder der Fanatismus? Meine düsteren Ahnungen niederzwingend, wandte ich mich wieder jenem kleinen frommen Gemälde zu, dessen schlichte und sinnreiche Darstellung mir tags zuvor den Mut gegeben, mitten in die Gefahr hineinzurennen. So hatte jener Priester, dessen Zimmer wir bewohnten, sich wohl auch einst in diese Malerei versenken müssen, von dem Durst erfüllt, ihren ganzen Geist einzutrinken. Ich bemühte mich, im stillen ein Gebet zu sprechen vor diesem Kreuz, das der Schatten des Fenstergitters dort auf die Mauer zeichnete, gleich als wäre es das wirkliche Kreuz gewesen, und als wäre das Kind, das da schlummerte, wahrhaftig der Erlöser. So harrte ich . . .

Gegen vier Uhr erschien Raillard, von einem anderen Manne, dem Doktor Couturier, begleitet, der von seiner nächtlichen Ausfahrt zurück war und in dessen Händen die weitere Sorge für die Kranke liegen sollte. Es bedurfte für mich nur einer Sekunde, um zu erkennen, daß die Bouveron sich nicht getäuscht. Raillard wußte, wer ich war, und der Arzt hatte bereits wieder dem Jakobiner Platz gemacht. Noch nicht ganz, denn er war ja, statt seine Häscher zu mir zu schicken, selber mit seinem Kollegen gekommen. Er richtete kein Wort an mich, aber in seinen lichten Augen

sah ich dasselbe unheilvolle Stahlblinken wie bei unsrer ersten Begegnung. Couturier hatte das biedere Aussehen eines Arztes zweiter Ordnung. Sein gewöhnlicher Gesichtsausdruck war wohl der einer furchtsamen Gutmütigkeit. Man sah, daß er vor Raillard zitterte. Vor neunundachtzig war er nur dessen schüchterner Konkurrent gewesen. Dann wurde er mit Bangen und Zagen sein Stellvertreter, immer darauf wartend, sein Opfer zu werden. Mitschuldig war er in keiner Weise. Das erkannte ich an dem Gruß, womit er den meinigen beantwortete, und an der bezeichnenden Kälte des anderen, die über seine Gefühle gegen mich keine Zweifel ließ. Entschlossen, meine Rolle bis zu Ende zu spielen, wollte ich mich Couturier vorstellen. Als Raillard die Silben meines, wie er durchschaute, fälschlich angenommenen Namens aussprechen hörte, machte er sogleich etwas wie eine unterdrückte Geste. Er sah gerade, wie die Augen der Kranken sich auf ihn richteten, und der Arzt war abermals über den Revolutionsmann Herr geworden. Es schien, als wollte der eine den andern noch weiter niederzwingen — aber was mochte das für einen inneren Kampf kosten? Der Ausgang, den die Sache nahm, läßt mich die Gewalt dieses Kampfes ermessen.

Um den Herren Gelegenheit zu einer Konsultation zu geben, hatte ich mich zurückgezogen. Sie dauerte eine volle Stunde. Ich war nicht wenig erstaunt, als sich die Tür wieder auftat und ich den Doktor Couturier allein erscheinen sah.

‚Raillard ist zum andern Ausgang hinaus,' sagte er. Dann dämpfte er die Stimme, als ob er fürchtete, der Schreckensmann könne ihn noch auf so weithin hören, und fuhr fort: ‚Mein Herr, ich will nicht wissen, wer Sie sind. Raillard weiß es. Wenn er Sie heute nicht hat verhaften lassen, so geschah es nur, weil seine Pflicht als Arzt ihn daran hinderte... An der Dringlichkeit, womit er mich um meine Ansicht fragte, ob die Kranke einer großen Aufregung gewachsen sei, ohne wieder von Nervenanfällen, die vielleicht tödlich wirkten, ergriffen zu werden — an dieser Dringlichkeit habe ich erkannt, daß er einer Frau, zu der er als Arzt gerufen worden, nicht skrupellos eine seelische Erschütterung beibringen kann, die ihr den Rest geben würde. — O, das ist ein sehr sonderbarer Mensch und ein ganz anderer, als man nach gewissen Vorfällen glauben möchte! . . . Es sind erst fünf Jahre her, da hatte er in Morteau immer nur Gutes gewirkt, und sogar gegenwärtig, sehen Sie, hat er in Erinnerung an seine Frau niemanden beunruhigt hier in dem Hause, das der alte Pfarrer seiner Wirtschafterin hinterlassen.'

‚Und doch hat er Monsieur François aufs Schafott gebracht,' wandte ich ein.

‚Ah — man hat es Ihnen erzählt? . . . Gewiß, das war abscheulich,

ganz abscheulich! ... Aber Raillard hat geglaubt, seine Pflicht zu tun. Er ist überzeugt, daß man das Glück der Menschheit für alle Zeiten sichern werde, wenn man gewisse Personen hinrichtet. — Übrigens handelt es sich jetzt nicht hierum — es handelt sich um Sie ... So lange er Ihre Frau in Gefahr glaubt, wird er Sie schonen ... Aber dann?'

Er machte eine traurige Bewegung und schüttelte den Kopf.

,Dank, mein Herr,' antwortete ich, seine Hand pressend. ,Ich vermute, Sie haben gewisse Symptome, die Sie bei der Kranken beobachteten, übertrieben hingestellt, um Eindruck auf Monsieur Raillard zu machen ... Mir aber werden Sie die Wahrheit sagen. Ist meine Frau wirklich in Gefahr? ...'

,Ich glaube nicht,' erwiderte er. ,Im Gegensatz zu Raillard bin ich der Überzeugung, daß das Nervensystem vollkommen in Ordnung ist, und daß eine Gehirnkrisis nicht zu befürchten steht ...'

,Glauben Sie, daß die Kranke noch diese Nacht in einer Sänfte von hier fortgebracht werden könnte?' fuhr ich empor. Er erwiderte nach einem Augenblick Besinnens:

,Das würde sehr gefährlich sein ... ja, sehr gefährlich! ...'

,Aber wäre es durchaus unmöglich?' drang ich in ihn. Er schwieg abermals. Dann meinte er:

,Unmöglich? ... Nein. Aber retten Sie Sich doch allein!'

,Und lasse sie in den Händen dieses Menschen zurück, der sie, sobald sie einmal genesen wäre, einen Kopf kürzer machen würde! ...' rief ich aus. ,Niemals! ... Ja oder nein: Halten Sie ihn für fähig, daß er sie auf die Guillotine schickt, sofern er nicht mehr die Kranke in ihr sieht, namentlich dann, wenn ich ihm entwischt bin? Ich bitte, antworten Sie ...'

,Jawohl,' erklärte der Arzt. Dann aber, als ob ihn seine eigene Kühnheit erschreckte, hatte er es eilig, sich wieder zu der Wöchnerin zu begeben, um vor Nacht noch einen Verband zu erneuern. Mein Entschluß war gefaßt. Raillard hatte mich geschont, weil er als sicher annahm, daß ich allein niemals fliehen würde. Deshalb war wohl auch die Überwachung des Hauses nicht besonders scharf. Sobald Couturier fortgegangen, ließ ich mir von Mademoiselle Bouveron die Adresse eines zuverlässigen Mannes, dem ich absolut trauen konnte, geben. Bei einbrechender Nacht schlüpfte ich dann durch ein Fenster auf der Hinterseite in ein enges Gäßchen hinaus, nachdem ich mich vorher überzeugt, daß, um Kommen und Gehen im Hause zu überwachen, nur ein einziges Individuum in einer wenige Schritt von der Tür gelegenen Kneipe postiert war. Durch klingende Münze bewog ich den Mann, zu dem die Bouveron mich geschickt, daß einer seiner Kameraden und er sich gegen Mitternacht mit einer Tragbahre in dem erwähnten Gäßchen einfanden. Ich weckte meine Frau, die ich in

den Plan einweihte und der ich die ganze Wahrheit enthüllte. Da bat mich — und das macht mir das Gemälde von der ‚Geburt' noch teurer — dieses heldenstarke Weib um fünf Minuten Zeit, um, wenn die Flucht nun einmal nötig war, noch ein letztes Gebet zu sprechen. Das Antlitz zu jenem Bilde der Jungfrau und des Heilandes emporgewandt, verrichtete sie ihre Andacht. Ich spähte indessen ein letztes Mal auf die Gasse hinab. Die Schenke war noch immer hell. Der Spion hatte den Arm auf den Tisch, den Kopf auf den Arm gestützt und schlief. Das konnte freilich auch nur ein verstellter Schlummer sein . . . Doch ich befand mich in einem jener Augenblicke, wo man alles auf eine Karte setzt. Die Tragbahre, die unsere Helfersmänner sich beim Totengräber verschafft — es war ein trauriges Symbol dafür, daß auch er Monsieur François' Andenken treu im Herzen bewahrte! —, wurde durchs Fenster hereingehoben. Wir betteten Mutter und Kind darauf und ließen die Last in derselben Weise hinunter. Es war verabredet, daß die Träger, wenn wir etwa einer Patrouille begegneten, sagen sollten, sie seien mit einer Kranken auf dem Wege nach dem Hospital. Eine halbe Stunde später wollte ich wieder zu ihnen stoßen auf einer Straße, zu der Mademoiselle Bouveron mich geleitete. Die Stadt war nicht von Mauern umschlossen, und so konnten wir die Flucht durch einen Garten, den seine Besitzer verlassen hatten, bewerkstelligen. Man hätte wohl hundert gegen eins wetten dürfen, daß wir ergriffen wurden. Die Ärzte, denen ich später diese traurige Geschichte erzählte, haben mir alle versichert, daß der Tod einer Frau, die am Tage vorher geboren, unter derartigen Umständen nicht bloß als wahrscheinlich, sondern als gewiß zu betrachten gewesen sei. Dennoch ist es wahr, daß ich mich um die Mitte des folgenden Tages mit Henriette in einem Zimmer eines kleinen Dorfes an der Schweizer Grenze befand. Meine Frau lag zu Bett und schaukelte auf dem Schoße ihren Sohn; beide waren lebhaft und munter. Dank dem Walten der Vorsehung hatte meine Tollkühnheit sich als Klugheit erwiesen. Wir waren gerettet.

## VII.

. . . Ich habe das Gemälde von der ‚Geburt' soeben nochmals betrachtet, nachdem ich im Geiste die schrecklichen Stunden jener Weihnacht 1793 wieder durchlebt, und habe ein Gebet davor verrichtet für die Seelen der fünf Personen, die das uns getane Liebeswerk mit dem Leben bezahlen mußten. Da war zunächst der Doktor Couturier, dann Mademoiselle Bouveron und Madame Poirier, und endlich Jean Nadaud und Louis Fauverteix, die beiden Träger der Bahre. Daß die Namen dieser Leute euch immerdar heilig bleiben, ihr meine Kinder! Denn an ihnen mußte sich Naillards Wut kühlen, als er erfuhr, daß seine Beute ihm entwischt war. Die Unerbittlichkeit, womit er sogar seinen Berufskollegen und die

Milchschwester seiner Frau einkerkern, verurteilen und hinrichten ließ, beweist, daß dieses irregeleitete Gewissen auf solche Weise die Schwachheit eines Augenblickes sühnen wollte, die in seinen Augen zu einem Verbrechen wider die Nation anwuchs. Das hat er sich nie verzeihen können, daß er mich nicht sogleich bei der Entdeckung hat festnehmen lassen. Ich habe soeben auch für ihn um Vergebung seiner Freveltaten gefleht, und zwar eben um jener schwachen Stunde und vor allem um seiner Gutgläubigkeit willen. Gewiß würde auch ich ihn, wie man es nach Robespierres Sturz mit Fug getan, aufs Schafott geschickt haben. Aber ich hätte ihn verurteilt, ohne ihn zu verachten. Auch heute noch verachte ich ihn nicht, sondern beklage ihn. Zweifellos bin ich der einzige auf der Welt, der diesen Unterschied im Gefühl machen kann. Dieser Mensch, der doch von so rechtschaffenem Willen beseelt war, hat in Morteau und im ganzen Landstrich des Doubs ein fluchwürdiges Andenken hinterlassen. Als ich auf der Rückreise aus der Verbannung wieder in jenes Städtchen kam, da wurde noch immer wie bei Lebzeiten sein Name nur mit Schaudern genannt. Ich unternahm diesen Abstecher, um vielleicht die Spuren meiner Retter wiederzufinden. Da erfuhr ich ihren grausamen Tod. Doch bin ich für diese Wallfahrt dadurch entschädigt worden, daß ich beim Sohn der Mutter Poirier das Gemälde, das er geerbt, entdeckte. Der arme Bauer überließ mir diese Reliquie, die ich seither immer bei mir behalten habe. Mein Wunsch ist, daß auch du sie niemals aus den Händen gibst, mein Sohn. Die Kopien, die ich davon habe machen lassen, sind als immerwährender Besitz für meine übrigen Kinder bestimmt. Dir und ihnen wiederhole ich nochmals, daß ich ohne das Bild zweifellos als Mörder und Selbstmörder geendigt hätte. O könntet ihr, deine Brüder und du, doch von ihm ebenso das Vertrauen auf die Vorsehung und die christliche Ergebung erlernen, wie es mir in einer schlimmen Stunde beschieden war!

# Francis Thompson, ein katholischer Dichter

## Von Mary Ryan

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Der große, klare Denker Newman definiert die Literatur in ihrem Wesen als die Gedanken der Menschen über die Dinge, als den ‚getreuen Ausdruck der intensiven Persönlichkeit' des Schriftstellers. Hiermit stellte er ein außerordentlich ergiebiges Prinzip auf für die richtige Beurteilung nicht nur literarischer, sondern aller Kunstwerke. Denn sobald wir uns klar werden, daß das Kunstwerk etwas Relatives, ein Ergebnis von verschiedenen Faktoren ist, haben wir ein Mittel an der Hand, dieselben auseinanderzuhalten, verschiedene Talente je nach ihrer Art einsichtsvoll zu genießen, das sonderbare Gemisch von Schönem und Häßlichem, Wahrem und Falschem, Herzerhebendem und Drückendem in der modernen Kunst zu begreifen. Die Persönlichkeit des Künstlers, sein heißes oder kühles Temperament, seine Geistesstärke, seine Einbildungskraft, der Grad und die Art seiner Entwickelung, — dann sein Verhältnis zur äußeren Welt, seine Empfänglichkeit für Eindrücke, seine Verarbeitung der Erfahrungen, seine Intuitions- und Kombinationsgabe, — zuletzt seine Beherrschung der Ausdrucksmittel, dies alles kommt in Betracht.

Das Moment der Persönlichkeit wird von besonderem Interesse sein, wo es sich um einen Dichter von ausgeprägter Weltanschauung handelt. Das Kunstwerk muß das eigentümliche Gepräge des schaffenden Geistes tragen. Ist dieser Geist ein religiöser, und ist seine Religion derart, daß sie die adäquateste Auffassung von der Menschennatur und ihrer Bestimmung in sich schließt, so ist die sicherste Unterlage zur Vollentwickelung der Persönlichkeit gegeben. Das ist in der christlichen Religion der Fall, und zwar in jener positiven und konkreten Gestalt, wie sie die katholische Kirche darbietet. Die katholische Religion läßt den verschiedensten Anlagen und Begabungen Freiheit, auch in dem seltenen Fall, daß sie in einem einzigen, vielseitigen Menschen vereinigt sind. Aber indem sie alles einem Zweck unterordnet, der Ehre Gottes und dem Heil der Seele, berechtigt und heiligt sie alle natürlichen Kräfte und Begabungen, sofern diese nach Maß und Ziel gebraucht werden. Zu diesen Kräften und Begabungen zählen wir in erster Linie die des schaffenden Künstlers. Denn welche natürliche Fähigkeit des Menschen hat mehr Ähnlichkeit mit der Schöpferkraft Gottes? Und was ist an ihm selbstloser, unsinnlicher und demnach geeigneter, als natürlicher Übergang von der materiellen Welt in die Welt des Glaubens zu dienen, als der Schönheitssinn?

Den Gedanken von der Verträglichkeit der Kunst, speziell der Poesie, mit der Religion hat ein unlängst verstorbener englischer Dichter in einem unvergeßlichen Essay also ausgedrückt: ‚Die Kirche, einst die Mutter von Dichtern wie von Heiligen, hat in den letzten zwei Jahrhunderten Außenstehenden den herrlichsten Ruhm der Poesie überlassen.' ‚Die Poesie war einst, was sie sein sollte, die jüngere Schwester und Gehilfin der Kirche, die Dienerin des Geistes, so wie die Kirche die Dienerin der Seele war. . . . Franz von Assisi gehört zu den Vorläufern Dantes; der Armut geweiht, entsagte er doch nicht der Schönheit, sondern er entdeckte vielmehr in der Lampe der Schönheit das Licht Gottes.' Es folgt ein Aufruf an die heutigen Katholiken: ‚Verwirk-

licht einmal, was ihr theoretisch wißt: daß für viele die Religion der Schönheit immer eine Macht und eine leidenschaftliche Begeisterung sein muß, daß sie erst dann vom Übel ist, wenn sie von der Anbetung der Urschönheit geschieden wird. Die Poesie predigt den Menschen die irdische Schönheit, wie ihr die himmlische, jene Erdenschönheit, die Gott nach seinem Ebenbild und Gleichnis erschaffen hat. Ihr verkündet den Tag, den der Herr gemacht hat, und sie frohlockt und freut sich an ihm. Ihr preist den Schöpfer wegen seiner Werke, und sie zeigt euch, daß diese sehr gut sind. Hütet euch, diese mächtige Verbündete zu verachten, denn ihre Kunst ist die Kunst Giottos und Dantes; hütet euch, diese listige Feindin zu verachten, denn ihre Kunst ist die Kunst des modernen Frankreichs und die Kunst Byrons. Wenn ihr ihren Wert verkennt, so kennen ihn doch Gott und die Feinde Gottes.'

Diese Worte sind von einem Dichter, der mit seinem eigenen Schaffen die Richtigkeit seines Standpunktes bewies. Er war vom katholischen Glauben durchdrungen und wählte die Liebe Gottes zum Gegenstand seines schönsten Gedichtes. Damit vereinigte er einen so regen Sinn für die Schönheit, eine so unerschöpfliche Phantasie, eine solche Kraft und Kunst des poetischen Ausdrucks, daß, wenn man mehr die Eigenart als das Maß der Produktion in Betracht zieht, er den ersten Dichtern würdig zur Seite steht.

Er wurde 1859 in Preston als der Sohn eines katholischen Arztes geboren. Mit elf Jahren kam er nach Uschaw College, wo er sieben Jahre blieb. Hier zeichnete er sich schon als Kind durch eine außerordentliche Liebe zur Lektüre und später durch außergewöhnliche Prosaaufsätze und Gedichte aus. Bruchstücke aus dieser Zeit zeigen schon im voraus, wie er sich entwickeln sollte, und er sagt uns selbst:

Schon früh sucht' ich das Licht,
Der Wahrheit Angesicht,
Und zwang, die widerstrebte, sich zu neigen;
Stets mußte ich der Schönheit Macht mich beugen,
Ihr Eremit in dieses Körpers Haft,
Als Wüste rings: der Seele Einsamkeit*.

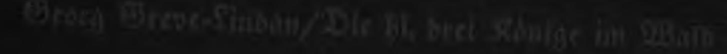
Bei allem Ernst gab er aber auch in seinen jugendlichen Versuchen einen Humor kund, der in seinen reifen Werken nur ganz selten und überraschend zutage tritt**. Von seinen Mitschülern wurde er ausgelacht, geneckt und geliebt.

---

* Die Übersetzung dieser und der anderen in diesem Aufsatz angeführten Verse wurde durch Sophie Steinwarz besorgt. Thompson bietet dem Übersetzer fast unüberwindliche Schwierigkeiten. D. Red.

** Mrs. Wilfrid Meynell berichtet in der ‚Dublin Review' (Januar 1908), daß er im Privatleben wohl Humor, aber keinen Sinn für das Lächerliche an den Tag legte. Mit diesem Zug und mit folgender von einem Kollegen herrührenden Beschreibung seiner äußeren Erscheinung mögen die Leser des ‚Hochland' die Beschreibung Schillers im letzten Januarheft (S. 410) vergleichen: ‚Er war in Äußerlichkeiten halb wild ..., doch hatte er etwas Vornehmes und Fernstehendes, das ihn von der Masse ausschied ... Ein etwaiger neuer Anzug, für die Dauer zu blendend — an





Georg Greve-Lindau / Die hl. drei Könige im Wald



PAGE NOT AVAILABLE

[E]r sah gern ihren Spielen, besonders dem Kricket, zu, obschon er selbst selten [u]nd schlecht spielte. In seiner vielseitigen Lektüre fesselte ihn die Geschichte sehr [u]nd in der Geschichte besonders die Beschreibung der Schlachten. Für Kricket [u]nd Krieg interessierte er sich bis an sein Lebensende.

Im Jahre 1877 ging er nach Manchester, um Medizin zu studieren. Aber [a]n diesem Studium fand er keinen Geschmack und brachte seine Zeit lieber in [de]n öffentlichen Bibliotheken über seinen geliebten Dichtern zu. Darüber kam [es] endlich zu einem so peinlichen Zwiespalt mit seinem Vater, daß er es zu [Ha]use nicht mehr aushielt und insgeheim nach London flüchtete, wo er als [Jo]urnalist zu leben hoffte. Den Augen der Seinen entschwand er auf Jahre. [Di]e Leidensgeschichte des Genies weist kaum etwas Traurigeres auf als die [Er]lebnisse Thompsons während dieser Zeit. Bei aller Begabung war er un[fä]hig, sich hervorzutun, in einer Stadt wie London sich Bahn zu brechen. Er [wä]re auch unfähig gewesen, sich der Plackerei irgend einer mühsamen Anfänger[ar]beit zu unterwerfen. Oft hatte er kein anderes Bett als eine Bank im Park [un]d kein anderes Obdach als eine Eisenbahnbrücke. Er versuchte alles, wo[du]rch er sein Leben nur irgendwie fristen konnte. Eine Zeitlang war er Laden[die]ner bei einem gutherzigen Schuhmacher, den er später dankbar erwähnte, aber [sei]ne Unpünktlichkeit brachte ihn um die Stelle; er kam dazu, Streichhölzer [un]d Zeitungen zu verkaufen und Pferde vor den Theatern zu halten. Eines [Ta]ges hatte er Glück, denn ein reicher Mann zahlte zwei Schillinge für eine [Ze]itung, die irgend eine Sportnachricht enthielt. Und ein andermal teilte ein [arm]es Mädchen, ein Straßenkind, sein weniges Brot mit ihm, wie er in einer [oft] zitierten Stelle einem glücklicheren Kinde erzählt:

In jener Zeit, die noch mit ihrem Bild,
Dem schreckensvollen, meinen Traum erfüllt —
Verlassen, matt, erstarrt,
Hatt' ich erduldet einst die Gegenwart
Der Sterne und ihr neugiervolles Fragen.
Ihr Zielpunkt war ich — hart
Schien mir der ew'gen Wanderer Gericht;
Und mich, der hilflos war,
Traf Zeit wie Pfeil auf Pfeile dicht.
Hart traf der Stunden Huf, die träge ziehn
Der Nacht den schweren Wagen;
Bis Dämmrung zögernd unter dem Gespann

---

... für sich schon eine seltene Erscheinung — verwandelte sich sogleich in eine malerische, [schw]er zu beschreibende, ganz eigenartige Tracht, die ihn wie irgend einen wunderlichen [Hau]sierer in einer Radierung Ostades aussehen ließ. Dieser Eindruck wurde durch den [sond]erbaren Gegenstand — seinen Fischkorb, wie wir sagten — verstärkt, den er an [eine]n Schulterriemen umgehängt trug. Er war auf die Idee gekommen, daß so ein [Kor]b ein bequemer Behälter für die Bücher wäre, die er zum Rezensieren mitnahm, [und] dieser Zug kam noch zu einem Äußeren hinzu, das ihn schon von Millionen [unte]rschied.'

Mich zog hervor; zu Tod erschöpft, geschlagen,
Sah ich das Ende unaufhaltsam nahn.
Da kam ein Kind heran,
Wie du, ein Frühlingsblümchen; doch es schien,
Als wär's vom Frühlingskranz herabgestäubt,
Wie's welkend nun entlang den Straßen treibt.
O Herz voll Liebe und voll Traurigkeit! —
Ihr ärmlich Brot hat sie mit mir geteilt,
Damit ich leben soll:
Dann war sie schnell und spurlos mir enteilt.

Das waren die Lichtstrahlen in seiner ‚schwarzen Nacht‘, wovon er sagt:

Nur wenig wissen Sterbliche davon.

Zur Armut und Verlassenheit kam schwere Krankheit hinzu, und er suchte seine Leiden durch Laudanum zu lindern. Er litt an den schlimmen Folgen dieser Gewohnheit sein Leben lang. Die Rettung vor einem völligen Untergang kam durch ein Gedicht, das er dem Redakteur einer katholischen Zeitschrift einsendete und das nach einigen Monaten die günstigste Beachtung fand. Der Redakteur, Mr. Wilfrid Meynell, suchte den vielversprechenden jungen Autor, der inzwischen wieder verschwunden war, auf und fand ihn mit Hilfe des Apothekers, bei welchem er Laudanum kaufte. Bei ihm und seiner Familie fand Thompson dann eine freundliche Aufnahme und verdankte ihnen sein späteres, verhältnismäßiges Lebensglück. In diesem Kreise und in den Klöstern zu Storrington und Pantasaph erholte er sich soweit als es möglich war, von seinen geistigen und körperlichen Leiden. Auch fand er einen angemessenen Wirkungskreis und einen für seine Anspruchslosigkeit genügenden Lebensunterhalt: einmal entdeckt, wurde er als Mitarbeiter an zwei maßgebenden literarischen Zeitschriften, der Academy und dem Athenaeum, willkommen geheißen. Seine Beiträge lieferte er höchst unregelmäßig und fast nur gezwungen, aber nach dem Urteil eines Redakteurs ‚gab ein Academy-Artikel von Thompson der ganzen Nummer eine gewisse Vornehmheit‘. Diese Artikel sind noch nicht gesammelt worden. Von seiner schönen Prosa sind bis jetzt nur Health and Holiness, ein Versuch, ewige Prinzipien der Askese auf das moderne Leben anzuwenden, und zwei aus seinem Nachlaß veröffentlichte Werke erschienen: Der schon zitierte Essay über den Dichter Shelley und ein umfangreiches Leben des heiligen Ignazius von Loyola.

Auch als Prosaschriftsteller ist er vorwiegend Dichter. Seine Dichtungen im engeren Sinne wurden gleich bei der ersten Erscheinung als eine kostbare Gabe zur englischen Literatur anerkannt und sind sich seitdem in zahlreichen Neudrucken gefolgt. Sie sind in drei Bänden zusammengefaßt: Poems, Sister Songs und New Poems, die alle innerhalb fünf Jahren, 1893—1897, erschienen. Dann war es, als ob der schöpferische Trieb erschlafft sei, obschon Thompson seine sonstigen literarischen Beschäftigungen noch jahrelang fortsetzte. Seine in der schweren Londoner Zeit geschwächte Gesundheit hatte sich nie wieder gänzlich gekräftigt. Im Jahre 1907, im Alter von 47 Jahren, wurde er ernstlich krank und starb im November an der Schwindsucht.

Kurz vor seinem Lebensende schrieb er ein kleines Gedicht, das zeigt, wie er mit einfachem, demütigem Glauben, mit befriedigtem Herzen und Gemüte an der Religion hing, die seinen höchsten Gedankenflug beseelt und seine Phantasie zu herrlichen Bildern angeregt hatte. In seiner ganzen Produktion lebt sie als etwas Positives. Keine Streitfrage wird auch nur angedeutet. Er sieht, fühlt, erlebt den unerschöpflichen, idealen Gehalt der katholischen Weltordnung: gerührt, bewundernd, oder in seltenen, einsichtsvollen Augenblicken über Erdenleid und Erdenfreude entrückt, ahnt er darin die Lösung aller Probleme, die Stillung aller Sehnsucht, die Vervollkommnung aller unvollkommenen Genüsse. Die Vision hört auf, aber die Erinnerung daran bleibt, halb entzückend, halb schmerzlich:

Könnte mein Mund Vergängliches nur singen?
Geheimnisvolle, süßeste Musik,
Dir lausche ich, die einsam durch die Welten schwebt.
Du bist, Musik, die aus der Höhe stammt,
Zu rein für Lust, die an der Erde klebt,
Und von Unendlichkeit durchflammt,
Für das gebundne Herz, das doch das All schließt ein!
So laßt sie sein
Lieblich und groß, und ist mein Herz auch klein:
So mögst du sein
Musik, Musik, ob du nur süße Pein
Und keine Freude mir gebracht.
Ob du auch nur erweckst
Äußerste Schwermut, die mir Maß geworden
Für höchstes Glück, das ich sonst nie erfaßt,
Wüßt' ich es nicht,
Daß Übel ist der Schatten nur von Licht,
Und hätt' ich nicht
Aus meiner Herzenslast,
Aus tiefster Traurigkeit,
Zum Troste mir ein Maß gewonnen,
Das noch ermißt der Schönheit tiefsten Bronnen,
Das fremde Land geheimster Seligkeit.

Er bewegt sich aber lange nicht ausschließlich in solchen überirdischen Regionen; er mußte ja wie in der eben zitierten Stelle seine übersinnlichsten Gedanken in ein materielles Gewand kleiden, wenn er auch von vornherein traurig darauf verzichtete, sich vielen verständlich zu machen:

Kaum kann ich sprechen, wie mein Bruder spricht,
Und lieben, wie er liebt, und auch ihn lehren nicht —
Geist einer Sonnenblume, der, o Qual,
In eine fremde Hülle sich verirrt.

Er erkennt, daß die Schönheit, jenes Überirdische aber noch nicht Himmlische, welches alle wahren Dichter verfolgen, kaum zu fassen und in Wort und Bild darzustellen ist:

Und ist mein Lied süß, wie sie sagen?
Für den erklingt's, der nur das öde Schweigen
Als Antwort gibt auf meine Klagen.

Doch läßt er nicht von dem Versuch ab:

Wenn Erd' und Himmel lieblich lächelnd stehn,
Glaub' ich der fremden Schönheit Blick zu sehn
Und zu enträtseln das verborgne Bild,
Das sie durch menschlich helle Züge,
Mit feiner List allmählich nur enthüllt.

Hiermit kennzeichnet er treffend seine Eigenart: für alles Schöne ist er äußerst empfänglich und gibt jedesmal den Eindruck in melodischer, anschaulicher Sprache wieder. Bewegungen, Töne, das Aufsprossen der Natur im Frühling, ein seelenvolles Frauengesicht, ein Paar lachender Kinderaugen, eine Mohnblume im Felde, ein leise wehendes Lüftchen, ein Sonnenuntergang, — das alles versetzt ihn in eine bald freudige, bald wehmütige Erregung. Die Freude schlägt meistens in Wehmut und sogar in Schmerz um, der dann oft durch die Aussicht auf ein fernerstehendes Glück gelöst wird. Die Reflexion stellt sich immer wieder ein, ganz ungesucht, gleichsam aus der Fülle der erlebten und verwirklichten Gedanken. Wie das geschehen kann, ohne im mindesten der dichterischen Wirkung Abbruch zu tun, deutet Thompson in einem Bruchstücke an, wo er den Dichter im Augenblick des Schaffens mit glühend heißem Metall vergleicht: die Glut versengt Staub und Flecke, alles Unechte und Störende. So packt er uns selbst mit der Kraft einer lebenden, fühlenden Persönlichkeit.

Nach einem anderen Ausspruche Thompsons gehört dem Dichter die Gabe, Kleinigkeiten durch die Macht der Phantasie Bedeutung zu verleihen, sie zu verklären. Ein schönes Beispiel bietet sein Kindergedicht Daisy, welches zu seinen einfachsten gehört und das unscheinbarste Ereignis, eine Begegnung des Dichters mit einem Kinde auf den Sussex Downs, beschreibt.

Sie schritt auf ihrem Sonnenpfad
Gedankenvoll vorbei:
Mir war, als ob das Meer umflort,
Der Tag verdüstert sei.
Vergessend schritt sie fort — mir war
Die Seele tief beklommen,
An manchen Abschied dacht' ich da,
An Trennungen, die kommen.

Ein anderes Kindergedicht, The Poppy, klingt viel ernster und doch weniger traurig aus. Ein Kind schenkt dem Dichter eine Mohnblume, für ihn ein Sinnbild seiner glühenden Träume, ihrer Vergänglichkeit und scheinbaren Nutzlosigkeit:

Unter Ähren die Mohnblume schwankt hin und her,
Von Träumen, wie sie von Körnern, schwer.
Unter Menschen steh' ich und lebe kaum,
Sie schaffen das Brot, meine Frucht ist der Traum:

Der tüchtige Mensch und der Tagversäumer,
Die Zeit mäht sie alle, doch wenn sie gegangen,
Dann erntet die Welt mich, mich, den Träumer!

In der Tat hat er der Welt einen Schatz an tiefen, herzerhebenden, herrlich ausgedrückten Gedanken hinterlassen. An alle Naturerscheinungen knüpft er Menschliches und Übermenschliches an; den geheimsten, schmerzlichsten Stimmungen des gequälten Herzens, der Isolierung, dem Grübeln, dem Ringen nach etwas Höherem, dem Gefühl der versagenden, zusammensinkenden Kraft redet er das Wort. Der Gegensatz zwischen der Größe und der Nichtigkeit des Menschen, seine Jugendfreude, die Enttäuschungen und der Ernst der Jahre, kommen in dem Anthem of Earth erschütternd zum Ausdruck. Im Grunde aber gebricht es dem Dichter nie an dem festen Vertrauen, daß

Stark ist der Mann,
Dem auszuharren ist gelungen,
Das stillt die Tränenflut,
Und hat des Schicksals eisern Herz bezwungen.

Von der wunderbaren Ode to the Setting Sun — die Sonne geht hinter einem fernen Hügel unter und beleuchtet mit langen, geraden Strahlen das Kreuz im Klostergarten zu Storrington — gilt das, was Thompson von dem mythologisierenden Element in Shelleys Poesie sagt: ‚Alle Elementargeister der Natur verkörpern sich unablässig in seinen Versen, ziehen in tausend herrlichen Neuerscheinungen durch die strahlenden Formen seiner Bilder.‘ Aber diese Belebung und Bereicherung der Natur, so schön sie ist, erweist sich nur mehr als ein Spiel der Phantasie:

O über kurze Zeit muß es verblassen,
Muß ich das Wissen von den Dingen lassen,
Das mir die Welt so leuchtend hat gemacht,
Daß sie entseelt und leblos bleibt mir nur zurück?

Was uns so freundlich scheint, ist nur
Der Regenbogen über unserm Leben.
Warum ward schmerzvoll-ewige Sehnsucht uns gegeben,
Die Sterbliches umfaßt? O herbes Los,
Daß unsre Lieder nur Verfall bekränzen,
Wie meine diesen Tag, der stirbt, umglänzen.
Bleigrau und drohend wird der Horizont,
Nichts unterbricht die schweren Schatten weit
Als nur ein Spalt. Hier brennt durchs Firmament
Ein blendend Himmelslicht; in Dunkelheit
Dagegen hebt der Hügel sich,
Finster wie Zeit steht gegen Ewigkeit.
Steht gegen Ewigkeit?
O durch die Düsterkeit
In meiner Seele dringt ein heller Schein.

O Sonne, ob dein Bild
Ist klar, ob es verhüllt,
Nicht zweifl' ich mehr; und was ich such', wird mein.

Der alte Sonnengott ist nicht mehr, aber die Sonne bleibt ein Sinnbild des ewigen, wahren Gottes, ihres Schöpfers. Sie verschwindet am Horizonte, und das Kreuz hebt sich groß und schwarz gegen den noch lichten Himmel ab, verspricht aber auch so Frieden im Leiden,

‚Der Kern der Leiden, welcher Freude ist'.

Wie anders, wie trostlos mutet dagegen Schillers Klage um die Götter Griechenlands an! Die Idee von der Unhaltbarkeit und Unzulänglichkeit der innigsten Naturfreude und des pantheistischen Naturglaubens kommt in Thompsons Hound of Heaven zum Ausdruck:

In innigster Gemeinschaft lebt' auch ich,
Hab' der Natur Geheimstes abgelauscht.

Mit der Natur hab' ich gejauchzt, geschauert,
Und mit dem Himmel tief getrauert,
Durch mich ward bitter seine Tränenflut;
Am Abend legt' ich an sein glühend Herz
Mein Herz und hab' geruht,
Verschmolzen unsre Glut;
Doch, ach, nicht Lindrung bracht' es meinem Menschenschmerz.
Umsonst mein Weinen netzt des Himmels graue Wange,
Denn, was wir sagen auch, ich und die Dinge,
Ach, wir verstehn uns nicht — — —

Dieses Gedicht mit dem sonderbaren Titel — das gewagte Bild, das er enthält, berührt wie ein Nachklang aus Shelley — gehört zu dem Schönsten, was an religiöser Dichtung überhaupt existiert. Das Urteil des Malers Burne-Jones ist wert, zitiert zu werden. Seine Frau schreibt: ‚Die Arbeit dieses Winters wurde durch die Erscheinung eines kleinen Gedichtbuches verschönt von einem Schriftsteller (Francis Thompson), dessen Name uns noch unbekannt war. Das kleine Buch flößte ihm Bewunderung und Hoffnung ein.' Von dem Hound of Heaven sagt er selbst: ‚Seit Gabriels (d. h. Rossettis) Blessed Damozel haben mich keine mystischen Worte so gerührt. Werde ich je vergessen, wie ich mich aus- und anzog und nochmals ausziehen mußte — was ich am allermeisten hasse — weil ich an nichts anderes denken konnte?' Das Thema ist alt, alt wie der Psalm, in dem es heißt: ‚Wohin soll ich mich vor deinem Geiste retten, oder wohin soll ich vor deinem Angesicht fliehen?' Nur daß das überwältigende Gefühl von Gottes Allmacht und Allgegenwart durch das spezifisch christliche Moment der allumfassenden, persönlichen Liebe des menschgewordenen Heilands gelindert und abgelöst wird. Die arme, unwissende Seele entflieht anfangs vor dieser mißverstandenen Liebe, denn

Ob ich auch Seine Liebe kannte,
War ich in banger Furcht,
Daß ich nur Ihn, allein Ihn lieben sollte.

Sie flieht ihn tagelang, nächtelang, jahrelang; sie flieht ihn auf den labyrinthischen Irrwegen ihrer eigenen Gedanken. Die Tränen werden zu einem Dunst, worein sie sich verbirgt, das Lachen zu einem rieselnden Wasser, worin sie untertaucht; sie jagt täuschenden Hoffnungen nach und stürzt in bodenlose Tiefen quälender Furcht. Sie sucht Ruhe und Frieden in traulichen Menschenwohnungen, aber die herannahende Jagd schreckt sie auf und davon. Alle geschwinden Dinge bittet sie um ihre Geschwindigkeit und möchte sich nach den entferntesten Teilen der Schöpfung flüchten. Allein selbst angesichts der Herrlichkeiten des Weltalls überfällt sie von neuem die Angst. Ermüdet und enttäuscht kehrt sie auf die Erde zurück. Unter kleinen Kindern mit schönen, unschuldigen Augen sucht sie jetzt eine Ruhestätte, aber ein Schutzengel stellt sich zwischen die Kinder und die Gott abgewandte Seele. Dann wirft sie sich in die Arme der Natur, aber nur, um deren gefühllose Gleichgültigkeit bitter zu empfinden. Endlich ergibt sie sich, besiegt. Die Jugend ist dahin, ringsumher sind Öde und Trümmer, die Seele ahnt Tod und Ewigkeit, halb mit Grauen, halb als Erlösung. Aus der Tiefe einer halb verzweifelten Resignation schreit sie zum Erlöser auf, und da umringt sie wie Meeresbrausen eine himmlische Stimme:

‚Ist deine Welt erschüttert,
In Scherben denn zersplittert?
O sieh, die Dinge fliehn dich, denn du meidest Mich!‘

Es folgt der Schluß, tief innig, voll Trost für alle traurigen, einsamen Seelen:

‚Klagst du, daß du Liebe nicht gewinnst,
Seltsames, kümmerliches Wesen du?
Da ich's nur bin, der den Geringsten liebt (sprach Er).
Menschliche Liebe fordert menschliches Verdienst.
Zu kränken nicht, hab' ich dein Gut geraubt,
Ich nahm es dir,
Daß du's in Meinen Armen suchst, bei Mir.
Töricht hast du geglaubt,
Verloren sei's, ich wahrt's für ewiglich:
Nimm Meine Hand, erhebe dich!‘
‚Übst du Barmherzigkeit?
Ist meine Dunkelheit
Der Schatten deiner Hand, der du mich liebst?‘
‚Geschöpf, so töricht klein,
Mich suchest du allein!
Liebe vertriebst du, als du Mich vertriebst.‘

Jeder Teil des Gedichtes schließt mit einem sechszeiligen Refrain, der, in jedesmal leicht abgeändertem Wortlaut, denselben Tonfall bewahrt und durch seine dreitaktigen Kurzzeilen mit dem eiligen, stark akzentuierten Rhythmus den nie lange übertäubten Tritt der stets verfolgenden Füße beinahe physisch hörbar macht. Keine Analyse, sondern nur eine sorgfältige und wiederholte Lektüre kann diesem einzigen Gedicht gerecht werden; die freien

Metra passen sich wunderbar an die wechselnden Stimmungen an; die Phantasie ergeht sich in kühnen Bildern, die zarteste Empfindung paart sich mit dem höchsten Gedankenflug. ‚Es ist ein Gedicht, das Einbildungskraft erzeugen könnte,‘ schreibt Mrs. Wilfrid Meynell, die mit dem Dichter jahrelang in engster Freundschaft stand und an die mehrere seiner Gedichte gerichtet sind.

Aus seinen Dichtungen ließe sich eine Art christlicher Philosophie der Schönheit zusammenstellen, mit den Worten des hl. Paulus als Leitmotiv: ‚Was an ihm unsichtbar ist, wird am Schöpfungswerke der Welt in den erschaffenen Dingen wahrgenommen.‘ Die reichste Ausbeute hierzu würden Sister Songs liefern, zwei längere, den kleinen Töchtern Mrs. Meynells gewidmete Gedichte. Von den zwei Momenten, die wir in unserem Bewußtsein der Schönheit unterscheiden können, der Existenz eines objektiven Charakters in der äußern Welt und der subjektiven Fähigkeit, jenen wahrzunehmen, ist für Ruskin der objektive Bestandteil der dem Weltall aufgedrückte Stempel Gottes. Thompson faßt ihn ungefähr auch so auf in der Anrufung:

Die Blume meines Lieds mögst du entfalten,
Du, dessen schöne Hand verstreut
Mild alle Liebe, alle Lieblichkeit,
O Heiligster,
Der alle Schönheit will aus sich gestalten!

Dieses Ergreifende, Sehnsuchtserweckende, ist etwas Reelles, aber es geht über die Fassungskraft der Alltagsweisheit hinaus. Es offenbart sich im höchsten Grade nur demjenigen, der seine Blicke in die Tiefe des Lebens senkt und Höhen erklimmt, wo er auf die freundliche Gesellschaft der Menschen verzichten muß:

An sonn'ger Oberfläche, hell und weit,
Dort lebt die Liebe und die Lieblichkeit.
Ich schmachte in der Tiefe trüb,
Die ohne Licht und Lieb'.

Wenn dein Schauen dir verhüllt,
Was deiner Brüder Aug' erfüllt;
Wenn dir scheint ihr Auge richtlos,
Und ihr Leben tot und lichtlos,
Dring' nicht weiter vor —
Geh' ein nach Luthany, betrete das Land Elenore.

Das ist der subjektive Teil im Schönheitsgefühl: eine zarte, einsichtsvolle Empfänglichkeit, durch Leiden, Einsamkeit, Entsagung bedingt. Wenn die Schönheit etwas so Heiliges ist, muß der Dichterberuf als eine wahre Weihe gelten. Der Ruf kommt von oben, und der Geist weht wie er will:

Uns ward ein Wissen, unbekannt woher.
— — — — — — —
Die Offenbarung kommt von ungefähr:
Verborgen in dem ärmlichsten Gewand
Hat unser Auge plötzlich sie erkannt
Am Weg, wo Tausende vorübergehen.

Der Dichter kennt erhabene Freuden:

Die Gabe preis' ich, sie, die meinen Geist geweitet
Zu einer Welt, drin, was nur lieblich ist
Auf Erden, hold im Bild vorübergleitet.

Dafür aber kennt er auch das einsame Ringen nach Erkenntnis, nach Gestaltung des Stoffes, nach genügender Wiedergabe der quälenden Schönheit. Einmal fragt er einen Geist im Paradies:

Wohin einst, ach, verweist
Er diesen armen Geist,
Dem tiefes Leiden
Ward statt der Himmelsfreuden:

Dem Dämon Schönheit nur
Folgt er auf seiner Spur,
Zu sein
Ihr ganz allein,

Die niemals ihn beglückt?
— — — — —

Sein Tag ist ohne Licht,
Den Ruhm, er sucht ihn nicht;
Und nicht um Geld
Dient er der Welt;
Die Welt, er hört sie nicht,
Verschmäht für sein Gedicht,
Und was er schuf
Der Menge Freudenruf.

Er ist auf sich gestellt,
Und klagt nicht vor der Welt,
Sagt — ‚Wen es stört,
Sorge, daß er nichts hört.'

Er achtet alles Trachten
Der Welt, wie's Heil'ge achten — —

Auf die Ähnlichkeit zwischen dem Heiligen und dem Dichter kommt Thompson wiederholt zurück. Der Gedanke wird im Shelley formuliert und in Health and Holiness sehr treffend ausgeführt. Dort heißt es: ‚Wahrscheinlich werden die meisten Dichter wie die meisten Heiligen auf ihre Sendung durch eine anfängliche Absonderung vorbereitet, wie die Saat begraben wird, damit sie keime: ehe sie das Orakel der Dichtung aussprechen können, müssen sie von dem großen Haufen der Menschheit getrennt werden.'

Dieser Essay, der schon 1889 geschrieben, aber erst in der Dublin Review vom Monat Juli 1908 nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht wurde, ist wie ein Schlüssel zu seinem ganzen Denken und Dichten. Er wurde als ein ‚erstaunliches literarisches Ereignis', als ‚der wichtigste englische Beitrag zur schönen Literatur seit 20 Jahren' begrüßt. Man hat ihn auch ein ‚Leidensdokument'

genannt. Wenn Thompson den Dichter Shelley so verständnisvoll analysiert und einschätzt, von seiner Spontaneität, seiner Kindlichkeit, seiner starken, alles belebenden Phantasie, seiner mit spielender Hand eingestreuten Pracht spricht, so geschieht es, weil er ihm geistesverwandt war. Wenn er dem Menschen Shelley seinen Teil Tadel zukommen läßt und ihm die Erfahrung des bittersten Leidens abspricht, dagegen mit kräftigen Zügen das Unglück des Dichters Mangan schildert, so schreibt er mit feinfühlender Zurückhaltung seine eigene Geschichte. Wie Shelley bewegt er sich gern in einer weltentrückten Sphäre: für beide sind die abstraktesten Vorstellungen gleichsam eine Luft, in welcher sie frei atmen. Sie erheben das einzelne zur allgemeinen Weihe, verbinden nah und fern, vergeistigen das Materielle und stellen umgekehrt das Unfaßbare in sinnlichen Bildern dar. Wenn Thompson manchmal dabei die Sprache in seinen Dienst zu zwingen scheint, wenn hie und da ein mehr wirkungsvolles als schönes Bild mit unterläuft, so ist zu erinnern, daß er gerade hier oft die Größten zu seinen Vorgängern hatte.

Durch seine Lebensauffassung und seinen Glauben nimmt er dann aber einen höheren Flug als Shelley. Er wußte, was dieser nicht erkannte, daß ‚die Weisheit nicht zu finden ist im Lande derjenigen, die in Genüssen leben‘, und daß der Kultus der Schönheit nicht eine Religion, sondern nur ein Teil der Religion sein kann. In der katholischen Kirche sah er den Weg zu der höchsten Weisheit und Schönheit. Wie einfach sein Glaube war, zeigt sich unter anderem in seinen Lobpreisungen der allerseligsten Jungfrau und in seiner Entlehnung von Stoffen und Bildern aus dem katholischen Ritus. Als schönes Beispiel drängt sich die Orient-Ode auf mit dem ausdrücklichen Bekenntnis am Schlusse:

> Wenn Menschen sagen, daß im Angesicht
> Des Himmels ich die heil'gen Zeichen seh',
> Die meinen Altar weih'n mit reinem Licht,
> Amen, Amen! Wie könnt es anders sein —
> Als ich dahingeeilt mit flücht'gem Fuß
> Auf dieser Erde stürmisch rauhem Weg,
> Der Sonne ihr Geheimnis forschte aus
> Und lauschte auf der Sterne Zwiegespräch.
> Da schienen sie allein,
> Mir diesen Rat zu weihn:
> ‚Daß, Dichter, du erleuchtet, wissen wir,
> Wenn Menschen zu dir sagen: Schaue! Christ ist hier;
> Wenn Menschen zu dir sagen: Schaue! Christ ist dort!
> Glaub ihnen: ja, und sicher bist du dir,
> Ist deiner Seele Wiederhall
> Allein: Schau hier! schau dort! — schau überall!‘

In solchen Stellen erhebt sich Thompson zum universellsten Ausdruck des christlichen Mystizismus. ‚Mit wenigen Ausnahmen‘, schrieb er, ‚ist alles, was in unseren besten Dichtern für den Nichtkatholiken groß und gut ist, auch für den Katholiken groß und gut.‘ Man könnte beinahe seine Worte umkehren und sagen, daß gerade das an ihm, was am tiefsten katholisch und deshalb groß und gut ist, auch allen Religiösgesinnten groß und gut erscheinen muß.

# Wissenschaftliche Richtungen u. philosophische Probleme im 13. Jahrhundert*

## Von Georg Freiherr von Hertling

Ein weiter Abstand trennt den Wissenschaftsbetrieb der modernen Welt von der des Mittelalters. Das Interesse der Gegenwart gilt der vor unseren Sinnen ausgebreiteten räumlich-zeitlichen Welt. Sie wollen wir in immer wachsendem Umfange erkennen, die einzelnen Gebilde in ihrer charakteristischen Eigenart wie nach den gegenseitigen Beziehungen der Ähnlichkeit und Verschiedenheit erfassen, in den gleichförmig wiederkehrenden Ereignissen, großen wie kleinen, die Regel des Ablaufs feststellen, in möglichster Vollständigkeit die Bedingungen ausfindig machen, an welche auf Grund einer tatsächlich bestehenden Einrichtung das Naturgeschehen sich gebunden erweist.

Und indem wir diesen Weg gehen, findet das Wort Bacos von Verulam, daß Wissen Macht bedeutet, an jedem Tage neue Bestätigung in unserer glänzenden, vielgestaltigen, alle Zweige des Lebens umfassenden technischen Kultur. Daß sie uns dieses Leben bereichere, verschöne, erleichtere, daß sie uns anleite, die der Natur abgelauschten Gesetze in den Dienst des Tagesbedürfnisses zu stellen, daß sie Mittel erfinde, die Entfernungen zu besiegen, welche dem Verkehr der Völker oder der nutzbaren Verwendung der Naturkräfte im Wege stehen, daß sie allen schädlichen Einflüssen nachspüre, welche die Gesundheit unseres Leibes bedrohen, und uns Waffen in die Hand gebe, ihnen zu wehren, — das erscheint heute vielen, vielleicht den meisten, als die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft und das, was ihren Wert und ihren Ruhm ausmacht.

Wie weltentrückt, wie blutlos und schattenhaft erweist sich daneben das Treiben der mittelalterlichen Gelehrten. Die sinnfällige Wirklichkeit scheint sie nicht zu kümmern. Das Ziel ihres Interesses, die Welt ihrer Gedanken liegt weit darüber hinaus, und nicht durch anschauliche Erfahrung, durch Beobachtung und Experiment wollen sie sich ihrer bemächtigen, sondern allein durch die Kraft des begrifflichen Denkens, des logischen Räsonnements.

Dann erinnern wir uns vielleicht, daß der Wert geistiger Bestrebungen nicht einseitig nach dem Ertrage bemessen werden darf, der daraus für materielle Kultur erwächst, und weiter auch daran, daß exakte Naturerkenntnis nicht das Ganze menschlicher Wissenschaft ausmacht. Aber auch mit diesem doppelten Zugeständnis gelangen wir noch nicht zur richtigen Würdigung des mittelalterlichen Geisteslebens. Was den modernen Menschen vor allem fremdartig anmutet, was den Problemstellungen und Lösungsversuchen das charakteristische Gepräge gibt, das ist das traditionelle Element. Die Wissenschaft des christlichen Abendlandes entsteht im engsten Anschlusse an das aus dem römischen Altertum und der Zeit der Kirchenväter überlieferte Material, sie erweitert sich mit der Bereicherung dieses Materials; an seiner Verarbeitung, seiner Ausdeutung und Verwendung bekundet sie ihre wachsende Kraft und Selbständigkeit.

---

* Rede gehalten am 12. November in der Festsitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften.

Ein anderes kommt hinzu. Die mittelalterliche Wissenschaft ist theologisch gerichtet. Ihre Träger sind der überwiegenden Mehrzahl nach Kleriker, ihr Ziel ist der Nachweis, daß zwischen Wissen und Glauben, zwischen den Forderungen der Vernunft und der von der Kirche verkündeten Offenbarungslehre Übereinstimmung besteht. Der überlieferte Stoff wird in das System der Kirchenlehre eingegliedert, in seinem Sinne ausgelegt und umgedeutet. Die harmonisierende Tendenz begnügt sich nicht damit, jene Übereinstimmung nur als das letzte Ergebnis eines umfassenden Assimilierungsprozesses zu verkünden. Schritt für Schritt, an jedem einzelnen Punkte will sie sich geltend machen. Insbesondere aber gilt es, die autoritativen Aussprüche, auf die man sich in den Schulen zu berufen pflegte, als untereinander in völligem Einklange stehend nachzuweisen.

Die scholastische Methode des Lehrens wie der schriftstellerischen Darlegung ist dadurch bedingt. Abälards Sic et non, eine Gegenüberstellung einander scheinbar widerstreitender Väterstellen unter Hinzufügung von Regeln, nach denen die Auflösung des Widerspruches zu geschehen hat, ist von maßgebendem Einflusse auf die Folgezeit gewesen. In seiner ausgebildeten Gestalt verlangt das Schema zuerst die genau formulierte Frage, gewöhnlich auf ja oder nein gestellt. Dann folgen Einwürfe gegen die demnächst zu vertretende Meinung, auf Autoritäten gestützt, welche ihr zu widerstreiten scheinen, hierauf die Beantwortung der gestellten Frage im Sinne dieser Meinung und in mehr oder minder ausführlicher dialektischer Begründung, wiederum durch Autoritäten gestützt, und zuletzt die Auflösung der an die Spitze gestellten Objektionen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die als auctoritates dienenden Zitate aus geistlichen oder weltlichen Autoren den mittelalterlichen Gelehrten in der Regel nur in Florilegien und Sentenzensammlungen zu Gebote standen, wo sie aus dem Zusammenhange gelöst aneinandergereiht waren. Und gar manches darunter hatte durch den Gebrauch in der Schule die Schärfe seiner ursprünglichen Prägung eingebüßt. Man hat die großen Summen und die Quaestiones disputatae der Scholastiker mit den gotischen Domen verglichen, und in den Einwendungen und Lösungen, den Distinktionen und kunstgerecht formulierten Beweisen ein Gegenstück zu all den Pfeilern und Bogen und Giebeln und dem mannigfachen Zierat erblickt, welche den gesetzlich geregelten Reichtum jener Bauwerke ausmachen. Aber auch ein anderer Vergleich läßt sich heranziehen, der vielleicht dem modernen Leser scholastischer Lehrschriften, zumal dem Neuling, näherliegt. Man könnte an eine Dornhecke denken, durch die sich hindurcharbeiten muß, wer in die Gedankenwelt des Mittelalters eindringen will.

Lasse man sich nicht abschrecken! Ist erst die ungewohnte Außenseite überwunden, hat man gelernt, zwischen der geschichtlich bedingten Form und dem gedanklichen Inhalte zu scheiden, den sie im tiefsten Innern einschließt, so wird man gewahren, daß die menschliche Vernunft zu allen Zeiten die gleiche war, von gleichen Fragen bewegt oder gequält, immer wieder gleiche Wege wandelnd, von denen die einen zu gesicherten Ruhepunkten leiten, die niemals aufgegeben werden sollten, selbst wenn sie eine abschließende Befriedi-

gung nicht bieten, andere aussichtslos und hoffnungslos von Irrtum zu Irrtum führen. Gelingt es, die Probleme, mit denen die Philosophen des Mittelalters rangen, in unsere Sprache zu übersetzen, dann reden sie auch wieder zu uns, wir verstehen die gewaltige Arbeit, die auf ihre Lösung verwandt wurde, und müssen bekennen, daß sie keine verlorene war.

Der Höhepunkt, den die scholastische Philosophie im dreizehnten Jahrhundert gewann, war dadurch bedingt, daß die erstarkte geistige Kraft sich zugleich einem nach Inhalt und Umfang bereicherten Material gegenübergestellt fand.

Längst war man in der Logik bei Aristoteles in die Schule gegangen. Seit den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts besaß man in lateinischen Übersetzungen die sämtlichen hierher gehörigen Schriften. Darüber hinaus bestand eine Tradition, welche hauptsächlich durch die Schriften des Boethius getragen, in die Schule des großen griechischen Philosophen zurückreichte. Aus ihr war man längst gewohnt, einzelne Bestandteile, Begriffe und Ausdrucksformen zu entlehnen. Aber der eigentliche Führer war nicht Aristoteles, sondern Augustin. Ihm folgte man nicht nur, wo es sich um theologische Gegenstände handelte, sondern auch in metaphysischen, psychologischen, erkenntnistheoretischen Fragen. Man lebte von seinem Geiste und bewegte sich in seiner, einen christlich modifizierten Platonismus darstellenden Denkweise. Jetzt erst wurde Aristoteles sein Rivale. In der rasch aufgeblühten Kultur der Araber bildet eine phantastische, auf Aristoteles aufgebaute, aber von neuplatonischen Elementen durchsetzte Spekulation einen fremdartigen Bestandteil. Mit den Arabern waren ihre Übersetzungen der aristotelischen Schriften nach Spanien gekommen. Dort, in Toledo, wurden sie seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ins Lateinische übertragen. In dieser Gestalt zuerst lernte das Abendland die Metaphysik und die Bücher naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Inhalts kennen. Sie machten den wertvollsten Teil des neuen Materials aus, aber nicht das Ganze. Denn gleichzeitig erhielt man auch Übersetzungen von den Schriften der arabischen Philosophen und Erklärer des Aristoteles, des Alkendi und Alforabi, des Avicenna und Averroes, sowie der Juden Avencebrol und Moses Maimonides. Kein Wunder, daß man sich in dem kaum zu übersehenden Besitzzuwachs nicht sogleich zurechtzufinden vermochte und insbesondere nicht zu scheiden wußte zwischen solchem, was Aristoteles selbst angehörte und dem, was die Ausleger, was namentlich der eine, den man schlechtweg den Kommentator nannte, was Averroes daraus gemacht hatte. Erleichtert wurde das Verständnis, als seit dem zweiten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts neue, direkt aus dem griechischen Urtexte geflossene Übersetzungen Verbreitung fanden.

Das Zentrum des geistigen Lebens war Paris, wo sich um die Jahrhundertwende Lehrer und Schüler zur universitas magistrorum et scolarium zusammengeschlossen hatten. Hier strömten aus allen Ländern lernbegierige Jünglinge und Männer zusammen, hier lehrten die berühmtesten Meister, hier disputierte man vor einer großen Corona über alle Fragen, welche der Entwicklungsgang der Scholastik aufwarf, hier, mehr als an irgendeinem anderen

Orte, galt es, zu dem neuen Lernstoffe Stellung zu nehmen. Wie bekannt, geschah dies auch alsbald, aber in völlig ablehnendem Sinne. Ein bischöfliches Verbot vom Jahre 1210 untersagte unter Strafe der Exkommunikation seine Verwendung. Ebenso fünf Jahre später die von dem päpstlichen Legaten erlassene Studienordnung. Genannt werden die naturphilosophischen Schriften und die Metaphysik, dazu die Kommentare, ohne Zweifel die der arabischen Ausleger, vor allem des Averroes. Sie sollen zu Paris weder in öffentlichen noch in privaten Vorlesungen erläutert werden.

Der Umstand, daß der Erlaß des Bischofs, welcher das Verbot enthält, in erster Linie gegen die Häretiker Amalrich von Bene und David von Dinant gerichtet war, deutet darauf, daß man von der Beschäftigung mit Aristoteles eine Verdunkelung der kirchlichen Lehre befürchtete. Andererseits aber darf die Tragweite des Verbots nicht überschätzt werden. Den einzelnen wird nicht verwehrt, sich mit dem Inhalt jener Schriften bekannt zu machen. Daß dies tatsächlich in weiten Kreisen geschah, wird durch die Erscheinungen der Folgezeit sichergestellt. Wichtiger noch ist, daß man sich anderwärts an jenes Verbot überhaupt nicht gebunden erachtete. Gegen Ende des Jahres 1229 richteten die Magister von Toulouse ein Sendschreiben an alle Hochschulen, worin sie zum Besuch ihrer neubegründeten Universität einluden und unter den Vorzügen derselben neben der Fruchtbarkeit des Landes und den billigen Lebensmitteln auch das anführten, daß die in Paris verbotenen libri naturales des Aristoteles dort vorgetragen würden und so einem jeden der Weg zu den Tiefen der Naturerkenntnis offen stehe. Für Paris dagegen schärfte Papst Gregor IX. am 13. April 1231 das Verbot abermals ein. Jedoch mit einem Vorbehalte. Die aus bestimmten Gründen verbotenen naturphilosophischen Bücher sollen so lange nicht im Unterrichte verwertet werden, bis sie geprüft und von jedem Verdachte des Irrtums gereinigt worden seien. Auch beauftragt der Papst drei Magister der Pariser Universität, diese Prüfung vorzunehmen. Der Auftrag kam nicht zur Ausführung, und eine förmliche Zurücknahme des Verbots hat niemals stattgefunden. Wirksam aber scheint es von da ab nicht mehr gewesen zu sein. In den Statuten vom 19. März 1255, durch welche die Artistenfakultät ihren Lehrplan festlegte, werden die verpönten Schriften des Aristoteles ausdrücklich unter denen aufgeführt, welche an der Universität interpretiert werden sollten. Wie ein Anachronismus mutet es daher an, wenn das ursprüngliche Verbot im Jahre 1263 nochmals durch Urban IV. eingeschärft wurde.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man das wechselnde Schicksal der aristotelischen Schriften, worüber schon Roger Bacon seine Verwunderung ausspricht, mit den verschiedenen und gegeneinander gehenden Strömungen an der Pariser Universität in Verbindung bringt. Zu allen Zeiten haben sich die Vertreter einer altüberlieferten Denkweise dem Aufkommen neuer Richtungen entgegengestellt. Die Macht der Gewohnheit, die Scheu vor dem Fremden und die Unlust, sich in gesteigerter geistiger Arbeit mit ihm auseinanderzusetzen, wirken zusammen und kleiden sich dabei je nach Zeit und Umständen in verschiedene Formen. Von Aristoteles besaß man vorerst nur eine mangelhafte

und ungenaue Kenntnis. Einzelne Lehrbestimmungen, wie die von der Ewigkeit der Welt, widersprachen offenkundig dem christlichen Dogma. Noch mehr galt dies von dem Aristotelismus der arabischen Philosophen. Warum also den altgewohnten sicheren Weg verlassen und sich der Gefahr unheilvollen Irrtums aussetzen? Es ist sehr wohl zu verstehen, wenn die Theologen der Pariser Universität das neu orientierte wissenschaftliche Interesse mit Mißtrauen verfolgten und den Versuch unternahmen, ihm mit obrigkeitlichen Verboten in den Weg zu treten. Die Vermutung liegt nahe und wird durch spätere Vorkommnisse unterstützt, daß auch das wiederholte Eingreifen der römischen Kurie auf das Betreiben der dem Alten anhängenden Pariser Kreise zurückzuführen ist.

Aber die Bewegung war nicht aufzuhalten. Hochangesehene Männer, Leuchten der kirchlichen Wissenschaft waren inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß gerade umgekehrt die richtig verstandenen aristotelischen Bestimmungen als das geeignetste Hilfsmittel einer durchgeführten systematischen Ausgestaltung dieser Wissenschaft anzusehen seien. In ihnen stellte sich dem Konservatismus der Pariser Universitätslehrer eine fortschrittliche Richtung entgegen, und dem bisher allein herrschenden Augustinismus gegenüber drang der neue, christlich modifizierte Aristotelismus siegreich vor. Die hierin begründeten Gegensätze aber wurden noch durch äußere Parteibildungen verstärkt und verfestigt.

Man weiß, welch heftiger Kampf um die Mitte des Jahrhunderts zwischen den Universitätslehrern aus dem Weltklerus und den Bettelorden entbrannte, von denen die Franziskaner seit 1231 eine, die frühergekommenen Dominikaner sogar zwei Lehrkanzeln in der theologischen Fakultät erlangt hatten. Der Dominikanerorden war in der Folgezeit der vornehmste Träger des Aristotelismus, während die Franziskaner, seitdem Alexander von Hales auf der Höhe seines Ruhmes sich ihnen angeschlossen hatte, auf die alte Richtung eingeschworen waren.

Der Gegensatz zwischen Augustinismus und Aristotelismus macht einen der bedeutendsten Züge im Bilde der Hochscholastik aus. Seine eigentliche Zuspitzung gewinnt er in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Thomas von Aquin steht im Mittelpunkte des Kampfes. Er ist der große Neuerer, gegen den die Anhänger des Alten offen oder versteckt ihre Pfeile richten. Aber nicht nur den Vertretern des Augustinismus gegenüber mußten die christlichen Aristoteliker ihre Lehrsätze verteidigen. Die Beschäftigung mit dem neuen Material hatte in der Stille noch eine andere Richtung aufkommen lassen, welche den Befürchtungen der kirchlichen Behörden eine nachträgliche Rechtfertigung gab, den lateinischen Averroismus.

Die erste Spur seines Vorhandenseins findet sich in des Albertus Magnus Schrift über die Einheit des Intellekts vom Jahre 1256. Albert hielt sich damals mit seinem Schüler Thomas in Anagni auf, um dort vor der päpstlichen Kurie die Sache der Bettelorden gegen Wilhelm von St. Amour und die Pariser Universitätslehrer zu führen. Wenn er sich gleichzeitig veranlaßt sah, gegen eine Lehre der Averroisten aufzutreten, so muß diese doch wohl schon im christlichen Abendlande, möglicherweise in Italien, Anhänger gehabt

haben. Demnächst finden wir ihre Vertreter innerhalb der Pariser Artistenfakultät. Das erste urkundliche Zeugnis ist die Verurteilung von dreizehn, zweifellos dem averroistischen Gedankenkreise angehörigen Sätzen durch den Bischof von Paris, Stephan Tempier, am 10. Dezember 1270. Einige Jahre später, am 7. März 1277, erfolgte eine zweite Verurteilung, die sich auf eine weit größere Anzahl von Sätzen, im ganzen zweihunderteinundzwanzig, erstreckt. Und jetzt erfahren wir auch die Namen der Männer, welche an erster Stelle damit getroffen werden sollten, es sind Siger von Brabant und Boetius der Dazier.

Die Persönlichkeit des letzteren ist auch heute noch mehr oder minder in Dunkel gehüllt; über Sigers Lebensumstände und die von ihm eingeschlagene Richtung sind wir dagegen durch Forschungen der neuesten Zeit, die auch seine wichtigsten Schriften ans Licht gezogen haben, hinreichend unterrichtet. Ein berühmter Lehrer der Artistenfakultät, veranlaßte er als das Haupt der Averroistenpartei innerhalb derselben so tiefgreifende Mißhelligkeiten, daß die Vorlesungen längere Zeit ausgesetzt werden mußten. Gegen ihn schrieb Thomas im Jahre 1270 die Schrift de unitate intellectus. Daß er als der eigentliche Vertreter des lateinischen Averroismus gelten muß, kann heute nicht mehr zweifelhaft sein. Er selbst will freilich nur den wahren Sinn des aristotelischen Textes feststellen, der von Albert und Thomas falsch ausgelegt werde. Was aber nach seiner Meinung Aristoteles wirklich lehrt, das ist ihm gleichbedeutend mit dem, was die Vernunft fordert. Widerspricht es der kirchlichen Lehre, so wird Siger nicht müde, seine Orthodoxie zu beteuern. Denn etwas anderes seien die Meinungen der Philosophen, etwas anderes der Glaube. So wird er, wenn auch vielleicht ohne deutliches Bewußtsein, ein Vorläufer der von den Averroisten einer späteren Periode ausdrücklich proklamierten Lehre von der zweifachen Wahrheit.

Französische Forscher hatten geglaubt, einen zweiten Herd des lateinischen Averroismus in der älteren Franziskanerschule finden zu sollen. Mit Unrecht, denn auch Roger Bacon, auf den man sich hauptsächlich bezieht, folgt, wenn überhaupt von arabischem Einflusse die Rede sein kann, dem Avicenna. Ein anderes aber läßt sich sagen. In der arabischen Philosophie bis zu Averroes herab sind, wie schon früher bemerkt wurde, die aristotelischen Bestimmungen von neuplatonischer Denkweise getragen und in sie umgesetzt. Auf neuplatonischem Grunde aber steht ebenso der einflußreichste Lehrer des christlichen Abendlandes, Augustin. Daher die starke neuplatonische Unterströmung, welche durch die Scholastik hindurchgeht und über die sich erst Thomas vollkommen erhebt, während Albert ihr noch unterlag. Für Thomas und seine Schule ist deshalb auch Averroes ‚kein Peripatetiker, sondern der Verderber der peripatetischen Philosophie', während der Augustinismus, dem die Franziskanerschule huldigte, mit dem Averroismus durch eine letzte gemeinsame Wurzel verbunden war. Die Zeitgenossen hatten freilich keinen Blick für diese geschichtlichen Zusammenhänge. So konnten die Gegner des Thomas die scharfe Grenzlinie übersehen, welche den von ihm vertretenen Aristotelismus von dem der Averroisten schied.

Georg Greve-Lindau/Die hl. drei Könige am Ziel



Unter den zweihunderteinundzwanzig Sätzen, welche Stephan Tempier am 7. März 1277 verurteilte, sind auch einige, als deren Verfechter Thomas bekannt war. Der Widerstand der Universitätslehrer gegen die Neuerung kommt darin zum Ausdruck. Sie wollen nicht über den Standpunkt hinausgehen, den Wilhelm von Auvergne und Alexander von Hales in der ersten Hälfte des Jahrhunderts begründet hatten. Beide haben Kenntnis von dem bereicherten Material und geben ihm in ihren Schriften eine dekorative Verwendung. Aber zum vollen Verständnis sind sie nicht gelangt, und noch weniger gewähren sie der anders gerichteten Denkweise des Stagiriten einen bestimmenden Einfluß auf die ihre, im herkömmlichen Augustinismus sich bewegende. Die Sonderung zwischen dem eigenen Besitztum des Aristoteles und den Zutaten der Araber ist noch nicht durchgeführt. Den gleichen Stand nimmt in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Heinrich von Gent ein, der zu den heftigsten Gegnern der Bettelorden gehörte. Daß es auch der der Franziskanerschule war, ist schon gesagt worden. Aber selbst die Dominikaner folgten zu Anfang nur zaghaft ihrem berühmten Ordensgenossen. Die Opposition hatte schon bei seinen Lebzeiten eingesetzt, doch scheint die Achtung vor der Persönlichkeit ihr Schranken gezogen zu haben. Anders nach seinem im Jahre 1274 erfolgten Tode. Einer alten Angabe zufolge hätte noch Albert kurz vor seinem Ende Veranlassung genommen, in Paris, wohin er, sein hohes Alter nicht scheuend, gereist wäre, mit dem Gewichte seines Ansehens für die Rechtgläubigkeit seines ihm vorausgegangenen Schülers einzutreten.

Aber der eigentliche Sitz der Gegner war nicht dort, sondern in England. Der Erzbischof von Kanterbury, Robert Kilwardby, der, selbst dem Dominikanerorden angehörend, in Paris unter der Vorherrschaft der alten Schuldoktrin seine Studien gemacht und dieselbe auch in eigenen Schriften vertreten hatte, dann mehrere Jahre an der Universität in Oxford lehrte, verurteilte wenige Tage, nachdem in Paris die Sentenz des Bischofs Tempier ergangen war, und möglicherweise im Zusammenhange mit dessen Vorgehen, am 18. März 1277 dreißig Sätze, darunter solche, welche Thomas verteidigt hatte.

Nach der Seite des Ordens kam die Verurteilung zu spät, denn hier war inzwischen die Autorität des Aquinaten gewachsen. Ein im Juni 1278 in Mailand abgehaltenes Generalkapitel schickte zwei mit allen Vollmachten ausgerüstete Visitatoren nach Oxford, um die daselbst im Kreise der eigenen Familie laut gewordene Opposition zum Schweigen zu bringen. Im folgenden Jahre schrieb das Generalkapitel zu Paris dem gesamten Orden vor, solidarisch für die Ehre des berühmten Mitglieds einzutreten. In dem gleichen Sinne äußern sich eine Reihe späterer Ordenskapitel. Von jetzt ab war die von Thomas inaugurierte Neuerung die Doktrin des Dominikanerordens. Daran vermochte auch der von Robert Kilwardbys Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Kanterbury, dem Franziskaner Johann Peckham, neuerdings aufgenommene Kampf nichts zu ändern. Sein Versuch, die römische Kurie zum Einschreiten zu bestimmen, hatte keinen Erfolg, aber der Gegensatz zwischen der Schule der Dominikaner und der dem Alten anhängenden Franziskanerschule war damit besiegelt. Er durchzieht die weitere Geschichte der Scholastik.

Die skizzierten Vorgänge verstärkten nochmals den fremdartigen Eindruck, den uns heute der Wissenschaftsbetrieb des Mittelalters erweckt. Korporationen treffen durch ihre Beschlüsse die Entscheidung in Fragen der abstraktesten Theorie. Die Stellungnahme zu wissenschaftlichen Problemen wird zum Feldgeschrei feindlicher Heerlager, in denen sich in wechselnder Gruppierung Weltklerus und Bettelmönche, Dominikaner und Franziskaner, Albertisten und Averroisten zusammenfinden. Gehört dies alles zu der früher besprochenen Außenseite, zu dem geschichtlich Bedingten, so fragt es sich nunmehr, welches Verständnis wir den Problemen entgegenbringen können, um welche zuletzt der Streit sich drehte.

In einem Briefe an den Bischof von Lincoln vom 1. Juni 1285 hebt der schon genannte Johann Peckham drei Punkte hervor, an denen die Überlieferung Augustins von den Neueren, wie er sagt, entkräftet und zerstört werde. Es ist die Lehre von den ewigen Wahrheitsnormen und dem unveränderlichen Lichte, von den Vermögen der Seele und von den Samengründen der Dinge.

Von diesen drei Punkten scheint der zweite unserem Verständnisse ohne weiteres geläufig zu sein, aber die knappe Zusammenfassung ist an dieser Stelle ungenau und irreführend. Es handelt sich nicht um die Aufzählung unterschiedener Gruppen seelischer Vorgänge; was hier gemeint ist, wird anderwärts als Lehre von der Einheit der Wesensform bezeichnet. Es ist ein metaphysisches Problem oder vielmehr eine Vielheit von Problemen: das Prinzip des Lebens, das Verhältnis von Seele und Leib, die Einheit der menschlichen Persönlichkeit und der seelischen Lebensbetätigung. Die zuletzt genannten Samengründe der Dinge sind die λογοι σπερματικοί der Stoa, aber so, wie Augustinus sie verstand, als die von Gott bei der Schöpfung in die Dinge hineingelegten, in vorbestimmter Zielstrebigkeit wirkenden Kräfte. Die Diskussion darüber geht alsbald über die geschichtlich bedingte Fassung hinaus und erörtert ganz allgemein die letzten Gründe des Werdens in der Natur. Versuchen wir endlich, das an erster Stelle Gemeinte in unserer Sprache auszudrücken, so werden wir sagen, der Gegensatz zwischen Augustinismus und Aristotelismus betraf das apriorische Element in unserer Erkenntnis. Bei dem engen Rahmen, welchen Zeit und Anlaß meinen Ausführungen ziehen, muß es genügen, diese eine Frage nach der Seite ihres Gehalts wie ihrer geschichtlichen Ausprägung etwas näher ins Auge zu fassen.

Frühzeitig war der griechischen Philosophie die Einsicht aufgegangen, daß die Summe der Sinneswahrnehmungen nicht das Ganze unseres Erkennens ausmache, sondern darüber hinausliegend, davon verschieden, ja vielleicht im Gegensatze dazu stehend, ein engerer oder weiterer Umfang geltender Wahrheiten angenommen werden müsse. Aus solcher Überzeugung heraus, wenn auch ohne die Fähigkeit, ja selbst ohne das Bedürfnis, sie näher zu begründen, verkünden Jonier und Eleaten ihre wahre Lehre im Gegensatze zu den trügerischen Meinungen der Menge. Die Pythagoreer dagegen waren zu jener Einsicht gekommen durch ihre Beschäftigung mit der Mathematik — Zahlenverhältnisse haben Gültigkeit, auch wo sie über die Tragweite unmittelbarer Sinneswahrnehmung hinausreichen — und in realistischer Ausprägung des so

Gefundenen behaupten sie, mehr als Wasser oder Luft oder Feuer mache Zahl das Wesen der Dinge aus. Plato endlich scheidet zuerst mit deutlichem Bewußtsein die höhere Erkenntnis der Vernunft von der der Sinne, indem er sie zugleich auf spezifisch verschiedene Gegenstände verweist, dort die übersinnliche Welt der ewigen Ideen, hier die sichtbare Welt des steten Werdens und Vergehens. Ein Wissen aber gibt es nur von der ersteren, denn das Merkmal der Wahrheit ist Unveränderlichkeit.

Ein Ziel war damit aufgewiesen, aber der Weg nicht gezeigt, auf dem wir dorthin gelangen. Und dem Reiche der Wirklichkeit, in dem wir leben und handeln, stand die Welt der Wahrheit fremd und unnahbar gegenüber. Nur in Bildern und Gleichnissen, nur in mythischer Form wußte Plato in der einen wie in der anderen Richtung die trennenden Abstände zu überbrücken. Anders Aristoteles. Er hat den Glauben an immer geltende Wahrheiten nicht aufgegeben, denn das Wissen, wie er es versteht, schließt die Einsicht in einen notwendigen, nicht bloß faktischen Sachverhalt ein. Aber sein Blick ruht auf der wirklichen Welt. Nicht hoch hinausgehoben über die Dinge, sondern in und mit den Dingen will er die Wahrheit erkennen. Die Erfahrung ist die Grundlage des Wissens. Wir erfassen die ewigen Wesenheiten der Dinge nur in und mit den Sinnenbildern. Philosoph und Naturforscher zugleich, setzt er dem überfliegenden Apriorismus Platos einen energisch betonten Empirismus entgegen.

In dem Entwicklungsgange der mittelalterlichen Spekulation spielt das empiristische Prinzip keine Rolle. Man lernte aus Büchern, und die Vorlagen, denen man Fragestellungen und Lösungen entnahm, waren mehr oder minder von platonischem oder vielmehr neuplatonischem Geiste erfüllt. Für Augustin war die Bekanntschaft mit neuplatonischen Schriften zu einem Ereignis seines inneren Lebens geworden. Durch sie war er zur Anerkennung einer übersinnlichen Welt gelangt. Bei ihm fanden die Scholastiker tiefsinnige Aussprüche über eine einzige, höchste und allumfassende Wahrheit, von der alle Einzelerkenntnisse nur besondere Strahlen sind; von dem göttlichen Licht, das in unseren Geist hineinscheint, so daß wir in ihm die Wahrheit erkennen, von höchsten Normen des Wahren und Guten, von denen alles richtige Urteilen und Werten abhängt. Nicht durch die Sinne werden sie uns mitgeteilt, denn diese könnten niemals ihre Allgemeingültigkeit verbürgen; wir finden sie, wenn wir in uns selbst einkehren, in den unergründlichen Tiefen unseres eigenen Innern. Durch die Erkenntnis der übersinnlichen Wahrheiten treten wir mit Gott in Verbindung. Auch die geschaffenen Dinge erkennen wir in den ewigen Ideen.

Es ist der Apriorismus in theologischer Form. Was wir im Gesamtbereiche unseres Vorstellens und Erkennens vorfinden, ausgezeichnet durch die Merkmale der Allgemeingültigkeit, der Unveränderlichkeit und Notwendigkeit, das können wir nicht der sinnlichen Erfahrung verdanken. Aber es wird auch nicht auf eine nicht weiter zu erörternde Organisation unserer Vernunft zurückgeführt, sondern auf Gott, die Quelle alles Lichtes und aller Wahrheit. Diesem augustinischen Apriorismus huldigen Heinrich von Gent und die übrigen Ver-

treter der älteren Denkweise unter den Universitätslehrern in Paris, nicht minder die Anhänger der Franziskanerschule, die sich um die Autorität eines Alexander von Hales und Bonaventura scharen.

Auch die christlichen Aristoteliker sind nicht gewillt, ein solches höchstes Besitztum des menschlichen Geistes preiszugeben. Aber den Spuren ihres Meisters folgend, wollen sie der Erfahrung ihr Recht wahren und den inhaltlichen Zusammenhang der Intellektualerkenntnis mit der Sinneswahrnehmung aufrechterhalten. Freilich, wo Aristoteles im dritten Buche von der Seele hierauf zu reden kommt, zieht er seine ohnehin knappe Darstellungsweise in kurze Rätselworte zusammen. Bestimmt spricht er es aus, daß wir nur denken können in Anlehnung an die Sinnenbilder, und daß wir in diesen, in den Phantasmen, die Wesensbegriffe erfassen. Und auch das läßt sich als seine Meinung feststellen, daß die vernünftige Seele durch eigene Kraft diese Begriffe erfaßt, aus denen sie dann deduktiv alle weitere Erkenntnis ableitet. Auf diese fragmentarischen Bestimmungen gründet sich, was Albert und Thomas dem aristotelischen Texte über die Aufgabe des wirkenden Verstandes entnehmen. Er ist eine der Seele selbst innewohnende aktive Kraft, durch welche sie die Sinnenbilder erst intelligibel macht und in eine höhere Sphäre erhebt, damit sie dann rückwirkend das Denkvermögen bestimmen, so daß es die intellektuale Vorstellung in sich aufnimmt, zum aktuell denkenden Verstande wird.

Die künstliche Konstruktion kann eine abschließende Lösung nicht bringen, aber sie bezeichnet die Richtung, in der sie immer wieder gesucht werden muß. Daß mit der einmaligen Darbietung eines Sinnenbildes das Geschäft der Erfahrung nicht abgeschlossen ist, leuchtet ohne weiteres ein. Welch vielgestaltige Aufgaben dasselbe umschließt, hat uns die Geschichte der induktiven Forschung gelehrt. Aber nicht das ist das Entscheidende. Der theologische Apriorismus führt, konsequent durchgedacht, zum Theognostizismus. Sollen wir etwas in den ewigen Wahrheitsnormen, den göttlichen Ideen erkennen, so besagt dies zuletzt, daß wir Gott unmittelbar und in ihm alles andere erfassen. Aber wie Augustin selbst, so scheuen auch die Vertreter der augustinischen Richtung im Mittelalter vor einer solchen Behauptung zurück und kommen eben darum über unklare Vorstellungen und schillernde Bilder nicht hinaus. Der Apriorismus Kants weiß nur von inhaltslosen Formen, durch die wir in einen fremden Stoff systematische Ordnung bringen müssen. Der spekulative Idealismus seiner nächsten Nachfolger hat uns endgültig davon überzeugen müssen, daß gesetzmäßig fortschreitende Vernunfttätigkeit allein niemals einen wirklichen Inhalt des Bewußtseins hervorbringen kann. Nur aus dem Zusammenwirken zweier Faktoren, der Vernunft und der Erfahrung, erwächst uns das Wissen. Nirgends besteht es in einem bloßen, durch die Sinne vermittelten Aufnehmen von außen. Schon in seinen einfachsten Bestandteilen zeigt es sich durchzogen und getragen vom selbsttätigen Denken, dazu veranlagt und dazu hingeordnet, den denkbaren Inhalt des Seienden nachbildend zu ergreifen. Dies durch eindringende Analyse im einzelnen festzustellen, ist die immer wieder sich aufdrängende Aufgabe. Es in bezug auf den Ursprung der Begriffe grundsätzlich ausgesprochen zu haben, bleibt das Verdienst des großen griechischen Philo-

sophen, dem kein Abbruch dadurch geschieht, daß er nicht sofort auch schon die sämtlichen psychologischen, erkenntnistheoretischen und metaphysischen Fragen ins Auge gefaßt oder gar gelöst hat, welche damit aufgeworfen werden. Wenn Thomas und seine Anhänger den Grundgedanken des Aristoteles erneuerten und ihn in ihrer Weise zu einer konsequent durchgeführten Theorie zu entwickeln bemüht waren, so bedeutete dies gegenüber dem in neuplatonischen Bahnen sich bewegenden Augustinismus einen zweifellosen Fortschritt.

Nur muß man nicht erwarten, daß sie den von ihnen eingenommenen Standpunkt in ausdrücklichem Gegensatze gegen die Autorität des großen lateinischen Kirchenvaters und in historisch-kritischer Würdigung seiner Lehrmeinungen zur Geltung gebracht hätten. Das lag nicht im Geiste jener Epoche und würde völlig der früher geschilderten Art des wissenschaftlichen Betriebs widersprochen haben. Vielmehr muß die harmonisierende Auslegung über die tatsächlich vorhandenen Differenzen hinwegtäuschen, jetzt mit Hilfe kaum merklicher Akkomodation, jetzt so, daß die einer ganz anderen Denkweise entstammende Meinung durch kühne Umdeutung in den Aussprüchen Augustins wiedergefunden wird.

Der Gegensatz, der die beiden Lager trennt, ist tief genug, aber er liegt auf wissenschaftlichem Gebiete, er betrifft das erkenntnistheoretische Problem. Darüber hinaus sind beide geeinigt durch das gemeinsame Band der christlichen Glaubenslehre. Anders ist das Verhalten zwischen Albertisten und Averroisten. Der Streit der Schulen ist hier in seinem letzten Grunde ein Kampf der Weltanschauungen. Sie streiten um die richtige Auslegung des aristotelischen Textes, aber für die einen ist Aristoteles der Schild, mit dem sie sich decken, wenn sie Schöpfung und Weltregierung und die Willensfreiheit des Menschen leugnen, während die anderen, Albert und Thomas, mit eindringendem Scharfsinn bemüht sind, den vom geschichtlichen Hintergrunde losgelösten griechischen Philosophen überall so zu verstehen, daß ein Widerspruch gegen das Dogma nicht hervortritt. Ihrem Bestreben kam die Gestalt des aristotelischen Lehrvortrages entgegen. An wichtigen entscheidenden Stellen weist er Lücken auf, die durch selbständige Fortführung des Gedankenganges ausgefüllt werden müssen.

Wo der Philosoph im zwölften Buche der Metaphysik zur höchsten Spitze seines Systems, dem unbewegten Beweger, aufgestiegen ist, leitet er uns an, diesen als denkenden Verstand zu begreifen. Aber was ist der Gegenstand seines Denkens? Nichts von ihm Verschiedenes, nichts Außergöttliches kann es sein, denn dann wäre der höchste Verstand abhängig von einem Fremden. Nur er selbst kann dieser Gegenstand sein. Wechsellos ruht er in der denkenden Erfassung des eigenen Wesens. Schon die griechischen Ausleger hatten daraus die Konsequenz gezogen, und die Araber hatten sie bereitwillig übernommen, daß somit das Außergöttliche seiner Kenntnis entzogen sei. Das höchste Wesen weiß nichts von der Welt und kümmert sich nicht um sie. Albert und Thomas bestreiten die Konsequenz. Gott erkennt sich selbst und er erkennt sich in der vollkommensten Weise. Gott aber ist die Ursache von allem. Also erkennt er sich in dieser seiner Ursächlichkeit und damit auch alles das,

was davon abhängt und daraus hervorgeht. So hindert die christlichen Peripatetiker nichts, in dem obersten Beweger, dem höchsten Verstand des Aristoteles den voraussehenden Leiter der Welt zu erblicken.

Aber selbst an einem Punkte, wo die Aussprüche des Philosophen der christlichen Lehre direkt widerstreiten, da, wo er die Anfangslosigkeit der Weltbewegung und damit der Welt selbst beweisen will, weiß Thomas noch einen Ausweg zu finden. Die Argumente des Aristoteles, so meint er, sollen nicht dartun, daß ein Anfang der Welt schlechthin unmöglich sei, sondern nur, daß ein solcher unmöglich in der Weise angenommen werden könne, wie dies von einigen seiner Vorgänger, Empedokles, Anaxagoras und auch Plato geschehen sei. Dann aber geht er einen Schritt weiter. Die Alternative, ob zeitlicher Anfang oder ewige Dauer der Welt, läßt sich aus bloßer Vernunft nicht entscheiden. Nur der Glaube lehrt uns das erstere festhalten. Ein Vorläufer Kants ist Thomas trotzdem nicht. Der Gedanke, daß es von dem Unbedingten keine theoretische Erkenntnis geben könne, liegt ihm völlig fern, aber in dem Weltbilde, das er der antiken Kosmologie entnimmt, fehlen ihm die Anhaltspunkte, von denen aus sich ein Anfang des Naturlaufs als denknotwendig herausstellen müßte.

Er blieb mit dieser seiner Meinung allein, so nachdrücklich er auch dafür eintrat. Die kleine Streitschrift, die er der Frage widmet, ist nicht gegen die arabischen Ausleger und ihre Anhänger, sondern gegen die Unzufriedenen im eigenen Lager gerichtet. In einer anderen dagegen, in der Abhandlung über die Einheit des Intellekts, wendet er sich direkt gegen Siger, das Haupt der lateinischen Averroisten. Aristoteles hatte die höhere Seelentätigkeit, das Denken im eigentlichen Sinne, auf einen besonderen Seelenteil, den Nus, zurückgeführt, über die Herkunft desselben aber und seine Verbindung mit den übrigen Seelenkräften nur wenige, verschiedener Deutung fähige Angaben hinterlassen. Schon bei den griechischen Erklärern zeigt sich das Bestreben, ihn völlig aus dem Verband herauszuheben und als ein Höheres der Vielheit der Menschen einheitlich und selbständig gegenüberzustellen. Demnächst wird er mit der neuplatonischen Lehre von den aus dem höchsten Gute ausstrahlenden Intelligenzen in Verbindung gebracht. In dieser Umgestaltung kommt die aristotelische Lehre zu den Arabern. Nach Averroes denkt der einzelne Mensch nur durch den in ihm tätigen allgemeinen Verstand, oder richtiger: dieser denkt in dem einzelnen Menschen, mit dem er durch wechselnde Phantasmen verbunden ist. Er denkt immer, weil er in der Gesamtheit der menschlichen Individuen stets Sinnenbilder oder Phantasmen vorfindet, die er durch seine Tätigkeit erleuchtet.

Schon 1256 war Albert gegen diesen verderblichsten aller Irrtümer aufgetreten, welcher die Persönlichkeit des Menschen vernichtet, seine Verantwortlichkeit aufhebt, der christlichen Lehre von der Vergeltung im Jenseits den Boden entzieht. Wir fragen heute verwundert, wie es möglich war, daß sich irgend jemand ernsthaft dazu bekannte? Welche Tatsache der Erfahrung hätte jene seltsame Begriffsdichtung unterstützen können, welcher Vorgang des seelischen Lebens wäre durch sie verständlich geworden? Auch der geistreiche

Einfall Renans, der an das hyperindividuelle Ich Fichtes erinnert, führt nicht weiter und ist daher allgemein abgelehnt worden. Fichtes kühne Konstruktion war erst möglich, nachdem der kritische Idealismus Kants vorausgegangen war. Aber selbst wenn zuletzt ein erkenntnistheoretisches Problem im Hintergrunde stand, in der Polemik des dreizehnten Jahrhunderts tritt es seinem sachlichen Inhalte nach nirgends hervor. Für Thomas und Siger handelt es sich ausschließlich darum, welches der richtig verstandene Sinn des aristotelischen Textes und der wahre und volle Inhalt seiner ontologischen und psychologischen Lehrbestimmungen ist. Nur das überlieferte Material scheint die Kontroverse aufgeworfen zu haben, und das Interesse gilt nicht so sehr einer wissenschaftlichen Frage als vielmehr den Folgerungen, welche sich aus der einen oder anderen Deutung für die christlichen Dogmen ergeben.

Und unter diesem Gesichtspunkte verbreitert sich der Gegensatz. Schon Ägidius von Rom, Thomas' jüngerer Zeitgenosse, erhebt gegen Averroes den Vorwurf, er habe alle Religionen für unwahr, wenn auch für nützlich erklärt. Der Averroismus ist nicht eine wissenschaftliche Richtung neben anderen, seine Lehrsätze sind nicht bloße Schulmeinungen, seine Anhänger keineswegs nur auf den engen Kreis der Gelehrten beschränkt. Averroismus bedeutet Häresie, Auflehnung gegen die Kirche, Emanzipation der Philosophie von der Theologie, der Vernunft von dem Glauben. Er ist der geistige Vorstoß, den die Kultur des Islam gegen die geschlossene Weltanschauung des christlichen Abendlandes unternimmt.

In diesem Lichte stellte er sich insbesondere dem merkwürdigen Manne dar, den Renan den Vorkämpfer in dem dawider geführten Kreuzzuge nennt, Raymundus Lullus. Auf Majorka geboren, hat er auf den Balearen und in Spanien durch die Berührung mit der mohammedanischen Bevölkerung jene Kultur kennen gelernt, und sie ängstigt ihn. Seitdem er den Tändeleien der Jugend entsagt hat, ist das große Ziel, dem er sein Leben widmet, die Bekehrung der Sarazenen. Immer wieder schärft er den kirchlichen und weltlichen Behörden die Pflicht ein, Missionäre dafür zu entsenden, aber diese zugleich in gehöriger Weise auszurüsten. Dazu rechnet er in erster Linie die Kenntnis der Landessprache, sodann aber sollen sie befähigt sein, die Einwendungen der Ungläubigen zu widerlegen und die schwankenden Christen von der Vernünftigkeit ihres Glaubens zu überzeugen. Dazu will er selbst Mithilfe leisten, und so verfaßt er eine lange Reihe von Schriften, die teils gegen den Islam überhaupt, teils gegen seine philosophische Ausgestaltung, den Averroismus, gerichtet sind, ohne daß überall eine scharfe Trennung durchgeführt wäre. Darunter ist eine, kürzlich zum ersten Male gedruckte, welche die Irrtümer zu widerlegen unternimmt, die durch die Verurteilung Stephan Tempiers getroffen werden sollen.

Im Jahre 1288 ist Lullus in Paris. Es wird ihm gestattet, Vorträge an der Universität zu halten, aber es gelingt ihm nicht, die Universität für seine Pläne zu gewinnen. Sein Leben verläuft ruhelos und erfolglos. Den einen ist er ein lästiger Eiferer, den anderen erscheint er des Rationalismus verdächtig. Mehr noch verschiebt sich sein Bild in der Erinnerung der späteren

Geschlechter. Es hat ihm nicht an begeisterten Anhängern gefehlt, die seinen erleuchteten Geist und sein ausgebreitetes Wissen mit überschwenglichem Lobe feierten. Andere wollten in ihm einen Meister der schwarzen Kunst und Verfasser alchimistischer Schriften erblicken. Für Giordano Bruno bildete die Erläuterung seiner Lehre das Mittel, um in gelehrte Kreise Eingang zu finden. In der Regel aber weiß man nur von seinem törichten Beginnen zu berichten, die Tätigkeit der Vernunft durch die Handhabung eines mechanischen Apparates ersetzen zu wollen.

Forschungen der neuesten Zeit haben uns in den Stand gesetzt, richtiger zu urteilen. Wir wissen jetzt, daß die vielbesprochene Lullsche Kunst, die ars generalis, wie er selbst sie nannte, keine ars inveniendi sein sollte, nicht ein Weg, die Wahrheit zu finden, sondern das Mittel, die gegebene Wahrheit in geordneter, vollständiger und überzeugender Weise zur Erörterung zu bringen. Wir wissen ebenso, daß die abstrakten Begriffe seiner drehbaren Kreise nicht gedankenlos aufgerafft sind. Als absolute Prädikate sind sie die Eigenschaften Gottes, die mit seinem Wesen zusammenfallen und untereinander identisch sind, auf denen das innere Leben Gottes wie seine Wirksamkeit nach außen beruht. Es sind die rationes divinae, aus denen unser Erkennen stammt und an denen es seinen Maßstab hat. Aus versprengten Bruchstücken des Augustinismus baut sich ein theosophisches System auf, das möglicherweise von der Theologie des Islam beeinflußt war, unklar und haltlos, aber doch nicht so völlig jeden Sinnes bar, wie die bisher herrschende Meinung annahm. So knüpft sich an den Namen des Raymundus Lullus nicht die Erinnerung an einen wertvollen Beitrag, den er zur Formulierung oder Lösung eines philosophischen Problems geliefert hätte. Wohl aber reflektiert sein Bild in eigenartiger Weise geistige Strömungen und Kämpfe, welche das dreizehnte Jahrhundert bewegt haben.

Arbeiten zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters aus letzten Jahrzehnten haben uns mit ihnen näher bekannt gemacht. Sie haben gezeigt, daß die Macht der Überlieferung und die Kontinuität des Entwickelungsganges die Sonderung in charakteristisch unterschiedenen Gruppen nicht aufgehoben und den maßgebenden Einfluß hervorragender Persönlichkeiten nicht ausgelöscht hat. Das Ergebnis wird vertieft und bereichert werden, wenn die noch in den Anfängen befindliche Durchforschung des in den Bibliotheken aufgespeicherten Materials in größerem Umfange unternommen wird. Dann erst wird sich die Vielgestaltigkeit der Erscheinungen herausstellen, welche der Name der Scholastik verdeckt. Manche unter ihnen werden nur insofern das Interesse der Wissenschaft erwecken, als man den geschichtlichen Bedingungen nachgehen kann, die sie gerade in dieser Form entstehen ließen, daneben aber wird man immer wieder auf Gedankengänge stoßen, die man nur der geschichtlich bedingten Hülle zu entkleiden braucht, um Ziele zu erkennen, die auch wir heute unserem Nachdenken setzen, und Motive, deren treibende Kraft der Ablauf der Jahrhunderte nicht gemindert hat.

# Die Stunde kommt / Von Franz Herwig

III.

Die Kerzen schwelen. Auch scheint das Feuer erloschen zu sein. Wenn Angelina hier wäre, würde sie am Kamin niederknien und mit dem Hühnerflügel die Funken anfachen. Auf dem Hintergrund des schwarzen Loches würde ihr geneigter Nacken schimmern. Ihre Stirnhaare würden im sausenden Luftzug der geschwungenen Federn wehen.

Sie wacht zweifellos noch, da sie mich wachen weiß.

Es ist ein schönes, erregendes Gefühl in dem Wissen, daß dieses junge Weib im alten Haus der Gonzaga meinetwegen wacht. Schließlich könnte sie wirklich das Feuer anfachen! —

Nein, mag das Feuer schlummern.

Ich hatte Angelina vergessen und nun denke ich daran, von ihren Mädchenhänden Feuer anfachen zu lassen!

Und dann würde das sehnsüchtige Feuer auch in mir wieder flackern.

Diese seltsame Nacht. —

— Ich ging herum; die Wände hallten. Ich öffnete das Fenster; der Sturm schien zu schlafen. Der nahe See machte mit leichten Wellen ein müdes Geräusch. Auf dem Monte Maderno sehe ich deutlich die hellen Reste des Seraglio, den Carlo der Zweite für sich und seine Liebsten gebaut, indes hier im Palast sein schönes Weib mit Ercolano Bulgarini zusammensaß. Welche Luft der Liebe umgibt mich! Ich höre flüstern die großen Feigenbäume unten im Garten. Es können auch Stimmen sein, leidenschaftliche, gedämpfte Stimmen, wie sie vor Jahrhunderten des Nachts in diesen Gärten raunten, während die fremden Vögel in den Volièren schlafend auf ihren Stangen hockten. — Doch das war später. —

IV.

— Zuerst stand nach dem Tode Vincenzos der Palast vier Jahrzehnte leer. Und die wenigen Diener, die in ihm hausten, die Bauern des Dorfes erregten sich sehr, als an einem Sommerabend des Jahres 1656 beim Vorgebirge der Minerva zwei große Barken mit wehenden Wimpeln auftauchten und auf Maderno zuhielten. Alles lief an das Ufer. Von den nahenden Schiffen klang Gesang und Musik; wenn die weichen und heiteren Töne verhallt waren, hörte man das helle Lachen von Frauen. Am Maste des einen Schiffes blähte sich die große Purpurfahne mit dem Wappen der Gonzagas.

‚Kommt wieder ein Gonzaga, um in Maderno zu wohnen?‘

Ja, Carlo der Zweite kam, Clara Isabella kam, die Österreicherin, die Damen und Herren des ganzen Hofes kamen. Von den Knechten, welche die Barken an dem Landungsstege der halbverfallenen Fortezza

festmachten, hörten die Madernesen, daß die Herrschaften eine Rundfahrt auf dem See machen und in Maderno übernachten wollten. —

Da regten sich rasch hundert Hände, um den Palast für Stunden wohnlich zu machen. Inzwischen waren die verwilderten Gärten von den klingenden Stimmen einer heiteren Gesellschaft erfüllt. Aber allmählich wurde das Lachen gedämpfter, das Schwätzen matter. In dem großen, vernachlässigten Garten waren die Wege verwachsen; drang man in das Dickicht ein, so war man von einem unheimlichen Schweigen umgeben, einem feindlichen Schweigen und einer kühlen Dämmerung.

Margareta Rovere kam auf den Herzog zu und sprach:

‚Nein, hier ist es unheimlich! Eure Herrlichkeit hat uns da an einen Ort geführt, wo böse Geister zu herrschen scheinen!‘

Der junge Herzog verzog sein hübsches Gesicht zu einem dreisten Lächeln und flüsterte ihr ins Ohr: ‚Wollen wir Verstecken spielen? Diese Dickichte sind für heitere Spiele geschaffen.‘

Sie sah ihn lächelnd an und entschlüpfte. ‚Sucht mich!‘

Der Herzog eilte ihr nach. Sie ließ sich leicht finden. Sie hockte zu Füßen einer großen Zypresse im Dunkel der Steineichen, und Carlo kniete sich zu ihr hin und flüsterte: ‚Gefangen!‘

‚Still, still!‘ raunte Margareta und hielt ihm den Mund zu. ‚Es ging hier jemand.‘

Man hörte nichts, und der Herzog wollte sie umarmen, indem er laut rief: ‚Närrin! Wir sind allein!‘

Aber sie erhob sich und sagte, indem sie sich umschaute:

‚Nein, halte mich nicht hier! Es ist so unheimlich!‘ Und sie zog ihn fort.

‚Und dies ist das Lusthaus, Carlo, von dem du in Mantua uns Wunderdinge verhießest? Du sagtest, weißt du es noch, daß es geschaffen sei für unsere Liebe. Nein, hier bleibe ich nicht! Es ist ein garstiger Ort!‘

‚Man könnte die Wege frei machen, die Dickichte aufhellen, Statuen aufstellen und Blumen pflanzen.‘

Margareta blieb stehen und sah sich um.

‚Man ist wie gefangen in diesem Garten. Man sieht den See nicht, den ich so liebe, nicht die heiteren Hügel, die ihn umgeben, nur die grauen Felsspitzen der Gebirge blicken herein. Wie gern, mein Carlo, würde ich bei dir in der holden Stille der Einsamkeit wohnen; baue uns ein kleines weißes Haus auf halber Höhe des Berges, mit großen Balkonen, von denen man das Land sieht. Aber hoch muß das Haus liegen! Ach, ich möchte auf die Menschen herabsehen, die unten wimmeln.‘

‚Herzenskönigin, wie du mich verstehst! Ja, wir wollen dieses Haus bauen und ewig da wohnen. Was habe ich sonst, als dich und deine Liebe.

Ich mag nicht mehr in Mantua leben; allen großen Fürsten schön tun, damit sie mir meinen Herzogshut lassen! Wir wollen einen cour d'amour gründen, wie sie es in Frankreich getan. Die Freuden des Lebens, die hellen Genüsse der Liebe — wer kann die uns nehmen?'

Sie sahen sich in die Augen und küßten sich. —

Und zu gleicher Zeit ließ sich die Herzogin Clara Isabella auf dem Marmorrand eines Brunnenbeckens nieder, in das ein dünner und müder Strahl rann und sprach zu dem Grafen Bulgarini, der ehrerbietig vor ihr stand: ‚Was bringt Ihr mir von meinen Lieben in Österreich?'

‚Ihre Grüße,' sagte der Graf und sah zu Boden.

‚Nichts weiter? Ihr müßt Euch irren; man hat Euch Briefe mitgegeben, man hat Euch gesagt, daß ich in der Heimat willkommen sei? Nicht wahr, Bulgarini?'

‚Eure Herrlichkeit möge mir die üble Nachricht nicht nachtragen, aber Euer Oheim sagte, Ihr müßtet dort bleiben, wohin Gott Euch gesetzt —'

‚Möchten sie doch nicht von Gott sprechen, wo ihre kühlen Rechenkünste es waren, die mich an die Seite des Herzogs brachten!'

‚Leider seien die politischen Verhältnisse nicht so, daß man Euch eine Rückkehr erlauben könnte.'

‚Und ich soll ewig diesem Wüstling —'

‚Gottes Gnade, erlauchte Fürstin, sprecht nicht so! Beruhigt Euch! Wartet doch, ich bitte Euch! So wie die Dinge liegen, kann der Herzog schon morgen seines Landes verlustig gehen. Die Freundschaft der Großen, wißt Ihr, ist wankelmütig. Und unsichere Hände nur sind es, die Euren Gemahl halten!'

‚In der Tat, Bulgarini, nichts Beschämenderes gibt es, als von der Gnade Größerer abzuhängen. Wie oft mußte ich Fürsten schmeicheln, die uns morgen verrieten, wie oft sagten mir Menschen Ritterlichkeiten und waren am nächsten Tage unsere Feinde. So erbärmlich macht der Hunger nach Besitz. Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als dieses Mantua für immer zu verlassen!'

Bulgarini trat einen Schritt näher und sagte leise:

‚Ich verstehe Euch, erlauchte Herrin! Was ist aus Mantua in wenigen Jahrzehnten geworden! Erst waren es die Franzosen, die das Land beschützten, dann eroberten die Österreicher Mantua, und ihre sieggewohnten Soldaten tobten, vom Blutrausch gepackt, durch die ehrwürdige Stadt. Nun beschirmen uns die Österreicher, und Frankreichs König verwüstet unser Gebiet. Möchte ich doch die Macht haben, Euch das Leben hold zu machen und Euch fernab von allem Streite in Blumen, unverwelklichen, zu betten!'

Sie schwiegen, und nur für einen Augenblick sah die Herzogin zu

ihm auf. Dann reichte sie ihm die blaugeäderte Hand, und er küßte sie, indem er niederkniete.

Clara Isabella sagte gedankenvoll:

‚Hier wäre gut wohnen! Es ist so still hier! Wie schützte mich die dämmrige Kühle dieser großen Bäume! Wie beruhigte mich der Klang des fallenden Wassers, verweilte ich an dieses Brunnens Rand. — Ob mir der Herzog erlaubte hierzubleiben? Ich möchte ihn wohl bitten.‘

Sie ließ die rechte Hand in das klare Wasser hängen. Gedämpft von ferne her klang Musik und wechselndes Lachen. Die Sonne sank, die Bäume regten sich nicht mehr.

Auch Bulgarini fühlte sich bezwungen von der Stille dieses Gartens, die ein wenig traurig war. Er wußte, daß das Vertrauen der Herzogin ihm gehörte, und wagte es, leise zu fragen:

‚Und wenn Euer Gemahl Euch zustimmt, wenn er Euch dieses Haus und diesen Garten zum Wohnsitz gibt, darf ich — ich, meine Dienste Eurer Herrlichkeit auch ferner widmen?‘

Da lächelte Clara Isabella und sagte:

‚Ihr sollt bei mir bleiben! Aber kommt und begleitet mich ins Haus!‘

Zwei Stunden später ließ die Herzogin den Gemahl bitten, zu ihr zu kommen. Sie erhob sich, als er eintrat und zwang sich zu einem Lächeln. Carlo sah sie gehässig an und sagte:

‚Hier bin ich, welche Wünsche habt Ihr?‘

Er hatte in lustiger Gesellschaft beim Wein gesessen. Hier war es still und nur zwei Kerzen brannten. Das mißfiel ihm, und er setzte seiner Frage gleich hinzu:

‚Ah, in stolzer Zurückgezogenheit! Weshalb schließt man sich ab, weshalb ist man nicht dort, wohin man gehört: unter den Gästen?‘

Clara Isabella sah ihn ruhig an, und in ihrem Blick lag die kühle Zurückweisung der Frage.

‚Ich hatte den Wunsch‘, sagte sie dann, ‚Euch zu sagen, daß ich mich in Zukunft noch mehr abzusondern gedenke.‘

Carlo wurde unruhig. Wollte sie fort von ihm? Das konnte ihm schaden. Wenn Österreich ihm die Gunst entzog? Aber er konnte sich zu einem guten Wort nicht zwingen. Er fragte hastig und unwirsch:

‚Was bewegt Euch dazu? Gehört Ihr nicht zu mir? Ich hasse diese Einsamkeit bei Euch, in der immer üble Dinge erdacht werden. Zerstreut Euch ein wenig, wenn ich einen Rat äußern darf. Nehmt teil an unserem Leben und die Tage werden Euch hingehen wie Stunden; anderes bleibt uns nichts.‘

‚Euern Rat kannte ich, aber er dient mir nicht. Ich wollte Euch nur um die Erlaubnis bitten, hier ungestört und fortan wohnen zu dürfen.‘

‚Hier in Maderno?'

‚Ja.'

‚Haßt Ihr so sehr meine Nähe?'

‚Ich verabscheue sie!'

‚Eine brave Gemahlin, wahrlich, die ihren Gatten verläßt!'

Clara Isabella erhob sich und ging zornig auf ihn zu.

‚Und was tat Ihr Gatte? Hat er auch nur einen Augenblick sein Weib geachtet? Die Finger meiner Hand reichen nicht aus, die Namen derer herzuzählen, die er seiner Gunst gewürdigt. Und ich soll Eure verhaßte Nähe nicht fliehen, soll gar beglückt sein, wenn Ihr zwischen den schmutzigen Entzückungen Eurer Laster mich in die Arme nehmt?'

‚Madonna!' rief der Herzog und lachte. ‚Wäret Ihr mir nur einmal in solcher Leidenschaft der Liebe entgegengekommen, wie jetzt in der des Hasses, ich wäre beglückt!'

Die Herzogin wendete sich ab und trat ans Fenster.

Carlo spielte mit den weißen Spitzen, die von seinen Schultern herabfielen und sprach: ‚Kennt Ihr die Geschichte meiner Mutter?'

Da er keine Antwort bekam, tat er, als hätte er keine erwartet und fuhr fort:

‚Es war in der Geburtsnacht unseres Heilandes im Jahre 1628, als meine Mutter mit den Ursulinen in der Klosterkirche zu Mantua kniete. Plötzlich erschienen Boten des Herzogs in der Kirche, wiesen ihr einen Brief ihrer Mutter vor, in dem ihr befohlen wurde, Carlo, den Prinzen von Nethel, zu ehelichen, und brachten sie, ohne ihr Zeit zu lassen, von den Schwestern Abschied zu nehmen, an das Sterbebett des Herzogs, wo ein willfähriger Priester sie mit des Fürsten Neffen verband, um den Gonzagas die Erbfolge zu sichern. Und während in einem Flügel des Schlosses der tote Herzog lag, feierte im andern der neue seine Hochzeit. Er war ein Mann, der keine Bedenken kannte, und meine Mutter —. Ja, Clara Isabella, meine Mutter hat mich geboren, hat noch drei Geschwister geboren, sie hat mit ihrem Gatten Kriegsnot und Flucht geteilt, und wenn mein Vater vier Wochen in ein hübsches Fräulein vergafft war, dann machte sie sich schön und jagte der andern die Beute ab. Wir haben alle geweint von Herzen, als sie starb, und ihre Grabrede sagte von ihr, sie sei das Muster einer Gattin und Mutter gewesen.'

Die Herzogin wendete sich halb um zu ihm und sagte kühl:

‚Die Geschichte, die Ihr mir erzähltet, hat micht nicht gerührt. Meint Ihr nicht auch, daß Eure Mutter weniger Liebe hatte — als Furcht? Und daß sie mehr ein unwissend Kind war, denn ein Weib? Wißt Ihr, ob sie überhaupt fähig war, die Erniedrigung zu fühlen, die man ihr angetan? Erzählt anderen Eure Ammenmärchen!'

‚Nun wohl,' sprach der Herzog und erhob sich.

‚Vergeßt nicht, mir wegen des Hauses zu antworten!'

‚Nein, geliebte Herrin!' rief der Herzog und machte eine spöttische Verbeugung. ‚Fern sei es von mir, Euch einen Wunsch zu versagen. Ich schenke Euch den Palast meines Großoheims. Möge sein Geist Euch nicht schrecken! Ich selbst werde gleichfalls in Maderno bleiben — beileibe nicht hier. Vielmehr werde ich dort oben, einen Musketenschuß entfernt, am Hange des Berges einen Seraglio erbauen mit hellen Zimmern, die meine Freuden beschirmen sollen. Wir sind dann weit genug entfernt, um uns nicht zu stören, aber nahe genug, um gute Nachbarn zu sein. — Mögt Ihr eine gute Nacht haben.'

Er zog die Tür lachend hinter sich zu.

‚Schamloser!' murmelte die Herzogin und brach in Weinen aus.

◆ ◆ ◆

Am nächsten Tage fuhren der Herzog und seine Gäste davon. Bald aber kamen deutsche Werkleute und begannen den Bau des Lusthauses am Monte Maderno.

Clara Isabella erlebte böse, einsame Tage. Denn von einer plötzlichen selbstquälerischen Traurigkeit befallen, behandelte sie Bulgarini schroff, und die alte Vertrautheit, die zwischen den beiden bestanden, starb unter der Kühle, die die Herzogin gewaltsam heraufbeschwor.

Sie fürchtete Bulgarini. Nicht als ob er zudringlich oder kühn gewesen wäre. Aber sie, an eine tiefe und teilnehmende Freundlichkeit nie gewöhnt, fühlte sich dem Grafen gegenüber, der sie mit Fürsorge umgab, schwächer werden.

Am liebsten ging sie allein in den Garten. In dem Gewirr der Bäume braute immer eine dumpfe Schwüle, die die Herzogin anzog. Gern saß sie auf dem Rand des Brunnenbeckens, auf dem sie am Tage ihrer Ankunft gesessen hatte. Hier traf sie auch Bulgarini zuweilen, setzte sich still zu ihm und schwieg.

Nach einem solchen toten Schweigen hatte Clara Isabella plötzlich zu weinen begonnen, und als der Graf bittend ihre Hand genommen, hatte sie leise gesagt: ‚Ich beklage mein zweckloses Leben.'

Ohne ein Wort mehr war sie aufgestanden und hatte den Garten verlassen. Am Hause blieb sie stehen. Wohin? — Sie folgte einem unklaren Gefühl, als sie durch eine schmale Seitenpforte das Kirchlein des heiligen Andreas betrat. Sie kniete abseits nieder, wie eine Bauernfrau, nieder auf die kühlen Fliesen und erhob ihre Augen zu dem Bildnis der Muttergottes, die sieben Schwerter in ihrem Herzen trug. Unsinnige Gedanken kamen ihr. Ihr war, als ob sie glücklicher sein könnte, wenn sie die Last des Entbehrens nicht auf sich nehmen müßte. So starrte sie mit großen Augen

in den Glanz zweier Kerzen auf dem niedrigen Altar, der so einfach und schmucklos war und murmelte Worte, von denen sie nichts wußte.

Nein, sie wollte die Hoffnung nicht aufgeben. Sie fühlte das Leben als eine Kette rosiger Tage, bestrahlt von Heiterkeit und umschmeichelt von den hellen Lüften sorgender Liebe. Sie war jung und wußte es. Aus ihrer Jugend leitete sie das Verlangen nach Glück her. Wenn sie den Lehren der Kirche nachdachte und sie prüfte, ob sie ihr folgen könne, erschrak sie. Dann mußte sie nach Mantua zurück, ausharren dort, wohin das Schicksal sie nun einmal geworfen und den Kampf mit den bösen Trieben des Gatten aufnehmen. Welche unerbittlichen Forderungen stellte der Gott, zu dem sie ihre Augen erhob, und verhieß als Preis ihres Ausharrens den Frieden, nach dem sie lechzte. Ja, nach diesem Frieden lechzte sie. Sie hatte *nur* diesen Frieden gesehen, weit, weit, wie ein leuchtend Phantom, als sie hier niedergekniet war. Und sah jetzt den Weg der Bitternisse, den sie gehen mußte, um das Ziel zu erreichen. Da überlief es sie kalt; ihre Andacht schwand. Sich aufgeben? Nein! Sie, die so stolz gefühlt, konnte sich nicht demütigen. Also erhebe dein Haupt und gehe stolz weiter, wie bisher. Torheit, den Frieden und das Glück erkaufen zu wollen, indem sie ihr Bestes hingab. Dann zerbrach sie sich, dann war sie nur noch halb. Wohl möglich, daß der getretene und mißhandelte Geist dann ruhig war, weil er nicht mehr aufbegehren *konnte*.

Ein plötzliches Erschrecken erfaßte sie. Sie erhob sich bestürzt, wie auf einer Untat ertappt. Sie ging eilends davon, aus dem Hause Gottes, ohne Gruß, wie aus einer Herberge von Dieben, in die sie unvermutet geraten.

Sie ließ Bulgarini rufen. Er sah sie traurig an. Seine Augen baten. Sie aber lächelte und nahm seine Hand:

‚Warum so finster? Wißt Ihr nicht, daß Frauen wankelmütig sind und zuweilen grundlos traurig? Sprecht von heiteren Dingen, Ercole. Setzt Euch zu mir; man soll Kerzen anzünden, viele Kerzen. Wir wollen fröhlich sein.‘

‚Ach, edle Herrin,‘ sagte Bulgarini, ‚was würde ich alles tun, um Euch glücklich zu sehen!‘

‚Sagt mir, was würdet Ihr tun, um mich glücklich zu sehen?‘

Ihr Gesicht, bestrahlt von dem Schimmer der Kerzen, schien ein anderes. Es leuchtete, selbst eine Flamme.

Bulgarini erhob sich und ging erregt auf und ab.

‚Was ich tun würde? Zum Beispiel Euern Gemahl töten, der Euch kränkt.‘

Er sagte es mit beherrschter Stimme, aber Clara Isabella hörte das Zittern der Entschlossenheit darin. Sie rief leise und mütterlich:

‚Ercole!‘

Und sprach weiter, als er sie nicht beachtete:

‚Hätte ich je gewußt, welche blutigen und verbrecherischen Gedanken Ihr hegt, niemals hätte ich Euch Freund genannt.‘

Schweigen.

‚Nun denn,‘ sagte Bulgarini, ‚dann will ich Narrenpossen treiben, um Euch zu erheitern, ich will zu Euern Füßen schmachtende Lieder zur andalusischen Guitarre singen. Ich will den See durchschwimmen bis zum Cap Vergils, ich will in den Krieg ziehen, Euer Strumpfband auf dem Herzen.‘

Sie lehnte sich zurück und sah ihn unverwandt an. Nicht seine Worte, der Ton, womit er sprach, verriet ihr, daß er sie liebte.

Es begann draußen zu wehen. Der Wind fuhr durch die Zypressen vor den Fenstern, wie durch die Saiten einer Windharfe. Es klang düster und klagend. Sie dachte: wie behaglich ist es hier drinnen. Wie ruhig die Kerzen brennen!

Plötzlich ertönte draußen der langgezogene Klang einer wehmütigen, fremden Melodie. Die deutschen Werkleute sangen, von der Arbeit am Seraglio heimkehrend.

Bulgarini setzte sich der Herzogin gegenüber und sah sie an. Sie nickte ihm zu, indem sie lebhaft nach draußen deutete, wo die Singenden vorbeizogen.

Der Graf verstand sie.

‚Ja,‘ sagte er, ‚bald ist das Haus der Lust fertig und der Herzog zieht mit der Dame Rovere ein, oder mit einer anderen, mit mehreren, und Ihr, Clara Isabella, sitzet hier und trauert, während das Lustgetön vom Berge über den Palast hinschwebt.

‚Wollen wir nicht, Ercole, jenen lassen, was sie sich erwählt? Wollen wir sie um Freuden beneiden, die rascher verblättern wie Rosen im Juli? Gönnt ihnen die arme und flache Glückseligkeit: Haben wir nicht andere Freuden? Unverwelkliche, indem wir beisammen sind und gemeinsam fühlen?‘

‚Fühlen wir denn gemeinsam? Kann es Euch verborgen bleiben, daß ich Euch liebe mit aller Kraft meines Herzens und wollt Ihr sagen, daß Ihr — ein wenig dieses Gefühl teilt?‘

‚O nicht so, Ercole, sprecht nicht so kühn. Ich darf es nicht dulden!‘

Aber Bulgarini warf sich vor ihr nieder und rief:

‚Vergleiche ich denn mein Gefühl dem jenes berauschten Jünglings? Weiß ich denn nicht, daß er der Sklave seiner Begierden ist und unselig in allen Seligkeiten, die er sich schafft? Ist sein Empfinden nicht schal und wahllos; er kennt heute nicht mehr die Namen derer, die er gestern

Georg Greve-Lindau/Garten im Herbst





geliebt. Seine rasende Leidenschaft ist der Durst der Trinker, die alles trinken, was berauscht; wo ich doch nur Euch im Herzen trage und meine Leidenschaft tot ist, wenn Ihr nicht mehr das Ziel seid, von der sie träumt? Vielleicht ist es wahr, was viele sagen, daß das Zeitalter der Liebe heraufgezogen ist, daß die Liebe triumphieren darf, indem sie die Fesseln der Sitte zerreißt! Ihr selbst, meine geliebte Herrin, fühltet, daß es eines edlen und stolzen Herzens unwürdig sei, sich der Pflicht zuliebe den erniedrigenden Umarmungen eines verhaßten Mannes zu fügen. Ihr fühltet das und flohet hierher. Und hier — ach, hier kommt Euch der Freund mit geöffneten Armen entgegen, hier kniet der vor Euch, dessen Liebe hinzunehmen Euch vorbestimmt ist; weshalb stoßt Ihr ihn von Euch, wenn er Euch gelobt, kein Weib fortan zu sehen als Euch? Clara Isabella!'

Sie stieß seine Arme von sich. Sie entwand sich ihm und stand abseits, indessen er kniete, schwer atmend und nach Besinnung ringend.

Auch ihr Herz schlug in schnellen und regellosen Takten. Blitzschnell stürzten Gedanken über sie, denen sie nicht wehren konnte. Ach ja, geborgen zu sein an starker und treuer Brust, beschirmt von den umschlungenen Armen eines Geliebten, wäre schön. Weshalb sich wehren gegen ein Geschick, das so hold zu ihr kam? Verrannen die Jahre nicht und keins kam wieder? Was taugte ihr Leben, als es hinzuschenken und mit dem Geschenk zu beglücken? Sie hatte die Leichtfertigkeit und das Unehrliche gefürchtet. Wo war hier Leichtfertigkeit, wenn sie einen Bund fürs Leben schloß? Wo Unehrlichkeit, wenn sie es offen tat. Wen verriet sie? Wo demütigte sie sich? War nicht vielmehr ein strahlender Stolz in der Tat, mit der sie der Liebe ihr Herz öffnete?

Und langsam wendete sie sich um, rief: ‚Ercole!', und als er auf sie zueilte, empfing sie ihn in einer Umarmung, in der die Inbrunst und Süße einer reifen Hingabe lag, und wurde nicht müde, in sein Gesicht zu sehen, das schön war, wie sie es nie gesehen.

◆ ◆ ◆

Voran schritten zwölf Jünglinge, die auf Geigen und Gitarren spielten, den Berg hinan, wo der bekränzte Seraglio winkte. Zwischen zwei Mädchen, die seinen Hals umschlangen, ging der Herzog und rief unaufhörlich: ‚Lustig, ihr Freunde! hier ist Arkadien!' Ihnen nach kamen im Tanzschritt heitere Paare, die sich küßten. Der süße Duft des Mostes schwebte um die geröteten Stirnen, denn überall in den Weinbergen standen auf starkräderigen Wagen die großen runden Bottiche, in denen lachende Burschen mit braunen Beinen die Trauben zertraten. Geputzte Mädchen trugen in Bütten die gute Ernte der blauen Trauben herbei und winkten mit farbigen Tüchern dem Zuge Willkommen zu. Große

silbergraue Stiere mit purpurbehängten Stirnen sahen den Jubelnden nach und stampften. Als der Herzog unter dem Tore seines Lusthauses hinging, wurden Körbe von Rosen über ihn ausgeschüttet, Rosen in allen Farben, so daß die Nachfolgenden bis zu den Knien in dem weichen duftenden Überfluß wateten.

‚Willkommen, meine Freunde!‘ rief der Herzog und sprang auf die niedrige Brustwehr der Mauer. ‚Willkommen in Arkadien! Nichts ist göttlicher als die Freude! Mögen Franzosen und Deutsche sich streiten, wer von ihnen dieses elende Mantua regieren darf. Die Toren, die sich zu Knechten machen, indem sie zu herrschen wähnen! Auch wir wollen Knechte sein! Knechte der Lust und des Lachens! Wir wollen der Göttin der Liebe dienen und den letzten Seufzer zu ihren rosigen Füßen verröcheln! Ich habe euch, ihr Freunde, wackere Gesellinnen geschenkt, die in allen Künsten der Liebe Meisterinnen sind. Ihre weißen, erhobenen Hände reichen euch die vollen Schalen, ergreift sie und leert sie, bis ihr den Boden seht, und sogleich sollen neue Schalen gefüllt euch winken. Seid berauscht, meine Freunde! Blast Trompeten! Wo ist Viktoria, die Nymphe! Fang mich auf, ich taumle!‘

Die Musiker spielten; die Mädchen kreischten; er sank in ihre geöffneten Arme. Die Freunde lachten; sie gossen Wein über das heiße Haupt des Herzogs.

Carlo richtete sich auf. Man reichte ihm einen gefüllten Becher; er trank und die purpurnen Tropfen schimmerten ihm auf den Lippen. Margareta Rovere riß sich den Rosenkranz aus dem blonden Haar und warf ihn im Schwunge in die Luft hinaus. Er sank langsam hinab, einige Rosen zerblätterten im Falle und die weißen und rosigen Blätter taumelten wie Schmetterlinge durch die sonnige Luft.

‚Ich grüße dich, schimmernde Welt!‘ rief sie und alle jubelten ihr zu.

Aus dem Tale antwortete es. Die Mädchen und Burschen riefen im Chor: ‚Evviva! Evviva!‘

Es klang melodisch herauf. Selbst vom See her, wo Fischernachen schwammen, tönte Geschrei. Es war, als brandeten die Stimmen zusammen, als entlade sich alle Lust in diesen jauchzenden Rufen.

Nur lag da, umgeben von schwärzlichem Dickicht, der ungeheuere graue Steinwürfel des Palazzo, stumm und leblos. Es war dem Herzog, als hocke da unten inmitten des Widerhalles seiner Lebenslust ein hoheitsvolles und ablehnendes Schweigen, und dieses Schweigen erzürnte ihn.

Er machte sich von dem Arm Margaretas los und rief, schon ein wenig heiser:

‚Weshalb begrüßt mein tugendhaftes Weib mich nicht? Wo ist ihre holde, keifende Stimme, daß ich mich an ihr ergötze? Flüstert sie ihrem

Buhlen honigsüße Worte zu: „Ach, Ercole, ach Liebster meiner Seele, küsse mich doch, ach küsse mich!" Sei gegrüßt, Clara Isabella!' schrie er, ‚sei gegrüßt, Spröde, die ihr Herz entdeckte, bist du des Grafen satt — ich habe wackere Burschen hier, die —.'

‚Du bist betrunken, Carlo!' rief Margareta und hielt ihm den Mund zu.

Sie und die anderen sahen im Geiste die Herzogin, mit dem kühlen und blassen Gesicht, mit ihrer ernsten Hoheit, vor der sie noch immer verstummt waren. Sie umringten den Herzog und einer rief krampfhaft laut:

‚Voran, Carlo! Ins Haus! Das Mahl wartet!'

◆ ◆ ◆

Am äußersten Ende des herzoglichen Gartens am See, nahe der weißen Mauer, standen drei uralte Feigenbäume, die Clara Isabella liebte. In ihren gewaltigen und heiteren Gipfeln reiften die grünen, gelben und blauen Früchte. Niemand pflückte sie. Scharen von Vögeln besuchten die gastlichen Bäume und tauchten die scharfen Schnäbel in das rosige Fleisch der Früchte. Es war ein unaufhörliches Schwirren und Zwitschern in der hellgrünen Dämmerung der Wipfel. Nichts war so heiter wie dies Fest, das ohne Unterbrechung gefeiert wurde.

Clara Isabella suchte oft den Schatten dieser Bäume. Sie stand an einen der mächtigen knorrenreichen Stämme gelehnt und lauschte dem Lied der Sorglosigkeit und des Lebensgenusses, das aus den Zweigen klang. Und sie tat so, weil sie selbst von der Sorge sich belastet fühlte, und weil das Leben ihr bitter und widerwärtig war.

Bulgarini erfüllte den Garten mit seiner Stimme, die nach ihr rief. Aber sie floh ihn seit dem Tage, da sie sich ihm gegenüber schwach gezeigt hatte. Zögernd nur nahte sie sich ihm zuweilen, mit kalten Händen und bleichem Gesicht. Und wenn er vor ihr niederfiel und ihre Liebe beschwor, sah sie mit starren Augen über ihn hinweg.

‚Ich will von dir gehen, Clara Isabella,' hatte er einmal gesagt, ‚von dir gehen, damit du ruhig wirst.'

Da hatte sie sich an ihn geklammert und angstvoll gerufen:

‚Willst du mich töten?'

Sie wußte, daß dann, wenn er fern sein würde, die schweren und anklagenden Gedanken sie erdrücken würden. Die Zauberkraft seiner liebkosenden Blicke allein ließ sie für Augenblicke Vergessenheit finden. In ihr war ein Gefühl, wie es in einem Menschen sein mag, der in den eisigen Schluchten der Gebirge irre gegangen ist, und den nur die Gegenwart eines Gefährten vor der Verzweiflung schützen kann.

Beim armen Schall des kleinen Glöckchens vom spitzen Turm der Andreaskirche konnte sie maßlos erschrecken. Es war, als wenn mit dem

blechernen Klang, der hilflos war wie die Stimme eines Greises, seltsame Reden in ihr erwachten, die von einer reinen und beschwingten Jugend sprachen. Nicht, daß die Stimmen mahnend oder vorwurfsvoll waren. Vielmehr schien ein unbeeinflußtes Drittes einfach zu erzählen, etwa wie drei Jungfrauen in einer Loggia auf und niedergingen, Arm in Arm, indem sie sangen. Oder wie man den Muttergottesaltar mit Blumen schmückte, die man auf sonnigen Hügeln gebrochen. Diese bedeutungslosen Bilder der Vergangenheit standen vor ihren Augen und rührten sie so, daß sie weinen mußte. Sie hatte dann unklare Wünsche; sie verging vor Sehnsucht und wußte nicht wonach. Ihr Herz schien ihr eine Schale zu sein, jammergefüllt, an die nur ein zager Finger zu rühren brauche, damit sie überfließe.

Nach solchen Stunden konnte sie mit einem leidenschaftlichen Trotz sich Bulgarini in die Arme werfen, besonders wenn der Lärm bacchantischer Feste von der Höhe des Seraglio niederklang.

Bulgarini litt unter den seltsamen Stimmungen der Geliebten.

Sie lachte, wenn er sie beschwor, Vertrauen zu haben und zu sprechen.

Sie hieß ihn einst zu ihren Füßen sich setzen, den Kopf in ihren Schoß gelegt und sie anschauen. Sie sang dann mit gedämpfter Stimme ein deutsches Lied, indem sie in langen Pausen einen Akkord auf der Gitarre griff. Entrückt von den verschwebenden Klängen hatte Bulgarini die Augen geschlossen. Da hatte sie ihren Gesang abgebrochen und unruhig geflüstert:

‚Deine Augen, Ercole, deine Augen! Schließe sie nicht, ich meine sonst, du bist nicht mehr hier. Laß mich immer in deine Augen sehen.‘

Hin und hergezerrt von den aufflackernden, widerspruchsvollen Erregungen Clara Isabellas wurde Bulgarini kühl. Er stand staunend und fragend abseits, schmerzlich lächelnd und sah, wie die, die er liebte, immer weiter von ihm wegsank. Sie streckte hin und wieder noch einmal die Arme aus, aber er ergriff sie nicht mehr.

Clara Isabella war von Trauer gelähmt, als sie sah, wie Ercole ihr fremd wurde. Dann faßte sie ein wahnsinniger Wunsch, auf den Berg Pizzocolo zu steigen, bis zu der silbergrauen Spitze mit dem blaßblauen Schatten, und sich hinabzustürzen. Aber dieser Wunsch war nur wie eine Sturzwelle, die brausend über ihr zusammenschlug und verrauschte. Dafür packte sie eine jagende Angst. Den Gatten verraten, den Geliebten verloren — zwecklos lebend —. Was sollte sie tun? — Zum Seraglio hinansteigen, an eine rosenbekränzte Pforte klopfen, hinter der Jubel erscholl, und sagen: Da bin ich wieder? — Nein, nein. Jetzt weniger wie früher. Woher sollte sie den Mut nehmen, Hohn und Beleidigungen jener,

die sie nicht verstanden, zu ertragen? Den rohen Lästerungen standzuhalten, mit denen ihr Gemahl sie überschütten würde?

Mitten in ihre quälenden Gedanken fiel plötzlich die Angst, Ercole möge geflohen sein. Sie sah ihn fortreiten auf der Straße nach Mantua, den Kopf gesenkt. Sie sprang auf. Sie rief eine ihrer Frauen:

‚Eile, suche den Grafen Bulgarini, eile — schnell —.‘

‚Und soll ihn rufen?‘

Clara Isabella schwieg. Wenn er wirklich da war, — sollte sie dann um seine Gnade betteln?

‚Sieh zu, was er treibt; von mir sollst du nicht sprechen.‘

Und als sie hörte, daß er auf der Terrasse sei und mit den Hunden spiele, lachte sie auf.

Vielleicht war es ihm recht so, daß diese Liebe zerrissen war wie ein morsches Gewebe! Er hatte sie nie geliebt. Ein heiterer Zeitvertreib war es ihm gewesen, mit seiner Herzogin zu spielen!

Sie haßte ihn plötzlich. Ah — wie er sie betrogen hatte! Und weggeworfen! Und zertreten!

Sie sprang auf. Verjagen wollte sie ihn aus diesem Haus! Ihm ihren Haß ins Gesicht schreien!

Aber wie sie in Weinen ausbrach und in Tränen ihre Erregung hinfloß, hörte sie, nachdem der donnernde Sturm der Gefühle verhallt war, das Echo kosender Liebesworte, die einst aus seinem Munde gefallen waren wie Tropfen Taus in ihre verwelkende Seele.

‚Mein Ercole,‘ stammelte sie, ‚könntest du mich nicht mehr lieben?‘

Aber weshalb kam er nicht, sie zu trösten? Weshalb bat er nicht um Vergebung, er, der sie gekränkt hatte?

„Ercole,‘ rief sie noch einmal leise und sank dann zusammen.

Und wie sie so saß, ausgeweint, leer, da mußte jene höhnische, zitternde Greisenstimme zu schwatzen beginnen, jenes alte Glöckchen von Sankt Andreas.

Wie aber kam es, daß diese Stimme plötzlich voller Güte war, rührend und vorwurfsvoll? Ihre Augen weiteten sich. Sie meinte zu sehen, wie jetzt das Haupt des Berges Baldo veilchenfarben sich über dem See erhob, wie schwarze Boote langsam auf dem opalschimmernden See hinglitten, wie die Fischer, die Kappen in der Hand, den Angelus beteten, zu dem die alte Glocke rief? Ach! Dieser Frieden! Und weshalb war *sie* von ihm ausgeschlossen? Aber hatte sie ihn nicht freiwillig weggeworfen, als sie die winkende Hand der Sünde ergriffen hatte, die sie ins Paradies führen sollte? Seltsam, sie konnte sich dessen kaum noch erinnern. Es schien ihr, als wäre sie einst in einem ruhigen Glück durchs Leben geschritten und sei jetzt elend. Elend durch diese verbrecherische

Liebe! Wenn sie nun hinging und bereute? Ach, sie wußte, ihre Reue müßte furchtbar sein. Diesen Leib, der mit verruchten Gefühlen sie geknechtet hatte, den müßte sie mit einer immerwährenden und schmerzlichen Buße strafen. Sie müßte sich demütigen, wo sie stolz gewesen war, und müßte entbehren, wo sie genossen hatte. Alles, was ihr groß gedünkt, mußte sie verachten, und von ihrem strahlenden Mute, der sie in die Arme Ercoles getrieben hatte, blieb nichts übrig, als die Erinnerung an eine schmachvolle Sünde.

Als so ihre Gedanken stürzten, erschrak sie und zwang die eilenden zum Stillstand. Sie warf das Haupt zurück und gedachte der Worte Bulgarinis von der großen und freien Liebe, der das neue Zeitalter geweiht sein würde. Wollte sie der Verzagtheit einer öden Stunde erliegen? War ihr Platz nicht bei ihm, und konnte sie anders als in seiner Nähe ermessen, ob sie sich erniedrigt oder erhoben fühlte?

Sie schwankte noch. Aber schon zog es sie mit sanfter Gewalt an die Seite Ercoles. Die Dämmerung kam. Die Gegenstände des Gemaches begannen undeutlich zu werden, und ringsum ward es still.

Da ging sie langsam hinaus. Am Ende der Terrasse sah sie Ercole sitzen, das Haupt in die Hände gestützt. Der Arme, er litt um sie! Aber ehe sie weiterging, kostete sie von dem Zauber des Abends. Ein großer orangefarbener Mond stand am Himmel, einzelne Sterne begannen zu schimmern. In der Tiefe des schwarzen Parks rauschte verloren der Brunnen. Irgendwoher klang zwischen langen Pausen der süße Gesang der Zikade. Sie lächelte. Ah, dieser trunkene Abend! Sie schritt rasch vorwärts. Ihre Stöckelschuhe klappten auf den Marmorfließen. Ercole schrak auf. Sie sah in der Dämmerung sein Gesicht nicht und blieb wieder stehen, unsicher, wie er sie empfangen würde. Endlich entschloß sie sich, leise zu rufen.

‚Ercole, magst du mich noch?‘

Ihre Stimme klang dunkel und bebend.

Wortlos erhob sich Bulgarini, trat langsam zu ihr und nahm ihre Hände.

‚Zürnst du mir noch?‘ fragte sie und suchte seine Züge zu erkennen.

‚Nein‘, sagte er leise und schüttelte den Kopf. ‚Nur traurig bin ich. Ein wenig traurig.‘

‚Weshalb? Sprich zu mir.‘

‚Wie sollte ich nicht traurig sein, wenn ich dich von bösen Gedanken geplagt weiß. Und daß du mich so von dir stoßen konntest, Clara Isabella! Hattest du die Stunden unseres Glückes ganz vergessen?‘

‚Zuweilen schien es, als seien sie nie gewesen.‘

Ercole schwieg. Endlich sagte er:

‚Ich weiß nicht, was dich drückt. Vielleicht erwartete ich zuviel von dir. Siehe, mir war es, als müßtest du den Mut haben, mit deiner Liebe im Herzen und mich zur Seite fortan kühn durchs Leben zu gehen; als müßtest du fühlen, ein höherer und freierer Mensch zu sein. Aber vielleicht drückte es dich, heimlich ein Glück genießen zu müssen, verachtet zu sein und belächelt?‘

Er wartete auf eine Antwort. Aber Clara Isabella schwieg.

Er strich über ihre Wangen.

‚Sei ruhig,‘ sagte er dann; ‚darf ich glauben, daß du mir deine Hand nicht verweigerst, wenn, vielleicht schon bald, der Herzog — nicht mehr lebt?‘

Sie lachte leise und rief:

‚Ach, Ercole, der Herzog lebt noch lange!‘

Aber plötzlich wurde sie unruhig und fragte zitternd:

‚Oder — sprich — wolltest du —? Ercole?‘

Er schloß sie in die Arme. Jetzt lachte er.

‚Nein, vor mir ist der Herzog sicher. So weißt du denn nicht, was man überall spricht, daß Carlo krank ist, so krank, daß man denkt, er müsse sterben?‘

Er fühlte, wie sie zusammenfuhr.

‚Carlo krank? — Man sagt, er müsse sterben? — Aber —‘

‚Er soll die Krankheit haben, an der sein Oheim gestorben — jene schreckliche Krankheit, bei welcher Verwesung den lebenden Leib ergreift. — Aber laß uns von heiteren Dingen reden. Siehe, der Mond wird hell!‘

Sie antwortete nicht mehr. Sie hielt nur seine Hände, als müsse sie ihn festhalten.

Ein leiser kühler Wind begann vom See her zu wehen. Die Blätter der Oliven raschelten. Die Zikade verstummte.

‚Du frierst; wollen wir hineingehen?‘

Aber sie umklammerte ihn und brach plötzlich in Weinen aus, indem sie unaufhörlich rief: ‚Verlaß mich nicht! Verlaß mich nicht!‘ — —

Aber es kam ein Morgen, an dem sie einander schweigend gegenübersaßen. Es war kalt in dem Gemach, das so viele Stunden süßer Tändelei gesehen hatte.

Bulgarini sagte: ‚Die Sonne steigt nicht mehr zu uns herunter.‘

‚Nein,‘ sagte Clara Isabella, ‚der Herbst kommt!‘

‚Wollen wir nicht ein anderes Nest in diesem weiten Palast suchen? Wir müssen höher hinaufsteigen, der Sonne nach. Komm!‘

Sie stiegen Treppen empor und wandelten durch Gemächer, die sie nie gesehen. Durch ihre hohen, nun ein wenig blinden Scheiben beschien die Sonne verstaubten Hausrat, zerrissene Tapeten und Polster, die große

Löcher hatten. Sie schritten langsam durch diese schweigenden Räume, auf der Suche nach einem neuen sonnigen Schlupfwinkel für ihre Liebe. Und plötzlich rief Bulgarini:

‚Ach sieh! Die Göttin der Liebe!‘

An einer Wand war ein junges Weib gemalt, das über eine heitere Landschaft hinwegschwebte. Hier und da war die Farbe abgeblättert, Staub hatte sich auf die leuchtenden Farben gelegt, aber das Paar war entzückt von dem Gedanken, unter dem Schutze dieser schönen Göttin fortan leben zu können.

Clara Isabella wurde beinahe übermütig. Mit ihrem Tüchlein wehte sie über den bestaubten Leib, der nun heller und deutlicher wurde.

‚Gute Frau Venus,‘ rief sie, ‚du sollst auferstehn!‘

Plötzlich hielt sie inne und trat näher zur Wand.

‚O sieh, Ercole,‘ murmelte sie, ‚die holde Brust ist zerkratzt! Arme Göttin!‘

‚Es sind Buchstaben; warte!‘

Er fuhr mit dem Zeigefinger den scharfen aber unregelmäßigen Linien nach.

‚Venit hora!‘ sagte er dann und ließ den Arm sinken.

‚Venit hora?‘ flüsterte Clara Isabella und nahm seine Hand. ‚Die Stunde kommt? Welche Stunde?!‘

Sie sahen sich an, und plötzlich verstanden sie. Da sanken ihre Blicke langsam nieder und ihre Hände lösten sich auseinander.

◆ ◆ ◆

Ich muß die Feder niederlegen, da meine Hand zu schmerzen beginnt. Zudem ist es auch kalt in diesem Gemach, das gewölbt ist wie eine Höhle.

Aber daß ich die Wahrheit sage: Dieser dumpfe Ruf: Die Stunde kommt! hat mich mit großer Trauer erfüllt. Das schöne Liebespaar ist mir entglitten, verscheucht von diesen unheilvollen Worten.

Horch, Musik! Dicht unter meinem Fenster in der schmalen Gasse, dieser gewundenen schwarzen Schlucht? —

Ich sah hinaus. Es sind drei junge Burschen, die wohl irgendwo in den Bergen oder am See zum Tanze aufgespielt haben. Eine Geige, eine Klarinette, ein Waldhorn. Gedämpft und schnell spielen sie einen Walzer, der sich biegt und windet wie der Körper Angelinas beim Tanz. Diese Musik in der Stille der Nacht! Ob Angelina sie hört? Und der Nacht gedenkt, die wir drüben unter den Ulmen Fortunatos durchtanzten? Wie der junge Zollwächter deinen Arm fortriß, als du aus meinem Glase trinken wolltest, und ich ihm an die Kehle fuhr? —

Die drei Jünglinge spielen unermüdlich, immer gleichmäßig schnell und gedämpft. Aber seltsam, wie fremdartig plötzlich die Melodie er=

scheint. Auch scheinen mehr Instrumente zu klingen. Oder sind es nicht mehr meine drei Jünglinge, die auf der Gasse spielen? —

◆ ◆ ◆

Man feierte im Seraglio den Namenstag des jungen Herzogs. Es war schon tief in der Nacht und die Freude raste. Eine Horde von trunkenen Musikern spielte auf und zwanzig Paare tanzten. Die Kerzen flackerten wild im Winde, den die geschwungenen Atlasröcke der Mädchen erregten. Man schrie und sang. In Pfützen Weines, auf zertretenen Früchten glitten die stampfenden Füße aus. Man sah Knäuel von Menschen auf dem Fußboden sich wälzen und das Gekreisch drohte die Wände zu sprengen.

Der Herzog ließ plötzlich seine Tänzerin fahren und stöhnte. Er war leichenblaß. Aber er lächelte und schob sich langsam zu seinem Armstuhl. Als er saß, schloß er die Augen.

Niemand kümmerte sich um ihn. Seine Tänzerin blieb schwankend ein paar Schritte vor ihm stehen und sah ihn unsicher an, indem sie lallte, wie um ein Kind zu beruhigen:

‚So, mio Caro, ruh' ein wenig, so.'

Die Tänzer wirbelten weiter. Seit der Herzog erkrankt war, wiederholten sich diese Anfälle von Schwäche bei jedem Bacchanal. Aber nach wenigen Augenblicken pflegte er stets wieder in das Getümmel zu springen und ausgelassener zu sein als je.

Heute begann der Herzog plötzlich zu stöhnen. Er sah stier geradeaus, mit maßlos aufgerissenen Augen, und aus seinem geöffneten Munde zwangen die Schmerzen leise heisere Schreie hervor, die aber allmählich heftiger wurden. Da horchten die Nächsten auf. Der wilde Lärm legte sich. Die Musik schwieg. Nur der Baßgeiger strich sein Instrument weiter und akkompagnierte schrecklich die schnellen Schreie, die der Herzog ausstieß, bis einer der Kavaliere den versunkenen Spieler schüttelte. Da ließ er den Bogen sinken.

Nun war es ganz still und das Stöhnen des Kranken hallte laut durch den schweigenden Raum, in dem die Kerzen unsicher im Weinduft schwelten. Der Leibarzt war unter den Gästen. Er trat gemessen zu dem Leidenden und sah ihn an. Inzwischen begannen die, welche der Türe am nächsten waren, zu verschwinden. Andere folgten ihnen, den Blick rückwärts gewendet, wo zusammengesunken im Lehnstuhl der Genosse ihrer Feste saß. Die Musikanten nahmen ihre Instrumente und verließen die Tribüne, indem sie unsicher auf den Zehen durch den Saal schlichen. Schließlich war nur noch der Arzt bei Carlo, stand ratlos da und rieb die Hände. Kein Diener ließ sich blicken. Da zog der Doktor einen Stuhl heran und ließ sich nieder. Er kämpfte mit der Müdigkeit. Aber schließ-

lich konnte er doch nicht auch davonlaufen. Freilich war hier nichts zu helfen. Er hatte von seinen Professoren in Padua jene furchtbare Krankheit dozieren hören, an der der Oheim Carlos gestorben war. Das war also diese gefürchtete und seltene Krankheit!

Der Herzog öffnete die Augen und blickte den Arzt an.

Dieser lächelte und nickte mehrmals. Carlo verstand. Es begann jetzt ernst zu werden. Die Tage der Lust waren vorüber; nun kamen die Nächte des Leides.

Ja, nickte der Arzt.

Carlo machte eine gleichgültige Handbewegung, als wollte er sagen: nur zu. Dann blickte er sich langsam um.

‚Ja,' sagte der Arzt, ‚Ihr habt sie sehr erschreckt. Bedenkt, daß Euer Stöhnen den Ohren unserer jungen Göttinnen nicht angenehm klang. Und die Kavaliere mußten den Damen Beistand leisten. Sicher sind einige ohnmächtig geworden.'

Carlo sah mit müden Augen im Saal umher. Durch die Fenster drang die kalte und fahle Winterdämmerung. Die Kerzen waren zur Hälfte heruntergebrannt. Andere flackerten nach und rauchten wie Fackeln. Umgeworfene Tische erhoben ihre starren Beine in die übelriechende Luft. Die Scherben zerschlagener Gläser blitzten auf. Ein Schleierfetzen hatte sich mit rotem Wein vollgesogen und lag da wie der Verband, den ein Todwunder sich vom Herzen gerissen.

‚Bring mich fort!' murmelte Carlo, und sein Gesicht verzog sich bitter.

Der Arzt ging. Er rief draußen nach Dienern, aber niemand kam. An der Schwelle lagen betrunkene Schenken. Er stieß sie mit dem Fuß an. Sie blieben gefühlloser wie Säcke.

Da ging er zum Herzog zurück, nahm ihn um den Leib und schleppte ihn in ein Nebengemach, wo er ihn auf Teppichen niederlegte.

Der Herzog Carlo hörte auf seinem Schmerzenslager, wie die wilden Wassergüsse der Winterregen auf die Dächer des Seraglio stürzten. Der See donnerte an die Felsen des Ufers und die Nordstürme heulten wie wütende Titanen.

Carlo wußte, daß seine Gäste Maderno verlassen hatten. Einige Freunde indessen hatten beschlossen, auszuhalten. Aber der entsetzliche Geruch der fressenden Geschwüre verjagte sie, sobald sie es wagten, an das Lager des Gepeinigten zu treten. Auch empörten sie sich über die rasenden Lästerungen, die der Herzog unaufhörlich ausstieß. Er soll in sich gehen und beichten, sagten sie, gewohnt, daß ein leichtfertiges Leben so abschloß. Aber die Lebenskraft Carlos war unbändiger wie je. Er schlug um sich, er fluchte. Dieser jämmerliche Körper erregte seine Wut. Besonders dann, wenn er aus entfernten Gemächern gedämpft das Lachen

derer hörte, die auszuhalten beschlossen hatten, und die sich die Zeit bis zu seinem Sterben mit Trunk und Scherz vertrieben.

Die Diener liefen davon. Andere kamen, vom Golde verlockt, und flohen nach drei Tagen, wenn sie einmal geholfen hatten, den Herzog in Binden zu hüllen. Der Arzt ließ beständig ein Räucherfeuer brennen und versprengte starkriechende Essenzen, aber das Gemach roch übler als eine Gruft.

Doch ging das Sterben nicht so rasch. Carlo, der damit gerechnet hatte, in wenigen Tagen erlöst zu sein, wand sich in ohnmächtiger Wut, als Wochen höhnisch an seinem Leiden vorübergingen. Je länger er litt, desto wüsteren Unflat gab seine Seele von sich. Er beschimpfte Gott, daß er ihn leiden ließ, er verfluchte die Menschen, die ihn flohen, er spie den Arzt an, weil er ihm Gift verweigerte. In manchen Nächten schrie er unaufhörlich wie ein wildes Tier, so daß die einsamen Wanderer, die zu Füßen des Berges auf der Landstraße vorbeizogen, erschraken und eilends davonliefen.

Schließlich war keiner der früheren Genossen mehr im Seraglio. Der Arzt ließ den ohnmächtig Wütenden hilflos liegen auf seinem Lager, das ärger war wie die Streu des Viehes. Und immer häufiger mischte sich in das Tosen des Sturmes das lästerliche Brüllen des Herzogs.

Es gab aber in Maderno einen blutjungen Priester, der das Kirchlein Sankt Andreas behütete. Der war einfältig wie ein Kind, liebte seine Mitmenschen mit leidenschaftlicher Glut und kannte das Böse nicht. Sein Priestergewand war abgeschabt und ausgefranst. Denn was er besaß, schenkte er fort. Er lebte von Brot und Oliven, und von Salatblättern die er im See wusch. Dieser Priester, der Francesco hieß, vernahm von der Krankheit des Herzogs, und daß er von allen verlassen sei. Eines Tages machte er sich auf und stieg den Pfad zum Seraglio hinan. Er fand die Pforte offen; niemand fragte ihn nach seinem Begehr. Er wagte es nicht, ohne Erlaubnis einzutreten, und setzte sich wartend auf die Schwelle des Hauses nieder, in der blassen Wintersonne, die nur wenig wärmte. Die Zeit verging, er zog schließlich den Rosenkranz aus Buchsbaumholz, küßte das Kreuz und begann zu beten.

Aber plötzlich vernahm er das langanhaltende rasende Geschrei des Herzogs. Er erschrak maßlos, und, ohne sich zu besinnen, lief er ins Haus, lief Gänge auf und ab und kam schließlich an die Tür, hinter der Carlo tobte.

Er trat ein.

Der Herzog schwieg plötzlich und sah den Jüngling an, der zu ihm kam. Aber als er das schwarze Gewand Francescos sah, ballte er die Fäuste und schrie:

‚Ah, schickt dich dein Gott, damit du meine Qualen vermehrst? Hinaus mit dir! Ich lebe noch! Hinaus!‘

Francesco sah mit Entsetzen dies leichenblasse Gesicht, in dem unnatürlich große Augen brannten. Ein wüster Bart starrte um die Wangen. Der Priester trat einen Schritt näher und fragte:

‚Bist du wirklich der Herzog?‘

‚Ja, der Herzog, der hier wie ein gefallen Vieh verreckt!‘

‚O,‘ machte Francesco, und hob abwehrend die Arme. ‚Komme ich doch, dir zu helfen.‘

Sein Gesicht strahlte, als er sah, daß er hier nötig war. Er rannte fort, daß sein Gewand flog, schöpfte Wasser und kam wieder. Er rief durchs Haus und trieb einen Diener auf, der ihm Linnentücher gab.

‚Komme mir nicht nahe!‘ rief der Herzog, und hob die Leichenhände.

‚O, Herr Herzog,‘ sagte Francesco und lächelte, ‚weißt du nicht, daß du einen neuen Diener hast, und der bin ich? Ich bin gedungen, dich zu pflegen.‘

Und er schlug die Decken des Lagers zurück, und ohne die dicke Wolke üblen Geruchs zu achten, die ihm entgegenschlug, begann er, den Herzog zu waschen, die durchtränkten Binden zu lösen, und verband die schrecklichen Wunden mit sicherer Hand. Dann strich er dem Kranken die wüsten Locken zurück, wusch sich und sagte befriedigt:

‚Nun, Herr Herzog, möchtest du speisen?‘

Carlo nickte.

‚Höre,‘ sagte er, ‚ich weiß, weshalb du das alles tust; aber es ist vergebens.‘ Und er begann wieder zu fluchen und zu verwünschen. Der Priester nahm seine Hände und fragte leise, indem er errötete:

‚Aber hast du nicht viel gesündigt?‘

‚Ich habe gelebt, wie es mir gefiel, und werde weiter so leben. Du sollst nicht den Genuß haben, mich um Gnade winseln zu hören.‘

‚Ich werde Gott anflehen, daß er dir die Reue leicht macht.‘

‚Verdammter Schwätzer!‘ schrie der Herzog. Und sein Mund begann wieder, eine Flut von Lästerungen zu vergießen, die Francesco hinnahm, indem er innerlich flehte: ‚Herr, Herr! Rechne es dem Armen nicht an!‘

Am nächsten Morgen betete er inbrünstiger als je in seiner kleinen Basilika am Seeufer und ging dann mutig die wenigen Schritte bis zum Portal des herzoglichen Palastes, den Clara Isabella bewohnte.

Als der Bronceklopfer niederfiel, erschrak er und wäre am liebsten umgekehrt. Und als er schließlich vor der Herzogin stand, die fahl und gebeugt am Kamin saß, verzweifelte er daran, der hohen Frau das sagen zu können, was er sagen mußte.

‚Was bringt Ihr mir?' fragte die Herzogin und deutete auf einen Sessel.

Francesco wagte es nicht, sich zu setzen. Er machte einige hilflose Bewegungen mit den Händen, und sagte dann leise:

‚Erlauchte Frau Herzogin, Euer Gemahl leidet.'

Clara Isabella antwortete nicht und blickte starr in das Feuer. Bulgarini hatte sie eben verlassen. Sie hatten sich bittere Worte gesagt, die früher nie über ihre Lippen gekommen wären. Was wollte da dieser Priester? Der Herzog leidet? Litt sie weniger?

‚Alle haben ihn verlassen,' begann die leise Stimme Francescos wieder. ‚Würdet Ihr nicht, um Gottes willen, nach dem Sterbenden sehen?'

Sie schüttelte den Kopf, ohne den Blick zu heben.

‚Christus hat die Barmherzigen selig gepriesen.'

‚Ich kann nur unselig sein,' sprach sie vor sich hin.

‚Aber der Heiland hat es nicht in unser Belieben gestellt, barmherzig zu sein oder nicht.' Der junge Priester sprach dringlicher. ‚Er hat die von dem Himmelreich ausgeschlossen, die ihn nicht gepflegt hatten, da er krank war. Und als die Menschen ihm sagten: aber wir haben nie gesehen, daß du krank warst, antwortete er: Was ihr dem geringsten meiner Brüder nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan.'

(Fortsetzung folgt.)



# Die Begründung der Zellenlehre Zum hundertsten Geburtstag Th. Schwanns / Von Franz Bosch

Aufrichtiger Dankbarkeit voll gedenken wir der Tage, die das Leben der dahingegangenen großen Männer umfassen, weil die Arbeit dieses Lebens unvergängliche Früchte gezeitigt und uns, der Nachwelt, köstliche Werte beschert hat, deren Inhalt Marksteine auf unserem Wege zur Erkenntnis und Wahrheit geworden sind. Zu diesen Großen gehört Theodor Schwann. Vergebens sucht man in der Geschichte der Naturwissenschaften ein Beispiel radikalerer, aber auch fruchtbarerer Umwälzung, als die Ende der dreißiger Jahre vorigen Jahrhunderts durch Schwanns Entdeckungen erfolgte. Die ganze gewaltige Entwicklung der modernen Biologie ist mit seinem Namen untrennbar verknüpft. Anatomie und Physiologie nahmen von Schwann aus eine ungeahnte Entwicklung. In Wirklichkeit ist erst die allgemeine Physiologie mit der Entwicklung der Zellentheorie geboren worden, und da sie die Grundlage der Heilkunst bildet, so ist Schwann, der Reformator der Biologie, zugleich einer der größten Wohltäter der leidenden Menschheit.

In einfachen Bahnen hat sich sein äußeres Leben vollendet. Sein Vater war Buchhändler zu Neuß und Begründer der inzwischen nach Düsseldorf verlegten bekannten Schwannschen Verlagsbuchhandlung. Der junge Theodor Schwann, der am 7. Dezember 1810 geboren wurde, besuchte das Gymnasium in Neuß und Köln und studierte Medizin in Bonn, Würzburg und Berlin. Der große Physiologe Johannes Müller war in Bonn und Berlin sein Lehrer. Seinem scharfen Blick blieb seines Schülers Begabung nicht verborgen. Nach bestandenem Examen widmete Schwann sich weiter naturwissenschaftlichen Studien, zu denen ihm seine bescheidene Stellung als Prosektor an Müllers anatomischem Institut Gelegenheit und Muße bot. In diese Jahre fallen seine grundlegenden Untersuchungen über den Bau des tierischen Körpers und die Begründung der Zellenlehre. Diese lenkten die Blicke der gelehrten Welt auf den Neunundzwanzigjährigen, und noch im Jahre der Veröffentlichung jener Studien erging an ihn eine Berufung als Ordinarius an die katholische Universität Löwen. Dieser Ruf hat ihn dauernd bis zu seinem Lebensende seinem Vaterlande als Universitätslehrer entzogen. Vier Berufungen nach München, Breslau, Würzburg und Gießen schlug er aus, nachdem er inzwischen Löwen mit Lüttich vertauscht hatte. Welches Ansehen Schwann sich bei seinen Adoptivlandsleuten erwarb, ohne daß in seinem deutschen Vaterlande die Verehrung und Bewunderung seines Namens geringer geworden wäre, davon legte das Fest Zeugnis ab, das die Universität Lüttich zum 40jährigen Professorenjubiläum ihres berühmtesten Mitgliedes beging. Universitäten und gelehrte Ge-

---

Für den vorliegenden Artikel konnten die im Manuskript hinterlassenen Vorlesungen Schwanns sowie die Festschrift zu seinem 40jährigen Professorenjubiläum ,Manifestation en l'honneur de Mr. Th. Schwann, Liege 1878' benutzt werden. Die Erlaubnis hiezu verdanken wir der freundlichen Vermittlung der L. Schwannschen Verlagsbuchhandlung in Düsseldorf.

sellschaften aller Länder entboten durch Adressen, Diplome, Delegierte ihre Wünsche in den Ausdrücken größter Hochachtung und Wertschätzung, aus Deutschland allein 35; in dem überreichten Album mit den Porträts von 263 ersten Biologen der Welt finden sich Namen besten Klanges, u. a. Gegenbauer, Helmholtz, Pettenkofer, Virchow, Weismann, Wundt. Zwei Jahre vor seinem Ende entsagte Schwann seiner lehramtlichen Tätigkeit, da die Beschwerden des Alters deutlich sich geltend machten. Am 12. Januar 1882 starb er bei einem Besuch in Köln. Die dankbare Vaterstadt Neuß hat ihrem großen Sohn ein Denkmal errichtet, das im vorigen Jahre in Gegenwart zahlreicher Vertreter gelehrter Körperschaften enthüllt wurde.

Schwanns Jugendjahre fallen in eine Zeit, da biologische Entdeckungen noch nicht jene eingehende Beschäftigung mit engbegrenzten Spezialgebieten erheischten wie heutzutage, ‚in jene glücklichen Tage, wo es noch möglich war, durch Schaben mit der Schneide des Skalpells oder mit dem Fingernagel über eine tierische Membran fundamentale Entdeckungen zu machen". So war es möglich, daß er auf zwei Gebieten gleich Großes leistete, zugleich der Anatomie und der Physiologie grundlegende Wahrheiten neu erschließend, die jede für sich ihn nach dem Zeugnis Henles in die erste Reihe der Anatomen sowohl wie der Physiologen aller Zeiten stellte. Gleichwohl leuchtet im Kranze der durch ihn neu aufgesteckten Lichter an erster Stelle die Zellentheorie hervor. Diese hat vor allem seinem Namen Glanz und Verbreitung geschafft und läßt ihn neben seinem Zeitgenossen, dem Botaniker Schleiden, unter den Klassikern der Naturwissenschaften genannt werden.

Die Lehre vom Aufbau aller Organismen aus Zellen ist heute so sehr Gemeingut geworden, daß es uns schwer fällt, uns in eine Epoche zurückzuversetzen, in der über die Bestandteile des lebendigen Körpers höchst unklare und sich widersprechende Ansichten herrschten. Die Wissenschaft hat den gleichen Gang genommen, den jetzt der praktische Lehr- und Unterrichtsbetrieb geht. Für die Pflanzen, die für die Einführung in die Zellenlehre wegen der geringeren technischen Schwierigkeiten bevorzugt werden, wurde zuerst festgestellt, daß alle ihre Organe trotz der verschiedenen äußeren Erscheinung aus ein- und demselben Elementarteil, der Zelle, hervorgehen. Diese Tatsache war durch Hugo v. Mohl, R. Brown und vor allem durch Schleiden zur fast unumstößlichen Gewißheit erhoben. Man lehrte, daß dieser Elementarteil unabhängig von einer unwahrscheinlichen, den ganzen Organismus beherrschenden Lebenskraft ein selbständiges Leben führe und dadurch die Ursache des Lebens seines Trägers werde. In dem ‚Wie' des Zellenbildungsprozesses liefen freilich noch manche falsche Deutungen unter, die vor der späteren besseren wissenschaftlichen Ausrüstung nicht standzuhalten vermochten.

Ganz im Gegensatz zu dieser Einheitlichkeit im Pflanzenreich schien die Verschiedenheit das Tierreich zu charakterisieren. Zwar hatte Kaspar Friedrich Wolff tierische Zellen und andere schlauchähnliche Gebilde und auch bereits die Bildung der Keimblätter aus diesen beobachtet. Aber daneben ließ man die Gewebe aus den verschiedensten Grundgebilden, Fasern, Körnern, Kugeln, Schläuchen usw. bestehen, die anscheinend nichts Gemeinsames verband. Weitere

Einzelheiten folgten zwar. Ein dem pflanzlichen Zellkern entsprechendes Gebilde wurde in tierischen Zellen entdeckt. Johannes Müller beschrieb die Ähnlichkeit zwischen dem entwicklungsgeschichtlichen Vorläufer der Wirbelsäule, der chorda dorsalis oder Rückensaite, bei den Wirbeltieren und dem pflanzlichen Gewebe.

Die Sammlung und Erweiterung dieser Einzelheiten auf das Ganze des tierischen Körpers und weiter die Deutung der Tatsachen zu einem allgemeinen, alle Lebewesen beherrschenden Prinzip — das war das Riesenwerk, dem ein genialer Geist, unterstützt von eminenter philosophischer und schöpferischer Begabung, ausgezeichneter Beobachtungsgabe und riesiger Energie, sich unterzog. Dieser Geist erstand in Theodor Schwann.

Es ist von Interesse, den geistigen Entwicklungs- und Gedankengang, der in dieser wissenschaftlichen Großtat steckt, nachzugehen, um festzustellen, daß dieser in gleicher oder doch ähnlicher Weise sich vollzogen hat, wie es bei den Entdeckungen eines Kepler, Newton u. a. der Fall war. In dem Buche des Leipziger Physikers Volkmann ‚Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften' aus der Sammlung ‚Wissenschaft und Hypothese' finden wir einen solchen Gedankenprozeß dahin analysiert: durch induktive Verallgemeinerung leitet das Genie sozusagen intuitiv aus der Fülle eines vorhandenen Tatsachen- und Beobachtungskomplexes eine gemeinsame Gesetzmäßigkeit her; deren definitive Rechtfertigung liefert die Deduktion, die eine Übereinstimmung mit den weiteren Erscheinungen prüft. Schwanns Tatsachenmaterial lieferten die vor ihm gemachten, zerstreuten Beobachtungen über das Vorkommen von Zellen, die Lehre von dem Aufbau der Pflanzen aus zelligen Elementen und weiter eigene anfängliche Feststellungen. Den ferneren Entwicklungsgang beleuchtet am besten seine eigene Darstellung, die er in der Dankrede bei Gelegenheit seines Jubiläums seinen wissenschaftlichen Freunden und Verehrern zum Besten gibt:

‚Eines Tages speiste ich mit Schleiden. Da machte mich dieser berühmte Botaniker auf die Rolle aufmerksam, die der Kern bei der Entwicklung der Pflanzenzellen spielt. Ich erinnerte mich sofort, ein ähnliches Gebilde in den Zellen der Rückensaite der Wirbeltiere gesehen zu haben und begriff sofort die große Wichtigkeit, welche meine Entdeckung haben würde, wenn es mir gelänge zu zeigen, daß dieser Kern in den Zellen der Chorda dieselbe Rolle spielt, wie der Kern der Pflanzen bei der Entwicklung der Pflanzenzellen. Es würde daraus auch wegen der Gleichheit so charakteristischer Erscheinungen folgen, daß die Ursache, die die Zellen in der Chorda hervorbringt, von der, die die Pflanzenzellen entstehen läßt, nicht verschieden ist. Es gäbe dann beim Tiere ein Organ, die Chorda, zusammengesetzt aus Elementarteilen, die ihr eigenes Leben haben, das von keiner Kraft, die dem Organismus gemeinsam ist, abhängt. Das wäre dann das Gegenteil der für die Tierzellen allgemein angenommenen Theorie, nach welcher eine gemeinsame Kraft das Tier nach Art eines Baumeisters aufbaut. Wurde diese Tatsache sicher durch die Beobachtung bewiesen, dann schloß sie die Verneinung einer beim Tier vorkommenden Lebenskraft in sich und mußte notwendig auch das selbständige Leben der Elementarteile der anderen Gewebe annehmen lassen und sogar auch ihre gleiche Bildungsweise aus

Georg Greve-Lindau/Winterabend



Zellen. Diese Erkenntnis des Prinzips, das alsbald durch die Beobachtung bewahrheitet wurde, bildet die Entdeckung, die ich zu machen die Ehre hatte; sie ist keineswegs eine einfache Verallgemeinerung von teilweise bekannten Erscheinungen, aus denen man einfach eine Schlußfolgerung zieht, vielmehr die Erkenntnis eines Prinzips, von dem aus ich erst auf das allgemeine Vorkommen der Erscheinung schloß.

Indem diese Ideen sich meinem Geiste darboten, lud ich Schleiden ein, mich zur Anatomie zu begleiten, wo ich ihm die Zellenkerne der Chorda zeigte. Er erkannte ihre völlige Ähnlichkeit mit Pflanzenkernen. Seitdem gingen alle meine Bemühungen darauf aus, die Präexistenz des Kernes in der Zelle zu zeigen.

Einmal in dieser Beziehung für die Chorda und den Knorpel zu einem befriedigenden Ergebnis gekommen, war mir die Entstehung aller Elementarteile der anderen Gewebe auf dieselbe Weise, d. h. durch Zellen, nicht mehr zweifelhaft auf Grund des vorher aufgestellten Prinzips, und die Beobachtung hat meine Voraussicht völlig bestätigt. Mit Hilfe des Mikroskops fand ich, daß die so verschiedenen Formen der Elementarteile der tierischen Gewebe nur umgewandelte Zellen sind, daß die Gleichförmigkeit des pflanzlichen Gewebes sich im Tierreich wiederfindet und also die Entstehung aus Zellen allem, was lebt, gemeinsam ist. Alles berechtigte mich seitdem, auf das Tier die Vorstellung von der Selbständigkeit der Zellen anzuwenden*.'

Die gemachten Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse hat Schwann niedergelegt in dem Buche ‚Mikroskopische Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen', Berlin 1839. Der auf Grund dieses Werkes darzulegende Inhalt seiner Lehre besteht im folgenden:

Der Zellenbildungsprozeß vollzieht sich nach Schleiden im Pflanzenreich allgemein in gleichartiger Weise. Im Cytoblastem, einem unorganisierten Stoff, entstehen zuerst Kernkörperchen; um das Kernkörperchen bildet sich der Kern, um diesen die Zelle. Die Zellen dehnen sich aus und wachsen. Ihr Inhalt ist gewissen Veränderungen unterworfen. Sie betätigen sich nach außen durch Resorption, z. B. der Zellkerne, der Zellwände bei Verschmelzungen usw., und durch Sekretion, z. B. von Harz. Neben dieser spontanen Entstehung von Zellen aus dem Cytoblastem lehrt Schleiden auch die Entstehung von Zellen in bereits vorhandenen Mutterzellen, die später resorbiert werden.

Schwanns Lehre besteht einerseits in dem praktisch durch Beobachtung geführten Nachweis, daß der Zellenbildungsprozeß in derselben Weise im Tierreich stattfindet und also das Grundphänomen der gesamten organischen Erscheinungen ist, anderseits in der theoretischen Zurückführung dieses Prozesses auf einfache physikalische Grundkräfte, wie sie auch in der anorganischen Welt vorkommen.

Durch die praktische Beobachtung wird wieder ein Doppeltes bewiesen, nämlich erstens die anatomische Übereinstimmung aller tierischen Gewebe in dem

* Manifestation en l'honneur de Mr. le professeur Th. Schwann. Liège 1878, p. 51 f.

Vorhandensein von Zellen, und zweitens die gleichartige, mit den Vorgängen im Pflanzenreich übereinstimmende physiologische Betätigung der Zellkräfte im Wachstum, der Entwicklung und der Ernährung der Zellen.

Bei der Frage nach dem letzten Grunde der Entwicklung der Elementarteile setzt die Theorie ein. Auch die theoretischen Untersuchungen haben ein Zweifaches im Auge, nämlich, wie oben gesagt, zunächst die Zurückführung der organischen Vorgänge auf physikalische Grundkräfte, dann aber weiter die Betätigung dieser letzteren auf eine allgemeine Formel zu bringen, sie einem allgemein in der anorganischen Natur vorkommenden Prozeß als gleichartig hinzustellen. Im Gegensatz zu den Teleologen, die eine dem Organismus innewohnende, nach einem allgemeinen zweckmäßigen Prinzip wirkende Kraft annehmen, verlegt Schwann die Zweckmäßigkeit eine Stufe rückwärts in die Schöpfung der Kräfte durch ein vernünftiges Wesen. Diese bringen nach den Gesetzen der Notwendigkeit Kombinationen hervor, die einen hohen Grad von Zweckmäßigkeit aufweisen. Sie haben ihren Sitz nicht im Organismus als Ganzem, sondern in den einzelnen Elementarteilen und betätigen sich plastisch und metabolisch, aufbauend und verändernd. In ihren Hauptpunkten stimmt die Zellbildung überein mit dem anorganischen Prozeß der Kristallbildung, und wenn man an die Stelle der gewöhnlichen kristallbildenden festen Stoffe solche setzt, die zwar feste Form wie diese, aber auch das Vermögen der Durchdringlichkeit für alles Aufgelöste haben — in Schwanns Ausdrucksweise imbibitionsfähige —, so erhält man einen Prozeß der Kristallbildung, der in allen wesentlichen Punkten mit der Zellbildung übereinstimmt. Das Schlußergebnis gipfelt in dem Satze: ‚Die Bildung der Organismen ist nichts als eine Kristallisation imbibitionsfähiger Substanzen, der Organismus nichts als ein Aggregat imbibitionsfähiger Kristalle.‘ Diese sogenannten imbibitionsfähigen Kristalle sind aber gerade die Zellen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß in der Folgezeit Schwanns Beobachtungen und Lehren nicht alle vor der fortschreitenden Forschung standgehalten haben. Prinzip und Kern derselben sind jedoch unwidersprochen, soweit ihre rein naturwissenschaftliche Seite geht, und als solche tragen sie als feste Grundpfeiler des biologischen Lehrgebäudes den gewaltigen Riesenbau heute und für alle Zukunft. Die Erklärung von Irrtümern Schwanns ist leicht gegeben durch die zu seiner Zeit wenig entwickelte mikroskopische Technik und Optik. Lange Jahre waren Schwanns Vorstellungen über die Bildung und Vermehrung der Zellen, wie sie oben wiedergegeben wurden, Gegenstand heftiger wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Ein langer Weg führt von dem Schwannschen Kristallisationsprozeß bei der Zellbildung bis zu dem Satze Virchows: ‚omnis cellula e cellula‘, ‚Jede Zelle entsteht aus einer anderen durch Teilung‘. Auch Schwanns Vorstellungen von der Wichtigkeit und Bedeutung der Zellbestandteile erwiesen sich auf die Dauer nicht als richtig und wurden durch die Lehre ersetzt, daß die Zelle die Anhäufung eines Stoffes von bestimmter chemischer Zusammensetzung und physiologischer Betätigung ist; als solche bekundet sie ihr Leben durch Ernährung, Bewegung, Reizbarkeit und Vermehrung. In ihrem Grundprinzip jedoch, der Zurückführung des

Baues jeglicher Lebewesen auf den Elementarorganismus ist die Zellentheorie als biologische Lehre vergleichbar dem Newtonschen Gravitationsgesetz; beide zusammen umfassen die Erscheinungen der leblosen und der lebenden Natur in allgemeingültiger Formel.

Die Schwannschen Entdeckungen auf physiologischem Gebiet sind in ihrem ganzen Inhalt von bleibendem Wert gewesen. Nur kurz, als zum eigentlichen Thema unserer Darlegungen nicht direkt in Beziehung stehend, seien hier die Verdienste erwähnt, die Schwann sich erwarb durch den Nachweis, daß die atmosphärische Luft zur Entwicklung im Ei notwendig ist; ferner untersuchte er mit Erfolg die Gesetze der Muskelzusammenziehung, die Beteiligung der Magensäfte am Verdauungsprozeß und die Rolle, welche die Galle bei diesem spielt; die Ursache der Gärung ermittelte er in der Tätigkeit der Hefepilze. Dieser letzten Untersuchung war die über die Ursachen der Fäulnis vorausgegangen, und deren Ergebnisse stehen mit der Zellentheorie in engem Zusammenhang, insofern sie das Problem der Entstehung von Lebewesen aus anorganischer Materie durch Urzeugung der Lösung entgegenführen, damit die Grundlage der gesamten Zellentheorie schaffen und die Wahrheit des oben zitierten Virchowschen Satzes für die niedersten Organismen schon weit im voraus mitbegründen helfen. In ein sterilisiertes Gefäß, in dem sich Fleischstücke befanden, ließ er Luft eintreten, die durch ein flüssiges Bleibad hindurchgegangen war und nach ihrem Austritt aus dem Gefäß noch ihren normalen Sauerstoffgehalt bewahrt hatte. Wenn der Versuch einen Monat oder länger andauerte, so trat in dem Kolben gleichwohl kein Infusor auf, und das Fleisch zeigte keine Fäulnis. Die Ursache der Entstehung der niedersten Lebewesen liegt also in der Luft, die Infusorien selbst sind weiter die Ursache der Fäulnis. Diese letztere zunächst nur vermutungsweise aufgestellte Schlußfolgerung erfuhr durch Pasteurs spätere Forschungen glänzende Bestätigung und Rechtfertigung. Schwanns Experimente sind also der Ausgangspunkt für die Erforschung der Bedeutung der unendlich kleinen Lebewesen bei Krankheitserscheinungen und damit auch der erste Schritt zur Anti- und Asepsis in der Wundbehandlung.

Wie oben dargelegt, führt Schwann die Erscheinungen des Lebens auf nach blinder Notwendigkeit wirkende Kräfte physikalischer Art zurück. Diese Erklärung des Lebens ließ wohl den Monismus Schwann zu seinen Anhängern rechnen. Doch nur mit einem Schein von Recht! Wie wenig dieser daran dachte, einen immateriellen Schöpfer zu verwerfen, das zeigt sein Bestreben, Schönheit und Zweckmäßigkeit der Schöpfung, die er ihres zweckmäßig wirkenden Prinzips beraubt, in die Absicht des Schöpfers zu legen: ‚Der Grund der Zweckmäßigkeit des Organismus liegt nicht darin, daß jeder Organismus durch eine individuelle, nach einem Zweck wirkende Kraft hervorgebracht wird, sondern er liegt darin, worin auch der Grund der Zweckmäßigkeit in der anorganischen Natur liegt, in der Schöpfung der Materie mit ihren Kräften durch ein vernünftiges Wesen.‘ (Mikr. Untersuchungen S. 222.) Die Zurückführung des Lebens auf Grundkräfte physikalischer Art ist hauptsächlich bei Schwann entstanden aus dem bewußten Gegensatz zu einer teleologischen Richtung, die in übertriebener und durchaus unnaturwissenschaftlicher Weise die Idee der Zweckmäßigkeit in dem

Wirken einer Kraft verkörpert sah, deren Existenz sie sich in anthropomorphisierter Gestalt dachte. Die Lehre von der ‚Lebenskraft' aber steht in ihren Konsequenzen dem dualistischen Gottesglauben keineswegs näher als die Auffassung, die das einmal erschaffene Leben auf Grund und durch Betätigung von mit blinder Notwendigkeit wirkenden Kräften weiterbestehen läßt. Die Frage nach der Existenz einer zweiten geistigen Substanz wird von dieser letzteren Anschauung zunächst durchaus nicht berührt.

Wenn also Schwanns Vorstellung vom Leben und seinen Ursachen der heutigen mechanischen Erklärung des Lebens nahesteht, so war er anderseits entschiedener Vertreter des Dualismus. Das geht mit unwiderlegbarer Deutlichkeit aus dem Weltbilde hervor, das er in seinen uns im Manuskript vorliegenden Vorlesungen: ‚Cours de Physiologie générale' in deren Schlußband entwirft. Mit scharfer Unterscheidung lehrt er dort die Existenz von zwei Substanzen, die er als ‚forces non libres' und ‚forces libres' gegenüberstellt. Jene sind an den Raum gebunden und unter sich ohne alle substantielle Verschiedenheit. Im Raum bewegen sich die Atome, und diese Bewegungen sind die Ursache aller Erscheinungen. Erst beim Menschen tritt ein neues Prinzip hinzu: ‚Ce n'est que dans l'homme que nous arrivons à une substance, différente des atomes. L'homme a un corps composé exclusivement d'atomes: mais avec ce corps est combinée une autre substance nouvelle et caractérisée par sa liberté. Elle a un mode d'existence autre que les atomes: elle n'est pas attachée à un espace.'

Die freien Kräfte sind im besonderen fähig, ihre Handlungsweise ohne äußeren Anstoß zu ändern; sie haben hinreichende Erkenntnis, einen Zweck zu setzen, die Fähigkeit zu wünschen, endlich frei und unabhängig ihre Handlungsweise einzurichten, d. h. freien Willen. Die Ursache alles Existierenden ist eine freie Kraft, ‚une force libre, qui existe par elle même, c'est à dire de toute éternité. Elle doit donc avoir, d'une manière quelconque toutes les propriétés, que nous avons indiqué plus haut comme étant inhérentes à toutes les forces libres, la conscience de soi même, l'intelligence, la faculté de désirer et la volonté. Toutes ces propriétés doivent exister à Dieu d'une manière quelconque. Cette manière est évidément bien différente de celle dont les propriétés existent dans l'homme, puisque il ne s'agit pas ici seulement d'une substance qualitativement différente de l'esprit humain, mais d'une substance absolue, existant par elle même, cause de toutes les autres substances.'

Hieraus mögen diejenigen, welche den Begründer der Zellenlehre wegen seiner Theorie des Zellenlebens als Monisten in Anspruch nehmen, erkennen, auf welche rein äußeren Gründe ihre Ansicht gegründet ist. Für uns aber ist Schwanns glänzende Geistestat ein Beweis, daß echte Wissenschaft und Gottesglauben sich keineswegs ausschließen.

# Clemens Maria Hofbauer und die Wiener Romantikerkreise am Beginne des 19. Jahrh.

## Von Johannes Eckardt

(Schluß.) Friedrich Schlegel kam im Juni 1808 nach Wien, um durch Metternich, den er in Paris kennen gelernt hatte, eine staatliche Anstellung zu bekommen. Am 30. Okt. 1808 ist Dorothea Schlegel aus Köln in Wien angekommen. Am 28. März 1809 hatte Friedrich Schlegel bereits die Bestätigung erhalten, daß er als Sekretär der kaiserlichen Hof- und Staatskanzlei angestellt sei. Unter Graf Friedrich Stadion mußte er dem Hauptquartiere des Erzherzogs Karl folgen, in welchem er jene energischen Aufrufe verfaßte, welche die Erhebung des Volkes bewirkten. Er hat anfangs April 1809 Wien verlassen und kehrte Mitte Dezember wieder zurück. Im Jahre 1810 gründete er den ‚Österreichischen Beobachter', der das offizielle Organ Metternichs wurde; am 1. Januar 1811 übernahm Anton von Pilat* die Leitung und führte sie bis Ende März 1848.

Im Oktober 1815 wurde Schlegel als erster Legationssekretär mit dem Charakter eines Legationsrates an den deutschen Bundestag in Frankfurt mit einem Gehalte von 3000 fl. Konventionsgeld geschickt. Da er sich mit seinem Chef, dem Präsidenten des Bundestages, Johann Rudolf Graf von Buol-Schauenstein, einem ‚völlig imbezillen und dabei höchst eigensinnigen Menschen von dem allerwiderwärtigsten Charakter' nicht vertragen konnte, wurde er im Frühjahr 1818 endgültig abberufen. Friedrich blieb aber noch bis zum Herbst 1818 in Frankfurt und hoffte durch eine persönliche Rücksprache mit Metternich etwas zu erreichen. Als ihm dies nicht gelang, wandte er sich wieder nach Wien. Dorothea war schon am 21. April 1818 nach Rom zu ihren Söhnen aus erster Ehe, den Malern Johannes und Philipp Veit, abgereist. Friedrich hatte sie zur vorläufigen Auflösung des Haushaltes bestimmt. In Wien fühlte er sich nicht wohl; und als ihm Metternich im Februar 1819 das Angebot machte, in seiner Umgebung an einer Reise des Kaisers Franz nach Italien teilzunehmen, ging er auf den Vorschlag ein und reiste Ende Februar 1819 ab. In Rom sah er Dorothea, von der ihm der Abschied sehr schwer fiel; im August 1819 war er wieder in Wien.

Friedrich und Dorothea Schlegel haben am 16. April 1808 in Köln das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt. Friedrich lernte bald nach seiner

---

* Josef Anton von Pilat (geb. Augsburg 20. Februar 1782, gest. Wien 2. Mai 1865): 1801 Privatsekretär des damaligen Grafen Metternich, k. k. Botschafters in Berlin. Nach der Ernennung Metternichs zum Botschafter bei Napoleon I. folgte er dem Grafen nach Paris. Als Metternich nach Stadions Rücktritt Minister des Äußeren wurde, kam Pilat mit ihm nach Wien; 1813 begleitete er Metternich zum Prager Kongresse und 1814 nach Paris; nach Abschluß des ersten Pariser Friedens begleitete er den neuernannten Fürsten nach London und kehrte mit ihm zum Wiener Kongresse zurück. 1818 zum wirklichen k. k. Hofsekretär ernannt, wurde er später Regierungsrat im außerordentlichen Dienste bei der Staatskanzlei. Sein ältester Sohn war mit einer Tochter Adam Müllers verheiratet.

Ankunft in Wien Hofbauer kennen. Denn schon am 2. Mai 1809 meldete ihm Dorothea Grüße des Redemptoristenpaters ins Hauptquartier; und Friedrich Schlegel hatte Wien anfangs April 1809 verlassen. Beide hatten sich also in der Zeit vom Ende des Jahres 1808, wo Clemens Maria Hofbauer nach Wien kam, bis zum April 1809 kennen gelernt. Was der Redemptoristenpater als Beichtvater Friedrich Schlegel gab, entzieht sich der Beurteilung. Jedenfalls wußte der junge Konvertit die Arbeit Clemens Maria Hofbauers in Wien zu schätzen; das geht deutlich aus einer Briefstelle Dorotheas vom 17. Februar 1819 aus Rom hervor*: ‚Du sagst selber: Was er (Hofbauer) in Wien gestiftet und geleistet hat, wird nie untergehen.‘ Von einem direkten Einflusse Clemens Maria Hofbauers auf Friedrich Schlegels politische, philosophische Anschauungen kann nicht gesprochen werden. Dafür sind die folgenden Tatsachen Beweise.

Friedrich Schlegel hatte einmal in Gegenwart Johann Emmanuel Veiths ‚ein sehr nevrologisches (mesmerisches) System des Katholizismus‘ auseinandergesetzt. Clemens Maria Hofbauer hörte gelassen zu und half seiner eigenen Geduld zuweilen mit den Worten auf: ‚Das ist nichts, gar nichts!‘ Allein der berühmte Philolog und Romantiker ließ nicht ab; er suchte ihm seine Lieblingsgedanken mit allem Eifer aufzudrängen. Da wurde Clemens Maria Hofbauer endlich der Sache müde; er stand auf, umhalste den Legationsrat mit beiden Armen, schüttelte ihn und sprach: ‚Du bist doch mein Friedrich!‘ Und was tat dieser? Halb verdrießlich erwiderte er: ‚Nun ja wohl, aber —‘; er konnte jedoch seinen Vortrag nimmer fortsetzen. Es war abgetan. Daß Friedrich Schlegel seinen Glauben an den Mesmerschen Magnetismus, den er zu Heilszwecken anwendete und durch den er übersinnliche Dinge zu erkennen hoffte, trotzdem beibehielt, geht aus seinem Briefwechsel mit Frau von Stransky deutlich hervor.

Friedrich Schlegel fühlte sich in Wien nicht wohl; wenigstens in der Zeit nach dem Kongresse nicht mehr. Er bekannte es Dorothea in einem Briefe aus Florenz vom 29. Juni 1819, in dem er schreibt: ‚Wie kommst Du aber auf den seltsamen Irrtum, als ob Wien in Deutschland läge oder mit Deutschland irgend etwas zu schaffen hätte! Da liegen ganze Weltteile dazwischen und gibt es kaum etwas Entgegengesetzteres. Rom ist für mich weit eher eine deutsche Stadt, wegen des vielen Deutschen, was da ist, und der edlen Freiheit wegen, als Wien.‘ Das einzige, was ihm in Wien noch einigen Trost und Reiz des Lebens gewährte, war der wiedererwachte Sinn für das Christentum. Doch hatte auch das katholische Leben Wiens nicht seine Sympathien. ‚Von den Gutgesinnten‘, schreibt er am 16. Januar 1819 an Dorothea, ‚wird ebenfalls viel gefehlt, was der Sache schadet, durch Beschränktheit, Einseitigkeit und Mangel an Harmonie.‘ Sein Urteil wurde noch härter; vor allem widersprach es seinen Anschauungen, daß man das religiöse Leben mit politischen Tendenzen verband; so erklärt sich die Äußerung zu Dorothea

* Martin Spahn, Ungedruckte Briefe von Friedrich von Schlegel. ‚Hochland‘ 1904/05, II, S. 434 ff.

vom 29. Juni 1819: ‚Nun sehe ich es aber sich mehr und mehr entwickeln, daß dieses doch nur als eine Parteisache gemeint und betrieben wird, und das ist mir in der Religion einmal schlechthin unerträglich; und wenn sie auch den Pater Hofbauer an die Spitze dieser Partei stellen, es wird mir leid sein, aber ich werde gewiß nicht mit dazu gehören. Vielleicht wäre es für die Sache selbst und ihre Reinheit besser gewesen, wenn die Feinde gesiegt hätten. Der Sieg bringt überall die wahre Gefahr und nicht die Verfolgung.‘ Damit brachte Friedrich Schlegel wohl vor allem seine Ansicht über die kirchlich politischen Debatten des Kongresses zum Ausdruck. Clemens Maria Hofbauer hatte hiebei großen Einfluß. Wessenberg betrieb am Wiener Kongresse die besonders vom Fürstprimas Karl Theodor Dalberg und ihm vertretene Idee einer Nationalkirche. Clemens Maria Hofbauer war sozusagen das Haupt der Gegner. Der Speyrer Kanonikus Helferich, der besonders die Interessen der Kirche vertrat, verkehrte viel mit Clemens Maria Hofbauer. Alle Fürsten und Minister Deutschlands sympathisierten mit Wessenberg; nur Bayern leistete Widerstand und verhinderte so die Spaltung; ohne Zweifel dachte Bayern damals schon an einen Vertrag mit dem Apostolischen Stuhle. Erbprinz Ludwig war oft bei Clemens Maria Hofbauer und verkehrte viel mit ihm; man wird daher nicht mit Unrecht die Opposition Bayerns, abgesehen von Ludwigs und Helferichs Bemühungen beim König Maximilian, vor allem auf den Eifer Clemens Maria Hofbauers zurückführen.

So hat sich Friedrich Schlegel von seinen Glaubensgenossen abgewendet: ‚Die Freunde in Wien haben einen außerordentlichen Hang zur Klatscherei und Verleumdung‘, schreibt er am 3. Juli 1819 an Dorothea. Pilat kritisiert er in dem Briefe vom 29. Juni 1819 an Dorothea aufs schärfste; er schreibe ihm ‚wieder die allerdümmsten und verrücktesten Briefe‘; es komme ihm schwer an, sie nicht schwer zu nehmen, zumal da ‚der Mensch doch gewissermaßen gutmütig und auch ihm zu Wien in seiner jetzigen Lage beinah unentbehrlich sei‘. Friedrich Schlegels Pläne gingen sehr weit; er hat sie wesentlich in den Worten an Dorothea vom 28. September 1819 ausgedrückt: ‚Wir sollten einmal anfangen, selbst erst „unbekümmert um die andern“ zu sein, zu wirken und zu schreiben, nämlich den katholischen Glauben nicht negativ, sondern positiv in seiner ganzen Herrlichkeit zu entfalten und herzustellen.‘ So hat er seinen kurzen Aufenthalt in Rom auch dazu benutzt, mit Kardinal Ostini über eine Katechismus-Reform zu verhandeln, die anscheinend alle Kontroverse ausschalten sollte; man verstand ihn aber nicht und nahm sein Gesuch falsch auf. Und der Grundton seiner im Jahre 1820 begründeten Zeitschrift ‚Concordia‘ (1820—1823) war auch das Ziel, Staat und Kirche wieder zu vereinen, die getrennten christlichen Konfessionen zur katholischen Kirche zurückzuführen, die Gesellschaft vom Parteiwesen zu befreien. Aus dieser gegensätzlichen Stimmung Friedrich Schlegels zu dem katholischen Leben der Wiener erklärt es sich, daß damals sein Hauptverkehr die jüdischen Salons der Arnstein, Eskeles und Pereira waren.

Trotzdem versammelte sein Haus die bedeutenden Persönlichkeiten des katholischen Wiens und brachte viele hervorragende Männer mit Clemens Maria

Hofbauer in Berührung. Friedrich Schlegels Gattin war auch Beichtkind des Redemptoristenpaters; sie entfaltete einen großen religiösen Eifer; in ihren Briefen muntert sie immer wieder ihre Söhne Philipp und Jonas Veit auf, zur katholischen Kirche überzutreten und diesen Schritt in Wien zu tun, das zu dem ‚großen Vorhaben weit geschickter sei als das halb französische, halb protestantische Sachsen', und wo sie geeignete hilfsbereite Männer (Clemens Maria Hofbauer) fänden. Philipp Veit hat am 9. Juni 1810 und Jonas Veit am 26. Juli 1810 Taufe und Firmung erhalten. Paten waren Baron Penkler und Marchese Bonifatius Rangone einerseits, und Graf Friedrich Leopold Stolberg und Karl Hardenberg andrerseits. Clemens Maria Hofbauer hatte an diesem Schritte der beiden Söhne Dorotheas den größten Anteil; er unterrichtete sie liebevoll in Glaubensfragen und blieb ihnen ein väterlicher Freund, der ihnen auch in Berufszweifeln half.

Im Hause Friedrich Schlegels dürfte auch Adam Müller mit Clemens Maria Hofbauer bekannt geworden sein. Adam Müller hatte am 31. April 1805 in Wien das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt. Man hat in die Lauterkeit seiner Motive zur Konversion Zweifel gesetzt. Ich glaube durch den folgenden authentischen Bericht diese zerstreuen zu können. Wir besitzen nämlich von Lorenz Leopold Haschka folgende Briefstelle an Karl Leonhard Reinhold vom 27. September 1805: ‚Ein Berliner, ein junger Philosoph, wirklich ein trefflicher Kopf, ein vielseitiges Talent, der Verfasser des Gegensatzes, der in der A. D. Bibliothek gerade von Ihnen, freilich nicht mit cymbalis bene sonantibus rezensiert ward, hat hier — (das sei Ihnen in Ihr geheimstes, in Ihr drittes Ohr vertraut!) — hat hier professionem fidei catholicae abgelegt und ich stand ihm bei diesem solemnen Akte als erbetener Zeuge bei. Noch in der Nacht desselben Tages fuhr er von hier ab nach Hause, um ja allen Verdacht einer zeitlichen Rücksicht niederzuschlagen. Ich war über ihn, über mich, über alles dabei erstaunt.' Diese Briefstelle kann sich nur auf Adam Müller beziehen, der im Jahre 1804 nach Goedeke als erstes Buch seiner ‚Lehre vom Gegensatz' den ‚Gegensatz' herausgab. Selbst Goedeke bringt die Konversion Adam Müllers mit den Nebengedanken bezüglich einer Anstellung in Zusammenhang, indem er schreibt: ‚Er wurde am 30. April 1805 dort (in Wien) katholisch, erhielt a b e r keine Anstellung.' Ich glaube nun a u t h e n t i s c h ein für allemal bewiesen zu haben, daß die vielfach angenommenen Nebengründe bei der Konversion Adam Müllers F i k t i o n e n sind, daß Adam Müller im Gegenteil sogar bedacht war, alles zu vermeiden, was einen Gedanken an unlautere Motive nähren könnte.

Adam Müller kam erst im Mai 1811 wieder nach Wien und fand im Hause des Erzherzogs Ferdinand d'Este gastliche Aufnahme. Er wollte eine Erziehungsanstalt für junge Edelleute errichten. Nach seinem Plane sollten etwa 24 Jünglinge aus den höheren Ständen im Alter von 10 bis 18 Jahren ihre Bildung in seinem Institute empfangen und vollenden. Der Unterricht hatte, gleich mit den höheren Humanitätsklassen beginnend, die philosophischen und juridischen Studien zu umfassen, nebstbei die klassische römische und griechische Literatur einzubeziehen und auf das Studium der Landwirtschaft, auf

einen vollständigen cours diplomatique in französischer Sprache und auf eine Enzyklopädie in den militärischen Wissenschaften sich auszudehnen. Selbst die elegante Bildung in Sprachübungen, in ritterlichen und musikalischen Exerzitien war mit einbegriffen. Zu allen diesen Gegenständen waren nur acht Jahre bestimmt. Der Unterricht sollte von geprüften Privatlehrern aller Art besorgt werden. Für den historischen, staatswissenschaftlichen, philosophischen und mathematischen Unterricht wollte Adam Müller selbst die Leitung übernehmen. Auch Joseph von Eichendorff sollte angestellt werden. Die Privatstudien wären dem Unterrichte an der Universität zur Seite gegangen, mit Ausschluß aller öffentlichen Prüfungen. Der Plan verstieß — wie die Verhandlungsakte schreiben — ‚gegen alle österreichischen Studiengesetze, welche der zu frühzeitigen Bildung oder vielmehr Treibhauskünstelei des jugendlichen Verstandes dadurch vorbeugen, daß sie zum ersten Eintritt in die Gymnasien das Normalalter von zehn Jahren festsetzen und jede Abkürzung der Studien aufs strengste verbieten‘. Deshalb wurde auch im Mai 1813 die Erlaubnis zur Eröffnung der Anstalt verweigert. Das Projekt Adam Müllers wurde von Clemens Maria Hofbauer aufgenommen und durch Friedrich August von Klinkowström im Jahre 1818 verwirklicht. Das Erziehungsinstitut war ursprünglich auf der Wieden ‚beim goldenen Kegel‘ anfangs Oktober 1818 eröffnet worden und übersiedelte im Jahre 1819 in das Scheiblauerhaus der Alservorstadt, wo es bis zum 1. Oktober 1834 bestand. —

Adam Müller bemühte sich auch, seinen älteren Freund Friedrich v. Gentz dessen politische Ansichten er teilte, zu seinem katholischen Glauben zu bekehren, was aus dem Briefwechsel beider hervorgeht; seine Bemühungen waren aber erfolglos. Mit Friedrich Schlegel scheint er keine näheren, vertraulichen Beziehungen gehabt zu haben; vielleicht ist der Hauptgrund hiefür ein persönlicher und durch die Briefstelle Dorotheas an August Wilhelm Schlegel vom 12. Januar 1813 bezeichnet: ‚Müller hat eine Anzahl subalterner Lehrer aller Art dabei angestellt. Friedrich mit hineinzubeziehen, das hat er bleiben lassen. Anfangs ärgerte uns das, im Grunde aber können wir froh darüber sein. Er hat mit vielen Neidern und Widersachern aller Art zu kämpfen. Wer weiß, ob die Anstalt wirklich sich befestigt.‘ Friedrich Schlegel äußert sich brieflich an seinen Bruder August Wilhelm am 17. Januar 1813 von Wien aus über Adam Müller: ‚Ein Charlathan (wovon er [Adam Müller] so einen kleinen Beigeschmack hat) kommt hier leicht fort; nur verständige Männer gedeihen hier nicht.‘ —

Die Brüder Wilhelm und Joseph von Eichendorff waren im Juni 1811 in Wien. Josephs Tagebücher für diese Zeit setzen mit einem Tage vor dem 14. Juni 1811 ein; am 15. Juli 1811 schreibt Joseph: ‚Im Rückwege von dort (Besuch bei den Egerschen) Schlegeln begegnet auf dem Bauernmarkte und mit ihm gesprochen.‘ Diese Stelle läßt ein früheres Bekanntwerden mit Friedrich Schlegel erschließen; da die Tagebücher vom 14. Juni 1811 bis zum 15. Juli 1811 ziemlich regelmäßig geführt sind, aber keine Notiz über Friedrich Schlegel bringen, dürfen wir schließen, daß Joseph von Eichendorff vor dem 14. Juni 1811 mit Friedrich Schlegel bekannt wurde. In seinen

Tagebüchern verzeichnet er am 3. Februar 1812 einen Besuch Clemens Maria Hofbauers bei Friedrich Schlegel und setzt bei: ‚Mad. Schlegel hatte ihm schon von uns erzählt‘. Diese Notiz läßt den Schluß zu, daß Joseph von Eichendorff erst an diesem Tage mit Clemens Maria Hofbauer persönlich bekannt wurde. Am 4. August 1811 lernte er Philipp Veit, der anfangs Juni 1811 mit Henriette Herz nach Wien gekommen war, kennen; er schreibt unter obigem Datum im Tagebuche: ‚Giengen wir Nachmittags bei großer Hitze in die erschreckliche Alservorstadt zu Friedrich Schlegel hinaus. Wir fanden ihn in einer Nanquin-Jake nebst seiner Frau, seinem liebenswürdigen jungen Sohne Philipp, der aus Dresden gekommen, und noch einem Herrn neben dem Hause im Garten um einen Tisch sitzend‘. Joseph von Eichendorff und Philipp Veit wurden Freunde; ersterer schreibt von dem ‚angenehmen jungen Schlegel‘ und letzterer spricht von seinem ‚genauen Freunde‘. Beide gingen am 6. April 1813 zu den Freiheitskämpfern. Philipp Veit hat im Juni 1814 den Abschied genommen und reiste über Berlin nach Wien, wo er am 14. Jänner 1815 ankam und von wo er im Jahre 1817 nach Rom zog. Als Joseph von Eichendorff auf Kommando nach Berlin mußte, bittet Philipp Veit seinen Vater, ‚ihm all das Gute zu erzeugen, was er ihm zugedacht habe‘. Beide haben sich auch angedichtet. Philipp Veit wird seinen Freund wohl öfters zu Clemens Maria Hofbauer mitgenommen haben. Doch liegt ein Beweis für einen engeren Anschluß Joseph von Eichendorffs an den Redemptoristenpater — wie Heinrich Keiter annimmt* — nicht vor. Die mündliche Tradition im Wiener Redemptoristenkloster Maria Stiegen erzählt, daß Joseph von Eichendorff viel mit den Redemptoristen verkehrte; besonders scheint er mit Dr. Johannes Madlener bekannt gewesen zu sein, und durch ihn regere Beziehungen zur Kongregation gefunden zu haben; in der Kongregationsbibliothek zu Maria Stiegen finden sich auch noch die eigenhändig gewidmeten Werke Joseph von Eichendorffs. Es liegt aber kein Grund vor, mit Ewald Reinhard** anzunehmen, daß Joseph von Eichendorff in Wien starke religiöse Eindrücke bekommen habe. Seine Tagebücher berichten im Gegenteil von einem lustigen Studentenleben, von Redouten, Besuchen des Kasperltheaters, Tändeleien mit Choristinnen. Er war übrigens von Haus aus gut katholisch und blieb es auch. Von einer religiösen Wandlung in seinem Leben kann man wohl überhaupt nicht sprechen.

Am 10. Juli 1813 kam Clemens Brentano nach Wien und blieb dort bis zum Juli 1814. Schon am 12. Juli erzählt er Ludwig Tieck von seinen neuen Freunden: ‚Ich suchte Adam Müller auf; er bewohnt das gräflich Karolyische Schloß und Garten . . . dem Theresianum gegenüber, ein äußerst reizendes, einsames, großartiges Lokal, wo er mit Unterstützung des Erzherzogs Maximilian eine Erziehungsanstalt gründen soll, gegen welche von der Unwissenheit und Pfafferei viele Kämpfe eröffnet sind. Ich fand dort . . . als Gehilfen der Anstalt einen sehr besonnenen Künstler und Freund Runges, den Maler Klinkowström aus Schwedisch-Pommern, und einen alten Freund von

* Heinrich Keiter, Jos. von Eichendorff, 1887.
** Ewald Reinhard, Eichendorffstudien. Münster i. W. 1908.

mir, den jungen von Eichendorff [Wilhelm von Eichendorff; denn Joseph hatte mit Philipp Veit anfangs April 1813 Wien verlassen] aus Schlesien, nebst drei Priestern aus dem von Warschau durch die Franzosen vertriebenen Orden der Redemptoristen.' Ähnlich äußert er sich Rahel gegenüber am 28. Juli 1813: ,Eine reizende Erscheinung gewährt Adam Müller und seine gute Frau und zwei liebe Kinder; ich sehe ihn täglich; er bewohnt ein schönes Schloß mit prächtigen Gärten, wo durch ihn unter der Protektion des Erzherzogs Maximilian, eines Bruders der Kaiserin, eines würdigen Abkömmlings der Este, ein Erziehungshaus für die Kinder der Großen angelegt werden soll. Gehilfen sind bis jetzt ein trefflicher, tiefsinniger Maler, ein Freund des seligen Runge, und sein Geistesträger im Leben, ein Herr von Klinkowström aus Schwedisch-Pommern, der eine liebe Frau hat, weiter drei würdige fromme Priester aus dem Orden der Redemptoristen, und ein alter, schuldloser Freund von mir, ein Herr von Eichendorff aus Schlesien. In dem Ganzen herrscht eine Ruhe, eine Milde, ein so reines und klares Bestreben, zwischen schönen Sälen, einem kastanienbeschatteten Hof, in edlen Gemächern, luftigen Terrassen, blumenvollen Beeten, klaren Wasserbecken, fernen Gebirgen und frommen Wünschen genüber, unter herrlichem Himmel, und durchweht von einer durch harmonischen Glockenklang der Stadt feierlich durchschütterten Luft, daß ich ewig da zu sein wünschte.' Im gleichen Briefe schreibt er: ,Schlegel habe ich gesehen, er ist mir nicht unfreundlich, aber lieben kann ich ihn nicht, er ist mir nur witzig, eine allgemeine Freundlichkeit, aber eine mir ganz entgegengesetzte Natur, und starr und ohne Gelenke, ich weiß nicht warum, er hat mir immer etwas von einer Amphibie gehabt, die mir aus unbestimmter Idiosynkrasie fatal waren, weil sie Eier legen, wie es mir immer an dem Wallfisch sehr wohlgefiel, daß er seine Jungen säugt. Dieses Ernähren aus Brüsten war mir immer sehr teuer, und das liebste Bild wäre mir eine säugende Mutter Gottes, die doch ganz unschuldig wäre, eine ungeheure Aufgabe, aber sie muß möglich sein.'

Unter den Wiener Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern bestanden die Vereinigungen vom ,Strobelkopf' und der ,Rebhühner-Gesellschaft'. In ihrem literarischen Streben berührten sich beide Gesellschaften, aber in religiöser Beziehung standen sie in entschiedener Opposition gegeneinander. Der Gesellschaft vom ,Strobelkopf' stand Clemens Maria Hofbauer nahe; ihre hervorragendsten Mitglieder waren die Brüder Passy, Ringseis, Adam Müller, Klinkowström, Joseph von Eichendorff und Philipp Veit; auch Friedrich Schlegel fand sich zuweilen ein. Clemens Brentano wurde gleich in den ersten Tagen seines Wiener Aufenthaltes mit der Gesellschaft vom ,Strobelkopf' bekannt. In die ,Rebhühner-Gesellschaft', die ihre literarischen Interessen mit josephinischen Aufklärungstendenzen verband, führte ihn der damals bekannte Komiker Hasenhut, den er im Hause der Caroline Pichler kennen gelernt hatte, ein. Vielleicht ist diese Gesellschaft vom ,Strobelkopf' identisch mit jenem literarischen Zirkel in der Essiggasse, von dem Sebastian Brunner berichtet. Man hat Clemens Brentano bald liebgewonnen; als er von Wien Abschied nahm, veranstalteten die jungen Dichter Wiens ihm zu Ehren — wie Diel schreibt — ein großes Festmahl, und Philipp Veit gehörte selbst als Verfasser eines eben auf die Bühne

gelangten Dramas zu den Gastgebern (?). Von Clemens Brentano und Clemens Maria Hofbauer ist folgende Geschichte überliefert. Ich erzähle sie mit den Worten des ‚Rheinischen Antiquarius‘. Es handelt sich um die Aufführung von Clemens Brentanos ‚Ponce de Leon‘ in Wien:

Die lange Nacht der Trübsal hat endlich der Dichter hinter sich, angebrochen ist der große Tag, versammelt in reger Erwartung das zahlreiche Publikum, zur Höhe steigt majestätisch der Vorhang, und ein Geschrei, ein Gebrause, ein Pochen erhebt sich, dergleichen seit des Bürgermeisters Holzer oder des Kara Mustapha Zeiten das friedliche Wien nicht vernahm. ‚Nieder mit der nichtswürdigen Posse, nieder mit dem Possenreißer,‘ brüllten tausend Kehlen, und sie bleiben im Vorteil gegen alle Anstrengungen der Bessern. Denn es hat sich den Schreiern die Mehrzahl der Schauspieler angeschlossen, verletzt in ihrer Meinung durch manch glücklichen Gedanken der Dichtung. Das Stück aufzuführen ward eine Unmöglichkeit; in Verzweiflung und in dem tiefsten Inkognito zugleich entschlüpfte Brentano der Schreckensstätte, um allen Qualen einer schlaflosen Nacht sich hinzugeben. In der schmerzlichsten Stimmung, ein Sterbender schier, empfing er am Morgen unerwarteten Besuch. Es kam, ihn zu begrüßen und zu trösten, der P. Hofbauer, jener Priester, der allein noch in der erstorbenen Hauptstadt durch Wort und Tat eine christliche Gesinnung zu bewähren wagte, und dessen apostolischer Ausdauer Österreich die Pflege manches edlen, für eine bessere Zukunft aufgesparten Samenkörnleins und die Einführung der Liguoristen verdankt. Nicht nur zu heilen, auch auf bessere Wege einen Verirrten zurückzuführen war des Besuches Absicht, und streng wird die verkehrte Richtung besprochen und der Mißbrauch der edelsten Anlagen. Dergestalten fühlt Brentano sich zerknirscht, daß er die Bedrängnis seiner Lage beichtet und wie die Not ihn zwinge, in einer Weise, die er selbst zu verdammen nicht anstehe, um die Gunst des Publikums zu buhlen und ihr den täglichen Unterhalt abzugewinnen. Da legt auf seinen Schreibtisch Hofbauer eine Rolle mit 100 Dukaten nieder, und wieviele auch der Zerstreuungen folgten, in des Beschenkten Geist hat die hehre, milde und wohltuende Erscheinung unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen.

Auf Grund dieses Berichtes glaubte man annehmen zu dürfen, daß Clemens Brentano schon im Jahre 1804 in Wien war. A. Chr. Kalischer hält daran fest, daß Brentanos Lustspiel ‚Ponce de Leon‘ wirklich um das Jahr 1804 in Wien zum erstenmal in Szene ging. Um die unliebsamen Reminiszenzen an die Ärgernisse und Mißerfolge des Jahres 1804 nicht schon durch den Titel wieder wachzurufen, werde sich Clemens Brentano, da er im Jahre 1813/14 aufs neue an eine Darstellung seines Werkes dachte, entschlossen haben, dasselbe (in ‚Valeria‘) umzutaufen. Es seien zu viele gewichtige Stimmen vorhanden, welche Clemens Brentano schon im Jahre 1804 in Wien sein ließen; es bleibe also, bis nicht zwingende Beweise vorlägen, dabei, daß Clemens Brentano sich um das Jahr 1804 und im Jahre 1813 in Wien befand.

Diesen Ausführungen gegenüber betont August Sauer, daß Clemens Brentano sicher die Aufführung im Jahre 1804 erwähnt hätte; in keinem Wiener Theater lasse sich die Aufführung nachweisen. Glossy habe auf seine Bitte hin

das gesamte Repertoire vergeblich darnach durchgesucht. Ebensowenig glaube er an einen ersten Wiener Aufenthalt Clemens Brentanos vor dem Jahre 1814. Im Dezember 1804 bleibe am wenigsten Raum dafür. Wir wüßten es fast für jeden Tag genau, wo sich Clemens Brentano aufgehalten habe. Und dasselbe gelte für das ganze Jahr 1804. Das Mißverständnis gehe auf Stramberg zurück, den alle folgenden kritiklos ausschrieben.

Die Unrichtigkeit der Datierung Strambergs kann ich dadurch beweisen, daß ich auf Grund der Akten über den Heiligsprechungsprozeß Clemens Maria Hofbauers konstatiere, daß Clemens Maria Hofbauer in der Zeit von 1803—1806 nur vom 3. Dezember 1803 bis in die ersten Jännertäge 1804 in Wien war. Die Geschichte Strambergs müßte also in die ersten Jännertage 1804 einzureihen sein. Nun läßt sich aber nachweisen, daß Clemens Brentano zu dieser Zeit unmöglich in Wien sein konnte. Wir haben von ihm einen Brief Sophie Mereaus vom 13. November 1803 aus Marburg. Der nächste Brief ist vom 16. Jänner 1804 datiert. Am 21. November 1803 treffen beide in Eisenach zusammen; am 29. November 1803 werden sie in Marburg getraut. Clemens Brentano reist mit Sophie um die Mitte des Jänners 1804 zu den Seinen nach Frankfurt; Sophie geht am 16. Jänner 1804 nach Marburg zurück; mit diesem Tage setzt der Briefwechsel mit Sophie wieder ein.

Übrigens geht auch aus Briefen hervor, daß ‚Ponce de Leon‘ erst im Jahre 1814 zur Aufführung kam. So schreibt Clemens Brentano am 20. November 1804 aus Berlin an Sophie Mereau: ‚Arnim und ich arbeiten jetzt, den ‚Ponce‘ zusammenzuziehen, um ihn womöglich aufs ‚Theater zu bringen‘. Läßt diese Äußerung schon schließen, daß die Annahme einer Aufführung des ‚Ponce de Leon‘ in Wien im Jahre 1804 auf einem Irrtum beruht, so tut dies unwiderleglich eine Äußerung Achim von Arnims dar, der im Anschlusse an Clemens Brentanos Mißerfolg am 18. Februar 1814 von einem ‚ersten Auftreten‘ Clemens Brentanos auf der Bühne spricht. Strambergs Anekdote ist daher im Datum zu korrigieren; sie muß aus dem Jahre 1804 in das Jahr 1814 verlegt werden. Entweder hat ein Druckfehler zu den vielen Kombinationen Anlaß gegeben, oder eine Verwechslung des Aufführungsjahres von ‚Ponce de Leon‘ (1814) mit dem Druckjahre 1804. —

So haben wir das Bild der romantischen Kreise Wiens, soweit sie sich um Clemens Maria Hofbauer scharten, in seinen Einzelzügen vor uns. Wien war in den geschilderten Jahren eine kleine selbständige Gemeinde der Romantik, jener Romantik, die einst — wie Ricarda Huch sagt* — eine zentralisierte Monarchie war.

Wie diese Gemeinde in Wien nur einen losen Zusammenhang mit der geistigen Republik der Romantik hatte, so war sie selbst auch innerlich kein festgefügtes Ganze, sondern mehr eine Zufälligkeit. Das religiöse, politische Interesse, und in Verbindung damit die Persönlichkeit Clemens Maria Hofbauers, gaben ihr etwas Gemeinsames. Das literarische Ziel der Romantik stand im Hintergrunde.

* Ricarda Huch, Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig, [2]1908 S. 9.

Es ist ein letztes, bescheidenes Ensemblebild von Romantikern, das nicht so sehr seiner literarischen Bedeutung, sondern seiner Zusammenhänge wegen, nicht so sehr als Ganzes, sondern mehr in seinen Einzelzügen Beachtung verdient.

Man muß sich vor Augen halten, daß diese katholisch gewordenen Romantiker — wie Wolfgang Menzel schreibt — einen großen Einfluß auf die katholische Welt ausübten und in derselben eine Schule bildeten, die in Verbindung mit den neufranzösischen Jesuiten (Wolfgang Menzel meint die Redemptoristen) und mit Rom selbst zu einer mächtigen Partei anwuchs.

Andrerseits muß man diese Episode im österreichischen Geistesleben betrachten, um Männer wie Franz Grillparzer richtig zu verstehen, die Kinder jener Zeit waren, in der das ‚Capua der Geister‘ nicht nur das glückselige, gemütliche Wien, wie es Raimund als das eigentliche Paradies darstellte, sondern auch die Hauptstadt einer starken, aszetischen Bewegung war, deren Seele sich in dem einfachen Ordensmanne und unermüdlichen Erneuerer in Christo, in Clemens Maria Hofbauer, verkörperte.



## ‚Et incarnatus‘

‚. . . Und kam und wurde Fleisch hienieden . . .‘
o schauervoll geheimes Wort —
noch heute trägst du deinen Frieden
und wirkst die leisen Wunder fort.

Noch immer zu der dunklen Stunde
tut hoch sich auf die große Nacht,
noch immer hallt aus Geistermunde
die Botschaft: dir ist Heil gebracht —

Noch folgen ihre wüsten Pfade
Beladene dem lieben Stern,
und werden Magier der Gnade
und beugen sich dem Kind und Herrn.

Noch, süßes Licht, steigst du zur Erden
und duldest still dein altes Joch,
und immer kommt die Liebe noch
ein Heiland und ein Kind zu werden.

Ernst A. Bertram

# Kleine Bausteine

## Ein wiederaufgefundenes Weihnachtsoratorium von Heinrich Schütz / Von Eugen Schmitz

Als vor zwei Jahren sich die Kunde verbreitete, daß das vollständige Stimmenmaterial zu einem bis dahin nur fragmentarisch bekannten Weihnachtsoratorium von Schütz in der Universitätsbibliothek Upsala gefunden worden sei, herrschte im Lager der Musikgelehrten große Freude. In der Tat bedeutete die Erschließung eines neuen Werkes des größten deutschen Tonmeisters des 17. Jahrhunderts eine ebenso interessante wie problemreiche Gabe für die Musikhistorie. Unterdessen hat aber der glückliche Fund auch außerhalb der Reihen der Fachgelehrten in der allgemeinen Musikwelt Beachtung gefunden. Eine treffliche Ausgabe des Schützschen Werkes von A. Schering, seinem glücklichen Entdecker (Leipzig, Breitkopf und Härtel. Preis der Partitur 6 M., des Klavierauszuges 3 M.), hat Eingang in die Praxis gefunden und dabei in den beiden ersten Jahren verschiedentlich so glücklich debütiert, daß es angezeigt erscheint, nun einmal auch weitere Kreise auf diese dankenswerte Bereicherung des Repertoires geistlicher Weihnachtsmusik aufmerksam zu machen. Schütz war zwar Protestant und hat darum sein Werk zunächst für die Zwecke seiner Konfession geschaffen. Allein da der Text fast ganz den Evangelien entnommen ist, erscheint er durchaus interkonfessionell, so daß das neue Weihnachtsoratorium sehr wohl auch in katholischen Kreisen ein Heim finden kann.

Heinrich Schütz! — es ist bedauerlich, daß man selbst einem ‚gebildeten' Leserkreis gegenüber diesen Namen nicht für sich selbst sprechen lassen kann. Ja, wenn es sich um Opitz, um Harsdörfer, um Phil. Zeesen oder einen anderen mehr oder minder wichtigen Vertreter der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts handelte, da wüßte man wohl aus Erinnerungen an den Schulunterricht leidlich Bescheid. Von Heinrich Schütz und den anderen Meistern deutscher Tonkunst in jener Zeit hört man dagegen im gewöhnlichen Bildungsgang ‚offiziell' nichts, obwohl diese Künstler für die geistige Kultur des unseligsten Kriegssäkulums unseres Vaterlandes unvergleichlich mehr bedeuten als die gesamte Schriftstellerei der Zeit — eine Tatsache, die heute für den Kulturhistoriker unabweisbar geworden ist. — — Heinrich Schütz wirkte die längste Zeit seines Lebens (geb. 8. Oktober 1585 zu Köstriz, gest. 6. November 1672 zu Weißenfels) als Leiter der Dresdener Hofkapelle; nur die schlimmsten Kriegsjahre veranlaßten ihn, zeitweise Zuflucht im Ausland (in Kopenhagen) zu suchen. Als Jüngling hatte Schütz in Italien bei dem venetianischen Meister Giovanni Gabrieli studiert und war einer der ersten, der die um 1600 in der italienischen Musik sich vollziehenden Neuerungen, den klangprächtigen, instrumental verbrämten Kirchenstil der Venetianer und namentlich den neuen monodischen Rezitativstil, aus dem die modernen Formen der Oper und des Oratoriums hervorgingen, nach Deutschland brachte. Von Schütz stammt denn auch die

erste deutsche Oper ‚Dafne' (auf einen von Opitz aus dem Italienischen übersetzten Text), 1627 in Torgau aufgeführt, deren Musik indessen leider verloren ging. Der neueren dramatisierenden Richtung der Kirchenmusik huldigte er nicht nur im Rahmen seiner prachtvollen Motetten- und Konzertwerke, besonders den in drei Teilen erschienenen ‚Symphoniae sacrae', sondern auch mit größeren selbständigen Schöpfungen wie der ‚Historia der fröhlichen . . . Auferstehung . . . Jesu Christi' (1623) und den ‚Sieben Worten Christi am Kreuz' (1645). In diesen Kreis gehört nun auch das neue Weihnachtsoratorium. Es ist im Jahre 1664 entstanden, also ein Alterswerk; in seiner nächsten Nachbarschaft stehen die berühmten vier Passionen, mit denen der Meister noch einmal der älteren a cappella-Form dramatischer Kirchenmusik huldigte. Man hat diese Werke wohl in tendenziösem Sinn dahin gedeutet, als ob Schütz, der zeitlebens ein Anhänger des Neuen war, als Greis das Bedürfnis gefühlt habe, wieder definitiv zu den altüberkommenen Traditionen früherer Jahrhunderte zurückzukehren. Durch die neue Entdeckung wird diese Auffassung nun illusorisch. Sie zeigt, daß Schütz auch im Alter noch mit Begeisterung an den Idealen seiner Jugend festhielt, ja sie nun naturgemäß sogar reifer, schlackenloser zu verwirklichen wußte als früher.

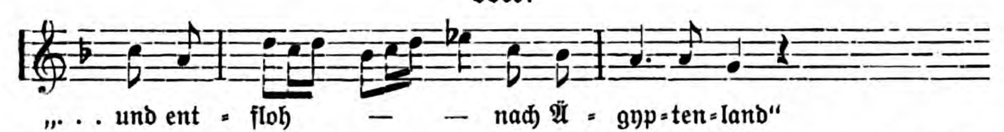
Die ‚Historia von der freuden- und gnadenreichen Geburt Jesu Christi', wie das Weihnachtsoratorium im Original heißt, behandelt im Anschluß an die Evangelien die ganze Kindheitsgeschichte Christi bis zur Heimkehr nach Nazareth, ist aber trotzdem von ziemlich beschränktem Umfang. Die Besetzung verlangt gemischten Chor mit einigen Solostimmen und Orchester (Violine, Viola, Flauti, Fagotti, zwei Clarini [Trompeten], zwei Tromboni, Bassi, Orgel und Cembalo). Eingeleitet wird das Ganze von einem Chor, der nach dem Brauch der Zeit gewissermaßen die musikalische Überschrift des Ganzen bringt mit dem Text: ‚Die Geburt unseres Herrn Jesu Christi, wie uns die beschrieben wird von den heiligen Evangelisten.' In diesem Tonstück zeigt das aufgefundene Stimmaterial Lücken, die indessen vom Herausgeber mit stilkundiger Hand ergänzt sind. Nach dem Chor beginnt der Evangelist seine Erzählung: ‚Es begab sich aber zu derselbigen Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augusto ausging' usw. nach Luk. II, 1—10, bis ‚Und der Engel sprach zu ihnen'. Die Partie des Evangelisten ist ganz wie in den Passionen Bachs für Tenor mit Orgel- resp. Cembalobegleitung geschrieben. Bereits in der ‚Auferstehungshistorie' von 1623 hatte Schütz eine ähnlich ‚moderne' Behandlung der Evangelistenpartie gegenüber dem hier früher gebräuchlichen alten Psalmodieren gewählt und diese auch in den ‚Sieben Worten' (1645) beibehalten. Vergleicht man mit diesen älteren Dokumenten die gleichartigen Partien unseres Weihnachtsoratoriums, so sieht man den großen Fortschritt, den Schütz auf diesem Ausdrucksgebiet gemacht hat. Die älteren Evangelistenpartien, namentlich die von 1623, können sich trotz der modernen Form vom Geist der alten Tradition noch nicht recht losmachen. Der alte Psalmodienton steht noch herrschend über ihnen. Die letzten Spuren davon sind selbst im ‚Weihnachtsoratorium' noch nicht verschwunden*, allein im allgemeinen domi-

* Vergleiche z. B. gleich im ersten Abschnitt die Stelle ‚da machte sich auf Joseph' rc. mit den monotonen Schlußfällen auf b.

niert hier doch die gefeilte Rezitativmelodik, wie sie die junge italienische Oper in den Werken Monteverdis, Cavallis und Cestis, sowie namentlich die italienische weltliche und geistliche Kantate und deren Großmeister Carissimi gezeitigt hatten. Welch eminent feinsinniger Könner Schütz in der Ausarbeitung des musikalischen Ausdrucks durch eine deklamatorische Einzelstimme gewesen ist, das zeigen die unbegleiteten Evangelistenpartien seiner zeitlich dem Weihnachtsoratorium unmittelbar folgenden Passionen. Ganz die gleiche Höhe hat Schütz im Weihnachtsoratorium noch nicht erreicht, immerhin aber ist er mit Erfolg bemüht, alle Nuancen des Ausdrucks durch den deklamatorischen Tonfall des Gesangs und durch die Wendungen der Harmonie zu charakterisieren. Namentlich fehlen dabei nicht die kleinen uns aus Bachs Werken vertrauten Wort-Tonmalereien, die als Erbe des alten Madrigals in den Rezitativstil übergingen, z. B. ‚Als sie nun den König gehöret hatten —

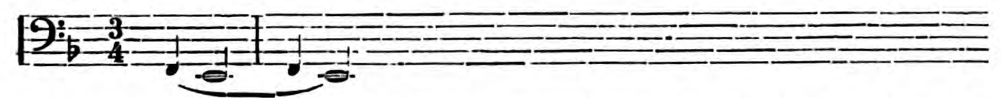



oder:



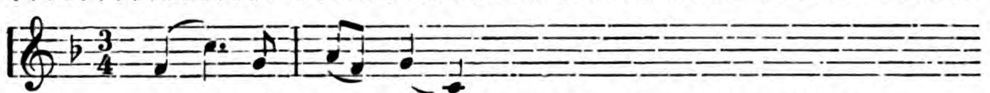

Das Rezitativ, dem diese letztere Stelle entnommen ist, und das die Flucht nach Ägypten und den bethlehemitischen Kindermord schildert, ist mit seiner Verschränkung von ariosem und rezitativischem Ton einem in der Entwicklungszeit der italienischen Solokantate hervortretenden Formtyp verwandt. Besonders die die Weissagung des Propheten Jeremias: ‚Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört' wiedergebende Stelle ist mit tiefem Ausdruck erfaßt, mit ihrer klagenden Chromatik auch wieder ein Beispiel der tonmalerischen Neigungen der Zeit.

Die die Erzählung des Evangelisten unterbrechenden und ergänzenden Chöre oder Einzelgesänge sind jeweils als ‚Intermedium' bezeichnet. Das erste an die obenerwähnte Evangelienstelle Luk. II, 1—10 anschließende Intermedium bringt die Verkündigung des Engels an die Hirten: ‚Fürchtet euch nicht', einen ariosen Satz für Sopran mit Orgel und zwei Violen. Das wiegende Baßmotiv



das, wie der Herausgeber A. Schering bemerkt*, ‚in reizender Weise an die Schaukelbewegung der heiligen Wiege' und an die volkstümliche Sitte des ‚Christkindel-Wiegens' erinnert, kehrt ebenso wie das Einleitungsmotiv der Violen

* Vgl. Zeitschrift der internationalen Museumsgesellschaft X, 3 Seite 71.



an späteren Stellen des Werkes als eine Art ‚Leitmotiv des Engels‘ wieder; im übrigen ist über den Gesang eine mild gedämpfte, echt weihnachtsmäßige Freudenstimmung ausgegossen, die sich in dem alsbald folgenden Intermedium II, dem Engelchor: ‚Ehre sei Gott‘, zu rauschendem Jubel steigert. In diesem und ähnlichen Sätzen seines Weihnachtsoratoriums weiß Schütz die glänzenden instrumental-vokalen Choreffekte der venetianischen Schule, die er als Kunstjünger Giovanni Gabrielis meistern lernte, mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln zur Wirkung zu bringen. Nach kurzen Überleitungsworten des Evangelisten schließt sich als Intermedium III der Chor der Hirten: ‚Laßt uns nun gehn gen Bethlehem‘ an (drei Altstimmen, zwei Flöten, Fagott und Orgel). Sein zuerst von den Flöten gebrachtes, dann von den Instrumenten übernommenes Thema:




trägt wieder tonmalerischen Charakter, das geschäftige Eilen der Neugierigen andeutend. Gegen Schluß nimmt der Chor einen ruhigeren, geschlosseneren Charakter an. Eine längere Evangelistenstelle nach Luk. II, 16—21, und Matthäus II, 1 führt zum Intermedium IV: ‚Die Weisen aus dem Morgenlande‘. Den Chor der drei Könige: ‚Wo ist der neugeborne König der Juden?‘ (Tenor I, II und III) leitet ein Motiv ein:



dessen marschartiger Charakter trotz der fugierten Nachahmungen markant hervortritt. Der Vokalpart selbst ist rhythmisch ungemein belebt, und verkürzt seine Motive gegen Ende zu immer kleineren Notenwerten, gewissermaßen die steigende Ungeduld der Fragenden verratend. Merkwürdig ist, daß das kleine Ziermotiv auf ‚Stern‘:




später vom Evangelisten zu dem gleichen Wort leitmotivisch wieder aufgenommen wird. Erschrocken über die Kunde, beruft Herodes, wie der Evangelist erzählt, die Hohenpriester und Schriftgelehrten, die nun im Intermedium V nach der prophetischen Weissagung ihre Antwort erteilen: ‚Zu Bethlehem im jüdischen Lande‘ usw. Der Chor ist sehr charakteristisch für vier Bässe mit Begleitung von Posaunen gesetzt. Obwohl man in jener Zeit für die tiefen Stimmen im Sologesang nicht viel übrig hatte, liebte man doch solche gelegentliche Verknüpfungen zu Ensembles. Besonders berühmt durch ihre Bassisten war damals die Münchener Hofkapelle, und von Schützens Zeitgenossen und Münchener Kollegen Joh. Kaspar Kerll haben wir prächtige

Beispiele von Ensembles für mehrere Bässe, denen sich das vorliegende Schützens ebenbürtig anschließt. Meisterhaft kommt namentlich der versteckte spöttische Zweifel, mit dem die Pharisäer die Weissagung des Propheten wiedergeben, zum Ausdruck; zu den Worten: ‚der über mein Volk Israel ein Herr sei‘ treten in den Posaunen und nachahmend in den Singstimmen kräftig markierte Führungen, wie:



hervor; man denke dabei an die Auffassung der Juden von dem Messias als einem mächtigen weltlichen Herrscher. Nach der Antwort seiner Priester läßt nun Herodes die Mahnung an die Weisen ergehen, das Kindlein zu suchen und dann auch ihm dessen Aufenthalt mitzuteilen, — ‚daß auch ich komme und es anbete‘ (Intermedium VI). Auch in diesem von zwei Trompeten begleiteten Gesang ist wieder der Ausdruck des heuchlerisch versteckten Hohnes, der zum Schluß in der großen Koloratur:




voll zum Durchbruch kommt, ausgezeichnet getroffen. Die Zusammenführung der Vokalstimme mit den Instrumenten ist in fein durchbrochener Imitatorik gehalten; Herodes singt, wie bis auf den heutigen Tag alle Bösewichter in Oper und Oratorium, natürlich Baß. Die selbständige Führung der Singstimme gegenüber dem Instrumentalbaß ist dabei beachtenswert, wiewohl man Ähnliches schon viel früher in der italienischen Kantatenliteratur antrifft. Die Huldigung der Weisen vor dem Kindlein wird wieder in einem längeren, ausdrucksreichen Rezitativ des Evangelisten erzählt. Daran schließt sich als Intermedium VII die Aufforderung des Engels zur Flucht nach Ägypten; sie knüpft mit dem wiegenden Baßmotiv (das der veränderten Situation entsprechend, zuletzt in Moll erscheint!) und dem einleitenden Thema der Violen wieder bei Intermedium I an. Eine riesige Koloratur auf das Wort ‚fleuch‘ zeigt den tonmalerischen Geschmack der Zeit schon an einer für unser Empfinden etwas grotesken Seite. Es folgt nun die bereits früher erwähnte kantatenartige Evangelistenerzählung von der Flucht und dem Kindermord. Die hier angewandte, für die italienische Solokantate in einem gewissen Entwicklungsstadium charakteristische Verschränkung von Rezitativ und Arioso zeigen übrigens auch die Intermedien VII und VIII, letzteres die Aufforderung des Engels zur Rückkehr ins Judenland bringend. Der Ausdruck ist in diesem Intermedium VIII im Kontrast zum ‚Flucht-Intermedium‘ VII von besonderer Ruhe des Ausdrucks; abermals tritt das wiegende Schaukelmotiv im Baß auf, aber diesmal in breitester Linienführung im $^3/_2$-Takt; auch sonst atmet die Führung der Sing- und Instrumentalstimmen verklärten Frieden. Das Schlußwort spricht der Evangelist mit der Erzählung von der Heimkehr nach Nazareth (Matth. II, 21—23 und Luk. II, 40), dem sich der Chor mit der

herkömmlichen ‚gratiarum actio'; ‚Dank sagen wir alle Gott', anschließt, einem glänzenden, nochmals venetianische Erinnerungen beschwörenden Tonsatz.

Seiner historischen Stellung nach ist Schütz' Weihnachtsoratorium als deutsche Seitenerscheinung zu den lateinischen geistlichen Kantaten des Römers Carissimi zu bezeichnen. Form und Umfang sind bei beiden Meistern im wesentlichen gleich. Was aber Schütz scharf von Carissimi unterscheidet, das ist die gesteigerte Bedeutung, die bei ihm die begleitende Instrumentalmusik gewinnt. Seine diesbezüglichen Errungenschaften in der Schule der Altvenetianer hat der Meister hier in glücklichster Weise dem dramatischen stile nuovo seines Werkes einzugliedern vermocht. Die zeitgenössischen Italiener haben nur auf dem Gebiet des Konzertmadrigals, kaum dagegen in ihrer dramatischen Musik Ähnliches aufzuweisen.

Wie bereits in der Einleitung betont, ist das neuentdeckte Weihnachtsoratorium von Schütz nicht nur eine Gabe für die Musikwissenschaft, sondern auch für die Praxis. Erst durch die praktische Ausnützung werden solche Ausgrabungen vollständig fruktifiziert; ohne dieselbe bedeutet ihr Neudruck nicht viel mehr als ein ‚zweites Begräbnis', wie man einmal treffend geäußert hat. In den zwei Jahren seit seiner Entdeckung hat das Weihnachtsoratorium den Beweis seiner künstlerischen Lebenskraft mehrfach erbracht; es ist nun Sache der Kirchenmusikdirigenten — und zwar auch der katholischen — den Schatz zu nützen. An guten Werken dieses Genres ist kein Überfluß; wie oft wird deshalb bei Vereinsaufführungen geistlicher Musik, bei kirchlichen Erbauungsstunden u. dgl. ganz minderwertiges Zeug entweder aus der seichten Wiener Nachklassikerperiode oder gar ein Fabrikat moderner ‚Vereinskomponisten' gebracht. Hiefür geeigneten Ersatz zu bieten, sind Gaben alter Tonkunst wie das Schützsche Weihnachtsoratorium besonders geeignet; die Besetzungsansprüche des Werkes sind gering: ein Orchester von 12—15 Mann mit den früher angeführten Instrumenten, Orgel, Cembalo (zur Not durch ein modernes Klavier zu ersetzen), ein Chor von 20 Stimmen, von denen einige die Soli übernehmen können: — das sind Bedürfnisse, denen man wohl auch mit bescheidenen Mitteln zu genügen vermag. Dem Musikdirektor in der kleinen Provinzstadt ist es selten möglich, die Mittel zur würdigen Aufführung einer großen Tondichtung, wie des Weihnachtsoratoriums von Bach, aufzutreiben; er greife ruhig nach dem bescheideneren Werk von Schütz: er findet auch hier eine würdige Aufgabe in der Verlebendigung tiefer und echter deutscher Kunst.



# Kritik

## Neue Romane* / Von Franz Herwig

Seit einigen Jahren dringt aus dem alemannischen Lande eine Welle gesunden und warmen Blutes in unsere Literatur. Die ‚schwäbische Dichterschule‘, die Heine verhöhnte, scheint zu neuem Leben erstanden zu sein, und ein Mann wie Ludwig Finckh, von geringeren ganz zu schweigen, besingt und schildert die Kräutlein und Bienlein, das Eichhörnchen und die Quelle mit einer so inbrünstigen Liebe, daß unsere Söhne eines Tages wünschen werden, ihm ein Denkmal setzen zu dürfen, ein Denkmal, das alljährlich, wenn die Maikäfer fliegen, mit grüner Ölfarbe neu anzustreichen wäre und das die Inschrift tragen müsse: ‚Dieser Ort...‘ — Aber schließlich, was kümmern uns die nach uns kommen. Für uns bedeutet die innige Versenkung in die kleinen Wunder der Natur ein wohlzubegrüßendes Abwenden von häßlichen Dingen, in denen zwecklos Probleme gesucht wurden. Und endlich darf man nicht vergessen, daß die Liebe zur grünen, besonnten Erde in der Seele des Deutschen unveräußerbar liegt, und daß das Ergötzen an allem Getier und an Baum und Blatt, samt einer oftmals krausen Naturphilosophie, zu unseren nationalen Eigenschaften gehört. Und wenn ich einen jungen Süddeutschen, Johannes Höffner, bedeutend höher wie z. B. Finckh stelle, so tue ich es, weil jener eine überlegene Fähigkeit zur Charakterzeichnung hat, die den weitaus meisten Schwaben abgeht. Darum sind die Menschen seines Novellenbandes ‚Der scharfe Weingesang‘ nicht nur Schallrohre, in die der Dichter seine erstaunliche Naturbegeisterung hineinschreit, sondern sie sind ihm als Charaktere interessant, wenn sie auch ohne ein ihnen innewohnendes starkes Naturgefühl nicht zu denken wären. Die Titelnovelle gleich erzählt von einem Schuster und Vogelfänger im Thüringer Land, der mit allen Schrullen und Runzeln leibhaftig vor uns hintritt. Ja wir begreifen vollkommen, daß diesem verschrobenen Einsiedler das Glück seines Lebens daran hängt, einen Finken zu fangen, der den ‚scharfen Weingesang‘ schlägt. Denn nur solch ein Finkenhahn ist sicher, bei dem alljährlichen Preis- und Wettsingen den ersten Preis zu bekommen. Und wir verstehen es so gut, daß, als endlich solch ein Prachtfink ins Garn geht und eines Tages in der muffigen Schusterwerkstatt wirklich den Preisgesang schlägt, der glückliche Besitzer maßlos unglücklich wird, als das Tierchen eines Tages doch den Weg in die Freiheit findet. Aber er hat den Preissänger ja doch gehabt! Und wenn ihn ein Zufall dieses Besitzes wieder beraubt — so wars eben ein Zufall, der jedem andern auch passieren kann. Z. B. dem Stadtschreiber, der jetzt noch einen Preisfinken im Bauer hegt. Diese Erwägungen verwirren das Hirn des Schusters, so daß er eines Abends wirklich den Finken des Stadtschreibers stiehlt und das Glück der Prämiierung beim Wettsingen als durchaus wohlverdient hinnimmt. Und selbst als der Betrug entdeckt wird und der Schuster ins Gefängnis wandert, geht ihm das Gefühl seines Unrechts nicht auf. Er hat den Preisvogel doch tatsächlich besessen; ja er hat ihn nie verloren. Denn daß er den Vogel des Schreibers gestohlen hat, — weiß er es denn selbst sicher? — Noch besser ist die letzte Novelle des Bändchens ‚Die Landfahrt des Herrn Taddäus‘. Da erzählt Höffner, wie ein Schreiberlein eine kleine Erbschaft macht. Es ist nötig, daß Herr Taddäus selbst auf das Land fährt, um das kleine Gütchen in Besitz zu nehmen. Und

---

* Johannes Höffner, ‚Der scharfe Weingesang‘. (Eugen Salzer, Heilbronn.) Josef Reinhart, ‚Heimwehland‘. (Wiegandt & Grieben, Berlin). Rudolf Greinz. ‚Allerseelen‘. (L. Staackmann, Leipzig.) Friedrich Castelle, ‚Unsere Erzähler‘ (Aschendorffsche Buchhandlung, Münster i. W.).

wie der alte vertrocknete Aktenmensch nun seit Jahrzehnten zum ersten Male wieder in die frühlingshelle Landschaft hinausfährt, wie er auf seinem Grund und Boden unter den blütenschweren Bäumen sitzt, wie das Federvieh ihn umflattert und wie ihn Frühling und Jugend noch einmal küßt, mit dem Munde eines unschuldigen Kindes — das ist eine entzückende Erzählung, schelmisch und doch tief, rein und doch menschlich, meisterlich in jeder Beziehung. Dabei sind in der Diktion keine spielerischen Wortbildungen, die der ‚Natursänger' meistens liebt, sondern es fließt eine lautere und klare Prosa an uns vorüber, deren Sätze die überlegene Sicherheit des Dichters verraten. —

Die Alemannen jenseits der schweizerischen Grenze sind, wie Schaffner und Möschlin, meist eigenwilliger, tiefer, aber auch unausgeglichener als ihre deutschen Stammesbrüder. Doch kommt gerade jetzt ein junger Schweizer zu uns, Josef Reinhart, der alle Vorzüge schweizerischer Art in sich zu dichterischer Vollendung brachte und der eine nachdrückliche Empfehlung verdient. Seine Fähigkeit, Menschen zu gestalten, zeigt sich an unmündigen Kindern und kindischen Greisen, an Burschen in der Blüte der Jahre, an Vagabunden wie an herb keuschen Jungfrauen. Dazu deckt er wirklich Schicksale auf; er weiß seine Menschen in dem Augenblick vor uns zu stellen, wo ihr ureigenstes Wesen, durch starke Erlebnisse hervorgelockt, sich offenbart. Er ist düsterer und gewichtiger wie Höffner, grüblerischer, aber ein starkes Gefühl ewiger göttlicher Gerechtigkeit bewahrt ihn davor, nur anzuklagen und nicht zu erheben. Eine starke Macht ist für die Reinhartschen Menschen die Einbildungskraft, die hier aber ein Zeichen für tiefes seelisches Leben ist. Gleich in der ersten kleinen Erzählung seines Bandes ‚Heimwehland' offenbart sich dies. Zwei Kinder gehen heimlich von Hause fort, um die gestorbene Großmutter zu suchen, die ihr rotes Umschlagtuch vergessen hat. Da sie gehört haben, daß ihre Großmutter im Himmel ist, so steigen sie den Berg hinan, immer weiter, den goldenen Abendwolken entgegen, bis sie nahe dem Gipfel die Nacht überfällt. — Das beste Stück der Sammlung aber ist ‚Vroneli'. Als Kind hat es mit dem Friedli gespielt; eine heimliche, scheue Zuneigung hat das Mädchen zum Knaben gezogen. Sie sind in Wald und Feld mitsammen herumgelaufen, und das verklärende Licht der Jugend hat auf ihrer geschwisterlichen Liebe geruht. Dann ist der Knabe auf die Lateinschule gekommen, aufs Seminar und ist Priester geworden. Jahrzehntelang haben sie sich nicht gesehen. Und als alte, müde Menschlein kommen sie wieder zusammen. Die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Jugend ist ein zartes, aber starkes Band, das sie jetzt verbindet, und sie werden nicht müde, rückschauend all das Schöne nun doppelt zu genießen. Und als der alte greise Pfarrer stirbt an einer Erkältung, die er sich auf dem Wege durch Schnee und Wind zur alten Vroneli hinauf geholt hat, da wacht und betet sie die letzte Nacht hindurch in der Kirche an der Bahre des Jugendfreundes. Ein mitleidiges Geschick löscht ihr Leben, als der Morgen kommt. — Wie leicht konnte Reinhart mit diesem Geschichtchen rührselig wirken. Aber sein männliches und keusches Empfinden bewahrte ihn davor. Es liegt eine zarte Zurückhaltung über der Erzählung, die mehr andeutet als verrät, und der ästhetische Genuß ist doch restlos.

* * *

Im Gegensatze zu unseren jungen schweizerischen und schwäbischen Dichtern gibt sich die jüngere österreichische Dichtergeneration widerspruchsvoller. Sie sind farbiger, beweglicher, aber auch schlaffer und spielerischer. Außerdem spielen vielerlei nationale Empfindungen eine Rolle im Leben des Österreichers. Gleichgültigkeit, ja Feindschaft gegen die Kirche beherrscht sie fast durchweg. Aber die Los-von-Rom-Bewegung ist wieder aufs engste verquickt mit nationaldeutschen Tendenzen, ja ist ohne diese gar nicht möglich. Das muß man berücksichtigen, um vieles zu verstehen. Daß es dabei ohne Schiefheiten in der Beurteilung kirchlicher Zustände oder Persönlichkeiten nicht abgeht, zeigt sich deutlich

an den Arbeiten von Rudolf Greinz, besonders auch in seinem neuen Roman ‚Allerseelen'. Er erzählt da von der Leidenschaft eines jungen Geistlichen für die Frau seines Vaters. Freilich ist Greinz zu geschmackvoll, um uns etwa lediglich eine stofflich brutale Liebesgeschichte vorzuführen. Aber was er gibt, ist doch, wenn auch im feineren Sinne, durchaus tendenziös, und die Voraussetzungen, auf denen er sein Trauerspiel aufbaut, sind so wenig haltbar, daß es leicht ist, sie umzustoßen. Die Ausnahmepersönlichkeit Georg von Degenharts soll uns gleich bei seinem ersten Auftreten vor Augen geführt werden. Er tritt für einen jungen Menschen ein, der Priester werden soll, aber im innersten Herzen von diesem Beruf wegstrebt. Daß keine Priester gezüchtet werden sollen, betonen kirchliche Erlasse zur Genüge. Degenhart würde also nur diesen Erlassen gemäß handeln, wenn er davon abrät, einen Jüngling, der gewiß ist, ein schlechter Priester zu werden, weiter aufs Seminar zu schicken. Aber Greinz braucht eine Gesellschaft ‚finsterer Römlinge', deren Macht jede vernünftige, helle und lebendige Regung erdrückt. Und so muß der Trientiner Bischof gegen Degenhart ein kirchliches Verfahren anhängig machen und ihn zur Strafe in die Einöde versetzen. Degenhart beginnt zu schwanken und zu zweifeln. Er gehorcht, aber er gehorcht murrend. Durch einen verzwickten Zufall, der darauf hindeutet, daß Greinz auf jeden Fall ein Trauerspiel konstruieren will, hört er an Stelle seines Dechanten die Beichte seiner Stiefmutter und erfährt nun von der leidenschaftlichen Liebe, die sie für ihn hegt. Aber schon vor diesem Ereignis zeigt es sich, daß Greinz sich in katholisches Empfinden gar nicht versetzen kann. Daß Degenhart an eine Kirche oben im Gebirge versetzt wird, empfindet er und alle mit ihm, sogar sein Dechant, als ‚Schmach'. Es wird von ‚lebendig Begrabensein' geredet, von ‚verdorbener Karriere' usf. Ja freilich, für Greinz ist Geistlichsein ein Beruf wie jeder andere auch, der befriedigt, wenn man eine fette Pfründe hat und seinen Fähigkeiten entsprechend untergebracht ist. Daß in der Hauptsache die Inbrunst des Glaubens entscheidet, das Leben in Christus, begreift man nicht. Und ob es nicht schwer und verdienstlich ist, ein paar hundert Bauern Gottes Wort zu predigen und harte und verknöcherte Gemüter zu durchglühen, danach fragt man nicht. Für Degenhart bleibt lediglich das Gefühl der Schmach. Er wird seinem Glauben innerlich immer mehr fremd, bis schließlich die Hände, die am Morgen noch den Heiland gehalten haben, sich in maßloser Leidenschaft am Abend um das Weib schlingen. Verzweiflung und Unrast ist das Ende.

Da die Tendenz offen zutage tritt, — denn in der Greinzschen Darstellung ist muckerische Borniertheit, ist die Kirche als solche schuld an dem Verbrechen und dem Untergang Degenharts, — so muß man das Buch ablehnen. Aber auch literarisch bleibt der Roman Durchschnitt. Es ist zu viel künstliche Ergriffenheit an der Darstellung, Stimmungen werden allzu absichtsvoll gesteigert, und das Auftreten der meisten Menschen dieses Romans erinnert an das mittelmäßiger Schauspieler. Lediglich zwei dieser Menschen verraten künstlerischen Ursprung: der alte Knecht Gallus Schnappinger und die gute, warmherzige und tiefgläubige Tante des jungen Geistlichen, Katharina von Degenhart. Wenn man sich sonst die Personen ins Gedächtnis zurückruft, so ist man geneigt, zu glauben, sie in einem mittelmäßigen Theaterstück auf einer Provinzbühne gesehen zu haben.

* * *

Noch einige Worte zum Schluß über eine schöne Sammlung volkstümlicher Schriften, die Friedrich Castelle unter dem Titel ‚Unsere Erzähler' herausgibt. Die Volksschriftenbewegung auf unserer Seite hat bisher nichts durchaus Erfreuliches geleistet. Meist nahm man mit der guten Gesinnung der Erzählenden vorlieb. Und wenn diese Art der Auswahl auch gewiß ihre Berechtigung hat, so dürfen wir doch nicht vergessen,

daß die Ansprüche an literarischen Wert auch im Volke wachsen und nicht unbefriedigt bleiben dürfen. Die neue Sammlung ist nun ein prächtiger Beweis dafür, wie man wertvolle und sittlich einwandfreie Stücke zu finden vermag, ohne auf Kalendererzählungen angewiesen zu sein. Der feine Geschmack Castelles, den er als Herausgeber von Lyrikproben bereits bewies, ist hier durchaus eigene Wege gegangen. Es ist eine wirklich mit Liebe und Verständnis getroffene Auswahl; ja Castelle erlaubt sich sogar den Luxus der Ausgrabung wertvollen, unbekannten Gutes, wie bei Wilhelm Schröder und F. Broock. Die 20 Bändchen, die bisher erschienen, bringen außerdem Erzählungen von Hermann Kurz, Grillparzer, Schücking, Gerstäcker, Reuter, Kopisch, Eichendorff, Hoffmann, Karl Spindler, Weisflog, Otto Ludwig, Handel-Mazzetti, Schaumberger, Nieritz und de Maistre. Betont mag auch werden, daß die Ausstattung durchaus von dem bei Volksschriften Gewohnten abweicht und sich in wohltuender Einfachheit bei erstaunlicher Güte des Materials gibt. Vier Bändchen von zusammen 460 Seiten sind zudem in einem schönen und gediegenen Leinenband für 1,60 M. vereinigt, und diese Bände sind, was vornehme und schlichte Aufmachung anlangt, geeignet, alle berechtigten Wünsche zu befriedigen. Es ist nur zu wünschen, daß in die Sammlung auch Arbeiten guter moderner Autoren aufgenommen werden; da weitere Bändchen sich bereits in Vorbereitung befinden, die aber alle die Namen älterer Schriftsteller tragen, dürfte diese Anregung vielleicht nicht überflüssig sein. Wenn der Ausbau nach wirklich großen Gesichtspunkten vorgenommen wird, kann die Sammlung einem wirklichen Bedürfnis genügen.

## Eine Blütenlese echter Lyrik / Von Max Ettlinger

Wer nur zum Genusse dichterischer Gaben nach einer der üblichen lyrischen Anthologien greift, findet sich zumeist recht ungleichmäßig befriedigt. Neben wirklich Vollendetem, das unmittelbar anspricht, begegnet in diesen Auslesen immer so viel halb oder ganz Mattes, daß man am eigenen Geschmack oder dem des Blütenlesers zweifelhaft wird. Über die eigentlichen Gründe solcher Ungleichmäßigkeiten wird man sich nur klar, wenn man aus den Anthologien einmal nicht nur zum Genusse schöpft, sondern sie auch zu ästhetischen Vergleichen oder literarhistorischen Ableitungen heranzuziehen versucht. Ich wollte schon manchesmal von irgend einem minder bekannten Dichter, dessen gesammelte oder ausgewählte Werke mir für die rasche Orientierung zu kompendiös waren, zunächst aus den Proben der Anthologien eine gewisse vorläufige Vorstellung mir verschaffen. Fast immer ist dieser Versuch mißlungen, und nachträglich stellte sich heraus, daß nicht diejenigen Gedichte, die für ihren Schöpfer am typischsten sind, in denen er sich selbst und damit auch seine Stellung in Rang und Geschichte seiner Kunst am deutlichsten bezeichnet, gewählt waren, sondern irgendwelche aus äußeren Rücksichten als zweckmäßig erachtete Proben: Oft sind es die beim deklamatorischen Vortrag wirksamsten Stücke, die man neu abdruckt, oder aber jene, aus denen sich neben der ästhetischen Wirkung allerlei Stoffliches lehren und lernen läßt. Man möchte oft meinen, unsere meisten Anthologien seien von Schauspielern und ‚Schulmeistern' — mit Verlaub sei's gesagt — mehr den eigenen Zwecken als den Dichtwerken zulieb zusammengestellt. Schon deshalb kommt die eigentliche Lyrik gegenüber der Kleinepik meist sehr darin zu kurz, schon deshalb ermangelt die Auswahl meist so sehr der unmittelbaren Feinfühligkeit und Feinhörigkeit für das seelisch und rhythmisch Echte und Ganze.

Reine Lyrik entspringt in ihrer ursprünglichen Konzeption stets einer ganz bestimmten rhythmisch-gesangsmäßigen Grundstimmung, deren sicheres Nachfühlen niemanden

so unmittelbar als den Dichtern selbst gegeben ist. Goethe läßt einmal seinen Wilhelm Meister sagen: ‚Innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich beim Wandern jedesmal im Takt bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf die eine oder andere Weise gefällig vergegenwärtigt', und bestätigend reiht Saran, einer der einsichtsvollsten Theoretiker des poetischen Rhythmus, an dieses Goethezitat ein anderes aus einem Briefe Schillers: ‚Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich kaum mit mir einig bin.'

Solche Autoritäten muß man wohl heute noch als Eideshelfer heranziehen, um zunächst das gute Vorurteil zu rechtfertigen, daß gerade ein zeitgenössischer Lyriker wie Christoph Flaskamp der rechte Blütenleser sehr wohl sein könnte, um in einer Auswahl rein lyrischer Gedichte gerade jene zu treffen, die wirklich eine richtige Vorstellung vom ‚Werden und Wesen der neueren Lyrik' geben, wie es seine Anthologie ‚Seele, die du unergründlich' als ein nicht geringes anstrebt.* Von Paul Gerhardt und Friedrich von Spee bis zu Liliencron und Greif geleitet uns seine Auslese durch die ganze Entwicklungsreihe, und will durch den unmittelbaren Eindruck bestätigt haben, was das vorangeschickte Geleitwort behauptet: daß bei aller unerschöpflich reichen Mannigfaltigkeit der Personen und Gesichte es doch ein seelischer Grundtrieb sei, der vom ersten Antönen bis zum letzten Ausklingen bei allen diesen zum Ausdruck kommt, die Sehnsucht ‚über die Natur hinaus ins Reich der Seele und Seligkeit'. Für Flaskamp ist darum die Lyrik, so rein er sie von jeder anderen Gattung sondert, nicht ‚Kunst um ihrer selbst willen', nicht ‚l'art pour l'art', sondern nur ein unvergleichlicher, innerlichster Ausdruck jener Seelenwandlung, die sich beim Deutschen überhaupt in der gleichen Entwicklungszeit ‚vom Naturvolk zum Kulturvolk' vollzogen hat und die jeder einzelne von uns innerlich nacherleben kann und soll.

Flaskamp hat deshalb bei seiner Auslese ebenso von allen rein formalen als rein stofflichen Gesichtspunkten abgesehen. Er will eben die Gaben wählen, worin Form und Inhalt ganz Eines sind. Nur zur Charakteristik der einzelnen Dichterpersönlichkeit als solcher ist hie und da am Eingang oder Schluß der Einzelauslese irgend ein eigenwilliger Namenszug oder Schnörkel belassen. —

Damit bereits bei den frühesten Vertretern der neueren deutschen Dichtung ihre Lyrik rein zutage trete, hat Flaskamp vom guten Recht der Auswahl und Streichung auch innerhalb des einzelnen Gedichtes in einem Umfang Gebrauch gemacht, der ihm sicherlich von vielen verdacht wird, die lieber auf reine Genußfähigkeit als auf quellenmäßige Genauigkeit verzichten. Deshalb sei wenigstens ein Beispiel angeführt, woraus erhellt, daß ein solches Verfahren, mit wirklichem Verständnis geübt, von den Dichtern selbst sicher am wenigsten verdacht wird. Von dem Schweizer Salis-Seewis (Matthisons ebenbürtigem Freund), den Flaskamp sicher für viele erst als Lyriker neuentdeckt, gibt er ein Gedicht ‚Das Grab' ohne die zweite und dritte Strophe des Originals. Wer beide Formen unbefangen vergleicht, wird zugeben müssen, daß damit nur Überflüssiges und Störendes weggefallen ist, und wer seinem eigenen Eindruck nicht trauen will, möge es wenigstens Salis-Seewis selbst glauben; er nämlich hat einmal, wie ich zufällig bei Adolf Frey lese, Heinrich Zschokke gegenüber, als dieser gerade ‚Das Grab' besonders rühmte, allzubescheiden gesagt: ‚Ach! Ich bin kein Dichter! Sehen Sie doch nur „Das Grab“ einmal an: was in der ersten Strophe steht, ist in allen folgenden nur variiert.' Nun bei Flas-

* Seele, die du unergründlich. Kleinodien der deutschen Lyrik. Herausgegeb. von Chr. Flaskamp. Kempten und München 1910, Kösel'scher Verlag. Geb. M. 5.—

kamp, nach Weglassung der wirklich nur variierenden zweiten und dritten Strophe, ist dieser vom Dichter selbst empfundene Mangel behoben. Ein anderes, besonders schönes Gedicht von Salis-Seewis verdankt ebenfalls seinen nun völligen Einklang nur der Flaskampschen Streichung der mittleren Strophe. Es ist das schwermutsvolle ‚Lied‘:

Ins stille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt sich uns der Abendhimmel trüber,
und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit sanfter Hand
hinüber, ach! hinüber
ins stille Land?

Ach Land! ach Land!
für alle Sturmbedrohten,
der mildeste von unsers Schicksals Boten
winkt uns, die Fackel umgewandt,
und leitet uns mit sanfter Hand —
ins Land der großen Toten,
ins stille Land.

In noch gar manchen anderen Fällen hat Flaskamps Verfahren, so wenig es in jeder Einzelheit meine Zustimmung finden kann, ganz neue Gedichte ‚entdeckt‘, wirklich einheitliche Kunstwerke eigentlich erst geschaffen. So gerade bei der romantischen Lyrik, wo sich ja unfraglich wieder eine Entzweiung von Form und Inhalt einstellen will, und zumal bei Tieck, dessen lyrische ‚Impressionen‘ nun durch die bloße Trennung erst mit ihren einzelnen Blickfeinheiten zu ihrem Rechte kommen. Ähnlich steht es bei Brentano, dem tönereichen, dessen lyrische Natur wohl noch nie so rein dargestellt worden ist. Wer hätte wohl sonst bei ihm ein Gedicht gefunden, wie dieses:

Hörst du, wie die Brunnen rauschen?
Hörst du, wie die Grille zirpt?
Stille, stille, laß uns lauschen,
selig, wer in Träumen stirbt!
Selig, wen die Wolken wiegen,
wenn der Mond ein Schlaflied singt!
O wie selig kann der fliegen,
dem der Traum die Flügel schwingt,
daß an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt:
schlafe, träume, flieg — ich wecke
bald dich auf und bin beglückt!

Flaskamp hat dieses Gedicht mitten aus einem größeren Zusammenhang herausgenommen und ihm die erste Zeile zur Überschrift gegeben.

Bei den ganz Großen im Reiche der Lyrik, bei Goethe, Eichendorff, Uhland, Lenau, Droste, Mörike, Greif hat Flaskamp mit ganz geringen Ausnahmen jede Kürzung unterlassen. Hier eben werfen, um mit Lenau zu reden, die Worte keine Falten mehr. Daß Flaskamp auch bei diesen Meistern durch die Art und Gruppierung des Ausgewählten neue oder doch wesentlich geklärte Eindrücke vermittelt, beweist am deutlichsten, daß er, andere recht zu Worte kommen lassend, auch Eigenes zu sagen weiß. Eine persönliche Gabe, zunächst zu eigenem Genuß erlesen, ist Flaskamps Buch, und daß ihm insofern ein subjektives Moment anhaftet, gibt er ausdrücklich zu. Aber dies schließt

keineswegs aus, sondern recht eigentlich ein, daß seine Auswahl auch vielen anderen ein künstlerisches ‚Erbauungsbuch‘ werden kann. Dem Rezensenten ist — dieses persönliche Bekenntnis darf gegenüber einer so persönlichen Gabe wohl ausgesprochen werden — diese Lektüre nicht nur eine genußreiche, sondern bei wiederholter Prüfung auch eine immer lehrreichere geworden und hat ihm die einstige frohe Erfahrung neubestätigt, daß zwischen der ästhetischen Theorie des Rhythmus und dem unmittelbaren Feingefühl des Dichters (damals hieß er Wilhelm von Scholz) die Übereinstimmung sehr wohl sich finden läßt. — Auch aus Flaskamps Anthologie, der bald eine Geschichte der neueren Lyrik folgen soll, spricht eine Art ästhetischen Programms, für das er mit anderen einsteht. Das kommt auch in der persönlichen Widmung an Carl Muth zum Ausdruck. Dem obersten Grundsatz dieses Programms: empfängliche Seelen zu reinen und edlen Genüssen zu führen, möge Flaskamps Blütenlese bei recht vielen sich dienlich erweisen.

# Wege nach Weimar? / Von Karl Muth

Mit den Worten ‚Wege nach Weimar‘ hat Friedrich Lienhard einen großen Teil seiner Lebens- und Bildungsarbeit überschrieben, zugleich aber auch eine Zeitparole ausgegeben. Was er in den soeben neu erscheinenden sechs Bänden dieses Titels (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) zunächst für sich selbst angestrebt und erreicht hat: inmitten der Verwirrung und Unrast der Zeit Selbsteinkehr zu halten und Klarheit zu gewinnen durch die Wiedererweckung der Gedankenwelt unserer Klassiker und dessen, was diese gebildet oder von ihnen Bildung empfangen hat; dieses selbe Streben beseelt wie ein dunkler Drang unsere ganze Gegenwart. Wir alle, denen die literarische Frage am Herzen liegt und die wir uns der Not der Zeit dabei bewußt wurden, werden ähnliche Wege gehen müssen. Kein örtliches und zeitliches Weimar soll und darf jedoch das einzige Ziel dieser Wanderung sein. Eine literarische Selbstbesinnung hat nichts mit der wissenschaftlichen und geschichtlichen Beschäftigung zu tun, die hier wohl vorarbeiten, aufklären, nicht aber im literarisch fruchtbaren Sinne wiederbeleben kann. Das muß vielmehr erfolgen durch die unmittelbare Auffassung dessen, was unsere große klassische Epoche am tiefsten beseelte, durch das innerliche Nacherleben ihrer zentralen Gedanken. Diese Gedanken waren etwa bis zum Aufkommen der jungdeutschen Bewegung lebendig geblieben. Als dann unsere Literatur den politischen und wirtschaftlichen Tagesinteressen dienstbar gemacht wurde, verlor sie die geistige Spannkraft. Nicht Ideen, sondern Tendenzen wurden nun die treibenden Gewalten. Und damit verfiel allmählich die Form. Sie zu retten, waren die um Halm, Mosen, später Geibel sich gruppierenden ‚Klassizisten‘ geschäftig. Aber mit ihren sententiösen Jamben-Dramen und klassischen Liederformen blieben sie im Äußeren hängen. Es fehlte die treibende Kraft einer hohen idealen Gedankenwelt, es fehlte der Glaube an die Macht der Ideen. Diese innerlich aushöhlende Formpflege rief eine nicht minder unbefriedigende Reaktion hervor, die unter dem Anspruch, der Kunst neue Inhalte geben zu wollen, ihr doch nichts weiter zu bringen wußte, als einen äußerlich veränderten, aber nicht minder einseitigen Stoffkreis. Mit dem Naturalismus aber ging sowohl Inhalt wie Form verloren. Wir stehen heute mitten im Kampf um beides. Die Literatur muß ihren Inhalt vom Leben, von ihrer Zeit empfangen. Wo sie hierin im Stiche gelassen wird, bleibt ihr nichts übrig als sich der Formpflege zu widmen. Das Artistentum unserer Tage ist die notwendige Erscheinung eines geistigen Notstandes.

Es tritt überall da hervor, wo eine höhere Auffassung von Kunst sich vorbereitet, aber das starke geistige Leben fehlt, das sich neue Formen zu schaffen vermöchte. In dieser Lage ist ein Wiederanknüpfen an große Traditionen ein natürliches Bedürfnis. Wege nach Weimar! — Nur ist's diesmal kein Anknüpfen an unsere Klassiker nach der stofflichen und formalen Seite hin. Wir haben gelernt, daß dabei nichts herauskommt. Wir wissen, daß wir von innen nach außen, nicht umgekehrt, bauen müssen. Wollen wir es also, wenn auch in anderer Form, unserer klassischen Zeit gleichtun, so kommt es zunächst darauf an, in uns wieder etwas von der Geistes- und Seelenstimmung zu erwecken, aus der heraus jene Zeit geschaffen hat. Wir müssen aus der Berührung mit ihr den Mut zurückgewinnen, wieder an die zentrale Bedeutung des Geistigen im Menschen und an dessen Herrschaft über die Umwelt zu glauben. Aber auch das ist — wie gesagt — nur das nächste. Denn von einem höheren Gesichtspunkte aus als dem des augenblicklichen Bedürfnisses betrachtet, ist auch Weimar bloß ein Durchgangspunkt und kein letztes Ziel. Auch hier gibt es Erdenreste, ‚zu tragen peinlich', die überwunden werden wollen. Das vermag aber nur eine Zeit, die ganz in sich aufgenommen hat, was dort so lebensstark und unvergänglich sich auswertete. Ist dies bei uns schon der Fall oder sind wir vielleicht, um bescheidener zu fragen, wenigstens auf dem Wege dahin begriffen?

Es gibt Pessimisten, welche behaupten, wir seien heute weiter hievon entfernt als je. Professor Geiger hat darüber erst kürzlich in der ‚Deutschen Revue' (Sept.) bittere Klage geführt. Das vor 16 Jahren gesprochene Wort Schönbachs: ‚Die Zahl der Werke Goethes, die in das Gemüt des deutschen Volkes einziehen, wird kleiner, nicht größer' findet Geiger heute noch gültig, und was er an Beweisen für diese Behauptung aus der modernen Theatergeschichte anführt, muß man gelten lassen. Aber ist denn das Theater hier wirklich so maßgebend? Das war nicht einmal in den Tagen Goethes der Fall! Alle solche Bewegungen zur inneren Besinnung sind im Anfang niemals nach der Breite sichtbar. Ich würde daher als Beweis gegen Geigers Auffassung nicht einmal die große Anzahl von Neuausgaben unserer Klassiker, die wir heute erleben, gelten lassen, wenn diese Bemühungen um schöne Neudrucke mir nicht gleichzeitig als der Ausdruck tieferer Bestrebungen erschiene. Gewiß lassen sich auch für diese verlegerischen Angebote äußere Motive finden; denn daß mit einer veränderten Stilrichtung in unseren Wohnräumen sich auch neue Ansprüche an das äußere Bild der nun einmal zum notwendigen Ausstattungsrequisit gewordenen Bücherei geltend machen, ist begreiflich. Aber sollte darin wirklich das Hauptmotiv für Angebot und Nachfrage unserer neuen Klassikerausgaben liegen? Dem scheint schon der Umstand zu widersprechen, daß diese neuen Ausgaben sich keineswegs auf Ausstattung beschränken. Indem sie mit früherer Geschmacklosigkeit bewußt brechen, wollen sie mehr als nur einer Mode dienen. Schon im Format und Einband suchen sie jenen Büchern ähnlich zu werden, die wir gern zu öfterem Gebrauch durch die Hände gehen lassen. Sie verschmähen alles gelehrte Drum und Dran. Weder Einleitungen noch Fußnoten, noch Anmerkungen als Anhang, noch Lesarten sollen den Werken unserer Klassiker den Charakter von historischen Büchern geben, als ob man sie nicht ohne gelehrte Behelfe lesen könne. Nein, ganz voraussetzungslos, unbefangen, naiv sollen wir wieder daran zu gehen uns gewöhnen, einen wirklichen Kontakt zwischen uns und jener Welt herstellen wie bei einem zeitgenössischen Buch. Das wollen diese Ausgaben ermöglichen. Es ist gar keine Frage, daß es sich hier um ein tieferes Bedürfnis handelt. Die es ursprünglich empfanden, sind vielleicht nur wenige. Das ist immer so gewesen. Bei mehreren muß das Bedürfnis allmählich geweckt werden. Viele leben es sich unter äußeren Einflüssen künstlich an. Wenn wir unsere ernste Literatur bloß nach den wirklichen inneren Bedürfnissen der Masse bemessen wollten, wir brauchten nur sehr wenig.

Ich nenne an erster Stelle die auf sechs Bände berechnete Ausgabe ‚Der junge Goethe' (Inselverlag, Leipzig), besorgt von Max Morris; denn hier handelt es sich nicht bloß um einen Neudruck, sondern auch um eine Neugestaltung des reichlich vermehrten Stoffes. Als im Jahre 1875 Bernays erstmalig alles, was sich damals von Arbeiten Goethes bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar vorfand, in ursprünglicher Gestalt zusammengeordnet herausgab, war dies für unsere Erkenntnis Goethes ein Ereignis. Man hatte sich so an den fertigen Goethe gewöhnt gehabt, daß man kaum daran dachte, ob wohl auch der werdende uns noch etwas zu sagen hätte. Das wurde nun mit einem Schlag anders. Und wie es so zu gehen pflegt, die neue Erscheinung blendete manche so, daß sie nunmehr überhaupt nur noch den jungen Goethe wollten gelten lassen. Für uns Heutige, die wir die Gesamtpersönlichkeit Goethes klarer und einheitlicher empfinden, als es früher je so allgemein der Fall war, ist dieser Streit, der damals die Geister in Spannung hielt, geschlichtet. Auch die neue Ausgabe von Morris wird ihn nicht heraufbeschwören, so viel farbenreicher und intimer auch das Bild geworden ist, das uns in diesem jungen Goethe vor Augen tritt. Denn außer den Büchern und Schriften sind hier auch die labores iuveniles (Schulaufgaben u. dgl.), Tagebücher, öffentliche Erklärungen und Anzeigen, Buchwidmungen, Einträge in Stammbücher und Matrikeln sowie Radierungen und Zeichnungen, endlich Gespräche aufgenommen worden. Auch der Rechtsanwalt Goethe ist durch einige von ihm selbst verfaßte und seine Eigenart aufweisende Schriftstücke vertreten. Einige Texte (‚Laune der Verliebten' und ‚Götter, Helden und Wieland') erscheinen hier zum erstenmal in der ältesten Gestalt. Ist somit vieles dieser Ausgabe überhaupt in keiner Ausgabe von Goethes Werken enthalten, so bietet sie außerdem den unschätzbaren Vorteil, den ganzen Ertrag von Goethes Jugend, von den Schülerarbeiten bis zum Urfaust — in chronologischer Folge darzubieten. Daß diese Jugend voll innerer Stürme und Kämpfe war, daß es ihr nicht an sittlichen Mängeln gebrach, daß aber auch starke Gewalten nach oben sich in ihr wirksam zeigten, das geht aus diesen Bänden mit sprechender Deutlichkeit hervor. Ein Buch für die Jugend — vielleicht ist es nötig, auch das hier zu sagen — sind sie nicht. Aber wer Goethe ganz verstehen will, wird ohne sie nicht zum Ziel gelangen. Vier Bände sind nunmehr erschienen. Der vierte schließt mit der Nachricht Karl Augusts an Wieland um Neujahr 1775: ‚J'ai fait la connaissance de Goethe, qui vous estime fort.' Ein fünfter Band bringt die Texte zum Abschluß, zu denen der sechste den Kommentar liefern soll. Die Goetheforschung sieht diesem Kommentar mit großer Spannung entgegen, denn nach der von Prof. Morris geleisteten Forscherarbeit darf man sich darin wohl noch manchen neuen, wertvollen Aufschluß erwarten.

Wer bei dieser Ausgabe den Reiz einer chronologischen Anordnung der Texte empfunden hat, wird dem Plan, Goethes sämtliche Werke, nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordnet, herauszugeben, mit Interesse gegenüberstehen. Versuche im kleineren Stil waren schon früher gemacht worden. Harnacks Taschenausgabe ausgewählter Gedichte in chronologischer Folge verdient hier genannt zu werden. Das nämliche mit den sämtlichen Werken gewagt zu haben, ist das Verdienst des Verlags von Georg Müller in München, dessen Propyläenausgabe von Goethes sämtlichen Werken in vierzig Bänden auch in der Ausstattung alles bisher Gebotene hinter sich läßt. Man darf sie ohne Übertreibung die schönste Goetheausgabe nennen. Die stattlichen Großoktavbände sind durchschnittlich 500 Seiten stark. Auf einem mit Goethes Namenszug als Wasserzeichen versehenen, für diese Ausgabe eigens hergestellten reinen Hadernpapier präsentieren sich die Texte ohne alle Anmerkungen, Zeilenzahlen u. dgl. in einer alten, schönen Ungerfrakturschrift aus Garmond. Jeder Schmuck und Zierat ist vermieden. Wohlabgewogene Verhältnisse von Satzspiegel und Papierrand, bei guter

Druckarbeit, geben den Seiten den Charakter ruhiger Vornehmheit. Das ist dem Zweck der Ausgabe sehr wohl angemessen, denn sie soll ‚dem lebendigen Genuß‘ dienen, nicht gelehrter Forschung, worin ja die Weimarer Sophienausgabe nicht zu übertreffen wäre. Zugrunde gelegt sind die Texte dieser letztgenannten Edition. Daher ist von jedem kritischen Apparat abgesehen. Abweichend von anderen Ausgaben sind auch die Briefe und Tagebücher, soweit sie sich auf die Schriften und Hauptmomente in Goethes Leben beziehen, herangezogen und ebenfalls auch in der Folge ihrer Entstehung zwischen die poetischen Werke eingereiht. Daß diese Anordnung auch ihre Nachteile hat, wird sich demjenigen am fühlbarsten machen, der ohne genauen Bescheid in Goethes Leben die eine oder andere Dichtung oder Stelle rasch nachzuschlagen wünscht. Hier wird alles von wohlbedachten Registern abhängen. Bis jetzt sind sieben Bände erschienen, was eine Jahresleistung ausmacht. Dieses Tempo soll beibehalten werden, was die Anschaffung erleichtert.

Tempel-Klassiker nennt sich ein großes Unternehmen, zu dem sich sechs Verlagsfirmen*, die als führend in moderner Buchausstattung gelten, als Tempel-Verlag zusammengetan haben. Auch hier war der erste Programmpunkt, Ausgaben zu schaffen, die dem Leser den unmittelbaren Zugang zu dem Werk des Dichters nicht durch Vor-, Zwischen- und Nachreden des Herausgebers erschweren. Von Buchdeckel zu Buchdeckel Worte des Dichters, nach den besten Vorlagen natürlich, und sonst nichts! Dabei das Ganze in einer Aufmachung, die wirkliche Gediegenheit mit erlesenem Geschmack verbindet. Das schöne, längliche Format in Klein-Oktav erinnert ebenso wie der zierliche Einband und die weiträumig angeordneten Titelblätter an die besten Ausgaben aus der Klassikerzeit. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. Aber Wege nach Weimar führt zunächst nur die Goetheausgabe. Sie ist auf 15 Bände für die poetischen, auf 80 Bände für die sämtlichen Werke berechnet und legt auf übersichtliche Gruppierung der Werke Wert, die beispielsweise in Rückentiteln, wie ‚Sturm und Drang; Jugenddramen‘ oder ‚Klassische Dramen‘, zum Ausdruck kommt. Daß neben Goethe als Tempel-Klassiker Kleist und — Heine erscheinen, beruht wohl auf buchhändlerischer Spekulation. Jedenfalls ist, was den letzteren betrifft, schwer einzusehen, was er mit der Geistesrichtung, die wir die klassische in unserer Literatur nennen, gemein hätte. Da sich im nächsten Jahr Kleists Todestag zum hundertsten Male jährt, hat eine so geschmackvolle und billige Ausgabe wie die vorliegende nur um so größere Aussicht auf Erfolg. Von den dreien liegt bis jetzt nur Kleist mit fünf Bänden vollständig vor. Von Heine stehen nur mehr zwei Bände aus, die bis Weihnachten die Zehnzahl voll machen. Von Goethe sind die poetischen Werke bis auf drei vollzählig. Jeweils der letzte Band einer Ausgabe enthält die Biographie und das Generalregister. Sehr geschickt hat sich Eloesser seiner Aufgabe als Kleistbiograph entledigt, indem er die wichtigsten Briefe in seine Darstellung einflocht, denn die Briefe sind als Ergänzung von Kleists Werken kaum zu entbehren. Es ist nicht ohne Belang, daß der Preis dieser Bände über das Hergebrachte nicht hinausgeht.

Einen Billigkeitsrekord bei gleichzeitigem höchstmöglichen Aufwand an gutem Papier, schönem Satz, sauberem Druck und hübschem Papiereinband hat aber der Inselverlag mit einem sog. Volks-Goethe aufgestellt*. Das Unternehmen fußt auf einem Beschluß der Goethegesellschaft, die für eine solche billige Volksausgabe eine Subvention zur Verfügung gestellt hatte. Die erste Auflage von 20000 Exemplaren war in acht Wochen vergriffen. Der Inselverlag trug kein Bedenken, ganz selbständig eine zweite

---

* S. Fischer, Eug. Diederichs, Hans v. Weber, Julius Zeitler, C. E. Poeschel, Gg. Hartmann.

** Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft ausgewählt und herausgegeben von Erich Schmidt 2. Auflage. 21.—50. Tausend. Leipzig 1910. Band 1 Mk.

Auflage von 30 000 Exemplaren zu drucken, und auch diese Auflage soll guten Absatz finden. Ist es wirklich nur der billige Preis, der dies zuwege brachte, oder darf man auch aus dieser Tatsache auf ein steigendes Verständnis für die unvergänglichen Werte unserer klassischen Dichtung schließen? Es ist interessant, die Auswahl von Erich Schmidt mit früheren Versuchen ähnlicher Art zu vergleichen. In diesen sechs Bänden scheint in der Tat dasjenige zusammengedrängt, was zum schlechthin allzeit Lebendigen zählen wird, solange es eine deutsche Sprache gibt. Kürzungen hat man nicht gescheut. Sie sind hauptsächlich in Dichtung und Wahrheit und den Reisen gemacht worden. Jugendpädagogische Gesichtspunkte spielten dabei keine Rolle. Doch sind gewisse volkserzieherische Rücksichten in der Auswahl nicht zu verkennen. Jedem Band ist ein kurzer Anhang von Erklärungen und ein Wörterverzeichnis beigegeben, worin des Herausgebers Meisterschaft in knapper Charakterisierung in bestes Licht tritt.

In Bongs Goldener Klassikerbibliothek leben die ehemals so beliebten Hempelschen Klassikerausgaben, wenn auch verändert und heutigen Bedürfnissen angepaßt, fort. Die bei Hempel für einzelne Autoren auch jetzt noch so schätzbare Vollständigkeit ist meist aufgegeben, dafür um so mehr Wert darauf gelegt, das Wenigere in sauberem Druck auf besserem Papier billig herauszubringen. Die Bibliothek umfaßt bereits einen guten Teil der neueren deutschen Literatur. Hervorgehoben seien die Ausgaben von Goethe, Lessing, Jean Paul, Wieland und Freiligrath. Im gleichen Verlag erschien Goethes Faust in sämtlichen Fassungen und mit den Bruchstücken und Entwürfen des Nachlasses, herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Karl Alt. Diese handliche und billige Ausgabe kann besonders für Studienzwecke empfohlen werden.

Der reizenden Miniaturdrucke einzelner Werke unserer Klassiker kann hier nur flüchtig gedacht werden. Sie sind meist zu intimem Gebrauch bestimmt. So der niedliche Neudruck von Goethes Italienischer Reise im Stil der Duodezausgabe letzter Hand, der da als Reisebegleiter nach Italien sich so unmerklich in den Koffer schmiegt (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig), so die auf federleichtem Papier mit hübscher Schrift sich präsentierenden Bändchen aus dem Amelangschen Verlag, die auch durch das hübsche Äußere dazu einladen, der Benennung Taschenausgabe wieder ihren wirklichen Sinn zu geben.



# Hochland-Echo

## Nationale oder internationale christliche Kunst?

Den Ausgangspunkt für diese allgemeine Frage bildet die engere Frage, ob und welche Kunst von den Missionären in ihre Missionsländer gebracht und dort gepflegt werden soll. Der Protestantismus, dessen Kunst durch Künstler wie Gebhardt, Steinhausen und Uhde unleugbar im 19. und anfangenden 20. Jahrhundert zu den Zeitproblemen bessere Fühlung hatte, nimmt sich auch mit der Geschäftigkeit der biblischen Martha der christlichen Kunstfragen an, und zwar, da ihm die Intuition der Form ferner liegt, mit Vorliebe mehr inhaltlicher Fragen, die rationalistischer Untersuchung zugänglich sind wie Engelfrage, historischer Christustyp und Orientkunst, und so auch der Frage, welche Kunst für die Missionen die richtige sei. Pastor David Koch hat anläßlich des Berliner Weltkongresses für fortschreitendes Christentum in einem kleinen Schriftchen ‚Kunst und Religion in ihren internationalen Beziehungen'* diese letztere Frage zur Diskussion gestellt. Er knüpft an zwei Schreiben von Missionären an:

> ‚Aus China schrieb mir neulich ein Missionar, daß er die Konfirmandenscheine des christlichen Kunstblatts für seine Chinesen verwenden möchte. Er bat um textlose Bilder zur chinesischen Text-Einschrift. Die christlichen Chinesen interessieren sich also für Uhde und Gebhardt. Psychologisch ist das ganz gut verständlich. Der Westeuropäer brachte ihnen das Christentum. Die Gestalten auf Uhdes und Gebhardts Bildern sind solche Europäer, also typische Träger einer beseligenden, ethischen Religion.
>
> Ein andrer Missionar schrieb mir, wenn ich nicht irre, aus Indien, christliche Kunst könne nur in nationaler Charakterdarstellung Gemeingut der Missionskirchen werden. Auch das wird seine Richtigkeit haben. Da, wo die Völker für Nationalkirchen reif sind — Japan scheint das erste Land dafür zu werden —, da wird wohl auch eines Tages eine religiöse Nationalkunst erscheinen. Wie die Japaner etwa dann ihren Christustypus gestalten, ob japanisch oder jüdisch oder germanisch, das wollen wir gelassen abwarten. Jedenfalls wird die religiöse Kunstentwicklung des japanischen Volkes und auch der Chinesen außerordentlich interessant werden.'

Das Problem liegt also vor, und an seiner Lösung wird gearbeitet.

In dem Sonderheft der Münchener ‚Christlichen Kunst' über die Werke Augustin Pachers (April 1908) waren zwei Entwürfe zu Fenstergemälden abgebildet, die sich der Künstler für eine Missionskirche ausgedacht hatte: das eine Fenster ein Halleluja singender, Harfe spielender schwarzer Engel, das zweite eine mehrteilige Komposition mit Christus in der Mitte, der als eine Vision in einem Palmenhain zwischen andächtigen schwarzen Christenkindlein mit ausgespannten Armen vor dem Hintergrunde des Kreuzes erscheint; die Idee ‚Kommt alle zu mir' wird noch weiter durch schwarze Engelgestalten und

---

* Stuttgart, Verlag für Volkskunst.

durch die aus den Palmblättern hervorleuchtenden Negerköpfchen versinnbildlicht, die mit dem Abglanz der Seligkeit zu Gott Vater hinaufblicken, der in den Sternen thront. Die Ausführung ist in exotisch starken und doch mystisch dämmerigen Farben gedacht. Eine solch herzliche und naiv künstlerische Auffassung und Lösung der Frage, wie die Kunst für die Missionen aussehen soll, scheint alle weiteren theoretischen Bedenklichkeiten und Untersuchungen überflüssig zu machen. Wir würden diesen Fenstergemälden in der Abbildung des Innenraumes einer Missionskirche freudig begegnen. Wenn wir die Abbildungen von Kirchen und Kultgegenständen in Missionsberichten betrachten, so sind wir oft enttäuscht, die leeren konventionellen Formen, die bei uns nicht mehr lebendig wirken, auch dort zu finden, nur noch leerer, da sie dort in einem anderen Klima und Volkstum nicht bloß zeitlich, sondern auf jede mögliche Weise deplaziert sind. Solche gefühlsmäßige Lösungen wie die Pachers, scheint uns, müßten auch eine freundliche Werbekraft haben.

Freilich wären sie nur Notbehelfe; denn es ist kein Zweifel, eine selbständige und vollwertige christliche Kunst muß in den Missionsländern mit dem Christentum in seinem neuen Nährboden organisch festwurzeln und aufwachsen.

Es braucht aber viele Zeit, bis die neuen Vorstellungen die alten Formen durchdrängt und umgewandelt haben. Jahrhunderte hat es gedauert, bis das Christentum im Abendland sich künstlerische Ausdrucksformen geschaffen hatte, die nicht mehr bloß dem Gegenstande, sondern eben dem ganzen Formgehalte nach seelisch gefaßt, jenseitig gerichtet, christlich waren. Hier handelte es sich freilich gleich um das Schwierigste, um den Gegensatz gegen eine ganze antike Kultur. Aber die Schwierigkeit ist bei der künstlerischen Missionierung Chinas und Japans, die sich beide einer äußerst festgefügten künstlerischen Vergangenheit rühmen, nicht geringer. Ein Verpflanzen der abendländischen christlichen Kunst zu primitiven Völkern erscheint leichter. Aber muß man nicht daraus, daß diese Völker selber nur eine primitive Kunst erzeugt haben, schließen, daß ihnen auch die Aufnahmefähigkeit für eine schon bestehende höhere Kunst fehlt? Sollen ferner neugewonnene Christenvölker vielleicht erst den Kreis der ganzen abendländischen Kunstentwicklung durchlaufen, oder können sie sich gleich dem heutigen Stande angleichen? Soll ihnen schließlich von den Missionären eine romanische oder germanische Rassenkunst gebracht werden?

Es bestehen also für den marthahaften Eifer Aufgaben, die mit der Zukunft und mit der Gegenwart rechnen müssen. Für die Zukunft formuliert Koch, allerdings ohne tiefere wesentliche Überlegungen, von seinem Kirchenstandpunkt aus folgende Lösung:

‚So gewiß das Ziel aller Missionskirchen die Nationalkirche ist, so ist vom Standpunkt der internationalen Kunstbeziehungen aus auch die religiös-kirchliche Kunst eine nationale Angelegenheit des mündig gewordenen Christenvolkes. Die „Heidenvölker“ haben jeweils ihre religiöse Kunst national geprägt und ihre Götter nach der Fasson ihres eigenen Rassetypus gestaltet, also sollte ihnen dieser freie künstlerische Trieb nicht unterbunden werden. So läßt unser Thema also als erste Erkenntnis den Satz entwickeln, der meines Wissens noch von niemand — auch nicht von der Londoner Weltmissionskonferenz — aufgestellt wurde als künstlerisches Gesetz:

Man begünstige eine nationale kirchliche Kunst bei allen „Heidenvölkern“!‘

Dieser Satz ist im Grunde selbstverständlich. Was tat schließlich die uralte kirchliche Praxis anderes, wenn sie gerade an gewisse Phantasie- und Gemütsvorstellungen der Heiden anknüpfte. So wurden auch die alten germanischen Feste und Naturgottheiten umgedeutet. Man kann nur die christlichen Ideen und Personen als Kunstobjekte geben und die vorhandenen ursprünglichen schöpferischen Anlagen darauf richten, die dadurch nicht verändert, aber erweitert und erhöht werden. Dazu ist aber der Gesichtspunkt der Nationalkirche höchst unmaßgeblich. Er kann die Frage nur verengen und verkleinlichen. Das zeigt die beliebte Zuspitzung auf den Rassentypus. Das Nationale beruht doch viel weniger auf der Herausarbeitung eines Personentypus in eklektischer oder photographischer Weise als auf dem Überwiegen der einen oder anderen Geisteskraft, die sich dann in den künstlerischen Schöpfungen ausdrückt. Nicht dadurch nimmt ein Volk an der Person Christi künstlerischen Anteil, daß es bei sich ein besonderes charakteristisch erscheinendes Rasseexemplar heraussucht, sondern dadurch, daß es sich mit den ihm eigenen Geistes- und Gemütskräften an seiner idealen Darstellung versucht. Dadurch wird alles in eine geistigere Sphäre erhoben, wo es sich nicht mehr um verschiedene Rassentypen handelt, sondern wo der internationale oder besser allgemeinmenschliche Anschluß und Zusammenschluß gefunden wird. Das Nationale ist eine Blume, die blüht und verblüht; im Allgemeinmenschlichen aber steckt die Dauer und die Vermittlung über die Erde hin.

Eine Rasse, bei der das Gestaltungsvermögen stärker ist als das Empfindungsvermögen, eignet sich besser für eine internationale Kunstmission. Das gibt auch einen Fingerzeig für die Gegenwartsaufgabe. Koch berichtet darüber:

‚Vorläufig wird die Mission mit europäischer Kunst gespeist. Die Mission ist dabei noch stark abhängig von der alten sentimentalischen Kunst. Es scheint aber auch hier vorwärtszugehen. Unsere deutsche Tendenz mag hierher nicht so ganz passen. Der Universaltypus der romanischen Kunst wird gangbarer sein.‘

Die romanische Kunst ist eben gestaltungskräftiger und darum zunächst überzeugender als die germanische Kunst; sie ist auch viel älter und weltläufiger. Die romanische Rasse gestaltet objektiver, formaler. Von jeher lag es in ihr, mehr die Idee objektiv und weniger ihr Empfinden über die Idee subjektiv bildlich zu verkörpern. Darum hat sie immer wieder das Abendland künstlerisch missioniert. Und so mag romanische Kunst auch in den Missionen Aushilfedienste leisten. Freilich wie sich in so fremden Kunstkreisen der Assimilierungs- und Übergangsprozeß zur Rassenkunst und darüber hinaus vollziehen soll, das sind ungelöste Probleme, deren Entwicklung die Theorie nicht vorgreifen kann.

Verdienstlich ist Kochs Absage an die sogenannte Orientkunst, die indes in der Hauptsache nur den protestantischen und anglikanischen Kunstbetrieb angesteckt hat:

‚Von der Problemstellung der internationalen religiösen Kunst scheint die Königin Orientkunst alle Fragen zu lösen, wie man den Heiland und sein Leben darstellen soll. Königin Orientkunst sagt: Stellt das Leben des Heilands dar — natur- und geschichtsgetreu, wie es sich abspielte in Palästina, dann bleibt ihr bei der Wahrheit. Vorab für unsere Missionskirchen erscheint das als Ei des Kolumbus. Tat-

sächlich blüht auch im amerikanischen und englischen Kunstbetrieb der Heimat- und der Missionskirchen diese Orientkunst, die geniale Erfindung der tunisfrohen Franzosen unter ihrem Führer Horace Vernet. . . . Meine These geht dahin: Wir suchen im international gewordenen Evangelium heute nur noch den Geist. Nicht die Landschaft, nicht das Kostüm, auch nicht die „Zeitgenossen". Gerade was am Evangelium lokalgeschichtlich bedingt ist, streifen die Völker ab. Der erhöhte Christus und Kyrios ist für die innere geistige Erfassung entkleidet aller lokalen und nationalen Züge. Das geistige Wort und die welterlösende Tat allein sind übriggeblieben.'

Koch kommt von diesen Erwägungen wieder ‚auf eine national-religiöse Kunst, die kurz gesagt Rassenkunst ist. Also für germanische Völker: germanisch-religiöse Rassenkunst und so fort'.

Nationale oder internationale christliche Kunst? Nichts Müßigeres als eine solche Frage am Anfange der christlichen Kunstentwicklung. Als es galt, die christliche Pflichtenlehre als ein strenges Ideal in den Weltwirren aufzurichten, da predigten die byzantinischen Mosaiken von den Mauern und Kuppeln; den orientalischen Völkern war immer die gesetzmäßig geteilte Fläche ein näher liegender Ausdruck als die plastischen Gestaltungen der klassischen Antike. Als die abendländische Welt ihre Schwerpunkte nach Westen und Norden verschob, da nahm man den römischen logischen und willensstarken Geist als notwendig zur Verfestigung mit und bezeugte ihn in den romanischen Domen. Als das Christentum dann auch im Gefühl aufzublühen anfing, da übernahmen in der Gotik, obgleich sie sie überkommen, die Germanen die Führung; es war die Zeit, da sich in den objektiven Formen der subjektive Ausdruck zu rühren anfing, und das war eben die Stärke des germanischen Empfindens. In der Renaissance geht der Mensch egozentrischer auf sich selber zurück; die plastische Gestaltung sucht neue Rechte; und das ist wieder das eigentliche Feld der Romanen, der eigentlichen Erben der klassischen Antike. Jedes Volkes Eigenart kommt zu ihrer Zeit zu ihrem Rechte, dann, wenn die Kunstentwicklung gerade diese oder jene Eigenart brauchen kann. So steht über der Rassenkunst die internationale Kunst oder besser die Wesenskunst, wie der Begriff Mensch über dem Begriff Rassenangehöriger steht.

Es bleibt, so im großen betrachtet, ein kindliches Unterfangen, in den unausdenkbaren Weltplan hineingreifen, die religiöse Kunstbewegung in die Hand nehmen und Vorsehung spielen zu wollen. Eher trifft der naive Künstler das Rechte als der theoretisierende Kritiker. Eher verliert die allzu sorgliche Martha das Christusbild als die stetig anschauende Maria. W.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

**Die Generalversammlung des Kath. Frauenbundes.** Der Kath. Frauenbund tagte in diesem Jahre zu Düsseldorf. Eine gleichmäßige, ruhige Stimmung lag über dieser Tagung. Gewiß drückt der Charakter der Umgebung auch bei derartigen Versammlungen in gewisser Hinsicht sich aus, und so mag auch etwas von dem optimistischen Grundton der Künstlerstadt, von der ruhigheiteren Lebensauffassung ihrer Bevölkerung in die Gemüter der Anwesenden eingedrungen sein. Aber der Hauptgrund für die gleichmäßig dahingleitende Folge von Begrüßungen, Reden und Diskussionen lag doch tiefer. Es war der Rückschlag nach der voraufgegangenen starken Gemütsbeklemmung, die durch die Ereignisse am Montag ihre Auslösung gefunden. Schwere Sorge hielt vor Beginn der Versammlung die Mitglieder des Frauenbundes gefangen: würde die Anzweiflung der Ideen, die Verkennung der Stellung des Frauenbundes, die öffentlich ihren Ausdruck gefunden, zu einer Zersplitterung der katholischen Frauenbewegung führen und sie für die Öffentlichkeit lahm legen?

Schon in den geschlossenen Sitzungen vor der feierlichen Eröffnung der Generalversammlung wurde diese Befürchtung durch eine offene Aussprache und die Erklärungen der Vertreterin der Sonderrichtung gehoben. Volle Beruhigung brachte aber dann der erste Versammlungstag, an dem Herr Kardinal Erzbischof Dr. Fischer mit dem Herrn Weihbischof Dr. Müller in der Versammlung erschien, sie begrüßte und ihr sein Vertrauen und seine Anerkennung aussprach. Als Se. Eminenz dann die an den Frauenbund gerichteten Vertrauensworte des Herrn Kardinal Fürstbischof Dr. Kopp selbst übermittelte, da brach sich in aller Herzen tiefe Freude Bahn über die Art der Erledigung der Angelegenheit und über die unter den gegebenen Umständen besonders hoch zu bewertende Auszeichnung, die Se. Eminenz dem Frauenbund durch sein Verweilen in der Versammlung erwies. Selten wohl wurde ein Hoch mit aufrichtigerer, innerer Freude und wärmerer Begeisterung ausgebracht als das, welches den Herrn Kardinal zum Schluß begrüßte. Das einheitliche, organische Gefüge des Frauenbundes, das allein eine Gewähr für die allgemeine Durchführung der Aufgaben der katholischen Frauenbewegung bietet, blieb unangetastet. Die diesbezüglichen Anträge waren zurückgezogen worden, und in ruhigem Gange wickelte sich die Tagung ab.

Die Verhandlungen und Beschlüsse der Generalversammlung bekundeten die aufmerksame Verfolgung aller Tagesforderungen in bezug auf die Förderung der Frauenwelt, insbesondere die Mitarbeit an den in letzter Zeit mehr in Fluß gekommenen Frauenfragen auf bestimmten Gebieten, wie: die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen, die Vermehrung der Handarbeitsstunden in der Volksschule, die Organisation der in die Erwerbstätigkeit eintretenden weiblichen Jugend, die Errichtung von katholischen Rechtsschutzstellen für Frauen, die Organisation der Hausbeamtinnen, die Hebung der wirtschaftlichen und sittlichen Lage der weiblichen Bühnenmitglieder. Alles, was beraten und beschlossen worden ist, dient den wirtschaftlichen und ideellen Interessen der Frauenwelt, der kulturellen Hebung der Familie und des ganzen Volkes, und in den Vorträgen und in den zur Debatte kommenden Anträgen trat die positive Richtung des Bundes nach der sozialen und gemeinnützigen Tätigkeit hin deutlich in die Erscheinung.

Aus der Vortragsreihe brauchen wir nur drei herauszugreifen, um die fortschreitende Entwicklung der Frauenbundtätigkeit im Dienste der Frauenwelt und in der allgemeinen Kultur- und Wohlfahrtspflege dar-

zutun: Das höhere Lehrerinnenseminar und die Universitätsstudien — der Anteil der Frau an der Bekämpfung der Immoralität in Wort und Bild, — der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch. Die Vorträge hier behandelten in konkreter Weise die auf diesen Einzelgebieten zu stellenden Forderungen, die praktischen Maßnahmen zu ihrer Verwirklichung, während in den öffentlichen Abendversammlungen der Appell an Herz und Willen ging, die innere Anteilnahme an den Ideen und für die Ziele der katholischen Frauenbewegung in weiteren Kreisen geweckt und zur Mitarbeit an den so bedeutenden, wichtigen Aufgaben der katholischen Frauen in der Gegenwart, in der Familie, über die Familie hinaus im öffentlichen Leben, begeistert wurde. — Von ganz besonderem Interesse war die Diskussion über den vierten, den Seminarweg, zur Universität. Der Inhalt der Resolution, deren genaue redaktionelle Fassung verschoben wurde, begreift die Empfehlung des höheren Lehrerinnenseminars zur Vorbereitung auf die Universität für Oberlehrerinnen in sich. Daneben aber soll der besondere Wert der Studienanstalt für die andern wissenschaftlichen Disziplinen voll anerkannt und demgemäß diese gefördert werden. Herr Universitätsprofessor Dr. Mausbach hat bei dieser Gelegenheit wieder seinen Weitblick für die Interessen der katholischen Frauenwelt, im vorliegenden Fall für die Zukunftsaussichten katholischer Akademikerinnen bewiesen, indem er in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Bundesmitglieder den Zusatz ‚für Oberlehrerinnen' und die positive Förderung auch der Studienanstalt in die Resolution hineinbrachte. Auf diese Weise wurde die richtige Stellung des katholischen Frauenbundes dieser so hochwichtigen Frage gegenüber gesichert. Angesichts der an einzelnen Universitäten bestehenden Opposition gegen den vierten Weg wäre es Kurzsichtigkeit, insbesondere seitens der Katholikinnen, sich auf den vierten Weg festzulegen oder ihn auch nur zu stark zu betonen. Die Ausgestaltung des höheren Lehrerinnenseminars ist noch ein Problem der Zukunft und hat die praktischen Resultate erst aufzuweisen. Das höhere Lehrerinnenseminar soll Fachschule für einen bestimmten Beruf, für den Beruf der Lehrerin sein; die Technik des Unterrichts, die Methode der Erziehung steht im Vordergrund, und mit Recht. Gerade daraus aber wird der besondere Vorzug des Seminars zur Universitätsvorbereitung der Lehrerinnen hergeleitet. Ein fachwissenschaftliches Seminar dieser Art kann deshalb den humanistischen Bildungsgang der Studienanstalt nicht ersetzen, ohne durch eine zu große Angleichung den eben erwähnten besondern Vorzug wieder halbwegs einzubüßen. Immer bleibt also die Gefahr einer wenigstens nach einer Seite hin beeinträchtigenden Verquickung, an welcher — wie die Dinge nun einmal liegen — für die allgemeine Anschauung der Vorwurf einer gewissen Minderwertigkeit haften wird. Wie weit das mit Recht oder mit Unrecht geschieht, hat die Zukunft noch zu erweisen. Da müssen wir vorsichtig sein, nicht durch einseitige Bevorzugung dieses Weges seitens der Katholikinnen Gelegenheit zu geben, von einem Katholikinnenabitür zu reden, das unsern katholischen Frauen nachher die Wege zu den höheren, einflußreicheren Stellungen versperrt.

Die Resolution der Generalversammlung in bezug auf den vierten Weg beugt dieser Gefahr vor und läßt alle Wege offen, ohne die Bedeutung des besonderen zu unterschätzen.

Wer den Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit, gegen den Schmutz in Wort und Bild, wie ihn die Frauenbewegung in ihr Programm aufgenommen, wie ihn die Sittlichkeitsvereine und einzelne literarische Vorkämpfer mit immer größerem Nachdruck führen, verfolgt und auch nur eben in die Abgründe hineingesehen hat, die sich da auftun, der mußte aus innerstem Herzen dankbar sein für den Weckruf, der in dem Vortrag ‚Der Anteil der Frau an der Bekämpfung der Immoralität in Wort und Bild' auch an die katholischen Frauen ergangen ist. Mit der Inangriffnahme dieser Mit-

arbeit und dem gleichzeitig einsetzenden Kampf gegen den Alkoholmißbrauch, mit der Sorge für die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen, für die Verbesserung der ganz unhaltbaren Lage der weiblichen Bühnenmitglieder hat der Frauenbund die Richtlinien für die nächste Arbeitsperiode auf einem Gebiet gegeben, wo er der Zustimmung und der Unterstützung aller Wohlmeinenden sicher ist und zugleich das Interesse für seine Ziele überhaupt, gewinnen kann, auf dem Gebiet der Volkskultur und der Volkswohlfahrtspflege.

Eine Fülle praktischer Fragen und Aufgaben ergibt sich aus der Gesamtheit der Bundestagsverhandlungen. Die positiven Resultate hängen davon ab, inwieweit das aufgerollte Programm in den Zweigvereinen zur Ausführung kommt. Gelingt es, hier Leben zu schaffen durch eine in den Einzelheiten festgelegte Kleinarbeit, die in erster Linie die lokalen Bedürfnisse berücksichtigt, durch Aufklärung bis in die weitesten Kreise hinein, dann ist die stetig fortschreitende Durchdringung der katholischen Frauenwelt mit den Ideen und Zielen der katholischen Frauenbewegung, die dauernde Kraft und Einheit des Frauenbundes, verbürgt. L. B.

## Kirchengeschichte

**Die Oden Salomos. Ein umstrittener Fund aus urchristlicher Zeit.** Das Jahr 1909 bescherte der Wissenschaft die erste Ausgabe neuentdeckter, bisher nur durch wenige Erwähnungen und in einigen koptischen Übersetzungsproben bekannter urchristlicher Lieder, welche den Namen ‚Die Oden Salomos‘ führen. Der Entdecker und Herausgeber Rendel Harris fügte seiner kritischen Edition des syrischen Urtextes nur die vage Bemerkung über den Fundort bei, daß sie aus der Nachbarschaft des Euphrat stammen. Eine einführende Studie über den Charakter, die Bezeugung und das Alter der Oden sowie eine wörtliche englische Übersetzung sollten das Verständnis der merkwürdigen Dichtungen erleichtern. Kaum auf den Markt geworfen, wurden die Oden sofort von Fachmännern aller Art in Behandlung genommen; es erschienen Studien, kritische Bemerkungen, Vorschläge zu Übersetzungs- und Textverbesserungen und zwei äußerst sorgsam gefertigte Übersetzungen ins Deutsche, von denen die jüngere schon eine Reihe von Vorarbeiten, zumal aber textliche Nachprüfungen seitens des Besitzers der Handschrift benützen konnte, endlich allerneuestens eine französische Übersetzung*. Einige Proben aus den uralten Liedern (nach der Ungnad-Staerkschen Übersetzung) mögen zur Charakteristik der in ihnen sich aussprechenden glühenden Begeisterung und dichterischen Kraft dienen (Ode 5):

‚Ich preise dich dankbar, Herr, weil ich dich liebe. Erhabener, du wirst mich nicht verlassen, weil du meine Hoffnung bist. Umsonst habe ich deine Güte bekommen, ich lebe aus ihr. Meine Verfolger werden kommen, aber sie werden mich nicht sehen; eine Wolke der Finsternis wird auf ihre eigenen Augen fallen, und dicke Nebelluft wird sie umdunkeln ꝛc.‘

Klingt uns hier die Davidische Zuversicht in der Verfolgung entgegen und die Gottesliebe der alten Psalmen, vermischt mit der Hoffnung auf wunderbare Rettung, wie sie in apokryphen Apostel- und Martyrerakten oftmals erzählt wird, so mischt sich im folgenden Beispiel paulinisch anmutende Gottesbegeisterung mit montanistischer Gleichnisrede (Ode 6):

‚Wie die Hand über die Zither fährt und die Saiten „reden“, so redet in meinen

* The Odes and Psalms of Salomon, Cambridge 1909 — Barnes, The odes of Salomon, Journal of theological studies 1910, 617 S. – Flemming und Harnack, Ein jüdisch-christliches Psalmbuch aus dem ersten Jahrhundert, aus dem Syrischen übersetzt, bearbeitet und herausgegeben, [Texte und Untersuchungen 35, 4] Leipzig 1910. — Spitta, Zum Verständnis der Oden Salomos, Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 1910, 193 ff. — Wellhausen über Rendel Harris' und Harnacks Arbeit in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1910, 629—642. — Staerk, Kritische Bemerkungen zu den Oden Salomos, Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1910, 289—306. — Ungnad und Staerk, Die Oden Salomos, aus dem Syrischen übersetzt mit Anmerkungen, Lietzmanns, Kleine Texte Heft 64, Bonn 1910. – Battifol und Labourt, Les odes de Salomon, Revue biblique internationale 1910. 483—500.

Gliedern der Geist des Herrn, und ich rede durch seine Liebe. Denn sie vernichtet alles Fremde, und alles gehört dem Herrn rc.'*

Heilige Christusliebe in prächtiger Bildersprache, aber auch mit einer echt *hellenistischen Wendung* dazwischen spricht aus der Ode 7:

‚Wie der Lauf des Zornes gegen die Frevelhaftigkeit, so ist der Lauf der Freude zu dem Geliebten hin... Meine Freude ist der Herr, und mein Lauf ist zu ihm. Das ist mein schöner Weg, denn ein Helfer ist er mir zum Herrn. Er hat mich sein Wesen erkennen lassen *ohne Neid*** in seiner Einfachheit. Denn seine Größe hat er durch seine Freundlichkeit klein werden lassen für mich. Er ist wie ich geworden, weil ich ihn hinnehmen sollte. An Ähnlichkeit erschien er wie ich, weil ich ihn anziehen sollte rc.'

Von der Geschichte des Heilands erzählt Ode 19, aber mit einem kleinen Beisatz, welcher auf *apokryphe Evangelientradition* anspielt:

‚Geschwächt ward der Leib der Jungfrau, und sie empfing und gebar, und die Jungfrau ward Mutter in vielem Erbarmen. Und sie ward schwanger und gebar einen Sohn, ohne zu leiden. Und weil es nicht zwecklos geschah und sie keine Geburtshelferin gesucht hatte; weil er sie am Leben hielt, gebar sie mit eigenem Willen einen Mann rc.'

Einen Lobpreis der Kirche und ihres Berufes als Gnadenspenderin enthält Ode 33. Die Kirche wird, wie oft in der *Literatur des zweiten und dritten Jahrhunderts*, als ‚vollkommene Jungfrau'*** geschildert:

‚.... Doch es erhob sich eine vollkommene Jungfrau, die verkündete, rief und sagte: Ihr Menschensöhne bekehrt euch, und Töchter von ihnen kommt! Und verlaßt die Pfade dieses Verderbens und nähert euch mir, und ich werde bei euch eintreten und euch aus dem Untergang herausführen und euch weise machen in den Pfaden der Wahrheit.... Hört mich und laßt euch retten, denn Gottes Güte verkünde ich unter euch, und durch mich werdet ihr gerettet und selig werden rc.'

Aus einer heiligen Seelenstimmung heraus sind die schönen Worte der 34. Ode entsprungen:

‚Es gibt keinen rauhen Weg da, wo ein einfaches Herz ist, auch keine Wunde bei geraden Gedanken, auch keinen Sturm in der Tiefe eines erleuchteten Gedankens.'

Die wenigen Proben zeigen, welcher Innigkeit der Empfindung und Schönheit des Ausdrucks der Dichter dieser Lieder fähig war. Aber wie schon in diesen von uns angeführten Versen vielfach der — wenn auch unschädliche — Einfluß der außerkirchlichen Kreise und ihrer Literatur sich spüren läßt, so tritt er in anderen Versen und Bildern in einer Weise auf, der die Reinheit des Genusses durch Sonderlichkeiten und die Einfachheit des religiösen Glaubens der Kirche durch kaum für orthodox zu haltende Anschauungsweisen stört. Wie eigenartig berührt es doch, in Ode 19 zu lesen: ‚Ein Becher Milch ist mir dargebracht worden, und ich habe ihn getrunken... Der Sohn ist der Becher und der, der gemolken ward, der Vater. Und es melkte ihn der Hl. Geist, weil seine Brüste voll waren. Und es war nicht notwendig, daß seine Milch zwecklos geworfen wurde. Der Hl. Geist hat seinen Busen geöffnet und gemischt die Milch der beiden Brüste des Vaters und hat die Mischung der Welt gegeben, ohne daß man es wußte, und die, welche sie annehmen, sind in der Vollkommenheit der rechten (Seite) rc.' — Folgt die oben angeführte Schilderung der Geburt Jesu.

Man wird aus der kirchlichen Literatur nichts anführen können, was an Seltsamkeit dieser Darstellung des trinitarischen Erlösungswirkens verwandt ist.

* Die Seele als Instrument, auf dem die Gottheit spielt, bei *Philo*, *Montanus* (durch Epiphanius überliefert), *Hippolyt*, *Clemens Alexandrinus*, *Gregor v. Nazianz*.

** Die ‚*Neidlosigkeit*' Gottes, in den Oden Salomos nicht weniger als 8mal gepriesen, kommt bei *Plato* und *Philo* vor, weist also, wie die Idee von der Seele als Leier, auf hellenische Einflüsse.

*** Beim Gnostiker Markos, in der Oberkios-Inschrift, bei Hegesipp, Methodius, Hermas, im Lyoner Martyriumsbericht ist die vollkommene Jungfrau die Kirche.

Ein in der späteren Patristik häufiger Gedanke tritt in den Oden Salomos mit ebenfalls sehr sonderbaren Begleitumständen auf. Wie Augustin und Gregor d. Gr. das geschriebene Gotteswort als einen Brief von Gott an die Menschen bezeichnen, so wird hier in Ode 23 der Logos als Brief vom Himmel charakterisiert: ‚Sein Gedanke war wie ein Brief, sein Wille stieg herab von der Höhe und ward wie ein Pfeil vom Bogen gesandt, der mit Gewalt geschossen wird. Und es eilten auf den Brief viele Hände, ihn (an sich) zu reißen, zu nehmen und zu lesen.‘ Bis hieher ist das Bild schön durchgeführt. Nun aber folgt eine Schilderung, die nicht dem schlichten Gedanken der christlichen Erlösungslehre, wohl aber einem Grundzug der Gnosis entspricht, wonach der Erlöser, im Niedersteigen durch die verschiedenen ‚Örter‘, durch geheimnisvolle Mittel diesen feindlichen Gewalten ihre Macht entreißen und sich so den Sieg erringen muß: ‚Und er floh aus ihren Fingern‘ heißt es in der Ode weiter, ‚und sie fürchteten sich vor ihm und vor dem Siegel, das auf ihm war, weil sie keine Macht hatten, das Siegel zu lösen; denn die Kraft, die auf dem Siegel war, war gewaltiger als sie. Es gingen aber hinter dem Briefe her die, die ihn gesehen hatten, zu erfahren, wo er sich niedergelassen.... Ein Rad aber nahm ihn auf, ... und alles, was das Rad bewegte, das mähte es ab und zerschnitt es.... Der Brief aber war ein Empfehlungsschreiben, weil (darin) zusammengenommen waren alle Orte. Und an seiner Spitze erschien das Haupt ... und der Sohn der Wahrheit vom Vater ... und er erbte alles und nahm Besitz davon; der Plan vieler aber ward vereitelt.‘ Ich habe mich beim Lesen von Harnacks Kommentar gewundert, daß er zu dieser Schilderung nur die Anmerkung macht: ‚Ein Empfehlungsschreiben ... das heißt „Rundschreiben“, welches viele Adressen hat; der Brief bezog sich auf die ganze Welt (alle Orte).‘ Mir fiel bei der Nennung des Sohnes, der als Brief alle Orte zusammenfaßt und geheimnisvoll alle Pläne vereitelt und alle Macht gewinnt, die Schilderung aus Pistis Sophia (c. 9—13), der gnostischen Schrift, ein, in welcher eine ganze Anzahl unserer Oden übersetzt und zitiert sind und worin der Erlöser erzählt, wie er alle ‚Örter‘ durchwandert und ihre Namen in sein Lichtkleid geschrieben und durch den Anblick dieser Namen den Angriff der Örter entkräftet hat: ‚Wie hat der Herr uns alle durchwandert, ohne daß wir es wußten‘, klagen die ‚Örter‘, und Jesus nimmt allen ein Drittel ihrer Kraft und erlöst so die Menschheit von ihrer schlimmen Gewalt. Hätte Harnack daran gedacht, so wäre ihm vielleicht auch die Stelle nicht mehr als jüdisch erschienen, die er für einen Hauptbeweis des ursprünglich jüdischen Charakters unserer Oden ansah, nämlich Ode 4: ‚Niemand verändert deinen heiligen Ort, mein Gott, und keiner ist, der ihn verändern und an einen andern Ort stellen könnte, weil er nicht die Macht darüber hat. Denn dein Heiligtum hast du vorgesehen vor Schöpfung der Orte. Der ältere wird nicht vertauscht (verdrängt) werden, von denen die geringer sind als er... Denn dein Siegel ist bekannt, und deine Geschöpfe kennen es rc.‘ Daß hier nicht vom Tempel, wie Harnack meinte, die Rede ist, haben Wellhausen und Staerk schon dargetan; ich glaube, das Verständnis der Ode 4 wächst mit dem der Ode 23 und beides durch Vergleich mit den ‚Örtern‘ der Pistis Sophia. Harnack hat seine jüdische Deutung der Ursprünglichen Oden — die erhaltenen hält er für christlich ‚interpoliert‘ — noch durch Hinweis auf Ode 6 gestützt, wo die Gotteserkenntnis als ein die Erde überflutender, alles zerstörender Bach gepriesen wird, der ‚alles zum Tempel bringt‘. Staerk macht mit Recht aufmerksam darauf, daß die koptische Übersetzung der Ode in Pistis Sophia erzählt, der Bach habe alles zerstört und sich nun auch zum Tempel hingewandt. Dadurch wird der Sinn gerade umgekehrt. Die neue Gnosis reißt alles Alte, jetzt auch das Judentum zusammen. Und tatsächlich paßt dieser Sinn

allein zur Grundtendenz der ganzen Ode, der Harnacksche aber nicht. Weil Harnack die Oden für jüdisch hielt, hat er auch manches von dem, was wir bereits als verwandt mit christlichen und gnostischen Redeweisen bezeichneten, gar nicht als solches erkannt und sich dadurch manches Verständnis verschlossen. So frägt er bei Ode 33, wo die Messiasbotschaft im Munde einer vollkommenen Jungfrau sich findet, ratlos, wer diese Jungfrau sei, während die Redeweise des zweiten und dritten Jahrhunderts in gnostischen und kirchlichen Schriften die Kirche sehr oft als vollkommene Jungfrau bezeichnet. An einer Stelle der Ode 28, wo der Sänger von seinen Leiden wie Christus von der Passion redet, aber dabei die Fruchtlosigkeit des feindlichen Bemühens gegen sich schildert, — ‚Sie suchten meinen Tod und fanden ihn nicht, ... vergeblich bedrohten sie mich‘, — meint Harnack deutlich zu sehen, daß nicht Christus gemeint sein kann, während die Stelle orthodox kirchlich verstanden werden kann, sicherlich aber ganz verständlich wird, wenn man sie mit den doketisch gestimmten Passionsreden der Johannesakten vergleicht.

Die Verhandlungen über die ‚Oden Salomos‘ werden noch lange nicht geschlossen sein. Ein Bericht wie der unsere, der sich in möglichster Kürze, darum in großer Unvollständigkeit, an ein weiteres Publikum wendet, kann unmöglich die Frage entscheiden wollen, welcher Zeit, welchen Kreisen die Lieder entquollen sind, die so schöne Gedanken und Stimmungsbilder so sehr mit abenteuerlichen Dingen mischen. Harnack, der sie für christlich interpolierte Judenlieder hält, muß dafür eigens ein uns bisher unbekanntes spätes Judentum voll polemischen Spiritualismus und ohne den alten ernsten Schuldgedanken konstruieren*; er findet Zustimmung bei Staerk und Spitta, obwohl beide seine Beweise für ungenügend erachten und einzelne direkt entkräften. Der radikale Wellhausen wie der Anglikaner Barnes erklären sich gegen Harnack, nachdem sie längere Zeit hindurch, bevor sie seine Schrift kannten, sich mit den Oden beschäftigt haben. Die Frage gewinnt an Bedeutung, weil Harnack den Ideenkomplex der Oden als das längst vergeblich gesuchte semitische Milieu bezeichnen will, aus dem die johanneische Theologie entsprungen. Unsere eigene eingehende Beschäftigung mit den Oden hat uns, je länger desto stärker, die Überzeugung gegeben, daß wir hier eine Weiterbildung neutestamentlicher, speziell johanneischer Ideen haben, die sich durch eine ganze Anzahl von Harnack übersehener Einzelzüge als Erzeugnis der beginnenden Gnosis zu erkennen geben. Die angeführten Einzelzüge weisen uns durch ihre Parallelen ins zweite und dritte Jahrhundert, und tatsächlich haben wir vor dem dritten Jahrhundert auch keine einzige Erwähnung von der Existenz der Oden Salomos. Sie werden in der altchristlichen Literatur überhaupt nur zweimal genannt, zuerst in der gnostischen Pistis Sophia und erst im vierten Jahrhundert einmal in einer kirchlichen Schrift. Dem zweiten oder dritten Jahrhundert werden wir sie wohl auch zuzuweisen haben als ein wichtiges Monument für die Erkenntnis der beginnenden Gnosis.

Dr. E. Krebs.

* Ich darf hier auf meine Studie ‚Spätjüdische Mystik?‘ verweisen, die ich in meine Arbeit: ‚Der Logos als Heiland im ersten Jahrhundert‘ (Freiburg Herder 1910) eingeschoben habe.

# Literatur

## Alfred de Musset, geb. 11. Dezember 1810, gest. 2. Mai 1857.

Mes premiers vers sont d'un enfant,
Les seconds d'un adolescent,
Les derniers à peine d'un homme.
(Au Lecteur).

Das Zentenarium der Geburt dieses Dichters, den die Franzosen heute zu ihren geistreichsten und leidenschaftlichsten Dichtern des vergangenen Jahrhunderts zählen, erinnert uns auch an die Verse, die Musset seinen Gedichten als Begleitwort voranschickt. Noch ein jugendlicher Fant, schwört er zu

der romantischen Schule, die damals unter Victor Hugo ihre Triumphe zu feiern begann, geht aber bald seine eigenen Wege und schafft zwischen 1830 und 1840, in der Vollkraft der Jugend, seine Meisterwerke. In dieser Jugend aber stak schon die blasierte Reife des Enttäuschten. Die Begegnung mit der Romanschriftstellerin George Sand hatte tief und nachhaltig in sein Leben hineingewühlt, wenn uns auch die vor kurzem veröffentlichten ‚Liebesbriefe an Aimée d'Alton' (1837—1848), die spätere Gattin seines Bruders Paul de Musset, einen neuen Liebesfrühling verraten. Es war eine lebensprühende Zeit, voll romantischer Ideale und Träume. Mit tausend Masten segelte auch er ins Leben hinein und kehrt, ‚kaum ein Mann', als junger, müder Greis zurück. Seine starke dichterische Empfindung zwingt ihn niederzuschreiben, was ihn erregt und bewegt, und er tut es in der freien Art des Weltkindes, als Auslösung seiner selbst. So schreibt er seine Erinnerungen — wir übergehen frühere Werke — und veröffentlicht 1836 ‚La confession d'un enfant du siècle'. Es folgen dann neben anderen Gedichten ‚Les nuits', worin Musset sich als Meister der lyrischen Elegie zeigt. Diese Gedichte sind gleichsam das Liebesbrevier des Poeten, der aus der Enge des Trennungsschmerzes zur großen Erfassung des Ewigkeitswertes der Liebe als solcher emporwächst. Das Weh läutert ihn, denn ‚nichts macht uns so groß als ein großer Schmerz'. Aber noch kann er sich nicht ganz aus seinem Leid herausreißen; sein Herz zuckt noch, und 1840 singt er noch in ‚Tristesse':

Le seul bien qui me reste au modne
Est d'avoir quelque fois pleuré.

Endlich 1841 löst sich die seelische Spannung; die Ruhe nach dem Sturme tritt ein, der in ‚Souvenir' leise und gedämpft erstirbt. Nur die Erinnerung an das Glück ist ihm geblieben wie ein Schatz, den er in seiner unsterblichen Seele vergräbt. Darin gipfelt die Lebensphilosophie Mussets, die Liebe, wenn sie auch nicht mehr ist, ihres irdischen Gewandes zu entkleiden, sie von Zeit und Raum zu lösen und sie im Geiste weiterleben zu lassen. ‚Dieser flüchtige Augenblick war euer ganzes Leben', und darum kann er, wenn auch Leiden darauf folgen, nicht negativ, sondern nur positiv gewertet werden. So bilden diese Gedichte eine geläuterte, wundervolle Gedankenpoesie, die hinreißt und bezaubert. Überhaupt hat die Lyrik Mussets, trotz ihrer weltschmerzlichen und weltflüchtigen Grundstimmung, trotz anderer kleiner Mängel, einen vornehmen Schwung und Höhenzug, den Fluß und Wohllaut der Verse glücklich ergänzen.

Diese lyrische Note, zu der sich bei Musset neben der Leichtigkeit des Wortes auch der Glanz des Geistes gesellt, offenbart sich auch in den Komödien, die er vor ihrer Aufführung in der ‚Revue des deux mondes' veröffentlichte. Besonders bekannt sind ‚Fantasio, On ne badine pas avec l'amour, Lorenzaccio (1834); Le chandelier (1835); Il ne faut jurer de rien (1836). Überall die gleiche prickelnde Verve, überall der treffsichere Dialog, der die eigene empfindsame Traumwelt in ein romantisches Milieu versetzt. Diese romantische Umwelt ist aber auch das einzige Moment, das Musset enger mit der romantischen Schule verknüpft. Durch die psychologische Selbstspiegelung, die seinem ganzen Schaffen innewohnt, und besonders im ‚Lorenzaccio' zur Geltung kommt, baut er schon von weitem und unbewußt unserer analysierenden und selbstkritischen Zeit vor. So steht Musset selbständig in der Gruppe jener großen französischen Dichter, die um die Dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts auf den Plan traten. Seine öfters leichtfertige Feder zeichnet nicht nur sein eigenes Bild, sondern auch das Bild seiner freigeistigen Zeit. Ein Spielball seiner Schwäche, hat er sich aber doch nicht ganz vergessen, und ich möchte seinen Schrei nach Gott, den er in dem Gedichte ‚L'Espoir en dieu' ausstößt, höher bewerten, als ein berühmter französischer Literaturhistoriker es tut. Nennt Musset sich auch in ‚Rolla' (1834) ‚le moins crédule enfant de ce siècle sans foi', nennt er auch in byronischem Anfluge in dem Gedichte

‚Les voeux stériles‘ Griechenland, die Heimat der Abgötterei, das ewige Vaterland seiner törichten Wünsche‘, so quält ihn doch das Unendliche, so muß er doch seine Blicke zum Himmel erheben und aus innerem Drang jenen betend und hoffend anerkennen, den er im Leben verleugnen wollte.

Pierre Paulin.

# Kunst

## Philipp Otto Runge. † 2. Dez. 1810.

Man nennt Runge heute mit Vorzug den Maler der Romantik. Er war in der Tat Romantiker mit Leib und Seele, und sein geistiges Wachstum ist mit dem ersten Aufstreben der romantischen Schule auf das engste verbunden. Wir können hier nur flüchtig daran erinnern, wie Tieck und Wackenroder 1794 das alte Nürnberg und seine Kunst, sowie die christliche Kunst des Mittelalters, welche der Klassizismus verachtete, gleichsam neu entdeckten und ihre Entdeckerfreude in den Schriften ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders‘, ‚Phantasien über die Kunst‘ und ‚Franz Sternbalds Wanderungen‘ enthusiastisch der Welt verkündeten, wie diese Kunstbegeisterung ihr Echo im ‚Athenäum‘ der Brüder Schlegel weckte, wie hernach Friedr. Schlegel in der Zeitschrift ‚Europa‘ (1803—1805) aus den neugeweckten Gedanken seine Theorien für die Kunstbetrachtung und sein Programm für die Kunst der Zukunft formte und endlich Schelling und Solger das Gewonnene systematisch ordneten. Den genauen Zusammenhang von Runges Kunstansichten mit dieser romantischen Geistesströmung stellt die Untersuchung von W. Roch ‚Ph. O. Runges Kunstanschauung‘ (Straßburg 1909, Heitz) in das richtige Licht. In diesem Buche kann man das in unserem Gedenkblatt flüchtig Angedeutete des weiteren verfolgen.

Am 23. Juli 1777 zu Wolgast geboren, war Runge trotz seiner ausgesprochenen künstlerischen Anlage für den Kaufmannsstand bestimmt. Sein Lehrer Kosegarten, der mit Höltyscher Empfindsamkeit die Natur besang, sowie die Schönheit Rügens öffneten zuerst den Blick des Knaben für den Zauber der deutschen Landschaft. Während der Lehrjahre im Speditionsgeschäfte eines Bruders in Hamburg hielt der Verkehr mit Künstlern und Dichtern die Künstlersehnsucht Runges wach. 1799 endlich darf er nach Kopenhagen auf die Akademie wandern, wo J. Juel und N. A. Abilgaard seine künstlerischen Führer werden. In den Jahren 1801—1804 vollendet er seine Ausbildung in Dresden, wo er im Verkehr mit C. D. Friedrich und Ludwig Tieck den Klassizismus über Bord wirft und sich ohne Vorbehalt der Romantik zu eigen gibt. Von 1804—1810 ist Hamburg sein ständiger Wohnsitz. Die Dresdener und Hamburger Jahre werden durch mehrere Reisen nach der Heimat unterbrochen.

Im letzten Jahrzehnte des kurzen Lebens entstehen die zahlreichen durchaus aus dem romantischen Geiste geborenen Entwürfe, Zeichnungen und Gemälde, wie ‚Der Triumph des Amor‘, ‚Die Lehrstunde der Nachtigall‘ (Motiv aus Klopstock), ‚Die Freuden der Jagd‘, ‚Die Freuden des Weins‘, ‚Phantasien zu Ossian‘. Direkt aus romantischen Dichtungen holt sich der Künstler die Anregung zu den ‚Haimonskindern‘, zu ‚Arions Meerfahrt‘ und den fünf Vignetten für Tiecks ‚Minnelieder‘. Längere Zeit beschäftigt ihn das von den romantischen Freunden mit Enthusiasmus von Goethe und Jean Paul mit warmem Interesse geschätzte Hauptwerk seiner Kunst ‚Die vier Jahreszeiten‘. Runge, der sich mehrfach mit der Buchkunst befaßte, sollte auch die Illustrationen zu Brentanos ‚Romanzen vom Rosenkranz‘ schaffen. Der Tod hinderte die Ausführung des Werkes, das später E. v. Steinle übernahm. Der Künstler, der sich stets als frommgläubiger Protestant fühlte, behandelte auch eine Reihe biblischer Themen wie die ‚Anbetung der Könige‘, ‚Flucht nach Ägypten‘, ‚Petrus auf dem Meere wandelnd‘. In seiner Hamburger Zeit entstanden noch die vortrefflichen Porträts seiner Eltern, seiner Frau und Kinder und Geschwister und anderer Persönlichkeiten aus seinem Kreise. Mochten

die Jahre der Napoleonischen Bedrängnis schwer auf seinem Gemüte lasten, so beglückte ihn doch ein freundliches Familienleben, der Umgang mit geistvollen Dichtern, Künstlern und Musikern und vor allem seine nie versiegende Schaffenslust, die immer neue große Pläne und Entwürfe erstehen ließ, bis am 2. Dezember 1810 ein schweres Brustleiden dem rastlosen Geiste für immer Ruhe gebot.

Am besten lernt man Runges Kunst in den Sammlungen Hamburgs kennen.

Es war dem so früh Abberufenen nicht gegönnt, in seinem Denken und Schaffen zur reifen Klarheit und Vollendung zu gelangen. Runge arbeitete schier mühsam und war kein Beherrscher der malerischen Technik. Nichtsdestoweniger ging sein reines, edles Wollen, das sich wie bei Wackenroder und Novalis mehr in Ansätzen und großen Plänen eines reichen Geistes als in vollkommenen Werken entfaltete, für die Kunstentwicklung nicht verloren. Seine Kunst war das Entzücken der romantischen Zeitgenossen (Tieck, Brentano, Görres), denn sie war Geist von ihrem Geiste. Symbolische Blumen und Farben, phantastische Spiele, allegorische Träume, klare Symmetrie im Aufbau neben dem mystisch-romantischen inneren Sinn der Bilder (‚Tageszeiten'): das wirkte auf die gleichgestimmten Seelen wie Tiecks Naturträume und Novalis' ahnungsreiche Phantasien. Was Runge in Zeichnungen, Skizzen und Gemälden verwirklicht, entwickelt sein poetischer, grübelnder Geist auch gerne theoretisch in Briefen, fragmentarischen Notizen und in eigenen Schriften. (‚Hinterlassene Schriften', 2 Teile. Hamburg 1840). Das Unendliche, Ewige, Göttliche im irdischen Bilde zu fassen, war seine echt romantische Grundidee. Was die Spötter ablehnend Hieroglyphe nannten, bezeichneten die romantischen Freunde ernst und zustimmend mit dem gleichen Worte. Gegenüber dem klassizistischen Formalismus verlangt Runge wieder, die Anregung zum Kunstwerke müsse aus dem Innern, aus der vollen, begeisterten Seele kommen. Der Künstler soll nie den geheimen Zusammenhang mit dem Ewigen verlieren. Die ersten Forderungen an das Kunstwerk heißen: ‚Unsere Ahnung von Gott' — ‚Die Empfindung unserer selbst im Zusammenhange mit dem Ganzen' . . . Danach folgen erst alle übrigen künstlerischen Qualitäten. Unser Romantiker will ein christlicher Künstler sein, wie Tieck und Wackenroder es verlangten. Schon Görres schien es, als ob Runge der Kunst neue Bahnen erschließe. Dem heutigen Betrachter seines Wollens klingt es vor allem prophetisch, wenn der Romantiker der Stimmungslandschaft die Zukunft verheißt. Nicht minder der Hinweis auf Licht und Farbe und Bewegung als Neuland der Kunst und seine besondere Liebe zum Ornament aus strengen Naturformen. Es sind dies wirklich Gedanken, die erst Jahrzehnte nach Runges Tod wieder in neuer Kraft erwachten und heute allüberall herrschen. Seine Werke selbst sagen uns heute lange nicht mehr so viel wie den romantischen Bewunderern, welche neben dem wirklich Erreichten noch die großen Absichten fühlten. Was Runge seiner Zeit war, sagen uns Brentanos schöne Verse:

‚Dein Künstlerwerk, es schien ein zierlich Spiel;
Es rankte blumig auf, und betend vor der Sonne
Bringst fromme Kindlein du in süßer Kelche Wonne.
Doch, wie im Frühlingstaumel fromm ein Herz
Das Siegsgepräng des ew'gen Gottes liest,
Wie in des Lebens ernstem Blumenscherz
Dem Schauenden die Tiefe sich erschließt,
So steht die Schwester dieser sündentrunknen Zeit
Vor deinen Bildern glaubend, hoffend, liebend, die Beschaulichkeit.'

Dr. Johann Ranftl.

**Radierungen von Georg Greve-Lindau.** Man pflegt an der deutschen Malerei oft das Gefühl für die Farbe und ihre selbständigen Ausdruckswerte zu bemängeln; man findet, sie ist zu sehr untergeordnete Dienerin der Form, und wenn sie sich freier machen will, wird sie leicht hart und grob;

die Fähigkeit, die Natur in einen organischen Farbenrhythmus zu übertragen, ist hier nicht so ursprünglich vorhanden wie etwa bei den Franzosen des letzten Jahrhunderts. Dieser Mangel im deutschen künstlerischen Naturell, der die objektive Bildform beeinträchtigt, wird aber durch wesentliche Vorzüge wett gemacht, die den subjektiven Bildgehalt erhöhen. Hier taucht das Bild gleichsam weiter in die Empfindung ein; seine Farben werden verwandelt, sein voller Organismus gotisch gefurcht und reliefiert, die Linien treten hervor, ein rankendes Gewirr und Geäste überzieht das Gebilde, darinnen Lichter und Schatten huschend ihr Spiel treiben; eine geistigere Beleuchtung und Beschattung tritt an die Stelle der stofflichen Farben. Dieses geistige Licht scheint aber lebendig warm, denn es scheint durch eine Atmosphäre von Gemüt. In Linien und Schatten wußten die germanischen Künstler von je ihre feinsten Offenbarungen zu geben. Und wenn es plötzlich keine Farben mehr gäbe, so hätten sie dabei am wenigsten verloren. Die Radiernadel ist das recht eigentliche Mittel, ihre Bekenntnisse auszudrücken.

Die Radierungen von Georg Greve-Lindau sind Schöpfungen eines geruhsamen, idyllischen Temperamentes, dem die Natur als ungezwungenster Ausdruck seiner künstlerischen Eigenart dient. Diese ist ein instinktives Gefühl für den tieferen und wesentlicheren Sinn der natürlichen Erscheinungen, bereichert und fruchtbar gemacht durch ein episch-lyrisches Formgefühl und eine poetische Erfindungsgabe, die sich leicht in die Gegenstände einlebt, weil die Gegenstände schon poetisch geschaut sind. Jene deutsche Empfindung offenbart sich in der Wahl des Naturhaften, sofern es an seelische Grundstimmungen rührt. Es liegt darin immer etwas Sehnsüchtiges; denn die Natur wird als ein gleichbeseeltes Wesen behandelt, in dem die künstlerische Seele einen Widerhall finden und sich stärken möchte. Sie leiht Seele her, um Seele zu finden; um sich zu verdoppeln, zehrt sie an sich selber. Diese Sehnsucht und Unrast ist der Grund und das tiefste Element der deutschen Wanderbilder.

Auch Greves Darstellung der Reise der hl. drei Könige in zehn Blättern ist ein Zyklus solcher Wanderbilder. Hier ist das Gefühl des Wandernmüssens und der Unrast und des stillen Frohlockens im Anblick des Zieles in die religiöse Sehnsucht und ihre Stillung umgedeutet. Und das ist der menschlich-christliche Gehalt dieser Blätter. Es kann sich bei solchen Darstellungen nie darum handeln, etwas historisch Getreues machen zu wollen. Nicht das äußerliche Wie, wie die drei Könige genau aussahen, wie viele Diener sie hatten, an welchem geographischen Orte sie sich getroffen und welche Verkehrswege sie eingeschlagen haben, ist für die künstlerische Anschauung und damit auch für die religiöse Wirkung entscheidend, sondern das innerliche Wie, wie sie sich aufmachten, stiller Hoffnung voll den Weg suchten, und mit welchen Gefühlen sie am Ziele standen. Dabei ist es an sich gleichgültig, ob sie in orientalischen Sandwüsten oder auf deutschen Waldwegen reiten. Unser Gefühl aber regt die Wanderung in deutschen Fluren und an deutschen Seen mehr an und ist deshalb, wenn immer das Künstlerische so stark ans Naturhafte gebunden wird, wirkungsvoller. So haben auch die alten deutschen Meister gefühlt. Je naiver und schlichter das Gefühl, desto weniger Reflexionen über die Richtigkeit der näheren Umstände. Und Greve hat den Ritt der hl. drei Könige ganz aus der Natur heraus empfunden.

Fragend und zweifelnd stehen die hl. drei Könige nach der ‚Zusammenkunft‘ am Hügelrande beisammen und schauen über ein weites und welliges Tal hin, in das sich die Wege hineinverlieren und an dessen Horizont zwei Berge sich emporrecken, über denen der geheimnisvolle Stern leuchtend herscheint. In einer nächtlichen rembrandtartigen Szene rüsten sie sich geschäftig zum ‚Aufbruch‘. ‚Im Nebel‘ sehen wir sie dann über eine Baumlichtung reiten, schemenhaft aus der fließenden Dunstschicht auftauchen, in der ihre drei Rößlein witternd die Köpfe vorschieben; das Fröstelnde am Anfang des weiten Weges. Bei hereinbrechender Nacht sitzen sie dann am ‚Feuer im Walde‘, frei

zwischen hohen, schützenden Stämmen, wie in treue Obhut genommen; ein schönes Blatt voll nächtlicher großer Ruhe. Im bleichen Morgenschein reiten sie durch die lautlose Straßenzeile eines Bauerndörfchens, aus dessen hochgiebeligen Häusern warmer Lichterschein durch tiefliegende Fenster in das graue Zwielicht fällt; so mag sich vorahnende Kunde von dem Ereignis der Geburt des Weltheilandes durch den ‚Ritt der fremden Reiter durchs Dorf' verbreitet haben. Nun stehen sie mitten im Uferschilfe ‚am See', der sich als unerwartetes Hindernis in ihren Weg gebreitet hat; der Stern leuchtet von jenseits verheißungsvoll, das stille Wasser weckt die Sehnsucht mächtiger und der ziehende Wolkenstreif lockt sie über alle Hindernisse hinweg. Sie passieren eine ‚Brücke', und angesichts der nun genäherten Horizontberge galoppieren sie eifriger fürbaß dem Walde zu. Im sinkenden Tage halten sie müde und still am Waldrande und führen ihre Pferde zur ‚Tränke'. Nochmals leuchtet ihnen der Stern in einem ‚Ritt durch den Wald' voraus auf einem weichbewachsenen Wege, zwischen hohen Baumzeilen, den sie zuversichtlich durcheilen, die spielenden und splitternden Schatten hinter sich werfend, die die sich tummelnden Reiter verfolgen. Nun sind die drei Wanderer im Angesicht des ‚Ziels', von einer letzten Anhöhe aus sehen sie es im verklärten Lichte des Sterns und des sich neigenden Nachmittages; auch die Auskunft gebenden Hirten sind von dem milden Lichte getroffen und gesegnet. Man fühlt in diesem Moment die heimliche Ergriffenheit und den stillen Jubel der drei Wallfahrer, durch ihre innerlich bewegte, leichte und gelöste Haltung auf den ebenso leicht gezeichneten Pferden mit den spielenden Hufen, durch die anmutig feierliche Gruppierung der Szene und die freie Leichtigkeit, mit der sich das Licht kontrastreich, aber einheitlich ruhig über Menschen, Tiere und Bäume ergießt.

Diese idyllische und gemütvolle Auffassung und Wiedergabe des Stoffes bei Greve spricht sich künstlerisch aus durch eine leichte, bewegte und gelöste Struktur der Formgebung. Diese geschieht manchmal noch mehr gefühlsmäßig, doch ist eine bedeutende Reife in Greves Arbeiten, wie besonders das sichere Gefühl für die Körperhaltungen und die Pferdebewegungen, wie auch die Lichtdarstellung und die räumliche Klärung zeigt.

Der Radierer hat keine Farben und doch ist in dem ‚Garten im Herbst' die ganze goldenfarbige Herbstfülle, der blätterträufelnde Segen, eine braune Sattheit, in die die Guckfenster von den Rückwänden hineinlugen und aus der der weiße, narbige Stamm herausglänzt. In den herbstlich dürren, fast guirlandenartigen Zweigranken, in dem heimlichen Gartengewinkel hinter den Häusern, in der gemütlichen Art, wie durch das offene Pförtchen das Weglein zu dem lauschigen Sitz führt, steckt etwas Altfränkisch-Friedliches, etwas Biedermeierisches, nur daß dies hier ganz echt und natürlich ist, während es heute sonst vielfach als ‚poetische' Manier spukt.

Ganz anders ist die Technik und Wirkung des ‚Winterabends' mit seinen kompakteren und spärlicheren Strichen. Darin ist ein gedämpfter Ernst und eine große Ruhe, in die der Tag, die Sonne und das Leben gleichsam eingegraben ist. Die Poesie des Winters ist wie ein stilles Geheimnis, von dem der raunende und rinnsende, vom Frost angezehrte und an seinen Ufern zehrende Bach leise erzählt und das die abgewandten Häuser mit ihren winkeligen Giebeln traulich zusammenstehend behüten. Der Blick schweift nirgends zu sehr festgehalten über die Schneefläche, die umfriedeten Gärten, kahlen Bäume und Sträucher, die ruhige Dächerlinie und den langsam hereinschattenden Himmel und erhält dadurch den flimmernden Eindruck der winterlichen Weite. Die Wahl des Ausschnitts der leicht gekrümmten Dorfstraße ohne viel Hintergrund und seitliches Verlaufen, die abgekehrten Häuser, die den hellen Vordergrund vom dunkelnden Himmel trennen, gibt den Eindruck des Gefesteten und wunschlos Gelassenen. Gerade die Poesie des Winters tut es den deutschen Radierern an, wie auch die

Radierungen von Heinr. Reifferscheid seinerzeit in ‚Hochland' gezeigt haben. Im Winterbilde nimmt der Schnee alle überflüssigen Gefühlslinien weg und der Künstler, der sich davon befreien will, geht deshalb freiwillig bei ihm gleichsam in die Lehre.

Georg Greve ist 1876 in Lindau am Harz, einem Flecken am Rande des Eichsfeldes geboren, begann seine Studien in München, ging mit Professor Schmidt-Reutte nach Karlsruhe und lernte bei Professor W. Conz radieren. Später zog er nach Stuttgart und wurde bei Graf Kalckreuth Meisterschüler. Reisen nach Spanien, Paris und Holland erweiterten die künstlerischen Eindrücke. Im übrigen lebt und webt er mit seinen künstlerischen Erlebnissen ganz in seiner Heimat, aus der auch sein Dreikönigszyklus herausgewachsen ist.

Konrad Weiß.

# Musik

**Das ‚Feis Ceoil' in Dublin.** Wie sehr Deutschland das Land der Musik ist, fühlt man so recht, wenn man seinen Boden verlassen hat und auf fremdem steht. Dort blüht das Wesen der Musik und erlaubt es dem Bescheidensten, eine Aufführung von Glucks ‚Orpheus' zu genießen, wie ich sie letzten Herbst hörte (um nur eine von vielen zu nennen), und ich dachte mir, als die unvergleichliche Euridice Fräulein Faßbenders anhub: daß München jetzt wohl das gelobte Land für den Musikliebenden sein muß. Hier auf britischem Boden kann man manch Schönes hören; besonders ‚Stars' kommen und gehen, und Ehre und Bewunderung wird ihnen gezollt; doch ist es mir dann immer, als hätte man einen seltenen Schmuck am Werktagskleide: das harmonische Band, die Musik, sie fehlt am Ort. Aber ich erlebte hier etwas auf diesem Gebiete, das mich interessierte, und das war das ‚Feis Ceoil'* zu Dublin.

Jeder von uns weiß, daß Irland, dies einzig schöne Traumland, wo Kunst und Wissenschaft zur höchsten Blüte entfaltet waren, als noch alles bei uns schlummerte, jahrhundertelang von seinen Brüdern geknechtet, erst seit kurzem seine teuer erkämpfte Freiheit, seine Sprache, sein Eigenleben behauptet, und man muß in Irland gelebt haben, um zu wissen, wie sehr verschieden die Brüder sind in Rasse, Temperament, Tugend und Fehlern.

Es ist eine alte Sage, daß mit dem Untergang seiner Sprache ein Land zugrunde geht, — hier aber erwachte die gälische Sprache an allen Enden des Landes, und schon zündet das Feuer der Begeisterung zu Aufschwung und Leben in Industrie und Kunst.

Das Feis Ceoil (Musikfest) kehrt nun seit dreizehn Jahren in den Hauptstädten Irlands im Mai zurück. Es ist ein Sing- und Wettgericht, zu dem sich ein jeder einfinden mag, der fünf Schillinge zahlt und eine Stimme oder ein Instrument führt. Wie begabt die Irländer sind, kann man bei einer solchen Veranstaltung wahrnehmen. Acht Tage lang dauert es. Richter vom Ausland werden berufen und Preise ausgesetzt. Die hier üblichen Becher und Schalen türmen sich auf dem Tische der geduldigen Herren; Preise für Violin-, Cello-, Solo- und Chorgesangkompositionen, Streichquartette, Harfen und Dudelsackpfeifer (wie schön dies Instrument wirken kann, ahnen wir zu Hause nicht). Oft sind es fahrende Wanderer, Blinde, die geführt das Podium betreten, wie in der Trance improvisieren oder altirische, vom Vater auf Sohn vererbte Weisen spielen. Kein Name wird genannt, numeriert spendet der Sänger sein Lied, und am Ende findet ein Konzert der Preisgekrönten statt.

Wie glücklich diese Idee ist, fiel mir bei dem Ganzen auf: schöne Stimmen und Talente verdankt bereits das Land diesen alljährlichen Veranstaltungen, Talente, die gespornt und ermutigt in Deutschland und Italien Vollendung suchen. — Wie viele bleiben bei uns brach und gehen in Sehnsucht zugrunde, die weder Mittel noch Protektion noch Gelegenheit haben, ein Konservatorium aufzusuchen! — Ein solches Sing- und Wettgericht müßte im Land der Länder (was Musik betrifft) herrliche Blüten zeitigen. Wer führt es bei uns ein?

G. S.

* Feis = Fest. — Ceoil = Musik.

## Verschiedenes

**Deutschlands Anteil an der Catholic Encyclopedia**, diesem großangelegten, im ‚Hochland‘ schon wiederholt gewürdigten, internationalen Sammelwerk, ist in jeder Hinsicht ein rühmlicher. Dies einmal des näheren darzutun, möge die erstaunliche rasche Vollendung des achten Bandes und damit der Hälfte des Ganzen zum Anlaß dienen*; denn in allen Einzelheiten den reichen Inhalt der stattlichen Bände referierend und kritisch zu begleiten, besteht bei ihrer raschen Folge gar keine Möglichkeit.

Stofflich sind auch im fünften bis achten Bande wieder alle deutschen Gegenstände besonders sorgfältig und ausführlich behandelt. Der Geschichte Deutschlands sind nicht weniger als 32 Großoktavseiten gewidmet; den Überblick der älteren Zeit gibt F. Kampers, der neueren M. Spahn. Beiden deutschen Historikern begegnen wir auch als Schilderern der einzelnen kirchengeschichtlich wichtigen Persönlichkeiten und Geschehnisse wiederholt; Kampers besonders bei der deutschen Kaiserreihe, M. Spahn bei einem höchst instruktiven Artikel über den Kulturkampf. Die hervorragende Mitarbeiterschaft deutscher Autoren beschränkt sich aber keineswegs auf spezifisch deutsche Gegenstände. Dem Kirchenhistoriker J. P. Kirsch begegnen wir ganz besonders häufig bei Behandlung der einzelnen Päpste und Heiligen, dem Dogmatiker Pohle, der ja einige Jahre in Washington doziert hat, bei so fundamental wichtigen Beiträgen wie ‚Eucharistie‘, ‚Gnade‘, ‚Rechtfertigung‘, einer ganzen Anzahl deutscher Jesuiten, wie Cathrein, Gietmann, Hagen, Wasmann u. a. bei ihren eigensten Spezialthemen.

Das einzige deutsche Themengebiet, dessen Behandlung fast ausschließlich einer nichtdeutschen Feder anvertraut wurde, ist die deutsche Literaturgeschichte. Von ihr gibt A. Remy, Professor der germanischen Philologie an der Columbia University, einen Gesamtabriß und zahlreiche Einzelbeiträge, wobei die katholischen Dichter der Neuzeit doch mehr als recht zu kurz kommen. Ein allgemeiner Mangel muß hier angemerkt werden, der sich bei diesen und vielen anderen Beiträgen geltend macht und eigentlich von redaktionswegen beseitigt werden sollte, nämlich die unzureichende Berücksichtigung oder wenigstens Angabe der neuesten Fachliteratur. Schon ein Blick in die Literaturangaben von Herders Konversationslexikon hätte bei Artikeln wie denen über Geschichte der deutschen Literatur, Eichendorff, Kant u. a. viele Lücken vermeiden lassen. — Ein fremdländischer Autor noch ist zur Bearbeitung deutscher Themen manchmal herangezogen worden, Georges Goyau. Daß es mit Recht geschah, erweisen seine Beiträge über Hirscher und Ketteler.

Den eingewanderten Deutschen in Nordamerika, und speziell natürlich der Entwicklung ihrer kirchlichen Verhältnisse ist, wie bei allen anderen Volksstämmen, eine eigene Gesamtdarstellung und mancher Einzelbeitrag (über den Missionar Gallitzin z. B.) gewidmet. Diese praktische Anlage zum Gebrauch bei aller tatkräftigen Förderung katholischen Lebens und Geistes ist es überhaupt, die der ganzen Enzyklopädie ein im besten Sinne des Wortes amerikanistisches Gepräge gibt und um so mehr wünschen läßt, recht viele deutsche Katholiken möchten sich ihrer zu vielfältiger Nutzanwendung bedienen. •

* Der 8. Band führt bis zum Schlagworte Lapparent. Vorgesehen sind 15 Bände, in Leinen gebd. je M. 27.—, in 3/4 bezw. ganz Saffian M. 35.— und M. 65.—. Vertrieb für Deutschland und Österreich beim Herder'schen Verlag, Freiburg.



# Vom Weihnachtsbüchertisch

Unsere Leser finden diesmal die Weihnachtsbücherschau dem Hefte lose beigelegt; doch ist der Bogen in den laufenden Seitenzahlen des Jahrganges mit eingerechnet und zum späteren Beibinden bestimmt. Diese Neuerung haben wir aus zwei Gründen versuchsweise eingeführt: einmal, um das Weihnachtsheft nicht verspätet in die Hände unserer Leser zu bringen und von der neuen Literatur das wichtigste noch berücksichtigen zu können. Dann aber auch, um die Weihnachtsbücherschau zur Benutzung beim Einkauf handlicher zu machen.

## Religiöse und philosophische Werke.

Die wichtigsten apologetischen Werke sind bereits im Novemberheft besprochen worden.

Vom Geiste der christlichen Gottes- und Nächstenliebe, der ‚Altes und Neues' mit gleich offenem und weitem Blick umspannt, sind **‚Bischof Eggers Predigten'** ganz erfüllt. Ihr erster von Dr. Fäh veröffentlichter Band (Einsiedeln, Benziger, gebunden M. 4.60), der den Weihnachtskreis des Kirchenjahres behandelt, hält sich überall im engen Anschluß an das Evangelium, das er mit schlichten, machtvollen Worten auslegt. Auch Egger besaß die Gabe, die er seinem geistigen Lehrer, dem gleichermaßen unvergeßlichen Hirscher nachrühmt, ‚die Gabe, an die Herzen der Menschen zu reden und zwar in der Sprache seiner Zeit.' Aus dem Geiste eines Hirscher und Sailer sich zu stärken und zu trösten, das ziemte, weit mehr noch als es geschieht, auch den deutschen Katholiken unserer Tage. Die köstliche Auswahl, welche R. Stölzle aus **‚Sailers Schriften'** zu einem wahren religiösen und philosophischen Erbauungsbuch erlesen hat (Kösel, M. 2.—), wird hoffentlich von recht vielen immer wieder zur Hand genommen.

Auch unmittelbar aus unseren Tagen erwächst allmählich wieder eine religiöse Literatur, die in geistlichen Lesungen wahre Lebensstärkung bietet. Ein solcher Führer zum Ernst und zur Freude christlichen Innenlebens ist das schlichte Büchlein von Adolf Donders **‚Heimkehr. Stille Gedanken'** (Volksvereinsverlag, kart. M. 1.20). Aus diesen ursprünglich für die ‚Westdeutsche Arbeiterzeitung' niedergeschriebenen Betrachtungen lassen sich für eines jeden Lebens Müh und Arbeit lichte Stunden der Kraft und des Friedens schöpfen. — Namentlich den Nöten der Jugend in ihrem Ringen nach Reinheit und Selbstzucht kommen die asketischen Gedanken liebreich zu Hilfe, zu denen sie Joseph Könn **‚Auf Höhenpfaden'** hinweist (Einsiedeln, Benziger, geb. M. 3.60).

Ein rechtes Volksbuch zu werden, das vielen zur geistigen Erhebung und Freude dient, ist Augustin Wibbelts **‚Buch von den vier Quellen'** wohl geeignet (Warendorf, J. Schnell, geb. M. 4.50). Natur und Spiel, Arbeit und Religion sind die vier Freudenquellen, auf die Wibbelt mit dem Hellblick des Dichters und dem Treublick des Seelsorgers seine Leser hinweist.

Dem selten einheitlichen Personalbunde von Religion, Kunst und Dichtung dankt Joseph Bernharts **‚Ars sacra'** ihr köstliches Gelingen. Die dritte Folge der mit gewähltestem Geschmack erlesenen und ausgestatteten Meisterbilder ist dem Rosenkranz gewidmet (Kempten, Kösel, M. 3). Bernharts tiefdringendes Begleitwort veranschaulicht nicht nur den religiösen Gehalt der Bildwerke zu andächtiger Betrachtung; es führt an Hand der Rosenkranzgeheimnisse den Geist noch weiter bis zur Erfassung der christlichen Glaubensgeheimnisse als tiefster Antworten auf letzte Fragen. — Die sämtlichen drei Folgen von ‚Ars sacra' wurden von der Verlagshandlung zu einem Bande vereinigt unter dem Namen: **Leben Jesu und Mariä** (in Prachteinband M. 12.—) — ein selten schönes Geschenkwerk! — Mehr als ein religiöses Prachtwerk älteren Stiles stellt sich **‚Das Leben Mariä'** dar, zu dem hingebungsvoll Victor Kolb S. J. einen nach der dogmatischen wie legendären Seite wohlausgearbeiteten Text, Philipp Schumacher den buntprächtigen Bilderschmuck der 48 Farbentafeln beigesteuert hat (Allg. Verlagsgesellschaft, M. 20.—, Prachtausg. M. 24.—). Das ganze Werk ist mit schönem Gelingen vorzugsweise auf erzieherische Wirkung abgestimmt, die Begleitworte auf religiösen Unterricht des Geistes, die Illustration mehr auf die Ergreifung des Gemütes. — Zunächst eine kunsthistorisch-ikonographische Absicht leitet das reichillustrierte Werk von Walther Rothes, **‚Christus'**. Des Heilands Leben, Leiden, Sterben und Verherrlichung in der bildenden Kunst aller Jahrhunderte' (Cöln, Bachem, geb. M. 10). 200 Christusbilder aus allen Zeiten und Landen sind in gegenständlicher Anordnung zusammengetragen, um darzutun, wie unerschöpflich dieser erhabenste und heiligste Stoff auch für die größten Meister geblieben ist. Auf diese hätte sich die Auswahl besser ganz beschränkt, zumal sogar auch einige bisher unveröffentlichte Bilder von Holbein und Cornelius beigebracht werden konnten, denen gegenüber man auf einen Fahrenkrog und manchen russischen Kirchenmaler gern verzichten möchte. Der Text orientiert geschichtlich und stofflich gut.

Zum Übergang zur philosophischen Literatur kann auf einige Werke verwiesen werden, die zwar in erster Linie für theologische Leser bestimmt sind, aus deren Lektüre aber auch gar mancher akademisch gebildete Laie Wissensbereicherung und religiöse Vertiefung gewinnen wird. Das bereits in dritter Auflage vorliegende Kompendium der **‚Patrologie‘** von Otto Bardenhewer (Freiburg, Herder, geb. M. 11.—) gewährt eine überaus gründliche und erschöpfende Einführung in das Gesamtgebiet der altkirchlichen Literaturgeschichte, der sich gewiß um so allgemeineres Interesse zuwenden wird, wenn erst einmal die Klassiker der religiösen Literatur in der von Bardenhewer, Weyman und Schermann vorbereiteten Neuausgabe der deutschen Kirchenväterbibliothek (Kösel'scher Verlag) vorliegen werden. Wie notwendig solche Ausgaben katholischerseits sind, beweist die stets wachsende Verdeutschung und einseitige Verwertung altkirchlicher Literaturdenkmäler von nichtkatholischer Seite. So ist erst jüngst wieder im besonders eifrigen und stets glänzend ausstattenden Diederichschen Verlag eine Sammlung von **‚Dokumenten der Gnosis‘** erschienen, herausgeg. von W. Schultz (geb. M. 9.50), die bei allem Lehrreichen und Merkwürdigen, das sie bietet, doch gerade auch auf unkritische Leser, die zur Mystik neigen, sehr verwirrend wirken kann. — Bei den mittelalterlichen Mystikern, von denen ja schon so manche mißdeutende Erneuerung vorlag, ist endlich auch katholischerseits eine verständnisvolle Neuausgabe unternommen worden in der Auswahl, die unter dem Titel **‚Deutsche Mystiker‘** in der Sammlung Kösel erscheint. Wie sehr sie einem Bedürfnis entsprach, das beweist die freudige Aufnahme, die das erste Bändchen Oehls **‚Seuse‘** gefunden hat. Eine Eckhartauslese von J. Bernhart soll bald folgen. — Den lateinlesenden Freunden der Mystik hat das verflossene Jahr eine ganz köstliche Gabe gebracht im ersten Bande der sämtlichen Werke **von Thomas a Kempis,** den M. J. Pohl mit aller kritischen Sorgfalt ediert hat (Freiburg, Herder, geb. M. 7.60 u. 8.—). Die in jeder Hinsicht mustergültig ausgestattete Ausgabe wird hoffentlich recht vielen ein Anreiz sein, so tiefeindringliche, herzgewinnende Frömmigkeit, wie sie aus dem Büchlein von den ‚Drei Zelten‘, aus den sog. ‚Brüderpredigten‘, aus dem ‚Selbstgespräch der Seele‘ spricht, in der leichtverständlichen Originalsprache auf sich wirken zu lassen.

Der geistige Weg ist nun nicht weit zu dem erfreulichsten und für weiteste Leserkreise bedeutsamen Werk, das uns die philosophische Literatur des Jahres soeben noch gebracht hat: Endres, **‚Thomas von Aquin‘,** der bekannten Kirchheimschen Weltgeschichte in Charakterbildern eingereiht (geb. M. 4.—), vermag in der Tat eine ganze geistige Welt in dem Bilde des einen beherrschenden Geistes zu umspannen. Mit dem feinsinnigen Takte des Unterscheidens, dessen der Philosophiehistoriker am allerwenigsten entbehren kann, weiß Endres in der erstaunlichen Gedankenarbeit des Aquinaten dem Ewiggültigen wie dem Zeitlichbedingten gleichermaßen gerecht zu werden und die heilige Gestalt des zu seiner Zeit keineswegs unangefochtenen Denkers gerade im vollen Lichte der geschichtlichen Wahrheit doppelt verehrungswürdig zu schildern. Daß ein Kunstkenner wie Endres auch den reichen Bilderschmuck des Bandes besonders geeignet zu wählen wußte, sei noch eigens hervorgehoben. Das Buch gehört in die Bücherei jedes philosophisch nur irgendwie Interessierten. — Sonst bleibt dem philos. Literaturbericht des Novemberheftes nicht mehr viel nachzutragen. Die Auswahl aus **Lotzes ‚Mikrokosmus‘, die Otto** Richter in den ‚Büchern der Weisheit und Schönheit‘ spendet (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, geb. M. 2.50), wird diesem feinsinnigen und konzilianten, wenn auch nicht allerwegen zu reinen Lösungen führenden Denker sicher viele neue Freunde gewinnen. — Aus philos. Einzeldisziplinen möchten wir zum Vorjahr noch nachtragen die allzubescheiden betitelten **‚Aphoristischen Betrachtungen über das Kausalproblem‘,** in denen Albert Lang, schon als Historiker des Kausalproblems bestens bekannt, eine gemeinverständliche Gesamtorientierung über dieses zentrale Wissenschaftsprinzip nach seiner systematischen, den Skeptizismus positiv überwindenden Bedeutung gibt (Cöln, Bachem, geb. M. 3.—). — Auf das weitausgreifende, wenn auch durch seinen Eklektizismus nicht eben wurzelsichere System der **Ästhetik** von Volkelt, dessen zweiten Band das letzte Jahr gebracht hat (München, Beck, M. 12.—), wird nach seiner Vollendung noch eine ausführliche Besprechung zurückkommen. Doch sei gerade dieser vorliegende Band schon jetzt zu eindringenderer Lektüre empfohlen, weil er die ästhetischen ‚Grundgestalten‘ (das Schöne und das Charakteristische, Typische und Individuelle, Erhabene und Anmutige, Tragische und Komische usw.) durch eine erstaunliche Fülle von Beispielen aus der Weltliteratur illustriert und differenziert. — Einen ähnlichen Vorzug wußte sich durch Heranziehung der tragischen Meisterwerke aller Zeiten die vortrefflich ästhetisch-ethische Spezialstudie von Albert Vögele, **‚Der Pessimismus und das Tragische in Kunst und Leben‘** zu eigen zu machen (Freiburg, Herder, geb. M. 4.60).

Ihre erste Auflage ist bereits im Maiheft 1906 des ‚Hochland‘ ausführlich gewürdigt worden.

## Kultur, Literaturgeschichte und Biographisches.

Im selben Maße, als der moderne Mensch sich für die Frage der eigenen Kultur zu interessieren begann, regte sich auch das Interesse für vergangene Kulturen stärker. Wir greifen heute mit einer gewissen leidenschaftlichen Teilnahme nach Büchern, die uns inmitten der großen Linien vergangener Zeiten auch Blicke in das intime Leben ihrer Menschen erschließen. Dies mag das Interesse erklären, das wir heute wiederum Memoirenwerken entgegenbringen und das besonders für uns Deutsche die Beachtung von Schriftstellern erzwingt, welche vorher bei uns nur wenig Leser fanden. Hierzu gehört der Franzose Stendhal-Henry Beyle, dessen Werke Eugen Diederichs in deutscher Übersetzung herauszugeben im Begriffe steht. Seine **‚Römischen Spaziergänge‘** sind kürzlich zum erstenmal in einer vollständigen Übersetzung (nach der letzten französischen Ausgabe) erschienen. Sie liegen in einem schönen Bande von 432 Seiten in Verdeutschung von Oppeln-Bronikowski und Ernst Diez vor und sind mit 24 Bildertafeln nach Piranesi geschmückt. Stendhals ‚Promenades dans Rome‘ gehören zu jenen Werken, die cum grano salis gelesen werden wollen. Der Verfasser urteilt meist sehr subjektiv, nimmt es in bezug auf tatsächliche Genauigkeit nicht sehr ernst, läßt es oft mit flüchtigen Eindrücken bewenden, gibt aber dann auch wiederum so vortreffliche und an das Geniale streifende Aperçus, daß seine Darstellung immerhin den Reiz eines persönlich originellen und eigenartigen Werkes besitzt. Ernst Diez hat diesem von vielen unter die bedeutendsten Reisewerke des 19. Jahrhunderts gezählten Buche eine kritische Würdigung vorangeschickt, die uns hier überhebt, für die Käufer und Leser des Buches ein Mehreres zu sagen. Er druckte darin u. a. auch die Besprechung ab, welche Afred von Reumont den ‚Römischen Spaziergängen‘ gewidmet hat und worin so ziemlich auch unser Standpunkt zu dem Buche zum Ausdruck kommt. Er sagt, daß es nur mit Vorsicht zu gebrauchen sei; er spricht von einem sehr leichtfertigen, zuweilen gewissenlos geschriebenen Buche, aber er nennt es doch auch amüsant, vielfach belehrend und mehr geeignet, ein anschauliches Bild römischer Verhältnisse aus der Zeit Leos XII. zu geben, als irgend ein anderes. — Ebenfalls in die Zeit Goethes und Napoleons führt uns ein Buch von A. v. Gleichen-Rußwurm **‚Geselligkeit, Sitten und Gebräuche der europäischen Welt** 1789—1900‘ (Stuttgart 1910, Julius Hoffmann), doch geht der Verfasser über diesen Zeitpunkt hinaus und beschränkt sich vielmehr auf das gesellige Leben, während bei Stendhal der Betrachtung von Kunstwerken ein breiter Raum gegönnt ist. Gleichen-Rußwurm gliedert sein Buch in vier Teile: ‚Im Zeichen der Politik‘, worin er das Leben von der Revolution bis zum Wiener Kongreß in zahlreichen Szenerien und Bildern, die durch hübsche Anekdoten unterbrochen werden, uns vor Augen rückt. Der zweite Teil, welcher die Zeit vom Wiener Kongreß bis zum Jahre 48 umfaßt, wird durch die Überschrift ‚Nationalgefühl und Romantik‘ charakterisiert. Große Belesenheit in den Briefwechseln und den Memoirwerken der Zeit ermöglichen ihm auch hier ein Bild zu geben, das sich aus scheinbaren Kleinigkeiten zu einem recht wirksamen Gemälde zusammensetzt. Der dritte Teil, welcher mit dem Berliner Kongreß abschließt und ‚Altruismus und Snobismus‘ überschrieben ist, führt uns wie die übrigen durch die Hauptkulturländer und zeigt die Zusammenhänge gewisser kultureller Eigentümlichkeiten, auch unter den verschiedensten äußeren Formen. Der als ‚Soziale Sehnsucht‘ eingeführte vierte Abschnitt zeichnet mit zum Teil guter Ironie den modernen Kosmopolitismus einerseits und die Sehnsucht nach geschlossener Kultur und sozial begründeten Anschauungen andererseits. Die Ausführungen gehen nicht in die Tiefe, sind aber im großen ganzen von einer ernsten Auffassung getragen und lesen sich äußerst unterhaltend. — Friedrich der Große, dessen Zeit noch eben in die Anfänge des vorerwähnten Buches hineinreicht, ist seit der großen abschließenden Biographie Kosers der Gegenstand zahlreicher Bücher für weitere Kreise geworden. Ist sein Wirken doch so eng mit dem Aufschwung unserer klassischen Literaturepoche verknüpft, daß Goethe von ihm sagt, er habe dem Leben der Deutschen und somit ihrer Literatur erst einen Inhalt gegeben. Es hängt auch wohl mit der eingangs erwähnten Stimmung zusammen, daß sich der Verlag Fr. Wilh. Grunow-Leipzig entschloß, die von Franz Eyssenhardt aus Friedrich des Großen Schriften getroffene Auswahl von Georg Winter, dem Biographen des alten Fritz, neubearbeitet und ergänzt in zweiter Auflage herauszugeben unter dem Titel **‚Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen‘**. Es sind zwei stattliche Bände von ca. je 600 Seiten. Alles, was den

**König** in seinem Wagen, Wesen und Wollen zeigt, ist darin mit großer Umsicht vereinigt, ohne alle Absicht der Schönfärberei, so daß ebensosehr der jugendliche Leichtsinn wie der spätere männliche Ernst, seine zeitweilige Härte nicht minder wie seine sprichwörtliche Liebenswürdigkeit zur Erscheinung kommen. Seine religiösen Spöttereien mit aufzunehmen glaubte sich der Herausgeber um so eher gestatten zu können, als er der Meinung ist, daß sie heute keinen Schaden mehr anrichten könnten, weil sie mit seinem ganzen Wesen und dem Charakter der Zeit untrennbar verbunden seien. Hierüber dürften die Meinungen wohl auseinander gehen. Die Stoffordnung ist chronologisch; sehr gewonnen hat die zweite Auflage durch die Neubearbeitung Winters, welcher den jeweiligen Abschnitten kurze geschichtliche Einleitungen vorausgeschickt. — Dem Zeitalter der Aufklärung gehört auch ein Buch an, das sich als hübsche Ergänzung zu den vorstehend aufgeführten Büchern betrachten läßt: **‚Die Mode. Menschen und Moden im 18. Jahrhundert nach Bildern und Stichen der Zeit'**, ausgewählt von Oskar Fischel, Text von Max von Boehn (München 1909, Bruckmann). Ähnlich wie bei Gleichen-Rußwurm ist auch hier das Bild möglichst international gehalten, so daß wir abwechselnd Einblicke in die Sitten der in Modefragen führenden Nationalitäten tun. Der Text sucht in gefälliger Darstellung ein möglichst vollkommenes Bild nicht nur der Verschiebungen in der äußeren Tracht zu geben, sondern zugleich auch ein Bild der Sitten und Gebräuche zu entwerfen und diese in ihrem Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen und politischen Leben zu zeigen. Aber schon allein der Bilderschmuck sichert dieser Publikation einen hervorragenden Platz in der kulturgeschichtlichen Literatur des 18. Jahrhunderts. —

Dem kulturgeschichtlichen Interesse gleichgeordnet erscheint der Trieb, auch das geistige Leben der verschiedenen Völker, wie es sich in seinen Literaturen ausprägt, möglichst vielseitig zu umfassen. Diesem Zwecke will eine **‚Weltgeschichte der Literatur'** von Otto Hauser dienen, die in 2 Bänden (Bibliographisches Institut Leipzig 1910) den ganz ungeheueren Stoff bei vorsätzlicher Berücksichtigung der sonst weniger beachteten kleineren Literaturen zu bewältigen strebt. Der Verfasser, als vielseitiger Übersetzer aus fremden Sprachen längst bekannt, zeigt in der Tat ein nicht ungewöhnliches Geschick knapper und doch nicht oberflächlicher Charakterisierung. Eine große Anzahl von Meisterwerken der europäischen Literatur kann er durch eingestreute Proben, die er selbst übersetzt hat, vorführen. In zwei mäßig starken Bänden eine lesbare Geschichte der Weltliteratur zu bieten ist eine um so schwierigere Aufgabe, wenn man, wie der Verfasser, auch noch bisher wenig beachtete Literaturen, wie die sumerisch-akadische, die vielen kleineren Literaturen Süd-, Mittel- und Ostasiens, sowie die Dialektliteraturen der verschiedenen europäischen Länder in den Rahmen mit einbezieht. Wie Hauser in der Einleitung hervorhebt, war es ihm u. a. auch darum zu tun, seine Betrachtungen von einem einheitlichen Standpunkt aus, und zwar dem der Rasse, ausgehen zu lassen. Dieser Versuch, den anthropologischen Gesichtspunkt in die Literaturgeschichte als leitenden Faktor für das Urteil einzuführen, wird nicht unangefochten bleiben. Hauser geht dabei von der Auffassung aus, daß die ‚lichte Rasse' (hohe, schlanke Gestalt, Langschädeligkeit, schwache Pigmentierung) die günstigsten Bedingungen für geniale Begabung aufweist. Natürlich sieht er, ähnlich wie Woltmann in seinen Werken ‚Die Germanen und die Renaissance in Italien' und ‚Die Germanen in Frankreich' (Jena 1907), überall da, wo irgend geniale Fähigkeiten in Erscheinung treten, germanischen Einfluß. Glücklicherweise färbt diese Auffassung auf die Darstellung so wenig ab, daß sie ihr aufgezwungen erscheint. Der Leser wird sie im einzelnen überhaupt nur bei besonderer Aufmerksamkeit entdecken. Hausers ästhetische Urteile zeigen vielerorts erfreuliche Selbständigkeit. In der Formulierung sucht er klug abzuwägen und jede einseitige Vorliebe zu vermeiden. In dem Abschnitt über das Christentum und seine frühesten Schriften erweist er sich als Schüler der modernsten Religions- und Schriftforschung. Die beiden Bände sind reichlich mit Bildertafeln ausgestattet; vielen Bildnissen begegnet man hier zum erstenmal. Zu rascher Orientierung ist das Werk recht geeignet. Es bildet gleichsam den Mittelpunkt der vom Bibliographischen Institut herausgegebenen Sammlung illustrierter Literaturgeschichten, worin bis jetzt die deutsche, französische, englische und italienische Literatur ihre Spezialbearbeiter gefunden haben. Die von Friedrich Vogt und Max Koch bearbeitete **‚Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart'** ist kürzlich in neubearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen. Sie gehört zu denjenigen Büchern, die möglichst unparteiisch der Belehrung dienen möchten und die dieses Ziel durch übersichtliche Anordnung, einfache Sprache und sachlich gehaltene Inhaltsangaben auch erreichen. Der letzte Teil, welcher die Literatur von der Reichsgründung bis zur jüngsten Gegenwart behandelt, ist jedoch schwach geraten, findet aber leicht eine gute

Ergänzung in der nunmehr in 8. Aufl. vorliegenden **‚Deutschen Dichtung der Gegenwart'** von Adolf Bartels (Avenarius, Leipzig 1910). Der große Erfolg dieses Buches ist durch die sehr geschickte, übersichtliche Gruppierung des weitverzweigten Stoffes, dann aber auch durch die solid bürgerliche und zuweilen sogar etwas sachlich nüchterne Charakterisierung der literarischen Persönlichkeiten und ihrer Werke bedingt. Bartels hat den Mut der Einseitigkeit überall da, wo er es im nationalen Interesse für notwendig hält. Seine Urteile klingen wohl der Form nach etwas altmodisch dogmatisch, aber es steht doch meist ein gesunder Sinn dahinter, so daß wir keinen Anstand nehmen, diese Orientierung über die neueste Dichtung neben der allerdings anders gearteten von R. M. Meyer als die beste zu empfehlen. Eine kurzgefaßte **‚Deutsche Literaturgeschichte'**, die er ein Volksbuch nennt, hat Eduard Engel auf Grund seines zweibändigen, früher hier besprochenen Werkes bei Tempsky & Freytag, Leipzig, erscheinen lassen. Die Art und Weise, wie er auf 370 Seiten Groß-Oktav den einfachen bildungsbeflissenen Leser durch die Geschichte der deutschen Literatur führt, beweist eine sichere Hand und einen guten Blick für das Lebendige. Die statt eines Vorwortes vorangestellten Grundfragen der Literaturgeschichte enthalten vortreffliche Gedanken über nutzvolle Beschäftigung mit Werken der Literatur, Gedanken, die sich in der Hauptsache auf Weisheitsworten Goethes aufbauen. Ähnlich wie in seinem größeren Werke hat er auch hier charakteristische Proben immer wieder eingefügt. Unter dem Streben nach Kürze, vielleicht auch allzu rascher Arbeit ist der Stil nicht immer zu voller Reinheit gediehen. 33 Bildnisse und 14 Handschriftbeilagen illustrieren den Text. — Im gleichen Verlag erschien unter dem Titel **Deutsche, Dichtung'** eine Auslese für den Schul- und Unterrichtsgebrauch von A. Sänger, die, obwohl nicht als Ergänzung der vorgenannten Literaturgeschichte gedacht, doch wohl als solche dienen kann.

Wenn der von Eduard Engel als Grundfrage der Literaturgeschichte aufgestellte Satz, daß jeder andere Zweck literaturgeschichtlicher Beschäftigung als der Genuß an der Kunst hinter diesem höchsten weit zurückstehe, an sich unwidersprochen bleiben wird, so ist doch andererseits das Interesse für die Persönlichkeiten der einzelnen Dichter, welches die literaturgeschichtliche Betrachtung weckt, nur selten aus den literarischen Handbüchern zu befriedigen. Zu diesem Zweck wird sich der einzelne immer wieder zu gesonderten Darstellungen einzelner Persönlichkeiten gedrängt fühlen. Unter den uns vorliegenden Monographien solcher Art verdient das in dritter Auflage erschienene Dichterleben **‚Walter von der Vogelweide'** von Anton E. Schönbach (Ernst Hofmann, Berlin 1910) den ihm gewordenen Erfolg. Es gibt nicht viele Bücher, die einen biographisch so wenig ausgiebigen Stoff so anregend, farbenreich und vielseitig belehrend behandeln, wie Schönbach dies hier fertig bringt. Die ganze Frage der mittelalterlichen Dichtung wird vor uns aufgerollt, die Gegner des großen Lyrikers treten in voller Lebendigkeit in den Rahmen der Darstellung. Walters innere Entwicklung wird uns an Hand seiner Dichtungen weitgehend geklärt und dem, was Schönbach in dem Kapitel ‚Walters Religion' zu sagen weiß, wird sich kaum noch Wesentliches beifügen lassen. Eine Eigentümlichkeit dieser dritten Auflage besteht darin, daß (aus der Berücksichtigung der neuen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse) die früher nach fremder Übersetzung gebotenen Dichtungsproben nunmehr von dem Verfasser selber meisterlich in das Neuhochdeutsche umgeformt worden sind. — Johann Chr. Günther hat von jeher als eine echt problematische Natur den Literarhistoriker sowohl wie den Freund echter Dichtung angezogen. Eine abschließende Biographie ist noch nicht vorhanden. So viel wertvolles Material die Studien von Enders, Litzmann und Wittich auch zutage gefördert haben, so bleibt doch noch vieles zu tun. Ja, nicht einmal das moralische Charakterbild Günthers besitzt feste Umrisse. Da ist es denn sehr zu begrüßen, daß die erste unverkürzte Ausgabe seiner Taschenbücher unlängst von Alphons Beyer unter dem Titel: **‚Johann Christian Günthers Leben auf Grund seines handschriftlichen Nachlasses** mit ergänzender Einführung und Anmerkungen von Adalbert Hoffmann' veranstaltet wurde. (Verlag Th. Weicher, Leipzig 1908.) Diese poetischen Notizbücher, die meist ein schwer leserliches Gekritzel sind, geben das erschütternde Bild eines jungen Mannes, der unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen und bei einer auf Weichheit, Sinnlichkeit und Willensschwäche angelegten Natur in einem schmerzlichen Kampf zwischen Pflicht und Wollen aufgerieben wird. Die Herausgeber des Tagebuches wenden sich scharf gegen die landläufigen Urteile über den moralischen Wert Günthers, die die Schuld seines Unglücks allein bei ihm suchen. Ist der literarische Rettungsversuch, der hier gemacht wird, auch nur zum Teil geglückt, so darf man doch erwarten, daß aus den noch ausstehenden Veröffentlichungen der ‚losen Blätter' der Breslauer Günthermanuskripte das

endgültige Charakterbild Günthers in objektiverer Klarheit heraustrete. Bis dahin wird man gut tun, mit der gedankenlosen Wiederholung der bisherigen Urteile über Günther zurückzuhalten. — Einen Beitrag zu Goethes Entwicklungsgeschichte nennt E. Menzel die nach archivalischen Quellen gearbeitete Monographie **‚Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer'**. Wohl schon mancher, der die Schilderung Goethes in ‚Dichtung und Wahrheit' wiederholt gelesen hat, wird ein Bedauern darüber empfunden haben, daß über die daselbst erwähnten, zum Teil höchst originellen Persönlichkeiten, die den Unterricht der Geschwister Goethe geleitet haben, bisher so wenig bekannt war. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß der Verfasserin des genannten Buches alte Dokumente zufielen, woraus sich für die gestellte Frage wertvolle Aufschlüsse und Winke nehmen ließen. Tatsächlich ist aus dem Dunkel der Vergessenheit eine Reihe von Namen aufgetaucht, welche dem Knaben Goethe als diejenigen seiner Lehrer geläufig waren, deren sich aber der alternde Goethe vielleicht kaum noch erinnerte, um ihr Andenken in seiner Lebensbeschreibung frisch zu erhalten. Die Verfasserin hat ihren Fund gründlich ausgenützt. Ihr beinahe 400 Seiten umfassendes Buch dürfte das Thema, soweit hier ein lebendiges Interesse in Frage kommt, erschöpft haben. — Zwei mit Goethes Leben verknüpfte Persönlichkeiten, **‚Amalie Fürstin von Gallizin'** und **‚Friedrich Leopold Graf zu Stolberg'** haben von jeher das Interesse besonders der katholischen Welt, gefunden. Die von Jansen für weitere Kreise bestimmte Biographie Stolbergs in einem Bande (Herder, Freiburg) liegt nunmehr, von Ludwig Pastor durchgesehen, in vierter Auflage vor. Sie ist ein treffliches Bild, das vor allem unserer studierenden Jugend nicht genug empfohlen werden kann. Friedrich Leopold zu Stolberg verkörpert in sich, was in jener Epoche, die durch Goethe ihren Stempel aufgeprägt erhalten, an katholischem Geist in Deutschland lebendig war. Sein edler Sinn, sein hohes geistiges Streben und sein lauterer Charakter werden allezeit auf gleichgesinnte Naturen eine begeisternde Wirkung ausüben. In der im gleichen Verlag erscheinenden Sammlung ‚Frauenbilder' hat Hanny Brentano der Fürstin von Gallizin ein Bändchen gewidmet, das bestimmt ist, die Kenntnis dieses bedeutenden Frauenlebens zum erstenmal in weitere Kreise zu tragen. Die Art und Weise, wie diese katholische Frau mit vielen ihrer bedeutenden protestantischen Zeitgenossen in voller Unbefangenheit verkehrte und durch den Adel ihrer Persönlichkeit auch ihren religiösen Überzeugungen Achtung warb, gehört zu denjenigen Erscheinungen, um die wir allen Grund haben jene hochgeistige Vergangenheit zu beneiden. — Der allzeit lebendigen Vorliebe für **‚Hölderlin'**, der als eine unerfüllte Hoffnung durch unsere Literatur ging, und vielleicht gerade dadurch um so tiefere Teilnahme gefunden hat, trägt eine hübsche Ausgabe ausgewählter Briefe, herausgegeben von Wilhelm Boehm (Diederichs, Jena 1910) Rechnung. Die Ausgabe enthält nur weniges, was nicht schon Litzmann in seiner Hölderlinbiographie (1890) mitgeteilt hätte: dennoch ist dieser schöne Band, welcher die Vorzüge der Ausgaben des Diederichsschen Verlages besitzt, eine willkommene Gabe für den Bücherfreund. Die sehr eingehende, auch stilkritisch interessante Einleitung des Herausgebers macht sie auch für denjenigen wertvoll, welcher bereits das Beste aus Litzmann kennt. Einige Briefe aus der Wahnsinnszeit sowie von den Pflegeeltern des Erkrankten sind aus weniger bekannten Publikationen mit aufgenommen. — Im Januar 1910 feierte das literarische und politische Deutschland Arndts 50. Todestag. Das Andenken dieses Mannes aufzufrischen und sich seiner Bedeutung neu bewußt zu werden, dient die in der Sammlung ‚Geisteshelden' (Hoffmann, Berlin 1910) erschienene Biographie **Arndt'** von Paul Meinhold. (Mit vier Bildern und einer Handschrift.) Es ist ein frisch geschriebenes Buch, das sich in seinen Sympathien und Antipathien eng an der Seite Arndts hält. — Gleich wie Arndt darf auch Theodor Körner von der neuerdings wieder mehr der Zeit der Freiheitskriege zugewandten Aufmerksamkeit Gewinn zu ziehen. Dr. Augusta Weldler-Steinberg (Quelle & Meyer, Leipzig 1910) hat in **‚Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen'** versucht, das Dichterleben aus seinen Briefen zu gestalten. Unediertes Material aus den Schätzen des Körnermuseums zu Dresden ist ihr dabei zustatten gekommen. Früher gedruckte Briefe wurden nur insoweit verwendet, als es die historisch biographische Kontinuität erforderte. Das Buch ist nicht nur für die Literaturforschung von Wert, es sollte dem Leben nutzbar gemacht werden, indem wir es unserer aufstrebenden Jugend nicht vorenthalten. — An die gleichen Leserkreise wendet sich die Biographie Königin Luisens: **‚Die Königin. Ein Buch aus Preußens schwerer Zeit'**, von Theodor Rehtwisch (Westermann, Braunschweig) — ein volkstümlich geschriebenes Buch, das durch hübsche Einschaltbilder auch äußerlich ein freundliches Ansehen gewinnt. — Ausgaben berühmter Briefwechsel, die weniger

eine Bereicherung biographischer Erkenntnis als unserer volkstümlichen Büchereien anstreben, tauchen so zahlreich hervor, daß wir uns hier auf allgemeine Hinweise beschränken müssen. Eine gewisse Eigenart besitzt die unter dem Titel **‚Briefe einer Kaiserin'** herausgegebene kleine Sammlung von Briefen Maria Theresias an ihre Freunde und Kinder mit zwölf Bildnissen (Verlag Curtius, Berlin), weil darin ausschließlich der mütterliche Charakter der großen Kaiserin gezeichnet werden soll. Die Briefe geben das Bild einer Frau und Mutter von echter tiefer Weiblichkeit, und sprechen über alle Konvention hinweg die Sprache des Herzens. — **‚Mozarts Briefe'** bedürfen heute keiner besonderen Empfehlung. Die von Leitzmann im Inselverlag (1910) herausgegebene Auswahl gehört zu den gefälligsten unter den mehreren, die uns die letzte Zeit gebracht hat. — Auch **‚Beethovens sämtliche Briefe'** sind nunmehr in einer billigen Ausgabe von Emerich Kastner bei Max Hesse in Leipzig erschienen. — Wer gute und zugleich literarisch wertvolle Muster des deutschen Briefstils sucht, der möge sich **‚Deutsche Freundesbriefe aus sechs Jahrhunderten'** (Julius Zeitler, Leipzig 1909) als eine vortreffliche Auswahl angelegen sein lassen. Die Briefe sind mit den besten Namen aus der deutschen Literaturgeschichte unterzeichnet, vom Jahre 1305 angefangen bis zu Anzengruber, der mit einem schnurrigen Brief der letzte ist. — Eine Parallele zu diesen Freundesbriefen sind die von Bernhard Ihringer ausgewählten **‚Frauenbriefe aller Zeiten'** (Krabbe, Stuttgart), die eine Geschichte der Frau in Briefen, als dem unmittelbarsten Ausdruck ihres seelischen Lebens, geben möchten. — Schließlich sei noch die schöne Neuausgabe in einem Bande von **‚Hellmuth von Moltkes Briefen an seine Braut und Gattin'** (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) erwähnt, sowohl die umfangreichste als auch die bedeutendste Sammlung von Moltke-Briefen. Daß wir in ihnen ein Stück deutscher Geschichte miterleben, ist nicht das Wesentliche daran. Der Hauptreiz besteht vielmehr in dem Kontrast, in dem hier eine in die öffentlichen Welthändel verstrickte Persönlichkeit sich in ihren privaten Äußerungen als eine durchaus naive, schlichte, dem einfachsten Lebensinteresse mit Ernst zugewendete Persönlichkeit enthüllt. Auch unter den erschütterndsten Ereignissen zeigt Moltke noch Teilnahme für die kleine Umwelt, die ihn gerade umgibt, und vermag er Naturstimmungen festzuhalten, wie sie sonst nur der ruhige Spaziergänger genießt. — Als ein Briefschreiber par excellence ist Theodor Fontane seit einigen Jahren in hoher Schätzung. Er selber nennt sich einmal einen ‚leidenschaftlichen' Briefschreiber, und wenn wir die Fülle dieser kleinen Meisterwerke übersehen, so muß man schon zugestehen, daß hier tatsächlich die Freude an der Sache so viel getan hat als das äußere Bedürfnis der Mitteilung. Das bestätigt die kürzlich erschienene zweite Sammlung **‚Briefe Theodor Fontanes'**, herausgegeben von Theod. Pniower und Paul Schlenther, zwei Bände (Berlin 1910). Wer die früher erschienene Sammlung der Familienbriefe kennt, wird auch diese hauptsächlich an literarische Freunde gerichtete Sammlung sich ohne weiteres zu eigen machen. Es ist kaum ein Brief darin, den man unbedeutend nennen könnte, wenn sich auch nicht alle mit den großen Fragen der Welt und der Literatur beschäftigen. Obwohl die Stimmung, in welcher die Briefe geschrieben sind, von behaglichster Philisterruhe bis zu selbstquälerischer Leidenschaft geht, ist ihnen doch ein gewisses Gleichmaß der äußeren Form aufgeprägt, so daß die Herausgeber mit gutem Recht von einer Kunstform dieser Briefe sprechen können. Sie bieten, wie das Vorwort sagt, die aparten Reize des ebenso pikanten wie gemütlichen Plaudertons, andererseits wertvolle neue Einblicke in das Leben des Dichters, in die Entstehung seiner Werke, in den Reichtum seiner Interessen an Zeit und Welt, die ihn umgeben. Aus der großen Zahl der Adressaten seien nur allgemein bekannte Namen wie Theodor Storm, Wilhelm Hertz, Julius Rodenberg hervorgehoben. Ein gutes Register erleichtert den raschen Gebrauch dieser zwei Bände. — Ähnliches gilt von **‚Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn'**, herausgegeben von Wilh. Wolters. Mit neun Bildern und einem Facsimile (Bondi, Berlin 1910). Wolfsohn, ein Deutsch-Russe, der als tüchtiger Philologe sich um die Schätzung deutscher Literatur in Rußland große Verdienste erworben hat, wird uns in Fontanes Autobiographie ‚Von Zwanzig bis Dreißig' vorgestellt. Fontane war mit ihm 1841 im Herweghklub, einem Leipziger literarischen Verein, zugleich mit Max Müller bekannt geworden. Daraus erwuchs später eine Freundschaft, die bis ans Lebensende des edlen jüdischen Gelehrten dauerte. Eine Zeitlang nahm Fontane bei Wolfsohn Unterricht in der russischen Sprache. Der hier zum erstenmal herausgegebene Briefwechsel ist nicht sehr umfangreich, aber erfreulich zu lesen, da zwei Briefschreiber sich gegenüber stehen, von denen schwer zu sagen ist, welcher der Überlegener wäre. Wenn der Herausgeber in der Einleitung in bezug auf die Behandlung des sprachlichen Ausdruckes von Wolfsohn sagt, keiner von allen

Lebenden sei den antiken Rednern so nahegekommen als Wilhelm Wolfsohn, so ist das übertrieben, doch wird man zugeben müssen, daß seine Schriftsprache eine Reinheit und Sorgfalt verrät, wie sie nur wenigen Schriftstellern heute noch eigen ist. — Schließlich sei auf den ästhetisch und literarhistorisch ausgiebigen und bedeutsamen Briefwechsel **‚Vierzig Jahre'. Bernhard von Lepel an Theodor Fontane** (1843—1883), herausg. von Eva A. von Arnim (Fontane, Berlin 1910), aufmerksam gemacht. Wie nur wenige Briefschreiber ist von Lepel dem Schaffen des Dichters beratend, teilnehmend, aufmunternd zur Seite gegangen. Für den Leser Fontanes gewinnt diese Briefsammlung stellenweise den Charakter eines äußerst schätzbaren Kommentars.

## Ältere und neuere Dichter.

Ist es ein Zufall, daß wir heute eine ganze Fülle von Neuausgaben älterer englischer Erzähler erhalten, an denen sich unsere Großeltern schon in ihrer Jugend erfreuten? Oder liegt dieser Tatsache nicht etwa eine ganz natürliche Reaktion zugrunde gegen den schwerfälligen Ernst und die quälerische Eintönigkeit, mit welcher unsere Gegenwartsromane sich immer wieder den umstrittensten sittlichen, religiösen und sozialen Problemen zuwenden? Es dürfte kaum anders sein. Unserer Erzählungskunst ist die einfache und kindliche Genialität des Fabulierens und vor allem der Humor und die reine Freude am Gestalten verloren gegangen. Das aber ist es gerade, was uns an vielen englischen Erzählern aus den ersten Jahren der viktorianischen Epoche anspricht. Charles Dickens ist der typische Vertreter dieser Richtung. Ihn hat sich daher klug berechnender Verlegersinn vor allen ausersehen zu Neuausgaben auf Grund von neuen Übersetzungen, die mit sprachlicher Sorgfalt angefertigt wurden. Hier ist vor allem die schöne Ausgabe des Inselverlags zu nennen, als deren erster Band Charles Dickens **‚David Copperfield'** vorliegt. Ihm sollen 5—6 weitere der besten Romane folgen. Was dieser Ausgabe der unsterblichen Lebensgeschichte ‚David Copperfields des Jüngeren' einen Hauptreiz gibt, ist die Illustrierung mit den verkleinerten Holzschnittbildern, welche die heute zu den größten Seltenheiten gehörende erste Heftausgabe vom Jahre 1849 schmückten. Über den Roman selbst ist wohl kein Wort zu verlieren. Wer Romane liest, soll vor allem diesen Roman gelesen haben, ehe er zu neuen greift. Die Ausstattung ist reizend: schöner, sauberer Druck auf Dünndruckpapier, das Ganze im Stil der Zeit gebunden. — Eine etwas billigere Ausgabe von **‚Charles Dickens ausgewählten Romanen und Geschichten'**, übersetzt und herausgegeben von Gustav Meyrink, bringt Albert Langen, München, auf den Büchermarkt. Als erster Band liegen die Weihnachtsgeschichten vor, die sich so ausgezeichnet zur Festgabe eignen. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß die Romane und Erzählungen von Dickens überhaupt so geartet sind, daß wir sie ohne Besorgnis auch unserer heranwachsenden Jugend auf den Weihnachtstisch legen können. Sie vermitteln Lebenseinsicht ohne alle Gefahr für das kindliche Gemüt und geben doch keine idealen Zerrbilder, welche das Phantasieleben ungesund berühren und zu lebensfremden Anschauungen erziehen. — Wie Dickens, so ist auch Thackeray wieder in einer schönen, großen Ausgabe zu dem Mann des Tages geworden. **Thackerays gesammelte Werke** (Verlag Georg Müller, München) dürften sich heute nicht mehr in vielen Familienbüchereien befinden und doch verdienen sie dort eher einen Platz als die meist gelesenen Gegenwartsromane, die sich in bezug auf Kenntnis des wirklichen Lebens und feiner satirischer Beleuchtung desselben mit diesem urwüchsigen Engländer nicht messen können. Thackeray ist weniger gefällig als Dickens, aber in der Wahrheit seiner Zeichnungen und in der feinen Kunst ironischer Beleuchtung steht er ihm voran. Der in der genannten Ausgabe in drei Bänden erschienene **‚Eitelkeitsmarkt'** gehört jedenfalls zu den urwüchsigsten Schöpfungen der Romanliteratur, doch setzt er reifere Lebenserfahrung und Menschenkenntnis zum vollen Genuß voraus. Die ganze, schön ausgestattete Ausgabe wird 12 Bände umfassen. — Daß bei dieser Auffrischung älterer Erzählungsliteratur auch unsere eigenen Erzähler nicht zu kurz kommen, dafür mag als kleine Probe die reizende Ausgabe von Jean Paul ‚Dr. **Katzenbergers Badereise'** mit fünf Radierungen von Hans Alex. Müller (Verlag Zeitler, Leipzig 1910) angeführt sein. Diese Novelle des großen deutschen Humoristen gehört zu seinen geschlossensten Schöpfungen. Was auch immer an barocker Lustigkeit und ingrimmigem Humor bei den genannten englischen Erzählern angetroffen werden mag, diese Jean Paulsche Novelle hat es den Engländern vorweg genommen und gibt es in einer dem deutschen Gemüte adäquateren Form. Hätte dieser deutsche Humorist den bei den Engländern so stark entwickelten Sinn für das wirkliche Leben besessen, er würde ihnen vielleicht auch heute noch an universeller Wirkung gleichstehen. Der vorliegende künstlerisch ausgestattete Neudruck erhält einen besonderen Wert durch die ganz reizenden Radierungen, in denen wirklich ein kongeniales Einleben in die

Gestaltenwelt dieser Novelle mit ihrem Gemisch von starkgeistigem, aber immerhin anständigem Zynismus und spukhafter Romantik sichtbar wird. — Die **‚Bibliothek wertvoller Novellen u. Erzählungen‘**, welche Professor Otto Hellinghaus im Herderschen Verlag herausgibt, ist neuerdings um vier weitere Bände bereichert worden, so daß im ganzen acht Bände vorliegen. Sie sollen besonders der heranwachsenden Jugend die Kenntnis unserer besten Erzähler vermitteln, und zwar durch solche erzählenden Stücke, die man ohne Bedenken auch Unreifen in die Hand geben kann. Von den aufgenommenen Erzählungen seien besonders genannt: Otto Ludwig, ‚Zwischen Himmel und Erde‘ und die ‚Heiterethei‘, Jos. von Eichendorff, ‚Das Marmorbild‘, Hauff, ‚Das Bild des Kaisers‘, Brentano, ‚Die mehreren Wehmüller‘, und Stifter, ‚Der Hochwald‘ und ‚Das Heidedorf‘. Außerdem sind vertreten: Gerstäcker, Jakob Frey, E. Th. A. Hoffmann und Hebbel. Man sieht, die Auswahl ist nicht engherzig und sucht tatsächlich das Beste vom Guten zu bringen. — Eine ähnliche, aber billigere Sammlung veranstaltet der Aschendorffsche Verlag unter dem Titel **‚Unsere Erzähler‘**. Es sind besonders für Volksbibliotheken sehr empfehlenswerte kleine Bändchen, ähnlich den ‚Wiesbadener Volksbüchern‘, zum Preise von 25 Pfg. Von der Bandausgabe liegt jetzt der 7. Band vor. Doch schöpfen sie im Gegensatz zu dem Herderschen Unternehmen ihren Inhalt auch aus der Gegenwartsliteratur, ähnlich dem Sammlungsunternehmen **‚Meisternovellen neuerer Erzähler‘** (Hesses, Verlag, Leipzig), dessen 8. Band zu Weihnachten fertig wurde. Er enthält u. a. Beiträge auch von Handel-Mazzetti und Paul Keller, die einleitend sehr warm gewürdigt werden. — Die neue Ausgabe von Balzacs **‚Menschlicher Komödie‘** (Inselverlag, Leipzig), von Hugo von Hoffmannsthal, einem großen Verehrer des französischen Erzählers, eingeleitet, ist mit dem 12. Band zum Abschluß gediehen. Obwohl die Übersetzung der einzelnen Romane in verschiedenen Händen lag, ist doch ein gewisser gleichmäßiger Stil gewahrt, so daß auch der des Französischen Unkundige diese ungeheure Erzählerleistung nunmehr ohne allzu große Beeinträchtigung ihrer literarischen Qualitäten lesen kann. Daß jedoch Balzac nicht einfach als Unterhaltungsschriftsteller genommen werden darf, geht wohl schon aus der Tatsache hervor, daß seine Werke dem römischen Index verfallen sind. Von den großen literarischen Einwirkungen, die von ihm ausgingen, soll, wie schon früher angekündigt, in dieser Zeitschrift noch ein besonderer Artikel handeln. — Vielleicht ist hier die richtige Stelle, um auch kurz der Übersetzung eines anderen fremdländischen Werkes zu gedenken, das zurzeit viel beachtet wird, da sein Verfasser zu den dichterischen Notorietäten (der Ausdruck ist vielleicht hier am Platze) gehört. **‚Vielleicht, vielleicht auch nicht‘** nennt Gabriele d'Annuncio seinen neuesten Roman, dessen vortreffliche Übersetzung im Inselverlag erschienen ist. Er führt uns in die Welt der Luftdurchsegler, der Aeroplansportmen; doch werden wir damit nicht aus der tiefen Niedrigkeit des Sinnenlebens symbolisch etwa in geistige Höhen erhoben. Trotz der blendenden Diktion und unverkennbar großen Schilderungskunst ist in diesem Werke alles dekadent, ja man darf sagen, pervers. Wenn man bedenkt, daß dieses Buch in seiner Heimat wieder Riesenerfolge erzielen wird, so soll man nicht vergessen, daß es auch die Heimat eines so großen Erzählers wie Fogazzaro ist, dessen edle und keusche Kunst jedoch nicht dieses Hintergrundes bedarf, um erst geschätzt zu werden. — Von den Werken neuerer Erzähler, die die Beachtung unserer Leser verdienen, nennen wir nur: Hesses neuen Roman **‚Gertrud‘** (Albert Langen, München 1910), Paul Keller, **‚Die fünf Waldstädte‘** (Allg. Verlagsges., München), Joseph August Lux, **‚Amsel Gabesam‘** (Reißner, Dresden), Scharlau, **‚Meister Augustin‘** (Herder, Freiburg), Anton Schott, **‚Notwebers Gabriel‘** (Habbel, Regensburg), Hanny Brentano, **‚Aus dem Baltenlande**, Erzählungen und Skizzen (ebenda), Jakob Boßhardt, **‚Früh vollendet‘**, Novellen (Hesse, Leipzig), E. v. Handel-Mazzetti, **‚Erzählungen‘** (Thum, Kevelaer), Luis Coloma, **‚Boy‘** (Herder, Freiburg). Es sind durchgängig Werke, die wir je nach dem literarischen Geschmack empfehlen können. Der neue Roman von Klara Viebig, **‚Die vor den Toren‘** (Fleischel & Co., Berlin), bedeutet kein Aufwärts bei dieser Erzählerin. Wenn auch da und dort die alten Qualitäten durchblicken, so ist diesmal doch der Stoff (zum Teil Berliner Vorstadtmilieu) wenig geeignet gewesen, die Verfasserin mitzureißen.

## Bildende Kunst.

So sehr gerade die Betrachtung christlicher Kunst sich mit einem tiefen Einfühlen in die inneren Stilelemente verbinden muß, um stets das wirklich und lebendig Christliche von dem nur traditionell Gewohnten unterscheiden zu können, ebensosehr muß man sich aber auch vor einem nur gefühlsmäßigen Ästhetisieren auf diesem ernstesten Gebiete der Kunst hüten. Für den Lernenden aber ist die Hauptsache der sachliche

Unterricht und die klare Gliederung des Wissenstoffes, dazu die Schulung eines unparteiischen historischen Sinnes. Wenn daher das **‚Lehrbuch der christlichen Kunstgeschichte‘** von Beda Kleinschmidt (Paderborn, Schöningh, geb. M. 11.20) auch auf Wärme und Lebhaftigkeit des Einfühlens verzichtet und den Stoff schematisch leidenschaftslos, selbst trocken zergliedert, so wird es doch seiner Aufgabe, die Studierenden, besonders Theologen, für die die christliche Kunstgeschichte immer noch mit ein paar Kapiteln in der Kirchengeschichte erledigt wird, in das ganze weite Gebiet einzuführen, vollkommen gerecht. Wer, wie auch wir, die größere christliche Fülle einzelner Stilperioden mehr hervorgehoben finden möchte, der muß bedenken, daß wir immer noch an den äußerlichen, für die Kunstpraxis verhängnisvollen Stilbevorzugungen leiden, und wird auch aus diesem Grunde dem Leitsatze Kleinschmidts zustimmen, daß ‚es nicht Sache des Kunsthistorikers sei, in einem Lehrbuche für diesen oder jenen Stil Propaganda zu machen; ihm liegt es nur ob, die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Stilarten objektiv zu zeichnen‘. Die Kunstzweige sind getrennt jeweils kurz bis in die Gegenwart herein behandelt, einen besonders großen Raum nimmt, entsprechend den speziellen Lehrzwecken, das Kunstgewerbe und die kirchliche Innenkunst ein; ein eigener schätzbarer Abschnitt über Symbolik und Ikonographie schließt sich an, so daß in klaren Übersichten mit 308 Abbildungen eine allseitige Orientierung geboten ist.

Von Einzelmonographien, in denen das gesamte Werk eines Künstlers wiedergegeben ist, liegt dieses Jahr als wohl schönstes und größtes das Gesamtwerk **Edward v. Steinles** vor, herausgegeben von seinem Sohne Alfons M. v. Steinle (Kempten, Kösel, 22 M.). Über diese Gesamtausgabe, die in drei Abteilungen zuerst die religiöse Kunst, dann die weltliche Kunst und schließlich noch die monumentalen Arbeiten und Entwürfe enthält, insgesamt in 708 Abbildungen, wird als über ein Hauptdokument des nazarenischen und christlichen Kunstschaffens im neunzehnten Jahrhundert in ‚Hochland‘ noch ausführlicher zu reden sein. — Der 16. Band der ‚Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben‘ enthält **‚Andrea Mantegna‘** des Meisters Gemälde und Kupferstiche in 300 Abbildungen. Dieser Band ist äußerlich der schönste, da in ihm, eine sehr schätzenswerte Neuerung, die Bilder auf mattes, gelbliches Papier gedruckt sind, wodurch sie eine tonige Weichheit gewinnen; aber auch innerlich einer der gehaltvollsten durch den starken Realismus und die sonore Stilistik Mantegnas, die Kunst eines gewaltsamen Geistes, dessen Formensprache mächtig aus dem Quattrocento heraustönt und sich in die Stilwellen der folgenden Jahrhunderte weiterpflanzt. Fritz Knapp legt in seiner klar gefaßten Einleitung das Hauptgewicht auf die realistische Vervollkommnung von Mantegnas Kunst, die fortschreitende Lösung des Raumproblems. An den herben und strengen Linien des Kupferstechers Mantegna hat sich Dürer geschult. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 8 M.) — Eine typische Gestalt des österreichischen und Wiener Künstlertums, **‚Rudolf von Alt‘**, wird von Arthur Roessler in der ausführlichen, hauptsächlich biographisch gehaltenen und mit Briefen belegten Einleitung zu einem Bande mit 172 Bildertafeln nach seinen Gemälden und Zeichnungen geschildert. Der Künstler, dessen Lebenszeit sich von 1812—1905 erstreckt und der demnach das ganze Kunstgehaben seines Jahrhunderts miterlebte, das in der Wiener Sezession am Ende einen Höhepunkt erreichte, ist sich in seinen kleingearbeiteten, feinen Schilderungen von Landschaften und mit Vorliebe Architekturen, z. B. dem geliebten Stephansdom, im Grunde immer gleich geblieben, trotzdem er selbst noch Mitglied der Sezession war. Eine liebenswürdige Wiener Kunst, in manchem eine Fortsetzung Waldmüllers, die das Kunstleben seiner Zeit angenehm ergänzt und bereichert. (Wien, Karl Gräser, 10 M.)

Eine Reihe von Monographien unter dem Sammeltitel ‚Meisterbilder in Farben‘, Übersetzungen eines englischen Unternehmens, belehrt über alte und moderne Maler. Jedes der Bändchen, von denen **‚Fra Anngelico‘, ‚Botticelli‘, ‚Rembrandt‘, ‚Tizian‘, ‚Turner‘ ‚Whistler‘** u. a. vorliegen, enthält acht farbige Bilder und einen gut unterrichtenden Text, der allgemein verständlich und anregend gehalten ist. Den Text zu ‚Rembrandt‘ hat der alte holländische Maler Jos. Israels geschrieben. (Berlin, Verlag Harmonie, je 2 M.)

**‚John Flaxmans Zeichnungen zu Sagen des klassischeu Altertnms‘** sind, etwa auf die Hälfte verkleinert, zum erstenmal in einem hübschen Bande vereinigt, der auf 143 Blättern nun die Umrisse zu Hesiod, Homer und zu den Tragödien des Äschylos enthält. Die klassizistisch kühlen Blätter, die doch viele, von Goethe in einer Rezension teilweise einzeln gedeutete Vorzüge haben, feiern hier jedenfalls nicht bloß eine künstliche Auferstehung als Andenken an die Kunstphilologie Winckelmanns, sondern versinnbilden uns auch heute noch etwas vom klassischen Geiste, wenn wir ihn nun auch in einem kräftigeren Körper suchen. (Leipzig, Inselverlag, 5 M.)

Eine sehr dankenswerte und in ihrer Methode teilweise neuartige Schulung des historisch-ästhetischen Sinnes versucht das mit 414 Abbildungen und einer farbigen Tafel ausgestattete Buch **'Sehen und Erkennen**, eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung' von Paul Brandt. Die Betrachtung erstreckt sich über folgende teils mehr historisch, teils mehr nach formalen Gesichtspunkten geordnete Gegenstände: Baukunst, architektonisch-plastische Werke der dekorativen Kunst, Plastik, Malerei (und Plastik), Einordnung in einen gegebenen Rahmen, die Kunst südlich und nördlich der Alpen, Germanische Kunst, das Bildnis, die Historie in der Kunst, das Landschaftsbild, die deutsche Romantik, die Natur und der Mensch, Licht- und Luftprobleme. Die zu betrachtenden und vergleichenden Bilder stehen mit ihren Texten immer für einen Blick übersehbar beisammen. Diese bringen auf knappem Raum eine Menge Wissensmaterial und Fingerzeige auf Vergleichspunkte. Die Hauptgesichtspunkte ließen sich indes noch prinzipieller und dadurch einzelnen Kunsterscheinungen gegenüber kritischer herausheben. Jedenfalls leistet das Buch aber der unmittelbaren Kunstbetrachtung gute Dienste. (Leipzig, Ferdinand Hirt, 5 M.)

Von künstlerischem Anschauungsmaterial sei an erster Stelle **'Das katholische Kirchenjahr in Bildern'** genannt, das, herausgegeben unter Mitwirkung der Katechetenvereine von München und Wien von Ulrich Schmid, einen guten Gedanken in schöner Form vorführt (Leipzig, Seemann). Von dem auf 60 Tafeln großen Formates in Ton- und Farbendruck berechneten Mappenwerk, für dessen Blätter auch Wechselrahmen geliefert werden, liegt zunächst der Weihnachtskreis mit 16 Tafeln vor (5 M.), worunter vier farbige sind, nämlich 'Geburt Christi' von Botticelli, 'Steinigung des hl. Stephanus' von Francesco Francia, 'Anbetung der hl. drei Könige' von Dürer und 'Sposalizio' von Raffael, diese wie auch die übrigen Tondrucke, z. B. 'Jüngstes Gericht' von Cornelius, 'Moses' und 'Prophet Isaias' von Michelangelo, 'Jesus und der Hauptmann von Capharnaum' von Paolo Veronese u. a., mit der bei den Publikationen dieses Verlags bekannten Sorgfalt hergestellt. Die paar Nazarenerbilder sind zweckentsprechend, wenn auch künstlerisch nicht gleichgewichtig. An Bedürfnis für das schöne Anschauungsmaterial wird es nirgends fehlen. — Die bekannten Kunstgaben des Verlages von Jos. Scholz in Mainz sind wieder um zwei schöne Hefte **'Steppes'** und **'Kalckreuth'** vermehrt worden. Beide Hefte, wie indes auch die früheren, sind, unbeschadet ihrer inhaltlichen Güte, auch dem allgemeineren Geschmack angepaßt und deshalb als Geschenk immer am Platze. — Das Erscheinen eines großen, auf 10 Lieferungen angelegten **Anselm-Feuerbach-Werkes**, von dem die ersten Lieferungen je mit acht Blatt Abbildungen vorliegen, sei einstweilen angezeigt (München, Hanfstaengl, jede Lieferung 2,50 M.). Das Werk mit guten, großen Tondrucken nach Bildern und Studien wird am Schluß durch eine biographische Einführung abgerundet und wird dann eine würdige Ehrung eines der größten deutschen Künstler des letzten Jahrhunderts darstellen.

## Natur- und Länderkunde.

Mit der Enttäuschung über den Halleyschen Kometen ist hoffentlich nicht auch das allgemeinerwachte Interesse für die edle Wissenschaft der Astronomie wieder zurückgegangen. Besitzen wir doch gerade in dem zweibändigen Prachtwerk **'Himmel und Erde'** von Plaßmann, Waagen, Kreichgauer und van Bebber (Allg. Verlagsgesellschaft, geb. M. 30.—) ein ganz ausgezeichnetes Mittel, dieses Interesse zu fesseln und zu vertiefen; und durch den zweiten Band 'Unsere Erde' ist ja auch dafür gesorgt, daß sich dies Interesse nicht allein in den fernen Sternenwelten verliert. — Wer dorthin dem Kometenflug noch des spezielleren folgen will, findet eine zuverlässige Darstellung des Wissenswerten in einer neuesten Vereinsschrift der Görresgesellschaft über **'Die Kometen'** von J. Plaßmann (Cöln, Bachem, brosch. M. 1.80). — Noch im vorigen Jahr wurde an dieser Stelle der Mangel an gemeinverständlichen Gesamtdarstellungen der Biologie beklagt. Unterdes ist dem vielfältig abgeholfen worden. Am großartigsten angelegt ist die zoologische Biologie, zu der sich Hesse und Doflein zusammengefunden haben: **'Tierbau und Tierleben'** (Leipzig, Teubner, 2 Bde., gebunden M. 40.—). Auf dieses in mancher Hinsicht epochemachende Werk muß im 'Hochland', sobald es vollendet vorliegt, ausführlicher eingegangen werden. Von dem bisher erschienenen ersten Band Hesses über 'Das Tier als selbständiger Organismus' sei schon jetzt gesagt, daß er über das Maß dessen, was man bisher von einer populären Darstellung gewohnt war, textlich und illustrativ weit hinausgeht. Wer den Inhalt dieses Buches wirklich inne hat, könnte wohl hie und da manchen Fachmann beschämen. Gerade auf seinem Spezialgebiet (Bau und Funktion der tierischen Sinnesorgane) geht Hesse viel zu weit ins einzelne und ist ohne Vorkenntnisse kaum verständlich. Aber als allgemeines und gründliches Nachschlage- und Anschauungswerk wird dieses

glänzend ausgestattete Buch für geraume Zeit an erster Stelle bleiben. Theoretisch verficht es die Deszendenztheorie ohne jede Einschränkung, in der Vitalismusfrage ist es zurückhaltender. — Zur Überraschung für viele hat P. Wasmann einen gleichgesinnten Fachgenossen zum Mitkämpfer erhalten in dem Wiener Zoologieprofessor K. C. Schneider durch dessen Werk **‚Die Grundgesetze der Deszendenztheorie** in ihrer Beziehung zum religiösen Standpunkt' (Freiburg, Herder, geb. M. 7.80). Schneider ist Anhänger der Deszendenztheorie auch hinsichtlich der Herkunft des menschlichen Körpers, während er für den menschlichen Geist unbedingt an der Unvergleichlichkeit mit der Tierseele festhält. Gerade aus der näheren Untersuchung der Onto- und Phylogenese gelangt Schneider auch zu einer unbedingten Anerkenntnis einer besonderen Lebenskraft (‚Vitalenergie') als des eigentlich treibenden Faktors in der Entwicklung, mithin zur entschiedenen Bekämpfung des Darwinismus im engeren Sinn und zur Verfechtung einer teleologischen Weltansicht. Im philosophischen Endresultat bleibt das Werk nicht selten unklar, in der selbständigen, beherrschenden Überschau der Tatsachen ist es sehr bedeutungsvoll und hoffentlich der Vorbote einer allgemeineren Abwendung gerade der Naturwissenschaftler vom Materialismus. — Den im Vorjahr vermißten gründlichen und doch gemeinverständlichen, dabei theoretisch einwandfreien Gesamtüberblick des biologischen Wissens dürfen wir mit Zuversicht erwarten von P. H. Muckermann S. J. **‚Grundriß der Biologie'**, dessen erster sehr gut und selbständig illustrierter Band bereits vorliegt (Freiburg, Herder, geb. M. 4.60). Das Gesamtthema als ‚Lehre von den Lebenserscheinungen und ihren Ursachen' bestimmend, mithin eine rein empirische Behandlung von vornherein ausschließend, behandelt der erste Band — vier weitere sind vorgesehen — mit reichem, im ganzen auch ausgeglichenem Einzelwissen die ‚Allgemeine Biologie' und ihre wichtigsten Hypothesen. Hie und da ist wohl noch ein zu großes Maß naturwissenschaftlicher Kenntnisse beim Leser vorausgesetzt und ihm zuviel Entscheidungsfähigkeit in strittigen Fragen zubemessen. Künftige Auflagen werden gewiß dem begrüßenswerten Werke auch hierin die volle Abrundung bringen. — Neben der vornehm mit dem Mikroskop arbeitenden allgemeinen Biologie wird die mit unbewaffnetem Auge das Tierleben beobachtende Naturkunde der höheren Arten stets besonders viele Liebhaber finden. Es wurde bereits im Februarheft 1910 des ‚Hochland' ausgeführt, wie wertvolle neue Hilfsmittel hierzu aus den photographischen Tierstudien erbracht werden. Das glänzendste Sammelwerk dieser Art, die **‚Lebensbilder aus der Tierwelt'** von Meerwarth und Soffel (Leipzig, R. Voigtländer, geb. je M. 14.—) legt nunmehr, sich endgültig auf die europäische Tierwelt beschränkend, bereits den zweiten Band aus der Vogel- und aus der Säugetierserie vor, deren jede mit einem dritten zum Abschluß gelangen wird. Diese Art der Tierkunde enthält zugleich auch ein wertvolles Stück Heimatkunde.

An der Spitze der diesjährigen Reiseliteratur wird voraussichtlich Sven Hedins neues Werk **‚Zu Land nach Indien'** (F. A. Brockhaus, Leipzig) marschieren. Es enthält den sehr ausführlichen, spannend zu lesenden Bericht einer Reise, die der kühne Forscher vom Oktober 1905 bis Mai 1906 über Batum, Erzerum, Tabris, Teheran, durch die großen Salzwüsten des Kewir bis nach Belutschistan ausführte. Die Erforschung des nördlichen Persien, insbesondere der seltsamen Salzwüsten war der Hauptzweck. Diese Kewir genannten Salzwüsten waren bisher nur von wenig Forschern besucht und nie in der Weise, wie es nunmehr Sven Hedin tat, durchquert worden. Die großen Schwierigkeiten und Strapazen, die damit verbunden sind, nicht minder die Gefahren der zum Teil unwegbaren Bodenverhältnisse machen die Expedition zu einem bedeutenden Wagnis. Denn die Kewir ist eigentlich, wie Hedin sagt, ein maskierter unterirdischer See, dessen Wasserspiegel ungefähr zwei Dezimeter unter der aus Salz, Kalk, Sand ꝛc. bestehenden Bodendecke liegt, deren Tragfähigkeit mit Ort und Zeit wechselt. Streckenweise ist er sogar nur salzhaltiger Schlamm, in dem kein Fortkommen möglich ist. Mit großer Umsicht und Ausdauer hat Hedin den verzweifeltsten Situationen die Stirne geboten und ist Sieger geblieben. Bis in das öde, trostlose Belutschistan drang er vor, in dem er zum Schluß noch durch verpestetes Land reisen mußte. Unsere Kenntnis Persiens hat durch diese Reise viel gewonnen und die im Phantasiegenuß solcher Wagnisse schier unersättliche europäische Leserwelt ist um ein Werk reicher, das sich dem ‚Transhimalaja' des Verfassers in jeder Beziehung ebenbürtig zur Seite stellt. — Nach Asien führt uns auch ein Reisewerk, das **‚Des Prinzen Arnulf von Bayern Jagdexpedition in den Tian-Schan'** (Oldenbourg, München) zum Inhalt hat. Prinz Arnulf von Bayern ist bekanntlich am Schluß seiner Reise durch eine Influenza hinweggerafft worden. Sein Reisetagebuch und eine große Reihe von Briefen, welche mit gewissenhafter Exaktheit die Erlebnisse dieses fürstlichen Jagdaus-

fluges festhielten, waren ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit gedacht. Aber die Expedition bewegte sich in einem bis jetzt streckenweise noch gar nicht bekannten Land, so daß die Veröffentlichung ihrer Resultate ein wertvoller Beitrag zur Länderkunde ist. Das Verdienst der Veröffentlichung hat Therese Prinzessin von Bayern, welche das Buch nach den täglichen Aufzeichnungen und nach den Briefen des Prinzen zusammenordnete. Mit großer Gewissenhaftigkeit hat sie die Daten der Reise festgestellt, die Ergebnisse nachgeprüft und überall da, wo sie, um den Zusammenhang herzustellen, Zusätze machen mußte, dies hervorgehoben. So liest sich der Reisebericht, ohne daß man die Schwierigkeiten der Entstehung bemerkt. Ungemein reich ist die Zahl der Bilder, die zum erstenmal dem Europäer einen Blick in das bereiste Gebiet des nordwestlichen Zentralasien gewähren. Sie werden ergänzt durch die trefflichen Naturschilderungen, in welchen mehr als anderwärts die Poesie des Reisens und Wanderns zum Ausdruck gelangt. — Wie diese Kunst der Reiseschilderung sich literarisch spiegelt, tut uns das Buch ‚**Die weite, weite Welt**‘, bunte Bilder von deutschen Reisen, herausgeg. von Hans Dobenek (Zeitler, Leipzig 1910) dar. Der Verfasser gibt eine Anthologie vom Besten, was wir seit der Entdeckung der Landschaft durch die Romantik in deutschen Reisewerken und Briefsammlungen besitzen. Es sind alles abgerundete kleine Bilder, in denen nicht nur die Individualität ihrer Verfasser, sondern, was vielleicht mehr ist, die Eigenart der gesehenen Landschaften zu glänzender Erscheinung kommt. Die Sammlung wird eröffnet durch eine Schilderung von George Forster und schließt mit Fontane. Namen, wie Goethe, Stollberg, Chamisso, Pückler-Muskau, Gregorovius, Riehl seien hier hervorgehoben. Baron von Hübner wäre vielleicht nicht zu vergessen gewesen. Das Buch ist hübsch ausgestattet und ein schönes Geschenk für alle Naturfreunde. — Die zunehmende Teilnahme unserer Zeit für die Ergebnisse der naturkundlichen Forschung prägt sich auch in dem großen Angebot von Büchern aus, die sich eine gemeinverständliche Darstellung für weitere Kreise zur Aufgabe machen. Unter den astronomischen Werken dieser Art ist das Buch von Dr. Jos. Pohle ‚**Die Sternenwelten und ihre Bewohner**‘ (Bachem, Köln 1910) neuerdings in 6. Auflage erschienen, ein Beweis, wie glücklich der Verfasser sich dem Verständnis weiterer Kreise anzupassen wußte. Der Verfasser nennt es eine erste Einführung in die moderne Astronomie. Die Verbindung von Geschichte, Theorie und philosophischer Spekulation geben ihr den einzigartigen Charakter, der sie unterscheidet von Simon Newcombs ‚**Astronomie für jedermann**‘. Eine allgemein verständliche Darstellung der Erscheinungen des Weltalls, bearbeitet von Professor Schorr und Dr. Graff, 2. Auflage (Fischer, Jena 1910), bei welcher die physikalische Erklärung der Himmelsmechanik im Vordergrund steht. Auf diesem Gebiet dürfte allerdings dieses berühmte Werk nicht leicht zu übertreffen sein. Das spricht sich schon in der Tatsache aus, daß zwei hervorragende Gelehrte der Hamburger Sternwarte sich der Vorbereitung dieser deutschen Ausgabe zur Verfügung stellten. Das Buch ist gleich wie das vorgenannte reich illustriert; schematische Zeichnungen kommen dem Verständnis des Textes zu Hilfe. —

## Jugendschriften.

Wenn die Anschauungen über die Jugendschriften heute auch bei weitem nicht mehr so auseinandergehen, wie vor Jahren, so sind wir doch noch von einem gewissen common sense weit entfernt. Schon der noch immer nicht zur Ruhe gekommene Streit über jene Literatur, die den Abenteuertrieb des Kindes zum Mittelpunkt ihrer Berechnung macht, könnte es zweifelhaft erscheinen lassen, ob eine Publikation wie James Fenimore Coopers ‚**Lederstrumpferzählungen in der ursprünglichen Form**‘, übersetzt und bearbeitet von K. Federn (Paul Cassirer, Berlin 1909 u. 1910), die Sympathien verdient, auf welche die Herausgeber zu rechnen scheinen. Aber vielleicht ist gerade die Betrachtung dieses Werkes ebenso, wie die des Robinsonbuches von Defoe geeignet, uns über Wert und Unwert solcher exotischen Jugendbücher Klarheit zu bringen. Es ist kein Zweifel, wohin sich die Wage der Entscheidung neigt, wenn wir uns nur erst die Mühe eines wirklichen Vergleiches nehmen. Die Erfinder dieser Literaturgattung waren keine Phantasten, keine Abenteurer am Schreibtisch, sie fußten auf dem Boden des wirklichen Lebens und tatsächlicher Ereignisse. Die fünf Erzählungen Coopers sind nichts als eine Folge von Episoden aus der großartigen Geschichte der nordamerikanischen Kolonisation und des Existenzkampfes und der Vernichtung der roten Rasse. Die Gestalt ihres gemeinsamen Helden, Lederstrumpf genannt, ist nur das äußere Bindeglied. Doch gibt sie für denjenigen, welcher sämtliche Erzählungen im Geiste vorüberziehen läßt, einen Anhaltspunkt, um den Ablauf des tragischen Geschicks jener Indianerstämme rein zeitlich zu messen. Weit entfernt also, in diesen Indianerromanen (Der Wildtöter, Der letzte Mohikaner, Die Prärie, Der Pfadfinder, Der Ansiedler) phantastische Bilder exoti-

scher Räuberromantik zu finden, haben wir es vielmehr mit historischen Erzählungen zu tun, und wie die Geschichte werden auch sie nicht nur das Urteil bilden, sondern auch das sittliche Gefühl klären und kräftigen. Die Ausstattung dieser Ausgaben bedeutet in ästhetischer Hinsicht einen erfreulichen Fortschritt auch in der Jugendschrift. Der billige Preis wurde nur dadurch ermöglicht, daß eine Luxusausgabe von Slevogts Steinzeichnungen zum Lederstrumpf zum Preise von M. 600.— vorausgegangen war, welche den größten Teil der Kosten der von diesem Künstler gezeichneten Initialen deckte. — Für unsere männliche Jugend hat sich die historische Erzählung noch als die beste, weil nutzbringende Anregung der Phantasie bewährt. Dieser Einsicht liegt wohl auch die **,Sammlung von Volks- und Jugendschriften aus allen Zeiten und Ländern'** zugrunde, welche der Verlag Bachem in Köln herausgibt. Sie ist bis jetzt auf acht Bände gediehen, von denen die letzten drei: Hennes, ,Der Sieger', Hollmut, ,Robert von Saverny' und Schott, ,Der letzte Richter' uns in die Zeiten des ersten Christentums, der Kreuzzüge und in das 19. Jahrhundert führen. Die Darstellung ist besonders in den beiden letzten Bändchen belebt und farbenreich und mit der Unterhaltung wird eine Fülle kulturgeschichtlichen Stoffes vermittelt. — Ähnliches gilt von dem sehr schön illustrierten Buch **,Helden vom Stegreif: Die letzten Tage der Burg Tannenberg'** von Karl Henkelmann (Hirth & Sohn, Leipzig). Es schließt sich eng an die geschichtliche Überlieferung an, welche die spärlichen Reste der Burg Tannenberg an der Bergstraße im Hessenlande umspinnt. — Die hier schon wiederholt empfehlend genannte **,Mainzer Volks- und Jugendbücherei'** ist um drei Bände bereichert worden, die ihren Stoff ebenfalls der Geschichte entnehmen. Lobsiens **,Pidder-Syng'** schildert den Freiheitskampf der Sylter gegen die Dänen und Festlandsritter, der unter Pidder-Syng in Seeraub und Seekampf ausartet. Kotzde, der Herausgeber der Sammlung, gibt in der Erzählung **,Stabstrompeter Kostmann'** die Erlebnisse eines schlichten märkischen Musikers und Helden, nach dessen farbenreichem Tagebuch. Gustav Falke, dem die Sammlung schon einen früheren Band (,Drei gute Kameraden') verdankt, bietet hier in der Gestalt des **,Claus Bärlappe'** die Erlebnisse eines modernen Helden von der Landstraße, der das Fürchten verlernte. Gerade diese drei Bände zeigen, was auch für die ganze Sammlung gilt, daß jeder Band auf einen besonderen Ton gestimmt ist, so daß wir, stets auf geschichtlicher Grundlage, im ersten Band die Romantik des Seeräubertums, im zweiten den frischen Stahlklang der Befreiungskriege, im letzten die Poesie und heimliche Stille der deutschen Landschaft und des Wanderburschenlebens genießen. — Von dem ebenfalls von Wilhelm Kotzde herausgegebenen **,Deutschen Jugendbuch'** liegt für dieses Jahr der zweite Band vor, der eine in sich abgeschlossene Welt ist. Das Jugendbuch kommt hauptsächlich für das Alter von 8—12 Jahren in Betracht. Der Herausgeber versteht es vortrefflich, Älteres mit Neuem zu vermischen, so daß wir neben dem prächtigen Volkserzähler Auerbacher den Dichtern Chamisso, Rückert, Kopisch und neben Schilderern wie Alexander von Humboldt, Theodor Mügge, auch Namen begegnen wie Ernst Zahn, Gustav Falke, Meinrad Lienert, den Herausgeber nicht zu vergessen. Stofflich ist der Kreis des Buches von der einfachen Sage bis zu den geschichtlichen Ereignissen der Gegenwart gezogen. Die beigegebenen Zeichnungen sind, wie der ganze Ton des Buches, bieder und deutsch. — Als Sonntagslesung für Jünglinge ist das Büchlein **,Die Jugend großer Männer'** gedacht, das Konstantin Holl im Herderschen Verlag herausgibt. Neben einer großen Zahl von Heiligengestalten, an deren Namen sich ein großes Wirken im Dienste der Kultur und Caritas knüpft, werden uns Männer wie Görres, Brentano, Eichendorff, Führich, Montalembert, Windthorst, Pasteur und Jansen in einfacher und gefälliger Darstellung vorgeführt. — Von den kleineren Sammlungen sind **,Bachems Volks- und Jugenderzählungen'** zu nennen, darunter ein sehr hübsches Bändchen ,Ausgewählter Märchen deutscher Dichter', welche der Sammlung zu ganz besonderer Empfehlung gereichen. — Von dem **,Deutschen Märchenbuch'**, herausgeg. von Oskar Dähnhardt (Teubner, Leipzig 1910) liegt das erste Bändchen bereits in zweiter Auflage vor. — Kulturgeschichtliche Belehrung über die Urzeit wollen **,Die Geschichten von Steinbeil und Urne'**, erzählt von R. Theuermeister (Wunderlich, Leipzig 1911) bieten. — Naturkundliche Belehrung ist auch der Zweck der Erzählung **,Abenteuer zweier Ameisen'** von Nanny Hammarström, aus dem schwedischen übersetzt von Francis Maro (Verlag Etzoldt & Co., München). Hier werden die interessanten Beobachtungen aus dem Ameisenleben in den Dienst des Kinderbuches gestellt und an der Hand von zahlreichen Bildern wird Sinn und Liebe der Kinder für das Kleinleben in der Natur zu wecken gesucht. — Von den Bilderbüchern für unsere Kleinen haben sich die verschiedenen

Ausgaben des Verlags Jos. Scholz in Mainz eine gewisse Popularität errungen. Die Grundsätze, nach denen diese Bücher gestaltet sind, findet man in dem durch den Verlag unentgeltlich versandten Prospekt ‚Wie kauft man Bilderbücher‘ von Dr. Pudor entwickelt. Was wir davon zu Gesicht bekamen, ist vollkommen einwandfrei, ja zum Teil erfreulich und wohl gelungen. Über Einzelheiten gibt der erwähnte Prospekt Auskunft. — Ein recht lustiges und illustrativ wohlgelungenes Buch sind die ‚**Seltsamen Abenteuer von Bertha und Mutz**‘, Erzählung für artige Kinder von Rosa Rittner, mit Bildern von Maria Grengg (Bachem, Köln). — Ein Buch sowohl für Kunstfreunde wie für Kinder gibt der Köselsche Verlag Kempten-München soeben heraus. Es heißt einfach ‚**Das Märchen**‘ und stammt aus dem Nachlaß des bekannten Münchner Illustrators August Geigenberger, dem auch der Text zu verdanken ist. Schon der Umstand, daß ein Mann wie Schulrat Dr. Kerschensteiner dem Buch ein Geleitwort mitgibt, beweist, daß es sich hier nicht um eine alltägliche Erscheinung handelt. Geigenberger verfügte über einen grotesken, aber dennoch warmherzigen Humor, der bis in die kleinste Einzelheit hinein zum Ausdruck kommt. Auch der Text ist ganz von Künstlerhand gezeichnet. Für jugendliche Anfänger im Lesen hat der Verlag eine für den Gebrauch der Jugend noch besonders überarbeitete Ausgabe A mit Letterndruck hergestellt und eine Faksimileausgabe für Künstler und Liebhaber als Ausgabe B zu erhöhtem Preise in den Handel gebracht. — Ebenfalls ein Buch aus dem künstlerischen Nachlaß eines namhaften Malers ist das vom Bezirkslehrerverein München herausgegebene ‚**Kaulbach-Güll-Bilderbuch**‘ (Verlag der Jugendblätter Karl Schnell, München). Es ist zugleich ein schönes Denkmal für Hermann Kaulbach wie für seinen Lehrer Güll, aus deren Zusammenarbeit es erwuchs. Hermann Kaulbach — wer kännte nicht seine putzigen Bilder aus der Kinderwelt! — Und Friedrich Gülls Reime klingen in zahllosen Kinderstuben wieder. Beides zusammen gibt denn auch eine gute Mischung. — Ein anderes aus dem Zusammenwirken namhafter Autoren hervorgegangenes Bilderbuch für Kinder nennt sich ‚**Dideldumdei**‘ (Enßlin & Laiblin, Reutlingen), doch hat sich H. v. Volckmann den zeichnerischen Teil etwas leicht gemacht. Auch wird man Albert Sergels Versen keine besondere Originalität nachrühmen können. Hübsch sind die kleinen von Humperdinck beigesteuerten Liedchen. — Nicht im eigentlichen Sinne ein Bilderbuch, aber doch im Charakter eines solchen ausgestattet, ist ‚**Wilde Blumen**‘, Gedichte für die junge Welt von August Wibbelt (Fredebeul & Koenen, Essen). Hier haben wir wieder einmal einen Kinderliederdichter aus der alten guten Schule. Man sieht, diese Verse sind nicht auf Bestellung, sondern mit wirklicher Liebe und mit tiefem Verständnis für die Poesie des kindlichen Gemütslebens geschrieben. Ein munterer schalkhafter Ton verrät jene natürliche Unbefangenheit, die gerade in modernen Kinderbüchern unter dem Streben, ja kindlich zu sein, vielfach verloren geht. Das Buch besteht aus zwei Gruppen: religiöse Lieder aus dem Kirchenjahr und Naturlieder. Es ist schade, daß die zeichnerischen Zugaben nicht auf der Höhe des Textes stehen, sonst wäre das Buch in seiner Art vollkommen. — Dasselbe gilt bis zu einem gewissen Grad auch von ‚**Goldgretels Weihnachtsbuch**‘, Kindergedichte von L. Rafael (Coppenrath, Münster 1910), wo durch falsche Sparsamkeit neben einigen guten Originalzeichnungen von Künstlerhand schlechte Kopfleisten aus dem Katalog einer Schriftgießerei zur Verwendung kommen. — Eine hübsche Sammlung sind die von Lilly Droescher herausgegebenen ‚**kleinen Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten**‘ (Teubner, Leipzig 1910), von denen uns folgende fünf Heftchen vorliegen: ‚Geschenke von Kinderhand‘, ‚Kinderspiel und Spielzeug‘, ‚Das Kind im Hause‘, ‚Allerlei Papierarbeiten‘, ‚Was schenkt die Natur dem Kinde?‘ Diese Beschäftigungsbücher wollen Anregung und Ratschläge zu solcher manueller und praktischer Arbeit der Kinder bieten, die ihre Schaffenslust befriedigt und die Augen der Kinder für die Zweckmäßigkeit und Schönheit der Dinge im täglichen Leben schärft.

## Allgemeine Nachschlagewerke.

Allen sonstigen Vorzügen, durch die sich ‚**Herders Konversationslexikon**‘ ohnehin vor den ähnlichen Werken auszeichnet, gesellt sich nun mit dem prächtig ausgestatteten, voluminösen Ergänzungsband (geb. M. 15.—) noch die größte Aktualität. Die Angaben der früheren Bände sind, wo es not tat, auf den neuesten Stand gebracht, eine Fülle neuer Schlagworte sachlichen und persönlichen Charakters ist nachgetragen, um jedem allgemeinen Interesse und ganz besonders dem des christlichen Hauses zu genügen. Die Bildertafeln, zumal aus Technik, Naturwissenschaft und häuslichem Lebenskreis, verdienen eine besondere Hervorhebung. — Als eine Art Ergänzung zum Lexikon stellen sich auch heuer wieder die

neuen Jahrgänge von Herders **‚Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte‘** herausgegeben von Schnürer, und dem **‚Jahrbuch der Naturwissenschaften‘**, herausgeg. von Plaßmann, ein (gebd. je M. 7.50). Namentlich das zweitgenannte mit seinem geschlosseneren Themenkreis orientiert in allen seinen Teilen aus zuverlässigster Sachkenntnis und mit gemeinverständlichem Darstellungsgeschick. Beide Werke enthalten auch einen Jahresnekrolog über alle namhaften verstorbenen Vertreter ihres Fachs.

Als ein zuverlässiges, vielbewährtes Hilfsmittel jedes Bücherfreundes sei schließlich der **‚Literarische Ratgeber für die Katholiken,‘** herausgegeben von M. Ettlinger, empfohlen. Aus dem stattlichen Bande von rund 200 Seiten (Kempten, Kösel, M. 1.—) lassen sich die oben gegebenen Hinweise noch vielfältig ergänzen und erweitern.

# Unsere Kunstbeilagen

Das Bild von Lucas Cranach dem Älteren ‚Ruhe auf der Flucht nach Ägypten‘ ist von echt deutschem, fast etwas bizarrem Gepräge. Dem deutschen Künstler will die absolute Menschengestaltung der italienischen Renaissance und damit auch deren konzentrierter willenskräftiger Ausdruck nur schwer gelingen. Die Hauptgestalten, besonders der hl. Joseph, sind noch von einer gotischen Gebundenheit, sie sind aber umschwirrt von einer barocken Geschäftigkeit und Ungebundenheit. Der formale körperhafte Klangrhythmus der Renaissance zerflattert so auseinander, er wird aber — und das ist nun ergänzendes und ersetzendes deutsches Kunstwesen — in einer herrlichen Landschaftsszenerie aufgefangen und in Hall und Widerhall zur schauenden Seele zurückgetragen, nicht mehr in seiner monumentalen Knappheit, sondern als ein weicheres, unbestimmteres Gefühl, als eine lyrische, idyllische Stimmung. Demnach ist auch der religiöse Gehalt nicht in starken Linien akzentuiert, sondern naturhaft verwoben. Das Bild mit seiner aufkeimenden und in der Folge so wichtig, aber auch dem strengen geistigen Gehalt gefährlich werdenden deutschen Landschaftsfreunde ist in mancher Hinsicht ein typisches Beispiel deutscher Rassenkunst, die, wie in unserem Hochland-Echo ‚Nationale oder internationale christliche Kunst‘ angedeutet wurde, sich zur Wesenskunst verhält wie eine eigenartige zeitliche Blüte zum steten inneren Wachstum der Pflanze.

Die Radierungen von Georg Greve-Lindau sind in dem betreffenden Rundschauartikel gewürdigt.

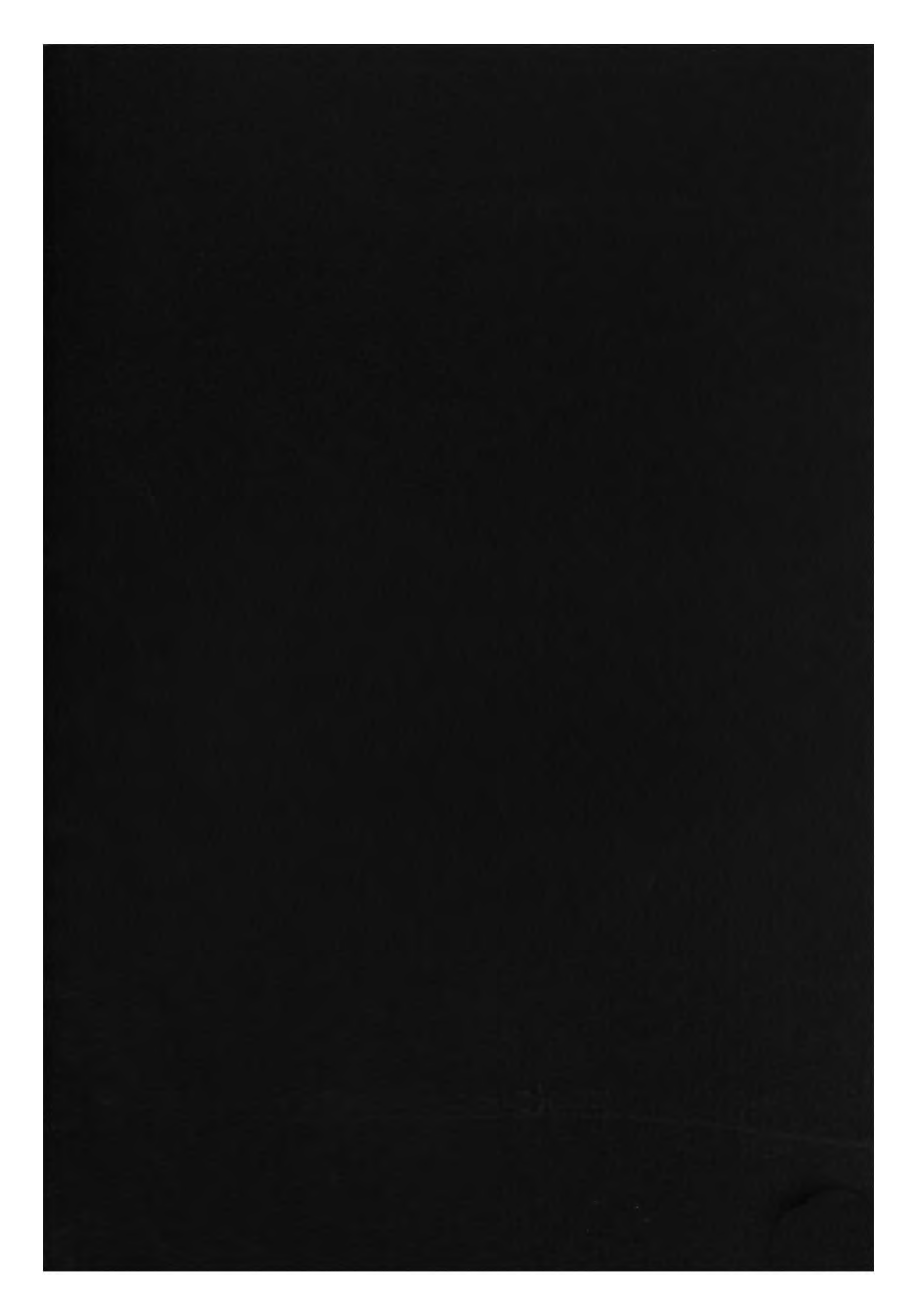
# Offene Briefe

**Herdersche Verlagshandlung, Freiburg.** Auf Ihre Nachricht teilen wir, unsere Angabe im Novemberheft S. 238 berichtigend, gerne mit, daß der 6. Band von P. Baumgartners Geschichte der Weltliteratur, der die italienische Literatur behandelt, noch vor Weihnachten erscheint.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik. Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für **Österreich-Ungarn** Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern**
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59



PAGE NOT AVAILABLE



Januar 1911

# Meere und Berge / Von Else Hasse

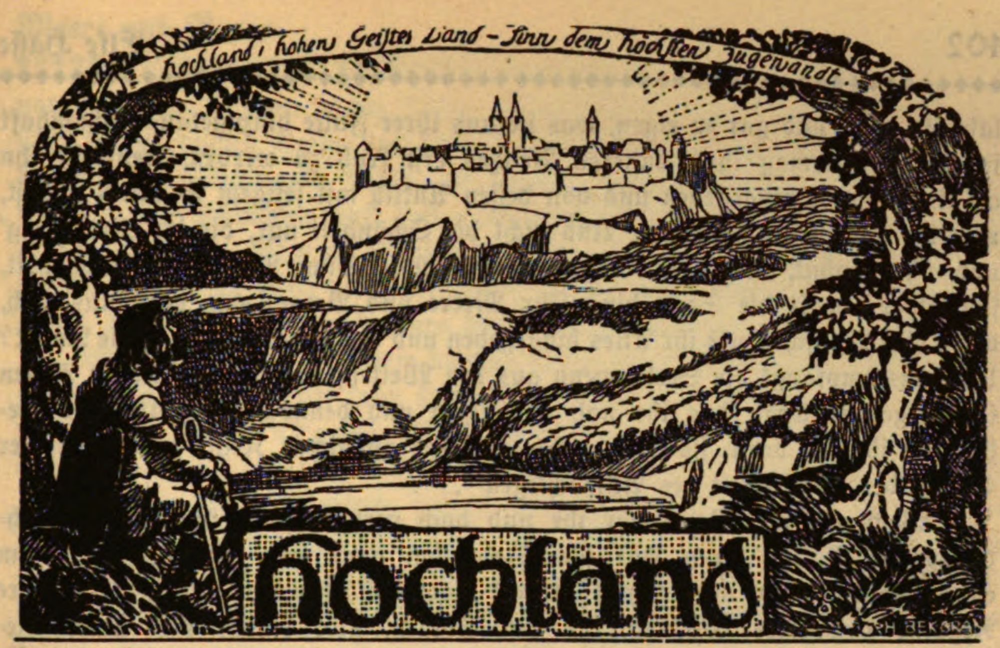
> „Damals! Grenzenlose Erwartungsträume
> hauchten das ferne Meer und die blauen Berge mir herüber!“

[illegible] die Erinnerung im Gemüte Leopardis zu singen an und ruft dem Dichter Gefühle zurück, die sich in jedem Menschen regen, der, den [illegible] in unbekannte Fernen lenkend, innerlich ganz aufge[illegible] „allen Sonnenschein und alle Bäume, alles [illegible] und alle Träume in sein Herz zu sammeln miteinander“. Alle Dinge [illegible] Sprache der Verheißung; jeder Morgen weissagt neue Wunder; [illegible] eilt man mit froher Spannung entgegen und hascht sich den [illegible], ihm seinen ganzen Inhalt abzuringen.

[illegible] sich die Seele in Zeit und Raum, denn sie haßt das Einge[illegible]. Hinaus und hinauf! Das war von jeher ihr Lieblingsruf. Ein [illegible] ist sie wie der flüchtige Fuß und wie ein jeglicher Gedanke. Hinüber [illegible] zur Welt und ihrer Schöne und weiß es nicht, wieviel vom Eigenen [illegible]. Sie kennt sich nicht noch ihre Kraft. Die Wissenschaft hat [illegible] durch ein inneres Wunder die Farben und die Formen im Auge [illegible] im Ohr entstehen, und daß die Sinne und die Seele [illegible] hinaus entlassen. Die Seele aber ist betrübt, wenn [illegible] und wähnen soll, ärmer als alle Sinnenbilder [illegible] grau und still. Muß nicht draußen Licht [illegible] und lebensvolle Regung, [illegible]? Und wer kann sagen, welche Herrlichkeiten [illegible], der das All erfüllt, und mit dem Wellenspiel der Luft an unsere Sinne rühren und ihnen noch verborgen bleiben?

Die Menschenseele glaubt an die Schönheitswunder der Außenwelt und

PAGE NOT AVAILABLE




Achter Jahrgang Januar 1911

# Meere und Berge / Von Else Hasse

‚Damals! Grenzenlose Erwartungsträume
Hauchten das ferne Meer und die blauen Berge mir herüber!‘

Also hebt die Erinnerung im Gemüte Leopardis zu singen an und ruft dem Dichter Gefühle zurück, die sich in jedem Menschen regen, der, den Reisetritt in unbekannte Fernen lenkend, innerlich ganz aufgeschlossen und bereit ist, ‚allen Sonnenschein und alle Bäume, alles Meergestad und alle Träume in sein Herz zu sammeln miteinander‘. Alle Dinge reden die Sprache der Verheißung; jeder Morgen weissagt neue Wunder; jedweder Stunde eilt man mit froher Spannung entgegen und hascht sich den Augenblick, willens, ihm seinen ganzen Inhalt abzuringen.

So tummelt sich die Seele in Zeit und Raum, denn sie haßt das Eingekerkertsein. Hinaus und hinauf! Das war von jeher ihr Lieblingsruf. Ein Wanderer ist sie wie der flüchtige Fuß und wie ein jeglicher Gedanke. Hinüber schweift sie zur Welt und ihrer Schöne und weiß es nicht, wieviel vom Eigenen sie ihr mitbringt. Sie kennt sich nicht noch ihre Kraft. Die Wissenschaft hat ihr verkündet, daß durch ein inneres Wunder die Farben und die Formen im Auge und die Tongebilde im Ohr entstehen, und daß die Sinne und die Seele ihre Schöne in die Welt hinaus entlassen. Die Seele aber ist betrübt, wenn sie sich als der reiche Geber fühlen und wähnen soll, ärmer als alle Sinnenbilder sei die Welt: farblos und grau und still. Muß nicht draußen Licht sein, wenn drinnen Buntheit werden soll, und lebensvolle Regung, wenn in der Seele Harmonien auf- und niederschwingen? Und wer kann sagen, welche Herrlichkeiten mit dem Äther, der das All erfüllt, und mit dem Wellenspiel der Luft an unsere Sinne rühren und ihnen noch verborgen bleiben?

Die Menschenseele glaubt an die Schönheitswunder der Außenwelt und

läßt ihr ganz und gar zu eigen, was sie aus ihrer Fülle hinzugetan. Schamhaft ist sie und vermag ihres inneren Besitzes erst froh zu werden, wenn sie ihn an ein Äußeres hingegeben und von dessen Antlitz mit seligem Staunen abliest, was ihr doch selber zugehört. Und nicht die Schönheit nur, die im Sinnenaug' und -ohre wohnt, auch allen Reichtum der Gefühle, Sinn, Bedeutung, Wahrheit, sich selber schenkt die Seele hin. Ihr Meere und Berge, was wird aus euch, wenn eine Menschenseele ihr Alles hingegeben und ausgewandert ist in die Natur? Und was empfängt die Seele, wenn aus den Weiten, von den Höhen ein Wesen ihr entgegenschwebt, das ihr nah und eigen und dennoch ein gottseliges Geheimnis ist? — denn ‚sie ist das Hauchen der göttlichen Kraft und ein reiner Strahl der Herrlichkeit des Allmächtigen'*.

Wenn all ihr Wesen vor ihr und doch verborgen ist in der gottdurchdrungenen Natur, dann will die Seele ihm nach und voll Entzücken ihm entgegeneilen. Sie muß sich selbst, die eigene Göttlichkeit erreichen. Höhere Regung, bewegtere Wonnen, als den Sinnen, gibt Natur der Seele wieder. Die Sinne haben an bunten Sinnenbildern nur eine träge Lust, und mit der Schwere, die ihnen eigen ist, rasten sie in blödem Wohlgefallen auf den Dingen; dann aber wird die Freude flügge, wenn das Sinnenbild zum Sinnbild wird, dann entschwebt die Lust ins Grenzenlose, und alle Erwartungsträume erfüllen sich, wenn die Natur wie eine Seele redet und Zeugnis ablegt, daß der Weltkreis voll ist vom Geiste des Herrn.

◆ ◆ ◆

‚Ich werde ein Teil von dem, was mich umgibt, und mir sind hohe Berge ein Gefühl', so schildert Byron ein persönliches Empfinden, das Plato vorzeiten tief durchdachte und in den Wahrspruch faßte: ‚Was du siehst, das bist du!' Du schaust dich selber in die Welt hinein und was du bist und was in dir lebendig ward. So wird Natur für jedes Menschen Art zum Gleichnis. Und darum kann die Geschichte der Naturbetrachtung für den einzelnen, für die Völker und Zeitalter zu einem Spiegel der Selbsterkenntnis werden, welcher ihnen vieles vom Zustand und der Entwicklung des inneren Menschen, vom Dichten und Trachten der Sinne und Seele zu sagen weiß.

Wotan in Wagners ‚Nibelungenring' steht klagend vor der selbsterbauten Welt: ‚O schmähliche Not! Zum Ekel find' ich ewig nur mich in allem, was ich wirke! Das andere, das ich ersehne, das andere erseh' ich nie!' Der machtbegierigen und schwachen Seele erscheinen nur die finsteren Urgewalten der Natur, und allerwärts hört sie die Sprache des Trotzes, der Willkür und der Leidenschaft. In Dantes ‚Hölle' sehen die von Selbstsucht, Begierde, Zorn, Trug und Haß Verblendeten nur unfruchtbare Öden, kahle Felsen, wilden Wogendrang, brennende Wüsten, Dunkelheit und Starre. Im Altertum fürchtete man das Gebirge und mied die schreckende Nähe der Gipfel, auf denen die in Angst verehrten Götter und Dämonen hausten. Die Giganten türmen Felsenhäupter aufeinander, um die Götter zu bekriegen, und schleudern Geröll von schwindelnder Höhe in gähnende Klüfte hinab; Zeus schnellt den rächenden Blitzstrahl

* Nach Weish. Sal. 7, 25.

von ragenden Klippen in die Täler; Thor fährt mit rollendem Donnerwagen über die nordischen Berge von Stein und Eis und läßt die Wildwässer tosen; Wotan, der Sturmgott, bricht mit seinem schlimmen Heer und gespenstischen Gefolge aus Schluchten und steilen Wänden hervor, und auf dem Blocksberg tanzen die Hexen. Arm an Menschen war das Hochtal, und grauenvoll zu sehen war den Alten die Welt der Felsendome, der schneebedeckten Spitzen und Zackenketten, auf die wir Spätgeborenen bewundernd schauen.

Wir nennen das mit einem dunklen Wort den ‚Wandel der ästhetischen Begriffe'. Und dieses Wort kann nur besagen, daß die Schönheit, wie die Seele, ein Wanderer ist und daß das höhere Geistesleben die oberen Herrlichkeiten der Natur erst erschließen muß.

Ehe sich der Geist erhob, haftete die Schönheit an niederen und geringen Dingen; klein war ihre Welt, von schlimmsinnlichen, triebhaften Regungen eingeengt, die alles abblendeten, was nicht ihresgleichen war. Die in der Seele vorherrschenden Gewalten suchen jeweils und finden ihre Gegenspieler in der Natur, und so entdeckte der Vorzeitmensch, der Kraft gebrauchte und Gewalt verübte, in der Bergnatur zum ersten die zerstörenden Mächte. Jedoch ein feiner Instinkt, der einer höheren Entwicklung vorarbeitete, lehrte ihn das Grauenhafte mit der Schmach der Häßlichkeit belegen, lehrte ihn die Wildheit draußen scheuen, die er annoch in seiner Triebwelt duldete. Ist sie drinnen überwunden, so verändert sich auch ihr Abbild in der Natur. Minder ungestüm und niederschmetternd scheint die Naturgewalt dem Selbstbezwinger. Die mildere Seele merkt weniger auf das Rohe, Ungezähmte, Gefährdende. Die aufbegehrende Natur des Menschen sieht im steilen Anstieg der Bergeslinien ihr eigen Bild. Und der erstarkte Geist jubelt dem stürzenden Gewässer brüderlich und siegessicher zu, hält seinen Fluch zurück und zwingt ihm Segen ab.

Mindern sich die Schrecken der Natur und mit ihnen auch die Furcht im Menschenherzen, dann tut das Auge sich frei und sicher auf, nimmt die Reize der Erscheinung wahr und entzückt sich am Spiel der Farben und Formen; und wenn mit den Ängsten des Selbsterhaltungstriebes auch die Selbstsucht abnimmt, die sich aus flüchtiger Lust und vermeintlichem Vorteil den Schein des Schönen mischte und die Blicke auf das Nebensächliche, Gefällige und Nützliche bannte, wenn das Auge selbstvergessen schweifen kann, dann weitet sich die Welt des Schönen und baut sich in die Höhe. Jede bessere Regung, die die Seele über Beschränktheit und Eigennutz hinausführt, wird sich ein holdes Ebenbild in der Natur entdecken, und der aus enger Sinnlichkeit entlaufene Geist, dem die Sehnsucht und das Streben und ein erhabenes Gedankenleben den Reiseschritt beflügeln, fügt auf seiner Wanderung nach oben dem Leben immer Schöneres ein. Die Herrlichkeit der Meeresweiten steigert sich, hehrer wird die Welt der Berge, und das Land wird edler, wenn die Seele eine würdige Wohnung der Schönheit wird. Innenwesen und Außenbild fließen immerdar in eins zusammen.

◆ ◆ ◆

Die größte Schönheit der alten Welt war das Meer.

‚Thalatta, Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!

Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich grüßten
Zehntausend Griechenherzen!' (Heine.)

Blaue Südsee! Sie naht aus himmlischen Fernen mit zahllosen Wellen und Wogen, in fröhlichen Sprüngen tanzt sie der sonnigen Küste entgegen und in wundervollen Bogen zeichnet ihr weißer Saum die Einbuchtungen des weitgestreckten Gestades nach. Mit erhabenem Schwung und königlicher Gebärde steigt die Brandung an Vorgebirgen und Inselsteinen in die Höhe, und rasche Silberbächlein rieseln der weichenden über braune Felsenriffe nach. Erhebt sich aus dem Gischte, von goldenem Funkenregen übersprüht, nicht Aphrodite, die schaumgeborene? Enthüllt sich nicht die ganze Schönheit des Meeres, wenn unter hellem Himmel das Spiel von Wind und Wogen wilder wird? Der schäumende Wellensaum schwillt und kippt vornüber und wird von ebbenden Wassern zurückgerissen, ein Schaumnetz breitet sich über das blaue Wellental, und der Gischt der nächsten Sturzwelle sprüht darüber hin und drängt sich flutend an den Strand. Da schimmern violette, lichtgrüne, rosige und bräunliche Farbentöne auf blauem Grunde und in diesem Blau: welche hoffnungsvolle Heiterkeit, welche linde Lebensfreude, welche Fülle! Wie schmeichelnd ist diese Farbe — ein heimliches Jauchzen, ein ruhevolles Lächeln. Der Blick versinkt in sie. Es ist die Farbe der Unendlichkeit. Wie könnte der Himmel anders sein als blau, und das Meer, sein unruhiges Abbild, wie lockt's mit seiner Bläue den Menschen ins Grenzenlose!

Am Meere wohnt die Sehnsucht und ein stetes Erwarten. Immer ahnten Menschen über fernen Meeren das schimmernde Land der Verheißung, die Insel der Seligen, das sagenhafte Thule und alles Wunderbare, was da kommen soll. Das Kinderwort im Märchen: ‚Wenn doch etwas käme und mich mitnähme!' löst sich vor ebbenden, flutenden Wassern von den Lippen, und im Hinblick auf das immergleiche Hin- und Widerwogen kommt eine suchende Unruhe ins Menschenauge hinein. Endlos scheint die Wasserebene, flach und müde die Linie, die in der Ferne Meer und Himmel scheidet: Da wird die Sehnsucht zum schweifenden Drange, die Seele wird ins Weite gezogen wie Odysseus und zu ziellosem Streben verführt wie der fliegende Holländer.

Wie die Seele sich zum Meer und Meere sich zum Seelenleben verhalten, wußten schon die Alten, als sie die marmornen Tritonen bildeten: Lechzende Lippen haben die Schilfbekränzten, aus den urweltlichen Angesichtern dringt ein dunkles Verlangen, und sie setzen ihr Muschelhorn an den Mund, um ein Echo zu errufen — die dumpfen, grollenden Laute aber verhallen im Unbegrenzten.

Ein Hoffen ohne winkende Erfüllung hat in der Dichtung und in Wahrheit immer einsam an felsiger Küste gestanden und ist von Welle zu Welle übers Meer gezogen. Iphigenie ergeht sich ruhelos am unwirtlichen Strande und läßt die trüben Blicke in die Runde schweifen: vor ihr der öde, gleißende Meeresspiegel und der Horizont so hell und so leer! Tagaus, tagein schaut Gudrun weit über Wasserwüsten des Nordens und sieht die Welle in Freiheit mit dem Sturme ringen und fühlt die Fesseln der Gefangenschaft an ihren weißen

Händen, die, magdlich dienend, den fremden Purpur in braunen Strandgewässern spülen. Und Ingeborg, den Falken auf der Schulter, der mit dem Köpflein ruckt und den ihr blondes Haar umflattert, wendet das Angesicht dem windgepeitschten Meere zu und nicht an Sommertagen, wenn niedertauchende Gewitterwolken, sich entladend, auf dunkelgrüne Wasser sinken, nicht zur Winterszeit, wenn fahle Nebel über die Fluten eilen, will Frithjofs Drachenschiff erscheinen. Auf dem Meere trinkt Isolde den Trank Brangänens; ihr stolzer Segler durchfurcht die Wogen, und aus buntem Königszelt schaut die Schöne auf das helldunkle Gewühl der Wasser: hinauf will die Welle, verschäumt und sinkt zurück und steigt in endlosem Sehnen, die Wasserberge kommen und verrinnen wie die Stunden schwinden, und die Lebenszeit ist kurz und das Blut ist heiß und das Sehnen schwillt wie Wogendrang, schwillt bis zur letzten Fahrt, da die Leidenschaft auf schwankem Kiel gen Kareol irrt, um in Tristans verfallener Burg an sich selbst zu sterben. Hin ist sie und vergangen, so wie das schwermütige Lied des Hirten im Sturm verwehte, der über Irlands Gewässer fuhr.

> ‚Was zieht der Stirne Furchen, tief und schwer?
> Wenn alles ausgelöscht im Lebensbuch,
> Hinauszustarren auf das öde Meer . . .‘ (Byron.)

Gefühle und Geschicke, die am Meere wohnen, gehören dem Menschen der Urzeit und der jungen Seele an. Das Meer ist ein Gegenbild der ersterwachten Vermögen und Kräfte der Menschenseele, ein Bild des Sinnenlebens in seiner Frühzeit und mit seiner späten Tragik.

Dem nimmermüden Übermut der springenden Gewässer, der kindlichen Fröhlichkeit der Kräuselwellchen, dem frischen Hauch, den sie entsenden, lachen und tanzen die erwachenden Sinnenkräfte entgegen. Das Auge saugt sich aus den Meeren im Norden und im Süden, am hohen Mittag und im Abendscheine die kräftigen Urfarben, und im Ohre tönt die Urmusik, wenn die See erbraust und die Brandung aufzischt. Wie die Sehnenden am Strande, so warten die Sinne immer auf das Neue, das Gegenständliche, das sich heranbewegen soll; und ob das eine, was ihnen Reiz und Wonne beut, erscheint, ob nicht — immer ist die Welt den Sinnen eine Ebene, wo alle Dinge auf gleicher Fläche liegen und wo es außer Lust und Unlust kein Oben und kein Unten, nicht Wert noch Unwert gibt. Der Mensch aber kann die Gleichförmigkeit, die Aussichtslosigkeit nicht ertragen, er drängt über sie hinweg, sucht und begehrt. Seine Sinne, die in froher Habsucht die Welt durchschweifen wollen, trieben den Menschen bald über Dünensand und Riffe hinaus und jede Welle ist befahrbar und frühe steuerte der kühne Mut auf trügerischen Meeren und erlangte Nutzen mit seinem guten Schiff, ‚denn dasselbige ist erfunden, Nahrung zu suchen‘. (Weish. 14, 2.) Und das Meer verhehlt ihm seine Schrecken unter Gleißen und Flimmern, wie die Sinne ihre Ränke unter lustvollem Spiel und ergötzlichem Auf und Ab von Hunger und Sättigung. In einem Nu erheben aber Sinnentriebe sich zur Maßlosigkeit und bedrohen in wilder Leidenschaft das Leben, und auch Wasserwogen sind in einem Augenblick Gefahr und Grab. Gewässer, quellende, aufwirbelnde, verdunstende und niedertauende, verströmende beschreiben den Kreis-

lauf des Lebens, wie ihn die Sinne zeigen: die Sinne kennen kein Ziel des Lebens, sie wissen nicht, von wannen es kommt und wohin es geht, so wenig wie die Wellen ihr Woher und Wohinaus; sie sind Zuschauer der Vergänglichkeit, und das Auftauchen und Hinschwinden der Wellen ist wie Geburt und Tod in der Sinnenwelt: Endlose Wiederkehr des Gleichen, weil der Urstoff der gleiche bleibt. Die Form ist nichts, die formlose Fülle der Wasser alles.

So sind die Sinne und das Meer noch nicht fern vom Schrecken — das Schreckliche aber scheidet aus der Welt des Schönen aus. Und diese Welt ist weiter, höher als die ungeheuren ozeanischen Gewässer und als der Umkreis der Sinnbereiche.

Mit ungestilltem Sehnen nach dem Schönen, mit unerfülltem Seelenschicksal steht der Sinnenmensch am Meere wie ein Odysseus auf der Insel der Kalypso. Wie Homer es gesungen, hat es Böcklin gemalt und gedeutet: da ist er, dessen Sinne hineingezogen werden in die Stimmung des Meeres, während seiner Seele Höheres ahnt. Da harrt der Vorwärtsdrängende, der Findige, der Rastlose, meerwärts gewandt und schaut über das flache Gebreit. Ein dunkelblauer Mantel deckt seine Schultern und auch die erregte See liegt blau und dunkel vor ihm. Vorbei die Stunden, wo er lässig träumend mit gesenkten Lidern, die die Last des Lichts herabgedrückt, am Strande lag; fern die Zeit, da er, von Lust und Bangen gelähmt, auf das Spiel der Wellen und der Sinne sah und auflösende Leidenschaften auf sich wirken ließ. Nicht nach ihr wendet er sein Antlitz, die hinter ihm im roten Gewande vor der Grotte liegt und ihn wie Meeresstimmung und mit der Kraft der Sinne lockt. Das grelle Rot, in das Kalypso ihre Glieder hüllt, ist eine Farbe, wie sie nirgends rein aus der Natur entspringt, eine bannende, verletzende, erregende Farbe; und nicht im Brande einer überreizten Sinnlichkeit kann Odysseus Ruhe finden, denn die Sinne, wo immer sie entbrennen, sind geblendet und starren auf eines nur und alles andere liegt für sie im Dunkeln — die Seele aber will sehend werden für das Ganze und Vollkommene. Und nicht dem Branden des Meeres gegenüber kann Odysseus zum Frieden kommen, denn das Meer ist, wie die Sinnenwelt, eine unvollendete Welt, eine wollende, wartende Welt, über der noch nicht das letzte Wort des Schöpfers schwebt: ‚Und siehe, es war gut!‘

◆ ◆ ◆

Das Meer war am ersten Schöpfungstage — da schwebte noch der Geist über den Wassern und hatte sich nicht in Formen ausgedrückt. Dann erhob sich aus der Fülle der Wasser die geformte, bewohnbare Welt; die Bergnatur und alles blühende, belebte Land ihr zu Füßen stand am fünften Tage im Schmuck der Schönheit da — Seele war Ausdruck geworden, Schöpfergedanke schon Bild.

Das Schöpfungsschauspiel der ersten biblischen Erdentage sah ich im blassen Abbild eines Morgens über südlichem Meere. Die Finsternis entschwand und in der Dämmerung schmolz das Meer sich farblos in den grauen Horizont hinein. Da kam das Frühlicht, und ein weißlicher Schein stand oben auf dem gläsernen Meere und verbreitete sich zu einem Glanzspiegel — wie von einer ungeborenen Sonne leuchtete es unter und über den Wassern. Und das Licht begann hinaufzuwandern, bis sich der blendenden Helle im Osten leise die Farbe entwand und

die Meeresflut ihre feste blaue Linie quer über den Horizont zog. Zur Linken erschien die kalabresische Küste und war wie die eben den Wassern entstiegene Feste: noch hob ihr Blau sich kaum vom Blau des Meeres ab, doch schien das Land jünger, zarter, geistiger als die dunkleren Wogen. Und ehe noch die Sonne über die schimmernde Ferne heraufzog, enthüllte sich zur Rechten — kühn und langsam, in edler Linie aus dem Meere sich erhebend — der Berg. Über ihm leuchtet noch der Morgenstern; eine Wolke, eine feurige, verbirgt sein hohes Haupt und sie entschwebt, und von der Wolke sinkt die Röte auf den Krater des Ätna nieder, der wie eine Rosenknospe glüht. Die Glut rinnt über die weiten, lavadurchfurchten Schneeflächen, über ihre Grenzen und den bräunlichen Purpur der unbelaubten Wälder in die grünen Gefilde hinab; blaue und violette Schatten weichen in das zerklüftete, von Schluchten durchzogene Land zurück und in rotgoldenem Lichte leuchten die Vorberge — die Welt ist in einer Glorie, alle Farben spielen im Licht! Über Berg und Tal breiten Mandelblüten ihre weißen Schleier, blühende Pfirsiche tauchen aus silbergrünen Wälderinseln der Oliven, aus fruchtbeladenen Zitronenhainen auf, rosa Blüten gegen das tiefblaue Meer und den schneebedeckten Berg. Lila Trauben der Glyzinien schmiegen sich über knorriges Piniengeäst, aus Gruppen dunkeler Zypressen leuchten duftige Mimosenbäume, rosenumrankte Palmen schaukeln sich im Winde, bunte Blumen allerwärts, gelbe, heliotropfarbene, die aus Felsenritzen quellen, oder wie wallende Mäntel, blaurot und feurig, über Tuffsteinen hängen. Weiße Falter auf Blüten und Goldorangen — alle Jahreszeiten, vom Winter bis in den früchtereifen Herbst hinein, finden auf dem Berge ob dem Meere sich zusammen. ‚Der aller Schöne Meister ist, hat solches geschaffen' und aller Schöpfungsreichtum wartet auf des Menschen schöne Seele.

Der Mensch ist erschienen, und als die Zeit erfüllet war, suchte er auf Bergen nicht fürderhin die tückischen Naturgeister —: er sah die Landschaft, er verstand ihre sprechende Gebärde, er fand in allem, was er schaute, wiederum sich selber und wußte nicht: Lehrt Natur ihn die Natur seiner Gefühle erkennen oder verwebt er sein Empfinden den Erscheinungen der Natur?

Wie die Frühwelt zu den jungen Sinnen redet und sie zu ihr, so entspricht das Spätere in der Natur dem Späten in der Seele. Und *wie der Mensch die Sinnesregungen und letzterwachten Seelenkräfte*, die ihm alle teuer und doch an Wert nicht gleich sind, *verglichen hat, so auch die Meere und die Berge.*

Das Meer ist einfach und unteilbar wie ein dorischer Tempel im Riedgras des Gestades, die Bergwelt einheitlich und doch in tausend wundervolle Einzelheiten teilbar wie ein gotischer Dom. Das Meer ist eine Fläche: die Wellen wollen empor und sinken zurück; die Berge können empor, winden sich hoch und höher, vollenden sich — und mit welchen Gefühlen begegnen wir dem jauchzenden Aufschwung und kühnen Fall der Linien! Aus besonnten Fluten sah die Phantasie halbtierische Gestalten tauchen und die fischgeschwänzte Fei, der wassertretende Zentaur wußten nur von Spiel und Daseinsfreude; auf Bergen schauen wir den Menschen und seinen strebenden Ernst. Suchend irrt der Blick über flimmernde Gewässer; Berge sind Ziele. Der Rastende am Strande

versinkt in lässiges Träumen und die Meeresweiten lösen die immergleiche Stimmung der Sehnsucht aus; angesichts der Berge erwacht der Tatendrang: man sehnt sich nicht, man handelt. Wohl regt die sturmbewegte See den Willen gewaltig auf, und bald befuhr der Mensch nutzbringende Meeresstraßen; das Bergsteigen ist eine späte Kunst und Kühnheit und anderes als den baren Vorteil sucht der Mensch auf fernen Höhen. Im Kampf mit den Gewässern ist er der stets beängstigte, doch tapfere, umsichtig nach außen schauende Pilot, auf dem Gebirge der freie, in sich gekehrte Betrachter. Gesellig ist das Meer, und jede Welle schaukelt einen Nachen; auf den Gipfeln ist Einsamkeit, die hohe Geister lockt. Das Meer verschwimmt in Weiten, geheimnisvoll und überall erreichbar — ganz offenbar und dennoch unbetretbar stehen steile Wände, in ernster Abwehr so manches himmelhohe Haupt und ist ein Sinnbild des Unerforschlichen. Endlos scheint das Meer, Welle folgt auf Welle wie Zeit auf Zeit; Berge verbildlichen die Ewigkeit und ragen über das Vergängliche hinaus. Bewegt das eine, beharrend die anderen — und die Leidenschaft des Meeres wirkt auflösend, der Bergmensch aber will sich fest und felsig behaupten wie jene steilen Klippen, an denen das Echo des wilden Lebens drunten zerschellt. Die Wogen zerstören und schaffen Schönheit an felsigen Geländen, die ihnen trotzig widerstehen; das Gebirge ruht in Schönheit. Wunder birgt die Tiefsee, Märchenhaftes wachst in der purpurnen Dämmerung, in die das Sonnenlicht hinabperlt, und Myriaden Lebewesen streben nach Schmuck und Farbe, sind in Schönheit und rascher Regung sich selber selig und locken auch den Menschen, der des Meeres Schätze leichter erringt als die verborgenen Funkelsteine in Felsendomen und das Edelweiß am Gletscher. Gefahrvoll jede Woge, gefährdend auch der Saumpfad, die Schroffen und Eisströme; aber schirmend stehen die Waldberge über dem Tale und Segen rinnt von den Hochgebirgen herab und zur Fruchtbarkeit bereiten sich in Wind und Wetter kahle Felsen vor. Das Meer bleibt bis ans Ende aller Tage sich selber ähnlich, und die Berge machen eine Entwicklung durch. Tausend Jahre gehen hin und Meere leuchten in Jugendglanz, wie in der Schöpfungsurzeit so unter den Strahlen der heute sinkenden Sonne; Berge aber können sich verklären.

◆ ◆ ◆

Die Berge wohnen näher am Menschen als die frühen Schöpfungswunder, und sie haben, wie er, ein offenbares Leben: Sie erwachen, erglühen in junger Freude, stehen träumend und in sich versunken wie eine sinnende Menschenseele, werden selbstbewußt und trotzig, harren in wilden Kämpfen aus und vergeistigen sich, wenn es Abend wird.

Vor Tagesanbruch liegt ein erwartungsvolles Schweigen über dem Gebirge, unhörbar scheint Natur zu atmen, bis sie im Morgenschlummer von Unruhe erfaßt wird. Aufgeregt, stoßweise, kalt weht der Wind; mit einem Purpurkreise umgrenzt sich der Himmelsgrund; über einem Nebelmeere, das Täler und Seegelände deckt, tauchen Gipfel auf, schauen einander über die Schultern der kleineren Nachbarn an, entzünden sich, tauschen Flammengrüße und lodern hoch, bis die weite Gletscherwelt in orangegelbem Lichte schwimmt. Die Sonne springt wie ein Held durch Feuerdünste und schleudert goldene

Lanzen bis ins tiefste Tal, und der höchste Gipfel erhebt die edelweiße Stirne in den reinen Äther.

Ein glanzvoller Morgen! In blauer Klarheit liegt die Welt, und wo irgend sie noch unschuldig ist, da erzittert sie in Glückseligkeit. Tiefblau leuchtet das Gebirge in die grüne Sakristei des Waldes hinein, das Sonnenlicht sprüht Funken zwischen dem Laubwerk und im Schatten tanzen Mück' und Käferlein wie ein winziges goldenes Sternenheer. Drunten, an des Tales Ende, blaut der See, den die Stürme nicht erreichen und der im Frühlicht den hohen Himmel und die feierliche Pracht der Gipfel spiegelt — sie lächeln fremd herauf, als wären sie der Welt noch nicht gewonnen. Ein weicher Seidenglanz liegt über dem Wasserbilde; schon hüllen sich die Berge in zarte Luftgewänder, schon wandeln farbenfrohe Wolkenschatten über ihre silbergrauen Wände. Von hohen Gesimsen, die rot von Alpenrosen sind, rieselt's und strömt's herab und die feuchten Felsen schimmern in den Farben des Regenbogens. Eine feine, geisterhafte Musik zittert vom leise rauschenden Walde her über das Wasser, und das Klingen der Staubbäche wird dann und wann von süßem Vogelsang und dem Ruf der Fischer unterbrochen. Aufglitzernde, helle Töne kommen von dem nahen Springwässerlein, das in launigen Ringeln durch die Wiesen eilt, der Wildbach sendet aus der Ferne einen Donner herauf, vernehmlich haucht der Wind sein Wanderlied vor sich her, Blättergewisper in wohlig schaukelnden Zweigen, Grillenzirpen und melodisches Fliegensummen dort, wo es kühl und schattig ist — traumhafte Zusammenklänge! Singende Jugend!

Gegen Mittag tritt der Berg in die Verborgenheit zurück; die aufsteigenden Stufen werfen ihre Schatten eine auf die andere und der Dunst färbt auch die leuchtendsten Matten bräunlich und grau. Alle Buntheit vergeht, so wie im Menschen gar viele zarte Regungen verblassen, wenn er um des Lebens Mitte sich mit Härte zu behaupten strebt oder schwere Not und Stürme der Leidenschaft ihn überfallen. Wolken kommen zu den Bergen und löschen allen Glanz; kein Sonnenstrahl mehr, der neckisch verklärend an ihren Häuptern herabglitte — dunkel stehen sie und kummerschwer, auf Meilen ist jede Runzel zu erkennen, die das lange, lange Leben in ihre Riesenangesichter eingegraben hat. Sie verhüllen ihre Erfahrungen und den verwegenen Trotz nicht mehr und rücken, wie zum Kampfe, atembeklemmend eng zusammen — nah und nackt der totengraue Stein, grünspanfarben die fernen Grasbänder, fahlweiß die Schneeflecken. Da fährt ein Sturmwind in das bergwärts sinkende Gewölk hinein und schwingt die Peitsche — ein Quirlen, Brodeln, Zerreißen, Zusammenfließen; zackige Blitze treffen die Wolken ins Herz, daß sie wie in Qual bersten und die Erde erzittern machen. Ist's nicht, als sollte unter Donner, Blitz und Hagel die blühende Alm abermals vergletschern wie in sagenhafter Zeit, da der verliebte Senn die alte Mutter, die ihn heimzusuchen kam, ohne Zehrung und mit bösem Wort zu Tal schickte, dem Schätzlein aber aus runden Käsen einen Steg durch den sumpfigen Boden bis zu seiner Hütte baute und in Saus und Braus mit ihm lebte bis zum Strafgericht? Schon aber löst sich das Gewölk, eine Regenwolke schäumt über den Grat und brandet gegen Felsenklippen: sie ist weißer als der Schnee droben und ihre Tränen bringen

wieder eine milde Klarheit mit. Siegreich kämpft die Sonne mit den finstern Wettermächten; der Wind ballt und hebt die Wolken — erst ein zielloses Hin- und Widerschweben, dann weht es wie Opferrauch um die Riesengipfel und flattert in den hellen Himmel hinein.

Wie in späten Lebenszeiten, wenn die Tagewerke und Verantwortungen, gleich den Schatten am Nachmittage, wachsen und mit ihnen auch die Kraft, die tragen, bewältigen und opfern, überwinden kann, so wandelt sich gen Abend auch die Gebirgsnatur in eine frohe Kraftnatur. Und der Frohmut wird zur Seligkeit und die Kraft zu einem Leicht- und Leichterwerden.

Das ist ein neues Leben, zur Stunde da der Berg wie eine Lufterscheinung und doch festgegründet steht. Himmelan und von oben zur Erde spinnt das Licht blaugoldene Schleier. Der Berg empfängt nicht mehr allein, er gibt auch Klarheit. Alle freudigen Farben des Tages hat er eingesogen und sie schimmern durch seine Wände, die wie heller Marmor glänzen. Die Schatten hat er unter sich — sie wohnen in gebührender Tiefe. Lichte Wolken lehnen sich ruhesuchend an seine Brust und sein Haupt leuchtet golden hinter dem luftigen Gespinst wie ein genialer Gedanke hinter einer weißen Stirn.

Lebenswärme, die das Urgestein durchglüht, und Lebensfülle, die sich schenken und verschwenden will, allüberall! Bergesadern öffnen sich, Silberbächlein sprudeln hervor, hängen gleich Schleiern über schroffen Wänden, verenden im Geröllfeld, brechen durch und vereinen sich mit Bruderquellen. Weiße Wasser schäumen in rasendem Lauf durch begrünte Schluchten, kahle Klammen, über wuchtige Felsblöcke und glattgeschliffene Platten, mit Donner und Jauchzen die Täler füllend. Wie der flimmernde Gischt durch die Luft tanzt, während die stürzende Flut das wilde Lied von ihrer Kraft singt! Nun ergießt sie sich in eine enge Felsenkammer und auf dem breiten weißen Grunde des Falles erscheinen die obersten Wassersträhnen wie silberne Harfensaiten, auf denen der Nix sein Lied vom ungestümen Vorwärtsstreben singt; Milliarden Tropfen huschen aufblitzend zur Tiefe, umweht von Wasserstaub, und drunten ist das stille Becken mit den grünen, spiegelnden Wellchen, die um Mittag das Bild der Sonne im Herzen tragen und vor Abend noch verstreute Sonnenfunken fangen.

Alle vielstimmigen Gesänge der Wässer und Wälder, aus denen das Abendlied der Finken aufsteigt, heben sich um Sonnenuntergang wie bunte Bilder vom Goldgrund des Schweigens ab. Und die Bilder verdämmern und die Stille schmeichelt sich leise raunend heran und nimmt Lebendiges und Nichtlebendiges in sich auf. Da hallt noch ein Jodellied des Sennen herüber, ein Glockenläuten von der Weide — dann kommt die heilige Ruhe. Wie ein Fühlbares, Greifbares geht sie mit mir und ich steige hinab, dem aufwärtswandernden Licht entgegen, das weit herum jeder Schlucht, Halde, Klippe Gerechtigkeit widerfahren läßt, alles streift, durch Glanzlichter hervorhebt und mit versöhnlicher Heiterkeit auch über den Narben und Wunden der Berge leuchtet, den Spuren alter Kämpfe mit Wind und Wetter. Schon dunkeln Wald und Fels; hie und da legt ein letzter Strahl sich über die aufglühende Wölbung der Buchenbüsche; die Tannen, die in kriegsmäßigen Marschkolonnen

oder als einzelne Streiter, unerschrocken und mit zähem Willen, den Berg erklimmen und nach untenhin die Kraft der Linien verstärken, tauchen in den Schatten ein. Heiter abschiednehmend blinzelt der Abend durch die Wolken; noch ein Sonnenblick schwebt vom dunklen Tann herauf, an mir vorüber und verweilt sich auf blumiger Matte. All die zarten Seltenheiten der Bergwiesen: Edelweiß und Feuerlilien, rosa Bergnelken und braunrote Orchideen, Soldanellen, Linaria, Astern und duftender Seidelbast, in meiner Hand mit Alpenrosen und Enzianen zum Strauß vereint, grüßen die hochgewachsenen Schwestern auf der unteren Halde. Jeder Atemzug über düftereichem Rasen, jeder Blick in die Blumenmeere ist ein Fest und die Farben rücken schon ganz ins Unbegreifliche, schon ganz in den leuchtendsten Himmel hinein.

Durch einen Hain von urwüchsigen, bemoosten Ahornen schweift das Auge nach oben. Noch einmal siegt auf Bergen das geheimnisvolle selige Leben der Farbe über die blauen Schatten, die in düsterm Sinnen, den Sonnenlichtern nach, in die Höhe kriechen. Droben leuchtet's, es arbeitet in den Zügen der Bergeshäupter, ein heller Freudenschein bricht hervor, das bläuliche wird zum feurigen Rosa, bis der Fels zuletzt in unbeschreiblichem Farbenzauber zerschmilzt. Der höchste Gipfel ruht in weltferner Verklärung, er hat seine Steinnatur in einen ätherischen Leib verwandelt und das himmlische Haupt weiß nichts mehr von irdischer Schwere und Schwermut. Eine Heerschar rosiger Wolken überfliegt ihn wie ein Zug der Seligen, einen Abglanz ihrer Wonne über ihn ergießend. Und als auch dieser Widerschein verblaßt, als ein weißer Nebel den sterbenden Helden zudeckt und die graue Dämmerung, stumm und unerbittlich, zu ihm heraufgestiegen kam, da sprach Natur wie eine Seele und klagte über Tod und Scheiden. Jenseits des Tales stand, seltsam leuchtend und den Abendfrieden behütend, die Mondsichel. Und noch einmal lichteten sich verhüllende Schatten, eine zarte Bläue sank ins Tal hinab, die Bergeshäupter erinnerten sich leise des letzten Kusses der Sonne und nahmen ihre Klarheit in die Nacht hinüber, bis sich droben funkelnd und blitzend das Leben der Unendlichkeit erschloß.

(Schluß folgt.)



# Hans Unwirrschs erste Schulzeit
## Von Wilhelm Raabe

Johannes Jakob Nikolaus Unwirrsch war in seinem fünften Jahre ein kleiner plumper Gesell in einer Hose, welche auf Wachstum berechnet und zugeschnitten worden war. Er sah aus blaugrauen Augen fröhlich in die Welt und die Kröppelstraße, seine Nase hatte bis jetzt noch nichts Charakteristisches, sein Mund versprach sehr groß zu werden und hielt sein Versprechen. Das gelbe Haar des Jungen kräuselte sich natürlich und war das Hübscheste an ihm. Er hatte in jeder Beziehung einen ausgezeichneten Magen, wie alle die Leute, welche viel Hunger in ihrem Leben dulden sollen; er wurde mit dem größten Stück Schwarzbrot und dem vollsten Suppenteller fast noch leichter und schneller fertig als mit dem Abc. Von den beiden Weibern, der Mutter und der Base, wurde er natürlich sehr verzogen und als Kronprinz, Heros und Weltwunder behandelt und verehrt, so daß es ein Glück war, als der Staat sich ins Mittel legte und ihn für schulpflichtig erklärte. Hans setzte den Fuß auf die unterste Stufe der Leiter, welche an dem fruchtreichen Baum der Erkenntnis lehnt; die Armenschule tat sich vor ihm auf, und Silberlöffel, der Armenschullehrer, versprach an ihrer Tür der Base, daß das ‚Herzenskind' weder von ihm selber noch von den Rangen, die seiner Zucht untergeben waren, totgeschlagen werden solle.

Mit dem Schürzenzipfel vor dem Auge zog die Base ab und tröstete sich erst, als ihr am schönen Brunnen der Pastor Primarius Holzapfel, der im Jahre Achtzehnhundertfünfzehn gestorben war, in seinem schwarzen Predigerrock mit Halskrause und Bibel begegnete. Die Base hatte den Pastor und seine Eltern sehr gut gekannt. Der Vater war ein Holzhauer gewesen und die Mutter war im Spital zum heiligen Geist gestorben; der Pastor Primarius aber, von dessen Ruhm und Preis die Stadt noch voll war, hatte auf demselben Platz in der Armenschule gesessen, zu welchem Silberlöffel den kleinen Hans führte.

In einem dunklen Sackgäßchen, in einem einstöckigen Gebäude, welches einst als Spritzenhaus diente, hatte die Kommune die Schule für ihre Armen eingerichtet, nachdem sie sich so lange als möglich geweigert hatte, überhaupt ein Lokal zu so überflüssigem Zweck herzugeben. Es war ein feuchtes Loch; fast zu jeder Jahreszeit lief das Wasser von den Wänden; Schwämme und Pilze wuchsen in den Ecken und unter dem Pult des Lehrers. Klebrig naß waren die Tische und Bänke, die während der Ferien stets mit einem leichten Schimmelanflug überzogen wurden. Von den Fenstern wollen wir lieber nicht reden; es war kein Wunder, wenn sich auch in ihrer Nähe die interessantesten Schwammformationen bil-

deten. Ein Wunder war es auch nicht, wenn sich in den Händen und Füßen des Lehrers die allerschönsten Gichtknoten und in seiner Lunge die prachtvollsten Tuberkeln bildeten. Es war kein Wunder, wenn zeitweise die halbe Schule am Fieber krank lag. Hätte die Kommune auf jedes Kindergrab, welches durch ihre Schuld auf dem Kirchhof geschaufelt wurde, ein Marmordenkmal setzen müssen, so würde sie sehr bald für ein anderes Schullokal gesorgt haben.

Karl Silberlöffel unterschrieb sich der Lehrer auf den Quittungen für die stupenden Geldsummen, welche ihm der Staat quatemberweise auszahlte. Ach, der Arme führte seinen Namen nur der Ironie wegen; er war nicht mit einem silbernen Löffel im Munde geboren worden. Er hätte dem Kultusministerium viel Stoff zum Nachdenken geben müssen, wenn nicht die verehrliche und hochlöbliche Behörde durch Wichtigeres abgezogen gewesen wäre. Wie kann sich die hohe Behörde um den Lehrer Silberlöffel bekümmern, wenn die Frage: welches Minimum von Wissen den unteren Schichten der Gesellschaft ohne Schaden und Unbequemlichkeit für die höchsten gestattet werden könne — noch immer nicht gelöst ist? Noch lange Zeit werden die mit der Lösung dieser Frage beauftragten Herren die Volkslehrer als ihre Feinde betrachten, und es als eine höchst abgeschmackte und lächerliche Forderung auffassen, wenn böswillige, revolutionäre Idealisten verlangen: auch ein hohes Ministerium möge seinen Feinden Gutes tun und sie zum wenigsten anständig kleiden und notdürftig füttern. O du gute alte Zeit, wo die Menschheit noch aus der Hand des einen Unteroffiziers in die des anderen überging! O du gute alte Zeit, wo nicht allein die Armee unter dem Korporalstock stand!

Der Hungerpastor hat später noch einmal so gern seinen Schulmeister in Grunzenow zu seinem Sonntagsbraten, seiner Martinsgans und seinem Weihnachtspunsch eingeladen, wenn er sich seiner ersten Schultage und des Armenlehrers Silberlöffel erinnerte. Er hatte auch nichts dagegen, wenn der Schulmeister an der Ostsee einen Teil der guten nahrhaften Dinge für seine sieben Buben daheim einsäckelte; er brachte ihm selbst die alte Zeitung dazu, und half die Düte in die enge Rocktasche zwängen.

In dem Spritzenhause zu Neustadt saßen rechts die Mädchen, links die Knaben. Zwischen diesen beiden Abteilungen lief ein Gang von der Tür zum Pult des Lehrers, und in diesem Gang hustete Silberlöffel auf und ab, ohne daß es irgend einen in der jugendlichen Schar rührte. Lang, sehr lang war der Arme; hager, sehr hager war er; sehr melancholisch sah er aus, und das mit Recht. Ein anderer an seiner Stelle hätte sich in dem feuchten, kalten Raume munter und warm geprügelt; aber selbst dazu war er nicht mehr imstande. Seine schwachen Versuche in dieser Hinsicht galten nur für gute Späße; seine Autorität stand unter

Null. Ein herzzerreißender Vorwurf für alle Wohlgekleideten war der Anzug dieses verdienstvollen Mannes; der Hut führte mit seinem Besitzer eine wahre Tragödie auf. Zwischen beiden handelte es sich darum, wer den andern überdauern werde, und der Hut schien zu wissen, daß er gewinnen müsse. Ein diabolischer Hohn grinste aus seinen Beulen und Schrammen. Das Scheusal wußte, daß es auch noch den Nachfolger des armen schwindsüchtigen Mannes überleben könne; es machte sich nicht das Geringste aus dem Schimmel und Schwamm des Spritzenhauses.

Hans Unwirrsch trat mit keineswegs sentimentalen Gefühlen in die Gemeinschaft und das Gewimmel der Armenschule. Nachdem die erste Verblüffung und Blödigkeit überwunden war, nachdem er sich halbwegs hereingefunden hatte, zeigte er sich nicht besser als jeder andere Schlingel und nahm nach besten Kräften teil an allen Leiden und Freuden dieser preiswürdigen Staatseinrichtung. Er orientierte sich bald. Die Freunde und Feinde unter den Knaben waren schnell herausgefunden; gleichgeartete Gemüter schlossen sich an ihn, entgegenstehende Naturen suchten ihn an den Haaren aus seiner Weltanschauungsweise herauszuziehen, und im Einzelkampf wie in der allgemeinen Prügelei kam manches Leid über ihn, welches er aber als anständiger Junge ertrug, ohne sich hinter dem Lehrer zu verkriechen. Als anständiger Junge hatte er in dieser Lebensepoche gegen das weibliche Geschlecht auf den Bänken zur Rechten des Ganges im allgemeinen eine heilsame Idiosynkrasie. Er klebte den Mädchen gern Pech auf ihre Plätze und knüpfte ihnen gern paarweise verstohlen die Zöpfe zusammen; er verachtete sie höchlichst als untergeordnete Geschöpfe, die sich nur durch Geschrei wehrten, und durch welche der Lehrer mehr über die linke Hälfte seiner Schule erfuhr, als den Buben lieb war. Von ritterlichen Regungen und Gefühlen fand sich anfangs in seiner Brust keine Spur; doch die Zeit, wo es in dieser Hinsicht anfing zu dämmern, war nicht fern, und bald machte wenigstens e i n kleines Geschöpfchen von der anderen Seite der Schule her seinen Einfluß auf Hans Unwirrsch geltend. Es kam die Zeit, wo er e i n e kleine Mitschülerin nicht weinen sehen konnte, und wo er einen unbestimmten Hunger empfand, der nicht auf die großen Butterbrote und Kuchenstücke der benachbarten Straßenjugend gerichtet war; doch für jetzt steckte er frech die Hände in die Taschen der Pumphose, spreizte die Beine voneinander, stellte sich fest auf den Füßen und suchte sich soviel als möglich von der absoluten Herrschaft der Weiber zu befreien. Nicht mehr wie sonst saß er still und artig zu den Füßen der Base Schlotterbeck und horchte andächtig ihren Lehren und Ermahnungen, ihren Märchen und Kalendergeschichten, ihren biblischen Vorlesungen. Zum großen Mißbehagen der guten Alten fing er an, täglich mehr Kritik zu üben. Die Kalendergeschichten wußte er allesamt

auswendig; kein Märchen konnte die Base beginnen, ohne daß Hans ihr ins Wort fiel, um Verbesserungen anzubringen oder nichtsnutzige ironische Fragen zu stellen; gegen ihre guten Ermahnungen rückte er immer mit verwirrenden Einwänden hervor, welche die Base öfters ganz und gar aus der Fassung brachten. Wenn sich die treue Seele nach ihrer Art in einem langatmigen Geschlechtsregister der Bibel verwickelt hatte, so hatte Hans eine wahrhaft diabolische Lust daran und suchte die Arme immer tiefer und hilfloser in das Dornengestrüpp zu treiben, so daß sie oft ganz ärgerlich und giftig das Buch zuklappte und das einstige ‚kleine Lamm‘ eine ‚nichtsnutzige naseweise Kröte‘ nannte. Hinter ihrem Rücken spielte er ihr allerlei Possen, ja er entblödete sich nicht, vor einem ausgewählten Publikum der Kröppelstraße, welches mit ihm im gleichen Alter stand, eine Vorstellung zu geben, in der er die Art der Base aufs komischste nachäffte. Kurz, Hans Jakob Nikolaus Unwirrsch hatte jetzt eine Lebensstufe erreicht, auf welcher liebende Verwandte ihren hoffnungsvollsten Sprößlingen und jugendlichen Bekannten mit finstermelancholischen Blicken und warnenden Handbewegungen eine düstere Zukunft, den Bettelstab, das Gefängnis, das Zuchthaus und zuletzt, zum angenehmen Beschluß, den schimpflichen Tod am Galgen vorhersagen. Es ist auch in diesem Falle ein Glück, daß Prophezeiungen gewöhnlich nicht in Erfüllung gehen.

Hans zog in dieser Epoche das bewegte Leben der Gasse mit seinen Einzelheiten dem häuslichen Glück, dem stillen, ungestörten Frieden der vier Wände bei weitem vor. O du schöne Zeit der schmutzigen Hände, der blutenden Nasen, der zerrissenen Jacken, der zerzausten Haare! Wehe dem Mann, der dich nicht kennen lernte! Es wäre ihm besser gewesen, er hätte manches andere nicht kennen gelernt, welches die liebenden Verwandten und Freunde mit den finstermelancholischen Blicken ihm als sehr löblich, lieblich und rühmlich priesen und anempfahlen.

Naturgemäß hielt sich Hans jetzt mehr an den Oheim Grünebaum als an die Mutter und die Base. Der wackere Flickschuster hatte manches, was ein jugendliches Gemüt anziehen konnte. In der Gesellschaft dieses würdigen Mannes wurde dem Neffen selten die Zeit lang.

Sehr schmutzig und vernachlässigt erschien jedem ordentlichen Weibe die Haushaltung und Umgebung des Oheims Grünebaum. In seiner Werkstatt sah es aus, als hätten die Huzelmännchen nicht wohlwollend, sondern in grimmigster Erzürnung darin gehaust. Ein tolleres Kopfüberkopfunter kann man sich nicht leicht vorstellen, und wenn jemand hätte das Suchen lernen wollen, so hätte er hier die beste Gelegenheit dazu gehabt. Der Oheim Grünebaum verbrachte aber auch den größten Teil des Tages und seiner Arbeitszeit in vergeblichem Suchen. Das Gerät, welches er

eben brauchte, war fast niemals zu finden, und das Wühlen und Rumoren danach brachte keine größere Ordnung in den Wirrwarr. Dazu schrien, pfiffen und sangen von den Wänden aus großen und kleinen Käfigen Vögel mannigfacher Art; ein Laubfrosch zeigte in seinem Glase am Fenster das Wetter an. Das politische Wetter aber zeigte sich der Meister Grünebaum selber an, indem er sich und seinen Vögeln den Postkurier für Stadt und Land mit lauter Stimme vorlas, was ebenfalls einen ziemlichen Teil seiner Arbeitszeit wegnahm. Der wackere Oheim Grünebaum schusterte nur gerade so eifrig und so lange, als nötig war, um sich und seine Vögel notdürftig zu erhalten und den Postkurier für Stadt und Land halten zu können. Seine Schoppen im roten Bock ließ er öfter ankreiden, als für einen soliden Bürger und Handwerksmeister sich's eigentlich schickte.

Für den Sohn des seligen Schwagers mangelte es dem guten Mann durchaus nicht an natürlicher Zuneigung. Mit Wohlwollen nahm er ihn auf in seinem verwahrlosten Loche und gab ihm gute Lehren über Welt und Leben, Vogelzucht und Politik nach seiner Art. Wenig verstand Hans von der Weisheit des Postkuriers für Stadt und Land, aber einzelne Namen, wie Navarin, Missolunghi, Bozzaris, Ibrahim Pascha nahm er doch mit offenem Munde in sich auf, und eine große Griechen- und Türkenschlacht wurde in der Kröppelstraße geschlagen; blutige Köpfe gab's dabei, und Silberlöffel, der Armenlehrer, mußte viel Anzüglichkeiten darob von seiten der erzürnten Eltern vernehmen.

Der Oheim Grünebaum war ein gewaltiger Philhellene, aber noch mehr war das der arme Karl Silberlöffel, welcher mit wahrhaft fieberhaftem Interesse dem blutigen Kampfe im fernen Osten folgte. Auch die Base Schlotterbeck war eine große Philhellenin, und in der Kröppelgasse gab es eigentlich nur einen Mann, der Partei für die Türken nahm, weil er die Griechen aus eigener Anschauung und Erfahrung kannte. Dieser Mann war Samuel Freudenstein, der Trödeljude, welcher einst weit genug in der Welt umhergekommen war, und welcher von den ‚Höllönen' fast noch weniger hielt als Jakob Philipp Fallmerayer, der orientalische Fragmentist. Der Trödler behielt aber seine Ansicht für sich und entging somit den mannigfachen Unannehmlichkeiten, welche der treffliche Münchener Gelehrte zu erdulden hatte.

Von dem Oheim Grünebaum wurde Hans übrigens zum erstenmal darauf aufmerksam gemacht, daß man dem Lehrer Silberlöffel wenigstens doch einigen Respekt schuldig sei. Unter meinen männlichen Lesern wird wohl niemand sein, der nicht weiß, was für eine Tyrannei in der Schule von Schulknaben ausgeübt werden kann und ertragen wird; der nicht weiß, was es um die ‚öffentliche Meinung' unter einer Bande solcher

jungen Geister ist. Der Oheim Grünebaum war schuld daran, daß Hans Unwirrsch dieser öffentlichen Meinung in einem Falle die ganze Wucht seiner kleinen Persönlichkeit entgegenwarf und heldenmütig die Folgen davon trug. Zwischen Lehrern und Schülern herrscht dasselbe Verhältnis, wie im Völkerverkehr. Was auch der Lehrer tun mag, um das Vernunftrecht zur Darstellung zu bringen, seine Schüler stützen sich immer wieder auf das Naturrecht. Ein immerwährender, scharf beobachtender Kriegszustand ist die Folge davon, und nicht immer hat der Lehrer die bessere Hand im Kampf gegen den rücksichtslosen Feind, dem jede Waffe recht ist, und der kein Erbarmen kennt. Manch hochbegabte Natur ist schon in solchem Kampfe zugrunde gegangen.

‚Hannes,' sagte der Oheim, ‚wenn ich in deiner Stelle wäre, so machte ich nicht mit die anderen so'n tagtäglich heillos Spektakulum in der Schule, daß, wenn'n Mensch da vorbeigeht, er sich die Ohren zustopfen muß. Mich jammert der Magister in der Seele, und lange leben wird er auch nicht mehr. Die unglückselige, miserable Kreatur hustet sich zu Tode und ihr gottverlassenen, inkomparabeln Satans brüllt ihn zu Tode. Hier mal vor's Brett, Hans, und nicht ausgewichen! Was ist das mit der Schule? Bist du mit bei dem Gebrüll und Getrampel und Spietakel? Junge, Junge, in deiner Stelle ginge ich in mir und bedächte, daß, wer'n Menschen umbringt, 'n Mörder ist, und daß 'n toter Mensch einem sehr auf der Seele liegen kann, als was man dann nachher böses Gewissen nennt. Gehe in dich herein, Hannes, und bedenke, daß sich wohl ein Stiebel lange flicken, versohlen und verschuhen läßt, daß aber noch kein Doktor 'nen schwindsüchtigen Schulmeister, welchem seine Schlingel also grausam mitspielen wie ihr eurem, den Atem gerettet hat. Der Mensche jammert mich wirklich, und der Deibel nimmt die Graden und die Ungraden, also gib Achtung, Hans, daß er dich nicht mit den andern Bälgern in den Sack steckt: das Recht hat er wohl gewiß schon längst dazu.'

Diese Rede machte auf Hans einen größeren Eindruck, als ihm der Oheim anmerkte. In einem günstigen Augenblick hatte dieser geredet, seine Worte waren nicht auf schlechten Boden gefallen und hatten eine bessere Wirkung als alle früheren Ermahnungen. Zum erstenmal dämmerte in der Brust des Kindes ein Gefühl, welches über den Egoismus des Kindes hinausging. Als Hans Unwirrsch am folgenden Morgen seinen Platz in dem Spritzenhause einnahm, sah er den Armenlehrer mit ganz anderen Augen an; und da Silberlöffel an diesem kalten, unfreundlichen Regenmorgen noch jammervoller und hungriger als sonst aussah und noch mehr hustete, so erlosch das Gefühl nicht, sondern es wurde stärker, — Hans Unwirrsch saß zum erstenmal still in der Schule.

An dem nächsten Komplott nahm Hans nicht teil, verfiel der all-

gemeinen Verachtung und kriegte fürchterliche Prügel, die ihn jedoch nur in seinen guten Vorsätzen bestärkten. Der Streich wurde natürlich auch ohne ihn ausgeführt und gelang vollkommen. Es war ein Hauptstreich und die Befriedigung der jungen Taugenichtse und Galgenstricke war groß; der arme Lehrer, dessen Brustschmerzen an diesem Tage noch stärker als gewöhnlich waren, unterlag kraftlos, und der Blick hilfloser Verzweiflung, welchen er über die rebellische Schule schweifen ließ, und welcher auch Hans Unwirrsch streifte, wurde von letzterem niemals vergessen; seine Wirkungen reichten bis in das späteste Alter.

Am nächsten Morgen kam der Herr Lehrer nicht in das Spritzenhaus; er sollte es niemals wieder betreten. Ein Blutsturz war in der Nacht über ihn gekommen, und zum Sterben krank lag er auf seinem Bett in seiner schlechten, kalten Stube. Ein anderer nahm seine Stelle an dem Marterpult in der Armenschule ein; Karl Silberlöffel war aufgebraucht worden wie ein Rad in der Maschine. Ein anderes Rad wurde eingesetzt; langsam drehte sich das Ding weiter, und ‚unsere fortschreitende Bildung und humane Entwicklung‘ war und blieb das Lieblingsthema manches wohlmeinenden Mannes.

Wenige Leute kümmerten sich um den abgenutzten, sterbenden Armenschullehrer; zu den Wenigen aber, welche das Ihrige taten, ihm seine letzten Lebenstage zu erleichtern, gehörten der Oheim Grünebaum und die Base Schlotterbeck. An der Hand der letzteren kam Hans Unwirrsch, um seinen Lehrer sterben zu sehen, und um zum erstenmal die feierlichen Schauer zu empfinden, die das Nahen des Todes in der Seele des Menschen erregt, auch wenn er noch ein Kind ist.

Der todkranke Mann hielt lange die Hand des Kindes und sah ihm lange und tief in die Augen. Aber in dem Blicke, mit welchem er es ansah, war jetzt nichts mehr von jenem Elend zu finden, welches ihn durch sein dunkles, kurzes Leben unablässig bedrängt und ihm gnadenlos jedes freiere Aufsehen und Aufatmen verwehrt hatte. Matt war jetzt das Auge, aber still und befriedigt war es auch; der Kampf war zu Ende, noch ein Schritt, und das Land der ewigen Freiheit war erreicht. Auf seinem Sterbebette fühlte sich der Armenschullehrer zum erstenmal als ein freier Mann, der sich vor niemand mehr zu neigen und in den Winkel zu drücken brauchte. Der alte, rötliche, diabolische Hut, der hinter der Tür am Nagel hing, hatte freilich das Spiel gewonnen, aber weder er, noch ein hochlöbliches Kultusministerium zogen einen großen Vorteil davon. Der eine wurde als Vogelscheuche in ein Kornfeld gestellt, und das andere blieb fürs erste, was es war.

Laut sprechen konnte der Kranke nicht, aber Hans vernahm doch, was er zu ihm sagte, und vergaß es nicht.

‚Weine nicht, liebes Kind, und fürchte dich auch nicht! Du bist immer ein guter Junge gewesen und wirst dereinst auch ein guter Mann werden. Großen Hunger jeder Art wirst du auch zu erdulden haben, aber du wirst satt werden, denn endlich, endlich wird doch einmal jeder satt . . .‘

Das, was der sterbende Herr Silberlöffel damals noch hinzufügte, verstand Hans freilich nicht, und die Base Schlotterbeck wußte auch nicht recht, ob der Kranke bereits in den letzten Todesphantasien liege oder nicht.

Er sagte, während seine Augen sich nach der niedern schwarzen Decke der Stube richteten:

‚Ich bin sehr hungrig gewesen. Hungrig nach Liebe bin ich gewesen und durstig nach Wissen; alles andere war nichts. Goldene Äpfel hängen lockend im Gezweig und schießen ihre Strahlen durch das Grün. Sie blenden so die Augen, die schönen, glänzenden Früchte. Die Hände habe ich ausgestreckt und habe sie mir zerrissen an den Dornen; — viel Tränen habe ich vergießen müssen um den goldenen Glanz im Grün. Im Schatten habe ich gesessen mein ganzes Leben durch, und doch war ich für das Licht geboren. Es ist hart, hart, hart, im Schatten sitzen zu müssen und Hungers zu sterben, während so schöne Augen leuchten in der Welt, während so holdselige Stimmen locken, — in der Nähe und, ach, auch aus so weiter, weiter Ferne. Ich habe auch Hunger gehabt nach der Ferne, aber im Schatten mußte ich bleiben, auf einen kleinen Raum im Schatten war ich gebannt. Ein goldener Regen umspielte mich oft, in Schauern fielen die leuchtenden Früchte nieder um mich her und glänzten durchs Grün und durch die Morgen- und Abendröten; mir aber waren die Hände gefesselt, und nichts hatte ich als mein qualvolles Sehnen. Ich habe nichts, nichts erhalten von dem reichen Leben. Nur mein Sehnen ist mir zuteil geworden, und auch das geht nun zu Ende. So wird's dunkel vor den Augen, still vor den Ohren und im Herzen; ich werde satt sein — im Tode.‘ —

Man begrub den Armenschullehrer Silberlöffel einige Tage vor Weihnachten, und die Armenschule unter dem Nachfolger folgte dem Sarge, der nicht mit Silber beschlagen und nicht mit Sammet behängt war. Nicht über reinen Schnee, sondern durch ein schmutziges Schlackerwetter trug man den Leichnam und scharrte ihn kurz und gut ein, ohne das allergeringste Gepränge. Die Schule zerstreute sich vom Kirchhofe und flatterte auseinander gleich einem Sperlingsschwarm, und auch Hans war mit im Schwarm und fühlte sich nicht viel beklommener als die anderen. Der Tod hat doch eigentlich für das Kind keinen Sinn; erst wenn uns das Leben recht zusammengerüttelt und geschüttelt hat, geht uns das rechte Verständnis dafür auf.

Der Kindheit, der alles noch neu ist, drängt jeder neue Tag den vergangenen in die vollständigste Vergessenheit. Am Morgen nach dem Begräbnis des guten Lehrers spielte Hans Unwirrsch bereits wieder lustig in der Gasse und dachte für jetzt mit keinem Gedanken mehr an den toten Mann. Der Schnee, der gestern gemangelt hatte, war über Nacht reichlichst herabgefallen; es hatte kein Junge in der Stadt Zeit, an etwas anderes zu denken als an den Schnee.

Großes Geschrei war in der Kröppelstraße, und mächtig wuchs der Schneemann zur Lust der jungen Künstlerbande und zum Ärger des misanthropischen pensionierten Stadtbüttels Murx, der wie ein podagrischer Oger in seinem Lehnstuhl am Fenster festgebannt saß und welcher den Lärm und die Lust der lieben Jugend für eine ganz persönliche Beleidigung nahm. Aber der spanische Rohrstock war pensioniert wie sein Herr und hing in grimmiger Unzufriedenheit über dem pensionierten Dreimaster an der Wand.

Unablässig wanderte das Auge des zur Ruhe gesetzten Schützers der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zwischen dem Stock und der Straße hin und her, und in der Brust des Vortrefflichen grollte und brummte es, wie in einem dem Ausbruch nahen Vulkan: Prometheus am Kaukasus angeschmiedet, Napoleon auf Sankt Helena fühlten ähnliche Bitternisse wie der Büttel, aber ihr Beispiel tröstete ihn nicht. Lustig ging der Spektakel in der Gasse fort, und nachdem der Schneemann vollendet war, stürzte sich die Bande jugendlicher Missetäter auf Moses Freudenstein, den Sohn des Trödlers, und fing an, ihn zu waschen.

In jenen vergangenen Tagen herrschte — vorzüglich in kleineren Städten und Ortschaften — noch eine Mißachtung der Juden, die man, so stark ausgeprägt, glücklicherweise heute nicht mehr findet. Die Alten wie die Jungen des Volkes Gottes hatten viel zu dulden von ihren christlichen Nachbarn; unendlich langsam ist das alte, schauerliche ‚Hepphepp‘, welches so unsägliches Unheil anrichtete, verklungen in der Welt. Vorzüglich waren die Kinder unter den Kindern elend dran, und der kleine, gelbe, kränkliche Moses führte gewiß kein angenehmes Dasein in der Kröppelstraße. Wenn er sich blicken ließ, fiel das junge, nichtsnutzige Volk auf ihn, wie das Gevögel auf den Aufstoß. Gestoßen, an den Haaren gezerrt, geschimpft und geschlagen bei jeder Gelegenheit, ließ er sich auch so wenig als möglich draußen blicken und führte eine dunkle, klägliche Existenz in der halb unterirdischen Wohnung seines Vaters.

An diesem Tage aber hatte ihn sein Unstern doch mitten unter seine Peiniger geführt; und man hatte, wie gewöhnlich in solchen Ausnahmefällen, ihn in einen engen Kreis geschlossen. Was fiel dem Judenjungen ein, daß auch er den neuen Schnee sehen wollte? In der Mitte seiner Tyrannen

stand Moses Freudenstein und reichte mit verhaltenen Tränen und einem Jammerlächeln die Hand, in welche jeder junge Christ und Germane mit hellem Hohngeschrei hineinspie, in die Runde. Es gab wenige Leute in der Kröppelstraße, die nicht ihren Spaß an solcher infamen Quälerei gefunden hätten. Keiner von den Gaffern in den Haustüren trat dazwischen, um der Erbärmlichkeit ein Ende zu machen. Man lachte, zuckte die Achseln und hetzte wohl gar noch ein wenig; es hatte eben wenig auf sich, wenn der schmutzige Judenjunge ein bißchen in seiner Menschenwürde gekränkt wurde. Hilfe und Rettung sollten für Moses Freudenstein von einer Seite kommen, von woher er sie nicht erwartet hatte.

Hans Unwirrsch hatte bis zu dieser Stunde auch hier mit den Wölfen geheult, und was die anderen taten, hatte er leichtsinnig, ohne Erbarmen und ohne Überlegung ebenfalls getan. Jetzt kam die Reihe an ihn, in die offene Hand des heulenden Judenknaben zu speien, und wie ein Blitz durchzuckte es ihn, daß da eben eine große Niederträchtigkeit und Feigheit ausgeübt werde. Es war ihm, als blicke das bleiche Gesicht des Lehrers Silberlöffel, der gestern begraben worden war, ernst und traurig über die Köpfe und Schultern der Buben in den Kreis. Hans spie nicht in die Hand des Moses! Er schlug sie weg und streckte seine Faust den Kameraden entgegen. Wild schrie er, man solle den Moses zufrieden lassen, er — Hans Jakob — leide es nicht, daß man ihm ferner Leid antue. Die Faust fiel auf die erste Nase, die sich frech näherdrängte. Blut floß — ein verwickelter Knäuel! Püffe, Knüffe, Fußtritte, Wehgeheul! Wutgebrüll! Sausende Schneebälle, zerrissene Kappen und Jacken! Exaltierteste Aufregung des pensionierten Stadtbüttels! Elektrisches Erzittern des spanischen Rohres an der Wand! Übereinander und Durcheinander! Untereinander und Zwischeneinander! — Hernieder in den Laden des Trödlers Samuel Freudenstein rollten Moses und Hans, schwindlig, zerschlagen, mit blutenden Mäulern und verschwollenen Augen. Auch Moses Freudenstein hatte zum erstenmal in seinem Leben einen Schlag gegen seine Peiniger zu führen gewagt. Es war eine glorreiche Stunde, und ihr Einfluß auf das Leben von Hans Unwirrsch war unberechenbar im guten wie im bösen. Indem er aus dem wilden Gewühl der Gassenschlacht die Stufen in den Trödlerladen hinabrollte, fiel er in Verhältnisse, welche unendlich wichtig für ihn werden sollten. In mehr als einer Hinsicht entschied sich sein Schicksal an diesem Tage; eine ganz andere Welt tat sich vor seinen Augen auf.

[— — Aus dem ‚Hungerpastor' von Wilhelm Raabe, mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers Otto Janke in Berlin.]

# Wilhelm Raabes dichterische Persönlichkeit
## Von Marie Speyer



Am sechsundfünfzigsten Jahrestage jenes 15. November, an dem einst in der Spreegasse zu Berlin der junge Student die Chronik der Sperlingsgasse zu schreiben begonnen, hat die auf der langen Erdenfahrt endlich doch müde gewordene, ringende Seele Wilhelm Raabes die schwersten Fesseln, den irdischen Leib, wie es in Unseres Herrgotts Kanzlei heißt, abgestreift, um sich hinauszuschwingen in die Unendlichkeit.

Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm; leise und still kommt, lebt und geht alles wahrhaft Große und Schöne in dieser Welt. Der Satz gehörte zu den Grundfesten von Raabes Glaubensbekenntnis. Von seinem äußeren Leben ist nicht viel zu berichten. Was er selbst daraus für wissenswert hielt, das hat er kurz zusammengestellt in der Generalbeichte von 1881 (Magazin für die Literatur des In- und Auslandes) und in seiner Selbstbiographie im Heidjer für 1907. Im kleinsten Städtchen des Herzogtums Braunschweig, in Eschershausen, ward ihm eine still umhegte Kindheit zuteil; in des Vaters Haus an der Weser, wo noch mit Stein, Stahl und dem Plünnerkasten Licht angezündet wurde; im Robinson Crusoe des alten Landsmanns aus Deensen Joachim Heinrich Campe lehrt die Mutter den Buben lesen, und alles, was er später an Wissenschaft erworben hat, heftet sich ihm an den lieben feinen Finger, der ihm ums Jahr 1836 herum den Punkt über dem i wies. Früh stirbt der Aktuar Gustav Karl Maximilian Raabe, und die Mutter zieht mit den drei Kindern in Lessings alte Stadt Wolfenbüttel, wo der Knabe das Gymnasium besucht. Es folgen ein paar Jahre der Einsamkeit und des inneren Selbstbesinnens in unseres Herrgotts Kanzlei, der braven Stadt Magdeburg, wo der junge Mensch zwischen den Ballen der Creutzschen Buchhandlung ferne her aus dem Jahre fünfzehnhundertundfünfzig die Pressen heraufrauschen hört aus der Druckerei des Herrn Michael Lotther, die in die Welt hinaussandten die gelehrten Schriften des Magister Flaccus Illyricus und die losen Spöttereien des Doktor Erasmus Alberus, wo er auch sich versenkt in die alten vergilbten Drucke und Chroniken, aus denen heraus ihm das große Buch der Menschengeschichte zu lebendiger Wirklichkeit ersteht. Bis er dann die Notwendigkeit empfindet, auf Universitäten noch etwas mehr Ordnung in der Welt Dinge und Angelegenheiten zu bringen, und er übersiedelt nach dem großen Berlin.

Da schreibt er seine Chronik der Sperlingsgasse, die endlich nach zwei Jahren das Tageslicht erblickt. Nicht mit übermäßiger Begeisterung, aber doch so freundlich wird das kleine Buch aufgenommen, daß Wilhelm Raabe es wagt, sein Leben auf seine Feder zu stellen. Er hat den Beruf des Schriftstellers immer als tapferen Kriegsdienst aufgefaßt. Einige zerstreute Lettern liest in Unseres Herrgotts Kanzlei der alte Faktor Kornelius sorgsam vom Boden der öden Offizin auf, betrachtet sie zärtlichen Blickes, berührt liebkosend mit der Hand die Pressen und murmelt: ‚Laßt sie nur laufen und trommeln und rennen, ihr, meine Lieblinge, seid doch die wahren Werkzeuge des Streites.‘ Raabe selber hat immer wacker als ein Held den guten Kampf gekämpft und den Mut nicht verloren, auch dann nicht, als nach dem Hungerpastor nicht mehr das ganze deutsche

Volk ihm zu folgen vermochte, als er nicht mehr Leser, sondern nur Liebhaber fand, freilich mit ihnen ‚das allervornehmste Publikum, was das deutsche Volk aufzuweisen hatte'. Den guten sonnigen Stuttgarter Tagen unter den Reben und Freunden und Freundinnen des Neckartals machte das Jahr 1870 ein Ende, der Dichter siedelte nach der Heimat, nach Braunschweig über.

Freud und Leid, Lächeln und Schmerzenszucken blieben auch für Raabe dieselben auf dieser alten Mutter Erde. Neue, liebe Freunde schlossen sich immer enger um ihn, an einem leuchtenden Johannismorgen fiel der junge Strahl auf einen schwarzen Sarg, ein Kind, ein liebes schönes Mädchen, sechzehnjährig, ‚hatte Aurora den Eltern entführt'; der gute Streiter kämpfte weiter im Werkeltag des Lebens, bis, nachdem er vierzig Jahre lang die Last und Hitze des Tages getragen, er fühlte, daß es auch für ihn Feierabend werden durfte. Auf seinem ‚Altersteil' Altenhausen ist dem Greis dann noch ein stiller, mild verklärter Sonnenuntergang zuteil geworden inmitten der Seinen, an der Seite der lieben treusorgenden Frau, die achtundvierzig Jahre lang mit ihm durchs Leben gegangen, umspielt von den Enkeln, den Kindern, an denen des großen, weichherzigen Menschen Herz hing, wie nur wirklich gute Menschen Kinder lieben können. Vor seinem achtzigsten Geburtstag, den am künftigen 8. September auch mit etwas äußerem Glanze die Freunde feiern wollten, hat Wilhelm Raabe sich dann leise fortgeschlichen; eine äußere Ehrung hätte nicht gepaßt zu ‚dem großen Werke de vanitate hominum, an dem er zeit seines Lebens kompiliert'.

Das deutsche Volk ist dem Toten nicht übereifrig entgegengekommen. Tübingen, Göttingen haben ihn zum Ehrendoktor ernannt, die Stadt der Sperlingsgasse hat es bei den Jubiläumsfeierlichkeiten im letzten Herbst, in der medizinischen Fakultät, vielleicht doch weil sie mit feiner Lebenskunde herausfühlte, welch trefflicher Lebensarzt der Greis in Braunschweig war. Zum siebzigsten Geburtstag glitt vorübergehend sein Name durch die Zeitschriften und die Tagespresse, aber von seinen Büchern hat in unserer Zeit der Riesenerfolge außer der Sperlingsgasse keines, auch nicht der Hungerpastor, die fünfzigste Auflage erlebt, und viele, viele stehen bei der ersten und zweiten.

Wer hat denn auch Wilhelm Raabe gekannt, so lange er unter uns war? Sicher nicht diejenigen, die einmal bei Herbst im stillen Winkel ihn angesprochen haben und denen er allenfalls als reckenhafte, mythische Erscheinung, wenn nicht als Original oder gar als phantastisches Zerrbild in der Erinnerung zurückblieb, sie hätten denn außerordentlich feine Seelenmerker sein müssen; von außen sah man es dem Hause nicht an, was es alles in seinem Innersten barg, hieß es auch hier wie in den Akten des Vogelsanges. Gekannt haben ihn auch nicht die, die einmal sich ergötzten am Spaß der Keltischen Knochen oder am feineren Humor des Horacker, auch die nicht, die vielleicht einmal in einer versonnenen Stunde blätterten in der Chronik der Sperlingsgasse oder im Hungerpastor. Was Wilhelm Raabe, der Mensch, in Wirklichkeit gewesen, das haben nur die alten Freunde gewußt, die in Braunschweig an seiner Bahre gestanden, denen es vergönnt gewesen, jahrelang im trautesten Umgang den Zauber seiner Persönlichkeit zu empfinden, bis er ein Stück ihres eigensten

Lebens geworden. Und neben diesen wissen es heute nur diejenigen, die sich versenkt haben in die ganze reiche Welt seiner Dichtung, denen er in jahrelangem inneren Umgang zum trauten Herzensfreunde geworden, bei dem sie Freude und Erhebung und einen gütigen, hellsehenden Lebensführer gefunden zu allen Stunden. So ganz lebt Raabe in seiner Dichtung, daß es Augenblicke gibt, wo sie über das Buch in ihrer Hand hinüber eine leise Frage oder ein frohes Wort der Zustimmung richten möchten an den lieben, gütigen Greis, den sie vor sich zu sehen wähnen. Denn wie selten einmal sind bei Raabe Mensch und Dichter eins, nicht umsonst hat er bei Fragen nach seinem Lebensgang auf seine Bücher hingewiesen, da sei er ganz.

In den Grundlinien sind die Züge seines Wesens schon vorgedeutet in seinem ersten Buch, der Chronik der Sperlingsgasse. Eine prächtige Ouvertüre hat es Hebbel einst genannt und gefragt: Wo bleibt die Oper? Die Melodie, die hier leise angeschlagen wird, sie schwillt allmählich an zu immer volleren Klängen; dann scheinen sie sich eine Weile zu widerstreben, scharfe Dissonanzen drohen sich hineinzumischen, nur das aufmerksam hinhorchende Ohr ahnt in verlorenen, verstreuten Tönen die ringende Auflösung, bis dann dennoch die Hand des Meisters die flutenden Wogen zum harmonisch rauschenden Tonmeere bindet, das die alte Melodie nur immer reicher, stärker beherrscht, bis es leise, still in den längst vertrauten Tönen verklingt. Hat nicht durch sein ganzes Schaffen immer wieder, wenn er sich seinem dichterischen Jugendland innerlich genähert hat, Raabe wirklich auch äußerlich in kleinen scheinbaren Zufälligkeiten den Heimatklang von einst wiedergefunden? Da der Redakteur in den Kindern von Finkenrode des Morgens von seiner Wohnung in der großen Stadt hinabsieht auf die Menschenfluten, die unter ihm rollen, da werden verklungene Stimmungen im Dichter wach: ‚Hat meine Nachbarin schon ihre Blumen begossen? Hat mein Nachbar schon seinen Starmatz gefüttert?‘ Und mit Namen ruft er an die Gestalten der Sperlingsgasse, die für ihn wirklich leben: ‚Guten Morgen Meister Gustav Berg — was macht die Kunst? Was macht die Frau Elise und das Kind?‘ Ist es Zufall, wenn im vorletzten von Raabes Büchern, den Akten des Vogelsangs, das noch sehnsüchtiger als das erste den verblichenen Sonnenglanz der Kindheit sucht, wieder wie dort der alte Wandsbederbote zum Seelentröster wird?

Nehmen wir die ursprünglich für die Chronik bestimmte, historische Novelle ‚Der Student von Wittenberg‘ noch hinzu, auch sonst klingen ja geschichtliche Erinnerungen an, so haben wir wirklich, besonders nach der künstlerischen Seite hin, in dem seltsamen, kleinen Buch die Knospe, in der schon die volle Blüte von Raabes Dichtung verschlossen ist.

Mit genialer Sicherheit hat Raabe bereits in seiner ersten Erzählung die Form gefunden, die seinem innersten Wesen am meisten entsprach: die technisch lose, chronikalische Rahmen- und Icherzählung. Haben die guten Geister, die alten Chronisten des 14., 15. und 16. Jahrhunderts sie ihn gelehrt, mit denen er einst in Unseres Herrgotts Kanzlei so manchen Sommertag und so manche lange Winternacht hindurch geheime Zwiesprache hielt? Hat er, der leise umbildend hier selbst, wenigstens für unsere neuere Novellentechnik,

bahnbrechend wurde, die erste Anregung von den Romantikern übernommen? Oder war es nur der innere Zwang, der sich die organische Form schuf? Zwar im Meisterwerk, in dem sein Schaffen gipfelt, in der Trilogie Hungerpastor, Abu Telfan und Schüdderump, da ist ihm der Rahmen zu eng geworden, und er hat ihn gesprengt, um zur in sich geschlossenen, objektiven Darstellung überzugehen, ohne daß es ihm jedoch vollständig gelingt, den Chronikton und das subjektive Eingreifen ganz zu vermeiden. Im reinen Chronikstil sind die meisten seiner historischen Erzählungen geschrieben, die lieblich wehmütige Elegie von Else von der Tanne, dem Glück Domini Friedemann Leutenbachers armen Dieners am Worte Gottes zu Wallrode im Elend, im Chronikstil Unseres Herrgotts Kanzlei.

In dieser Erzählung, die 1861 begonnen wurde und das große Jahrzehnt seines Schaffens einleitet, kann man das Ringen Raabes um die künstlerische Form vielleicht mit am besten verfolgen. So tief hat Raabe sich versenkt in die alten, vergilbten Blätter des Herrn Sebastian Besselmeier, des Herrn Heinrich Merkel, der Herren Johannis und Elias Pomarius, daß sein Wort mit dem ihrigen verschmilzt, so sehr hat er die Poesie der alten Erzählung gefühlt, so ergreifend ist sie aus dem fernen Jahrhundert zu ihm herübergeklungen, daß er sie in der eigenen Sprache reden läßt; den Tod Klärchen Trautwetters gibt er wieder in den schlichten, alten Worten von Ehrn Elias Pomarius. Hier ist das Ineinanderübergehen, die Vermählung des Eigenen mit dem Fremden, Aufgenommenen der Quellen künstlerisch vollständig ausgeglichen; nur hat Raabe in der Erzählung nicht die Ichform gewählt, und da dennoch das subjektive Miterleben des Geschehenen bei ihm einen äußeren Ausdruck sucht, so führt das, besonders zu Beginn der Erzählung, ab und zu zu einem persönlichen Eingreifen, das man als leise Störung empfinden mag. Wenn hier die Reflexionen ausfielen, und sie könnten leicht ohne Schaden aus dem Zusammenhange gelöst werden, so würde das der künstlerischen Abrundung nur zum Vorteil gereichen.

Ganz anders wirkt dies subjektive Ausströmen da, wo Raabe mit dem Chronikstil auch die Ichform der Erzählung gewählt hat. Hier in der individuellsten Form schuf Raabe sein Eigenstes und, rein künstlerisch betrachtet, wohl sein Bestes; mag er nun einen modernen Stoff wählen wie in der lieblichen Holunderblüte, derjenigen Schöpfung Raabes, die auf Schönaich-Carolath den tiefsten Eindruck gemacht, — sein Leben lang wurde er den Duft nicht los, — oder mag er einen historischen Stoff gestalten wie in des Reiches Krone, der Krone vielleicht von Raabes Erzählerkunst überhaupt. Immer wieder ist Raabe darum auch zu dieser Technik zurückgekehrt, von der Chronik der Sperlingsgasse bis zu den Akten des Vogelsangs.

Es gibt gottlob wie im Leben so auch im Garten der deutschen Dichtung noch ein vergessenes Eckchen, das Schere und Richtmaß noch verschont haben, in dem auch der wildeste Schößling, auch der knorrigste, verästeltste alte Baum frei in Luft und Licht auswachsen darf nach seiner Art, nach dem Gesetz, das Gott und die Natur in ihn hineingelegt haben. Das sind im Leben die Menschen, die so gar nicht sind und sein können wie die andern und es auch darum meist

zu so gar nichts bringen, das die Leonhard Hagenbucher, die Günther Wallinger, die Ritter von Glaubiger, die Velten Andres und wie all die wunderlichen, lieben Gestalten in Raabes Büchern heißen, das sind in der Geschichte der Dichtung die Jean Paul und die E. Th. A. Hoffmann, die sich die Form, in der sie sich aussprechen können, erst selber schaffen müssen. Sie dichten keine Sonette und bringen kein klassisches Drama fertig; sie lieben nach guter, alter, romantischer Art ‚das Chaos‘.

Raabe hat seine Form von Anfang an gefunden. Unter der leichten Maske des sinnenden alten Mannes, der lose Blatt an Blatt der Chronik reiht, da darf er, die Fiktion selber fordert es ja, ohne Zwang, mit den Dingen auch ganz sich selber geben. Er darf, wenn er Blatt um Blatt der Welt- und der Menschengeschichte umschlägt, an den Rand eintragen, was er dabei gesonnen, was ihm ein Lächeln und was ihm eine Träne abgewonnen hat. Er darf auch sein Empfinden voll ausströmen lassen, ist doch diese subjektivste Form des Berichtes, wenn man so sagen dürfte, die Lyrik der Prosa.

Wie stark ist schon in der Chronik der Sperlingsgasse die lyrische Unterströmung! Wie weh klagt das leise Weinen am Sarge Marie Ralffs, wie singen und klingen die Worte, wenn die kleine Stadt zwischen den grünen, buchenbewachsenen Bergen wach wird mit ihren roten, in der Abendsonne schimmernden Dächern, die Stadt der Kindheit und des Jugendtraumes, wie singen und klingen die Worte, wenn der Wald mit seinen Wundern lebendig wird! Zu lyrischen Leitmotiven werden die Symbole, in denen sich Raabe ein Gedanken- oder Empfindungsgehalt verdichtet, der Klang in der Holunderblüte, des Reiches Krone in der gleichnamigen Erzählung, die Schusterkugel im Hungerpastor, die fallenden Tropfen am Rade der Katzenmühle im Schüdderump. Fast zu Strophen gliedern die einzelnen Bilder, fast zu Versen die Sätze sich ab im erregten Gefühl:

> ‚Horch, ein Wiegenlied aus dem Schatten blühender Obstbäume! Blütenschnee rieselt herab auf eine Wiege und auf ein darin schlummerndes Kind; — Bienen und Käfer und Schmetterlinge summen und flattern im Sonnenschein — fleißig-glücklich, müßig selig!
>
> Wie sanft und süß die Stimme der singenden Mutter ist! Leise schaukelt ihr Fuß die Wiege, und ihr Herz schaukelt sich mit im stillen Glück. Am Himmel und auf Erden ist kein störender, schwarzer Punkt, und alles gehört zueinander: das offene Händchen des Kindes und die frühe Rosenknospe auf der weißen Decke, die kleine, hübsche, bunte Spinne, welche an ihrem Faden in der ruhigen Luft schwebt, und das Knarren der Gartentür, die eben durch einen Mann geöffnet wird, der langsam . . . über den reinlichen Weg an den Beeten hinschreitet!
>
> Das Wiegenlied der Mutter bricht ab — lächelnd streckt sie dem Manne die rechte Hand entgegen und legt den Zeigefinger der linken an den Mund, daß er die kleine Schläferin nicht wecke. Er küßt die Frau, die ihn neben sich auf die Bank zieht . . . ‚O, Cäcilia Willbrand!‘ (Die Kinder von Finkenrode.)

In Raabes Frühzeit verdichtet dann die Stimmung sich auch gern wirklich zum Liede, und wir haben aus des Dichters Nachlaß noch einen Band unveröffentlichter Lyrik zu erwarten. Noch in den Hungerpastor hat er sein Lied der Sehnsucht hineingelegt:

Auf alle Höhen
Da wollt ich steigen,
Zu allen Tiefen
Mich niederneigen.
Das Nah und Ferne
Wollt ich erkünden,
Geheimste Wunder
Wollt ich ergründen.
Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweifen,
Im ew'gen Streben
Ein Nieergreifen —
Das war mein Leben.

Nun ist's geschehen; —
Aus allen Räumen
Hab ich gewonnen
Ein holdes Träumen.
Nun sind umschlossen
Im engsten Ringe,
Im stillsten Herzen
Weltweite Dinge.
Lichtblauer Schleier
Sank nieder leise;
In Liebesweben
Goldzauberkreise —
Ist nun mein Leben.

Und in der Holunderblüte stehen die schwermütigen, wundervollen Strophen:

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück,
Mußt du ein andres wieder fallen lassen;
Schmerz wie Gewinn erhältst du Stück um Stück,
Und Tieferſehntes wirst du bitter hassen.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achtlos zu zerstören;
Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten.
Greif zu und halt! . . . da liegt der bunte Tand;
Und klagen müssen nun, die eben lachten.

Legt in die Hand das Schicksal dir den Kranz,
So mußt die schönste Pracht du selbst zerpflücken;
Zerstören wirst du selbst des Lebens Glanz
Und weinen über den zerstreuten Stücken.

Hier wie im Liede des Hungerpastor kommen wir auch dem innersten Ursprung von Raabes Liederquell nahe. Wieder hangen Inhalt und Form seiner Dichtung enge zusammen: es ist die Erinnerungsstimmung, das leise Berühren in des Dichters Seele von einst und jetzt. Er hat einmal, wieder in seinem ersten, lieben Buche, das Märchen erzählt von einem, der nach großem Unglück sich wünschte, die Erinnerung zu verlieren, und dem in einer dunkeln Nacht sein Wunsch gewährt ward.

‚Er empfand von da an keinen Schmerz, keine Freude mehr; er verlernte zu weinen und zu lachen; es ward ihm einerlei, ob er Blumenknospen oder Menschenherzen zertrat: alles das hübsche Spielzeug, welches das Leben seinen Kindern mitgibt auf ihrem Weg von der Wiege bis zum Grabe, zerbrach ihm in den Händen mit der Erinnerung. Das ist eine schreckliche Vorstellung! Ihr Weisen und Prediger der Völker, nicht der Gedanke an Glück oder Unheil in der Zukunft ist's, der liebevoll, rein, heilig macht; nie ist dieser Gedanke rein von Egoismus, und über jede Blüte, die das Menschenherz treiben soll, legt er den Mehltau der Selbstsucht; die wahre, lautere Quelle jeder

Tugend, jeder wahren Aufopferung, ist die traurig süße Vergangenheit mit ihren erloschenen Bildern, mit ihren ganz oder halb verklungenen Taten und Träumen.'

Sie ist auch für Raabe ein nie versiegender Quell der Dichtung geworden, mag er in sie hineintauchen ein schwermütiges Stimmungsbild aus der Gegenwart, oder mag er in ihr ein großartiges Gemälde der Vergangenheit erwecken. Wie die warme Luft der Ferne an einem Sommerabend auch die härtesten Felsenzacken der Berge in duftigen, zarten Umrissen zerfließen läßt, so umhüllt auch die seelische Ferne der Erinnerung durch die Gefühlsmomente, die in ihr ruhen, alles in sie Getauchte mit einem weichen lyrischen Schleier. Zum fast strophisch gegliederten Liede wird so die Geschichte Mahalats der Tänzerin in der Holunderblüte, wird die ganze Erzählung Else von der Tanne, zum reichen, rhythmisch durchkomponierten Liede wird vor allem Des Reiches Krone. Mit einem vollen, starken Klange aus dem Buch der Bücher beginnt die Erzählung:

‚Am dreiundfünfzigsten Tage der Belagerung, anderthalb Jahrtausende nach dem Untergange der römischen Republik — neunhundertsiebenundsiebenzig Jahre nachdem der König der Heruler den Knaben Romulus Augustulus auf das Landgut des Lucull in Kampanien gesendet hatte, war Konstantinopel gefallen. . .'

und dann ziehen, leuchtend und scharf vom dunkeln Hintergrunde der mit der Pest ringenden alten, glorreichen Stadt sich abhebend, an uns vorüber die Gestalten der des Reiches Krone vom Karlstein nach St. Sebaldus zurückbringenden Nürnberger, die Gestalten des armen, heimatlosen griechischen Mannes Theodoros Antoniades, des tapferen Ritters Michel Groland und der schönen, starken Jungfrau Mechthilde Grossin, deren Liebe den Tod bezwungen. In ein reiches, kostbares Gewand von mit refrainartigen Wortaufnahmen, lyrischen Leitmotiven durchsetzten, weitgegliederten, klangvollen Perioden ist die Dichtung gekleidet.

Vielleicht wird uns einmal das Buch geschrieben von Raabes Stil, jener Sprache, die sich gebildet hat an der Bibel und an Shakespeare (sie lagen bis zu seinem Tode unausgesetzt neben Goethe auf Raabes Schreibtisch), und die doch wieder so ganz Raabe ist. Sie flüstert in süßer Musik an der Wiege des Kindes, sie tröstet und stärkt mit lindem, stillen Wort die gütigen, alten, einsamen Frauen, die verlassenen Greise, wenn die Schatten der Dämmerung sich herniederneigen; sie begleitet mit ihren langen, feierlichen Perioden, mit ihren klirrenden Rhythmen die Weltgeschichte; man denke nur an die Ausfahrt der Magdeburger oder an die Schlachtenschilderungen in Unsers Herrgotts Kanzlei. Und wie kann sie lächeln, gütig und lebensweise und mild ironisch, und lachen und jubeln so hell und kinderfroh! Genialisch schöpferisch aber wird sie dort, wo sie den echtesten Raabe spinnt, wo die schlagenden Bilder, die ungeahntesten und doch so sicher treffenden Vergleiche sich jagen, wo die Perioden und Sätze sich ineinanderschachteln, die Kompositionsteile der Wörter, die Adjektive, Substantive und Verben sich aufeinandertürmen, bis das buntfarbige, vielfach verästelte Gewirre der scharf passende Ausdruck geworden ist für all die wunderlichen, phantastischkühnen, eigenartigen Gedanken und Visionen, die durch des Dichters Sinnen gezogen. Das Wunderbare aber ist, daß all diese verschiedenen Töne und Stilformen Raum haben hart nebeneinander, oft in

derselben Dichtung, und daß spielend der Dichter übergehen kann von der einen zur andern.

Das kommt daher, daß sie nur der äußere Ausdruck sind für die wechselvollen, farbenbunten Bilderreihen, die tausend Stimmungen und Gestalten selber, die in Raabes Dichtung ruhen. Dazu bedurfte er wieder der eigenartigen Form, die er sich selbst geschaffen. Die guten, alten Chronikenschreiber kümmerten sich wenig um künstlerische Komposition; sie reihten unbefangen sorglos Blatt an Blatt, wie die Geschehnisse in bunter Reihe vor ihren Augen dahinrollten, fest glaubend, daß ihr Werk durch die scheinbare Zusammenhanglosigkeit darum nicht schlechter würde, ebensowenig wie der bunte Kranz, den Gott selber flicht in den Geschicken der einzelnen Menschenkinder wie der Völker, da er auch dort rote Rosen und leuchtende Lilien zusammenbindet mit grünem Lorbeer und dunklem Zypressenreis. Raabe tut wie sie. Die weiteste Freiheit nimmt er sich daneben wie für den Stoff, so auch für die äußere Technik. In die fortlaufende epische Darstellung fügt er lose Tagebuchblätter, eine verlorene Liedstrophe, einen Brief, eine reflektive, kritische Randglosse, ein Märchen, eine Sage, eine Grabrede, eine echte, alte Chronikseite, einen Traum, eine sehnsüchtige Erinnerung aus dem verschwundenen Zauberland der Jugend. Aber er tut es nicht naiv unbefangen wie der alte Chronikenschreiber, es ist bei ihm ein bewußtes Wollen, oft man möchte sagen eine künstlerische Raffiniertheit. So entstehen dann die kleinen Dichtungen in Raabes Dichtung, die man isolieren und einzeln kosten muß, ihre Kleinkunst, das scharfe Sehen des Künstlerauges, zumeist aber den warmen Hauch der Herzenspoesie, die von ihnen ausströmt, auf sich wirken zu lassen. Bis man sie dann wieder hineinfügt ins Ganze, in das sie gehören, so fest und sicher wie das einzelne Steinchen in das Mosaikbild, sei es nun das kleine, bunte Bilderbuch der Chronik der Sperlingsgasse oder das große, reiche der Chronik der Menschheit, das Raabe aufgerollt hat in seinem Gesamtschaffen.

Das erste, was die Menschen gehört haben aus der Ouvertüre und aus der Oper, die ihr folgte, das war das helle, frohe Lachen. Zu wundern ist das nicht; denn das Lachen ist heut wohl noch gerade so teuer in der Welt wie an jenem trüben 15. November, da Raabe begann, die Chronik der Sperlingsgasse zu schreiben. Und es war ein liebes, herzgesundes Lachen, ein weltüberwindendes, wie das von Velten Andres, von dem Raabe erzählt in den Akten des Vogelsangs. Da war nichts von frivolem Spott, von ätzender Schärfe, von kühler Selbstironisierung, nichts, das an Heine oder an Friedrich Schlegel oder auch an das wehe Lachen Klemens Brentanos erinnerte, eher noch an die lächelnde Träne Jean Pauls oder vielmehr an den erfrischenden Humor der stammverwandten Engländer. Aber es ist doch wieder ein eigener Humor, so wie ein deutscher ausschauen muß in seiner Mischung von leichtem Schalk und weicher Gemütswärme; es ist dazu das leise, gütige Lächeln eines Weltweisen, der über den Dingen steht. Er ist selten und kostbar der Humor in der deutschen Dichtung, und darum ist es nicht zu verwundern, daß die Menschen aufgehorcht haben, da sie seinen Klang einmal vernahmen. Sie freuten sich je nachdem an den Keltischen Knochen oder am Deutschen Mondschein oder am

Horacker oder am Marsch nach Hause oder am Schalk und jenem stillen, oft kaum merklichen Lächeln, das von der Sperlingsgasse an wie ein Hauch wohl fast über jeder Seite schwebt, die Raabe geschrieben hat. Und sie taten recht; hat doch der Dichter selbst als Schlüssel zum Eintritt in das Verständnis seines Schaffens den Horacker genannt. Und doch hatten sie auch wieder unrecht: über der seltenen, leuchtenden Blume, die sie zuerst bezauberte, vergessen sie ein wenig den ganzen, vollen Kranz. Das Buch über Raabes Humor — leicht wird es nicht zu schreiben sein, es ist etwas Eigenes um die seltene Blüte — werden wir trotzdem wohl einst besitzen; haben wir doch bereits die Ansätze aus Freundeshand, von einem von denen, denen es gegönnt war, dem Menschen und dem Dichter bis in die feinen Nervenfädchen und die flüchtigsten Seelenstimmungen in Liebe sich nachzutasten und sich nachzufühlen, wie Raabe selbst einmal seelisches Verstehen definiert hat.

Es wird wohl auch einer kommen, der den Wegen nachspüren wird, auf denen Wilhelm Raabe die Geschichte der Völker lebendig geworden ist. Der historische Roman ist so oft totgesagt worden und so oft wieder lebendig geworden mit einer starken, wahrhaft dichterischen Kraft, daß es sich wohl nicht lohnt, auf die theoretische Frage einzugehen. Wer noch zweifelt, der lese Unsers Herrgotts Kanzlei, Den heilige Born, Else von der Tanne, Den Marsch nach Hause, Die schwarze Galeere, Des Reiches Krone, — wer da nicht lebendige Dichtung fühlt, dem ist nicht zu helfen. Raabes Dichtung gleitet nicht durch die Jahrtausende und über den ganzen Erdball hin, er bleibt daheim bei den germanischen Stämmen, und mit Vorliebe setzt er sich nieder zu seinen lieben, alten Chronikschreibern des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, geht auch wohl bis zur Historie, die der gute Archenholtz vom alten Fritz geschrieben, oder bis zu dem, was die Großmutter Karsten behalten hat aus eigener Erinnerung und mündlicher Überlieferung aus dem bösen Anno Sechs. Wohl tauchen auch die ganz Großen auf, — wer könnte die Vision von Gustav Adolfs Schweden aus dem Marsch nach Hause vergessen, — aber im allgemeinen genügt ihm ‚der gewaltige Hintergrund, auf welchem die schwachen Schattenbilder unserer Geschichte vorüberziehen, und der immer von neuem mehr oder weniger die Schattenbilder überleuchten muß'. Er hat sich ganz versenkt in die alten Zeiten, und so tauchen die versunkenen Städte wieder auf in seiner Dichtung Unsers Herrgotts Kanzlei, das tapfere Magdeburg, der glänzende Karlstein im Böhmerlande, das alte Nürnberg in seiner Reichsgloria; die Geschichte eines ganzen Volkes ersteht aus dem gespenstischen Spuk des Beth Chaim in Prag, der Stadt, die, selbst eine versteinerte Geschichte, einem Traum gleich ist. Doch nie wirkt die ‚Farbe', die Gustav Freytag so sehr geliebt, für sich allein, immer ist sie aufs innigste verbunden mit der ewigen Geschichte des Menschenherzens.

Das aber wäre ein schlechter Dichter, der über der Vergangenheit die eigene Zeit vergäße, ihr Fühlen und Denken, ihr Träumen und ihr Sehnen, ihr Streben und Ringen zum Lichte vor allem. Vielleicht einmal in künftigen Zeiten wird Raabes Werk selbst zur Chronik werden, in die kommende Geschlechter sich vertiefen, wenn sie die Seele des deutschen Volkes, seiner ge-

sundesten Schichten wenigstens, im 19. Jahrhundert kennen lernen wollen. Und Raabe wird sie führen in die Kleinwelt ihrer Väter, in die dunkeln Winkel und Ecken der Großstädte, zu den Arbeitern und Handwerkern, zu den kleinen Leuten, in die Stube des Lehrers und des Pfarrers, des Journalisten und des Gelehrten, zu den Spielen der Kinder, in die Träume der Mädchen, sie führen in der Dämmerstunde zu den Füßen der gütigen, alten Frauen, wo am Zaune des Vogelsangs und an den Rädern der Katzenmühle das laute, schlimme Leben von draußen sich bricht und nur bleibt ein großer, weiter, stiller Friede und eine Welt innigsten, beglückenden Gemütslebens.

Ein Buch aber wird unserer Generation zu schreiben bleiben, und das schreibt am besten ein jeder sich selbst aus dem trauten Umgang mit dem guten und großen Dichter und Menschen. Es ist das Buch: Raabe als Erzieher, den Ausdruck gefaßt in seiner höchsten und wertesten Bedeutung. Das Ringen mit den Gedanken, das ist es, was Raabes Schaffen scheidet von so vielem, was im letzten Jahrhundert vorübergerauscht ist. Gewiß, auch als bloßer Künstler hat Raabe bleibende Werte geschaffen; aber das, was seinem ganzen Wesen das Großzügige aufprägt und seinem Schaffen die Einheit gibt, das ist das starke Kämpfen um eine Weltanschauung und ihr endliches Erringen. Raabe ist so stark und reich geworden, daß er aus der Überfülle geben kann, und sein ganzes Volk darf zu ihm treten. Er war ein Norddeutscher, ein niedersächsischer Recke, der wohl noch an die normännischen Wickingerhelden gemahnen mochte, aber sein Schaffen hat alles deutsche Land umsponnen, den Norden und den Süd, von der Hungerpfarre an der nordöstlichen Ecke bis an die alte Königsstadt an der Moldau, den Stephansdom und den im Sonnenlichte funkelnden Säntis. Er war Protestant, niemals hat er verletzt, was andern heilig war, niemals einer Tendenz gedient, aber er wäre kein ganzer, wahrer Mann gewesen, wenn man etwa in des Herrgotts Kanzlei nicht fühlen würde, für wen sein Herz schlägt, und darum werden ihn die Katholiken nicht minder achten und liebhaben. Er war kein Kirchengänger und vielleicht nicht einmal ein frommer Mann im landläufigen Sinne, aber darum hat der Pfarrer doch recht gehabt, der an seinem Sarge das Bibelwort sprechen durfte: ‚Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.‘

Er ist es geworden, weil er selber den guten Kampf gekämpft hat und ‚seine Waffen weitergegeben‘, die Waffen gezeigt hat, das Leben zu bezwingen. Er hat das Leben ganz gekannt, so wie es ist, mit allem seinem düsteren Weh und Leid. Wo ist wohl der Dichter, der tiefer als Raabe sich in der Menschheit Jammer versenkt hätte, der ergreifender als er den Tod gesehen, wie er in tausend Gestalten die Erdenrunde macht?

Nichts auch von der ganzen nackten Häßlichkeit der sittlichen Gemeinheit ist ihm verborgen geblieben, seine Dichtung lügt nicht, sie zeigt den ganzen Spiegel; aber seine Kunst ist so groß, daß sie mit keinem noch so leisen, perversen Instinkte zu spielen braucht, sie bleibt bei aller Wahrheit der Darstellung ganz rein, wie bei allem weitherzigen, warmen, milden Verstehen in ihrem sittlichen Urteil ganz fest. Ich erinnere da nur an die Geschichte von Röschen Wolke in Wer kann's wenden und an die erschütternde Szene im Sankt Jakobsturm

in Unseres Herrgotts Kanzlei. Und nachdem Raabe so im schärfsten Realismus die Wirklichkeit gesehen, da durfte er in seiner Trilogie Der Hungerpastor, Abu Telfan und Schüdderump sein Glaubensbekenntnis niederschreiben, und es wurde trotz allem eine starke Lebensbejahung. Freilich, nicht alle konnten ihm folgen auf diesem Wege, denn hart war die Rede, und sie ist nicht für die äußeren Kraft- und Herrenmenschen, die rücksichtslos sich freie Bahn schaffen und zum äußeren Erfolg sich durchringen. Seine Botschaft ist das alte Bibelwort: ‚Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele.‘ Der Geist ist derselbe, nur etwas anders drückt er es aus, noch in den Akten des Vogelsangs: Über den Dingen bleiben und wenig von ihnen begehren, die Welt überwinden und für sich allein sterben als Einsamer auf Salas y Gomez.

Dem Hunger, der heiligen Macht des echten, wahren Hungers hat er sein Schaffen gewidmet. Nichts Äußeres im Leben erreichen zumeist seine Menschen, wie Velten Andres im Vogelsang. Sie gehören zu den Toren und sind dennoch die Weisen, die man Raabes Originale genannt hat. Und wie die, die alles erreicht haben im Leben, sich zusammennehmen müssen, um den Neid gegen sie nicht aufkommen zu lassen! Es gibt Güter des Lebens, die so hoch stehen, daß sie selbst um den Preis des bittersten Schmerzes nicht zu teuer erkauft werden, und im Ringen darum schon besteht das Glück des Lebens: das ist Raabes Glaubensbekenntnis. Seine Menschen sind die glücklich Unglücklichen, die gequält werden vom ‚Hunger‘ um das Wahre, Schöne und Gute, die sich daran zu Tode ringen, sie mögen äußerlich zugrunde gehen, ihr Inneres lassen sie nicht versinken; um den Einsatz des Lebens, wenn es sein muß, gewinnen sie erst voll auch ihre Seele.

Man hat Raabe einen Pessimisten genannt. Aber nie, selbst nicht im Schüdderump, führt das Bild des Lebens, das Raabe gezeichnet hat, zu dem Schopenhauerschen Schlusse, daß die Summe der durch das Leben aufgedrungenen Schmerzen größer sei als die durch dasselbe ermöglichten Genüsse, wenn man den Begriff Genuß nicht im gröbsten Sinne nimmt. Rein und ergreifend in schlichter, tiefer Lebensweisheit hat der Dichter das gezeigt im 14. und 15. Kapitel des Schüdderump mit seiner erschütternden Versöhnung von Leben und Tod. ‚Es ist ein Wunder, wie schön es auf der Erde ist,‘ sagte an jedem neuen Tage Hanne Allmann, die 75 Jahre lang im Schatten des Schüdderump, des düstern Leichenkarrens gelebt hatte. ‚Ach, ich habe nicht gewußt, wie leid es einem um das Fortgehen sein könne.‘ Bei diesem edlen, guten, großen Menschen mußten bis zum letzten Lebenshauche Dichtung und Leben ganz eins und wahr sein, und so hat denn auch wirklich das letzte lichte Aufzucken seiner sich losringenden Seele sich gekleidet in das letzte rührende, der Gattin geflüsterte Wort, das er auf dieser Erde gesprochen: ‚Es ist alles sehr schön.‘







Hans Gandreuter/Alte Mühle



# Die Religion im Leben der Königin Viktoria
## Von Urban Zurburg

Das unerwartet rasche Hinscheiden König Eduard VII. hat die Aufmerksamkeit Europas wieder etwas mehr dem englischen Herrscherhaus zugewendet. Man hat dem Verstorbenen manches sympathische Wort gespendet und ihn als den großen Freund politischer wie religiöser Toleranz gefeiert. Sicher ist, daß England sich im 19. Jahrhundert aus der starren Ablehnung des Katholizismus zu einer äußerst toleranten Gesinnung emporschwang, und das einst gefürchtete ‚No Popery' mit seinen elementaren Entladungen nur zuweilen noch und nur in den niedersten Schichten des Volkes einen ungefährlichen Nachklang findet. Die Geschichte kennt bekanntlich keine Radikalbrüche und in diesem Entwicklungsgang der englischen Volksmeinung hat das Beispiel des Thrones bestimmend mitgewirkt.

Wie die Literatur gewohnt ist, ein Zeitalter Viktorias zu unterscheiden, wird vor allem die englische Kirchengeschichte diese Bezeichnung nicht umgehen können, da gerade in der langen Regierungszeit dieser Monarchin und nicht wenig durch ihre Person selbst diese freiheitliche Entwicklung gefördert wurde.

Königin Viktoria zählte erst zehn Jahre, als die historisch denkwürdige Emanzipationsakte von 1829 eine wesentliche Besserstellung der Katholiken anbahnte. Kardinal Wisemann äußerte sich mit Recht: ‚Das Jahr 1829 war für uns, was der Austritt aus den Katakomben für die ersten Christen war.' Die Stimmung im Volke gegen die Katholiken war damals noch äußerst feindlich, und manche Staatsmänner, liberale wie konservative Politiker und Professoren der ersten Universitäten waren Gegner einer Gesetzgebung, welche den Katholiken entgegenkam. Minister Peel, der mit großem Mute diese Vorlage einbrachte, fand als Vertreter der Universität Oxford an Professor Newman, dem späteren Konvertiten-Kardinal, einen scharfen Opponenten. Gladstone schildert nicht ohne Humor die Erregung, welche dieses Gesetz in Volkskreisen auslöste*. Die Vorurteile gegen die katholische Religion hatten sich durch Erziehung, parteiische Geschichtschreibung und nicht wenig durch die Gesetze selbst tief in die Volksseele eingesenkt; glaubte ja Gladstone als erfahrener Staatsmann später noch die Behauptung wagen zu dürfen: ‚Wenn es zwei Sachen auf Erden gibt, welche John Bull haßt, so ist es — einen abstrakten Satz und den Papst.'

Aus den ‚Denkwürdigkeiten' Peels ergibt sich, daß lediglich politische Notwendigkeit und nicht die Macht der Gerechtigkeit ihn in dieser Frage der Emanzipation geleitet hat. ‚In keinem Abschnitt seines Lebens erscheint er in höherem Maße als der Staatsmann der Opportunität denn in der Erledigung der katholischen Frage.' Dieses Gesetz wurde durchgebracht aus Furcht vor dem Bürgerkriege, und ‚zwar von einem Ministerium', wie Lecky schreibt, ‚welches der Maßregel selber grundsätzlich abgeneigt war'.

Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes empfangen die Katholiken das aktive und passive Wahlrecht zum Unterhaus, sie dürfen im Oberhaus sitzen

* Vgl. John Morley, Life of William Ewart Gladstone (London 1903).

und alle Kronämter, ausgenommen die des Regenten, Lordkanzlers in England und Irland und irischen Vizekönigs, bekleiden. Der Eid der Abschwörung wird aufgehoben, der Eid auf die Suprematie der Krone wesentlich geändert. Dagegen steht der Eid, den Katholiken bis 1867 beim Eintritt ins Parlament zu leisten hatten, noch bedenklich im Zeichen konfessioneller Verdächtigung, denn er enthält folgende Klausel: ‚Ich erkläre, daß ich nicht glaube, daß der Papst oder ein anderer auswärtiger Fürst direkt oder indirekt Jurisdiktion in diesem Lande besitzt; auch entsage ich jeder Absicht, die protestantische Staatskirche zu stürzen, und schwöre feierlich, kein Privileg, das ich jetzt oder künftig besitze, zur Vernichtung der Staatskirche oder der protestantischen Regierung mißbrauchen zu wollen.‘

Die für die Katholiken ungünstigen Klauseln des Gesetzes von 1829 galten zwar schon längst als toter Buchstabe; zur Beseitigung derselben aus dem Gesetzbuch kommt es aber um so weniger, als jede Regierung befürchten muß, die schlummernden Geister konfessionellen Hasses unnötig zu wecken. Diese engherzigen Bestimmungen wurden von Gegnern der Kirche wiederholt angezogen, das letztemal während des eucharistischen Kongresses in London.

In einem Moment parlamentarischer Fieberhitze, 1851, als es sich um eine Gesetzvorlage gegen den vermeintlichen Übergriff des Papstes in die englischen Kronrechte handelte, äußerte sich Gladstone, der die Vorlage entschieden bekämpfte, in einem Briefe an den in dieser Frage gleichgesinnten Arthur Stanley: ‚Wir haben ein Parlament, welches, wenn die Maßnahme von 1829 in diesem Augenblicke noch nicht Gesetz wäre, wie ich glaube, auch wahrscheinlich sich weigern würde, sie zum Gesetze zu erheben.‘ Gladstones Biograph, John Morley, selbst Mitglied des liberalen Ministeriums Asquith, begleitet diese Äußerung seines großen Freundes mit der sehr bezeichnenden Bemerkung: ‚Es ist kein Grund vorhanden, dies als eine irrige Auffassung zu bezeichnen. Vielleicht wäre sie selbst heutzutage nicht extravagant*.‘

Wir haben die Besprechung des Empanzipationsgesetzes vorausgeschickt, weil es die Ära Viktorias glücklich einleitet. Soweit es noch an die früheren Strafbestimmungen erinnert, ist es toter Buchstabe, und es dürfte bei der heutigen Auffassung schwer halten, solche veraltete Bestimmungen wieder in Kraft treten zu lassen. Als glückliches Anzeichnen einer besseren Zeit mag man die Worte des greisen Bischofs Dr. Ryle von Liverpool 1897 registrieren, der sich beklagte, ‚jene Feindschaft gegen das Papsttum, wie sie einmal noch allgemein im Reiche vorhanden war‘, nicht mehr um sich herum zu finden. Anläßlich des Jubiläums der Königin Viktoria hat Kardinal Vaughan, Erzbischof von Westminster, in einem Hirtenschreiben auf die Entwicklung der

* Die ‚Imperial Protestant Federation‘ hat jüngstens noch anläßlich der Änderung, welche der englische Krönungseid erfahren, einen Protest-Aufruf an das englische Volk erlassen, in welchem folgende Auslassung sich findet: ‚Der Tag ist nicht mehr fern, daß es notwendig sein wird, unsere Protestantische Konstitution wieder herzustellen, wie sie war, bevor die „Catholic Emancipation Act“ zum Gesetz geworden ist. Jene Akte kann man heute noch nennen „eine Akte, die es der päpstlichen Kirche leicht macht, die religiöse und bürgerliche Freiheit der Briten zu vernichten“.‘

katholischen Kirche in England ‚unter dem Schutze bürgerlicher und religiöser Freiheit' hingewiesen. Er bemerkte hiebei: ‚Wir erinnern an diese Tatsache, nicht um uns töricht zu rühmen, sondern aus Dankbarkeit für die gute Aufnahme, die uns England gewährt und vor allem aus Dankbarkeit gegen Gott, der allein die Mauern Sions wieder aufbaut.'

## I. Die Religion des Thrones.

Der Vater der Königin Viktoria, der Herzog von Kent, hatte einen Zug fürs Religiöse, das aber mit nicht wenig Hinneigung zum Aberglauben vermischt war. In seiner letzten Krankheit betete er häufig. Von ihm, meint Emily Crawford, habe auch Viktoria das Vertrauen auf die Wirkung des Gebetes geerbt*. Die Leitung der gesamten Erziehung lag in den Händen des anglikanischen Landgeistlichen Georg Davys; den Unterricht in der Religion erteilte er persönlich. Obwohl entschiedener Vertreter der streng protestantischen, evangelikalen Richtung, war er andern Richtungen gegenüber weitherzig. Sidney Lee rechnet es ihm zum Verdienste an, daß Viktoria selber diese tolerante Gesinnung bis in ihr späteres Leben bewahrte**. Georg Davys ist als Bischof von Peterborough gestorben. Als väterlichen Freund verehrte Viktoria ihren Onkel, König Leopold von Belgien, der ihr gerade in religiösen Fragen manchen Rat glaubte erteilen zu dürfen. Im Jahre 1835 schrieb er ihr zum Firmungstage: ‚Es gibt viele Religionen und ebenso viele Schattierungen dieser Religionen, aber es muß zugestanden werden, die Grundsätze der christlichen Religion sind die vollkommensten und die schönsten, die man sich nur vorstellen kann ... Eine Tugend vor allem ist es, die besonders christlich ist; es ist die Kenntnis seines eigenen Herzens in wahrer Demut***.' Er warnte sie ebenfalls vor den Gefahren des Weltlebens und den Schmeicheleien der Höflinge. Leopold, dem Gerüchte zu Ohren gekommen, die Prinzessin zeige sich der anglikanischen Kirche gegenüber indifferent, empfahl Viktoria, in Rücksicht auf ihre Stellung als zukünftiges Haupt der Staatskirche dem anglikanischen Bekenntnisse bei jeder Gelegenheit ihre Sympathie zu bezeigen. Viktoria antwortete: ‚Was Sie mir in betreff der kirchlichen Fragen gesagt, verstehe ich wohl und bin stetsfort für jeden Rat, der von Ihnen kommt, recht dankbar.' König Leopold kannte die Empfindlichkeit des englischen Volkes zu sehr und wollte der jungen Königin die Sympathien des Anglikanismus für ihre Thronbesteigung sichern; daher mahnte er noch wenige Tage vor ihrer Krönung: ‚Sie werden weise handeln, wenn Sie Ihre Zugehörigkeit zur englischen protestantischen Kirche, wie sie im Staate existiert, dartun. Ihre Stellung ist als Protestantin eine ganz eigene. Ich weiß, daß Sie jeder Verfolgung abhold sind, Sie haben recht, aber unterlassen Sie doch **keine Gelegenheit**, für die Staatskirche Ihre aufrichtige Gesinnung zu äußern; es ist recht und passend, daß Sie so handeln.' Bei den lutherani-

* Emily Crawford, Victoria Queen and Ruler (London 1903).

** Sidney Lee, Queen Victoria, a Biography (London 1902).

*** Letters of Queen Victoria, 1837—1861. Edited by A. C. Benson M. A., and Viscount Esher etc. 3 vols (London 1907).

schen Hinneigungen des Herzogs von Kent lag die Befürchtung sehr nahe, daß Viktoria nicht alle Sympathie der englischen, mehr kalvinistischen Kirche zuwenden würde. Das königliche Schreiben aus Belgien enthielt daher neuerdings die Mahnung: ‚Die Staatskirche empfehle ich Ihnen ernstlich, Sie können nie zuviel über diese Sache reden, — auch wenn Sie sich für keine besondere Richtung entscheiden.‘

Am 21. Juni 1837 erklärte Viktoria in der ersten Sitzung ihres Geheimen Rates (Privy Council): ‚Es wird meine stete Pflicht sein, die reformierte Religion, wie sie durch das Gesetz etabliert ist, aufrechtzuhalten, gleichzeitig aber auch allen den vollen Genuß der religiösen Freiheit zu gewähren*.‘ Die konfessionelle Doppelstellung, die verfassungsgemäß die englische Krone einzunehmen hat, steht wohl einzig in der Geschichte da. Eidlich hat sich der Monarch zu verpflichten, ‚die wahre protestantische Religion‘ der schottischen Presbyterialkirche festzuhalten und zugleich in England der durch Staatsgesetz etablierten Episkopalkirche in gleicher Weise seine Obsorge angedeihen lassen zu wollen. Das britische Reich umfaßt eben zwei sich bekämpfende religiöse Konfessionen, die beide als Staatskirchen in der Königin ihr Haupt verehren. Den Krönungseid mit seinen Ausfällen auf die katholische Religion, der nun seit Juli 1910 eine wesentliche Milderung erfahren hat, soll Viktoria ‚mit klarer Stimme und großem Gefühl‘ nachgesprochen haben. So berichtet wenigstens Walsh, der als engherziger Parteigänger der Low Church-Richtung schon deshalb nicht allzu ernst genommen werden darf, weil er sich sichtlich bemüht, die Königin zur Heroin seiner Kirche zu stempeln und bei allen Handlungen, welche eine gegen Rom tolerante Gesinnung bezeigen, die Königin als das Opfer hinzustellen, welches dem Einfluß der Politiker und Minister erlegen ist.

Die Königin hat sich zwar, wie König Leopold ihr geraten, keiner der drei Richtungen innerhalb der englischen Staatskirche angeschlossen, doch steht sie, durch Erziehung wie durch ihre Umgebung beeinflußt, der sogenannten Broad Church am nächsten. Es ist dies jene Richtung, welche dem antidogmatischen Latitudinarismus huldigt, eine Theologie von der breiten Straße proklamiert, dem individuellen Forschungstrieb auf religiösem Gebiete keine Schranken setzt und Dogma und kirchliches Gesetz als unwürdigen beengenden Zwang empfindet. Die Broad Church plaidiert für die Weitherzigkeit des Anglikanismus, öffnet dessen Tore nach allen Richtungen, gewährt Andersgläubigen weitgehende Toleranz und erblickt in der Suprematie der Krone auch in religiösen Fragen mit Stanley ‚eine besondere Gnade Gottes‘. Bei aller freien Auffassung war Viktoria in ihrer Art eine überzeugte Christin und Protestantin; das Gefühl ihrer verantwortungsvollen Aufgabe verließ sie nie, sie empfand zuweilen ein lebhaftes Bedürfnis nach göttlichem Beistand und setzte großes Vertrauen in die Wirksamkeit des Gebetes. Ohne weitere Bedenken fand sie sich in ihre Lage, das religiöse Haupt zweier sich mehr oder weniger bekämpfenden Kirchen zu sein. Sie fühlte sich keineswegs be-

* Walsh Walter, Religious Life and Influence of Queen Victoria (London 1902).

engt, wenn sie in Carlisle als offizielle Repräsentantin der englischen Kirche auftrat und dann wenige Minuten später in Lockerbie in gleicher Eigenschaft für die schottische Presbyterialkirche zu wirken hatte. In dieser Auffassung der beruflichen Seite ihrer Stellung hätte sie sich auch willig als das religiöse Haupt der Mohammedaner oder ihrer buddhistischen Untertanen in Indien gefügt, wenn die englische Konstitution ihr auch diese weitere Anomalie aufgebunden hätte.

Viktorias persönliche Religion hat in der ‚Quarterly Review' (April 1901) eine Würdigung erfahren. Der anonyme Kritiker, der der Königin nahestand, bemerkt: ‚Über Glaubensfragen disputierte sie nie. Sie war immer zurückhaltend, ihre eigene Überzeugung zu offenbaren, und hatte noch viel an sich von dem, was man im 18. Jahrhundert „Enthusiasmus" nannte. Sie wollte vor allem jeden Schein von Heuchelei vermeiden und brachte der Besprechung der Religion wie anderer Sachen jenen vorzüglichen Geist guten Taktes, worin sie anerkannte Meisterin war, entgegen. Vermutlich fand sie an den gottesdienstlichen Formen des Presbyterianismus am meisten Geschmack, doch sie redete nicht darüber und gab sich auch keine Mühe, dieselben zu verfechten. Wenn zufällig ein eifriger Theologe in Schottland in Gegenwart der Königin nicht umhin konnte, Haare zu spalten oder auf subtilen Nuancen des Dogmas zu bestehen, hörte man ihm wohl zu, aber antwortete ihm nicht. . . . Die Königin — das muß zugegeben werden — hatte keine Hinneigung für theologische Diskussion und bekümmerte sich wenig um Glaubensbekenntnisse.'

Diese Ausführung ist von zwei Biographen, Lee und Martin, als nicht ganz zutreffend kritisiert worden. Sicher ist jedoch, daß die Königin den schottischen presbyterianischen Gottesdienst demjenigen der englischen Staatskirche vorzog. Bei ihrem Sommeraufenthalt in Balmoral (Schottland) besuchte sie seit 1844 regelmäßig diesen Gottesdienst in der Pfarrkirche zu Crathie, wo sie auch wiederholt seit 1873 selbst die Kommunion nach dem Ritus der Presbyterianer empfing. Die Königin bemerkt in ihren Notizen, die sie selbst dem Drucke übergab: ‚Ich habe regelmäßig an der Kommunion in Crathie jeden Herbst teilgenommen, da sie immer um jene Zeit dort gespendet wird.' In streng protestantischen Kreisen, besonders bei den Ritualisten war man hierüber sehr ungehalten. Der ‚English Churchman' bemerkte: ‚Es mag dies gute Politik nach Lord Aberdeens Begriffen sein, nach unserer Meinung heißt dies aber sehr schlecht an der Staatskirche festhalten.' Sie kann die schottische Mode mitmachen, ‚aber sie kann nicht ihre Zugehörigkeit zur Staatskirche wegwerfen und dafür den schottischen Presbyterianismus annehmen, ohne ihren Charakter als Glied der katholischen* Kirche einzubüßen'. Die Königin meint in ihren Notizen: ‚Es war alles so wahrhaft ernst, und keine Beschreibung kann dieser vollkommenen Frömmigkeit der ganzen Versammlung gerecht werden. Es war sehr rührend, und es verlangte mich sehr, mich anzuschließen.' Die ‚Times' glaubt, die Einfachheit des schottischen Ritus habe der Königin besonders zugesagt. Einmal bemerkte die Königin einer schottischen Deputation gegenüber:

---

* Die Idee, daß die anglikanische Kirche ein reformierter Zweig der alten katholischen Kirche sei, findet sich in England stark verbreitet (Branch Theory).

‚Ich anerkenne mit Dankbarkeit die unschätzbaren Vorteile, welche durch den Gottesdienst der Kirche Schottlands vermittelt worden sind. Er hat im eminenten Sinne beigetragen, den Charakter eines loyalen und religiösen Volkes zu bilden.‘

Die Königin hielt mit ihrer Kritik gegen Prediger nicht zurück. Es war nicht nach ihrem Geschmack, wenn der Prediger sich direkt an ihre Person wandte oder von ihrem ‚mächtigen Reiche‘, ihrem ‚souveränen Einfluß‘ sprach. Sie war gegen Übertreibung; eine gewisse Nüchternheit ihres Charakters empfand jede aszetische Form als eine Übertreibung, als einen ‚Enthusiasmus‘, dem sie abhold war. Ein längerer Gottesdienst mißfiel ihr in der Regel, und sie hat manchen Geistlichen geärgert, wenn sie ihm mit erhobenem Fächer bedeutete, die Predigt sei zu lang gewesen. Seit 1859 hatte die Königin die englische Liturgie in gekürzter Form in ihren Privatkapellen eingeführt, sie scheint dies schon lange gewünscht zu haben; diese Änderung hätte ihr, dem Oberhaupte der Kirche, eigentlich nur eine Parlamentsakte zugestehen können. Jedenfalls gab der Erzbischof von Canterbury ihrem Gesuche nach, und der Bischof von London hat zum erstenmal von dieser Abänderung in der königlichen Kapelle Gebrauch gemacht. Ein Gesetzeserlaß von 1872 hat eine gekürzte Liturgie auch für die Pfarrkirchen genehmigt, aber mit bestimmten Begrenzungen.

Aus verschiedenen Briefen geht hervor, daß Viktoria unter dem Drucke der Leiden und Heimsuchungen, welche auch ihrer Familie nicht erspart blieben, ganz besonders den Trost des Gebetes schätzte. Als der Erzbischof vom Sterbebette Wilhelm IV. ihr die erste Huldigung in der Morgenfrühe überbrachte, empfahl sie sich seinem Gebete. Dr. Cameron Lees bemerkte in einer Predigt nach Viktorias Ableben: ‚Man berichtet, wie sie, als sie auf den Thron kam, ihre Mutter um Erlaubnis bat, den ersten Tag in Gebet und Betrachtung zubringen zu dürfen.‘ Dechant Stanley, später ein großer Freund der Königin, war gerührt, mit welcher Inbrunst die Königin betend ihr Angesicht bei der Krönungsfeier in ihre Hände barg*.

In einem Memorandum an die Erzieher ihrer ältesten Tochter, Prinzessin Viktoria, bemerkte die Königin: ‚Es ist mir ganz klar, daß man sie lehren muß, große Ehrfurcht für Gott und die Religion zu haben, aber sie soll fromme Gesinnung und Liebe haben, wie unser himmlischer Vater von seinen irdischen Kindern will, daß sie für ihn haben, und nicht eine Empfindung von Furcht und Zittern; ferner, daß die Gedanken an den Tod und das Jenseits ihr nicht in aufregender und abschreckender Form vorgestellt werden. Man mache sie einstweilen noch nicht mit den konfessionellen Unterschieden bekannt, auch soll sie nicht meinen, sie könne bloß auf ihren Knien beten, oder jene, welche nicht knien, seien weniger eifrig und fromm in ihren Gebeten.‘ Nach althergebrachter Sitte übergab Viktoria ihren Töchtern bei deren Verheiratung ein schöngebundenes Prayerbook. Für den Prinzen von Wales, Eduard, den spätern König von England, hatte Stokmar, der alte Berater und ‚gute Genius des Hauses Koburg‘, empfohlen, ‚er solle erzogen werden zur Freiheit des Gedankens und zur Selb-

* Rowland Prothero, Stanley Arthur Penrhyn, 2 vols. (London 1893), I, 200.

ständigkeit auf der festen Grundlage gesunder politischer, moralischer und religiöser Prinzipien'. Als Eduard nach Oxford kam, machte General Bruce dem Prinzgemahl Vorstellungen, welchen Anstoß er errege, wenn sein Sohn ohne Religionsunterricht dort belassen werde. Wie der Biograph des Dechanten Stanleys berichtet, erwiderte der Prinzgemahl: ‚Ich kann es nicht über mich bringen, ihn unter den Einfluß einer jener extremen Richtungen gestellt zu sehen. Ich wüßte nur einen Mann, dem ich ihn diesbezüglich anvertrauen dürfte — das ist Doktor Stanley.' Erzbischof Tait bemerkte zu dieser Wahl: ‚Die Königin hätte nicht besser für ihn wählen können.' Das ist in gewissem Sinne richtig, wenn man die künftige Stellung des Prinzen in Anschlag bringt. Jede ausgesprochene Stellungnahme hätte bei den religiösen Wirren, die seit der Oxforder Bewegung von 1830 an die Staatskirche in verschiedene Richtungen und Parteien schieden, seiner Person nur nutzlose Anfeindungen zugezogen. Es ist nicht ganz klar, wie weit der Einfluß des freigeistigen Dechanten von Westminster in religiöser Hinsicht in der königlichen Familie sich geltend machte. Stanley begleitete auf Wunsch der Königin den Kronprinzen nach Palästina und blieb durch seine Heirat mit einer Hofdame der Königin, zu der diese in sehr intimer Beziehung stand, mit dem Hofe in naher Verbindung. Die rationalistischen Ansichten eines Flügels der Broad Church-Richtung drangen zum Teil bis in die königliche Familie hinein. Die ‚Essays und Reviews', die 1860 als Studien sieben verschiedener Verfasser erschienen und eine gewaltige Volksbewegung und gerichtliches Nachspiel zur Folge hatten, wurden in der königlichen Familie lebhaft besprochen. Das Buch stand unter dem Einfluß der modernen deutschen Bibelkritik, welcher besonders der Prinzgemahl Albert sympathisch gegenüberstand. Stanley selbst hatte seine Mitarbeit am Werke verweigert, doch war einer der Verfasser Dr. Temple, der spätere Erzbischof von Canterbury, der ebenfalls schon früh in die Gunst des Hofes kam. Die beiden kirchlichen Parteien, die bisher sich scharf bekämpft hatten, die streng protestantische Low Church und die mehr romfreundliche High Church kämpften in diesem Kampfe gegen die Septem contra Christum, wie man das Werk zu bezeichnen pflegte, Schulter an Schulter. Ein Prozeß gegen zwei geistliche Mitarbeiter, Wilson und Williams, wurde aber, nachdem er alle staatskirchlichen Instanzen durchlaufen hatte, zugunsten der Angeklagten entschieden. Die Kronprinzessin Viktoria, die spätere Kaiserin Friedrich von Deutschland, machte inkognito einem der Verfasser jenes Werkes, Professor Jowett, einen Besuch. Dieser äußerte sich hoch erfreut über ihre Person wie ihre Ansichten*.

Die Königin selber berichtete, wie ihre zweite Tochter, Alice, die spätere Gemahlin des Großherzogs Ludwig von Hessen-Darmstadt, einige Zeit von rationalistischen Zweifeln stark beunruhigt war. Von ihrem jüngsten Sohn Leopold, Herzog von Albany, der 1884 in Cannes starb, verlautete, er habe sich einige Zeit mit dem Gedanken getragen, in den geistlichen Stand einzutreten.

Sowenig Königin Viktoria in ihrer Zugehörigkeit zur anglikanischen

* Life and Letters of Benjamin Jowett by Abbot and Campbell (2 vols.) I, 342.

Kirche ein Hindernis sah, an den Sakramenten und rituellen Akten anderer protestantischer Bekenntnisse teilzunehmen, ebensowenig glaubte sie sich Bedenken machen zu müssen, wenn politische oder private Motive ihr eine Mischehe ihrer Kinder nahelegten. Ihr Gatte, Prinzgemahl Albert von Koburg, war wie ihr Vater aus streng lutherischer Familie hervorgegangen. Unter schottischem Einfluß und durch die lutherische Erziehung ihres Gatten fand Viktoria selber mehr Freude am Presbyterianismus Schottlands; trotzdem wollte es das Schicksal, daß Klagen, als ob sie den Papismus wieder in England einführen wolle, wiederholt laut wurden.

Einige Kinder Viktorias traten durch die Ehe mit dem lutherischen Bekenntnisse in Verbindung; eine Tochter heiratete einen schottischen Presbyterianer. Alexandra, die Gemahlin Eduards, war eine dänische Lutheranerin, und Dechant Stanley wurde betraut, sie in den anglikanischen Kommunionritus einzuführen und dem ‚Engel der Paläste', wie er sie nannte, zum erstenmal die Kommunion in anglikanischer Form zu reichen. Durch Viktorias Großkinder wurde die Verbindung selbst mit der russisch- und griechisch-orthodoxen Kirche hergestellt. Der zweite Sohn des Herzogs von Edinburg heiratete die Großfürstin Maria Alexandrowna von Rußland, die einzige Tochter des Zaren. Aus religiösen Gründen wurde diese Ehe im Parlamente bekämpft; im Ehevertrag war indessen die anglikanische Kindererziehung stipuliert, der Großfürstin aber weiterhin die Teilnahme am russisch-orthodoxen Gottesdienst durch eigene Kapelle und Geistlichkeit in ihrer Privatresidenz eingeräumt. Die Trauung wurde 1874 erst nach russischem Ritus und hernach durch Dechant Stanley nach anglikanischer Form vollzogen.

Die Königin schrieb ihrem Freunde Stanley, dem sie in dieser Frage volles Vertrauen entgegenbrachte: ‚Ich hoffe, es werde Ihnen möglich sein, eine Sendung zu übernehmen, welche große Diskretion erheischt und mir zum Troste gereicht.' Entschieden verurteilt wurde in anglikanischen Kreisen, selbst vom liberalen ‚Spektator', der Übertritt der Prinzessin Alix Viktoria zur russischen Kirche; man betrachtete diese Konversion, die im Ehekontrakte mit Zar Nikolaus II. von Rußland vorgesehen war, mit Recht als einen unwürdigen Schacher mit Hintansetzung der Gewissensrechte der Prinzessin, welche diesem Gewaltakte unerwarteten Widerstand entgegensetzte. Das Ansehen der Königin, die zu dieser Heirat 1894 ihre Einwilligung gegeben, hat durch diese Konversion in kirchlichen Kreisen merkliche Einbuße erlitten.

Das protestantische England bewachte übrigens mit Ängstlichkeit jeden politischen Vorgang, welcher den protestantischen Interessen Gefahr bringen konnte. Der Prinzgemahl Albert aus dem Hause Sachsen-Koburg hat zum bittern Leidwesen der Königin nie die volle Anerkennung des allgemeinen Publikums gefunden. Es war hier nicht so sehr der Lutheraner als der Deutsche, der abstieß. Allerdings wurde vor der Heirat noch das Gerücht ausgestreut, der zukünftige Gemahl der Königin sei Katholik; selbst im Parlamente verlangte man näheren Aufschluß über die Religion des Prinzen. Ursache zu diesem Gerücht mag auch dem Umstande zuzuschreiben sein, daß zwei Sprossen dieses Hauses, König Leopold von Belgien und Fürst Ferdinand,

mit Katholikinnen in eheliche Verbindung traten. Da es dem Ministerium nicht gleichgültig sein konnte, welche Haltung die Großzahl des englischen Volkes dem Prinzgemahl gegenüber einnahm, so beauftragte Melbourne die Königin, von ihrem Bräutigam nähere Auskunft über seine und seines Hauses religiöse Stellung zu verlangen. Viktoria kam diesem Gesuche nach und bemerkte in ihrem Briefe an Prinz Albert: ‚Er (Melbourne) möchte dieses wissen, um den Leuten hier genau sagen zu können, wer deine Vorfahren waren, denn ein paar törichte Leute versuchen hier das Gerücht zu verbreiten, du seiest ein Katholik, aber niemand wird es glauben. Gib uns so bald als möglich Meldung . . .‘ In einem Briefe vom 7. Dez. 1839 legte Prinz Albert die Geschichte seines Hauses dar und fügte die Bemerkung bei: ‚Dies beweist die Torheit jener, die immer unser Haus als papistisch angreifen.‘ Seit dem Hochzeitstage (10. Febr. 1840) schloß sich der Prinzgemahl wenigstens äußerlich dem anglikanischen Bekenntnisse an. Stanley, der nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen sein dürfte, beklagte seinen Tod (14. Dez. 1861) und rühmte ihm nach, weitherzig der anglikanischen Kirche, zumal der Broad Church-Partei entgegengekommen zu sein, und befürchtete in seinem Hinschied einen großen Verlust für die Friedensarbeit in der Kirche. Auf dem Arbeitstisch des Verstorbenen fand er Ségurs ‚Schwierigkeiten der Religion‘. Der gelehrte Konvertit Angus nannte den Prinzen ‚einen hochherzigen religiösen Mann mit einer tiefen Überzeugung von seiner eigenen Unfehlbarkeit‘. Gladstone gibt folgendes Urteil über ihn ab: ‚Ich glaube nicht, daß er ein Mann ohne Vorurteil war, und dies besonders in der Religion. Seine Anschauungen über die Kirche Roms müssen, glaube ich, unliberale gewesen sein. Ich erinnere mich wenigstens an eine Unterredung mit ihm in Windsor über das päpstliche Dekret, welches den Glauben an die unbefleckte Empfängnis auflegte, ungefähr zu jener Zeit, wo das Dekret veröffentlicht wurde. Er sagte, er freue sich darüber, es würde dies dahin tendieren, das ganze System bloßzustellen und in Auflösung zu bringen. Ich betonte mit einer Freiheit, die er einem immer nahezulegen schien: Wir hätten alle ein Interesse an dem absoluten oder relativen Wohlbefinden und Wohlverhalten jener großen christlichen Gemeinschaft und hätten alle Anzeichen zu bedauern, daß schlimmere Einflüsse über die bessern innerhalb ihrem Bereiche überwiegen könnten. Aber kein noch so eingeschränktes Zugeständnis war aus ihm herauszubekommen.‘

Als die Konkordatsfrage 1860 in Preußen viel besprochen wurde, wandte sich die Kronprinzessin von Preußen an ihren Vater in England. Walsh bemerkt dazu: ‚Der Prinzgemahl hatte eine große und gesunde Furcht vor jedem Handel mit dem Hofe von Rom. Konkordate waren allem Anschein nach für ihn ein Greuel. Er sah ihre üblen Folgen sowohl in römisch-katholischen wie in protestantischen Ländern, und daher machte er auf die Frage seiner Tochter: ‚Ist es überhaupt recht und dienlich für einen Staat, mit dem Papste ein Konkordat einzugehen?‘ die Bemerkung: ‚Ich antworte mit einem entschiedenen „Nein!“‘

Walsh berichtet ebenfalls, mit welcher Entschiedenheit der Prinzgemahl einen ‚Bekehrungsversuch‘ von seiten eines italienischen Fürsten Massimo ab-

gewiesen habe. Jedenfalls ist es sicher, daß die religiöse Frage oft in Hofkreisen besprochen wurde, zumal die Zeitverhältnisse manche Erscheinung in den Vordergrund drängten, zu der die Königin persönlich wie als Staatsoberhaupt Stellung zu nehmen hatte.

## II. Viktoria und die Katholiken.

Das Jahr 1829 brachte den Katholiken die schon erwähnte Besserstellung, noch mehr erwarteten sie von der neuen Königin. O'Connell, der Befreier Irlands, war schon mit der Mutter der Königin in freundschaftlicher Beziehung gestanden, auf ihn und seine Unterstützung der Liberalen hatte sie ihre Hoffnung gebaut. Er hatte mit der Herzogin öfters geheime Unterredungen, über deren Inhalt er aber tiefes Schweigen bewahrte; den Herzog feierte er als Freund Irlands und Beförderer der religiösen Freiheit. Über Viktorias Mutter ging sogar das Gerücht, sie sei katholisch geworden, und die ‚Catholic Times' glaubte noch 1901 nach dem Tode Viktorias, dies als ziemlich feststehende Tatsache anführen zu dürfen. Verschiedene Umstände konnten übrigens einem solchen Gerüchte Nahrung bieten. Die Herzogin hatte Katholiken als Schwager und Schwägerin; zugleich behauptete man, ihr Neffe, der Erbprinz von Koburg, gedenke die Tochter Louis Philipps zu heiraten, die Kinder ihres Bruders Ferdinand wurden alle katholisch erzogen, ebenso waren die Kinder König Leopolds nach katholischem Ritus getauft worden.

Viktoria war dem irischen Politiker O'Connell günstig gesinnt, er trug ja ihren finanziellen Wünschen Rechnung und brachte auch ihrem Gemahl nicht jene Abneigung entgegen, welche selbst aus den Kreisen der Whigs gegen ihn an den Tag gelegt wurde. In Rücksicht auf ihn wurde, wie Crawford sich äußert, auch jede Anspielung auf die Religion des Prinzgemahls in der Thronrede vermieden. Diese noble Zurückhaltung bestärkte dann allerdings gewisse Volkskreise im Glauben, der Gatte der Königin sei katholisch. Im Unterhaus selbst war von Sibthorp der Antrag gestellt worden, es solle der Prinzgemahl seiner Leibrente verlustig gehen, falls er nach Ableben der Königin eine Katholikin heirate. Peel warnte gegen einen solchen Beschluß, der einem Mißtrauensvotum gegen die Person des Prinzen gleichkomme, und der Antrag wurde verworfen.

Bei ihrer hohen Stellung und beim Streit der politischen Parteien hatte Viktoria Kritiker genug. Man sprach von den ‚Orgien' ihres Palastes und wagte es selbst auf einer Versammlung in Canterbury, die Königin als eine moderne Jezabel zu bezeichnen. Andere hingegen erhoben den Ruf gegen die ‚papistische' Königin. Die letztere Anklage wurde neuerdings gegen die Königin gerichtet, als ihre tolerante Gesinnung gegen die Katholiken anläßlich der Vorlage der staatlichen Unterstützungen des irischen Priesterseminars Maynooth bekannt wurde. Jede Nachgiebigkeit der Regierung gegen die Katholiken galt für ein schweres Unrecht gegen die anglikanische Kirche. Peel, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, gestand seinem Freunde Gladstone offen, daß die Vorlage die Regierung sehr gefährde. ‚Ich möchte mit Ihnen rückhaltlos sprechen, und ich muß es Ihnen sagen: Ich halte dafür, es wird wahrscheinlich fatal für die Regierung werden.' John Morley,

später Unterstaatssekretär Gladstones und heute dessen Biograph, meint zu Peels Vorhaben: ‚Es war die kühnste Tat, die er je getan.‘

Die bisherige Behandlung irischer Fragen hat bald darauf in den Parlamentsverhandlungen der loyale Historiker und geistvolle Redner Macaulay treffend geschildert. Er bemerkte: ‚Ziehe ich in Erwägung, mit welcher Pracht Religion und Wissenschaft an unseren Hochschulen ausgestattet sind, denke ich an die langen Straßen von Palästen, die ehrwürdigen Gebäude mit ihrem klösterlichen Aussehen, ihren schmucken Gärten, Kapellen und gemalten Fenstern, erinnere ich mich an Schulen, Büchereien, Museen und Galerien der Kunst, endlich an die Bequemlichkeit, die Lehrer und Schüler genießen, und verweile ich bei der Tatsache, daß die Bedienten hier bessere Pflege genießen als diejenige, welche sie den Priestern zubilligen, welche dem ganzen irischen Volke Lehrer sind, und stelle ich mich vor den Glauben eines Eduard III., Heinrich IV., der Margaretha von Anjou, der Margaretha von Richmond, eines Bischofs William von Wyckeham, eines Kardinals Wolsey, und vergegenwärtige ich mir endlich, was wir den Katholiken genommen haben: Kings College, New. College, Trinity College, dem ich angehöre, und stelle daneben die knabenhaften Gebäude, die wir ihnen dafür gegeben, — dann frage ich mich, ob wir, ob die protestantische Religion nicht wegen dieses Vergleiches sich schämen muß.‘

Wie aus dem Privatmemorandum des Prinzgemahls hervorgeht, hatte die Königin die Hoffnung ausgesprochen, es möge Peel gelingen, die Schwierigkeiten, die ihm im Wege stehen, zu überwinden. Als der Entwurf auf Unterstützung des irischen Priesterseminars ins Parlament eingebracht wurde, schrieb die Königin: ‚Die Vorlage ist so groß und gut, daß die Leute ihre Augen öffnen müssen und ihr keine Opposition bereiten werden.‘ Am vierten Tage nach der zweiten Lesung bemerkte sie wiederum: ‚Es ist nicht ehrenvoll für den Protestantismus, sehen zu müssen, wie die schlechten und heftigen und bigotten Leidenschaften sich in diesem Moment entfalten. Die Wichtigkeit für Irland, welche Lord Heytesbury vom Erfolg der Vorlage konstatiert, zeigt, wie fatal es wäre, wenn sie mißlingt. Wirklich, wir können nicht an ihr Mißlingen denken.‘

Der anglikanische Klerus setzte alle Hebel in Bewegung, um der Vorlage den Untergang zu bereiten; vierzig große Protestversammlungen kommen allein aufs Konto der klerikalen Opposition. Am 15. April 1842 schrieb Viktoria ihrem Onkel Leopold: ‚Wir sind hier mitten in einem Stadium großer Erregung wegen einer der größten Vorlagen, die je eingebracht worden ist. In der Tat, der arme Peel sollte von allen Katholiken gesegnet werden für die männliche und noble Art, mit der er zum Schutz und Nutzen des armen Irland einsteht. Aber die Bigotterie und die schlimmen und blinden Leidenschaften, die sie hervorruft, ist ganz schrecklich, und ich schäme mich für den Protestantismus! Ein prebyterianischer Geistlicher sagte ganz recht: „Bigotterie ist noch gemeiner als Schande!“‘

Am 23. April machte die Königin ihrem Onkel die weitere Mitteilung: ‚Unsere Maynooth Bill hat die zweite Lesung überstanden. Ich glaube,

wenn Sie die bewunderungswerte Rede von Sir Robert lesen, werden Sie sehen, wie gut sein Plan ist. Die Katholiken sind ganz entzückt darüber, — voll Dankbarkeit und halten sich äußerst gut; aber die Protestanten betragen sich ärgerlich (shockingly) und legen eine Engherzigkeit und Mangel an Verständnis für das, was man Religion nennt, an den Tag, daß es geradezu ein Unglück ist für die Nation . . . Die protestantische Staatskirche in Irland muß unberührt bleiben, aber man gestatte auch, den römisch-katholischen Klerus gut und anständig bilden zu lassen.'

Dem Plane Palmerstons, einen geregelten diplomatischen Verkehr mit dem Papste anzubahnen, stand Viktoria allem Anschein nach nicht unsympathisch gegenüber. Um späteren Verhandlungen den Weg zu ebnen, hatte Palmerston 1847 Lord Minto an Papst Pius IX. gesandt. Er sollte dem Papste mitteilen, ‚daß eine Akte des Parlamentes notwendig ist, uns instand zu setzen, den diplomatischen Verkehr aufzunehmen'. Viktoria wurde um ihre Meinung befragt, und in ihrem Namen schrieb der Prinzgemahl: ‚Nach dem englischen Gesetze wird es als ein Verbrechen angesehen, mit dem Stuhl von Rom Verbindung zu haben. Dieses Gesetz ist absurd, und ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung für seinen Rückruf reif ist, aber immerhin existiert es noch.' Die Unterhandlungen, soweit solche gepflegt werden mußten, wurden weiterhin durch die englische Gesandtschaft in Florenz besorgt. Man hütete sich wohl, in den Aktenstücken das Wort ‚Papst' auszusprechen und redete, um unnötige Erregungen protestantischer Empfindlichkeit zu verhindern, vom ‚Souverän der römischen Staaten'. Ein geheimes Memorandum aus Rom von Sidney Herbert an Peel gab zu verstehen, ‚daß der Papst wie die englischen Katholiken einen diplomatischen Verkehr wohl wünschten, die irische Partei aber dagegen wäre, zumal sie bisher das Monopol im Verkehr mit dem Vatikan innegehabt hat.' ‚Ich gebe ganz zu,' schreibt er an Peel, ‚daß zum ersten Erfolg in Sachen des diplomatischen Verkehrs mit Rom Klugheit nötig ist, um nicht die protestantische Empfindlichkeit zu erregen, wenn bei Levées und Drawing-Rooms (Hoffesten) purpurne Strümpfe usw. allzusehr in den Vordergrund treten.'

Die antirömische Gesinnung im Volke, die seit der Neuerrichtung der katholischen Hierarchie in England (1850) wieder mehr zutage trat, mußte auch am Hof in Rücksicht gezogen werden. So brachte die ‚London Gazette' unter dem 23. April 1852 folgende offizielle Note: ‚Es wird hiemit zur Kenntnis gebracht, daß an der Levée vom Donnerstag den 26. letzten Februars die Präsentation des hochw. Monsignore Searle aufgehoben worden ist, da jener Titel ohne die entsprechende Authorisation angenommen worden ist.' Der Ernst der Zeit veranlaßte demnach das Ministerium, von den alten Bestimmungen gegen Rom noch nicht Umgang zu nehmen. Im folgenden August brachte das ‚Tablet' eine Mitteilung, die genugsam die heikle Lage am Hofe kundgibt. Es schrieb: ‚Der hochw. Fürst Hohenlohe, einer der vier Camerieri Segreti Participanti Seiner Heiligkeit und ein naher Verwandter der Königin, kam jüngst nach London und kündete dem Hofe seine Ankunft an. Man sagt, die Herzogin von Kent habe ihn sofort besucht und ihm mitgeteilt, daß er

bei der gegenwärtigen Stimmung unmöglich am Hofe empfangen werden könne. Ich glaube, daß dies als eine direkte Beleidigung des Papstes beabsichtigt wurde.'

Jedenfalls haben die Ereignisse von 1850 bestimmend auf die Haltung des Hofes eingewirkt; eine ,direkte Beleidigung des Papstes' braucht schon deshalb nicht angenommen zu werden, da damals die Königin eine souveräne Ruhe und noble Reserve bewahrt hat. Das Ministerium dagegen trägt eine bedeutende Mitschuld an der antipäpstlichen Aktion, die durch die Herstellung der kirchlichen Hierarchie, durch das Breve ,Universalis Ecclesiae' Pius IX. am 29. September 1850 heraufbeschworen wurde.

Diese Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse und Errichtung von Diözesen an Stelle der bisherigen apostolischen Vikariate bedeutete in keiner Weise einen Eingriff in die Befugnisse der Krone oder des Staates. Es ist selbst noch bekannt, daß Pius IX. dem britischen Gesandten Lord Minto 1848 anläßlich seiner Audienz eine Kopie des betreffenden Breves zeigte und von diesem Diplomaten die Versicherung empfing, die englische Regierung werde der geplanten Maßregel kein Hindernis entgegensetzen*. In Battersby's Direktory war Wiseman, der apostolische Vikar vom Londoner Distrikt, bereits 1848 als Erzbischof von Westminster aufgeführt. Zudem bestand ja immer die bischöfliche Hierarchie auch in Irland, man hatte sie in Australien eingeführt ohne irgendwelche Schwierigkeit von seiten der Regierung, acht Jahre vorher hatte Kanada ebenfalls seine kirchliche Reorganisation erhalten.

Der Protest gegen ,die päpstliche Aggression' erfolgte zuerst in protestantischen, von Bischöfen geleiteten Kirchentagen. Der Ministerpräsident Lord Russell beeilte sich indessen, an den anglikanischen Bischof Dr. Maltby von Durham jenen berüchtigten Brief zu schreiben, in welchem er den Papst der Verletzung der britischen Verfassung anklagte und damit das Signal gab zu jener tiefgehenden Erregung der Volksleidenschaft, welche in fanatischen Ausbrüchen sich kundtat und selbst das Leben Kardinal Wisemans bedrohte. Die ,Times', die seit dem 14. Oktober 1850 in diesem heftigen Kampfe gegen Rom führend eingetreten, findet kaum Worte genug, um diese ,Unverschämtheit', ,Absurdität' der päpstlichen Entscheidung zu brandmarken. Russell sah in dieser neuen ,Usurpation' des Papstes in England ,eine Gefahr, die ihn mehr beängstige als jede Aggression eines fremden Souveräns'. Die anglikanischen Bischöfe, die noch kurz vorher dem Einbruch in den dogmatischen Bestand ihrer Kirche und der Vergewaltigung der kirchlichen Freiheit durch den Staat indifferent gegenübergestanden, erhoben sich jetzt mit zwei einzigen Ausnahmen in ihrem Protestschreiben an die Königin gegen den ,unverschämten Ehrgeiz' des Papstes und sprachen von den ,Greueln und der Grundsuppe' Roms. Sie wollten die Königin ,demütigst ersuchen', gegen die ,unentschuldbaren Insulte' der ,päpstlichen Aggression' Stellung zu nehmen und ,diese Usurpation abzuschütteln'. Die Antwort der Königin erklärte zwar ihren Entschluß, ,mit Ihnen die Rechte der Krone und die Unabhängigkeit des Volkes gegen jeden

* Lucas Edward, The Life of Frederick Lucas M. P. (London 1886), I, 417.

Angriff und fremde Usurpation zu wahren' — aber der Papst und die Katholiken wurden in keiner Weise erwähnt. Ebenso allgemein gehalten sind die Antworten an den Lord Bürgermeister und die City von London, an den Court of Common Council, an die Vertreter der Universitäten von Oxford und Cambridge. Alle diese offiziellen Noten enthalten vielmehr eine Spitze gegen die Traktarianer, die ja von Lord Russell in seinem bekannten Schreiben als ‚unwürdige Söhne der Kirche' gebrandmarkt worden und deren Neuerungen und romfreundliche Stellung zugleich mit den zahlreichen Übertritten auch nach der Meinung der Königin einzig diese Wiederherstellung der katholischen Hierarchie konnte herbeigeführt haben. So sehr die Königin auch die traktarianisch-ritualistische Bewegung, für welche sie lange kein Verständnis hatte, verurteilte, wollte sie doch keine Hetze gegen dieselbe verschulden. Sie betonte dem Lord Bürgermeister gegenüber ‚die großen Prinzipien bürgerlicher und religiöser Freiheit', und sie werde, wenn sie ‚für den reinen und schriftgemäßen Gottesdienst des protestantischen Glaubens' eintrete, ‚die religiöse Freiheit unverletzt aufrechterhalten'.

Die Privatbriefe der Königin wie ihre Noten an das Ministerium verraten bei all ihrer Abneigung gegen die Ritualisten eine durchaus tolerante und friedliche Gesinnung gegen die Katholiken. Die Herzogin von Norfolk glaubte in einem Briefe an die Königin die Tätigkeit eines Teils der katholischen Geistlichkeit kritisieren zu müssen. In der Antwort der Königin vom 22. Nov. 1850 betonte letztere, von dieser Seite keine Gefahr zu befürchten, ‚um so mehr, da sie, wie ich glaube, einsehen, in betreff der Gesinnung dieses Landes von einigen ihrer neuen Konvertiten mißleitet und schlecht berichtet worden zu sein. Die wahre Gefahr, mit der man zu rechnen hat, und was nach meiner Meinung auch sicher zu diesen Maßregeln von seiten des Papstes geführt hat, liegt in unseren Spaltungen und in dem außergewöhnlichen Verhalten der Puseyten. Ich denke, daß vielen jetzt die Augen geöffnet sein werden. Man müßte aber irgendwelche Akte der Intoleranz gegen so viele unschuldige Leute, die, wie ich annehme, die unkluge (injudicious) Haltung ihres Klerus entschieden mißbilligen, — bedauern.'

Aus diesem Privatbrief geht hervor, daß Ihre Majestät keine Kenntnis hatte von den langen Verhandlungen, die katholischerseits diesem Entscheide des Papstes vorgängig in Rom und England geführt worden waren, und daß gerade auch der Mangel der Organisation der Katholiken in England seinerzeit von den Gegnern als Grund vorgeschoben worden, auf die Emanzipationsakte von 1829 nicht eintreten zu sollen. Die Wiederherstellung der katholischen Hierarchie durch Pius IX. war deshalb nicht so sehr Folge der Konversionen, denen man lange skeptisch gegenüberstand, als vielmehr die späte Erhörung einer lang geäußerten Bitte. War die Königin auch im Irrtum bezüglich der Ursache, welche die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse herbeiführte, so war sie doch nicht weniger entschieden in der Zurückweisung jeglicher Akte von Intoleranz.

Wie wenig übrigens auch Lord Russell Gefahr von Rom witterte, von der er gesprochen, geht aus einem offiziellen Schreiben an die Königin her-

vor. Das Ministerium bestätigt ja die von den meisten Katholiken geteilte Ansicht, daß die päpstliche Verfügung weder ungesetzlich war, noch die anglikanische Staatskirche in ihrer Entwicklung hemmte. Das ministerielle Aktenstück vom 25. Oktober lautet: ‚Lord Russell hat die Bulle des Papstes auch gelesen. Es überrascht ihn, daß die Verteilung der acht kirchlichen Vikariate in zwölf Territorialdiözesen nicht eine Angelegenheit ist, über die man sich beunruhigen soll. Die Personen, die von diesem Wechsel berührt werden, müssen römisch-katholisch sein, bevor es sie angeht. Was zur Beunruhigung Anlaß gibt, ist, wie Ihre Majestät sagen, die Entwicklung römisch-katholischer Lehren und Gebräuche im Schoße der (anglikanischen) Kirche.‘

Es ist bezeichnend für die Ehrlichkeit des Ministers, wenn er trotzdem neun Tage nachher jenen Durham-Brief schrieb, der zu dieser fanatischen Protestbewegung führte und selbst die Regierung zwang, auf dem Wege der Gesetzgebung — um sich konsequent zu bleiben — an der katholischen Konfession Repressalien zu üben. Die Königin selber scheint jener Maßregel gegen die katholischen Bischöfe, die zwar nie zur Anwendung kam und als Titelbill toter Buchstabe blieb, bis sie Gladstone aus dem Gesetz wieder hinausschaffte, nicht besondere Sympathie entgegengebracht zu haben. Ihr offizielles Schreiben ans Ministerium am 8. Dezember bemerkt: ‚Sie ist der Meinung, daß etwas geschehen mag, da der Wunsch darnach so groß zu sein scheint. Anderseits aber beklagt die Königin tief jene große Beschimpfung (abuse) der römisch-katholischen Religion, wie sie an all diesen Meetings usw. vorkommt. Sie hält dies für unchristlich und unweise und hofft, daß es bald aufhören wird.‘

Die Privatschreiben geben genügend zu erkennen, daß Viktoria nachgerade an der protestantischen Aktion Ekel empfand. Ein Schreiben an König Leopold vom 10. Dezember bezeichnet englische Korporationen mit ihren Eingaben ‚in einem Fieberstadium wilder Erregung‘. Ganz bemerkenswert sind folgende Worte, die sie an ihre Tante, die Herzogin von Gloucester, richtete: ‚Es freut mich, daß Ihnen meine Antworten auf die Adressen* gefallen haben; ich hielt sie für sehr passend. Ich würde nie eingewilligt haben, etwas zu sagen, was eine untolerante Gesinnung bekundet hätte. Aufrichtig protestantisch, wie ich gewesen und immer sein werde, und unwillig, wie ich bin über jene, welche *sich selbst protestantisch nennen*, aber in der Tat ganz *das Gegenteil sind*, bedauere ich sehr die unchristliche und untolerante Gesinnung, wie sie so viele Leute an diesen öffentlichen Versammlungen an den Tag legen. Ich mag nichts von dieser heftigen Beschimpfung der katholischen Religion hören, die von so vielen guten und unschuldigen Römisch-Katholiken als schmerzlich und grausam empfunden werden muß. Indessen müssen wir hoffen und erwarten, daß diese Erregung bald aufhören und daß eine gesunde Einwirkung auf unsere eigene Kirche die bleibende Folge sein werde.‘

Der ‚*Appell an das englische Volk*‘, mit welchem Kardinal Wiseman dieser unwürdigen Agitation entgegentrat (19. November 1850),

* Die Protesthuldigungen der verschiedenen Behörden, Vereine, Universitäten usw. sind gemeint.

verstand die englische Volksseele außerordentlich gut. Die Weltblätter brachten diese Broschüre im vollen Wortlaut, die ‚Times' trat den Rückzug an und bedauerte, daß diese Aufklärungen erst jetzt erfolgten. Der Kardinal wurde als ein feiner Kontroversialist gefeiert. Im Parlament tadelte Disraeli, später ein guter Freund der Königin, im Namen des Tories heftig die Inkonsequenz des Ministeriums, das kraftlos gegen den Ritualismus zum Kampf gegen Rom gerufen. Roebuck bedauerte im Namen der Religionsfreiheit das Wiederaufleben ‚des infamen Dämons der religiösen Intoleranz'. Die Titelbill wurde von Russell nach vielen Änderungen schließlich mit schwachem Mehr durchgebracht; sie war wie die engherzigen Klauseln der Emanzipationsakte von 1829 eine Konzession an den furor prostestanticus, in Wirklichkeit aber eine Totgeburt*.

Die Königin hat ein gewisses Gefühl der Beschämung über das Verhalten der Regierung und des Volkes noch längere Zeit bewahrt. Als weitere Unterhandlungen mit dem Papste durch Mr. Sheil in Rom angeknüpft werden sollten, bemerkte Viktoria in ihrer Zuschrift an die Regierung, sie überlasse die Entscheidung dem Ministerium, ihre Meinung gehe aber dahin, ‚daß es gänzlich gegen ihren Begriff von Schicklichkeit verstoße, den Papst um eine Gunst zu ersuchen (denn um eine solche handelt es sich) in einem Augenblicke, wo man seinen Namen in diesem Lande auf alle nur mögliche Weise beschimpft und heruntermacht. Die Königin ist der Ansicht, daß die Regierung hiemit nicht einen würdevollen Kurs einschlagen wird'.

Pius IX. hatte schon früher großes Vertrauen in die Königin gesetzt; am 4. Dezember 1848 hatte er ihr Mitteilung gemacht von seiner Flucht nach Gaëta. Die Königin antwortete im Januar 1849 und versprach ihm nach Kräften helfen zu wollen. Daß die Regierung eher die italienische Revolution begünstigte und auch später den Untergang des Kirchenstaates nicht ungern sah, ist noch kein Beweis, daß die Königin ihrem Versprechen nicht nachgekommen; die auswärtige Politik Palmerstons war ihr bekanntlich ein Kreuz.

Die Macht der Verhältnisse zwang die Regierung manchmal einen Kurs einzuschlagen, der der Königin nicht entsprach. Anläßlich der Gesetzesvorlage, welche die staatliche Subvention des irischen Zentralseminars in Maynooth regelte, hatte Viktoria noch betont: ‚Die protestantische Staatskirche in Irland muß unberührt bleiben.' Zwanzig Jahre später mußte die Königin selbst zur Entstaatlichung der irischen Kirche, welche Gladstones Verdienst ist, Hand bieten. Sein Grundsatz lautete: Gerechtigkeit für Irland. Er erblickte in der protestantischen Staatskirche schon 1865 ein ‚Unglück für die Religion und ein Hindernis auf dem Wege zur bürgerlichen Gerechtigkeit und zur friedlichen und gedeihlichen Entwicklung Irlands'. In Gladstones irischer Politik wie in seiner religiösen Richtung liegt die Ursache der Abneigung, welche die Königin gegen diesen großen Staatsmann faßte.

---

* Tocqueville, einer der größten politischen Denker Frankreichs, schrieb anläßlich der englischen Titelbill von 1851: ‚Ou se réfugiera la liberté religieuse, si on la chasse de l'Angleterre?' Corr. III, 274.

Hans Sandreuter/Flucht nach Ägypten



Die privilegierte kirchliche Stellung, deren sich die Protestanten Irlands erfreuten, mußte als eine Ungerechtigkeit gegen die Mehrheit des Volkes empfunden werden. Kardinal Manning bemerkte in einem Schreiben an Gladstone vom 28. März 1868: ‚Die irische Staatskirche ist ein großes Unrecht. Sie ist die Ursache des Streites in Irland und der Entfremdung zwischen Irland und England. Sie verbittert jede andere Frage. Selbst die Landfrage wird durch sie verschärft. Das heillose Überwiegen von Rasse über Rasse wird unsäglich vermehrt durch den überwiegenden Einfluß einer Religion über die andere.' Zu diesen Worten bemerkt der einstige Unterstaatssekretär und Biograph Gladstones: ‚Manning hat die Sache nicht übertrieben, als er so schrieb.'

Der Stein kam ins Rollen, als am 16. März 1868 das Unterhausmitglied Francis Maguire die irischen Verhältnisse aufdeckte. Seine glänzende Rede war angetan, die Stellung des Ministeriums Disraeli zu erschüttern. Gladstone erhob sich und suchte die Frage zu beantworten, weshalb der Ire in Kanada und Australien sich von der Makel des Fenianismus rein erhalte, während der Ire in der Heimat ihr erliege. Die Boden- und Kirchenfrage bezeichnete er als die Quelle des Übels, denn in Kanada und Australien dürfe er die Früchte seiner Arbeit genießen, in der Heimat machen die Überbleibsel feindlicher Obmacht ihm dies unmöglich. ‚Was die Frage der irischen Kirche betrifft,' betonte er unter stürmischem Beifall der Abgeordneten, ‚so muß dieselbe als Staatskirche zu leben aufhören.' Es war indessen ein gewagtes Unternehmen. Morley schreibt über Gladstones Vorhaben: ‚Der Angriff auf die irische Kirche war angetan, seine treuesten Freunde und die nächst Verbündeten aus der verwandten Kirche Englands zu erregen und zu ärgern. Der Angriff auf eine hohe protestantische Institution auf der katholischen Insel, eine Institution, ‚die ihr mit der Mitra gekröntes Haupt so stolz erhob', brachte die äußerste Gefahr, die wilden Bestien des No-Popery wachzurufen. Das Haus der Lords kämpfte ja jedenfalls — wie es auch der Fall war — bis auf den letzten Punkt. Die gesetzgeberische Aufgabe, welche bevorstand, war in ihrer Gesamtanlage wie in jeder Einzelheit, abgesehen von der religiösen Leidenschaft und den Rassenvorurteilen, eine riesenhafte.'

Wie aus den Tagebuchnotizen Gladstones hervorgeht, nahm die Königin die mündliche Ankündigung der Vorlage (13. Dez. 1868) ruhig entgegen. Am 13. Januar 1869 überreichte er ihr sodann den ersten Entwurf mit einer ausführlichen Begründung. Nach Gladstones Ansicht hatte die Königin die Sache gnädig entgegengenommen, in Wirklichkeit aber war sie unzufrieden, und nachdem sie sich durch Martin, den Biographen ihres Gemahls, den langen Brief des Präsidenten hatte kürzer und klarer fassen lassen, sprach sie in Privatkreisen ihren ganzen Unwillen über Gladstone aus*. Ihm gegenüber äußerte sie zu seinem Erstaunen in einer persönlichen Unterredung kein Wort über die neue Frage, dagegen erhielt er am 4. Februar ein königliches Schreiben voll Beängstigung über die Vorlage. Gladstone gestattete sodann der Königin auf ihren Wunsch eine Unterredung mit Bischof Magee, dem spätern Erzbischof

* Reginald G. Wilberforce, Life of Bishop Samuel Wilberforce, III, 97.

von York, allerdings mit der Bedingung, daß nichts davon in die Öffentlichkeit dringe. In einem Schreiben vom 12. Februar ersuchte die Königin den Premierminister, die Intervention der englischen Bischöfe in dieser gefährlichen Lage anzunehmen. Aus ihrer Unterredung mit Bischof Magee habe sie erfahren, daß man auch auf dieser Seite zu Konzessionen bereit sei; so ließe sich also ein Abkommen treffen, das den Verpflichtungen der Regierung gegenüber dem Volkswillen Genüge leiste. Die Königin warnte in diesem Schreiben vor einer allzu hastigen Einführung der Vorlage ins Parlament, damit wäre für die Regierung kein Rückzug mehr möglich und ein heftiger Kampf zwischen beiden Häusern wäre die Folge. Gladstone erkannte den Ernst der Lage vollständig, glaubte aber die Königin versichern zu müssen, daß sich die Regierung mit den Vorschlägen Magees nicht zufrieden stellen könne. Er war indessen nicht gegen neue Unterhandlungen mit dem Erzbischof Tait von Canterbury, den die Königin nach Gladstones Einwilligung mit dieser Mission betraute. Die Unterhandlung, wie sie die Königin nicht ungeschickt mit Bischof Magee und Erzbischof Tait anbahnte, war um so notwendiger, als von seiten der protestantischen Bischöfe und Geistlichkeit Irlands eine scharfe Protestkampagne in Szene gesetzt wurde. Morley schreibt: ‚Auf den Diözesankonferenzen durch ganz Irland wurde die Vorlage als eine grobe Beleidigung des Allmächtigen Gottes und die größte Nationalsünde verschrien, die je begangen worden ist . . . Das Kabinett wurde ein Kabinett von Briganten genannt, und den protestantischen Pastoren legte man es nahe, daß vor Übergabe ihrer Kirchen an die Apostasie ein Faß Pulver und eine Zündholzschachtel bereit liege, um die ihnen teuren Gebäude in die Luft zu sprengen.‘

Disraeli hatte in der Opposition die ihm nicht allzu sympathische Aufgabe, die irische Staatskirche, deren Mißstände er in einem seiner Romane entschieden gebrandmarkt hatte, zu verteidigen. Gladstones Sieg im Unterhaus war ein glänzender; aber im Oberhaus waren alle Anzeichen zur schärfsten Opposition vorhanden. Die Königin befürchtete mit Recht, daß ein heftiger Streit beider Häuser das Oberhaus gefährde, und eine Verschiebung der Vorlage der irischen Kirche noch mehr Schaden bringe. Gladstones Tagebuch enthält unter dem Datum des 15. Juli folgende Aufzeichnung: ‚Heute habe ich von einem römisch-katholischen Bischof die Versicherung erhalten, daß er die Messe aufopfere und daß viele für mich beten, und von Mr. Spurgeon (wie oft von andern) die Zusicherung der Gebete der Nonkonformisten. Ich glaube, in diesen und anderen Gebeten liegt das Geheimnis der körperlichen Kraft, welche mir in ungewöhnlichem Maße während dieses schwierigen Jahres verliehen worden ist.‘

Im Oberhaus enthielten sich die zwei Erzbischöfe der Stimmabgabe, und Bischof Thirlwall war der einzige Bischof, welcher für eine zweite Lesung stimmte. Erzbischof Tait drohte mit Verschiebung der Vorlage auf nächstes Jahr, wenn der neuen entstaatlichten protestantischen Kirche Irlands nicht drei Millionen Pfund Sterling zuerkannt würden. Tait wurde von allen Seiten bestürmt, gegen die neue Vorlage aufzutreten*. Schon früher hatte

* Life of Archibald Campbell Tait by Davidson and Benham II, 28, f.

er sich entschieden für die Unterstützung der katholischen Kirche Irlands ausgesprochen; den staatlichen Zuschuß an das irische katholische Priesterseminar (Maynooth Grant) betrachtete er als eine Sache der Billigkeit, und auch der neuen Vorlage gegenüber bemerkte er, daß diese Politik die einzige Politik sei, welche Irland den Frieden bringen könne. Auch im Parlament betonte er, er werde einstehen für diese grundsätzliche Stellung, an der er nun seit zwanzig Jahren' festgehalten habe. Lord Shaftesbury, der Führer der Low-Church, ein scharfer Gegner Roms, machte Tait heftige Vorwürfe. ‚Ihr Votum', schreibt er, ‚hat mehr Ärger, Verdruß und Bestürzung im Lande verursacht, als in der ganzen Geschichte des Parlamentes die Erinnerung je von einem Votum zu berichten weiß. Es hat die Stellung Ihrer Lordschaft ernstlich gefährdet ... Es hat noch ernstlicher gefährdet die Stellung der Bischöfe und die Sicherheit der Staatskirche.'

Erzbischof Tait entwickelte eine unermüdliche Tätigkeit, die Vorlage, allerdings mit vielen Vergünstigungen gegen die Protestanten Irlands, im Oberhaus durchzubringen. Die Königin, Gladstone und selbst die irischen protestantischen Bischöfe haben seine Verdienste warm anerkannt. Tait war vom Ausgang der Sache nicht recht befriedigt. ‚Die irische Kirche', schrieb er, ‚ist schwer geschädigt worden, ohne daß den Römisch-Katholiken eine Wohltat erwachsen wäre.' Daß letzteres wirklich so war, hat man der Opposition des Oberhauses zu verdanken, Gladstones Plan ging weiter*. Tait hat für die Protestanten gerettet, was zu retten war, während die Katholiken, abgesehen von der Entschädigung an Maynooth, leer ausgingen. Die fanatische Drohung, welche der Premier Lord Grey 1834 im Oberhaus ausgestoßen: ‚Nicht einen Heller sollten die Katholiken empfangen, denn nichts ist gefährlicher, als wenn ihr Bekenntnis zur Herrschaft gelangen sollte', hatte man jetzt verwirklicht. In der Behandlung des Maynooth Kolleges lag sogar eine positive Ungerechtigkeit. Walsh spricht dennoch ‚von der Übergabe einer ungeheuren Summe Geldes an das Maynooth-Kolleg'. Die Ausführung der Gesetzesbestimmung hat noch dafür gesorgt, daß ungefähr vier Millionen Pfund Sterling zugunsten der irischen protestantischen Kirche zur Verwendung kamen und so der irischen Armenverwaltung für milde Zwecke entzogen wurden. Trotz dieser unlieben Nachwehen bedeutet die Entstaatlichung der irischen Kirche einen entschiedenen Schritt nach vorwärts, und die Freude und den Dank über diesen Erfolg Gladstones hat ihm Kardinal Manning als Katholik und Engländer in einem Briefe vom 20. Juli 1869 ausgesprochen.

In der königlichen Familie kam diese Frage begreiflicherweise zur lebhaften Erörterung. Noch mitten in der Parlamentsdebatte schrieb Prinzessin Alice ihrer Mutter (25. April 1869): ‚Die irische Kirchenfrage, so halte ich es mit Dir, wird niemals auf diesem Wege gelöst oder geordnet werden; anstatt daß man damit etwas tut, das die Katholiken mehr unter die Autorität

* Friedrich Temple, der spätere, 1902 verstorbene Erzbischof von Canterbury schrieb am 12. März 1869 an Acland: ‚Die irische Kirchenbill ist das größte Monument des Genies, das ich je von Gladstone gekannt habe; selbst seine wundervollen Budgets sind nicht so wundervoll. Morley, II, 264, Anmerkung.

des Staates brächte, werden sie vielmehr, fürchte ich, mächtiger werden. Es scheint mir, daß eine Ungerechtigkeit (in bezug auf die Protestanten) an Stelle einer früheren gesetzt wird, anstatt daß man beiden gerecht würde, was doch durch irgend eine wohlbedachte Regelung und Konzession auf beiden Seiten nicht unmöglich wäre.'

Dr. Temple sprach damals noch die Meinung aus, seine zwei Reden zugunsten der Entstaatlichung der irischen Kirche werden es keinem Ministerium ermöglichen, ihn für das bischöfliche Amt vorzuschlagen*. Seine Anstellung als Bischof von Exeter erfolgte aber schon im folgenden Jahre und zwar durch Gladstone, und die Königin selber hat später der Ernennung zum Erzbischof und Primas von England keine Opposition entgegengestellt.

Es hat nie an Versuchen gefehlt, die Katholiken Englands als Bürger zweiter Klasse hinzustellen; kam ja selbst Gladstone unter dem Drucke einer auch für seinen Biographen unerklärlichen Stimmung dahin, 1873 gegen die Katholiken den Vorwurf zu erheben, daß sie durch die Vatikanischen Dekrete ihre bürgerliche Treue von Windsor nach dem Vatikan übertragen hätten.

Die romfeindliche Stimmung in manchen Volkskreisen hielt die Königin nicht ab, ihren katholischen Untertanen gerecht zu werden. Walsh klagt: ,Die Ratgeber der Königin verleiteten sie in ihren späteren Jahren zu Akten der Höflichkeit gegen den Papst und römisch-katholische Institutionen, die besser unterblieben wären. Aber es ist äußerst schwierig für eine protestantische Souveränin, bürgerliche Akte der Höflichkeit von einem Ausdruck der Achtung für die römisch-katholische Religion getrennt zu halten. Königin Viktoria betrachtete wahrscheinlich ihre spätern Akte der Höflichkeit gegen den Papst als rein königliche Akte der Courtoisie, ganz getrennt von der Religion.'

Ein Besuch der Königin in der Abtei Haute Combe 1886, wo sie sich, wie das ,Weekly Register' meldet, anerkennend über ,diese Stätte von so großem Frieden' und den ,erbauenden Anblick' geäußert, soll die Anglikaner übel berührt haben. Ebenso veranlaßt die unparteiische Regelung der Präzedenzfrage für die katholischen wie protestantischen Bischöfe den gleichen Biographen zu einem Ausfall auf den katholischen Episkopat Irlands, dem er nur das Mindestmaß von Lojalität gegen den Thron zuerkennen will. Wie Erzbischof Benson berichtet, interessierte sich Viktoria lebhaft für katholische Einrichtungen in italienischen Klöstern und Städten**, und sie, wie ihre Familie, besonders Prinz Eduard von Wales, waren gern gesehene Gäste in verschiedenen italienischen Klöstern, wo man, wie Alice berichtet, Eduard ,molto amabile' fand.

Es ist bekannt, daß Viktoria Papst Leo XIII. besondere Hochschätzung entgegenbrachte. Schon 1843 unterhielt sie sich anläßlich ihres Besuches in Belgien in einer längeren Unterredung mit dem Grafen Joachim Pecci, damals noch Nuntius in Brüssel. Drei Jahre später hatte er bei seiner Rückkehr aus Belgien, wie die ,Voce della Verita' berichtet, eine ,herzliche Audienz' bei der Königin in London. Beim goldenen Jubiläum Viktorias 1887 über-

* Memoirs of Archbishop Temple by Seven Friends (London 1906), II, 621.
** A. Ch. Benson, The Life of Edward White Benson (London 1900) II, 556.

brachte Msgr. Ruffa Scilla der Königin die Gratulation des Papstes. Diese freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rom und England erregten in anglikanischen Kreisen wiederum viel Aufsehen. Die Schuld an diesem vermeintlich ungesetzlichen diplomatischen Verkehr trägt nach Walsh der ‚römisch-katholische Minister des Innern, der zu dieser Zeit im Amte stand, und man fürchtete seinen Einfluß zur Beförderung der Sache seiner Kirche'. Der ‚protestantische Bund' glaubte bei seiner Gratulation die Königin an die frühere Treue des protestantischen Königshauses ‚zu protestantischen und konstitutionellen Grundsätzen' erinnern zu müssen. Im Parlamente selbst, wo die Regierung in dieser Angelegenheit interpelliert wurde, bemerkte in ihrem Namen Sir W. H. Smith, daß die Königin diesen Besuch des päpstlichen Gesandten mit Freude entgegengenommen habe und es keines Gesetzes bedürfe, Ihrer Majestät den Empfang diplomatischer Vertreter zu ermöglichen. In einem eigenhändigen Schreiben vom 12. Dezember 1887 dankt Viktoria für die päpstliche Gratulation und die prächtige Mosaik, die ihr vom Papste als Geschenk übermacht worden. Sie gratuliert ihrerseits dem Papste zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum. Die Königin bemerkt in ihrem Schreiben an den Papst: ‚Sie haben sich höchst ausgezeichnet durch Ihren Eifer in Aufrechthaltung des Friedens und der guten Gesinnung unter den Menschen, in Niederhaltung bürgerlicher Zwiste und vor allem in der Ehrung Gottes, dem wir beide, Sie und ich, dienen.'

Wie wenig solche freundschaftlichen Beziehungen Englands mit Rom in der Absicht der intoleranten Low Church lagen, geht aus der Kritik hervor, die Walsh an der Regierung übt. Er schreibt: ‚Es muß in aller Offenheit gesagt werden: die Verantwortung für diesen gegenseitigen Austausch der Höflichkeit zwischen England und dem Vatikan lastet hauptsächlich auf den Ratgebern Ihrer Majestät. In ihren früheren Jahren würde sie zweifelsohne solchen Ratschlägen widerstanden haben, aber in ihrem hohen Alter war dies nicht so leicht.'

Die anti-römische Gesinnung der Low Church-Richtung und Protestantenvereinler kam anläßlich der Dreihundert-Jahrfeier der Zerstörung der spanischen Armada wieder zur Geltung, und hier wurde, wie Walsh mit Freuden hervorhebt, ‚der wahre Charakter des Papsttums als Feind unserer bürgerlichen und religiösen Freiheit treu dargelegt'. Die Regierung tat gut daran, den katholischen Herzog von Norfolk zum Präsidenten des Komitees zu wählen, wodurch bei der offiziellen Nationalfeier die konfessionelle Frage ganz ausgeschaltet wurde.

Der Besuch, den die Königin einigen spanischen Klöstern abstattete, veranlaßte einige religiöse Blätter wieder zum Aufsehen zu mahnen; als aber durch den Thronfolger dem Kardinal Manning der Ehrenrang vor den anglikanischen Bischöfen und unmittelbar nach seinem Namen in der Liste der Kommission zum Studium der Wohnungsfrage eingeräumt worden, kam es 1890 zu längeren Auslassungen in der ‚Times'. Das Blatt meinte: ‚Wenn Manning sich auch persönlich nichts um diese Sache kümmern mag, so wird er diese Ehrung schon um seiner Kirche willen nicht gering anschlagen.' Es scheine,

daß Gladstone wieder in geschickter Weise seinen Bestrebungen vorgearbeitet habe, der katholischen Kirche zu größeren Rechten zu verhelfen: ‚Wenn dies in der Absicht Gladstones war, so war er wieder einmal besonders glücklich, seine Mittel dem Zwecke anzupassen.‘

An Kardinal Manning war dreimal die Einladung zu königlichen Festlichkeiten erfolgt. Er weigerte sich aber der Einladung Folge zu leisten mit der Bemerkung, doch nicht in seiner Eigenschaft als Erzbischof erscheinen zu können. ‚Übrigens habe ich keine Lust, dort zu erscheinen, wohin meine Kollegen auch nicht eingeladen werden. Bis die katholischen Bischöfe, wenn auch nicht durch das Gesetz, so wenigstens durch die Höflichkeit anerkannt sind wie die Bischöfe der entstaatlichten Kirche Irlands, bleiben wir lieber in unseren Kreisen*.‘ Kardinal Mannings öffentliche soziale Tätigkeit hat allerdings das Ansehen seiner Kirche mächtig gefördert; die wegwerfende Kritik, die auch Erzbischof Benson an seiner Person glaubte ausüben zu dürfen, wurde am Hofe nicht unterstützt. Prinz Eduard bemerkte noch in seinem Kondolenzschreiben beim Tode Mannings: ‚Ich fand in ihm immer den lojalsten und mutigsten Freund und Unterstützer der königlichen Familie.‘ Manning selber schrieb am Abend nach einer persönlichen Unterredung mit der Königin in sein Tagebuch: ‚Ich habe immer eine herzliche Anhänglichkeit zu ihr gehabt.‘

Die ‚Sussex Daily News‘ vom 30. Juni 1897 erwähnt die besondere Herzlichkeit, die die Königin dem päpstlichen Gesandten Msgr. Sambucetti bei ihrem diamantenen Jubiläum erwies. Er sei der einzige gewesen, bei dessen Empfange die Königin sich von ihrem Sitze erhob. Sambucetti erhielt eine längere Audienz, bei welcher sich die Königin um Leo XIII. Gesundheitszustand wie um kirchliche Fragen einläßlich erkundigte. Walsh bemerkt dazu: ‚Dies war nun in der Tat ein großer Wechsel seit den ersten Regierungsjahren der Königin, wo ein päpstlicher Gesandter unter keinen Umständen am königlichen Hofe empfangen worden wäre, und nach der Meinung vieler und treuester Untertanen Ihrer königlichen Majestät war dies keine Veränderung zum Bessern, aber ihre Minister und Ratgeber wurden für all dies verantwortlich gemacht.‘

Bei diesem Anlaß wurde Viktoria von seiten protestantischer Vereine wiederum erinnert, daß sie eine protestantische Königin sei. Es ist kaum anzunehmen, daß dieser etwas aufdringliche Appell an die protestantische Überzeugung der Königin besondere Sympathie fand. Jedenfalls hat sie ihre tolerante Gesinnung gegen Andersgläubige nie verleugnet. Auf die Ergebenheitsadresse der Kongregationalisten, Presbyterianer und Baptisten bei ihrem diamantenen Jubiläum 1897 gab die Königin folgende Antwort: ‚Ich freue mich, verwirklicht zu sehen, daß die Religionsfreiheit es für meine Untertanen aller Schattierungen und Bekenntnisse möglich gemacht hat, mir und ihrem Lande gute und ehrenvolle Dienste zu leisten.‘

Mit Anerkennung darf erwähnt werden, daß Viktoria auch ihre frühere

* E. S. Purcell, Life of Cardinal Manning, Archbishop of Westminster (London 1896), II, 742.

Kälte für Irland durch ihren Besuch von 1900 etwas gut zu machen suchte. Bei diesem Anlaß beehrte sie eine Reihe katholischer Klöster und Anstalten mit ihrer Gegenwart; dem katholischen Bischof von Halifax hatte sie als Geschenk schon 1895 in Irland einen wertvollen Chormantel anfertigen lassen. Der Bericht hievon in der Öffentlichkeit brachte von gewisser Seite wiederum die empfindliche Kritik verletzten protestantischen Gefühls.

Seit dem goldenen Regierungsjubiläum der Königin war der Gedanke an die Einführung eines regelmäßigen diplomatischen Verkehrs zwischen England und dem Vatikan wieder in den Vordergrund gerückt. Kardinal Manning war jedoch entschiedener Gegner dieses Projektes. Er fürchtete, dieser Plan könnte zu einer Entfremdung des englischen und irischen Episkopates führen und Gelegenheit bieten, in Volkskreisen alte Vorurteile gegen die Kirche neu aufleben zu lassen. In einer Note vom 10. Juli 1887 schreibt er: ‚Die antikatholische Bigotterie ist nicht tot, sondern nur entwaffnet durch Zulassung von Nonkonformisten und Katholiken zu absoluter Gleichheit im öffentlichen Leben des Reiches. Im sozialen Leben ist sie noch stark verbreitet. . . . Solange wir uns in der Sphäre der Religion halten, haben wir volle Freiheit. Beträten wir aber für irgend ein katholisches Privatinteresse oder ein Privileg, das über das allgemeine Gesetz des Landes hinausgeht, die politische Sphäre, so würden wir einen Sturm des Verdachtes und Widerstreites hervorrufen. Die drei Jahrhunderte der Verfolgung sind vorüber und der Friede der Kirche ist gekommen. Wir würden die Hauptsache verlieren bei diesem Haschen nach dem Schatten und würden durch solche diplomatische Beziehungen die Freiheit, welche auf Gleichheit vor dem Gesetz beruht, in Gefahr bringen. Was könnte wohl ein Nuntius hier in England für die Kirche tun, was nicht auch der geringste Priester fertig brächte? Und dies sicherer, ruhiger und direkter, ohne Verdacht oder Furcht heraufzubeschwören.‘

Kardinal Manning hat hier Verhältnisse berührt, die um so mehr berücksichtigt werden müssen, da selbst das Beispiel des Hofes, die hervorragend tolerante Gesinnung der Königin nie imstande war, einen Großteil ihres protestantischen Volkes von den rohen Traditionen des ‚No-Popery‘ zu heilen.

(Schluß folgt.)



# Heilige Drei Könige

## Nach einem alten Meister

Der erste Stern. Die Wüste nachtet breit.
Drei Magier in brauner Einsamkeit.

Die Palmenstadt. Der Tempel glüht empor.
Drei Könige ziehen durch das goldene Tor.

Ein nieder Dach. Die blaue Stunde fiel.
Herdengeläut — drei Weise sind am Ziel.

Armselig Lager zwischen Lamm und Rind,
Die blasse Mutter schlummert bei dem Kind.

Ein göttlich Licht auf seiner kargen Spreu:
Dies war ihr Traum — sie neigen sich in Scheu.

Der erste steht: ‚Wir Könige sind hier,
König der Könige, zu huldigen dir.

Der uns verheißen ward: dir sei gezollt
Der Macht Gehorsam und der Herrschaft Gold.

Sei Gold und Glanz um dich und deinen Thron,
Den du besteigst als König Davids Sohn!

Sei dir die Kraft, das Schwert und die Gewalt,
Und deine Herrschaft tausend Jahre alt!‘

Der zweite beugt sich: ‚Opferrauch und Ruhm,
Messias, dir und deinem Heiligtum!

Du, den verkündet alter Seher Mund,
Wir dienen dir auf deiner Heimat Grund.

Denn hier geht auf die Herrlichkeit des Herrn,
Die uns geweissagt ward von seinem Stern:

Du wirst das Licht der Welt. Bei jedem Blick
Wölkt dir entgegen Opferdank und Glück.

Dem Erdreich gibst du die erflehte Ruh,
Und aller Geister Herr und Held bist du!'

Der dritte kniet, ein Angesicht voll Nacht:
'Mein Kind und Gott! Träumst du: es ist vollbracht?

Nicht Gold noch Glor — ich bringe dir, o Christ,
Die edle Myrrhe, welche bitter ist.

Es wird ein Tag — die Sonne löscht den Schein,
Ein Dunkel ist — sie bergen dich hinein.

Der dunkle Kelch, mit Bitternis vergällt,
Träumst du, wie er sich trinkt, Heiland der Welt?'

Das Lämpchen zuckt. Das Kindlein schluchzt im Traum.
Drei Schatten wachsen lang im armen Raum.

Die Stalltür knirscht — die Mutter ist erwacht:
Drei Schatten rinnen in die blaue Nacht.

Ernst A. Bertram.



# Aus Windthorsts jüngeren Tagen

## Von Heinrich Finke

Vor beinahe anderthalb Jahrzehnten wandte sich R. v. Liliencron mit der überraschenden Anfrage an mich, ob ich für die ‚Allgemeine Deutsche Biographie' den Artikel Windthorst übernehmen wolle. Der Brief betonte neben persönlich Liebenswürdigem, daß die Herausgeber am liebsten einem Manne, der katholische Dinge von Jugend auf verstehe und würdigen könne, die Arbeit übertragen möchten. In meiner Antwort habe ich die äußern und innern Schwierigkeiten der Aufgabe, zum ersten Male eine Art wissenschaftliche Biographie, wenn auch in der knappen Form von 1 bis 2 Druckbogen, zu liefern, stark hervorgehoben. Ich selbst hatte mich wenig mit neuerer und gar neuester Geschichte wissenschaftlich beschäftigt, die Persönlichkeit des hier bewunderten, dort gehaßten großen Politikers lebte für eine ruhige, objektive Würdigung noch zu frisch in aller Empfinden und Erinnern, die Beschaffung des Materials für gewisse Zeiträume, vor allem die hannoversche Epoche, würde nicht leicht sein, und ich schloß: ‚Ich weiß nicht, ob ich zu einem richtigen Urteil über den Kirchenpolitiker, den Politiker auf andern Gebieten und den hannoverschen und welfischen Staatsmann kommen kann.' Wiederholtes Drängen, verbunden mit der Zusage, mir zu damals noch lebenden hervorragenden Staatsmännern Zugang zu verschaffen, veranlaßte mich, die Arbeit versuchsweise zu übernehmen. Ich wandte mich an das Staatsarchiv in Hannover und konnte dort einiges nicht uninteressante Material über die Anfänge Windthorsts sammeln, ich begann Reichstags- und Landtagsprotokolle durchzublättern, gerade wie es der zünftige Historiker zu tun pflegt; wie ich dann aber das Ausfragen von Parteigenossen und Bekannten Windthorsts, eine Art historisches Interview, begann, nach schriftlichen Bekundungen des Menschen Windthorst forschte, da versagten die Quellen. Nicht als ob man mir unfreundlich begegnet wäre; im Gegenteile: ein ehrwürdiger Parlamentarier arbeitete mir ein beinahe 20 Folioseiten füllendes Memorandum aus, andere gaben freundliche Winke — aber das meiste war, oft sogar in den Details, bekannt, selbst der Kreis der Anekdoten bot wenig Neues.

Vielleicht sind die zwei folgenden Anekdoten noch weniger bekannt; die eine stammt aus seiner frühesten Jugend, aus der Gymnasiastenzeit, auf die er in vertrautem Gespräch gern zurückkam, besonders um die komischen Situationen auf dem Düngerhaufen des Nachbarhauses, wo er den Homer studierte, zu schildern. Die ärmeren Gymnasiasten sangen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Osnabrück wöchentlich abends einmal vor den Häusern, um Geld- und sonstige Spenden zu erhalten. Dann mußte Windthorst, der kleine Knirps, in die Häuser, um die Gaben in Empfang zu nehmen; denn die Leute hatten mit ihm, da er so klein war, besonderes Mitleid. Zu den Empfängern gehörte er natürlich nicht. Die andere gehört seiner ersten Ministerzeit an. Damals (1852) hatte er die Justizreform in Hannover durchgesetzt. Dabei wäre es beinahe zu einer Revolution der Frauen der Justizbeamten gekommen. Bis dahin gab es nämlich eine Unzahl kleiner Gerichte in Hannover, deren Vor-

steher alle den Präsidententitel führten, die bei dem Zusammenlegen der kleinen zu einzelnen größeren Gerichten ihren schönen Titel verloren, mithin auch ihre Gattinnen. Beschwerden und Remonstrationen der gewesenen Präsidentinnen zogen sich durch längere Zeit hin: immer wieder hatte der höfliche Minister den gekränkten Damen Audienzen zu erteilen und sich im Variieren liebenswürdig unverbindlicher Antworten zu üben.

Bei der Suche nach Briefschaften zeigte sich, daß, von dem nächsten Verwandtenkreise vielleicht abgesehen, fast nichts zu finden war. Was man bereits wußte, bestätigte sich bei weitester Umfrage: Windthorst hat wenig in den letzten Jahrzehnten seines Lebens geschrieben oder für sich schreiben lassen; er hat sich zudem für Beseitigung des wenigen Wichtigen, was er schriftlich niederlegte, sehr stark bemüht. Gewiß gibt es noch manche freundschaftliche Zeilen — ich besitze einige Briefe, die mir damals geschenkt wurden — oft ein packendes Gemisch von Scherz und Ernst, aber für die Geschichte des Mannes bieten sie nicht viel. Vielleicht hätte ich über den Politiker noch ergänzende neue Tatsachen bei Herrn v. Bötticher erfahren können, möglicherweise über den Menschen Wahres und auch einiges Unwahre bei dem phantasiebegabten Herrn v. Miquel, aber an beide habe ich mich nicht gewandt, sondern nach Jahr und Tag den Auftrag in die Hände der Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Biographie zurückgelegt. Bekanntlich ist vor Jahresfrist der Artikel ‚Windthorst‘ erschienen, den F. Rachfahl bearbeitet hat, zuerst in den Preußischen Jahrbüchern und dann in dem Sammelwerke; bald darauf folgte die umfangreiche Biographie von Hüsgen. Rachfahls Arbeit ist mit großer Kühle und Nüchternheit, unzweifelhaft auch mit einer starken Dosis objektiver Würdigung geschrieben; Hüsgens Buch ist wärmer, von persönlicher Verehrung für den Helden beseelt. Beide haben im wesentlichen Tatsächliches, dort knapp, hier ausführlich. Die geistige Vertiefung ist unzweifelhaft stärker bei dem Historiker als bei dem Journalisten; aber Rachfahl wird ebensowenig wie Hüsgen Anspruch darauf erheben, daß sie uns d i e wissenschaftliche Biographie des Mannes geliefert haben, den Guizot im Jahre 1872 oder 1873 — das Jahr konnte mein Gewährsmann nicht bestimmen — dem ehemaligen Bundestagsgesandten v. Savigny gegenüber als den ‚ersten unübertroffenen Debatter‘ der damaligen Zeit bezeichnete, den schon im Jahre 1868 der damalige Landrat Solger in Beuthen ‚den größten Parlamentarier der Jetztzeit‘ nannte. Windthorsts Leben, Persönlichkeit und Tätigkeit wird im wesentlichen aus politischen Materialien, für große Zeiträume allein aus seinen parlamentarischen Reden geschildert werden müssen; vielfach aus so sprödem Stoffe, daß es einer außergewöhnlichen Begabung bedarf, um ihn lebenswarm zu gestalten. Die persönliche Note fehlt fast immer; der Ausdruck der Gefühlswärme in seinen Reden tritt nur selten hervor, das menschlich Persönliche versagte er sich fast immer mit Absicht. Und die zukünftigen Historiker Windthorsts wird noch beim Lesen mancher seiner Reden das Gefühl der Enttäuschung beschleichen, was ich vor beinahe 30 Jahren empfand, als Windthorst nach dem grauenhaften Attentat auf Kaiser Alexander II. als Mundstück des gesamten Reichstages dem Abscheu vor dem Verbrechen und dem Wunsche nach möglichster Verhütung Ausdruck gab. So

korrekt die Rede war, so folgerichtig die Beweisführung, so tieferнst der Hinweis auf die drohende Gefahr, alles war von kristallklarer, aber unpersönlicher Kühle. Da war sein Landsmann Bennigsen aus anderem Holze; ich habe nie einen vollendeteren Parlamentsredner der älteren Generation gehört. Die Gewalt über die Volksmasse scheint auch ihm versagt geblieben zu sein, aber die Kreise der Gebildeten, das Parlament, wußte er am Gefühl zu fassen. Wie hat er mehr als einmal die Mehrheit, selbst als seine Partei die Mehrheit nicht mehr besaß, aufzurütteln, ja zu fanatisieren verstanden! So oft ich als Historiker mir bei seiner Rede über das evangelische Kaisertum sagen mußte, daß seine Beweisführung irrig, seine Prämissen aus der Luft gegriffen seien, die Rede regte trotzdem den ganzen innern Menschen auf. Bei Bismarck schädigte das Herausstoßen, Zerhackte und Anakoluthische der Rede den ersten Eindruck und verhinderte oftmals eine starke Wirkung.

An meine halbvergessenen Materialien über Windthorst wurde ich in der letzten Zeit wieder erinnert durch die in den Tagesblättern, aber auch in den Zeitschriften — selbst in einem französischen Werke mit katholischem Aushängeschilde — sich häufenden Bemerkungen mehr oder minder unfreundlicher Art über den Atheismus (so Fürst Bismarck), den Unglauben, die religiöse Gefühlskälte des Parlamentariers der Kulturkampfszeit; nicht selten greift man dabei auf sein ganzes Leben zurück. Vielleicht hat es Julius v. Eckardt bei der Erzählung eines Besuches im Windthorstschen Hause (Deutsche Rundschau 1910 Seite 389 ff.) noch am vornehmsten so formuliert: ‚Eine eigentlich religiöse Natur, ein Mann von starkem religiösem Pathos oder nur gemütlichem Pathos war dieser kühlabwägende Jurist schlechterdings nicht. Kein Zweifel, daß er als Konservativer an dem Glauben seiner Väter festhielt. . . . Metaphysische Bedürfnisse und religiöse Skrupel, ohne die es bei wahrhaft religiösen Menschen nie abgeht, waren ihm dafür völlig fremd geblieben. Die Erfahrungsregel, nach der Verstandesmenschen, die vollauf mit der Diesseitigkeit beschäftigt sind, in religiöser Hinsicht früh und vollständig abschließen, diese Regel traf bei Windthorst zu.‘ Und das sagt Eckardt, nachdem er vorher sich beinahe darüber mokiert hat, daß Windthorst ständig von der Unfehlbarkeit, von der Stellung des Zentrums zu Kirche und Papsttum gesprochen hatte: das beweist doch, was wir auch sonst wissen, wie sehr diese Probleme, die kaum ohne religiösen Untergrund waren, den Menschen Windthorst damals bewegt haben.

Merkwürdig, wie sehr das Problem des Religiösen bei hervorragenden Katholiken gewisse Kreise interessiert. Daß ein hervorragender Gelehrter, ein großer Staatsmann katholischer Konfession nicht gläubig sein könne, ist ein weit verbreitetes Dogma, an dem man nur schwer rütteln kann. Daß es auch katholische Kreise gibt, die einem solchen Manne mit ‚gesundem‘ Mißtrauen begegnen, brauche ich nicht hervorzuheben. Man belauscht gern Stimmungen, zerfasert Äußerungen und zieht aus Hingeworfenem mit Vorliebe Schlüsse, die auf Absolutheit hinweisen. Mancher hat's an sich selbst erfahren; der eine wird vorsichtig, der andere schweigt, der Vernünftige zieht aus solchen Vorkommnissen den interessanten Schluß, wie höchst individuell und eigenartig das religiöse Moment bei jedem Menschen sein muß, wie schwer man sich bei der Ver-

schiedenheit der Grundprinzipien selbst beim besten Willen auf diesem Gebiete versteht. Da schreibt jüngst ein Anfänger in einer sonst respektablen Dissertation über P. Reichensperger, er habe ‚von religiösen Bedürfnissen keine Ahnung gehabt‘. (Schnabel, Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848, S. 55.) Fast wörtlich mit Eckardts Äußerung über Windthorst übereinstimmend! Freilich, P. Reichensperger war auch Jurist.

Eine Widerlegung, so daß sie überzeugt, ist schwer. Windthorst ist tot; aber auch bei Lebzeiten würde er auf solche Angriffe wohl nur ein Lächeln gehabt haben. Worum sich streiten, wo man sich nicht versteht. Möglicherweise üben die nachstehenden Belege doch eine gewisse Wirkung aus. Das Urteil eines Windthorst nahestehenden verstorbenen Parlamentariers gebe ich nur wegen seiner offenherzigen Ausdrucksweise: ‚Windthorst war nach meiner Überzeugung ein durchaus überzeugter, korrekter Katholik, dem das Recht über alles ging. Obschon persönlich nicht für die Jesuiten eingenommen, war er doch bei Einbringung des Jesuitengesetzes deren entschiedenster Verteidiger. Er sagte mir damals: „Sachlich ist die Ausweisung der Jesuiten nicht von Bedeutung; die katholische Kirche hat 1500 Jahre ohne sie bestanden und wird auch ferner ohne sie bestehen. Aber da ein offenbares Unrecht vorliegt, so müssen wir entschieden für sie eintreten.“‘

Für die hannoversche Zeit darf ich das mir übersandte Zeugnis eines ehemaligen protestantischen hohen Beamten anführen, der als Landsmann Windthorst seit den vierziger Jahren genau kannte und sein politischer Gegner war. Er betont, daß Windthorst ursprünglich (d. h. in sehr jungen Jahren) den Anschauungen des damaligen Liberalismus — ähnlich wie die Reichensperger — unzweifelhaft gehuldigt und seiner Teilnahme am Hambacher Fest oft gedacht habe, um zu zeigen, wie junge Leute meist vom Liberalismus ausgingen; daß er aber schon bald darauf sich mehr der Regierung zugewandt und in der hannoverschen Kammer seit Ende der 40iger Jahre niemals zur liberalen Gruppe gehört habe. Von Anfang an habe er das Märzministerium in seinen schwierigen Verhältnissen kräftig unterstützt. Die Mitteilung schließt: ‚Wer Windthorst vorwirft, daß er in seinem politischen Leben in Hannover Schwenkungen oder Schwankungen gemacht habe, tut ihm unrecht. Die Grundstimmung war bei ihm immer durch die katholischen Interessen geboten. Als hannoverscher Politiker konnte er es nicht so stark betonen als in Preußen, weil dort keine Partei zu schaffen war; wenngleich er seinen Einfluß im katholischen Sinne für die Regierung wohl zu verwerten wußte. Er suchte mit ihr deshalb auch, so lange es ging, Fühlung zu behalten.‘

Damit stimmen nun eine Anzahl Aktenstücke aus der Abteilung ‚Katholisches Konsistorium‘ (Des. 113B. Räthe) des Hannoverschen Staatsarchivs völlig überein. Ich gebe den Hauptinhalt von einigen, die zudem Licht auf einige unbekannte Verhältnisse aus Windthorsts jüngeren Jahren werfen, wieder. Es handelt sich um die Besetzung der Stelle eines katholischen weltlichen Konsistorialrates in Osnabrück im Jahre 1841. Damals berichtete der Landdrost Graf Wedel an den Justiz- und Unterrichtsminister Freiherrn v. Stralenheim, daß die Geschäfte der Stelle zu bedeutend seien, als daß sie nebenbei z. B. von

Regierungsrat Vezin wahrgenommen werden könnten; er kenne aber nur zwei katholische Juristen, die bei der Wiederbesetzung in Betracht kämen, darunter den Advokaten Windthorst. Er gibt dann einen kurzen Lebenslauf des Einunddreißigjährigen, hebt hervor, daß er 1830 unter seinem Vorsitze das Maturitätsexamen gemacht, nachdem er unter Anleitung seines Verwandten, des Weihbischofs Lüpke, sorgfältig auf dem Carolino gebildet worden; beim Examen legte er sehr gründliche Kenntnisse an den Tag, so daß er ein Zeugnis Nr. 1 erhielt. ‚Mit dem Ernste, der einen Grundzug seines Charakters ausmacht, mit dem Eifer und der Lust, mit denen er auf der Schule den Wissenschaften oblag, trieb er auch seine Studien auf der Universität,' bildete sich dann zur Praxis aus ‚und hat seitdem eine sehr ausgedehnte Praxis, wohl die bedeutendste unter allen hiesigen Advokaten gewonnen, weil er schnell die verworrenen Vorträge der Klienten faßt, ihnen prompt Rat erteilt, fleißig, geschickt und ordentlich in seinem Geschäfte ist und nicht wie die meisten hiesigen Advokaten in Caféhäusern und Klubs seine Zeit vergeudet'.

Weiter heißt es wörtlich: ‚Seine politischen Gesinnungen hat er nicht wie ..... in sich verschlossen. Er hat sie laut ohne Furcht und Hehl bei jeder paßlichen Gelegenheit in dem loyalen Sinne ausgesprochen, in welchem sich sein Vorbild, der ältere Konsistorialrat Vezin, auszusprechen gewohnt war, und hat dadurch sehr viel Gutes gestiftet. Selbst seine politischen Gegner lassen ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß seine politische Gesinnung aufrichtig und die Äußerung derselben von keiner Nebenabsicht eingegeben sei. Auch hat er wohl nie denken können, dadurch etwas gewinnen zu wollen; wohl aber hat er sich dadurch zahlreiche Gegner erworben. Er besitzt wegen seiner Gesinnung mein volles Vertrauen und hat mir auch schon mehr Dienste geleistet.

Seinen ehemaligen Lehrern am Carolino ist er noch immer treu ergeben, und die jüngeren bilden vorzüglich seinen Umgang. Er ist ein eifriger Katholik, und daher, nicht weniger aber auch seines offenen, kräftigen Charakters wegen, genießt er das Zutrauen der katholischen Geistlichkeit in einem hohen Grade, ein Umstand, der gewiß und zumal bei der etwas unklaren und schwierigen Stellung des Konsistorii zum Generalvikariat und zur Geistlichkeit von erheblicher Wichtigkeit ist.'

Graf Wedel hält Windthorst ‚für den tüchtigsten und qualifiziertesten von den beiden genannten Rechtsgelehrten'. Der eine werde sein Amt so verwalten, daß ihn kein begründeter Tadel treffe, der kräftige und tätige Windthorst werde ‚ein reges Leben in das Geschäft bringen und es so treiben, daß er Lob und Auszeichnung verdienen wird'. Das Einzige, was sich gegen ihn sagen ließe, sei seine Jugend. Aber bei seiner ‚durchaus nüchternen, geregelten Lebensart', da er ‚ernst und gemütsruhig in seinem Wesen' sei, brauche man eine ‚Präzipitanz oder ein Abweichen von Ordnung und Sitte bei ihm nicht zu besorgen'.

Diesem Schreiben vom 15. November folgt ein Nachtrag sechs Tage später, wonach sich in der letzten Zeit ‚katholische Geistliche, jüngere sowohl als ältere, teils mündlich, teils schriftlich bei ihm dafür verwandt haben, daß der Advokat Windthorst und kein anderer Konsistorialrat werde.' Von seiten der Oppo-

sition — ich meine die politische — wird gewiß gegen Windthorst gearbeitet werden. Man wird namentlich nicht verfehlen anzuführen, daß hauptsächlich der Einfluß des mit ihm verwandten Weihbischofs die Geistlichkeit bewogen habe, für ihn einzutreten'. Der Landdrost ist anderer Meinung; auf ihn selbst hat das nicht gewirkt und er glaubt, daß auch die Geistlichkeit aus Überzeugung für ihn eintrete. Vor allem betonte er die große juristische Begabung des Advokaten, der in Celle eine relatio pro statu ausgearbeitet habe, ‚wie sie nur beim Examen eines Justizrats gewünscht werden kann'. Darum beantragte er, ihn von der Ablegung einer zweiten Prüfung zu dispensieren und ihn nach Ableistung des Richtereides mit der einstweiligen Wahrnehmung der Geschäfte zu betrauen.

Zur selben Zeit wandte sich der Weihbischof an den Minister. Er verkannte nicht das Bedenkliche seines Schrittes, da er mit Windthorst im dritten Grade verwandt sei; er habe aber nur die Sache im Auge. Sodann folgt eine Darlegung der eigenartigen Verhältnisse des katholischen Konsistoriums; als katholische Kirchenbehörde entbehre es der Basis, und so bedürfe man gerade für diese Stelle — er erinnert an die Ehesachen — einer taktvollen Persönlichkeit, die in besonderem Maße das Vertrauen des Klerus besitze. ‚Die allgemeine Stimme sowie der allgemeine Wunsch hat sich für den Advokaten Windthorst entschieden, dessen ausgebreitete Praxis ihn mit vielen in Berührung gebracht hat. Der Diözesanklerus schätzt ihn und vertraut ihm mehr wie irgend einem andern.'

Im Dezember schreibt dann Stralenheim an den Kabinettsminister Freiherrn v. Schele über die vollkommen loyale Gesinnung des Kandidaten. Das Ergebnis beider Staatsexamina 1834 und 1836 ‚stellt sich als ein ganz vorzüglich gutes dar. Derselbe ist von dem Oberappellationsgerichte deshalb zur Advokatur ganz besonders empfohlen worden'. So wird denn Windthorst zu Anfang 1842, ohne die sonst zur Erlangung des Richteramtes erforderliche Prüfung abzuleisten, provisorisch zum Konsistorialrat ernannt und am 13. Januar eingeführt. Im Oktober konnte Graf Wedel berichten, daß er maxima cum laude die Geschäfte geführt habe; nunmehr möge die definitive Anstellung und zugleich eine teilweise Entschädigung für den großen Verlust seiner Advokaturpraxis dadurch erfolgen, daß man ihn zum Assessor beim Pupillar-Collegio ernenne. Inzwischen wurde Windthorst ritterschaftlicher Syndikus, aber die endgültige Anstellung als Konsistorialrat verzögerte sich. So drängt denn Graf Wedel: Windthorst habe so das Vertrauen der Geistlichkeit gewonnen, ‚daß sie nur mit Trauer und Schmerz vernehmen würde, wenn ein anderer käme, und den tüchtigen, loyalen und tätigen Mann müßte es tief kränken'. Da der König die Vereinigung mehrerer Staatsämter nicht gern sah, wollte Windthorst gerne auf die Assessorstelle verzichten, wenn er nur soviel Gehalt bekomme, um standesgemäß und sorgenfrei leben zu können. Als solches beantragte der Landdrost 600 Taler.

Noch fünf Jahre später erhielt er nicht mehr. Dabei versah er fast alle Direktorial- und sonstigen Konsistorialgeschäfte. In einer Bittschrift an die Regierung um Gehaltserhöhung weist er auf das Mißverhältnis von Gehalt,

Stelle und Ansprüchen hin; für die Wohnung müsse er 200 Taler, also ein Drittel seines Gehaltes zahlen. Er erhielt eine abschlägige Antwort, dagegen 100 Taler Gratifikation! Am 21. Juli 1848 erneuerte er seine Bitte: als Antwort erfolgte am 25. August seine Ernennung zum Oberappellationsrat in Celle, und damit begann sein rascher Aufstieg zum Ministersessel und zu seiner historischen Laufbahn.

Wer dieses Aktenfaszikel mit seinen nüchternen Angaben aufmerksam durchblättert, der wird in ihm schon auf Charakterzüge des älteren Windthorst stoßen, die ihm nur verbohrte Feindschaft abzusprechen vermag: hohe juristische Begabung, unermüdliche Arbeitslust und Kraft, Zuverlässigkeit in der Ausführung der ihm gestellten Aufgaben, feste politische Anschauungen. Wie im späteren Leben hatte auch der dreißigjährige schon seine politischen, keine persönlichen Feinde, aber auch schon eine ihm unbedingt vertrauende Anhängerschaft. Noch eines wird man zugestehen müssen: Der jüngere Mann galt in einem Alter, in dem man seine religiösen Auffassungen nicht so leicht mehr ändert, als durchaus katholisch gesinnt. Sicherlich sind dem Manne Windthorst religiöse Kämpfe nicht erspart geblieben, an Andeutungen fehlt es ja nicht, aber es wird doch wohl dabei sein Bewenden haben müssen, was F. Rachfahl an einer Stelle sagt, daß ‚kirchlicher — und ich füge hinzu: religiöser — Eifer ihn zu jeder Zeit beseelt hat'.



Hans Sandreuter/Der Eremit



# Die Stunde kommt / Von Franz Herwig

(Fortsetzung.) Die Herzogin hatte den Kopf erhoben und den Sprechenden angesehen. Sie fühlte sich plötzlich in den Zauberkreis alter Empfindungen gezogen und war erstaunt, sich bestimmten Forderungen gegenüberzusehen, die gebieterisch dastanden. Waren denn diese Fragen alle für sie nicht längst erledigt? Was bedeutete für sie das Himmelreich, nach dem sie trachten sollte?

Sie hob eine Hand und sagte ernst:

‚Ihr vergeßt, daß Ihr verlangt, ich soll dem Herzog Carlo helfen.‘

‚O nein,‘ erwiderte Francesco und lächelte, ‚ich vergaß es nicht. Zu der allgemeinen Pflicht, wohlzutun, tritt für Euch noch die besondere, dem Gatten beizustehen.‘

Clara Isabella wurde erregt. Sie stand auf und sagte unwillig und laut:

‚Sprecht mir nie mehr von jenem Menschen!‘

‚Werdet Ihr Gott einst ebenso antworten, wenn er die Seele Carlo Gonzagas von Euch fordert?‘

‚Seine Seele? Was habe ich mit seiner Seele zu schaffen? Habe ich sie verdorben?‘

‚Nein, aber Ihr habt auch nicht versucht, sie zu retten.‘

‚Geht, geht von mir, ich will Euch nicht hören!‘

Francesco breitete die Arme aus, als wolle er sein Herz zeigen, und murmelte schmerzlich:

‚Ach, verzeiht mir, wenn ich Euch erzürnte, aber Gott ist ein strenger Herr!‘

‚Geht!‘ sagte Clara Isabella.

Da verbeugte er sich mit betrübtem Gesicht und ging.

Sofort trat Bulgarini ein, der auf das Fortgehen des Priesters gewartet zu haben schien. Er trat ungestüm und laut näher, und voller Argwohn durch die Zwiste der letzten Wochen, ohne Liebe, nur in dem brutalen Wunsch, in Clara Isabella sein Eigentum zu sehen, rief er:

‚Was suchte jener Mensch bei dir?‘

Er wartete keine Antwort ab, sondern rief noch lauter, indem er aufstampfte:

‚Sprich! Sprich! Was wollte er? Oder hattest du ihn gerufen? Sehntest dich nach Weihrauchdämmer und honigsüßen Worten und glaubst, Gott würde mit den Abfällen deiner Gefühle zufrieden sein? Antworte mir! Verruchtes Zagen und Schwanken! Du bist mein, du gehörst mir! Ruf deine Frauen zusammen, laß die Wagen rüsten! Wir gehen nach Mantua! Ich will es!‘

Er stand, die Fäuste geballt, und bebte.

Clara Isabella sah ihn mit entsetzten Blicken an, und plötzlich brach der Jammer ihrer Seele uferlos aus.

‚Was zerrt ihr alle an mir herum? Welches Recht habt ihr auf mich? Der Herzog will sein Weib, Gott meine Seele und du deine Geliebte! Laßt mich leben, wie ich mag, zugrunde gehen, wie ich mag, ich will nichts von euch! Laßt mir die Abfälle meiner Gefühle, ich will sie vergraben, ich will Erde auf sie häufen, bergehoch; geht von mir alle!‘

‚Und deine Liebe zu mir?‘

Clara Isabella strich sich das Haar aus der Stirn.

‚Meine Liebe, Bulgarini? O meine Liebe, möge Euch die nicht mehr kümmern, wie sie Euch nie gekümmert hat! Wo sind die großen Gefühle, mit denen Ihr prahlet? Wo ist das paradiesische Land, in das Ihr mich führen wolltet? Geht schnell hinweg von mir, daß ich Euch nicht maßlos hasse!‘

Bulgarini machte einen Schritt zur Tür. Die Herzogin wendete sich ab.

Leise und eindringlich sagte er:

‚Ich gehe, Clara Isabella; aber wollen wir in Haß auseinandergehen? Wollen wir nicht gelassen uns die Hand reichen, uns vergeben, damit wir fortan ruhig leben können?‘

‚Nein,‘ fuhr sie herum, ‚ich reich Euch meine Hand nicht, ich vergebe Euch nie, daß Ihr mit beschwörenden Worten mich aus meinem Frieden gerissen habt —‘

Bulgarini lachte bitter heraus.

‚Lacht doch, möget Ihr lachen! Ich war nie so elend als jetzt. Und elend bin ich durch Euch! Höhnt mich nur, indem Ihr sagt, ich solle ruhig leben fortan! O, ruhig! Ich bin durch Schmutz gezogen, — o, zeigt nur Euer verächtliches Lächeln —; gewiß, mein Gemahl hat mich nicht sauber gelassen, aber ich konnte glauben, — daß es Gott so wollen müsse, ich konnte mich mit einer Pflicht trösten, die ich tat, wenn ich sie auch nicht begriff.‘

Ihre Stimme brach; Bulgarini sagte höhnisch:

‚Freilich habe ich mich in dir getäuscht. War ich nicht ein bezauberter Narr, wenn ich glaubte, du würdest die große Liebe, die ihre eigenen Gesetze und Rechte hat, verstehen können? O, du lüsternes, schwaches Weibchen! O, du Spielende! Ja, nicht fragen und selbst antworten, sondern einer blöden und dummen — o wie göttlichen Pflicht genügen und —. Ah, es widert mich an, dieses schwunglose Dahinleben —. Ich werde fortan nur noch Kurtisanen lieben.‘

Er wendete sich um und ging. Seine rufende Stimme hallte durch

den Palast. Hunde begannen zu bellen, Diener zu schelten. Endlich stampften Rosse auf dem Pflaster des Hofes und wieherten. Wie Donner hallte der Galoppschlag vieler Hufe unter der Wölbung des Tores, wurde schwächer und verhallte.

Es dunkelte. Der Föhnwind sauste. Wolken wehten am Himmel, schwärzlich wie Trauerschleier, die verzweifelte Hände zerrissen hatten. Erschöpft und zerbrochen lag Clara Isabella im Lehnstuhl. Sie sah auf den See, der grau war, mit unruhigen Wogen, und murrte.

So war denn alles vorbei. Nun es vorbei war, wunderte es sie, wie wenig diese Erkenntnis schmerzte.

Sie trat auf die Terrasse. Es war totenstill und der Wind sang sein eintöniges bitteres Lied. Die Bäume schüttelten sich. Sie verließ den Garten und schritt langsam mit hängenden Armen in das Dunkel. Auf dem schmalen Marktplatz am See stand eine Gruppe von Männern. Niemand erkannte sie. Im Vorbeigehen hörte sie, wie einer der Männer sagte, indem er den Berg hinauf deutete:

‚Hört! Er schreit wieder nach dem Teufel, daß er ihm beistehe!‘

Und wirklich hörte die einsame Frau gedämpft eine fürchterliche Stimme, die, getragen von den Schwingen des Südwindes, ein ununterbrochenes Geheul in den traurigen Abend hinaussandte.

War jenes Tier, das da heulte, der Herzog? Ihr Gemahl? Sie lauschte einen Augenblick lang. Dann stürzte sich ein wildes Entsetzen auf sie, klammerte sich an sie und jagte sie in den Palast zurück, wo sie in den Armen ihrer herbeieilenden Frauen zusammenbrach.

◆ ◆ ◆

Ihr erstes Empfinden, als sie in der Nacht erwachte, war dies: sehr allein zu sein. Es waren zwei Frauen bei ihr. Dienerinnen gingen ab und zu, aber diese Menschen schienen Schatten zu sein, die sie nichts angingen. Sie stand in grenzenloser Einöde wie ein Kind, das sich verlaufen. Dieses Gefühl blieb mit immer gleicher Macht bei ihr.

Sie entsann sich solcher Nächte voll Angst aus ihrer Jugend, wenn sie in ihrem schmalen Bett erwachte, das in einer Ecke des gewaltigen und hallenden Gemaches stand. Bedeckt von einer schweren und undurchdringlichen Finsternis, hatte sie mit immer steigender Furcht gewartet, daß jemand komme und sie tröste. Aber niemand kam. Vielmehr glaubte sie gefährliche und böse Mächte in ihrer Nähe zu ahnen, die sie umlauerten und sich allmählich näher schoben. Wenn schon ihr Herzschlag stockte und ihre Glieder zu zittern anfingen, hatte sie mit letzter Kraft die Hände über die Brust gefaltet und zu beten begonnen. Und sofort waren freundliche Gedanken zu ihr niedergestiegen, hatten sie beruhigt, und sie war wieder eingeschlafen, den Namen Gottes auf den Lippen.

Clara Isabella dachte mit Rührung an diese Nächte. Sie verglich sich mit dem Kinde von einst, nur daß ihr Alleinsein jetzt geistiger Art war und sie darunter heftiger litt.

Sie hatte keine klaren Gedanken, als sie jetzt die Hände zögernd ineinanderschob; aber nach und nach, während unbeeinflußt von ihrem Willen die alten Gebete leise über ihre Lippen strömten, wurde sie ihres Tuns inne. Sie brach in Tränen aus, wie eine Verstoßene, die sich auf den Heimweg nach dem Vaterhause gemacht hat, plötzlich daran denkt, daß sie nicht zurückkommen darf, und erschreckt stehen bleibt.

Aber konnte sie nicht in jedem Augenblicke an die Pforte klopfen, hinter der Gott war?

Gewiß, aber sie würde keinen Einlaß finden.

Wenn sie wollte, daß sie dereinst zu Christi Füßen sich niederwerfen konnte, dann müßte sie auch den Spuren dieser Füße gefolgt sein. Und was hatte *sie* getan?

Sie erschrak bis in die Wurzeln ihres Wesens! Alles hatte sich gewandelt. Es schien gar nicht mehr in ihr Belieben gestellt zu sein, links oder rechts zu gehen, sondern sie schien nie an der Berechtigung Gottes, von ihr ein frommes Leben zu fordern, gezweifelt zu haben; sie hatte diese heilige Pflicht einfach vernachlässigt, und verlacht, war lockenden Genien gefolgt, die verschwanden, als die Nacht heranbrach, und mußte jetzt den langen Weg zurückgehen, bis zu dem Kreuzweg, an dem die verlassene Pflicht wartend saß. Sie hatte keine Wahl mehr, zu gehen oder zu bleiben, sie *mußte* gehen, um diesem schrecklichen Dunkel zu entrinnen, und sofort mußte sie gehen, schnell, damit das Grauen sie nicht töte.

Sie erhob sich. Die Frauen, in der Meinung, sie sei eingeschlafen, hatten sie verlassen.

Clara Isabella sah sich in ihrem Gemach um, in dem sie Monate der Liebe verbracht hatte, und es erschien ihr fremd. Kein Betpult war da, kein Muttergottesbild, kein Kreuz. Aber bedurfte sie jetzt aller dieser Dinge? Sie sank in die Knie, wo sie stand, und die Augen zu dem Kreuz erhoben, das leuchtend vor ihrem Geiste stand, begann sie ihre Seele in langen und leidenschaftlichen Gebeten zu entlasten. Kein Laut kam über ihre Lippen; aber alle ihre Gedanken und Gefühle klammerten sich an Christus fest, bis nach Stunden endlich eine milde Ruhe über sie sank, wie das Wohlgefühl einer Genesenden, und sie die gefalteten Hände erheben konnte und rufen:

‚Dank! Dank! Dank!‘

Aber plötzlich dachte sie daran, daß diese Reue zu Füßen des Kreuzes sie auch verpflichtete, unter dem Gesetze Gottes zu handeln. Und das erste,

was sie tun müßte, war, zu ihrem Gatten zu gehen, der auf der Höhe des Berges nach dem Tode schrie.

Sie erschrak nur einen Augenblick, dann war sie entschlossen, zu gehen, trotzdem es mitten in der Nacht war.

Schlaftrunkene Frauen liefen auf ihren Ruf zusammen. Sie befahl ihnen, das Haus zu hüten, und hieß einen Diener mit einer Laterne sie begleiten.

Der Schein der geschützten Flamme stieg in der stillen Nacht den steilen Weg aufwärts, beleuchtete Felsen und die zerrissenen Wurzeln des Ölbaums und Clara Isabella folgte diesem Lichte. Ja, sie stieg freudig, mit einer Leichtigkeit wie nie, den Berg hinan. Die große innere Bewegung trug und trieb sie. Der Diener ging ihr zu langsam. Eine große Ruhe erfüllte sie ganz. Ein Frieden, wie sie ihn nie empfunden, war in ihr, und als der Diener mit harten Schlägen an die Pforte des Seraglio klopfte, seufzte sie aus tiefem Herzen auf und sagte nochmals:

‚Dank! Dank! Dank!'

Der Priester Francesco öffnete die Pforte; er sah sie erstaunt an, dann lächelte er.

‚Ich komme zu meinem Gemahl,' sagte Clara Isabella.

Der Priester ergriff ihre Hand, zog sie in das Haus und flüsterte: ‚Gott sei gelobt.'

Der Herzog schlief seit kurzer Zeit. Aber wie Clara Isabella an seinem Lager saß und dieses Totengesicht ansah, dessen Mund in Wut und Trotz zusammengepreßt war, erschrak sie. Alle Beschimpfungen, die dieser Mund einst auf sie gespien hatte, aller Hohn, der über diese bläulichen Lippen geflossen war, alles war vergessen. Sie sah in diesem jämmerlichen Körper nur die gottentfremdete Seele, die verzweifelte Seele, die zerbrochene Seele, und begann Gott anzuflehen, dieser barmherzig zu sein.

Es begann zu tagen, als Carlo erwachte.

Sein Körper war bereits zu schwach, um sich regen zu können. Er öffnete die Augen und sah seine Gemahlin lange und starr an. Es schien ein Zucken über sein Gesicht zu gehen, dann schloß er die Augen wieder und öffnete sie abermals, als habe er nicht richtig gesehen.

Da sprach Clara Isabella:

‚Ich bin bei dir,' und legte ihre Hände in die seinen.

Er zog sie fort und stöhnte dabei.

Endlich sagte er:

‚Was willst du?'

‚O Carlo,' rief die Herzogin, und warf sich an seinem Lager nieder, ‚kannst du mir verzeihen, daß ich dir solange fern war?'

Der Herzog sah sie verständnislos an; dann begann er unruhig zu werden.

‚Willst du mich verhöhnen?‘ murmelte er, ‚geh fort von mir!‘

Und als sie wieder nach seinen Händen faßte und zu weinen begann, schrie er:

‚Hinweg! Hinweg! Fort von mir! Ich fluche dir, ich fluche allen Menschen, die weniger leiden wie ich!“

‚Und Christus?‘ sagte Clara Isabella und stand auf. ‚Vergissest du Christi Leid?‘

Aber sofort bereute sie es, diesen Namen ausgesprochen zu haben. Denn der Herzog begann zu rasen und mit schäumendem Munde Christus zu lästern. Eine Sturzwelle schmutziger Worte verschlang dieses Wort: Christus. Clara Isabella sah den jungen Priester eintreten und fühlte sich aus dem Gemach gezogen. Ihre Glieder waren steif im Entsetzen.

◆ ◆ ◆

In einem Nebenzimmer saß die Herzogin lange Stunden betäubt und gelähmt von dem, was sie an Carlo erlebt. Der Priester Francesco blieb bei ihr, weil er fürchtete, die Verzweiflung würde sie erwürgen. Er liebkoste ihre leidende Seele mit all der Güte, die er in sich hatte, mit all dem Trost, den sein Glaube ihm darbot. Clara Isabella aber war wie besessen von den Gedanken, daß in der Zeit, da sie der Leidenschaft sich hingab, das große Elend über ihren Gemahl hereingebrochen war. Sie fragte nicht, ob es ihr möglich gewesen wäre, ihn davor zu bewahren, sie begriff nur, daß der tödliche Blitzstrahl ihn getroffen, als sie fern von ihm war, im Genießen versunken. Sie vermochte die göttliche Pflicht, die ihr geboten hatte, restlos in ihrem Gemahl und mit ihm zu leben, jetzt nicht mehr erbarmungslos zu nennen. Eine leise und dringliche Stimme sagte ihr, daß sie beide die Bürde des gemeinsam zu tragenden Lebens abgeworfen hatten und in der Meinung, befreit und beschwingt gehen zu können, sich wiederfanden, am Wegesrande zusammengeduckt, schuldbeladen, zerbrochen!

Was blieb ihr zu tun übrig?

Was anderes, als mutig den Kampf mit der zornigen Wut aufzunehmen, die Carlo gegen das Geschick beseelte, das ihn getäuscht? Mit dieser Wut, die eigentlich, fühlte sie, nur Verzweiflung war?

Aber als sie bleich und entschlossen wieder an das Lager Carlos trat, mußte sie ratlos erleben, daß Bitterkeit und Schmerz diesen totgeweihten Menschen ärger durchwühlten wie je und daß ihre Gegenwart wie ein gewaltiger Anreiz zu Lästerung und Fluch wirkte.

Mit heiserer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte, stieß Carlo Worte heraus, die sie kaum verstand, und als sie flehend die Arme erhob

und den Tobenden beschwor, an Gott und die Ewigkeit zu denken, ergriffen ihn Krämpfe, so daß sie zum zweiten Male entfloh.

Sie versank in schmerzliche Grübeleien.

Das Geschick Carlos kam ihr so nahe und bannte sie so mit Schrecken, daß die weite und lebendige Welt für sie versunken zu sein schien. Es war ihr, als wenn sie ihren Gatten in einem geschwollenen erregten Strom treiben sehe, und als wenn sie die Pflicht hätte, sich ihm nachzustürzen, um ihn zu retten oder mit ihm unterzugehen.

Sie beschwor den Priester Francesco, daß er Gott anflehen möge, Carlo die Gnade der Umkehr zu gewähren, ihm das Leben zu gönnen, damit er bereuen könne. Gott möge sie statt seiner hinwegnehmen, selbst zu ewiger Verdammnis. Aber der Priester breitete wortlos und hilflos die Arme aus und hatte nur die Mahnung zum Gebet. So betete denn Clara Isabella. Ihre nicht abbrechenden Gebete woben unermüdlich den dünnen Faden, der den da unten Ringenden an das heilige Licht emporziehen sollte. Sie verzweifelte nicht. Sie schlummerte nachts nur ein, bezwungen vom Körperlichen, schreckte wieder auf mit dem Gedanken, daß diese kurze Stunde Schlaf vielleicht für die Rettung unersetzlich und kostbar gewesen war, und betete inbrünstiger als vorher, bis der Schlaf ihren Willen, der sich verzweifelt wehrte, wieder erdrückte.

Einmal reichte ihr jemand einen Brief, den sie öffnete und las, ohne zu verstehen. Sie betete unbeirrt weiter. Erst nach Stunden, als Dom Francesco sie gebeten hatte, ein wenig Speise zu sich zu nehmen, erblickte sie am Fußboden liegend das gelbliche Stück Papier, hob es auf und las abermals:

‚Edle und geliebte Herrin! Ich habe nur zwei Stunden in Mantua gerastet. Ich habe in Schmerzen Euer gedacht. Vergebt mir alles, aber erlaubt, daß ich Euch fürder liebe! Ich bin im Morgengrauen fortgeritten und habe mittags mein Landhaus in Rovigo erreicht. Von dort schreibe ich Euch. Ach, ich fühle, daß starke Bande uns aneinander gefesselt haben; ich vermag sie nicht zu zerreißen. Erlaubt, ich bitte Euch, daß mein Bote Euch zu mir geleiten darf, oder sagt ihm, daß Ihr in Mantua oder sonstwo mich erwartet. Aber habt Erbarmen mit mir und verstoßt nicht Euren Ercolano, der Euch zärtlicher liebt als je.‘ —

‚Was ist das?‘ dachte Clara Isabella. ‚Welcher Wahnsinnige schreibt mir dies?‘ — Sie mußte angestrengt nachdenken, um eine Empfindung der erst so kurz verflossenen Zeit zu haben. Dann aber ergriff sie eine tiefe und reinigende Scham. Jetzt empfand sie alles, was gewesen war, empfand in einem schrecklichen Augenblick all die schmähliche Lust, die sie in den Armen Ercolanos je geschüttelt, empfand das Ende dieser Lust, jene Stunde, die heimlich und schleichend gekommen war.

Ihre Finger öffneten sich und ließen den Brief fallen, als sei er schmutzig. Dann ging sie langsam und gebeugt hinaus und kniete an der Schwelle vor Carlos Türe nieder. Eine trostlose Traurigkeit erfüllte sie ganz.

Sie vernahm die Stimme ihres Gatten:

‚Knecht Gottes, bist du ganz erfüllt von Christus?'

Dom Francesco antwortete:

‚Ich bin es.'

‚Dann speie ich dich an!'

Clara Isabella schrie auf. Drinnen lachte der Herzog. Es klang wie das Bellen eines alten heiseren Hundes.

Dann wurde die Stimme Francescos laut:

‚Herzog Carlo, du mußt nun gleich sterben.'

Der Herzog sagte höhnisch:

‚Ich weiß es.'

‚Und Christus wird dir entgegentreten, besudelt mit deinen Lästerungen. Du kannst sie noch abwaschen mit deinen Tränen, jetzt noch, aber nicht lange mehr. Ich bitte dich als Bruder, tue es!'

‚Wenn ich nur bald stürbe! Sonst verläßt mich die Kraft. Die Schmerzen zerreißen mich. O, was du Sünde und Laster nennst, hat mir Genießen geschenkt! Der Himmel, den du mir jetzt verweigern willst, war meine Wohnung. Soll ich mein maßloses Glück verleugnen, mich Lasterknecht nennen, mich selbst schlagen? Ach, ich kenne Augenblicke der Lust, in denen ich wünsche zu sterben! Mir war, als wenn ich davonschweben müßte. Meine Seele war beschwingt. — Daß ich jetzt ein wenig leiden muß? — Höre, ist Gott so, wie du sagst, dann muß er mich hassen, da ich ihn stets verachtete. Keiner meiner Gedanken war je bei ihm. Mag er jetzt keinen an mich verschwenden.'

Er verstummte. Dann begann er wieder zu murmeln:

‚Wenn doch der Tod käme! — Der Schmerz macht mich schwach!'

Er knirschte mit den Zähnen. Dom Francesco rief freudig:

‚O, ich segne deine Schmerzen, Herzog Carlo, daß sie deinen Stolz brechen! Gott selbst, ich weiß es, schickt dir diese Schmerzen! O, ich bitte dich! Bete: „Schlackenreiches Erz bin ich, seid Flammen, meine Schmerzen! Gott, gieße dein Leid über mich, in feurigen Strömen, daß meine Seele befreit werde!"'

Auf das Gesicht des Herzogs trat ein wütendes Lächeln. Seine Stimme war kaum vernehmbar, als er sprach:

‚Ich bin in die Hände meines Feindes gefallen. Er hat mich gebunden und foltert mich. Er sieht in mein Gesicht, ob sich die Bitte um Gnade noch nicht in meinen Mienen zeigt. Solange ich Atem habe, sollen meine Worte ihn beschimpfen.'

Verzweifelt erhob sich der Priester. Er sah an dem matten Zucken des Körpers, daß der Tod mit fester Hand an das Herz griff. Nur ein Wort der Reue aus diesem verschlossenen Munde!

Plötzlich trat Clara Isabella ein; die Stille im Gemach hatte sie erschreckt.

‚Stirbt er?' fragte sie leise, und als der Priester bejahend den Kopf neigte, rief sie:

‚Er darf nicht sterben, er darf nicht so hingehen!'

Der Herzog regte sich nicht. Da setzte Dom Francesco sich auf das Lager, nahm den Kopf in seinen linken Arm und streichelte ihn mit der Rechten. Und als er an dem leisen Zucken in seinem Arme spürte, daß der Herzog noch lebte, näherte er den Mund seinem Ohr und fragte eindringlich und bebend:

‚Bruder Carlo, bereust du?'

Seine erregten Sinne ahnten mehr die matten Gefühle der Abwehr, die noch in diesem erlöschenden Körper waren, als daß sie sie fühlten.

‚Betet!' rief er der Herzogin zu, und umfaßte fester den Kopf, den die Muskeln nicht mehr aufrecht hielten. Eine Mutter kann ihr geliebtes Kind, das sterben soll, nicht inniger umarmen, als dieser einfältige Priester den Sünder umarmte. Und unaufhörlich, ohne zu ermüden, fragte und beschwor er ihn:

‚Bruder Carlo, bereust du? — Sprich ein einziges Wort, ich bitte dich!'

‚Gib mir ein Zeichen, ein einziges Zeichen!'

Noch immer lebte der Herzog.

Stundenlang rang der Priester um die Seele dieses Menschen. Unaufhörlich betete Clara Isabella.

Der Abend dämmerte bereits, als plötzlich der Herzog die Augen wieder aufriß.

Clara Isabella erhob sich von den Knien. Jetzt, während die scheidende Seele vielleicht eine Ahnung des zukünftigen Lebens aufnahm, in dieser letzten noch zugemessenen Minute — würde der Name Christi auf die erkaltenden Lippen treten?

Dom Francesco zog den Kopf an seine Brust und fragte abermals:

‚Bruder Carlo, bereust du?'

Der Herzog sah ihn starr an, sein Gesicht veränderte sich nicht. Nur um seinen Mund erschien ein leiser Zug von Hohn. Oder war es Schmerz? Denn er stöhnte leise. Was war es? Jedenfalls machte der Kopf eine schwache Wendung der Wand zu, und die Augen erloschen plötzlich wie zwei Lichter, die man ausbläst.

◆ ◆ ◆

Am Morgen nach einer schlaflos verbrachten Nacht sprach Clara Isabella dem Priester ihren Entschluß aus, den Schleier zu nehmen und ihr Leben dem Gebet für das Seelenheil Carlos zu weihen.

Als der Abend kam, langte Bulgarini in Maderno an, den das Gerücht von dem Tode des Herzogs herbeigezogen hatte. Er betrat den Seraglio nicht. Dagegen schickte er der Herzogin eine Botschaft, die sie beschwor, nicht nach Mantua zu gehen, auch nicht nach Österreich, sondern mit ihm zu kommen nach Rovigo, wo er ein Schloß hatte.

Clara Isabella antwortete ihm nicht. Es erregte seine Wut. Er verbrachte die Nacht in einem schlechten Wirtshaus am Wege nach Toscolano, wo die Schlucht der Papiermühlen sich öffnet. Er hatte nur den einzigen Gedanken, daß das Weib, das ihm gehörte und das er zu lieben meinte, ihn keiner Antwort wert hielt. So geistig und zart sich seine Liebe gegeben hatte, ehe die Herzogin sich ihm schenkte, so roh und eigensinnig wurde sie, als sie sich ihm verweigerte. Beim Weine schwur er sich zu, sie zum Nachgeben zu zwingen. Von der Bahre ihres Gatten fort wollte er sie in seine Arme reißen.

Kaum daß der Morgen mit zögerndem Licht kam, ritt er mit drei Knechten den Berg hinauf und tobte an dem Tore des Seraglio wie ein Besessener.

Es öffnete ihm niemand.

Da lächelte er höhnisch seinen Bravi zu und rief:

‚Schlagt die Türe ein!‘

Sie hoben Felsstücke auf und warfen sie gegen das krachende Holz.

Der junge Priester Francesco bat Clara Isabella, ihm zu folgen. Sie warf einen Mantel über und war bereit. Rasch eilten sie in den Garten des Seraglio, der den Berg sich hinaufzog. Durch eine Pforte in der weißen Mauer erreichten sie das Gebiet der Felsen, erstiegen keuchend die Höhe und eilten auf dem Kamm des Berges weiter. Als es schien, daß hinter ihnen die Verfolger laut wurden, brachen sie seitwärts ins Eichendickicht, stiegen höher und höher, bis das Tal des Chiese vor ihren Blicken lag, und stiegen nach Vobarno hinab, wo sie in Sicherheit waren. —

Nach drei Wochen erhielt Graf Bulgarini in Rovigo ein Schreiben, das so lautete:

‚Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Ich finde keine Ruhe, ehe ich Euch, Graf Bulgarini, um Verzeihung gebeten habe, daß ich es war, die Euch auf den Weg der Sünde gelockt hat. Die ehrwürdige Mutter Clara, meine Äbtissin, hat mir erlaubt, diesen Brief zu schreiben, der das letzte Wort für Euch und die Welt, in der Ihr lebt, sein wird. Stände mir doch göttliche Kraft zu

Gebote! Hätte ich doch die Beredsamkeit Begnadeter, damit ich Euch recht eindringlich bitten könnte, um Euretwillen und meinetwillen, die nach Euch ausgestreckten Arme Christi, des Erbarmers, nicht von Euch zu stoßen. Denn seht doch, daß mich die schwere Schuld drückt, Teilnehmerin Eurer Sünden gewesen zu sein, Euch im Bösen festgehalten und Eure Seele verleitet zu haben! Gebt mir doch, ich bitte Euch, den Frieden zurück, indem Ihr gelobt, fortan in den Geboten Gottes zu leben! Es ist kein Heil außer in Christus. In seinem Dienst allein wird die Seele still. Wascht Euch, ich beschwöre Euch, in seinem erlösenden Blut, daß nicht auch einst Eure Seele von mir gefordert werde! Denn darf ich schon keinen Augenblick im Gebete nachlassen, um die Schuld Herzog Carlos zu mindern, so müßte ich verzweifeln, wenn ich nicht vermöchte, Euch zur Vergebung und zur Reue zu bewegen. Tut doch, um was ich Euch bitte, beim Namen Christi, der für uns alle gestorben ist! Ich knie vor Euch und weine vor Euch, Graf Bulgarini! Verstoßt mich nicht und rettet unsere Seelen!

Schwester Beatrix,
ehemals Clara Isabella, Herzogin von Mantua.'

Ob Bulgarini die Bitte derer, die er einst geliebt, erfüllt hat, weiß niemand zu sagen.

Zwei Zeilen in der Chronik seines Geschlechtes, die auf dem Schlosse von Rovigo aufbewahrt wird, melden, daß er im Jahre 1683 unter den Fahnen Karls von Lothringen in der Schlacht am Kahlenberge von den Säbeln der Türken erschlagen worden sei.

(Fortsetzung folgt.)



# Einheitlicher Ursprung des Menschen?

## Von Johannes Bumüller

Das ist eigentlich keine aktuelle Frage mehr. Der Amerikanismus in der Anthropologie ist eine abgetane Sache, seitdem die Sklavenfrage eine endgültige Lösung gefunden hat und die gleichberechtigte Menschenwürde des Negers nicht mehr geleugnet wird. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete kann von einer Streitfrage kaum die Rede sein. Bär, Kollmann, Virchow, Ranke halten an der Einheitlichkeit des Menschengeschlechtes fest. Für den Entwicklungstheoretiker ist sie fast ein Postulat. Denn wenn nicht einmal für den alle Nuancen von Verbindungsformen aufweisenden Menschen die gemeinsame Abstammung festgehalten werden könnte, wo bliebe dann bei scharf umschriebenen Spezies, bei Gattungen, Familien für die Entwicklungstheorie ein fester Boden übrig? Daher sieht man selten mehr gegen die Einheit des Menschengeschlechtes Sturm laufen. Die Frage entbehrt für die Mehrzahl der populären Darsteller und Polemiker jenes intimen Reizes, der in der Möglichkeit einer Ausbeutung gegen die ‚Dogmatiker' liegt.

Das Problem der Einheit des Menschengeschlechts steht in allerengstem Zusammenhang mit der Rassenfrage. Gibt es menschliche Rassen oder Arten? Wenn Arten, so steht naturwissenschaftlich die Einheit des Menschengeschlechtes nicht so fest, denn es gibt noch Naturwissenschaftler, welche an der Unveränderlichkeit der Arten festhalten; freilich eine verschwindende Minderheit. Viel größer ist die Zahl der entwicklungsfeindlichen Theologen und Philosophen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus selbst bei der Annahme von Menschen*arten* der genetischen Einheit des Menschengeschlechtes nichts im Wege stünde. Diese ist jedoch ganz sicher bei der Klassifizierung der Menschheit in *Rassen*. Was ist Rasse, was Art? An Antworten fehlt es nicht, wohl aber an einer Lösung. Das ist auch sehr natürlich. Handelt es sich doch um relative, konventionelle Begriffe, denen jeder nach seiner subjektiven Auffassung einen engeren oder weiteren Inhalt gibt. Vielfach hat man gemeint, durch die Entwicklungstheorie werden überhaupt beide Begriffe aufgehoben, durch die allgemeine Blutsverwandtschaft verdrängt. Und doch kann auch die Entwicklungstheorie diese Begriffe nicht entbehren. Müssen sie ihr ja die verschiedenen Grade der Blutsverwandtschaft bezeichnen.

Die Art bildet ein — bleibend oder vorübergehend — in sich abgeschlossenes Ganze, das in allen seinen Individuen bestimmte Eigentümlichkeiten festhält und zur Fortpflanzung mit Individuen, die außerhalb dieses Kreises stehen, nicht befähigt ist.

Bei Rassen sind die charakterisierenden Eigentümlichkeiten den gemeinsamen gegenüber viel unbedeutender und unbeständiger, sind vielfach nicht streng auf den einen Rassenkreis beschränkt, sondern kommen vorübergehend auch in anderen vor; Vermischung durch dauernde Fortpflanzung ist möglich.

Dies das allgemeine Schema, das auch so lange stimmt, als nicht nach der Auffassung der Entwicklungstheorie die Rasse sich allmählich selbständig macht und schrittweise den Charakter einer Art annimmt oder die bisher feste Art sich

verflüssigt. Doch die äußeren Grenzen von Rasse und Art haben für unsere Fragen keinen Belang; der zweifellos anerkannte Mittelkern der Begriffe genügt für uns. Kann es doch faktisch keine Frage sein, daß die ganze lebende Menschheit innerhalb des Kreises einer Art Platz findet und daß die Unterabteilungen in ausgesucht charakteristischer Weise typische Rassenbilder darstellen.

Es sind besonders Rankes Untersuchungen, welche uns das Rätsel der menschlichen Rassenbildung mehr oder weniger gelöst haben. Sie haben gezeigt, daß die typischen Rassenmerkmale des Schädels sich mit den individuellen Variationen decken und daß beides, individuelle Variationen und Rassenmerkmale, nur Etappen in der normalen Entwicklung des Schädels darstellen, welch letztere durch verschiedene zunächst embryonale Stufen hindurch einem Endziel nachstrebt. Der menschliche Schädel durchläuft während seiner Entwicklung und seines Wachstums verschiedene Stadien, indem er dem allgemeinen Entwicklungsgesetz des Schädels folgt; aber nicht jeder Schädel und nicht die Schädel jeder Rasse durchlaufen die ganze Entwicklungsreihe, sie bleiben vielmehr während ihrer Entwicklung an einem bestimmten Punkte stehen. Dabei kommen alle Rasseneigentümlichkeiten auch während der individuellen Entwicklung vor, womit sich diese als Resultat der Vererbung individueller Eigentümlichkeiten erweisen. Um das kurz zu illustrieren, wäre auf seiten des Lesers eine Kenntnis der verschiedenen Gehirn- und Gesichtsschädelformen notwendig. Die Bezeichnung der Hauptformen als Lang- und Kurz- oder Rundköpfe dürfen wir als bekannt voraussetzen. Es sind relative Begriffe. Macht die Breite des Schädels nur eine geringe Prozentzahl seiner Länge aus, ist er also verhältnismäßig lang, dann ein Langkopf (Dolichocephal). Ist jene Prozentzahl eine höhere, dann Kurz- vielmehr Breitschädel. Lang- und Kurzschädel — wobei nach dem eben Gesagten der Rundkopf absolut länger sein kann als der Langkopf — wurden vielfach als Rassenmerkmale verwendet. Es gibt in der Tat Völker, welche die eine oder andere Schädelform in ausgesprochener Weise bevorzugen. Andere Gruppen halten den goldenen Mittelweg ein, indem sie in der Hauptsache Schädel von mittlerer Breite besitzen (mesokephal), die dann in geringerer Zahl nach beiden Seiten in die obigen Extreme auslaufen. Aber noch mehr. Ein und dasselbe Volk hält sich im Laufe der Zeiten nicht auf derselben Schädelform. Zur Völkerwanderungszeit besaßen die in Süddeutschland eindringenden Germanen ausgesprochen langköpfige Schädel. Im 10. Jahrhundert hatten sie die Mittelform erreicht. Heutzutage sind fast alle kurzköpfig. Aus alldem sieht man, wie schwach fundiert der Versuch wäre, aus der Längenentwicklung des Schädels Grenzen für eine Art — nein, davon ist überhaupt keine Rede — auch nur für eine Rasse schöpfen zu wollen. Bei letzterer gibt es zwar eine Bevorzugung einer Form, aber es gibt kein ausschließliches Dominieren einer Form. Dagegen gibt es eine ununterbrochene Kette von Längenvariationen des Schädels, sowohl bei den Individuen eines Volkes oder einer Rasse als auch bei den Individuen der ganzen Menschheit, so daß der ununterbrochene Zusammenhang eben die Arteinheit beweist. Und diese Artvariationen lassen sich auf die individuelle Entwicklung des Menschenschädels — fast ab ovo ad mortem — zurückführen. Der Schädel des Neugeborenen zieht die Kurzköpfigkeit vor;

später wird aus ihm lieber ein Langkopf. Zugleich neigt der Schädel des ersteren zur Höhenentwicklung (hypsikephal), der des Erwachsenen zur Plattköpfigkeit (chamäkephal). Besonders ist es das Wachstum der Schädelbasis in die Länge und Breite, welches während der individuellen Entwicklung formenverändernd auf den Schädel einwirkt und je nach dem Grade dieses Wachstums Variationen hervorruft, die wir auch als Rassenmerkmale wieder treffen.

Die Schädelbasis besitzt zunächst nach beiden Dimensionen hin eine geringe Ausdehnung, weshalb der anfangs überhaupt sehr große Gehirnschädel gerundet und blasenförmig auf dieser Basis aufsteht. Je mehr nun die Basis in die Breite wächst, desto stärker werden die Seitenwände des Schädels nach außen gedrängt. An Stelle der seitlichen, bauchigen Wölbung oder Rundung entstehen allmählich stark aufsteigende, mehr oder weniger senkrechte Seitenwände, welche durch die Scheitelwölbung oben dachförmig verbunden werden. So entsteht aus dem jugendlichen Schädelquerschnitt von gerundeter, bombenförmiger Gestalt schließlich eine fünfeckige Form (sog. Hausform) mit horizontaler Basis (Schädelbasis), zwei darauf stehenden, der vertikalen Richtung genäherten Schenkeln (Seitenwänden) und zwei bald mehr rundlich, bald in scharfem Winkel zusammenstoßenden oberen Deckseiten. Zwischen beiden Extremen liegt eine Menge Übergangsformen, die sich alle als Variationen resp. Entwicklungsstufen im gewöhnlichen Entwicklungsgang des Einzelschädels erweisen. Auf einzelnen dieser individuellen Stufen bleiben aber ganze Völker und Rassen mit Vorliebe stehen, ein Beweis, wie die Rasseneigentümlichkeiten auf individuelle Variationen ein und derselben Grundform zurückgehen, daß also die Vielheit der Rassen und Formen in eine spezifische Quelleinheit zurückläuft.

So bevorzugen die europäischen Völker die runde, also mehr kindliche Form; sie bleiben in der Entwicklung relativ frühzeitig stehen, während sogenannte wilde Völker wie die Australier die ganze Entwicklung durchmachen und vielfach an der typischen Hausform ankommen.

Ebenso erleidet die Stirnpartie durch das Längenwachstum der Schädelbasis eine Veränderung. Während der jugendlichen Kleinheit der Basis hängt die Stirn oben sogar nach vorne über, weil in dieser Zeit der Gehirnschädel auch nach der Längsrichtung blasenförmig aufgetrieben ist. Mit zunehmendem Wachstum der Schädelbasis wird aber die Stirnwurzel immer mehr nach vorn geschoben, die anfänglich überhängende Stirn wird zunächst vertikal, endlich tritt sie mehr oder weniger nach hinten zurück, sie wird fliehend, was durch Zunahme der Stirnhöhlen im Alter noch gesteigert wird. Unsere europäischen Völker bleiben hier wieder mit Vorliebe auf der jugendlichen Entwicklungsstufe einer steilen Stirnbildung stehen.

Der Schläfenmuskel, der an beiden Seitenwänden des Schädels ansetzt, steigt im Laufe der individuellen Entwicklung mit seiner bogenförmigen Ansatzstelle immer höher am Schädel hinauf und verengert zugleich den letzteren in der Schläfengegend, so daß schließlich die Andeutung einer Abschnürung der Augenhöhlen und damit der ganzen Gesichtspartie vom Hirnschädel entsteht, freilich lange nicht in dem Maße, wie dies bei den Affen der Fall ist. Außerdem wird durch den immer mächtiger sich entwickelnden Schläfenmuskel der anfangs

nach hinten gewandte äußere Rand der Augenhöhle nach vorn geschoben und zugleich der Jochbeinkörper, ja der ganze Jochbogen nach vorn gedrückt. Wo dies der Fall ist, da entstehen bei Individuen oder bei ganzen Rassen die breiten Gesichter mit vorspringenden Jochbogen (sog. Backenknochen, vgl. den mongolischen Typus), während andere Individuen und Rassen bei dem jugendlichen schmaleren Obergesicht verbleiben.

Eine besondere Eigentümlichkeit bei den verschiedenen Schädeltypen ist die Prognathie oder Orthognathie der Kiefer. Beim Tiere springt der Oberkiefer lang und schnauzenartig vor; das Gehirn liegt mehr hinter als ober der Schnauze; der Kiefer ist also extrem vorspringend oder prognath. Beim Menschen ist der Oberkiefer nicht so vorgezogen, das Gehirn liegt über ihm, er fällt meistens steil, fast senkrecht ab, ist orthognath. Doch kommt auch beim menschlichen Schädel ein geringeres Vorspringen des Gesichtes, die menschliche Prognathie, vor, welche die menschliche Mundspalte vorschiebt und so etwas, wenn auch in geringem Grade, an die tierische Schnauze erinnern läßt. Aus ethnologischen Werken und Reisebeschreibungen sind ja solche Typen bekannt. Auch diese Bevorzugung der Schiefzähnigkeit, wie man die Prognathie auch nennt, ist wieder mit individuellen Entwicklungsstadien identisch. Zu einer bestimmten Zeit des Fruchtlebens ist jeder Schädel prognath, und zwar ist die Prognathie der normale Anfangspunkt der Entwicklung. Daraus entwickelt sich erst eine manchmal extreme Orthognathie, die dann mit der Entwicklung des Gebisses wieder der Prognathie zustrebt. Letztere wird noch durch eine starke typisch menschliche Abknickung der Schädelbasis infolge starker Gehirnentwicklung, verbunden mit kräftiger Kieferbildung, gesteigert. Mit der Prognathie verkürzt sich beim Individuum wie bei der Rasse die Nase, die sich zugleich verbreitert, die Augenhöhlen werden niedriger 2c., Eigentümlichkeiten, die bei den sog. niederen Rassen besonders typisch auftreten.

Die Rasseneigentümlichkeiten des Schädels bauen also einfach auf Variationen oder richtiger auf Stufen aus der normalen Entwicklung des Schädels auf, welche weder von allen Individuen noch von allen Rassen vollständig durchlaufen wird. Ich möchte dabei die einzelnen Schädelbilder lieber als Entwicklungsstufen oder als Entwicklungsstillstände denn als Variationen bezeichnen. Die individuellen Stufen müssen aber vererbungsfähig sein, und so müssen an der Wiege der Menschheit die ‚individuellen Variationen' Rankes durch Vererbung zu Speziesvariationen, d. h. zu Rassentypen geworden sein. Auf diesen Überlegungen beruht in erster Linie die naturwissenschaftliche Überzeugung von der Arteinheit des Menschen.

Noch gibt es andere Eigentümlichkeiten, die sich am Individuum selbst nicht oder weniger ändern, die aber auch eine Kette von Übergängen und Zusammenhängen darstellen. Zunächst die Form der Haare. Wollhaarige, deren Haar zu mehr oder minder starker Kräuselung geneigt ist, und Schlichthaarige, die einen mehr geraden und langen Verlauf der einzelnen Haare vorziehen. Sicherlich wird da die eine, dort die andere Form bevorzugt. Aber es fehlt nicht an allen Stufen verbindender Variationen. Ähnlich steht die Sache mit den büschelhaarigen Völkern, bei denen die Haare im Gegensatz zu anderen Völkern in

büschelartigen Gruppen vereinigt sind. Allein diese Wachstumsart kommt beim Europäer geradesogut vor, nur daß sie hier nicht so sehr in die Augen fällt.

Auch mit der Hautfarbe, welche bei oberflächlichem Hinsehen trennende Schranken zwischen den Rassen aufzurichten scheint, ist bei näherem Zusehen nicht viel anzufangen. Alle Nuancen und Übergänge sind vorhanden, bei allen Rassen hat die Haut denselben anatomischen Bau, und bei allen ist sie Träger eines Farbstoffes. Er tritt nur hier kräftiger, dort schwächer hervor; nicht nur bei den Rassen, auch beim Individuum. So befindet sich beim Europäer in der Haut des Warzenhofes mehr Farbstoff, während beim Neger die Innenseite der Hände heller ist. Alle Völker sind farbig; nur der Grund des stärkeren oder schwächeren Auftretens des Pigmentes ist noch nicht bekannt.

Selbst ganz besondere Rassenspezialitäten wie das Mongolenauge haben bei näherer Beobachtung ihre wunderbare Ausnahmestellung verloren. Das Mongolenauge scheint schief gestellt zu sein, was durch eine Hautfalte am oberen Lid vorgetäuscht wird. Diese ‚Mongolenfalte' findet sich aber nach Ranke fast bei allen europäischen Kindern und verschwindet auch nicht bei allen Erwachsenen vollständig. Überall eben Wellenbewegungen, Oszillationen desselben allgemeinen Typus. Zum Überfluß sei noch beigefügt, daß die physiologische Einheit des Menschengeschlechtes, die sich auf die Lebenstätigkeiten der Organe bezieht, eine vollständige ist, wie schon längst bekannt.

Die lebenden Rassen sind demnach unzweifelhaft aus einer Mutterlauge entstanden. Ob auch die vorgeschichtlichen? In der Tat hat der Straßburger Anatom Schwalbe eine eigene eiszeitliche Menschenart aufstellen wollen. Der ‚Neandertalmensch' hat einen niedrigen aber breiten Schädel, schirmartig vorgezogene Augenbrauenbogen, die sehr scharf von der Stirn abgesetzt sind, eine Abweichung am Unterkiefer rc. Hier wäre ergiebige Gelegenheit für einen Wortstreit über Rasse und Art. Doch wir können uns denselben ersparen. Wäre dieser Homo primigenius wirklich eine eigene Art, so würde sich diese von der Spezies des Homo recens jedenfalls so wenig unterscheiden, daß der ganze Unterschied für einen Entwicklungstheoretiker wie Schwalbe hinsichtlich der einheitlichen Entstehung gar keine Bedeutung hätte. Es ist aber faktisch nicht einmal ein Bedürfnis da, eine neue Spezies des Menschen zu gründen. Allerdings hat der Neandertaler den bisher bekannten anatomischen Formenkreis des Menschen etwas erweitert, dabei ist er aber doch trotz gewisser Variationen in seiner Totalität so ausgesprochen und unzweifelhaft Mensch, daß er sicherlich nicht auf mehr als auf eine eigene Rassenbezeichnung Anspruch erheben kann. Dies um so weniger, als einzelne seiner Rasseneigentümlichkeiten bei jugendlichen Schädeln noch gar nicht oder nicht so stark ausgedrückt sind, was deutlich darauf hinweist, daß er nur eine Rassenabzweigung vom primären, allgemeinen Typus darstellt. Übrigens hat Schwalbe nunmehr selbst zugegeben, daß die vermeintlich spezifische Eigentümlichkeit des Neandertaler, der Augenbrauenwulst, auch bei Australiern vorkomme; damit hat er seine Arttheorie selbst umgestoßen.

Diese Betrachtungen erhellen aber nur einen Punkt der Art und Weise, wie die Rassen entstanden sind, indem sie die wesentlichsten Teile der Rassen-

Hans Sandreuter/Griechische Idylle



eigentümlichkeiten als Momente aus der individuellen Entwicklung aufzeigen und auf die Vererblichkeit individueller Entwicklungsetappen hinweisen. Die ‚höheren' Rassenmerkmale erweisen sich dabei als mehr infantil, einem jugendlichen Stadium entsprechend (vgl. hiezu auch die helle Färbung des neugeborenen Negers), während die sogenannten niederen Merkmale dem Endziel der typisch menschlichen Entwicklung entsprechen und so gewissermaßen einen senilen Charakter tragen. Dabei mag die Vererbung durch das weibliche Geschlecht eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Das weibliche Geschlecht bewahrt bekanntlich in vielen anatomischen Eigentümlichkeiten den kindlichen Charakter in weit höherem Maße als der Mann, und die Mutter kann diesen Charakter in mehr oder weniger starkem Grade auch auf ihre männlichen Nachkommen vererben. Wie weit hier das weibliche Geschlecht einen tatsächlichen Einfluß übt, kann nur durch vergleichende anatomische Betrachtung der verschiedensten Rassen-Frauenschädel eruiert werden. Dazu fehlt es aber bis jetzt an Arbeiten wie an Material. Ist nicht einmal die Art der Vererbung sicher, so noch weniger der Grund für das Stehenbleiben auf einer bestimmten Entwicklungsstufe, welche dann durch jene Vererbung an die Deszendenten weitergegeben wird. Daß die Anpassung an klimatische Verhältnisse das Ausschlaggebende ist, wäre theoretisch sehr naheliegend, doch sind wir noch weit entfernt, hiefür stichhaltige und ausreichende Belege beibringen zu können. Vielleicht liegt wie im Individuum so auch in dem ganzen Menschen ein Zug zu einer bestimmten Entwicklung, ein generelles Entwicklungsgesetz, das ebenso wie das individuelle zu einer Endentwicklung hindrängt, unterwegs aber viele Stillstände hinterläßt: dem Paläontologen sind solche Homologien zwischen Individuen und Genera resp. Familien ja bekannt. Ebenso unsicher ist es, wann die jetzigen Rassen entstanden sind. Bekannt ist, daß wir schon auf ägyptischen Bildwerken verschiedene moderne Rassen unterscheiden können. In geschichtlicher Zeit dürfen wir somit kaum mehr nach Rassenherden suchen, wenn auch noch manche Rassenzweige entstanden sein mögen. Über die Rassen der Vorzeit besitzen wir noch keine ausreichenden Kenntnisse. Sicher ist aber, daß es in der Eiszeit bereits verschiedene Rassen gegeben hat.

Jedenfalls weist alles darauf hin, daß sich die Rassen schon sehr frühe, in der ersten Jugendzeit der Menschheit, ausgebildet haben und daß der älteste Mensch entsprechend seiner Jugendlichkeit noch ein viel plastischeres Gefüge besaß als der rezente. Aus dieser Annahme ergibt sich als weiterer wahrscheinlicher Schluß, daß der älteste Mensch voraussichtlich mehr jugendliche Merkmale besaß, also wenigstens in manchen Stücken den ‚höheren' Rassen näher stand als den ‚niederen'. Zu diesem Resultat kommt auch Hofrat Hagen in seinem prächtigen Illustrationswerke über ‚Kopf- und Gesichtstypen ostasiatischer und melanesischer Völker' (Stuttgart, Lehmann 1906). Er konstruiert sich aus den Mischformen einen Urtypus, den er bei seiner weiten Verbreitung als Urtypus der Menschheit zu nehmen geneigt ist.

Die vom Paläontologen resp. dem Prähistoriker noch nicht durchforschte Welt ist noch gar groß. Möge einmal ein glücklicher Zufall durch zahlreichere Funde die jetzigen theoretischen Probleme über den Ausgangspunkt der Menschenrassen bestätigen oder korrigieren!

# Kleine Bausteine

## Das Klavier als Hausinstrument

### Von Eugen Schmitz

Man pflegt dem modernen Musikbetrieb den Vorwurf zu machen, daß er, obwohl reich entwickelt, sich doch allzu einseitig zeige in der Beschränkung auf Theater- und Konzertsaal, und daß ihm die enge Fühlung mit dem täglichen Leben, die die Tonkunst früherer Zeiten in so reichlichem Maße aufzuweisen hatte, verloren gegangen sei. Namentlich beklagt man das Fehlen einer modernen Hausmusik, und tatsächlich ist das ein Punkt, in dem sich unsere Zeit in nicht günstiger Weise von der Vergangenheit unterscheidet. Nicht als ob es bei uns am häuslichen Musizieren überhaupt fehlte — aber die Art seiner Pflege mit der einseitigen Bevorzugung des Klavierspiels ist eine keineswegs in jeder Beziehung glückliche Kulturerrungenschaft. Zwei Drittel unserer Dilettantenwelt sind Pianisten mit mehr oder minder fortgeschrittener Ausbildung, aber mit ihrem Pianistentum ist leider auch meistens ihr Musikertum zu Ende. Irgend etwas weiteres als einige Orientierung im Gebiete des Tastenreichs haben sie nicht erstrebt und scheint ihnen auch nicht erstrebenswert. Die Alleinbeschränkung auf das Klavierspiel ist aber zur Pflege und Weckung wirklichen ‚Musiksinnes' etwas wenig Geeignetes, und so kommt es, daß unter der Zahl der Musiktreibenden sich nur verhältnismäßig wenige finden, die auf das ehrende Epitheton ‚musikalisch' wirklich Anspruch machen können.

Die Vorherrschaft des Klaviers in der Pflege der Hausmusik beruht auf jahrhundertelanger historischer Tradition. In früherer Zeit, bis zum 16. und 17. Jahrhundert, hatte es einen Vorläufer in der Laute, die damals das Hausinstrument κατ' ἐξοχήν war. Allein bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts beginnt Hand in Hand mit der reich emporblühenden Klavierkomposition eine rege Pflege der Tasteninstrumente in der Hausmusik. Der Vortritt gebührt hier England, wo wir im Zeitalter der Königin Elisabeth die Komponistenschule der ‚Virginalisten' (d. h. der für das ‚Virginal', das ‚Instrument der jungen Damen', wie man die dort gebräuchliche Klavierart charakteristischerweise nannte, Schaffenden) sich entwickeln sehen, der mit die ersten künstlerisch wirklich reifen, teilweise entzückenden Klavierminiaturen zu danken sind. Wenig später entwickelte sich auch in Frankreich aus der einheimischen älteren Lautenkomponistenschule eine Generation hervorragender Klaviermeister, aus der besonders die Familie der Couperins als Vertreter delikater pianistischer Rokokokunst hervorragt. In Deutschland und Italien hatte die Entwicklung im 17. Jahrhundert bereits Großmeister der Klavierkomposition, wie Froberger und Pasquini, gezeitigt; letzteres stellte zu Beginn des 18. Jahrhunderts auch den Mann, der eigentlich als der erste ‚Klaviervirtuos' im modernen Sinne gelten kann: Domenico Scarlatti, dessen Werke noch heute in der klavierspielenden Welt bekannt sind. Und mit ihm ist bereits das Zeitalter

der Titanen Bach und Händel erreicht, das die Errungenschaften einer großen Vergangenheit zusammenfassend krönte. Bachs Sohn, Philipp Emanuel, führte aber zugleich das Morgenrot einer neuen Zeit, der Epoche der klassischen Kunst, herauf. Und diese brachte nun einen bedeutsamen Umschwung in der Pflege der Klaviermusik. Bisher hatten die Komponisten in erster Linie für die musikalischen Bedürfnisse des Hauses geschaffen; mit der immer steigenden Bereicherung der Technik und dem Aufblühen eines ausgedehnten, ausübenden Virtuosentums ändert sich das: nun entsteht eine Literatur, die in erster Linie für den Berufspianisten und für den Konzertsaal berechnet ist. Natürlich geht diese Entwicklung nicht plötzlich vor sich: noch die Klavierwerke Haydns und Mozarts sind zum überwiegenden Teil als Hausmusik für Dilettanten gedacht. Die definitive Wendung brachte hier erst Beethoven, dessen zu immer gewaltigerer Höhe sich emporschwingende pianistische Tondichtungen geistig wie technisch dem Dilettantentum entrückt waren. Wenngleich im Heer der Wiener Nachklassiker die pianistische Dilettantenmusik noch Pflege fand, so war doch mit Beethovens Schaffen endgültig der Weg zum Konzertsaal, zum Reich des berufsmäßigen Virtuosen gewiesen, das alsbald mit Franz Liszt und seiner Schule Herrscher von früher ungeahntem Glanz erhielt. Damit war nun die häusliche Klavierpflege in ganz andere Bahnen gelenkt: ursprünglich der einzige geistige Absatzmarkt des Klavierkomponisten, sah sie sich nun die pianistischen Originalwerke mehr und mehr entrückt; das brachte für sie aber keine quantitative Verminderung, denn jetzt erlangten die Arrangements eine vorher ungeahnte Bedeutung: es beginnt die Ära des Klavierauszuges, das Wort in seinem weitesten Sinne genommen. In ihr liegt heutzutage der musikkulturelle Schwerpunkt des häuslichen Klavierspiels.

Unter ‚Klavierauszug' versteht man bekanntlich eine Bearbeitung eines größeren, vielstimmigen Werkes, so daß es, wenigstens seinen wichtigsten Grundlinien nach, auf dem Tasteninstrument wiedergegeben werden kann. Liszt vergleicht den Klavierauszug einmal sehr gut mit einem ein Gemälde reproduzierenden Stahlstich. Auch der Klavierauszug hat seine jahrhundertelange Geschichte. Seine Ahnen sind die Lautenarrangements des 15. und 16. Jahrhunderts, von denen erst kürzlich an dieser Stelle die Rede war (vgl. ‚Hochland', VII. Jahrg., Heft 10, S. 510 f.); später hat namentlich die Geschichte der Oper der Entwicklung des Klavierauszuges Vorschub geleistet. Doch noch zu Anfang der Klassikerzeit sehen wir die Klavierauszüge in einer technisch ziemlich unvollkommenen Gestaltung, namentlich hinsichtlich der sehr dürftigen klanglichen Anlage. Erst das neunzehnte Jahrhundert hat der Idee eine glänzende Vollendung gebracht, ausgehend von dem einzig richtigen Grundsatz, daß der Klavierauszug nicht in erster Linie pianistisch dankbar und bequem arrangiert sein soll, sondern, daß er vor allem ein möglichst klares Abbild des Originals geben soll, mit vollgriffiger Berücksichtigung der Stimmführung, Bezeichnung der Instrumentation usw. Die eminente musikkulturelle Bedeutung eines solchen guten Klavierauszuges, speziell auch bei modernen Werken, ist klar. Bei den hohen Anforderungen, die gerade die moderne Musik an das Auffassungsvermögen

stellt, ist einige Vorbereitung und nachträgliche Vertiefung der Wirkung fast unerläßlich zur Erzielung wirklichen Verständnisses. Und dazu bietet das Studium des Klavierauszuges das beste Mittel. — In der Technik der Klavierauszüge, namentlich sofern es sich um Instrumentalwerke handelt, hat neuerdings das vierhändige Arrangement besondere Bedeutung erlangt. Zwar bei Werken mit Gesang, Opern, Oratorien u. dgl. wird stets der zweihändige Klavierauszug mit Text das beste Orientierungsmittel sein; bei Instrumentalwerken erschließt aber die Technik des Vierhändigspielens mehr Möglichkeiten zur Nachzeichnung des orchestralen Klangbildes und ist darum vorzuziehen. Auch das vierhändige Klavierspiel hat eigentlich erst im 19. Jahrhundert sich zur heutigen Entwicklung emporgeschwungen, obwohl es natürlich älteren Epochen nicht unbekannt war. Die einschlägige Originalliteratur wendet sich noch in der Klassikerzeit an die Dilettanten, so z. B. Mozarts kleine vierhändige Sonaten in D-dur und B-dur und auch Beethovens künstlerisch übrigens ziemlich schwaches op. 6. Allmählich dringt aber auch hier die Konzertliteratur durch, und heute sind vierhändige Originalwerke im Rahmen des häuslichen Musizierens so gut wie ganz verschwunden. Um so größere Bedeutung haben die vierhändigen Klavierauszüge erlangt, und man kann ruhig behaupten, daß z. B. die Sinfonien Haydns, Mozarts und Beethovens in erster Linie durch Vierhändigspielen in den Kreisen der Musikfreunde wirklich populär geworden sind.

Als Interpretationsmittel solcher Arrangements hat somit das Klavier eminente Bedeutung für die Verbreitung musikalischer Kultur und steht in dieser Hinsicht ohne Rivalen da. Von diesem Gesichtspunkt aus könnte man seine Bevorzugung als modernes Hausinstrument nur gutheißen. Allein die Sache hat auch ihre Kehrseite, denn es ist kein Zweifel, daß die heute übliche einseitige Pflege des Klavierspiels in erster Linie die Gedankenlosigkeit im Musizieren hervorgerufen hat, die wir heute so vielfach zu beklagen haben. Das Instrument ist das einzige, das den Ton fertig hergibt, keine Nachprüfung etwa mit Hilfe des Gehörs ist nötig oder möglich: mit rein mechanischer Fingertechnik läßt sich verhältnismäßig viel erreichen. Man verlange z. B. einmal von einem Durchschnittsklavierdilettanten, er solle eine Melodie, die er im Gedächtnis hat, ohne Zuhilfenahme des Instruments aufschreiben: — er wird dazu nicht imstande sein, obwohl es ihm z. B. gelingt, die Melodie am Klavier zu spielen. Das ist eben dann ein Zeichen, daß sich wohl die Finger ihre mechanischen Tastenbewegungen gemerkt haben, daß aber der Geist kein Bewußtsein von den Tonverhältnissen hat. Ferner ist heute zum mechanischen Klavierspiel auch kein Einblick in die Technik des Tonsatzes u. dgl. erforderlich. Das war in früheren Jahrhunderten anders; da legte der Komponist seine Tonstücke nur in den äußeren melodischen Linien skizziert vor, und die harmonische Füllung mußte von dem Ausführenden ergänzt werden. Der Dilettant des 18. Jahrhunderts, der etwa nachstehendes Menuett von Telemann spielen wollte:




mußte soviel ‚Generalbaßlehre' können, daß er die vom Komponisten nicht notierten, aber natürlich notwendig akkordlich füllenden Mittelstimmen etwa folgendermaßen




improvisierend zu ergänzen vermochte*. Seit der dem Generalbaßstil ein Ende setzenden Klassikerzeit werden die Klavierstücke ‚mit ausgesetztem Akkompagnement', bei denen der Komponist alles genau notiert, üblich, und nun braucht der Spieler nur mechanisch wiederzugeben, was dasteht. Damit kommt man nun aber heute gerade beim Spiel der so wichtigen Klavierauszüge nicht sehr weit: hier, wo nicht ein bequemer Klaviersatz, sondern ein orchestrales Gesamtbild gegeben ist, wird es mehr als einmal nötig, das für das Auge gebotene Notenbild für die Finger zu vereinfachen: der Spieler muß sich das Arrangement den Grenzen seiner Technik entsprechend gewissermaßen improvisierend nochmal arrangieren, wozu nicht minder Kenntnis der Tonsatzlehre nötig ist als zur Ergänzungsaufgabe des alten Generalbaßspielers. Solche Fälle zeigen, daß, wenn das moderne häusliche Klavierspiel die ihm zufallende Kulturmission erfüllen soll, die einseitige Beschränkung unserer Dilettantenwelt auf pianistische Fingertechnik aufhören muß. Vor allem muß dem Klavierspiel entsprechende G e h ö r bildung zur Seite gehen, am besten durch Gesangsübungen, Musikdiktat u. dgl. Im 11. Heft des dritten Jahrgangs unserer Zeitschrift (S. 630 ff.) wurde einiges darüber bereits gesagt. Dann muß der klavierspielende Dilettant aber auch wenigstens mit den wichtigsten Elementen der Harmonielehre, Formenlehre usw. sich vertraut machen, um in den technischen und geistigen Aufbau

* Diese Art notwendiger Ergänzung, die für alle nicht in streng kontrapunktischen Formen gehaltenen Werke des Bachzeitalters gilt, wird heute nicht nur von Dilettanten, sondern auch von Konzertspielern sehr häufig ignoriert, worin natürlich eine grobe Stillosigkeit liegt.

der von ihm wiedergegebenen Musik einigen Einblick zu haben. Natürlich ist daneben etwas Kenntnis der Musikgeschichte und Ästhetik, wie für jeden gebildeten Menschen, so besonders für den ausübenden Musikfreund unerläßlich. In solcher Weise ergänzt und richtig betrieben wird das moderne Dilettantenklavierspiel seine Mängel verlieren und ein wichtiges Hilfsmittel werden zur Verbreitung wirklichen Musikverständnisses und wirklicher Musikkultur.

# Hans Sandreuter / Von Martin Wackernagel

Von seinem ersten öffentlichen Hervortreten an und noch lange Jahre hindurch hat Sandreuter es immer wieder erleben müssen, von der Kritik kurzweg als ‚Nachahmer Böcklins' etikettiert und abgetan zu werden. Anfangs, in den Achtzigerjahren, wo es noch zum guten Ton gehörte, in den Ausstellungen sich über Böcklin lustig zu machen, war dieser jüngere Gesinnungsgenosse, als den man ihn sogleich erkannte, natürlich auch derselben kunstkritischen Ächtung und damit demselben mühseligen Existenzkampf ausgeliefert; hernach aber, als Böcklins Kunst endlich triumphierte, war es Sandreuters Lohn für sein unbeirrtes Ausharren bei der Fahne des Meisters, als unselbständiger Nachtreter eines Größeren hingestellt zu werden.

Ganz abgesehen von der Inkongruenz und wohlfeilen Oberflächlichkeit einer solchen Beurteilung Sandreuters, ist sie im Prinzip eigentlich bedenklich charakteristisch für die allgemein geltende Art des Kunsturteils überhaupt. Unserer um jeden Preis individualistischen, darum aber auch so stilschwachen Zeit scheint demnach eben das Verständnis völlig verloren zu sein für Begriff und Wert einheitlich orientierter, künstlerischer Schulgemeinschaften, wie solche doch in jedem gesunden und kräftigen Zeitalter als die eigentlich grundlegenden Elemente des Kunstlebens Geltung besessen haben. Die in Böcklin erstmals hervorgetretene Kunstanschauung mit all den verschiedenen Entwicklungsphasen, die sie nacheinander dargestellt und durchlebt hat, eröffnete eine ganze neue Welt von Möglichkeiten, und man durfte sich von vornherein sagen, daß außer dem einen von ihm selbst beschrittenen Weg in diesem weiten Reich doch gewiß noch so und so viele andere Wege zu finden sein würden, die nur in der Hauptrichtung, dem allgemeinen Endziel mit dem des Führers übereinstimmend, in ihren besonderen Windungen und Ausbiegungen jeder wieder zu neuen Ausblicken, zu neuen, ganz eigenartigen Schönheiten führen könne.

Einen solchen eigenen Weg neben Böcklin her, aber durch von ihm unbetretene Täler, über unerstiegene Höhen hinweg ist denn auch Sandreuter gegangen*.

Sandreuter ist wie der 23 Jahre ältere Böcklin ein Sohn der Stadt

* Ausführliche Nachrichten über Sandreuters Leben und Kunst mit reichhaltigen Abbildungsbeigaben brachten u. a. ‚Deutsche Kunst und Dekoration', Februarheft 1902, und ‚Die Kunst unserer Zeit' Bd. XV, S. 39—70.

Basel; was in Böcklins Art baslerisch, allgemeiner gesagt, alemannisch genannt werden muß, das besitzt naturgemäß auch er; nur daß diese lokale Färbung bei ihm hervortretender, viel bestimmender ist als bei Böcklin. Dessen Bilder im Museum der Vaterstadt mögen in dem Knaben zuerst den Wunsch wachgerufen haben, selbst Künstler, Maler zu werden. Dazu fehlen freilich fürs erste die Mittel; Sandreuter wurde Lithograph, um so wenigstens der Kunst nahe zu sein; und sogleich nach Abschluß der Lehrjahre wagte er es auch, seinem dringenden Herzenswunsch folgend, wenigstens als Lithograph nach Italien zu gehen. Er hatte Glück, fand leicht Arbeit und blieb ein ganzes Jahr in dem herrlichen Lande, ersparte sich nebenbei auch noch so viel, daß er nun die Münchener Akademie beziehen konnte. In München aber war Böcklin, der sich des jungen kunstbegeisterten Landsmannes aufs freundschaftlichste annahm, ja ihn veranlaßte, im folgenden Jahre, 1874, die Übersiedelung nach Florenz mitzumachen. Damit war der entscheidende Schritt getan, die Bahn auf Jahre hinaus vorgezeichnet. Unter Böcklins Augen und durch seinen Rat gefördert legte Sandreuter die festen Grundlagen seiner Kunst. (Diesen ersten Florentiner Jahren entstammt u. a. das in Abbildung beigegebene Bild ‚Griechische Idylle'.) Ein nachmaliger Aufenthalt in Paris konnte ihn nicht mehr irre machen; er kehrte bald wieder zurück, um weitere Jahre, allerdings ohne Böcklin, in Rom und Süditalien zu verweilen. 1885 fand er sich endlich wieder in Basel ein, wo er von da ab seinen dauernden Wohnsitz behielt.

Der entscheidende Eindruck von Böcklins Kunst und Kunstanschauung, aber nicht minder der Eindruck der italienischen Natur, haben Sandreuters künstlerischer Produktion von Anfang an die Richtung auf das ‚Groß-Dekorative' hin — um dieses Böcklinsche Schlagwort zu gebrauchen — gegeben; auch die späteren Basler Jahre, so sehr sie seine Kunstweise in mancher Hinsicht umgestalteten, haben diesen fundamentalen Charakterzug nicht angetastet.

Es sind in der Hauptsache große figurale Kompositionen, daneben Landschaftsbilder, meist mit mehr oder weniger hervortretender idealer Figurenstaffage, die das Werk Sandreuters bestimmen. Die nackte, die ideal gewandete Figur oder Figurengruppe als im höchsten Sinn ‚dekoratives' Element, die reiche freudige Farbenpracht als festlicher Gesamteindruck, das ist es, was dem Künstler wohl zunächst bei der Konzeption seiner Figurenbilder vorgeschwebt hat. Die Gegenstände — ‚Griechische Idylle', ‚Flora', der von einem Trupp Mädchen verspottete Flötenbläser Pan, ‚Frauenschönheit', d. h. eine Gruppe verschiedenartig bewegter nackter weiblicher Gestalten, mit weißen Tüchern, ausgestreuten Rosen und schattigem Gebüsch zu einem delikaten Farbenakkord zusammenkomponiert, ‚Jungbrunnen', ‚An der Himmelspforte' u. a. m. — verkörpern namentlich eine ideale, heitere, künstlerisch sinnenfreudige Stimmung, die meistens durch die mitklingende Note köstlichen, lachenden Humors noch ihre besondere Würze empfängt.

Neben solchen Bildern figürlichen Inhalts malte Sandreuter auch in Italien schon große landschaftliche Kompositionen, wobei er wie Böcklin bestrebt war, die besondere Stimmung des landschaftlichen Motivs durch eine ihr entsprechende Figurenstaffage prägnant und lebendig zu akzentuieren. So die einsame italienische Gebirgslandschaft, wo am rosigen Abendhimmel schon der Mond

hervortritt, als Szenerie einer ‚Flucht nach Ägypten', so ein ganz besonders vorzügliches Bild aus dem römischen Aufenthalt, wo vorn im tiefen Gras, im duftig grünen Schatten einer Baumgruppe ein lustiger Ringelreihen nackter geflügelter Bübchen erscheint, und darüber weg der Ausblick in die weite, sonnenüberflutete Kampagna.

Aber die hauptsächlichen und besonders vorzüglichen Landschaftsbilder entstanden doch erst in Sandreuters Basler Zeit. Der neue Eindruck der Schweizer Natur muß für den aus Italien Zurückkehrenden ein wahres Erlebnis, eine Entdeckung gewesen sein; dieser stark persönliche, intime Charakter, der seine späteren Landschafien — bei aller böcklinisch-dekorativen Großzügigkeit der Anlage — auszeichnet, entspringt ganz offenbar der neuerwachten, warmen Freude an den Schönheiten des eigenen, heimatlichen Bodens, in dem der Künstler nun wieder mit vollem Bewußtsein Wurzel zu fassen beginnt. Sandreuter hat hier auch — durchaus im Gegensatz zu Böcklins Gepflogenheiten und Lehrsätzen — sehr bald wieder angefangen, im Freien und direkt nach der Natur zu malen, und zwar bediente er sich dabei mit Vorliebe einer in Malerkreisen sonst verachteten Technik, des Aquarells, das er dann freilich sogleich mit kühnster Freiheit und recht eigentlich bahnbrechender Neuheit der Ausdrucksweise handhabte.

Die schweizerische Alpennatur war es, die ihn in erster Linie fesselte, aber er malt da keine großen theaterhaft-prächtigen Veduten, lieber engbegrenzte, äußerlich unscheinbare Motive; den kleinen Bergsee mit den feinen Reizen seines farbengesättigten, schillernden Spiegels, das Felsgetrümmer darum her in seinen abenteuerlich wilden Formen und den grauverwaschenen, verwitterten oder mosig begrünten Tönen der Oberfläche; und immer wieder als belebendes Medium diese wunderbar klare, durchsichtige Gebirgsluft. — Mit besonderer Liebe suchte er aber — da doch Italien als zweite Heimat immer wieder von ferne lockte — die südlichen Alpentäler des Kantons Tessin auf, wo sich eine schon halb italienische Vegetation mit der kraftvollen Gebirgsnatur in so reizvoller Weise begegnet und durchkreuzt. (Ein Tessiner Motiv liegt z. B. dem ‚Einsiedler' zugrunde.) Zuletzt wird ihm doch mehr und mehr das Zunächstliegende, die direkte Umgebung der Vaterstadt Hauptquelle künstlerischer Anregungen. Die Landschaft um Basel herum vereinigt ja auch im nahen Umkreis eine ungewöhnlich mannigfaltige Fülle von Schönheiten. Da ist der Jura, der seine felsigen, bewaldeten Höhenzüge von Süden her bis nahe an die Stadt vorschiebt und mit seinen weltabgeschiedenen Waldtälern, mit seinen Burgruinen und den einsamen Viehweiden einen ebenso romantischen wie prächtig malerischen Reiz besitzt; auf der anderen Seite treten die Ausläufer des Schwarzwalds bis an den Rhein heran; die Landschaft ist hier weicher, mehr idyllisch, aber nicht minder vollsaftig in Farbe und Form als der Jura; schöne, baumreiche Wiesen, sanft ansteigende Hügel, vielfach mit Reben überdeckt, darüber wieder die waldigen Höhen; endlich der Rhein selbst, der bei Basel aus den Bergen hervor in die weite Ebene zwischen Schwarzwald und Vogesen hinaustritt, mit prachtvoll blaugrünen, starkströmenden Gewässern; die Ufer steil abfallend, mit Gebüsch und stattlichem Baumwuchs bestanden.

Diese Basler Landschaft hat denn auch Sandreuter zu vielen seiner besten Bilder Gegenstand und Anregung geboten; es entstanden jetzt eine ganze Anzahl reiner Landschaftsaufnahmen, offenbar im Freien gemalt, von frischester, kraftvollster, wärmster Naturempfindung. Dann auch wieder große Kompositionen mit wirkungsvoller, figürlicher Ausstattung: die altrömische Reiterpatrouille zwischen Felsen, Wald und grauem Wolkenhimmel auf einer weitausschauenden Jurahöhe, oder die verschwiegene, üppig grünende Waldwiese mit den im Bache badenden Frauen. Aber auch manche figürliche Kompositionen wachsen ihm aus dem heimischen Boden zu, wie vor allem die zwei prächtig humorvollen, malerisch-lebensprühenden Landsknechtszenen (aus dem ersten Basler Jahr) beweisen; und nicht minder als das historische forderte ihn auch das schweizerische Soldaten- und Manöverleben der Gegenwart zur Darstellung auf.

Vor allem bot ihm Basel aber Gelegenheit, sich in einer ihm besonders willkommenen Weise in monumentaler Wandmalerei zu betätigen. So bemalte er u. a., in Wiederbelebung einer alten, lokalen Sitte aus der Holbeinzeit, die Hausfassade des kunstsinnigen Metzgermeisters Weitnauer (die leider vor kurzem der Straßenerweiterung zum Opfer fiel) mit köstlichen, prächtig dekorativen Figurenszenen in schwarz-weißer Sgraffito-Manier; und eine Reihe farbiger Wandbilder, die zu den glücklichsten Hervorbringungen aus Sandreuters letzter Zeit gezählt werden dürfen, schmückt den Sitzungssaal der ‚Gemeinnützigen Gesellschaft‘ im alten Zunfthaus der Schmiede.

Endlich baute sich der Künstler beim Dorfe Riehen, eine Stunde von Basel, sein eigenes Landhaus, das in seiner architektonischen Anlage, wie namentlich in seiner gesamten äußeren und inneren Ausschmückung, mit dekorativen und figürlichen Wandmalereien, vom Künstler entworfenem und geschnitztem Wandgetäfel, von ihm selbst modellierten Kachelöfen, von ihm vorgezeichneten Bodenteppichen usw. ein denkbar einheitliches und feindurchdachtes Gesamtkunstwerk darstellt und zugleich das glänzendste Zeugnis für Sandreuters unerschöpflich vielfältige dekorative, d. h. elementar-künstlerische, Begabung ablegt. Aber nur ganz kurze Zeit sollte sich der Künstler an diesem neuen Heim erfreuen dürfen; mitten aus der schönsten, gereiftesten Schaffenskraft und Schaffenslust heraus hat ihn mit 51 Jahren im Juni 1901 der Tod hinweggerufen.

# Alte und neue Poetenschulen / Von Chr. Flaskamp

Erscheinen auch Jahr für Jahr noch Bücher mit so hübschen Versen, wie man sie in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts liebte, aus denen man Sammlungen zusammenstellen könnte, die den damals so zahlreichen Anthologien, etwa der von Kneschke, von Kletke und der Elise Polko, zum Verwechseln ähnelten, so möchte man doch aus der großen Verbreitung der wertvollen Lyrikauslesen von Avenarius, Vesper, Gregori u. a.

schließen, daß der Geschmack an jener Art des Poesiegenusses im deutschen Volke mehr und mehr verschwinde.

Ganz auszurotten ist jener Geschmack nicht. Es wird allzeit Menschen geben, die nur durch diese Form der Afterdichtung für Poesie überhaupt empfänglich sind. Es sind die Liebhaber der reflexionären Stimmung. Im Leben und in der Kunst scheint ihnen nicht die Gestaltung, die Formung das Hauptsächliche. Bezeichnend für sie ist, daß sie alle den Abend lieber haben als den Morgen und den Mittag. Der Morgen rückt die Dinge klar ins Licht, der Mittag wärmt, beleuchtet, schafft, der Abend verwischt. Nachempfindung, Erinnerung sind süße Worte allen weichen Seelen.

Ihre Dichter sind daher die Liebhaber des an sich ‚poetischen' Wortes, des Wortes, dem von einer früheren dichterischkünstlerischen Gestaltung noch Licht, Farbe, Ton anhaftet. Was echte Kunst immer birgt, einen ganz bestimmten, nicht nur ästhetisch, sondern auch ethisch wirksamen Kern, kurz Substanz, die aus sich heraus durch die Belebung des Schöpfergeistes sich ihre Form schafft, wird man in diesen Nachempfindungen durchweg vermissen und nur einen unbestimmten Nachklang vernehmen, vage Gemütsstimmung durch einen empfangenen Eindruck in undeutlichen Schwingungen sich auslösen sehen. Vor einem Bilde ist der gefundene Einklang, das Nachschaffen in der Phantasie der eigentliche Genuß, das reale Erfassen, nicht das Ausklingen, das Nachschwingen, die in der Erinnerung unklar wieder auftauchende Stimmung oder die ‚gemütvolle' Reflexion; aus ihr heraus lassen sich nur verblaßte Formen und Farben wiedergewinnen.

Jeder echte Künstler wird verneinen, daß er aus solcher Erinnerung schaffe, indem er passiv eine Stimmung erleide. Er hat mit Recht ein Aber auf alle, die aus der ‚Erinnerung' heraus, aus der Nachstimmung, die ein Erlebnis zurückließ, schaffen, das Ende, die Zersetzung, die Auflösung, das Zerfließen der ‚Form' ins Allgemeine, Gestaltlose mit dem Anfang, dem aktiven Beginn, der Einlösung, der Formung, der Gestaltung verwechseln. Die Gestimmtheit des Künstlers vor dem Schaffen, die geahnte, vorgefühlte Melodie, von der die besten Dichter reden, ist etwas ganz anderes. Es ist der Vorglanz der Sonne der Erkenntnis, der die im Dunkel der Nacht verborgenen Gestalten schon matt erleuchtet; die Stimmung des Künstlers ist Morgenstimmung, Tätigkeitstrieb. Es ist kein Verdunkeln, Verdämmernlassen der Gestalten, sondern Wille, sie zu fassen, zu formen, umzuformen, Keime zu wecken, Wachstum zu treiben. Die Seele des Künstlers vor dem Schaffen ist der Aufruhr des Meeres, das die Göttin gebären will.

Auch er, der Schöpfer, der Künstler, bedarf des Materials, der Erfahrung, aber nicht in angenehmer Rückerinnerung an verblaßte Schönheit, sondern in prometheischem Willensdrang, neue Gestalten aus dem Gestaltlosen zu schaffen, in dem hinzudrängenden Stoff, im Andrang des Unerschaffenen vordenkend, voraussehend die Gestalt, die er schaffen will, sich abzumühen, zu wählen, zu sondern, den Gehalt zu formen. Kunst ist Schöpferdrang, Arbeit, Tat. Der Künstler kennt gar keine Ästhetik, keine Stimmung als die seines werdenden Werkes. Er schafft aus dem Unbestimmten das Bestimmte, nicht wie die

nachempfindenden ästhetischen Liebhaber aus dem Bestimmten das gestalt- und gehaltlose Unbestimmte, das lyrische Nichts. Man braucht deshalb dieses empfindsame Nachsingen, Aussummenlassen ursprünglicher Lebens- und Kunstgestaltungen und die davon ausgehenden Wirkungen noch längst nicht aus dem Leben zu wünschen, solange sie wenigstens noch ein Quentchen des allem echten Leben und aller echten Kunst innewohnenden religiös-ethisch-ästhetischen Willens mit sich führen und nicht in rein artistische Spielerei ausarten, da es, wie gesagt, Menschen genug gibt, die nur durch solche nachsinnende und nachempfindende Beschäftigung, durch Reflexion und Nachempfindung, durch unbestimmte Erregung über das rein stoffliche Leben hinausgehoben und nicht selten dadurch zu einer volleren Lebens- und Kunstanschauung geführt werden. Nur soll man in dieser sentimentalen Verschwommenheit, Weichheit und Gelegenheitsempfänglichkeit nicht die Außerordentlichkeit sehen wollen, die sich dergleichen Talente gern in vollständiger Verkennung des eigentlichen Lebens- und Kunstzweckes selbst verleihen, sondern bedenken, daß nicht im verschwommenen Schönheitsgenuß, sondern im Willen zur Schönheit, zur Ausprägung im Leben, in der Selbstzucht und Selbstformung des Lebens zur menschenmöglichen Vollkommenheit, die religiös-ethisch-ästhetisch nur in reinster Harmonie ist, jeder Kunstgenuß begründet sein muß, wie er aller echten künstlerischen Tätigkeit innewohnender Drang ist.

Denn jene unklare Lebens- und Kunstempfindung kann nur entstehen, wo sich das Auge, wo sich der Mensch dem tatsächlichen Leben verschließt und sich in eine illusorische Schönheit, die aber nur eine Schönlichkeit ist, einlullen läßt. Das war bei der von den realen Bedürfnissen und Bedingnissen der Zeit ganz abgelösten, die Schönheitsgöttin nicht aus dem umwogenden Meer der Zeit formenden, sondern früherer Zeiten Ideale sich rein reflexionär und formlos empfindsam, wie Tönen verklungener Musik genießend, weich, untätig nachhorchend, erinnernden Bildungsdichtung der Fall, die denn auch nur in dem ‚losgelösten' Bürgertum gedeihen konnte; und das ist noch heute in Talenten von der Art Busses, Jakobowskis, Salus, Bulckes und ihres Nachschwarms der Fall.

Gegen jene Richtung setzte der Naturalismus ein, der, wie jene das Ideal ohne Berücksichtigung der realen Möglichkeiten der Zeit, der Zeitsubstanz und ohne den künstlerischen Willen zur realen Ermöglichung, rein idealistisch faßte, umgekehrt die Realität ohne Berücksichtigung des Ideals und unter Verneinung des Willens des Realen zum Idealen zum Prinzip erhob. Die gesündere Bewegung war der Naturalismus trotz alledem. Denn der natürliche Drang aus dem Wirklichen zum Wahren, zur Verwirklichung des Idealen im Realen läßt sich nicht ersticken, wohl aber kann eine idealistische Richtung rein passiv, bloße Stimmung sein, wie es tatsächlich in der Gesellschaft vor 1880 der Fall war.

Der Naturalismus verband sich daher konsequent mit den radikal auf Wirklichkeit, allerdings Glückseligkeit in der Wirklichkeit ausgehenden Tendenzen des Sozialismus gegen den leeren Idealismus des Bürgertums. Der Naturalismus war deshalb auch nie eigentlich gesellschaftsfähig. Er war zu plebejisch aufdringlich, übertreibend. Trotzdem wurde er von der Gesellschaft, die sich der Leere ihrer idealistischen Imagination allmählich selbst bewußt wurde und nach

den verpönten Realismen und Naturalismen verlangte, gehätschelt, wenn auch mehr auf der Bühne, dem Podium, durch Lektüre, als innerhalb der Gesellschaft selbst. Gesellschaftsfähig zu werden, war der Naturalismus in seinen Angriffen und Forderungen zu massiv, zu ungebührlich, einseitig, ungerecht. Er verkannte eben zu sehr den Wert des Ideellen gegenüber dem Materiellen, verkannte, daß der Wert der Persönlichkeit, das Maß der persönlichen Glückseligkeit nicht so sehr im Umfang, in der Fülle des Materiellen liegt, sondern in der jeweiligen menschlichen Beherrschung, Formung nach dem Gesetze seiner geistig sittlichen Wesenheit. Dieses Prinzip war in der Gesellschaft durchaus latent herrschend geblieben. Mit dem rohen Naturalismus wußte sie nichts anzufangen, er führte nicht einmal zur Zivilisation, viel weniger zur Kultur, am wenigsten zur eigenen Bildung. So ablehnend sie sich also, schon aus reinem Erhaltungsbedürfnisse, gegen den Andrang des Materialismus verhielt, mit der Materie selbst mußte sie sich auseinandersetzen. Sie wurde, aus ihrem kleinbürgerlichen Idealismus aufgeweckt, darauf verwiesen, ihn in Leben, in ein Leben voll neuer Bedingnisse und Bedürfnisse, die papierenen Ideale in wirkliche umzusetzen. Das gelang der nächsten Generation natürlich noch nicht; entweder zog sie sich noch mehr in ihr idealistisches Schein- und Gernegroßtum zurück, oder, wo sie mit den neuen Verhältnissen rechnete, hatte sie durchweg an ihrer materiellen Sicherung und Verteidigung zu tun und geriet so selbst in eine gewisse materielle Glücksstimmung. Aber schon im nächsten Geschlecht regten sich gegen dieses materiell durch gute Ausnutzung der neuen Möglichkeiten besser denn je fundierte merkantile und industrielle Bourgeoistum aus ihm selbst heraus Kräfte, denen an einer wirklichen Kultur, ebensowenig an einer bloß ideellen wie an einer bloß materiellen Scheinkultur gelegen war. So wuchs das neue Geschlecht heran.

Aber woher die geistige und gemütliche Stoffzufuhr und woher die entsprechenden Formen nehmen? Solche kulturarmen, aber kulturerstrebenden Zeiten waren immer um Orientierung an fremden Kulturen bemüht. Man denke nur an die eifrige Suche der Poeten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die von den Italienern, Spaniern, Franzosen, Holländern, Engländern, Griechen, Römern alles in die deutsche Mühle sammelten.

Etwas ähnliches erlebten wir zu Anfang unseres Jahrhunderts. Von den Literaturrevolutionären endigten die meisten in eine Art Mystik des Materialismus, Hart, Holz, Schlaf, Wille, Bölsche, Hauptmann u. a. Auch einige künstlerisch stärkere Naturen lösten sich alsbald ab: Liliencron, Falke und Dehmel. Dehmel besonders gelang in vielem eine nicht nur vorläufige Ausprägung des modernen Bildungsideals. Aber was ihn als Gesamterscheinung doch nur als eine vorläufige Erfüllung erscheinen läßt, das ist eben der allgemeine Mangel konkreter Kulturformen, die den bei ihm wohl am stärksten wirksamen ideellen Gehalt noch allzusehr bloß programmatisch, ja lehrhaft oft nur, in häufig noch allzu persönlich idealistischer, ich will nicht gerade sagen abstrakter, Formulierung erscheinen läßt.

Schon Hartleben, Bierbaum u. a. waren wenn auch etwas allzu ästhetenhaft liebhabermäßige Sucher nach Kulturform, wie auch ‚Die Insel‘, ‚Neue Rundschau‘, der spätere ‚Hyperion‘. Am stärksten kam dieses B e w u ß t s e i n der

Kulturöde in den ‚Blättern für die Kunst‘ zur Geltung. Dieses Verdienst bleibt selbst für den, der nicht der Ansicht ist, daß diese Kreise nun auch die wesenhaften Formen für unsere Kultur gefunden hätten. Aber schon daß hier ein geschlossener Kreis unsere Gegenwartsunkultur negierte, sich davon ausschloß und ‚in andere zeiten und örtlichkeiten‘ (George) floh, war bedeutsam. Allerdings blieben die meisten Jünger Georges in der Fremde, und zwar sehr am Äußerlichen fremder Kulturen kleben, während George selbst aus ihnen den Weg zur Heimat zurückfand, freilich ohne eigentliche Liebe, ohne den Willen zur Wirkung, sondern auch hier nur sympathische Kulturträger und -formen ästhetenhaft auslesend (z. B. Leo XIII.).

Das Milieu, aus dem diese Künstler und Kultursucher hervorgehen, ist ein ganz anderes als das der Achtzigerjahre, nämlich durchweg die Aristokratie, Adel, Patriziersöhne oder doch Söhne aus Familien, in denen noch die Traditionen des Rokoko und Empire nachwalten, gleichsam in dem Enkelgeschlecht wieder erwachen.

Außer dem Georgekreise sind vor allem die Österreicher Schaukal und Rilke zu nennen. Beide haben eine wenn auch nicht so exklusive wie George, so doch sehr wohl erkennbare Jüngerschaft. Schaukal und Rilke ergänzen sich, weil sie zwei verschiedene Wege zu einem Ziele gehen. Schaukal sucht von den Außenseiten, von den Formen fremder und vergangener Kultur, auch der eigenen, in das innere Wesen, Rilke von innen, aus einem sicheren Kulturinstinkt und Willen heraus in die Formen hineinzuwachsen. Beide hat es zu den Bedürfnissen der Gegenwart zurückgeführt, Schaukal indes mehr als den geistreichen Causeur, Rilke, von vornherein mehr Dichter als Schaukal, denn auch mehr als solchen. Man muß Schaukal durch seine Gedichte und Geschichtenbücher hin zu seinem ‚Giorgione‘, ‚Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser‘, ‚Vom Geschmack‘, ‚Vom unsichtbaren Königreich‘ (Verlag G. Müller, München) verfolgen, Rilke von seinen Erstlingsgedichten (jetzt in ‚Die frühen Gedichte‘, Inselverlag) über die ‚Geschichten vom lieben Gott‘, seine Studien über Worpswede, Rodin u. a., über das ‚Buch der Bilder‘ zu seinem Stundenbuch‘ (vgl. Hochland, Juni 1907) zu den ‚Neuen Gedichten‘, ‚Der neuesten Gedichte anderer Teil‘, ‚Requiem‘ (Insel-Verlag), um jenen Weg sehen und würdigen zu können. Man lasse sich durch die scheinbar, in einem bestimmten Sinne jedoch wirklich übertriebene Exzentrizität bei Schaukal und Konzentrizität bei Rilke nicht abbringen, sie liegt im Wesen dieser Künstler, ist, wenn schon im Goetheschen Sinne nicht Stil, sondern Manier, so doch echt und lebensvoll, daher bedeutend.

Das ist bei der Jüngerschaft nicht immer, sogar meistens nicht der Fall. Hier wirkt die Mode, und sie kleidet nicht jeden so ohne weiteres; auch zu dem Gesunden, Triebhaften, das in solchen Modeströmungen wirkt, muß man sich menschlich erziehen, damit einem das Gewand paßt und nicht als leere Eleganz wirkt. Das Andichten der Salome, des Johannes, des Quattrocento, der Renaissance allein tut es nicht. Es gehört ein volles freies Verhältnis und wenigstens ein reifendes, wenn noch nicht reifes dazu. Das gilt in bezug auf viele Versbücher; genannt seien nur z. B. die ‚Gedichte‘ Adolf Schirmers, denen Schaukal ein echt

schaukalsches Geleitwort schrieb (G. Müller, München, M. 3,—). Den Frauen gelingt, echt weiblich, ein solches Verhältnis viel leichter, und es ist kein Wunder, daß ihr Anteil an dieser Literaturströmung viel reicher und wohl auch wichtiger ist. Auch hier statt vieler nur ein Exempel, die ‚Gedichte' von Felizitas Leo (Piper & Co., München, 3 M.).

Das neue Geschlecht war gegenüber der Gegenwart, die es im Leben und in der Kunst barbarisch fand, von vornherein exklusiv. Es vermied jede plebejische Aufdringlichkeit. Gleichwohl wußte es sehr geschickt von sich reden, sich gelten zu machen; gleichsam in der Stille, von Mund zu Mund, gesellschaftlich. Diese stillen Gemeinden waren alsbald das öffentliche Geheimnis. Seitdem ist ihr Einfluß sehr in die Breite gegangen, ihre intime Kunst hat sich erschrecklich verbürgerlicht. Vielleicht ist das ihr Wertvollstes, der Nation Kulturideale, Kulturmittel, Formen, und zwar reicher denn je an die Hand gegeben zu haben, wie das vor mehr denn einem Jahrhundert als wertvollstes Ergebnis der Kunstdichtung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, vom Marinismus bis zu Anakreon und Horaz, sich erwies, was Goethe, der aus jener Epoche hervorging und sie überwand, uns bestätigen mag: ‚Zuletzt wird der große Vorteil bleiben, daß man neben einer freieren Form auch einen reicheren, verschiedenartigen Inhalt wird erreicht haben, und man keinen Gegenstand der breitesten Welt und des mannigfaltigsten Lebens als unpoetisch mehr wird ausschließen.'



# Kritik

## Eine Tolstoi-Biographie / Von C. Staub

Vor vielen Jahrzehnten konnte man öfters am Fuße eines Hügels unter einem Baume zwei Knaben eng aneinander geschmiegt sitzen sehen. Es waren dies der elfjährige Nikolenka und der um fünf Jahre jüngere Leo. Der ältere erzählte dem jüngeren, daß er ein Geheimnis besäße, dessen Enthüllung alle Menschen glücklich machen würde; es werden dann weder Krankheiten noch Sorgen sein; keiner würde mehr dem andern zürnen; alle würden einander lieben; alle würden ‚Ameisenbrüder' werden*. Dieses Geheimnis sei auf einem grünen Stabe geschrieben, der unweit von diesem Hügel in der Erde liege. Sichtlich war der Kleine von dieser Erzählung tief ergriffen: seine Wangen glühten, und seine Augen schauten träumerisch ins Weite.

Wie der nachmalige große Schriftsteller Rußlands Leo Tolstoi selbst bekannt hat, machte diese Erzählung von der ‚Ameisenbruderschaft' und dem geheimnisvollen grünen Stabe den tiefsten Eindruck auf ihn. Das Ideal der allgemeinen Menschenliebe und des allgemeinen Glücks ist auch für ihn durch sein ganzes an Arbeit und Jahren reiches Leben dasselbe geblieben. Und mit dem Glauben an dieses Ideal ist der 83jährige Greis ins Grab gestiegen. Er liegt jetzt dort begraben, wo er in seiner frühesten Jugend vom Glück der Menschheit geträumt. —

Tolstoi war unzweifelhaft eine der merkwürdigsten und hervorstechendsten Erscheinungen unseres Zeitalters. Kein russischer Schriftsteller hat eine solche universelle Berühmtheit erlangt als er. Puschkin, Dostojewsky, Turgenjew sind auch im Ausland bekannt, doch nicht in dem Maße wie Tolstoi. Seine Schriften sind auf dem ganzen Erdkreise in tausenden Exemplaren zerstreut, sind zum internationalen Gemeingut geworden. Jedes neue Werk, das der Dichter-Philosoph von Jasnaja Poljana der Welt schenkte, erschien fast gleichzeitig in allen Kultursprachen. Auch um die Person des Dichters ist man allgemein interessiert; fast jeder Schritt, den er tat, wurde registriert.

Ein Blick in J. Bitofts Werk (‚Graf L. Tolstoi in Literatur und Kunst. Genauer bibliographischer Anzeiger der russischen und ausländischen Literatur über Tolstoi'. Moskau 1903 [russisch]) gibt uns eine kleine Vorstellung von der ungemein weiten Verbreitung der Werke Tolstois und der in verhältnismäßig kurzer Zeit erschienenen Schriften über ihn. Dem genannten Werke zufolge waren bereits 1903 gegen 5600000 Bände der Werke Tolstois in Rußland verbreitet, uneingerechnet der im Ausland erschienenen und von der russischen Zensur bisher verbotenen Bücher und Broschüren. Es gab in deutscher Sprache mehr als 85 Übersetzungen, in französischer 95, in englischer gegen 275, in polnischer, tschechischer, schwedischer und den übrigen Sprachen von 5 bis 25, nicht eingerechnet die unzählbaren Übersetzungen in Monatsschriften und in Zeitungen. An selbständigen Schriften sind im Russischen über 150 erschienen, in deutscher Sprache gegen 30, in französischer, englischer usw. über 180. Allem Anscheine nach ist die Literatur über Tolstoi jetzt schon so groß als die über Goethe oder Kant. Und jedes Jahr liefert Neues auf den Büchermarkt.

Worin mag wohl der Grund liegen, daß Tolstoi allgemein berühmt oder doch wenigstens allgemein bekannt wurde?

Tolstoi war ohne Zweifel eine große Dichterseele. Er verfügte über eine reiche

---

* Nikolenka hatte wahrscheinlich von den „Mährischen Brüdern" gehört oder gelesen. Der russische Ausdruck für Ameise ist „Murawej"; für Mähren = Morawija; daher die Verwechslung.

Phantasie und besaß einen tiefen psychologischen Blick. Er verstand es, die Menschen aller Gesellschaftsklassen: Bauern und Adelige, Bürger und Krieger, Gemeine und Offiziere, hoch und niedrig, arm und reich mit großer Meisterschaft in allen möglichen Situationen zu zeichnen. Die Seele des Kindes, des Mannes und der Frau in allen ihren Regungen war ihm offenbar. Dabei treten seine Gestalten mit voller Anschaulichkeit und Lebendigkeit uns entgegen. Nichts Gekünsteltes, Gemachtes bemerken wir an ihnen; konsequent sind sie durchgebildet. Doch diese Gaben besaßen und besitzen auch andere in nicht geringerem Maße wie Tolstoi. Darin kann also der Grund von Tolstois allgemeiner Berühmtheit eigentlich nicht liegen. Den Grund davon sehen wir vorzüglich in folgendem:

Wie kein anderer vor ihm hat Tolstoi die Schwächen und Gebrechen seiner eigenen Persönlichkeit erkannt und sie offen aller Welt bekannt. Was der Dichter-Denker in seinen Schöpfungen uns bietet, ist vielfach sein eigenes Leben, Selbsterlebtes, oftmals tief schmerzlich Empfundenes. In dem Dichter Tolstoi steckt stets der aufrichtig sich selbst anklagende Pönitent, der Denker, der mit nie dagewesener Offenheit und Bitterkeit seine eigenen Schwächen und Seelenqualen sich vorführt und ohne Rast und Ruhe nach jenen Mitteln sucht, sie zu beseitigen. Es gibt jedoch kaum ein geeigneteres Objekt zur künstlerischen Darstellung, das so fesseln kann als das reiche Innenleben eines hochbegabten Dichters, wenn er imstande ist, es wahrheitsgetreu und mit lebendiger Anschaulichkeit darzustellen.

Dazu kommt noch der Umstand, daß Tolstoi die eigenen Gebrechen und Seelenqualen als identisch mit denjenigen seiner Umgebung sowohl als der ganzen gegenwärtigen Menschheit hinzustellen vermag. Er berührt als Kind seiner Zeit Dinge, die ein jeder in seinem Innern beim Anblick des vielen Elends, der vielfachen Unnatürlichkeit des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens schon empfunden hat. Tolstoi zählt bekanntlich die meisten und begeistertsten Anhänger unter den Sozialisten und Revolutionären.

Ein weiterer sehr wichtiger Grund von Tolstois allgemeiner Berühmtheit liegt in dem eigenartigen Entwicklungsgang, den der Dichter-Philosoph durchgemacht. Aus allen seinen Werken bis zu den Jahren 1880 spricht ein von Seelenqualen gequältes Herz, das nach Frieden und Glück sich sehnt, ein starker pessimistisch-skeptischer Geist, der aber doch nach Wahrheit lechzt. Und Tolstoi versichert uns am Schlusse seiner ‚Beicht' und in ‚Worin besteht mein Glaube?', den Frieden und die Wahrheit gefunden zu haben, und zwar in dem einfachen christlichen Volksglauben — natürlich! müssen wir hinzufügen, — so wie Tolstoi den christlichen Glauben, das Christentum überhaupt, auffaßt. Vom Unglauben oder, besser gesagt, vom Skeptizismus stieg er auf zum Glauben. Mit diesem geistigen Fortschritt ging Hand in Hand ein sittlicher. Wir wissen es, der greise Dichter ist nicht immer ein treuer Befolger jener Prinzipien — Entsagung und Liebe — gewesen, die er später mit solcher Entschiedenheit verkündete und befolgte. In seiner ‚Beicht' denkt er mit Entsetzen und Ekel an seine Jugend. Wie Nikita in der ‚Macht der Finsternis', so klagt Tolstoi sich an, zugleich aber auch seine Mitwelt.

So ist sein Entwicklungsgang eine lebendige Verurteilung der Gottesleugnung und des Materialismus in Moral und Kultur. Wenn Tolstoi die Unsterblichkeit der Seele und das *persönliche* Fortleben im Jenseits verneint und den Sinn des Lebens vielmehr in der Herstellung des Reiches Gottes auf Erden, d. h. einer besseren Einrichtung des diesseitigen Lebens erblickt, so ist doch das Heilmittel, das er vorschlägt, nicht die Befreiung des Individuums und der Gesamtheit von allen moralischen Banden, sondern im Gegenteil Entsagung, Demut, Milde, Selbstüberwindung, welche er im Namen des ‚höchsten Prinzips', der Liebe, verlangt. Die Liebe, welche Gott selbst ist, ist das allein glückbringende Lebensprinzip, das allein alle Übel, alle Widersprüche des Lebens mit unwiderstehlicher Macht aufheben kann. Zwischen den vielen einseitigen,

paradoxen, übertriebenen Behauptungen und irrigen, oft gefährlichen Anschauungen klingt doch immer das eine hervor: eine Verbesserung der sozialen Zustände kann nur durch eine geistige Wiedergeburt des Menschen eintreten. Wenn man die Übel aus der Welt schaffen will, so muß man zuvor das Laster unterdrücken; jeder soziale Fortschritt kann auf die Dauer nur auf einem moralischen Fortschritt beruhen.

Was der Sache aber einen beachtenswerten Charakter gibt, ist dies, daß Tolstoi sich auch bemühte, seinen Prinzipien gemäß zu leben. Obschon durch den Roman ‚Krieg und Frieden' und ‚Anna Karenina' auch im übrigen Europa bekannt, beginnt seine universelle Berühmtheit und Popularität doch erst seit 1880, wo mit dem Wechsel und Ausbau seiner Weltanschauung der ‚große Schriftsteller Rußlands' (wie Turgenjew ihn nannte) und der reiche Graf das Leben eines einfachen Bauern zu führen begann.

Von dieser Zeit ist Jasnaja Poljana zu einem internationalen Wallfahrtsorte geworden. Hunderte von Menschen nicht nur aus Rußland, sondern auch aus allen Weltgegenden strömten zu dem berühmten Schriftsteller, um ihn zu sehen, mit ihm zu sprechen, wohl auch um sich Rat in wichtigen Lebensfragen zu holen. Wohl manchem mag er sein, was er dem Kaufmann Wolganow ist, der sagte: ‚Seit ich Tolstoi kennen gelernt, ist er, wenn ich sagen darf, immer mit mir, in allen Fragen des Lebens gibt er mir seinen Rat, in Stunden einer stärkeren Seelenerregung ist es mir, als stünde er leibhaftig vor mir und sagte mir, was ich zu tun habe, und ich habe die Zuversicht, immer gut gehandelt zu haben, wenn ich seiner Eingebung folge.' ‚Tolstoi ist der erste Russe,' sagt W. Bode, ‚auf dessen Lehren die ganze gebildete Welt hört. Kaum ein Nichtrusse wird diese Lehren völlig ergreifen, eben weil sie in russischen Verhältnissen ihre Wurzeln haben, aber kein ernster Mensch wird sie kennen lernen, ohne in seinem Gewissen betroffen und erregt zu werden. Ich meine: in jedem aufmerksamen Leser muß er den Willen zum Guten stärken.'

Seine Flucht aus Jasnaja Poljana, aus dem Hause seiner Väter, aus dem Kreise seiner Familie war die letzte Etappe seines geistigen Entwicklungsganges. Wenn auch äußere Umstände dazu mitgewirkt haben mögen, so führte er eigentlich nur das aus, wonach er sich schon längst gesehnt: inmitten der Bauern als wirklicher russischer Bauer zu leben und zu sterben. Er floh aus den Zerstreuungen, die notwendigerweise mit den vielen Besuchen in Jasnaja Poljana verbunden waren, in die Einsamkeit, um sich selbst zu leben, seiner eigenen Selbstvervollkommnung.

Wer wollte daher diese eigenartige Persönlichkeit nicht näher kennen lernen? So ist Tolstoi und sein Werk schon oft zum Gegenstand ernster Studien geworden.

Vor mir liegt der erste Band einer groß angelegten Biographie Tolstois, der in sich abgeschlossen die Kindheit und das frühe Mannesalter umfaßt, mit vielen Porträts und anderen Illustrationen geschmückt. Am gleichen Tage erschien dieser Teil in den meisten Kultursprachen, die englische Ausgabe gewissermaßen als die originäre, da von London aus W. Tschertkof, Tolstois ehemaliger Sekretär und gegenwärtiger literarischer Repräsentant, im Einvernehmen mit dem Dichter das Ganze dirigiert hat. Der Titel der deutschen Ausgabe ist: ‚Leo N. Tolstois Biographie und Memoiren. Autobiographische Memoiren, Briefe und biographisches Material herausgegeben von Paul Birukof und durchgesehen von Leo Tolstoi*.

Der Herausgeber — P. Birukof — ist ein intimer Freund Tolstois, der seine Teilnahme an der freiheitlichen Bewegung in Rußland vor Jahren mit der Verbannung büßen mußte und jetzt in Onex bei Genf wohnt. Ich habe ihn dort zweimal aufgesucht und mit ihm über Tolstoi gesprochen. Ich fand in Birukof nicht nur einen zuvorkommenden Gastgeber, sondern auch einen Gelehrten, der mit der größten Bereit-

* Wien, W. Perles, 1906, 2. Band erschienen 1909; 3. Band fehlt noch; je 8 Mk.

willigkeit mir manches dankenswerte Material zur Verfügung stellte für mein unterdes erschienenes Werk über Tolstoi, das nebst einer kurzen, aber vollständigen Biographie auch die Weltanschauung Tolstois in systematischem Zusammenhang behandelt*. Schon damals, es war dies 1902, sagte mir Birukof, daß er an einer Biographie Tolstois arbeite. Tolstoi hat ihm alles Material zur Verfügung gestellt und selbst revidiert.

Tolstoi schreibt zu seinen Erinnerungen folgendes: ‚Mein Freund P. Birukof hat mich, nachdem er es übernommen (für die Gesamtausgabe meiner Werke), meine Biographie zu schreiben, gebeten, ihm einige Vorfälle aus meinem Leben mitzuteilen. Ich wollte gern seinen Wunsch erfüllen und fing an, in Gedanken meine Autobiographie zusammenzustellen.‘ Während meiner Krankheit (1901) wurde es mir klar, ‚daß meine Autobiographie — so geschrieben wie Autobiographien gewöhnlich geschrieben werden — eine Lüge sein würde, wenn sie mit Stillschweigen über die Greuel und das Verbrecherische in meinem Leben hinwegginge, und daß ein Mann, wenn er seine Lebensgeschichte schreibt, die volle und genaue Wahrheit niederschreiben sollte. Nur solch eine Autobiographie, wie demütigend es für mich auch sein mag, sie zu schreiben, kann für die Leser ein wahres und fruchtbringendes Interesse haben.‘

‚Indem ich mein Leben vom Standpunkt des Guten und des Übels, das ich getan hatte, prüfte, sah ich, daß sich mein ganzes langes Leben in vier Perioden auflöst: In jene . . . herrliche, unschuldige, frohe, poetische Zeit der Kindheit bis zum 14. Jahre. Dann die zweite, jene furchtbaren 20 Jahre, die Periode roher Ausschweifung, der Frondienste des Ehrgeizes, der Eitelkeit und der Sinnlichkeit vor allem. Dann die dritte, 18 Jahre umfassende Periode, von meiner Heirat an bis zu meiner geistigen Geburt, eine Periode, die man vom weltlichen Gesichtspunkt aus moralisch nennen könnte; ich will sagen, daß ich während dieser 18 Jahre ein geregeltes, anständiges Familienleben führte, ohne mich irgendwelchen von der öffentlichen Meinung verdammten Lastern hinzugeben; nichtsdestoweniger war dies eine Periode, in der sämtliche Interessen auf egoistische Familiensorgen gerichtet waren, auf Vermehrung des Vermögens, auf literarische Erfolge und auf Genuß jeder Art Vergnügens. Und dann, dem Ende zu, gestaltet sich noch eine vierte Periode von zwanzig Jahren, in welcher ich jetzt lebe und zu sterben hoffe und von deren Gesichtspunkte aus ich die ganze Bedeutung meines vergangenen Lebens abmesse und die ich in nichts zu ändern wünschen würde, es sei denn in jenen Gewohnheiten des Übels, die mir aus früheren Jahren anhaften.‘

Die Einteilung von Tolstois Leben in vier Perioden ist auch der Birukofschen Biographie zugrunde gelegt. Der erste Band enthält die Geschichte von Tolstois Abstammung, seiner Kindheit, seines Knaben- und Mannesalters bis zur Verheiratung.

Im ersten der vier Teile des Bandes erfahren wir vieles Wissenswerte über die Vorfahren Tolstois. Nach einer Bemerkung S. L. Tolstois, eines Sohnes des berühmten Schriftstellers, sind die Tolstois nicht deutscher Herkunft, wie bisher von den Biographen, z. B. Löwenfeld, Solowjew u. a., angenommen wurde.

Interessant sind die Aufzeichnungen und Erinnerungen Tolstois an seine Eltern, besonders an seine Mutter. Er war 1½ Jahr alt, als sie starb. Durch einen seltsamen Zufall blieb kein einziges Bild von ihr bewahrt. In gewisser Beziehung war ihm dies lieb, weil dadurch die Mutter in seiner Vorstellung als eine hohe, reine, durchgeistigte Gestalt lebt. Zwei Eigenschaften rühmt er seiner Mutter nach, die der Dichter, wie mir scheint, geerbt hat, — Wahrheitsliebe und Milde.

Im vierten und fünften Kapitel des zweiten Teiles wird uns die unschuldige, frohe, poetische Zeit der Kindheit bis zum 14. Jahre geschildert, deren Erinnerung

* Graf L. N. Tolstois Leben und Werke. Seine Weltanschauung und ihre Entwicklung. München und Kempten, Verlag J. Kösel.

später noch seine Seele erhob und erheiterte. Es werden uns die Personen vorgeführt, in deren Mitte der kleine Leo lebte — Personen von offenem Charakter und mildem Wesen. Besonders ist seine Tante Tatjanna Alexandrowna von großem Einfluß auf sein Leben gewesen. ‚Dieser Einfluß bestand vor allem darin, daß sie mich von Kindheit an die geistige Wonne der Liebe gelehrt. Sie lehrte sie mich nicht in Worten, sondern durch ihr ganzes Leben, durch ihr ganzes Wesen, das mich mit Liebe erfüllte.‘

Wir erfahren sodann von dem Tode des Vaters und von der Übersiedelung nach Kasan im Jahre 1841, wo sich Tolstoi für die Universität vorbereitete, welche er dann auch mit 16 Jahren 1844 bezog.

Tolstoi empfing in seinem Knabenalter nur eine mangelhafte religiöse Erziehung, daher ist es begreiflich, daß er schon mit 18 Jahren, beim Verlassen der Universität, allen Glauben verloren hatte. Die Werke Voltaires, Rousseaus und Montesquieus, sowie das Milieu, in dem Tolstoi sich bewegte, trugen nicht wenig zu dem Verluste seines christlichen Glaubens bei. Hand in Hand geht mit seinem Unglauben der sittliche Verfall. Bei der Schilderung der Studentenjahre und des Lebens als Offizier sehen wir mit Staunen, welch tolles Leben der junge Tolstoi, der später so eindringlich der Welt eine strenge Lebensweise predigen sollte, geführt. Auch in ihm pulsierte heißes, jugendliches Blut, ja bei seiner Neigung, in allem bis zum Äußersten zu gehen, trieb er es wohl ärger als die anderen. Spiel, Gelage, Wein, Weiber und als Folge oft peinliche Schulden. ‚Lüge, Raub, Ehebruch aller Art, Trunkenheit, Brutalität und Mord, jede Schandtat beging ich; . . . nichtsdestoweniger galt ich unter den Leuten meines Standes für ein verhältnismäßig moralischer Mensch. Dieses Leben habe ich zehn Jahre geführt. Heute kann ich an diese Jahre nicht zurückdenken, ohne ein schmerzliches Gefühl des Abscheus und Entsetzens zu verspüren.‘ Wohl gab es immer wieder Momente der Selbstanklage und des sittlichen Sichaufraffens, die schon deutlich die Umrisse des späteren Charakterbildes Tolstois erkennen lassen.

Tolstoi fand auch noch nicht das richtige Feld seines Strebens, seiner Tätigkeit, daher das Unbeständige in seinem Wesen, das Hin- und Herschwanken, welche Studien, welchen Beruf er zu wählen habe. Von der philosophischen ging er bald zur Rechtsfakultät über, läßt sich aber schon im Frühjahr 1847 aus der Liste der Universitätshörer streichen und geht auf das Land, um das Los seiner Leibeigenen zu lindern und deren ärmliche Lage zu bessern. Seine Versuche daselbst enden jedoch mit einem Mißerfolge, daher gibt er seine wirtschaftlichen, philanthropischen Pläne auf, geht nach Petersburg, um das Rigorosum an der Rechtsfakultät zu machen, legt mit Erfolg zwei Prüfungen im Strafrecht ab, damit waren aber seine guten Vorsätze erschöpft. Der Frühling kam, und die Freuden des Landlebens zogen ihn wieder auf sein Gut. Bald sehen wir ihn bei den Kosaken im Kaukasus, wo er sich entschließt, ein einfaches, naturgemäßes Leben zu führen, und versucht ist, ein Kosakenmädchen zu heiraten.

Im dritten Teil wird uns das Leben Tolstois im Kaukasus geschildert, sodann werden uns manche Episoden aus dem Krimkriege und der berühmten Belagerung von Sewastopol vorgeführt. Ich halte diesen Teil für den interessantesten des ganzen Buches. Tolstoi ließ sich ‚hauptsächlich aus Patriotismus‘, der ihn damals ganz erfüllte, nach der Krim überführen; auch dachte er jetzt schon an ‚die Gründung einer neuen Religion, die der augenblicklichen Entwicklungsstufe der Menschheit entspräche‘.

Den ‚wilden kosakischen und kaukasischen Dörfern war es bestimmt, historisch zu werden‘. Denn hier erwachte zum erstenmal das dichterische Talent. Gleich die ersten Erzählungen, die der aristokratische Artillerieoffizier anonym im ‚Zeitgenossen‘ veröffentlichte, erregten die Bewunderung nicht nur des Herausgebers dieser Zeitschrift,

Nekrassow, sondern des gesamten gebildeten Publikums; Alexander II. gab sogar Befehl, die ‚Erzählungen aus Sewastopol' ins Französische zu übersetzen.

Nach Petersburg als Kurier geschickt, wurde Tolstoi von den damaligen Koryphäen der russischen Literatur mit offenen Armen aufgenommen, verbindet sich aber mit niemandem zu engerer Freundschaft. ‚Die Wucht seiner mächtigen, oftmals aggressiven, stets hartnäckigen, künstlerischen Persönlichkeit, sein Temperament riefen einen Sturm in der bis dahin friedlichen Atmosphäre hervor.' So entstand mancher Zwist, besonders mit Turgenjew, mit dem es beinahe zu einem Duell gekommen wäre.

Der vierte und letzte Teil des ersten Bandes erzählt von den Reisen der literarischen und sozial-pädagogischen Tätigkeit Tolstois. Er geht zweimal ins Ausland, um sich mit der Kultur Westeuropas vertraut zu machen. Alles interessiert ihn lebhaft. Das öffentliche Leben auf der Straße, in den Cafés, besonders aber die Schulen, denn es beschäftigen ihn zu jener Zeit (1861/62) pädagogische Ideen, die er dann auch zu Hause in Jasnaja Poljana in die Tat umsetzt, indem er Schulen für Bauernkinder gründete und auch den Unterricht teilweise selbst erteilte. Eine pädagogische Zeitschrift ruft er ins Leben, in der er seine pädagogischen Anschauungen niederlegt und die Erlebnisse in den Schulen schildert. Mit vielen Schwierigkeiten hat er zu kämpfen, zumal ihm die hohe Regierung nicht besonders hold ist, ja sogar ihm die Polizei in Schule und Haus schickt. Tolstoi verlangt wegen dieser Beleidigung Genugtuung. Der Kaiser sendet einen seiner Adjutanten mit der Bitte um Entschuldigung. Leider läßt uns P. Birukof im unklaren, ob Tolstoi wegen der Schikane von seiten der Polizei seine pädagogische Tätigkeit aufgegeben habe oder aus einem anderen Grunde.

Tolstoi hofft, endlich die ersehnte Ruhe und Zufriedenheit in der Ehe und im glücklichen Familienleben, von dem er schon lange geträumt, zu finden.

Wenn wir die erste Hälfte seines Lebens überblicken, so fällt uns neben der leidenschaftlichen Hingabe an alles, was irgendwie in seinen Bereich gerät, ein ‚anderer bemerkenswerter Zug in seinem Wesen auf', nämlich ‚seine beständige Unzufriedenheit mit sich selbst, seiner sozialen Tätigkeit, seinem literarischen Wirken. . . . Diese Unzufriedenheit war keine schwächliche, unbegründete Klage. Es lagen ihr tiefe, wirkliche Ursachen zugrunde. . . . Seiner geistigen Entwicklung fehlte die nötigste Grundlage — der Zusammenhang aller ihn fesselnden Ideen. Oft kam er der Lösung dieser großen Frage nahe, vermochte sie jedoch nicht zu erreichen, schritt weiter und litt darunter tief und fürchterlich. Dieses Schwanken um die eine — die einzig mögliche, notwendige und befriedigende Lösung — erklärt alle seine scheinbaren Widersprüche, seine Räsonnements und seine Selbstanklage'. —

Der zweite Band der Birukofschen Biographie, dessen nähere Kenntnisnahme uns die russische Zensur vorenthalten hat, erzählt uns von Tolstois Familienglück und Wohlstand, von seinen landwirtschaftlichen Arbeiten und literarischen Erzeugnissen, den großen Romanen ‚Krieg und Frieden' und ‚Anna Karenina'. Tolstoi steht auf dem Höhepunkt seines literarischen Ruhmes. Es werden uns auch Geschehnisse in seinem Leben mitgeteilt, die den Umschwung seiner Weltanschauung herbeiführen. Er gelangt zur Religion. Seine Religion ist das Christentum ohne Dogma, wie wir es bereits in einem eigenen Aufsatz über Tolstois Weltanschauung (Hochland, Januarheft 1908) charakterisiert haben. — Es war Tolstoi nicht vergönnt gewesen, als einfacher Bauer inmitten der Bauern in einer Isba zu leben. Der Tod rief ihn, den rastlos Strebenden, am 20. November in die Ewigkeit. Sein letztes Wort auf dem Sterbebette war ein Wort der Liebe an die Millionen, welche des Lebens Not zu bitter fühlen. Rußland hat in ihm den größten Schriftsteller und einen seiner edelsten Söhne verloren.

# Hochland-Echo

## Von der Wiedergeburt einheitlicher Weltansicht

Der Berliner Philosoph und Psychologe Karl Stumpf, nicht selber systembauend, aber feinhörig die Gedankenrhythmen seiner Zeit auffassend, beschließt einen Ausblick auf die allenthalben sich ankündigende ‚Wiedergeburt der Philosophie'* mit dem Gruß an einen künftigen Sieger. Wohl finde da und dort schon mancher einzelne wieder die ihm genügende Form einheitlicher Weltanschauung. Aber die universelle Geltungsmöglichkeit müsse erst noch errungen werden:

> ‚Die höchste Palme menschlicher Geistesarbeit harrt noch des Siegers. Es gälte eine die Natur- und Geisteswissenschaften gleichmäßig durchdringende Ideenwelt zu schaffen, die mit sachlicher Überzeugungskraft die weitesten Kreise der Forscher bezwänge und durch sie die gebildete Menschheit überhaupt mit neuem Lebensblute füllte. Dies könnte nur einem königlichen Genius gelingen, wenn er noch irgend möglich ist, der Leibnizens mathematisch-physikalische Begabung, die unbegrenzte Weite seiner Interessen, die durchsichtige Klarheit seiner Gedankenbildung mit Kants bohrendem Tiefsinn und ethischem Pathos vereinigte.'

Aber nicht nur Leibnizens äußere Universalität, auch dessen positive Leitgedanken schreibt Stumpf dem kommenden Erneuerer der Philosophie zu. Er wird nichts unerhört Neues bringen und keiner jener rasch sich ablösenden Modephilosophen sein, die ihren Gedankenbau nur auf den Trümmern ihrer Vorgänger zu fundamentieren wissen, aber ebenso rasch selbst wieder einem gleich eilfertigen Nachfolger den Platz räumen.

> ‚Das rasche Veralten der sogenannten idealistischen Systeme . . . (eines Fichte, Schelling, Hegel) . . . ist nicht etwa eine allgemeine Eigentümlichkeit philosophischer Theorien überhaupt. Denn die Grundsätze der noch ein Jahrhundert älteren Leibnizischen Philosophie sind heute noch verständlich, verständlicher vielleicht als zu ihrer Zeit, und sie sind großenteils, wenn man von der theologischen Fassung absieht, in den dauernden Besitz der Wissenschaft übergegangen. Leibnizisches Erbe, Geist von seinem Geiste, durchdringt, wie Du Bois-Reymond ausführte und sich noch tiefer begründen ließe, die neuere Naturwissenschaft. Leibnizens Ideen über Substanz und Kausalität, über Freiheit und Determination, über Bewußtsein und Unbewußtes berühren sich mit den fortgeschrittensten Untersuchungen der Gegenwart. Seine Logik ist, wie der Franzose Couturat in einem ausgezeichneten Werke dargelegt hat, voll solcher Berührungen, sie steht mitten in der heutigen Bewegung, derart, daß selbst Kant in diesem Gebiete ganz gegen Leibniz zurücktritt.'

Es kommt uns hier nicht auf jede Einzelbehauptung in Stumpfs philosophischer Prophetie an, sondern auf ihren Grundzug, der zweifellos ein Widereinlenken in die Idee der ‚philosophia perennis' bedeutet. Denn gerade

---

* Eingereiht der höchst lesenswerten Sammlung seiner ‚Philosophischen Reden und Vorträge' (Leipzig 1910, Verlag J. A. Barth. Geb. M. 5.80), der wir auch alle übrigen Zitate entnehmen.

Leibniz, der dem künftigen Sieger als das höchste Vorbild dargestellt wird, wollte ja am allerwenigsten ein kühner Neuerer sein, sondern bekannte sich selbst, den Synkretismus manchesmal bis zur Zweideutigkeit treibend, ausdrücklich zu der Absicht, ‚die frühere Philosophie' und speziell den Aristotelismus in gewisser Weise ‚wieder zu Ehren zu bringen'. In seiner metaphysischen Abhandlung aus dem Jahre 1866 z. B. erklärt sich Leibniz durch seine

‚Forschungen davon überzeugt, daß unsere Modernen dem heiligen Thomas und anderen großen Männern seiner Zeit nicht die genügende Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß manche Lehren der scholastischen Philosophen und Theologen auf viel festerem Grunde ruhten, als man sich gewöhnlich vorstellt; vorausgesetzt allerdings, daß man sie in richtiger Weise und an ihrem Platze braucht. Ja ich bin überzeugt, daß, wenn irgend ein wissenschaftlicher und spekulativer Kopf sich die Mühe geben würde, ihre Gedanken nach analytischer Methode, wie sie in der Geometrie geübt wird, durchzudenken und aufzuklären, er darin einen Schatz höchst wichtiger und streng beweiskräftiger Wahrheiten finden würde.'

Und noch 1714, in einem Brief an Remond, bekennt sich Leibniz ausdrücklich zu dem Ideal einer ‚perennis quaedam philosophia'. —

Bei zwei Hauptproblemen wird auch aus Stumpfs, wie so manches anderen Neuleibnizianers, Gedankengängen die überzeitliche Geltung höchster Grundwahrheiten mit neuer Eindringlichkeit deutlich. Für das Grundproblem der Naturphilosophie durch seine Abhandlung über den ‚Entwicklungsgedanken in der gegenwärtigen Philosophie'; denn darin gelangt er mit Lotze und Baer, Weismann und Koelicker zu der folgenschweren Einsicht, daß ‚zweckmäßige Gebilde immer nur aus bestimmt disponierten Anfangszuständen hervorgehen', mithin die Entwicklungslehre ohne Voraussetzung der allgemeinen Teleologie — er möchte sogar sagen: Theologie — gar nicht begriffen werden kann.

Und nicht minder nahe führt Stumpfs Abmahnung ‚Vom ethischen Skeptizismus' an alte und ewige Wahrheiten heran. Denn hier muß er Kants formalistischen Pflichtbegriff rundweg ablehnen und jedem noch so genial formulierten ethischen Subjektivismus und Relativismus absagen:

‚Schwung und Zug kommt nur in ein Leben, das von großen objektiven Zielen erfüllt ist. Die Rose, die, sich selber schmückend, auch den Garten schmückt, ist doch für den Menschen nicht das richtige Gleichnis. Und wenn Nietzsche, der Sprößling einer ungleichen Ehe zwischen Romantik und Darwinismus, von Herrenmenschen träumt, die hoch über der profanen Menge wie die Häupter der Alpen ihre einsame Größe genießen, so ist dies auch mehr poetisch als psychologisch gedacht. Durch Verlegung aller Willensziele in das Subjekt können Herrenmenschen nur im Sinne von Cesare Borgia, Karikaturen wahrer Menschengröße, erwachsen. Alle Wortkünste Nietzsches wiegen den schlichten Satz nicht auf, der die wahre Grundformel auch für unsere Zeit und das Geheimnis aller Größe enthält: Nur wer seine Seele verliert, wird sie wieder gewinnen.'

Eine ‚objektiv gerichtete Güterlehre' hält Stumpf für unerläßlich, die das Bewußtsein neu stärkt, daß ‚es Werte an sich gibt deren Anerkennung sich der einzelne nicht entziehen kann'. Er will auch den ethischen Skeptiker, der sich von Autorität und Tradition gänzlich lossagen und sein' Sach auf eigene Überlegung stellen will, wieder zu der Einsicht geführt wissen,

‚daß in den anerzogenen Wertgefühlen vieles doch auch rationell zu verstehen und zu rechtfertigen ist, und daß im übrigen schon das Bestehen gegebener Ordnungen des Lebens und fester Institutionen, auch wenn sie nicht tadellos sind, eines der größten und unentbehrlichsten allgemeinen Güter ist; daß er sich selbst auf Schritt und Tritt in solchen Formen bewegt und sie im kleinen und großen keinen Augenblick missen könnte; daß jede Abweichung, die in egoistischen Motiven wurzelt, die Kraft der Institution untergräbt und, wenn sie niemand zur Kenntnis kommt, doch in dem Handelnden selbst unweigerlich eine Disposition hinterläßt, die sein Fühlen und Wollen für alle Zukunft schwächt.‘

So baut Stumpf selbst in mancher metaphysischen und ethischen Kernfrage dem künftigen Sieger positiv vor. Auf weitere wertvolle oder widerspruchheischende Einzelheiten seiner Prognose sei hier nicht eingegangen; es handelt sich ja vornehmlich um die Registrierung einiger symptomatisch bedeutsamen Gedanken. Aber einer allgemeinen Grundauffassung Stumpfs muß doch die unsere entgegengestellt werden, da es sich hiebei um das Wesensverhältnis von Wissenschaft und Religion handelt. Stumpf glaubt an die Möglichkeit einer großen philosophischen Synthese allein aus der Fortentwicklung des wissenschaftlichen Geistes heraus. Wir glauben, daß gerade hierin Leibniz nicht der Korrektur, sondern eher noch einer positiven Vertiefung bedarf. Die notwendige ‚Übereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft‘, von welcher Leibniz in seiner Theodicee ausgeht, kann als Voraussetzung gar nicht preisgegeben werden, ohne daß auch in der Wissenschaft selbst der Zusammenhang und die geistige Ganzheit schwindet. Solange diese Voraussetzung nicht wieder an die Stelle der religiösen ‚Voraussetzungslosigkeit‘ gesetzt wird, bleibt auch die Klage zurecht bestehen, welche sich Mommsen bei einem Vergleich des gegenwärtigen Zustands der Wissenschaft mit Leibnizens Universalität auf die Lippen drängte: ‚Unser Werk lobt keinen Meister, und keines Meisters Auge freut sich an ihm; denn es hat keinen Meister, und wir sind alle nur Gesellen.‘

Im Reiche der Gedanken gibt es einen selbstherrlichen Meister und Sieger so wenig als im Reiche der Ethik. ‚Nur wer seine Seele verliert, wird sie gewinnen.‘ Nur wer sich in Demut zu den ewigen Wahrheiten bekennt, wird aus ihnen und mit ihnen wieder zur universalen Beherrschung aller zeitlichen Einsichten, zur vollkommen einheitlichen Weltansicht uns emporführen. E.



# Rundschau

## Zeitgeschichte

**Eine synkretistische Religionsentwicklung in Nordamerika.** Ein Teil der amerikanischen Juden wandelt ganz neue Wege. Mehrere Rabbiner, die aus dem Seminar von Columbus, Ohio — wenn ich nicht irre — hervorgegangen sind, haben nicht ohne Erfolg es durchgesetzt, daß sich größere Teile des amerikanischen Judentums abgesplittert haben, um eine Art allgemeiner Humanitätsreligion zu gründen. Sie werden dabei von den Unitarians, den Unitariern, unterstützt, bei denen die Taufe vielfach schon als ein überwundener Standpunkt gilt, denen mithin der eigentliche christliche Charakter fehlt. Beide Teile haben sich einander genähert, und es wird vielleicht nicht lange dauern, daß sie sich auf eine Art von gemeinsamer Lehre, die bestenfalls in der Mehrheit der Lehrsätze rein negativer Art sein wird, geeinigt haben werden. Soweit es heute möglich ist, etwas Bestimmtes über die Ansichten zu sagen, darf man annehmen, daß die äußerst verschwommenen Thesen sich ungefähr in die Worte zusammenfassen lassen: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.' Irgend eine, jeder formalen Fassung widerstrebende Auffassung von einem Wesen, Gott genannt, thront über dem ganzen ‚Lehr'gebäude, und damit scheint man sich zu begnügen.

Das Alte Testament, soweit es rein geschichtliche Tatsachen mitteilt, wird von diesen Juden beibehalten; was aber als Offenbarung Gottes anzusehen ist, wird wegsymbolisiert. Die zehn Gebote gelten als rein menschliche Satzungen und haben nur eine bedingungsweise verbindliche Kraft.

Man kann es völlig verstehen, daß dieser Teil des Judentums das Bedürfnis hatte, sich bei so grundstürzenden Neuerungen nach Bundesgenossen umzusehen. Und die erste Annäherung an die Unitarier, eine Sekte, die sogar in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein wenig verdächtig angeschaut wird, ergab eine ziemliche Geneigtheit zu einem zukünftigen gemeinschaftlichen Vorgehen.

Unter dem an sich nicht unverständlichen Vorwande, auch die Männer zum Gottesdienst in der Synagoge sehen zu wollen, die doch am Sabbat geschäftlich abgehalten seien und sozusagen nie kamen, setzten diese wenigen Rabbiner es durch, daß der Sabbat und seine Feier fallen gelassen und alles auf den Sonntag verlegt wurde. Das ging nicht ohne ein großes Verwundern und etwas Widerstand durch; aber schließlich fand man die Sache recht praktisch und freute sich des Erfolges.

‚Jesus-ben-David, der große Rabbi', wurde als leuchtender, rein menschlich zu betrachtender Gesetzeslehrer gefeiert, und einzelne Synagogen hallten wieder von seinem Lobe als edler und erhabener Mensch, der aller Verehrung würdig sei. Was die Christen von ihm aussagen, ist alles unwahr, soweit es über seine Bedeutung als Philosoph, Patriot und Philanthrop hinausgeht. Auch hierüber gab es anfangs ein bedeutsames Schütteln des Kopfes; aber bald gewöhnte man sich auch an diese Neuerung, zumal sie sehr geeignet war, als hauptsächlichste Grundlage eines ungeschriebenen Bündnisvertrages mit den Unitariern zu dienen.

Die Anhänger dieser Lehren, soweit man verschwommene Gefühle als solche bezeichnen kann, nehmen nicht den geringsten Anstand, am Sonntage christliche Kirchen nichtkatholischen Bekenntnisses zu besuchen, wenn für sie eine Synagoge nichtorthodoxer Art nicht erreichbar ist. Daraus mag man entnehmen, wie weit die Atomisierung der spezifisch jüdischen Glaubensauffassung bei diesen Juden schon fortgeschritten ist. Man ginge aber sehr fehl, wenn man schließen wollte, daß auf diese Weise langsam ein Aufgehen dieses

Teiles der Judenschaft in die christliche Umgebung sich vorbereiten würde. Ganz im Gegenteil. Das Rasse-, nicht das Religionsgefühl, ist hier vielleicht stärker entwickelt als bei den strenggläubigsten Juden. Von einer Verschmelzung des Judentums mit den sie umgebenden anderen Völkern wollen sie ganz und gar nichts wissen. Sie sind Juden und sagen es, oft ohne jede eigentliche Veranlassung zu einem solchen Bekenntnisse, jedem, der es hören und nicht hören will.

Die Unitarier auf der andern Seite sind, soweit die junge Generation in Frage kommt, fast durchgängig Heiden, wenn man alle Mitglieder christlicher Völker als solche bezeichnen will, die ungetauft sind. Die Prediger dieser Sekte haben es in den letzten dreißig Jahren fertig gebracht, daß jeglicher Glaube an ein Sakrament bei ihren Anhängern geschwunden ist. Sieht man sich den Inhalt der Predigten, auf deren äußere Form durchschnittlich ein hoher Wert gelegt wird, an, so vermag man nur in den seltensten Fällen eine Andeutung zu finden, die über den Bereich der natürlichen Tugenden hinausragte. Und unternimmt man es, eine ‚theologische' Predigt — die meisten derselben enthalten überhaupt keine Theologie mehr — auf ihren wirklichen Inhalt zu analysieren, so bleiben eine Anzahl negative und einzelne völlig ungreifbare, verschwommene Sätze übrig, die über alles hinwegzutäuschen berufen sind.

Die nationale Konferenz der ‚unitarischen und anderen christlichen Kirchen Amerikas' von Saratoga im Jahre 1894 vermochte sich lediglich auf folgende Erklärung zu einigen: ‚Diese Kirchen nehmen die Religion von Jesus an, indem sie in Übereinstimmung mit seiner Lehre festhalten, daß die praktische Religion in der Liebe zu Gott und der Liebe zum Menschen gipfelt.' Das ist das einzig Gemeinsame dieser verschiedenen Sekten, die damals versammelt waren, und alle anderen Vorschläge über Glaubenssätze scheiterten an dem Widerspruch dieser oder jener ‚Kirche'. Religiös und theologisch waren alle dort vertretenen Gemeinschaften im höchsten Grade minderwertig, weil bei allen der stets stärker werdende Drang vorherrscht, alles Positive aus dem seines übernatürlichen Charakters schon längst entkleideten Glauben auszuschalten. Darum darf man sich nicht wundern, wenn man das Glaubensbekenntnis der Unitarier in folgende zweideutige und verwaschene Sätze zusammengezogen sieht: ‚Die Vaterschaft Gottes, die Brüderschaft der Menschen, die Führerschaft von Jesus, Rettung durch den Charakter, der Fortschritt der Menschheit vorwärts und aufwärts für immer.'

Ob gewollt oder ungewollt, ist gleichgültig; solche ‚Lehren' befördern ausschließlich die auch im Heidentum bis zu einem gewissen Grade und in gewissem Umfang gepflegten rein natürlichen Tugenden und dadurch kommt man dem Materialismus unserer Tage in der bequemsten Weise entgegen.

Zwei so geartete Richtungen, die eine ausschließlich auf dem Boden des Rassesemitismus stehend, die andere äußerlich noch zum Christentum haltend, mußten sich eigentlich naturnotwendig finden und lieben, nachdem man beiderseits erkannt hatte, daß einer Annäherung irgend eine positive Glaubensüberzeugung, an der der andere Teil sich stoßen könnte, nicht im Wege stand. Von dieser Feststellung zur Anfreundung war nur ein Schritt, und dieser ist gemacht, worüber allerdings die rationalistische Judenschaft Amerikas die lautere Freude gezeigt hat, denn sie ist der empfangende, und die Unitarier der in Gnaden gebende Teil.

Der bedeutendste und angesehenste Rabbiner unter diesen ganz modernen Juden ist Dr. Joseph Krauskopf, der in New-York eine große Gemeinde gegründet hat, die voll Fanatismus für seine Anschauungen ihn hoch verehrt. Ich bin gezwungen, zu sagen Fanatismus, denn Begeisterung wäre ein viel zu schwaches Wort für die dortigen Gefühle. Dieser Mann mit dem intelligenten Gesicht, dem die Linien des starken Willens nicht fehlen, hat ein Buch über das Passionsspiel in Oberammergau erscheinen lassen, das den Titel führt: ‚A Rabbi's Impression of the Oberammergau Pas-

sion Play'. Dasselbe hat insofern eine enge Beziehung zu den vorstehenden Mitteilungen, als der Verfasser darin den vollen Beweis erbringt, daß er in Leugnung der göttlichen Offenbarung im Alten Testamente seinen Freunden von der unitarischen Richtung in nichts nachsteht, er also völlig bündnisfähig ist.

Dieses Buch ist ein greller Mißklang in der Oberammergauer Literatur, obschon es sich selbst als eine gediegene wissenschaftliche Untersuchung bezeichnet. Wenn die Ansprüche des Doktors der Theologie Krauskopf an die Wissenschaftlichkeit eines Werkes keine größeren sind, dann darf man ihn ruhig aus der Klasse der Gelehrten streichen. Nicht ihres inneren Wertes wegen beansprucht diese Darstellung Beachtung, sondern weil dieselbe unter Aufwendung großer Mittel, wie mir scheint, in verschiedenen Ausgaben namentlich unter christlichen Lesern verbreitet worden ist. Die bestechende äußere Form wird besonders bei solchen, die die dialektischen Kunststücke des Verfassers nicht zu durchschauen vermögen, großen geistigen Schaden verursacht haben.

Wer ein Buch von einem jüdischen Rabbiner über Oberammergau in die Hand nimmt, muß ganz naturgemäß erwarten, daß dasselbe den ganzen Inhalt des Passionsspieles ablehnt. Das ist sein gutes Recht von seinem Standpunkt aus; denn täte er es nicht, so wäre es schwer einzusehen, wie er Rabbiner bleiben könnte. Dabei bleibt aber bestehen, daß er objektiv genug sein kann, um das Spiel als solches, ohne religiöse und Rassenvorurteile, lediglich auf seine allgemeine Wirkung hin gerecht zu beurteilen. Beides hat Dr Krauskopf zwar getan, letzteres dagegen nur bis zu einem gewissen Grade.

Der allgemeine Gang seiner Ausführungen schließt sich eng an den Fortgang des Spieles auf der Bühne an, und bei passender Gelegenheit macht er seine polemischen Bemerkungen dazu. Seine allgemeine Stellung zum Passionsspiel kennzeichnet der Verfasser im Vorwort, wo es heißt: ‚Das Oberammergauer Passionsspiel hat gezeigt, daß dort Lügen (Falsehoods) dargestellt und gelehrt werden, die man ausrotten muß, und daß dort Wahrheiten unterdrückt werden, die ans Licht gestellt und auf das weiteste verbreitet werden müssen, wenn dem Juden künftige Leiden erspart und der Christ vor fernerem Unrechttun gegen Israel bewahrt werden soll.' Im Interesse des Friedens, im Geiste der Wahrheit und der Liebe zum Juden wie Nichtjuden will Krauskopf seine Eindrücke schildern. ‚Man glaubt,' so setzt er hinzu, ‚daß das Buch eine Möglichkeit biete in Jesus, dem Menschen, diejenigen wieder zu vereinigen, die in Jesu, dem Christus, getrennt worden sind.' Dieses selbstbewußte Wort kann sich nur an diejenigen richten, für die Jesus schon seit lange nur noch ein Mensch ist; uns kann das nicht berühren.

Bei Aufzählung der von ihm benutzten Quellen nennt der Verfasser das Alte und Neue Testament, die talmudistischen und Väterschriften, die alte Geschichte und die moderne Vernunft. Um es aber hier gleich festzustellen, seine Kenntnis der christlichen Theologie beruht auf einigen Büchern, die sich auf der Linie von Jülichers Anschauungen bewegen, ohne daß er auch nur den Anlauf gemacht hätte, über die seichte rationalistische Auffassung vom Christentum hinüber zu einer vertieften Auffassung desselben zu gelangen. Viele Dinge nimmt er aus zweiter Hand, ohne sich zu fragen, ob der Geber echte Ware oder Talmi bot und bieten konnte.

Dr. Krauskopf gerät gänzlich unnütz in die Hitze, wenn er behauptet, daß das Spiel der beste Nährboden für eine Verdichtung des Judenhasses sei. Die historischen, führenden Persönlichkeiten des Judenvolkes, die dargestellt werden, gewinnen gewiß nicht die Sympathien der Zuschauer; aber der Abscheu vor dem vorzüglich gespielten Judas, vor der jüdischen Menge, vor den Mitgliedern des hohen Rates überträgt sich **nicht** auf die heutigen Juden. Das ist eine völlig unbewiesene Behauptung, deren künstliche Aufbauschung man mit Händen greifen kann.

Die vom Verfasser unternommene Entkräftigung des Berichtes über die bei Pilatus durchgesetzte Verurteilung des Heilandes von seiten der Juden hantiert mit alten, schon oft als unstichhaltig erwiesenen Argumenten, die nicht besser werden dadurch, daß der Verfasser sie mit einem gewissen wissenschaftlichen Anstrich wiederholt. Der eigentliche Schöpfer des heutigen Christentums sei nicht Jesus, berichtet Krauskopf, sondern der Apostel Paulus. Die Schilderung des Apostels Paulus ist eine zweiseitige. Zunächst gilt es, das Lob dieses gewaltigen Juden aus Judenmund zu singen, und das ist ganz in der Ordnung; denn auf diesen Abkömmling ihrer Rasse haben die Juden alles Recht, stolz zu sein; ist er doch unter den großen Männern der ganzen Weltgeschichte der größten einer. Dann aber folgt die Kritik seiner Stellung als ‚Gründer' des Christentums, die natürlich anders lautet und sich im übrigen schlecht mit den vorherigen Ausführungen in Einklang bringen läßt.

Es gehört heute schon zu den wissenschaftlichen Mätzchen, daß man für jedes Geheimnis unserer Religion das genaue Vorbild aus den heidnischen Mythologien bereit hat und dem Christentum einfach die platte Herübernahme desselben vorwirft. Bei der Stellung des Verfassers zum Christentum kann ich es verstehen, wenn er selbst solche Argumente benutzt, um Eindruck zu machen. Nicht verstehen kann ich es jedoch, wenn er dabei die Achtung vor der Glaubensüberzeugung anderer so beiseite setzt, daß er das Geheimnis der Menschwerdung in der frechsten Weise in den Kot zieht, indem er es mit Nachdruck als eine bloße Christianisierung des Mythus von Leda mit dem Schwan — Maria und Taube — hinstellt. Ein Rabbiner, der sich mit flammenden Worten zum Verteidiger seines geknechteten Volkes aufwirft, dürfte sich eigentlich nicht wundern, wenn ihm klar gemacht würde, daß er mit solchen Gemeinheiten selbst da einen gewissen Judenhaß zu erzeugen imstande wäre, wo bisher keiner bestand.

Es ist durchaus begreiflich, daß ein Rabbiner, selbst wenn er einer ‚reformierten Gemeinde' vorsteht, kein Auge zu haben vorgibt für einen Teil der Gründe wenigstens, die eine so weitverbreitete Abneigung gegen die Juden, nicht nur in den christlichen Ländern, hervorgerufen haben. Aber Einspruch erheben muß ich gegen die beleidigende Art, mit der er sagt: ‚Die Wahrheit muß durchbrechen, die der Welt den Juden zeigen werden als einen, der achzehnhundert Jahre d e n W e g d e s K r e u z e s gewandelt ist, der der wahre l e i d e n d e H e i l a n d, der d e r w a h r e E r l ö s e r der Menschen gewesen ist.' Das sind Maßlosigkeiten und Überhebungen, die jeder ruhig denkende Jude als gefährlich weit von sich weisen wird.

Aber ebenso wie Krauskopf und seine Anhänger auf die mehr oder weniger orthodoxe Judenschaft als höchst rückständige Gesellen mit Mitleid herabsehen, so scheuen diese sich nicht, dem New Yorker Rabbiner als Bastard mit energischem Griff den Stuhl vor die Türe zu setzen. Wo vom Judentum nur noch die Rasse übriggeblieben ist, kann ein dauernder geistiger Halt nicht erwartet werden. Das fühlen die anderen Juden und richten sich darauf ein, die ‚reformierten Gemeinden' völlig zu verleugnen.

Fragt man zum Schlusse, was nun eigentlich am letzten Ende bezweckt wird, so ist man in der größten Verlegenheit, eine Antwort zu finden. Krauskopf und die Seinigen wollen unter allen Umständen Juden bleiben und niemals Christen werden, selbst nicht in der unchristlichen Form des Unitarianismus. Die Unitarier haben noch weniger vor, etwas von ihrer Stellung aufzugeben; sie nehmen sich nur der ‚reformierten Gemeinden' insofern an, als sie dieselben als Bundesgenossen zur Verbreitung ihres unchristlichen Christentums begrüßen. Auf beiden Seiten bildet man sich ein, daß man in Einigkeit an einer gefühlsschwangeren, neuen Menschheitsreligion ohne Glaubenssätze und übernatürliche Verbindlichkeiten arbeiten könne.

Das sind grobe Selbsttäuschungen, die einer augenblicklichen Begeisterung entsprin-

gen, aber auf die Dauer nicht als tragfähig werden befunden werden. Der Bund mag eine Weile vorhalten, dann wird auch er seinem Schicksal entgegeneilen und die ‚reformierten Gemeinden' als zwischen zwei Stühlen sitzend erweisen. Als modernes Religionsproblem beanspruchen diese Vorgänge unser Interesse, zumal es sich um zwei Gemeinschaften handelt, die in Europa sozusagen keine organisierten Vertreter haben.

Msgr. Dr. Paul Maria Baumgarten.

## Philosophie

**Die ‚große Kunst' des Raymundus Lullus.** Der Versuch, die allgemeinsten Grundbegriffe aller menschlichen Erkenntnis so genau und unzweideutig abzugrenzen, daß man einen jeden von ihnen mit einem Buchstaben bezeichnen und sie dann rechnerisch kombinieren kann wie mathematische Zeichen, ist keineswegs so völlig unsinnig, als uns manche Verächter aller ‚lullischen Kunst' glauben machen wollen. Selbst ein so überragender Geist wie Leibniz, der in seiner Jugendschrift ‚Ars combinatoria' einen förmlichen Verbesserungsversuch der lullischen ‚Ars magna' unternahm, hält auch noch als gereifter Denker in der Schrift ‚De scientia universali seu calculo philosophico' wenigstens die ideale Zielvorstellung fest, daß philosophische Beweisführung einmal so klar und sicher sich aufbauen lassen müsse wie mathematische Rechnung, und vertrat zeitlebens das verwandte Ideal einer für alle Völker gleich verständlichen, symbolischen Begriffsschrift oder ‚Pasigraphie'. Für das Gesamtgebiet der Philosophie hat diese Methode heute wohl kaum mehr ernstzunehmende Anhänger. Aber man sollte doch auch nicht vergessen, daß auf *einem* Spezialgebiet wenigstens, in der sogenannten algebraischen oder mathematischen Logik, auch Logistik genannt, die Darstellung allgemeinster Begriffsoperationen durch die Rechenformeln des ‚Logikkalküls' sich erfolgreich eingebürgert hat*.

* Näheres findet man darüber in dem überaus anregenden Werk des italienischen Positivisten F. *Enriques* über ‚Probleme der Wissenschaft'. Deutsch 2 Bde., Leipzig 1910. Verlag Teubner. Gebd. M. 9.—.

Der große Teil der phantastisch ausgebauten ‚großen Kunst', für welchen es keine sachliche Rechtfertigung gibt, läßt sich wenigstens historisch begreifen. Dem genialen Katalonier des 13. Jahrhunderts schwebte, nachdem er sich vom Hofmann und Minnesänger zum unermüdlichen Missionar umgewandelt hatte, als einziger Lebenszweck vor, die christliche Wahrheit allen Ungläubigen gegenüber und speziell vor den Vertretern arabischen Geisteslebens vollkommen zu rechtfertigen. Diesen geistigen Kreuzzug predigte er bis zum langersehnten Märtyrertod, um dessentwillen ihn die Kirche selig gesprochen hat, obwohl sie eine Anzahl seiner Lehrsätze indizierte.

Im engeren Gebiet der Philosophie galt sein Kampf gegen den Unglauben vor allem den averroistischen Infiltrationen in das christliche Denken, die erst Thomas von Aquin endgültig überwunden hat. Diese gegensätzliche Stellung des Kataloniers zur arabischen Philosophie hat erst unlängst eine sorgfältige Untersuchung und Erstedition des Franziskanerpaters *Otto Keicher** ins volle Licht gestellt, damit zugleich auch die eigentliche Absicht der ‚Großen Kunst' besser aufhellend. Lullus wollte auch jenen minder gebildeten Christen seiner Zeit, die neben Sarazenen lebten und oft ihren Glauben gegen Einwürfe zu verteidigen hatten, ein schlagfertiges Beweisverfahren an die Hand geben. Deshalb ersann er in seiner ‚Ars magna' eine Art heuristischer Methode, mittels deren auch solche, die im begrifflichen Denken ungeschult sind, auf schematischem Weg die richtige Antwort auf vorgelegte Zweifel und Einwürfe sollten finden können.

* ‚R. L. und seine Stellung zur arab. Philos.' Als 4. und 5. Heft von Bd. VII der *Baeumker'*schen ‚Beiträge zur Geschichte der Philos. des Mittelalters' (Verlag Aschendorff, Münster. Br. 7.25). — Eine in vieler Hinsicht gegensätzliche Erscheinung mittelalterlicher Philosophiegeschichte, wie sie *Endres'* Monographie ‚Petrus Damiani und die weltliche Wissenschaft' schildert (Ebd. VIII. 3. Br. M. 1.—) ist ebenfalls von allgemeinerem Interesse. B. *Geyers* Edition der nominalistischen, früher Abälard zugeschriebenen ‚Sententiae Divinitatis' (VII, 2—3. Br. M. 8.75) und A. *Grünfelds* Studie über ‚Die Lehre vom göttlichen Willen bei den jüdischen Religionsphilos. des Mittelalters' (Ebd. VII, 6) haben nur Fachinteresse.

Durch die eigenartige Technik, mittels deren er die Begriffszeichen in geraden Linien und Kreisen anordnet, wollte er einen mechanischen Leitfaden vor Augen stellen, aus dem unmittelbar die wichtigsten begrifflichen Beziehungen abgelesen und symbolisch veranschaulicht werden könnten. Der Vorwurf von H. St. Chamberlain, daß Lullus ‚mit Hilfe von Drehscheiben Erkenntnisse mechanisch zu erlangen vorgab', beruht auf Mißverständnissen und Übertreibung. Die ‚große Kunst' wollte nicht an Stelle des Denkens das Drehen von Kreisen mit ihren Begriffszeichen setzen, sondern fertige Denkergebnisse dem Minderdenkfähigen in leichtfaßlicher Form darbieten. So etwa, wie heutzutage die Rechenmaschine dem ungeübten Rechner die fertigen Resultate zugänglich macht, auch wenn nicht er alle dazu führenden Rechenoperationen selbst vorzunehmen vermöchte. Um so mehr hat sich natürlich aber dann der Konstrukteur der Rechenmaschine den Kopf zerbrechen müssen.

Des katalonischen Philosophen ‚große Kunst' und alle seine verwandten Bemühungen beruhen nicht etwa auf einer Unterschätzung des logischen Denkens, das er durch eine mechanische Einrichtung für ersetzbar hielte, sondern im Gegenteil auf einer Überschätzung der Beweiskraft und Beweisfähigkeit aller Wissens- und Glaubensbegriffe. Er wollte der averroistischen Irrlehre von der ‚doppelten Wahrheit' den Garaus machen, nach der ein Satz wahr für den Glauben, aber zugleich falsch für die Vernunft sein kann. Lullus betonte demgegenüber die volle Vereinbarkeit von Glaube und Vernunft bis zu dem Extrem, daß er auch die letzten Glaubensmysterien durch Vernunftgründe beweisen und in seine Begriffsformeln zerlegen wollte. Erst Thomas von Aquin hat diesen einseitigen Intellektualismus wieder ausgeschaltet und der Mystik, die sich bei Lullus zur Theosophie verzerren mußte, durch die Anerkenntnis übervernünftiger Glaubenswahrheiten die rechte Würde in der christlichen Philosophie zurückgegeben. Damit freilich waren auch die Voraussetzungen, auf denen die bloße Begriffskunst der lullischen ‚Ars magna' sich aufbaute, von vornherein für ein weites Gebiet wieder ausgeschaltet, und nicht minder wurden im Verlauf der weiteren Denkentwicklung diese Voraussetzungen überall da benommen, wo die emporwachsende Erfahrungswissenschaft aller rein deduktiven Begriffsklitterung das Recht benahm.

Trotzdem gilt, wie die eingangs erwähnten Verwendungsmöglichkeiten beweisen, auch für Lullus' ‚große Kunst', was er einmal für alle seine Lehren zu bedenken gibt, daß man ‚ihn nicht einfach wegen seiner Ausdrucksweise verurteilen und schmähen, sondern Zweck und Bedeutung des Ganzen ins Auge fassen soll.' Dr. Max Ettlinger.

# Literatur

## Gobineau und die deutsche Kultur.

Endlich ist die Zeit gekommen, wo Ludwig Schemanns unermüdlicher Eifer für die Sache Gobineaus mit immer steigendem Erfolg belohnt wird. Und dankbar muß das Verdienst des begeisterten Jüngers anerkannt werden, der seinem Volk eine solche Persönlichkeit vermittelt, unserem Geistesleben so reiche Kräfte eines kühnen Idealismus gewonnen hat. Mit berechtigter Freude gibt Schemann in seiner neuesten Schrift* einen Überblick über Gobineaus Verhältnis zur deutschen Welt und eine Darlegung der inneren Gründe, aus denen sich dasselbe erklärt.

Es liegt ja nun an sich schon in deutscher Art, das Fremde weitherzig zu schätzen und anzuerkennen, und eine vielseitige Empfänglichkeit hat ja schon manchen Dichter oder Denker des Auslands uns ganz zu eigen werden lassen. Bei Gobineau aber wurde die Aufnahme durch besondere Umstände begünstigt: In ihm selber finden sich echt deutsche Züge, er ist uns nach Art und Werken nah verwandt, und so hat er selbst auch aus innerem Bedürfnis mit dem deutschen Geistesleben Fühlung gesucht. Mit dem Esprit, der leicht beweglichen und ‚sprudelnden Lebendigkeit' des Franzosen verbindet er

* ‚Gobineau und die deutsche Kultur'. Leipzig 1910. F. Eckardt Verlag. Werdandibücherei Bd. 3. geb. 2 Mk.

die deutsche ‚Tiefe und Innerlichkeit‘, und in seinen Dichtungen herrscht, wie in den unsern, gewaltig ausladende Leidenschaft und inniges Gemüt.

Zu diesen deutschen Wesenselementen tritt — durch sie gefördert — eine weitgehende Beeinflussung von deutscher Seite her. Als Knabe schon hat Gobineau mehrere Monate in Deutschland gelebt, und seine amtliche Laufbahn hat ihn dann später längere Zeit nach Hannover und Frankfurt geführt. Wichtiger als das ist der innige Verkehr mit bedeutenden Vertretern deutschen Geisteslebens, mit dem Maler Ary Scheffer, den er schon in jüngeren Jahren in Paris kennen lernte und zu dem er zeitlebens in einem herzlichen Verhältnis stand, dem Württemberger Maler German Bohn, dem Germanisten Adalbert von Keller, mit Anton von Prokesch-Osten, mit dem ihn sein ‚Essai sur l'inégalité des races‘ zuerst in nähere Berührung brachte, und der ‚den Staatsmann und den Kriegshelden, den Reisenden und den Forscher, den Gelehrten und den Dichter in glänzender Weise in sich vereinigte‘, und vor allem mit Richard Wagner, mit dem ihn bis zu seinem Tode eine höchst wertvolle, für beide Teile gleich bedeutsame Freundschaft verband. Und endlich hat Gobineau dem ‚politischen, wissenschaftlichen und literarischen Deutschland‘ ein ständiges, intensives Studium gewidmet. Die deutsche Wissenschaft führte ihn zuerst in das klassische Altertum ein, und auffallend tritt in seinem ‚Essai‘ ‚eine unverhältnismäßige Bevorzugung der deutschen Gelehrten‘ hervor. Gleich innig versenkte er sich in die deutsche Literatur und Kunst; die deutsche Philosophie beschäftigte ihn nicht minder, und für die deutsche Musik hat er ein tiefes und begeistertes Verständnis gehabt*. Für Goethe, der ihm ‚während so mancher Jahre‘ geradezu ‚den Geist der germanischen Völker nach vielen Seiten hin personifizierte‘, hat er hohe Bewunderung gehegt, über Uhland und Heine hat er sich treffend geäußert, in die germanische Götter- und Heldensage hat er sich ‚leidenschaftlich‘ vertieft und eben darin sich mit Wagner zusammengefunden.

* ‚Amadis‘ 1. Buch 3. Gesang.

Ward so die an sich schon in vieler Beziehung deutsche Art des Grafen in nachhaltiger Weise auf allen Gebieten von deutschem Geist befruchtet, so war es natürlich, daß deutsches Wesen auch in seinen Werken mehr und mehr zum Ausdruck kam, und daß er uns so für das, was er empfangen, aus nah verwandter Seele reiche Gaben geboten hat. Freilich traten der gegenseitigen Verständigung mancherlei Hindernisse in den Weg, wie auch Gobineau selbst erst zu ihr heranreifen mußte. Zunächst war seine Sprache eben stets die französische, während er das Deutsche doch nur unvollkommen beherrschte*. Dazu kam ein anfangs ziemlich schroffer Doktrinarismus, der die Vorzüge eines Volkes fast ausschließlich an dessen rein germanische Art knüpfte, die er denn bei uns Deutschen nicht genügend vertreten glaubte. Vor allem aber fand er lange Zeit kein Verhältnis zu den gewaltigen nationalen Bestrebungen Deutschlands, indem er der Meinung war, daß eine solche Zusammenfassung und Vereinigung des Reiches ‚die Lebenskräfte der Teile wie des Ganzen‘ schwächen werde, wie es ja auch in Frankreich der Fall gewesen sei. Erst die Ereignisse der Jahre 1870/71 haben den Grafen in dieser Beziehung eines Besseren belehrt. Und obwohl seine Vaterlandsliebe damals schwer getroffen wurde, so hat er doch, ‚für kleinlichen Haß und Rachedurst zu groß‘, von nun an einzig darauf Bedacht genommen, ‚seinem Volk das Gute zukommen zu lassen, das ihm aus dem Beispiel gewisser überlegener Eigenschaften des Siegers von 70 erwachsen zu können schien.‘ Und ‚nichts erschien ihm nötiger‘, als eine unheilbare Entfremdung der beiden großen Nachbarvölker zu verhüten.

Wenn nun aber trotz der so nahen Verwandtschaft des Gobineauschen Geistes mit deutschem Wesen und trotz seiner eigenen

* Gleichwohl trug er sich mit dem freilich nur einmal gelegentlich verwirklichten Gedanken, einzelne seiner Arbeiten selbst ins Deutsche zu übertragen, wie er überhaupt die deutsche Sprache liebte.

Bestrebungen die Werke des großen Franzosen nur langsam Eingang bei uns fanden, und wenn er selbst die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches, in engste Wechselwirkung mit dem deutschen Geistesleben zu treten, nicht erlebt hat, obwohl sich manche verständnisvolle Freunde darum bemühten und selbst Wagner nachdrücklich für ihn eingetreten ist, so beruht das nicht allein auf jenen oben dargelegten Gründen, die ja mehr und mehr schwanden, es erklärt sich vielleicht noch mehr aus der ganzen, sehr hohen und gedankentiefen Art des Mannes, die leichtere Wirkungen verschmäht und von dem Leser Erhebung des Geistes verlangt. Auch war sein Aristokratismus unzeitgemäß, der gegenüber dem demokratisierenden Zug der Zeit Abstufungen auf allen und zumal auf den geistigen Gebieten anerkannte und verteidigte, unzeitgemäß auch sein unbedingter Idealismus, der ewige und innere Werte forderte, und der in seiner Innerlichkeit geradezu zu einer Leugnung des modernen Fortschritts geführt hat; denn dieser Fortschritt schien ihm mit der Verödung des Seelenlebens allzu teuer und verhängnisvoll erkauft. Und endlich war er — und das hebt Schemann ganz besonders hervor — in scharfem Gegensatz zu Nietzsche ein durchaus positiv gerichteter, aufbauender Geist, der vor den überkommenen Werten mit tiefer Ehrfurcht stand, und solchen Geistern folgt der Durchschnitt schwerer als den kritisch veranlagten oder zerstörenden, weil ihm gegenüber allem Großen die Verneinung leichter fällt als die verstehende Bejahung.

Je stärker aber das Gefühl der inneren Leere unter den führenden Geistern geworden ist, um so mehr ist nun nach vielen Jahren Gobineaus Zeit gekommen. Und tiefer und tiefer dringt er mit der Fülle all der Gaben, deren das veräußerlichte Leben bedarf, in das moderne Geistesleben Deutschlands ein, so daß Schemann schon heute von einer gewissen ‚Popularität' des Grafen sprechen kann. Die Verbreitung der ‚Renaissance' allein schon würde diesen Ausdruck rechtfertigen, aber auch andere seiner Werke werden mehr und mehr bekannt. Sehen wir von den bedeutenden Wirkungen seines Rassenwerkes ab*. Unter seinen Dichtungen ist die Jugendtragödie ‚Alexander' — auch in Schulen gelesen — dreimal ins Deutsche übersetzt; auch die allgeschätzten ‚Plejaden' liegen jetzt in Übertragung vor. Weit verbreitet sind seine ‚Asiatischen Novellen', und man bemüht sich eifrig, seine ‚Renaissance' auch für die Bühne zu gewinnen.

So wird denn auch sein letztes Werk, die gewaltige Amadisdichtung, wohl noch einmal in Deutschland heimisch werden. Möchte sich bald ein Übersetzer finden, der mit der Formkraft, die eine so ausgedehnte Dichtung verlangt, den Schwung und die seltene Vielseitigkeit verbände, die zu einer wirklichen Übertragung des ‚Amadis' unerläßlich sind. Denn gerade dieses Werk verdient Verbreitung um seiner Gemütstiefe willen, mit seiner Fülle der bald erhabenen, bald grimmigen und bis zu beißendem Hohn gesteigerten Leidenschaft, dem köstlichen Humor und der bald kindlich unbefangenen, bald tief ergriffenen Naturfreudigkeit, mit seinen Helden und Frauen, vor allem mit seinem hinreißenden Idealismus und seiner gewaltigen Sehnsucht nach Hohem und Heiligem, das man verehrt.

Gobineaus Kunst und Wesen ist voll Kraft und gesunder Zuversicht, sie ruft zum Kampf auf um die Vollkommenheit und atmet herbe Verachtung gegenüber selbstverschuldeter Schwäche und Armseligkeit. Das sind die Elemente, die er unserem Geistesleben bringt, und darum ist er eine Wohltat für unsere kränkelnde Zeit.

Alfons M. Scherer.

# Theater

**Berliner Theater.** **Als eine kleine** Überraschung wurde in der Berliner Literaturwelt Reinhardts Aufführung von Fuldas ‚Herr und Diener' angesehen. Fulda war damit gewissermaßen ‚literaturfähig' geworden, und es kursierten über die Ursache der Aufnahme Fuldas in die Reihen der Modernen und ihre geweihten Hallen einige

* Vgl. zu dieser ganzen Frage Schemann, ‚Gobineaus Rassenwerk', Stuttgart, Frommann 1910.

abenteuerliche Gerüchte. Man sagte, der Dichter habe das Stück anonym eingereicht und sich so gewissermaßen Sitz und Rang unter den Reinhardt-Würdigen erschlichen. Diese Wendung aber gibt den Tatbestand ein wenig verdreht wieder, der dieser Art liegen soll: Der Künstler reichte das Stück allerdings anonym ein, weil er andernfalls mit einer Abweisung rechnete, aber es wurde trotzdem schlank refüsiert; eine Bestimmung, die sofort zurückgezogen wurde, als man erfuhr, daß das Stück von Fulda sei! Ein lehrreiches Exempel, aus dem man ersieht, wie Herr Fulda sich weniger auf die Psychologie der Wächter und Hüter der modernen und klassischen Kunst versteht, als diese auf das Wesen des Kassenerfolges, den sie sich nicht gern entgehen lassen. Und dabei kommt Herr Fulda uns gerade in diesem Stück mit eisenrauher, ingenieurhaft konstruierender Psychologie der Menschenseele, die er schicksalflechtend an mit kundiger Hand ausgeführtem Geschehnis vor uns abwickelt, entgegen, so daß mancher der äußeren Vorgänge, nicht der inneren Dichtkraft halber an den großen Seelen-Ingenieur Hebbel erinnert sein wollte. Fulda aber mag von dem ursprünglich geplanten Refüs seines Stückes aus, falls er ihm zu Ohren gekommen sein sollte, über den wahren Wert nachdenken. Vielleicht aber auch ist ihm eine leichtere Lebensphilosophie eigen und jener ihm nicht fremd, indem er den ihm dargebrachten Erfolg dem in Anrechnung bringt, was in der Tat nicht schlecht an seinem Stücke ist; ich meine die zweifellos geschickte Handarbeit, die sich auf Aufbau, Wirkung und Entwicklung versteht. Nur bleibt innerhalb dieser Linienführung alles leer — die geistreich ineinandergreifenden Repliken eines hier dialektisch über die Beziehungen von Herr und Diener und die daraus resultierenden Situationen spitzfindig diskutierenden Dialoges werden vor uns ausgeführt wie das elegante Kugelspiel eines Jongleurs, — verdichtet sich innerhalb ihrer nichts zu Fleisch und Blut, wachsen vor uns keine Menschen aus, deren Individualität der notwendige Boden jener Schicksalsschlinggewächse sei, so daß wir demgemäß auch nicht gut von Handlung reden können als von einem Geschehen, das mit organischer Notwendigkeit aus dem Innern von Menschen bricht; es gleicht dies hier dem exakt funktionierenden Räderspiel eines Mechanismus. Es bleibt alles ein Spiel, jener Schachpartie gleich, mit der das Stück und zugleich das Schicksalskonkurrenzspiel zwischen Herr und Diener einsetzt. Und so hat er in der Tat von ferne hier etwas, doch nur einen Schattenriß der Nachteile mit jenem großen Hebbel gemein, bei dem das konstruktive Gerüste der Gedankenarbeit ja manchmal allzu sichtbar ist, der aber immer stark genug war, wenn auch rein gedanklich bis an den letzten Grad von Glaubwürdigkeit und Wahrscheinlichkeit menschlicher Handlungsweise vorzudringen und so seine Gestalten in strenger Logik zu individualisieren. Bei Fulda reden Marionetten über das gestellte, nicht ungeschickt entwickelte, aber menschlich farblos gebliebene Thema, das dieses ist: ein orientalischer Vasall, der alle Taten seines Herrn und Königs im Grunde vollführt, tritt aus der angestammten Auffassung von Herrenwürde und Dienerpflicht stets hinter diesen zurück, um nie, selbst in der Schachpartie nicht, den König und Herrn als den Besiegten, den Unterlegenen erscheinen zu lassen. Von der Königin in einem Zwiegespräch aus längst zurückgehaltenem Haß als ein Falsch-Bescheidener geschmäht — da liegt auch ein Fehler des Stücks, daß der gekränkte Ehrgeiz dieser Frau als Triebfeder nicht klar genug wird, was eben nur aus dem Menschlichen, nicht, wie das Wesen des Vasallen, aus der Dialektik geschehen konnte, — dem sie nicht verzeiht, daß er aus jener Mischung von Kraft und Vasallentreue ihren Gemahl zum Scheinhelden macht, wird er nach einem Tournier gezwungen, dem König seine Taktik durch Schwur einzugestehen, um zu klären, wem der Preis zukomme. Der König verbannt ihn vom Hof und gedenkt sich dadurch an dem Hochmütigen zu rächen, daß er ihm sein als einzig schön

gepriesenes Weib nehmen will. Doch er sitzt auch da wieder in der Falle, indem der Vasall, dem vor Schmerz sich das Herz im Leibe umdreht, sich aus der Schlinge zieht, weil er sein Weib seinem Herrn lieber schenkt, als diesen als Ehebrecher sieht. In dem Augenblick enthüllt die Frau des Vasallen, die den bestrickenden Reden und Verheißungen des Königs in der künstlich herbeigeführten Abwesenheit ihres Gatten schon erlegen war, die Situation und zückt den für den Gatten bestimmten Dolch gegen den König. Der nutzt die Lage als gegen ihn geplanten Verrat aus und schleppt den ihm Unbezwingbaren in den Kerker; doch selbst jetzt noch erweist er sich als ihm überlegen, er will eher sterben, als den König um sein Leben bitten, der sich einmal als der Schenkende fühlen möchte: einer der Höhepunkte der psychologischen Spitzfindigkeiten, wodurch sich zu klar erweist, wie der Entschluß nicht aus der inneren Notwendigkeit menschlicher Tiefen schicksalbildend fließt, sondern einzig der dichterischen Aufgabe zuliebe, die als Rechenexempel klappen muß. Hier wird uns denn auch für einen Augenblick klar, welche Rolle die Königin eigentlich spielen müßte, die nun ihrem als Verführer entlarvten Mann den Stoß gibt, indem sie ihm gesteht, daß er nichts, rein nichts sei, daß er alles, selbst sie von der Gnade seines Dieners empfing: zu Eingang des Stückes streifte sie im Zwiegespräch mit dem Vasallen den von ihrer weiblichen Ehre oder Eitelkeit nie verwundenen Fall, daß dieser die sich ihm Anbietende einst auf der Brautreise angeblich aus Dienertreue ausschlug. Nach dieser Offenbarung stößt sich der König, der sich einmal selbst etwas schenken möchte, den Dolch ins Herz. — Gespielt wurde recht und schlecht. Annehmbar, soweit die Kräfte und Gepflogenheiten der heutigen Schauspielkunst Aufgaben, die über die Milieuschilderung hinausreichen, gewachsen sind. Bassermann, in der Auffassung nicht übel, in der ruhigen Rede klar gliedernd, voll Glaubwürdigkeit, versagt selbstverständlich sogleich mit seinem pfälzisch singenden Dialekt, so er zum bewegten Affekt aufsteigen soll, da wirkt er unfreiwillig komisch. Und die Durieux, man bedenke das orientalische Zeremoniell, räkelte sich auf den Stufen ihres Gemaches umher wie eine Wintergarten-Chansonette. Dabei ist sie im ruhigen Dialog gewiß eine natürliche und gewandte Sprecherin; doch kalt, ohne Tiefe und Kraft. Walden schließlich als König glich einem Perser aus Rixdorf. Dieser von den jungen Mädchen viel bewunderte Schauspieler, der nicht ohne Geschick liebenswürdige Schwerenöter kreiert, hat sich dahin in Haltung und Gestus derart festgelegt, daß er dem Ernst dieser Rolle in keiner Weise nahe kam. — Die Gegner Fuldas unterließen es natürlich nicht, den Dichter nach diesem, man konnte schon sagen wohl verdienten Erfolg, nach allen Regeln der Kunst zu schächten; da diese Gegner zugleich aber Verehrer Hauptmanns sind, sei nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß dieses Stück gewiß so akzeptabel ist wie die letzten schlechten des schlesischen Dramatikers, ja als wirkungssichere, bühnentechnische Arbeit vielleicht noch geschickter, mit geschmeidigerer Hand gearbeitet.

Das Ereignis der bisherigen Theatersaison ist zweifelsohne Reinhardts Aufführung des Ödipus im Zirkus Schumann. Man kann über den eigentlichen Wert dieser, das antike Drama modern-opernhaft durch mancherlei technische Kniffe und die Situation übertreibende Regieverordnungen steigernden Darstellung geteilter Meinung sein; als ein ungewöhnlicher Bühnenerfolg, der auf einer nicht zu leugnenden Wirkung beruht, muß sie bezeichnet werden, und vielleicht mehr als irgend etwas vorher zeigte sie uns Reinhardt als den Theatermann unserer Tage, der die Grenzen der Bühnenkunst zu erweitern sucht und ungewöhnliche Fähigkeiten dazu mitbringt. So vieles auch an seiner lauten und farbenprächtigen Inszenierung dem Geist der klassischen Tragödie zuwider sein mag, es wirkte weniger aufdringlich und störend als vielleicht in manchem Shakespearestück, wo es mit seinem Rankenwerk das Wort erstickt, weil ihm hier durch einen Umstand das Gleich-

gewicht gehalten, ja es fast wieder gedämpft wurde: der Umstand, daß der Vorgang sich im Amphitheater abspielte, inmitten dieses mit über 6000 Menschen gefüllten Zirkusraumes, nahm das Bewußtsein so in Anspruch, weckte in ihm dermaßen die Empfindung, daß diese Fassung sein einzig natürlicher Rahmen sei, ja hielt die Vorstellung wach, daß wir es zum ersten Male hier überhaupt mit dem richtigen Begriff des Theaters, was ja seinem Ursprung nach auch zutrifft, zu tun hätten, daß daneben alle Bedenken wie in einer Riesenwelle von überzeugendem Gefühle ertranken. Gewiß ist Stil und Geist des Dichters in manchem durch eine Übertreibung auf den Ton unserer Tage entstellt worden; es scheint aber fast, als ob der großlinige Zug der uns halb schon entfremdeten Schicksalstragödie dies eher verträgt als das seinen inneren Bedingungen nach uns verwandtere Shakespearedrama, dessen seelische Tiefe und Monumentalität darunter leidet. Was uns Shakespeare verkleinert, blieb hier als Empfindung von Größe wach, wenn auch vielleicht im unklassischen Sinne, nicht im dichterischen, vielmehr im rein szenischen: Ödipus als Vorwand für die Künste eines befähigten Regisseurs. Man war angeregt, als wohnte man einem Drama auf offener Straße bei; Zuschauer und Akteure waren eins. Man könnte von einer szenischen Umdichtung reden etwa in dem Sinne, wie die Renaissancekünstler, man nehme Rubens, sich antike Stoffe auf ihre Art zurechtlegten, und der Wert hier wie dort besteht darin, daß ein Einheitliches, ein Ganzes zustande kam. Dies Gesamtbild war so geschlossen, daß selbst die Unzulänglichkeit der Schauspieler weit fühlbarer dahinter zurücktrat als bei Reinhardts Shakespeare-Abenden, denen seine Künstler ja kaum gerecht werden. Ein Mann wie Wegener kann einen Landsknecht, einen Ulanenwachtmeister, einen Hafenarbeiter spielen, keinen Ödipus; so machte er diesen vom Schicksal so grimmig Gezeichneten, der ahnungslos den Freund, das Volk, die Götter um Aufschluß anfleht, zu einem stiernackigen, verschlagenen Intriganten mit verkniffenen Schweinsäuglein, den jeder, der das Stück nicht kannte, bei seinem ersten lauernden Auftreten und seinen Fragen an das Volk für einen abgebrühten Mörder halten mußte, der sich unentdeckt glaubt. Und die Durieux ist keine Jokaste. Ich hätte die Fehdmer lieber in dieser Rolle gesehen und Kaysler statt Winterstein als Kreon. Dieser Herr von Winterstein ist ein seltsamer Schauspieler; er wirkt so peinlich anständig; will sagen, er ist berufen, Tugendbolde zu spielen wie Walden Schwerenöter. Ein Kreon mit dem Herzschlag und Stimmklang eines Bruders aus dem evangelischen Jünglingsverein aber wirkt unfreiwillig komisch. Tugend ist eine schöne Sache, auf der Bühne aber nicht immer am Platze. —

Im ‚Kleinen Theater' wurde Moritz Heimanns Komödie ‚Joachim von Brandt' gespielt. Dieses Stück eines weiteren Kreisen so gut wie unbekannten Autors wurde dem Berliner Publikum in wirkungsvoller Zurückhaltung empfohlen durch einige kluge, warme und abgeklärt stilisierte Worte, die der Romanschriftsteller Jakob Wassermann einige Wochen vor der Aufführung im ‚Tag' über den Dichter drucken ließ und in denen er ihn, wenn nicht gerade als einen heimlichen Kaiser, — dazu ist die Produktion Heimanns zu knapp bemessen, — so doch als eine im Dunklen wirkende Größe feierte und sichtbar machen wollte. Und in der Tat spielt Heimann in seinem Zirkel eine besondere Rolle: er ist Lektor bei Fischer, Schwager G. Hauptmanns, Vorsitzender am ‚Rabbinertisch'. Wer der literarischen Tätigkeit Heimanns von ihrem Beginn an, der um etwa 15 Jahre zurückliegt, mit Aufmerksamkeit und Verständnis gefolgt ist, war geneigt, den Worten Wassermanns im ersten Augenblick voll Sympathie beizustimmen, indem er sich selbst darin gewissermaßen die Zunge gelöst fand; nach einem Augenblicke stiller Überlegung empfand er sie jedoch als übertrieben, das heißt in bezug auf die Vorzüge des Mannes unter Ausschaltung seiner Schwächen. Das, was Wassermann schrieb, kann hier nicht im einzelnen erläu-

tert werden; Tatsache ist, daß Moritz Heimann bei all seinen Qualitäten im Grunde doch eine unproduktive Natur zu sein scheint, ja, daß manche der von Wassermann mit Recht als heute selten gepriesenen Eigenschaften bei ihm eher die Folge jener Unproduktivität sein könnten als die ausgiebiger Kraft. Demnach wäre das zurückgezogene Leben, aus dem heraus er zu einem Kreis Geringerer wie ein Orakel nicht ohne eine etwas altfränkisch-steife Pestalozzigebärde seine Weisheiten von sich gibt, eher Schwäche als Stärke, denn er entzieht sich ja nicht jenen Elementen und Cliquen, die er angeblich als Mensch überragt; nimmt nur nicht an ihrem lärmenden Erfolgraub teil. Es ist gewiß nicht nur Schwäche, die ihn in der Einsamkeit hält; da aber seine Produktion durchaus nicht aus einem Guß ist, weder in der Art derer, die er an innerem Wesen überragt und von denen er sich verehren läßt, noch im Sinne seiner Besonderheit, so läßt diese Doppelheit darauf schließen, daß seine Nachteile, d.h. eine gewisse Unproduktivität, doch das Primäre in ihm sein könnte und ihn seine heimlich-vornehme Wirksamkeit in einem zu nahen und darum verdächtigen Verhältnis zu jenen ausüben läßt, deren seelische und geistige Öde das Gegenteil der von Wassermann an Heimann betonten seltenen Eigenschaften ist. Dazu kommt, daß einige, die in der Tat den literarischen Äußerungen Heimanns vor Jahren mit einem Gefühl von Erregung lauschten, deren Quell nun als versandet empfinden und die Worte des Mannes eher als erkünstelt-tief, steif, trocken und philologenhaft. Trotzdem hat er das Recht, unter jenen, von denen ihn der Zuschnitt seiner Persönlichkeit und deren künstlerische Schicksale fühlbar trennen, als vielleicht der feinste Kopf zu gelten, so wenig er an ihrem Erfolg und ihrer scheinbar weiter reichenden Produktivität Anteil hat. Und diese Mängel wie Vorzüge sind es denn auch, die das Wesen dieses Stückes formten, über seinen Mißerfolg und halben Erfolg entschieden, genau so, wie sie mit innerer Notwendigkeit die bisherige, mehr im Dunklen sich vollziehende Schriftstellerlaufbahn Heimanns bestimmten. Das Stück ist die ausgeklügelte Arbeit eines Mannes, der viel gelesen, viel gedacht und auch mancherlei erlebt hat, es hier jedoch geistreichelnd und oft an falscher Stelle zur Schau trägt. Sein Rittmeister Joachim v. Brandt, dieser halb brutale, halb gefühlselige Junker, würde uns allein interessieren, so er mit dramatischer Sicherheit vom Dichter in schwere Lebenskonflikte geführt würde und sich, seinen Vorzügen wie Nachteilen nach, darin bewiese und aus ihnen als der sympathische Kerl hervorging, der er doch sein soll; der kindische Polizeiulk, den der Mann treibt, ist dafür schwerlich der rechte Ausgangspunkt; er dürfte bei der Zeichnung einer solchen Persönlichkeit nur als kleines Rankenwerk nebenherlaufen. In ihm erschöpft sich aber die Handlung, während der Dichter dort, wo er in die verborgenen Gefühlstiefen des Helden hinableuchten will, nicht über geistreichelnde Redereien hinauskommt, die das Interesse des Zuschauers unfehlbar erdrosselt hätten, weckte nicht der amüsante dritte Akt es in seiner Art wieder, nach dem dann die alte Leier im vierten noch einmal aufgezogen wird und das Gefühl von Unbefriedigung den Hörer aufs neue befällt. Das aber ist das Ungewöhnliche und zugleich Peinliche an der Sache: der wirkungsvolle dritte Akt ist der unkünstlerischste, ist eine ebenso geschickt wie in den Mitteln übertrieben gearbeitete Karikatureneinlage im Stile Ludwig Thomas' und zeigt uns, wie gewandt der Dichter wird, so er sich auf die reine Mache legt. Dieser Kontrast in einem Stück läßt fast an die Produktion Hermann Bahrs denken, der einst als wilder, tiefgründiger Psychologe begann, um als Schöpfer des ‚Konzerts' zu enden. In Berliner Literaturkreisen war man sich nicht einig darüber, ob das Stück germanisch oder jüdisch wirke, und ich hörte einen Semiten sich darüber wundern, daß ‚ein Herr Heimann' diesen urgermanischen Junkertypus geschaffen habe. Ich glaube nun, diejenigen haben doch recht, die der Meinung sind, dieser Joachim v. Brandt sei talmudi-

scher Abstammung, denn einen Rittmeister, der sich von einem Wirtshausgast ‚wie ein Paket' die Treppe hinunterwerfen läßt und ihm zum Dank dafür die Hand reicht, wird man in Preußen vergebens suchen. Ihm würde vom Ehrenrat sofort der bunte Rock ausgezogen und keine feierliche Bürgermeisterdeputation vom Landrat ins Haus gesandt werden. Heimann gehört zu den seltenen in ihrem Denken unjüdischen Juden, die es aber vielleicht gerade darum zu keinem rechten Erfolg bringen, weil sie auf die eigentlichen Fähigkeiten ihrer Rasse verzichten, die der anderen Richtung nicht ausreichen oder auch beide im Widerstreit einander lähmen. —

Eine neue Theater-Gesellschaft hat sich in Berlin gebildet, ‚Pan'; an ihrer Spitze steht Paul Cassirer. Sie veranstaltet vor den Vereinsmitgliedern Aufführungen von angeblich wertvollen Stücken, denen das Licht der Welt anderswo, wie man sagt, mit Unrecht entzogen werde. Die drei Einakter von Heinrich Mann ‚Der Tyrann', ‚Die Unschuldige' und ‚Varieté' kann man nur mit einiger Unkenntnis dessen, was uns not tut, dafür halten. Diese geschickt dramatisierten Feuilletons über kleine Perversitäten gehören dahin sicher nicht. Der Bordell-Philosoph Frank Wedekind wirkt daneben als ein apostolischer Eiferer. Wenn uns diese Aufführung über eines Aufschluß gab, so war es darüber, was die Tilla Durieux spielen kann und sollte: Chansonetten- und Bänkelsängerinnen. Trotz ihrer klaren Rhetorik schillert ihre Individualität nur hierfür in der entsprechenden Farbe.

Rudolf Klein.

## Kunst

### Nochmal die Sonderbundausstellung

in Düsseldorf. Wir erhalten zu unserem Ausstellungsbericht im Novemberheft folgende Entgegnung:

Professor Dr. Max Schmid nennt die Ausstellung des ‚Düsseldorfer Sonderbundes' die originellste Ausstellung, die der ‚brave, ehrbare Düsseldorfer Kunstpalast' jemals gesehen. Da hat er entschieden recht. ‚Originell' ist diese Ausstellung im höchsten Grade und originell auch ihre Wirkung auf Kunst- und gebildete Laienwelt. ‚Furchtlos und ohne Rücksicht ist man vorgegangen', da soll man auch furchtlos genug sein, zu protestieren, daß Publikum und Künstler sich mit diesen Nachahmungen noch unverstandener Kunst zufrieden erklären sollen. Zweifel sind doch genügend laut geworden, ob diese Farbenrevolution ersprießlich für unsere deutsche, in diesem Falle spez. Düsseldorfer Kunst sein könne?

Gauguin, van Gogh sind die Vorbilder der dort ausstellenden Franzosen und letztere wieder sollen Düsseldorfer Kunst an- und aufregen. Gauguin mit seinen wilden, intensiv leuchtenden Farben wirkt aber doch etwas anders! Hinter ihm steht die Persönlichkeit. Wenn Kunst der Ausdruck des Lebens sein soll, so ist es ein heißes, verzehrendes Leben in heißen, verzehrenden Ländern, was uns Gauguins Werke interessant und verständlich macht. — Van Goghs stark konturierte farbige Bilder, seine Porträits mit den grünen Schatten, auch sie sind gesehen von einer Persönlichkeit, von einem Lebendigen. Bei all den Franzosen in Düsseldorf gilt das nicht und bei den dort vertretenen Russen noch weniger. Diese Bilder, wie z. B. Pascins Geburt der Venus, fallen, was Farbe angeht, auseinander. Wozu auch die Titel für Bilder, die ohne Namen geradeso Lachen und Kopfschütteln herausfordern. Es ist absolut kein inneres Bedürfnis, daß gleich alles außer Rand und Band gerate! Deußer ‚als mutiger Kämpe' täte besser, seine Kürassiere wieder ein Stück Weges zurückreiten zu lassen, wo der lohende Künstlerenthusiasmus noch nicht jedes Können versengte. Clarenbach verrät auch noch viel zu sehr früheres Können und wirkt nur langweilig trotz der wilden Eile, mit der er dem Programme folgt. Aber sehen wir uns die Lehrmeister an! ‚Pariser Mode' scheint das Losungswort, und die ist doch sehr wandelbar! Wie schnell hatte damals jede ‚vernünftige Deutsche' das unvernünftige Tournürengebäude, da es von Paris kam, um-

gebunden! Da gab es kein Überlegen! Und ebenso schnell fiel auch dieser Auswuchs! Sollen die Deutschen denn nun diesen Malauswuchs wieder gleich freudig aufnehmen und dazu mit weniger Grazie wie der Franzose tragen, besonders in Düsseldorf, wo mit Recht der Altmeister von Gebhardt lauten Protest erhebt und das gebildete Laientum sich nicht wenig amüsiert über solche Exzesse?!

Bei den Russen kann man am besten studieren, wie großflächige Farbenflecken verwirrend wirken. Man hat kaleidoskopartige Bilder vor Augen, und es ist uns, als ob wir fest mit Nase und Stirn gegen eine Türe rannten, so daß uns alles in wilden farbigen Flecken vor Augen tanzt. Warum nennt da z. B. Kandinsky solches Erzeugnis Presto, Sturm oder Abend? Diese Bilder sind doch entschieden nur dazu da, heitere und stürmische Auslösung zu fordern, aber keine harmonische Stimmung! Und wer wollte solche Bilder besitzen, sie täglich um sich haben? Das müssen immerhin eigene Beweggründe sein, daß man solche Kunstwerke ankauft. Heiter ist es wirklich nicht, daß man so etwas ernst nehmen soll, wie ‚Der Berg‘ von Jawlensky z. B. Da kann man Ophey doch kaum vorwerfen, daß sein süditalienisches Städtchen nicht ‚recht struktiv‘ sei. Er kommt der Sache entschieden näher mit dieser entmaterialisierten Farbklexerei. ‚Entmaterialisiert‘ ist wohl das richtige, und wenn das künstlerische Gewissen so ausschaut, haben wir bald keine Ausstellung mehr nötig. Die Denkens- und Könnensäußerungen sind wirklich schon ultraprimitiv, so daß wir bald als ‚Ganzprimitive‘ keine Ausstellung mehr brauchen. Manet braucht von solchen Leuten wirklich keine Korrektur. Und daß der ‚gerühmte Matisse‘ nur nicht vergessen wird! Man denke nur an seine drei Scheusale mit der Schildkröte am Strande! Diese ungefügen Leiber, diese Latschen an Stelle der Füße, diese Blöden, arm an Geist und Äußerem! Farbig sind diese Akte allerdings, aber Lichteffekt und Schattenspiel treten zurück vor dem Blödsinn des Sujets. Das ist Krankheit! Und müssen nun unsere talentvollen jungen Künstler sich diese Krankheit holen? Überleben sie dieselbe? Und wie lange dauert die Genesung? Man hat ja selbst von bewundernder Seite eingestanden, daß all das nur eine vorübergehende Kunstphase bedeutet! Aber, wenn auf diese Revolution die Republik folgt, wer garantiert uns, daß diese das richtige für uns ist. Soll noch mehr Zeit mit Suchen verloren gehen?

Frau Zoë Finke, Freiburg i. B.

So scharf wie diese Erwiderung und unser Ausstellungsbericht im Novemberheft einander widersprechen, so feindlich sind die Ansichten über diese neueste Phase der Malerei und Plastik überhaupt noch gespalten. Aber während man über eine Kunstanschauung wie den Impressionismus sich einigte, indem man ihn anerkannte, wird die Gelegenheit wohl ausbleiben, sich über diese neue Kunstrichtung als über eine prinzipiell geschlossene anerkennend zu einigen. Wenn schon aus dem Impressionismus, dessen Grundcharakter einer voraussetzungslosen Rezeptivität eher geeignet scheint, ein allgemeines künstlerisches Milieu zu schaffen als eine zielstrebige Produktivität, für uns heute die einzelnen künstlerischen Elementargeister scharf gesondert heraustreten, wenn wir schon hier nicht das stagnierende Milieu, sondern die treibenden, produktiven Kräfte schätzen, um so mehr werden wir bei den Neuesten, wo das Losungswort Überwindung des materiellen Impressionismus, Synthese, intuitive Produktivität ist, auf monumentale Werke warten, die immer nur dem einzelnen Schöpfer gelingen, nicht den methodischen Prinzipienreitern. Cézanne, van Gogh und Gauguin sind uns gegenwärtig viel wichtiger als der übliche Impressionismus etwa des Pissarro, selbst des bahnbrechenden Manet, von Liebermann trotz seiner künstlerischen Reife nicht zu reden. Sie sind uns wichtig als Antiimpressionisten gerade wegen ihrer den Impressionismus durchbrechenden Temperamente, wegen ihrer naiv elementaren oder bei Gauguin mehr bewußten Kunstinstinkte. Aus

solchen lebendigen Instinkten machen nun die künstlerischen Neuerer malerische Programme. Sie wollen die trockene Analytik des Impressionismus überwinden, seine äußerliche Farbendramatik verinnerlichen, durch die stärksten Farbenrhythmen aufs höchste steigern und doch zugleich in großen Flächen und linear bewegten Umrissen verewigen. Sie erstreben die letzten Möglichkeiten des konzentriertesten Ausdrucks, sie suchen die Formeln der reinen, zweck- und interesselosen Schönheit. Grundfehler der Kunstanschauung, wie z. B. der von der reinen Schönheit, die von allem Inhalt, also auch dem religiösen Gedanken als fremden Zutaten entkleidet sein müsse und die Kogan in seinen Reliefplaketten sucht, oder wie der, daß Gemälde als gegenstandslose Farbensymphonien wirken müssen ganz gleich der reinen Musik, weshalb Kandinsky seine Bilder, auf denen man nur seltsam geformte Farbflecken erkennen kann, ohne weiteren Titel einfach ‚Kompositionen' nennt, solche Grundfehler brauchen das Gelingen einer wirklichen Kunst nicht zu hindern, wenn nur die künstlerische Eigenart echt und stark genug ist, um die Theorien durch Taten auf das richtige Maß zurückzuführen. Falsch sind sie ja nur durch ihre Ausschließlichkeit, denn es gibt keine ideenlose Schönheit und keinen gegenstandslosen Ausdruck. Freilich sind solche Kunsttheorien, solch extremstes art pour art, verständlich und selbst bis zu einem gewissen Grade heilsam als Reaktionen gegen den billigen Naturalismus wie auch gegen einen dickflüssigen Symbolismus, wie er etwa bei Stuck oder auch Böcklin sich findet.

Die kleine Minorität von Kunstfreunden, die zu den fortschrittlichen Künstlern hält, wäre wohl bis fast auf Null zusammengeschwunden, wenn an der Düsseldorfer Sonderbundsausstellung nur die Künstler beteiligt gewesen wären, die als ‚Neue Künstlervereinigung München e. V.' hier bis jetzt zweimal in der ‚Modernen Galerie' ausgestellt haben. Diese, überwiegend Franzosen, Polen und Russen, bilden den radikalsten Flügel der Fortschrittlichen, und es konnte einem wirklich Spaß machen, in die satte Künstlerbourgeoisie, sei es nun ‚Künstlergenossenschaft', ‚Sezession' oder ‚Scholle' — wir wollen den meist etwas gesondert darin stehenden ehrlichen Künstlern nicht zu nahe treten —, auf einmal diese Barbaren hineinplatzen zu sehen. In Düsseldorf waren doch die feinen, etwas epigonenhaften Ausläufer des Impressionismus Bonnard, Roussel und Vuillard, der etwas akademisch anmutige Denis, andere bereits durch eine gewisse Einheitlichkeit der Manier sich auszeichnende wie der vielerlei traditionelle Elemente interessant in sich vereinigende Hofer, außerdem einige wenig revolutionäre tüchtige deutsche Arbeiter, so daß die Eindrücke sich mehr verteilten und je nachdem der Pessimismus, aber auch ein zukunftsfroher Optimismus über die neue Kunst Nahrung fand. In München war der Fortschritt im Extrakt, und jeder unvorbereitet hineinversetzte Betrachter hätte gewiß die verschiedenen Prinzipien für eitel Stümperei genommen. Nur mit der Plastik, die eben trotz der Theorie wenig Dilettantismus verträgt, konnte er sich leichter befreunden. Man kann begreifen, daß ein Kunstfreund solche Gemälde nicht besitzen will; aber Stümpereien sind darum nicht alle, und manche davon verraten ein viel ernsteres Bemühen um wirkliche Kunst als die meisten Bilder der großen Münchener Ausstellungen.

Vor einigen Jahren noch konnte man immer wieder lesen, daß die Kunst auf einem toten Punkt angelangt sei. Wer heute rechte Witterung hat, redet nicht mehr so. Es gärt und drängt überall. Es will etwas werden. Es geht gegen den eitlen Individualismus, gegen die naturalistische Regellosigkeit, gegen die sentimentale Stimmung; man will aus dem verschwommenen Chaos heraus, will reine Formen finden; man will sich ‚entmaterialisieren'. Man will Synthese, Monumentalität, Gesetze. Alles, was schon streng Gesetzmäßiges in der Kunst der Zeiten war, will da und dort Form werden: die hieratischen Linien assyrischer und ägyptischer, die herben Massen romanischer Plastik, die dekorativen Linien gotischer und

japanischer Malerei, wie die zierlich ausdrucksvollen Gesten des Quattrocento, dazu alles Primitive, indem sich der erste Ausdruck rührt, die primitiven Idole der Naturvölker wie Inkunabeln und schlichtflächige Teppiche. Dazu rührt man wieder an das alte Geheimnis der Kunst, das Geheimnis von Maß, Zahl und Proportion. Picasso, einer der Führer, zerteilt einen Kopf in willkürliche stereometrische Gebilde und will einen starken Eindruck im Vordergrund erreichen durch Umdrehen der Perspektive. Braque verwandelt seine Landschaften in prismenartige, kristallinische Gebilde. Dies alles geschieht, soweit es nicht mitunter auch Bluff ist, um den knappsten und zugleich intensivsten Ausdruck zu finden.

Jeder starke Rhythmus braucht Gesetz und Intensität, und lebendige Rhythmen möchten die Bilder gerne sein. Nur daß die Hauptsache fehlt, der Punkt, von dem sie die Seele bewegen könne, der Inhalt, das notwendige Lebensgefühl. Es sind absichtlich willkürliche Abstraktionen. Und so sind diese ‚entmaterialisierten' Formen schließlich doch Formalismus, Materialismus anderer Art.

Wie diese neueste Phase der Malerei zugleich modernstes malerisches Können, echter Ausdruck unserer Zeit sein und doch die alten Kunstideale neu belebt enthalten kann, dafür können als Beispiele drei religiöse Bilder von Karl Caspar genannt werden, die auf der Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Darmstadt zu sehen waren und von denen eines, ein ‚Noli me tangere', das Wallraf-Richartz-Museum in Köln erworben hat.

Konrad Weiß.

# Musik

**Ein Lisztbrevier.** ‚So, Liszt war auch schriftstellerisch tätig?' Diese erstaunte Antwort kann man selbst von recht gebildeten Leuten täglich vernehmen. Sie wissen gar nichts von seinen Schriften. — So leitet Julius Kapp eine eben bei Breitkopf & Härtel erschienene kleine Auswahl aus Liszts gesammelten Werken ein*. Leider hat er mit seiner Klage nur zu recht! Von dem verhältnismäßig ausgedehnten Interesse, das neuerdings selbst in Dilettantenkreisen für Musikliteratur erwacht ist, hat Liszt im Gegensatz z. B. zu Wagner oder Schumann sehr wenig profitiert. Zum Teil hat das seinen Grund in der Art dieser Schriften selbst. Sie sind nichts weniger als populär. Weder ihrer Form noch ihrem Inhalt nach. Ihr Ton ist überschwenglich, ihr Inhalt vielfach zu ‚persönlich' für unsere objektive Zeit. Darum hat es in der Tat seine Schwierigkeiten, sich durch die große, siebenbändige Gesamtausgabe durchzulesen. Wer sich freilich einmal dazu aufgeschwungen hat, der wird reichen geistigen Gewinn davon haben; allein es bedarf der Anregung dazu, und diese Anregung zu vermitteln ist Kapps erwähntes Schriftchen vortrefflich angetan. Nach einer allgemein orientierenden Einleitung über Liszts Schriften bringt es eine Auswahl der markantesten Aussprüche des Meisters nach bestimmten einheitlichen Gesichtspunkten geordnet, z. B. über Kunst und Künstler oder Publikum und Kritik u. dgl., so daß sich jedesmal ein scharfumrissenes Bild von Liszts Stellungnahme zu dem jeweiligen Betrachtungsgegenstand ergibt. Dabei finden wir zunächst zahlreiche Dokumente von Liszts hoher idealer Kunstauffassung. ‚Die Kunst ist mehr als ein Zwischenakt im menschlichen Leben', lesen wir da beispielsweise. ‚Sie hat eine höhere Mission, als unseren flüchtigen Vergnügungen, unseren frivolen Erholungen, unseren tausend Nichtigkeiten zum Schmuck, zum Anhängsel zu dienen. Wenn ihr nicht gegeben ist, das Gute zu lehren, so erweckt sie doch die Liebe zum Schönen. Wer aber das Gute nicht ehrt und das Schöne nicht aufnimmt, hegt meist einen verborgenen, aber beharrlichen Hang, sie zu erniedrigen.' (Ges. Schriften 3, 1. 149.) Die innige Vereinigung von Kunst und Religion in Liszts Seele zeigt folgender Ausspruch: ‚Wir Künstler glauben so unerschütterlich an die Kunst wie an Gott und Menschheit, die in ihr ein Organ und ihren erhabenen Ausdruck finden. Wir glauben an einen unendlichen

* ‚Liszt-Brevier' Leipzig 1910. Preis 2.– M.

Fortschritt, an eine unbeengte soziale Zukunft der Tonkünstler, wir glauben daran mit aller Kraft der Hoffnung und der Liebe.' Sehr beachtenswert für unsere junge Musikergeneration ist nachstehende Bemerkung: ‚Mehr als je ist es heutzutage nötig, daß der Künstler auch ein intelligenter Mensch ist und eine Menge Dinge weiß, die außerhalb seines Kunstgebietes liegen. Es genügt nicht mehr, ein guter Alltagsmusiker zu sein, und selbst das wird man nicht mehr, wenn man die angemessene geistige Nahrung vernachlässigt.' — Mehr vom philosophisch-ästhetischen aufs sachlich-objektive Gebiet werden wir geführt, wenn wir uns Liszts speziell die Musik betreffenden Worten zuwenden. Hier finden wir auch manche praktisch wertvolle Anregung. So das ziemlich bekannte Zitat über die Pflicht des Kapellmeisters: ‚Die wirkliche Aufgabe eines Kapellmeisters besteht darin, sich augenscheinlich überflüssig zu machen und mit seinen Funktionen möglichst zu verschwinden. Wir sind Steuermänner, keine Ruderknechte!' Von besonderem Interesse ist auch Liszts Äußerung über das Klavier, das Instrument, das er als unerreichter Meister beherrschte: ‚Das Klavier nimmt die erste Stelle in der Hierarchie der Instrumente ein. Diese Wichtigkeit und Popularität verdankt es der harmonischen Macht, welche es fast ausschließlich besitzt und infolge deren es auch die Fähigkeit hat, die ganze Tonkunst in sich zusammenzufassen und zu konzentrieren. Es ist der Orchesterkomposition das, was der Stahlstich der Malerei ist, welche er vervielfältigt und vermittelt, und entbehrt er auch der Farbe, so ist er doch imstande, Licht und Schatten wiederzugeben.' — Nicht besonders gut ist Liszt auf die Kritik und ihre Vertreter zu sprechen: ‚Der offene, gerade Sinn des Publikums ist allenthalben noch so sehr in Schach gehalten, durch die täglichen Faseleien der Männer des „Aber" und „Doch", die von der Kritik leben und es sich zur Aufgabe zu stellen scheinen, jedes lebendige Streben totzumachen und dadurch ihr Ansehen und ihre Wichtigkeit zu vermehren, daß ich die schnelle Verbreitung meiner Werke fast als eine Unvorsichtigkeit betrachten muß.' (Briefl. an Alexander Ritter. 1856.) Diese Stellungnahme wird leicht verständlich, wenn man bedenkt, welch' schwere Kämpfe Liszt um die Anerkennung seiner Kunst mit der zünftigen Kritik führen mußte. Daß ihm die hohe kulturelle Bedeutung der Kritik an sich keineswegs unbekannt war, zeigt nachstehende Äußerung: ‚Die Kritik erscheint, sobald sie die Bedingungen der Gewissenhaftigkeit, der Gerechtigkeit, des Wissens und des Anstandes erfüllt, nützlich, wirksam, schwierig und folglich achtunggebietend, sie sinkt aber durch die Art, wie sie meistens ausgeübt wird, zum entwürdigenden Handwerk, oder auch auf Grund der Verfolgungen, die sie sich von jedem, der gewissenhaft und unabhängig bleiben will, zuzieht, zum Akt ritterlicher Ergebenheit herab.' Die beste Art aber, sich mit der Kritik abzufinden, lehrt folgendes Wort Liszts: ‚Ein ausgezeichnetes Rezept gegen ungerechte Kritiken ist, sich selbst vorher und nachher richtig zu kritisieren, sich im übrigen ganz ruhig zu verhalten und seinen Weg fortzusetzen.' (Briefl. 1877.) Und so hat es Liszt in der Tat stets gemacht. Unentwegt schritt er seine Bahn vorwärts, inmitten feindseliger und verständnisloser Umgebung, nur der Leitung seines schöpferischen Genius vertrauend. Damit hat er sich durchgerungen zu der Größe, die ihm heute die Geschichte zuerkennt. Freilich ist Träger dieser Größe nicht nur Liszt, der schaffende Künstler, sondern auch Liszt, der Organisator, intimer ausgedrückt, Liszt, der Künstlerfreund. Man braucht nur den Namen Richard Wagner zu nennen, um die ganze Tragweite von Liszts Wirken in dieser Hinsicht zu kennzeichnen. Freilich beschränkte sich Liszts Teilnahme nicht nur auf den Großen von Bayreuth; sein weites Künstlerherz hatte vielmehr Raum für alles, was nur wenigstens einen Funken wahren Künstlertums in sich trug. So gestaltet sich der Abschnitt ‚Einzelne Musiker und ihre Werke' in Knapps ‚Brevier' besonders reichhaltig und interessant. Unter den vielen schönen Worten, die hier über deutsche Meister gesprochen werden,

seien zum Schluß nur noch einige warmherzige Äußerungen über Schubert mitgeteilt: ‚Unsere Pianisten ahnen kaum, welch herrlicher Schatz in den Klavierkompositionen von Schubert zu heben ist. Die meisten durchspielen sie en passant, bemerken hie und da Wiederholungen, Längen, anscheinliche Nachlässigkeiten . . . und legen sie dann beiseite. Allerdings trägt Schubert selbst Schuld an der sehr ungenügenden Pflege seiner vorzüglichen Klavierwerke. Er war zu übermäßig produktiv, schrieb unaufhaltsam, Geringfügiges und Bedeutsames, Hohes und Mittleres vermengend, scherte sich nicht um die Kritik und ließ nur immerhin seine Schwingen walten. Wie der Vogel in der Luft lebte er in der Musik und sang dabei Engelweisen. O rastlos quellender, liebevoller Genius! O mein trauter Heros des Jugendhimmels! Wohlklang, Frische, Kraft, Anmut, Träumerei, Leidenschaft, Besänftigung, Tränen und Flammen entströmen dir aus Herzenstiefen und -höhen, und fast läßt du die Größe deiner Meisterschaft vergessen ob dem Zauber deines Gemütes!‘

Möge es bei den angeführten Zitaten nun sein Bewenden haben, und möge diese zwanglos eingereihte Blütenlese das Interesse für Liszts Schriften in etwas anregen. Im nächsten Jahre feiert ja die musikalische Welt den hundertjährigen Geburtstag des Meisters; da wird sich die Gelegenheit ergeben, auch an dieser Stelle ausführlicher Liszts und seiner künstlerischen Sendung zu gedenken, und dabei wird dann auch der Schriftsteller Liszt die gebührende Würdigung finden.

Dr. Eugen Schmitz.

# Nachlese zum Weihnachtsbüchertisch

## Religiöse und philosophische Werke.

Von den bereits im Novemberheft empfohlenen **‚Religiös-wissenschaftlichen Vorträgen‘** mit denen sich die Tübinger Apologeten W. Koch und O. Weder zunächst an katholische Akademiker wenden, denen man aber einen noch viel weiteren Leserkreis wünschen muß, ist bereits die dritte Reihe erschienen, behandelnd ‚Katholizismus und Christentum‘ (Rottenburg, W. Bader, kart. M. 1,20). Mit größtem religiösen Ernst und gewissenhaftester Wahrheitsliebe und darum auch mit rückhaltlosem Freimut wird darin vor allem das große Thema unserer Tage: Recht, Notwendigkeit und Grenze der kirchlichen Autorität dargelegt und überzeugend geklärt. Gerade die Auseinandersetzung mit F. W. Foersters neuestem Werk zeichnet sich durch seltene Höhe und Freiheit ihrer Gesichtspunkte aus. — Mehr auf populäre Wirkung sind mit bestem Gelingen abgestimmt drei neu erschienene Hefte der ‚Apologetischen Tagesfragen‘ des Volksvereins. Franz Meffert hat die neue Auflage seiner Schrift über **‚Die geschichtliche Existenz Christi‘** so bedeutend erweitert und verbessert (br. M. 1,80), daß sie nun gegenüber allen viel erörterten Zweifelsfragen ein gefestigtes, schlagkräftiges Rüstzeug darstellt. In der gleichen Schriftenfolge bietet Alphons Steinmanns lichtvolle, historisch-exegetische Studie **‚Sklavenlos und alte Kirche‘** (br. M. 1,20) nicht nur einen tiefen Einblick in die Liebestätigkeit der ersten Christengemeinden; auch für unsere Zeit bietet sie gar manche begeisternde Mahnung und ernste Nutzanwendung dar. Ganz die entsprechende lehrreiche Parallele ist in Joseph Mausbachs Schrift **‚Altchristliche und moderne Gedanken über den Frauenberuf‘** (ebd., br. M. 1,—) gezogen, von der bereits die 4. bis 7. Auflage vorliegt.

Die schlichte und eindringliche Erklärung des Philipperbriefs für denkende Christen, wie sie Franz Keller unter dem symbolischen Titel **‚Sonnenkraft‘** darbietet (Herder, Freiburg, geb. M. 2,—), entwickelt aus den ernsten Paulusworten eine ethisch stärkende und religiös festigende ‚Theologie der Freude‘. — Im engen Anschluß an das Evangelium hält sich auch der zweite Band von **‚Bischof Eggers Predigten‘**, der den Osterkreis des Kirchenjahres umspannt (Benziger, Einsiedeln, geb. M. 4,60). Der verewigte Bischof gehört zu jenen Meistern volkstümlicher Kanzelrede, aus deren Worten sich der einverwobene Gedankenreichtum immer mehr enthüllt, je tiefer man

sich darein versenkt. — In die wunderbaren Tiefen des Lebens aus der Gnade führt das Handbuch der Mystik von August Poulain S. J., **,Die Fülle der Gnaden'**, ein, dessen Verdeutschung eine ganz besondere Bereicherung der Aszetischen Bibliothek des Herderschen Verlags bedeutet (2 Bde., geb. M. 6,— und M. 7,60). Gerade weil darin jede falsche Überschwenglichkeit vermieden und mit fast wissenschaftlicher Nüchternheit die Erfahrung auserwählter Seelen beschrieben und erklärt ist, wird das Buch solchen zum verlässigen Führer werden, die in Gebet und Arbeit nach inniger Vereinigung mit Gott emporstreben. — Die eigene Religionsphilosophie, welche der französische Neuspiritualist Emil Boutroux mit seiner Übersicht von **,Wissenschaft und Religion'** in der Philosophie unserer Zeit' verbindet (Teubner, Leipzig, geb. M. 6,—), ist dem Pragmatismus von William James nahe verwandt. Die Gründe, mit denen Boutroux das Ungenügen jeder naturalistischen Weltanschauung nachweist (gegenüber Comte, Spencer, Haeckel), sind gut und treffend, aber die eigene voluntaristische bezw. ‚aktivistische' Fundamentierung eines gänzlich außerwissenschaftlichen und undogmatischen Reiches geistiger Freiheit hält, selbst wenn man von aller intellektuellen Kritik Abstand nähme, der Erfahrungskritik religiösen Einzel- und Gesamtheitlebens nicht stand.

Einige philosophische Nachschlagewerke zum Schluß. Otto Willmanns erst im Vorjahr erschienener kurzer historischer Abriß über **,Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke'** (Kösel, Kempten, geb. 1 M.) hat die Probe des Erfolgs so glänzend bestanden, daß nun bereits die 3. Aufl. in Aussicht steht. Auf das nun in 3. Auflage vollendete, zu drei stattlichen Bänden erwachsene **Philosophische Wörterbuch** von R. Eisler (Berlin, Mittler & Sohn, geb. M. 40.—) sei heuer wegen seines vielseitig erlesenen Materials zur Geschichte aller einzelnen Begriffe und Theorien nochmals empfehlend hingewiesen. Dagegen kann das **,Wörterbuch der Philosophie'** von Fritz Mauthner, dem früher nur als Belletristen und Parodisten bekannten geistreichen ‚Kritiker der Sprache', nur als persönliches Dokument, nicht als sachliches Hilfsmittel gewürdigt werden; denn es bringt nur über einige wenige Schlagworte extrem-skeptisch gehaltene Essays, für die von aller Begriffsgeschichte nur noch die Wortgeschichte übrig bleibt (München, G. Müller; bisher 11 Lieferungen zu je M. 1.50). Als ein praktisches Hilfsmittel zu philosophiegeschichtlichen Überblicken und Vergleichen seien schließlich die bereits in dritter Auflage vorliegenden **Tafeln zur Geschichte der Philosophie** von Stumpf und Menzer genannt (Berlin, Speyer & Peters, geb. M. 1.50). Die gesamte Neuscholastik ist darin befremdenderweise ignoriert.

## Literaturgeschichte.

Erfreulicherweise nähert sich Salzers vortreffliche **,Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur'** (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft, ca. M. 40,—) nun endlich dem Abschluß. Die soeben erschienene 38. Lieferung führt bis zum schwäbischen und österreichischen Dichterkreis der Nachromantik, überall gleich sorgfältig und liebevoll in der Charakteristik, wie geschickt in der Gruppierung. Alfred Bieses vielgerühmte **,Deutsche Literaturgeschichte'** ist nun mit ihrem dritten Band, der von Hebbel bis zur Gegenwart führt, zum Abschluß gelangt (Beck, München, geb. M. 5,50). Aber alle angenehme Lesbarkeit und lehrhafte Deutlichkeit ihrer Darstellung vermag bei diesem Abschnitt, wo selbständig geurteilt werden muß, nicht den Mangel an frischem Miterleben und Näherbringen der künstlerischen Entwicklungsnotwendigkeiten zu ersetzen; dieser Mangel zeigt sich gleich in den dürren Interpretationen von Hebbels und Ludwigs Dramen und verrät sich dann wieder in der unzulänglichen Würdigung Martin Greifs und der meisten anderen Lyriker. Den Romanschriftstellern wird Biese im allgemeinen durch geschickte Inhaltsangaben eher gerecht, zumal wenn sie ihm, wie Freytag oder Heyse, geistesverwandt sind. Für katholische Hausbüchereien kommt Bieses Werk wegen seines prononcierten Kulturkämpfertons (S. 231 u. o.) und der weitgehenden Ignorierung oder nur kärglichen Behandlung der katholischen Dichter nicht in Betracht. — Als Vorboten einer ganz anderen, vertieften Art von Literaturhistorie hat ‚Hochland' Diltheys Aufsatzsammlung **,Das Erlebnis und die Dichtung'** bereits bei ihrem ersten Erscheinen begrüßt. Nun liegt von diesem bedeutsamen Buch bereits die dritte Auflage vor (Teubner, Leipzig, gebunden M. 6,20, in Pergament M. 7,20), ein neuer Ansporn, aus den eindringlichen Analysen der Dichterpersönlichkeiten Lessings, Goethes, Novalis', Hölderlins sich klar zu machen, wie notwendig Weltanschauung und dichterische Schaffensart im Innersten zusammenhängen. Dilthey verhehlt von vornherein seine Übereinstimmung mit Lessings Weltansicht nicht; aber er vermag auch die so ganz andere Weise Novalisschen Denkens

und Fühlens wenigstens richtig zu analysieren, obschon nicht völlig zu begreifen. — Aus der Praxis des Bühnenleiters, nicht aus der ‚grauen Theorie‘ geboren, will Alfred von Bergers Buch **‚Meine Hamburgische Dramaturgie‘** (Chr. Reißer, Wien, geb. M. 7,—) zunächst den Gesundungsprozeß der Schauspielkunst fördern; das Hochlandecho ‚Vom modernen Verfall der Sprechkunst‘ hat davon eine Probe gegeben. Aber wie jede ernsthafte Untersuchung einer künstlerischen Technik führt auch die vorliegende notwendig weiter zum Dargestellten und dessen Sinne selbst. Diese Beziehung, schon in Bergers Aperçu über ‚Weltanschauung und Darstellungsstil‘ angedeutet (S. 67), gelangt in den dramaturgischen Analysen von ‚Faust‘, ‚Hamlet‘, ‚Lear‘, von Hauptwerken Schillers, Hebbels, Ibsens, Hauptmanns zu so sinnreicher Klarheit, daß Bergers Buch bei all seinem Fragmentarischen doch einen wertvollen Beitrag zum Verständnis moderner Bühnendichtung darstellt.

## Ältere und neuere Dichter.

‚Menschliche Dokumente von überzeugender Kraft‘ hat der Herausgeber dieser Zeitschrift einmal Hansjakobs erzählte Erinnerungen genannt. Sie sind von ganz besonderer Ursprünglichkeit in seinen älteren, oft noch ganz autobiographischen Erzählungen. Und gerade diese sind es erfreulicherweise, die uns nun als billige Volksausgabe als **‚Ausgewählte Schriften‘** (10 Bde., Bong, Stuttgart, geb. je M. 2,50) dargeboten werden. Bisher liegen vor: ‚Aus meiner Jugendzeit‘, ‚Aus meiner Studienzeit‘, ‚Wilde Kirschen‘, ‚Schneeballen‘; ‚Dürre Blätter‘, ‚Bauernblut‘ und ‚Der Leutnant von Hasle‘ werden bald folgen, so daß diese Auswahl dann gerade die meistgeschätzten Werke des trefflichen Mannes vereint. Daneben wird immer auch die feinere **‚Illustrierte Ausgabe‘** gleichen Verlags ihre Liebhaber behalten, von der die ersten beiden Reihen der ‚Schneeballen‘ (geb. je M. 5,—), ‚Bauernblut‘ (geb. M. 6,—) und ‚Der Leutnant von Hasle‘ (geb. M. 6,—) in neuer 7. Auflage soeben erschienen sind.

Freunde der klassischen Dichtung seien auf die zwei schönen Bände **‚Griechen-Lyrik‘** und **‚Römer-Lyrik‘**, in deutsche Verse übertragen von J. E. Stowasser (Winter, Heidelberg), aufmerksam gemacht. Der Übersetzer hat sich gegenüber den alten Dichtern die Freiheit der Form gewahrt, da er, wie es im Vorwort heißt, nicht für Fachleute, sondern für das große Publikum und ‚für die deutsche Frau‘ (? Properz u. ä.!) übersetzen wollte. Ob Mommsen, als er schrieb, man müsse die Alten herabsteigen machen von dem phantastischen Turm, auf dem sie der Masse des Publikums erscheinen, und sie in die reale Welt versetzen, nun gerade freie Übersetzungen in der vorliegenden Art mit im Auge gehabt hat, steht dahin. Jedenfalls aber hat der Übersetzer an Schillers Virgil-Übersetzung ein schönes Vorbild, und daß er ihm mit Erfolg nacheiferte, wird niemand bestreiten können. Für den nicht im Altklassischen geübten Leser ist seine Übersetzung vielleicht die einzige, um einigermaßen den alten Dichtern, Pindar eingeschlossen, nahezukommen. Auf einem ähnlichen Prinzip beruht die Übersetzung von **Dantes Göttlicher Komödie**, in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer (Teubner, Leipzig), die neuerdings in dritter Auflage in einer reizenden Taschenausgabe zu billigem Preis leichter zugängig gemacht worden ist. Wenn man sich wie Pochhammer die Aufgabe stellt, eine Dichtung wie die ‚Commedia‘ ‚möglichst unmittelbar zur Wirkung zu bringen‘, so kann man vielleicht nicht glücklicher zu Werke gehen, als es hier geschehen ist. In wortgetreuer Übersetzung ist Dante in deutscher Sprache kaum genießbar zu machen. Gerade was das Dichterische darin, das Gefühlselement, ausmacht, geht dabei verloren. In Pochhammers ‚Umstanzung‘ (vielleicht darf man dieses Wort hier bilden, denn die Form ist wirklich mit großer Kraft und Kunst in die Form der deutschen Stanzen umgeprägt), fühlt sich der Leser wirklich in dem Gefühlsstrom der Dichtung mitgerissen, so daß mancher, dem es vielleicht bei den Terzinen-Übersetzungen nie glücken wollte, Dante jemals im Zusammenhang zu lesen, es hier zum erstenmal fertig bringt. Damit aber ist nicht nur die Berechtigung, sondern der große volkstümliche Wert dieses ‚deutschen Dante‘ eingeräumt. — Frédéric Mistrals epische Dichtung **‚Mirèio‘**, deutsch im Versmaß des Originals von August Bertuch, 5. Auflage (Cotta, Stuttgart 1910) hat erst kürzlich in diesen Heften anläßlich des 70. Geburtstages Mistrals seine Würdigung gefunden; es mag daher genügen, wenn wir hier dieses ländliche Epos, in welchem sich der einfache homerische Stil auf einen Stoff aus der Gegenwart übertragen zeigt, allen Freunden echter und ursprünglicher Poesie in Erinnerung bringen. — Die Märchen der Gebrüder Grimm sind in unzähligen Ausgaben für die Jugend und das einfache Volk verbreitet. Eine schöne vollständige Ausgabe, geeignet, die Bibliothek des Bücherfreundes zu zieren, hat nun der Inselverlag unter dem Titel **‚Die Märchen der Gebrüder Grimm,** vollständige Ausgabe‘ (zwei Bände) veranstaltet. Diese Märchen ge-

hören ja zu unserem größten literarischen Nationalgut und sollten in einer mit Umsicht ausgewählten Bücherei nicht fehlen. Die buchtechnische Ausstattung, welche Karl Weidemeyer, Worpswede, besorgte, bewegt sich in den bekannten Traditionen dieses vornehmen Verlags. — Ein Ähnliches gilt von **‚H. C. Andersens gesammelten Märchen und Geschichten‘** (Diederichs, Jena), von denen nunmehr der 3. und 4. Band die Ausgabe vollständig machen. Dort bei Grimm Volksmärchen, hier eine Märchenwelt als Schöpfung eines genialen Dichters, der seine innere Welt in vollkommen naiven Formen auszusprechen verstand. Ein Vergleich, wie er sich aus dem jeweiligen Genuß ergibt, ist hier von großem Reiz, und wer sich einmal in diese Welt etwa noch mit Zuhilfenahme eines guten einführenden Buches, wie das **‚Deutsche Sagenbuch‘**, welches Friedrich von der Leyen in Verbindung mit Friedrich Ranke und K. A. von Müller (Becksche Verlagsbuchhandlung, München) herausgibt, eingelebt hat, wird sich erst der Tatsache bewußt werden, daß hier ein Jungbrunnen echter Poesie sprudelt. Des deutschen Sagenbuches 4. Teil, **‚Die deutschen Volkssagen‘** von Friedrich Ranke, sucht die gemeinsamen Züge, welche die verschiedenen Märchen und Sagen verbinden, und die ihnen zugrunde liegende Idee einer sittlichen Weltordnung durch übersichtliche Gruppierung und Verknüpfung ins Licht zu stellen. — Wie sehr unsere Sagenforschung noch immer bemüht ist, neue Schätze aus der Volksüberlieferung auszugraben, beweisen die zahlreichen Veröffentlichungen, unter denen der **‚Alte märkische Sagenschatz‘**, gesammelt von dem Lehrerverbande der Altmark (Klinkhardt, Leipzig 1908), Desiré Münster, **‚Elsässisches Sagenbuch‘** (Straßburg 1910) und Dähnhardts **‚Sammlung von Natursagen‘** (Band I: Sagen zum Alten Testament, Band II: Sagen zum Neuen Testament), Teubner, Leipzig 1909, besondere Achtung verdienen. Die beiden erstgenannten Bücher wenden sich an breitere Kreise, obwohl auch hier manche Sagen dem Forscher freundliche Überraschung sein werden. Die biblischen Sagen hingegen dürften ein besonderes Interesse bei Katecheten und selbst Predigern finden; denn hier ist die religiöse Überlieferung oft in wunderbar tiefe und poetische Sagenform eingekleidet. Obwohl aus vieler Herren Länder gesammmelt, geht doch der gemeinsame Zug religiöser Naturbeseelung durch diese Sagen, ein Beweis, wie stark das Gemüt unserer Vorfahren die religiösen Wahrheiten ergriff und sich gegenwärtig hielt. — Wer eine gute, kurzgefaßte und reich illustrierte **‚Mythologie der Griechen und Römer‘** sucht, sei auf die soeben erscheinende 5. Auflage des Buches von Otto Seemann (Verlag E. A. Seemann, Leipzig) verwiesen. Auf etwa 300 Seiten ist hier eine Übersicht geboten, die zu allgemeinen Bildungszwecken vollkommen genügt.

## Bildende Kunst.

Nach der Zahl und raschen Aufeinanderfolge erscheinender Kunstgeschichten zu schließen, ist das kunstgeschichtliche Bildungsbedürfnis außerordentlich rege. Als ein Mittelweg zwischen der ‚reiches - Anschauungsmaterial bietenden Vielbändigkeit auf der einen, der auf das Allernotwendigste beschränkten, in der Bildausführung nicht immer einwandfreien Einbändigkeit auf der anderen Seite‘ ist die **‚Illustrierte Kunstgeschichte‘** von Joseph Neuwirth, dem bekannten Bearbeiter des 2. Bandes von Springers Handbuch, gedacht, die zwei Bände mit über 1000 Textabbildungen und einer Anzahl farbiger Tafeln umfassen soll. Sie ist für die weitesten Kreise, aber für ein ernstes Interesse bestimmt. Die vorliegende erste Lieferung, die die Kunstübung der vorgeschichtlichen Zeit und den Anfang der Kunst des Orients enthält, zeigt die für die Belehrung sehr günstige, sachliche Klarheit der Darstellung des Verfassers. Die Illustrierung mit Bildern und schematischen Details ist gut. Diese zweibändige Kunstgeschichte dürfte wirklich ein brauchbares Hausbuch werden (München, Allg. Verlags-Ges., 20 Lieferungen je 1 M.). — Die **‚Geschichte der Kunst in Norditalien‘** von Corrado Ricci bildet den Inhalt des zweiten 430 Seiten starken und mit 770 Abbildungen versehenen Bandes des unter dem Titel ‚Ars una species mille‘ erscheinenden Unternehmens von nach Ländern geordneten Kunstgeschichten; der 1. Band von W. Armstrong enthielt die Kunst Großbritanniens und Irlands. Das sehr gefällige und handliche Bändchen mit seinen kleinen, aber sorgfältig reproduzierten Abbildungen birgt einen auf 25 Kapitel verteilten ungemein reichen Wissensstoff, der je für die einzelnen Städte und Gebietsteile, wie Ravenna — mit der feierlichen byzantinischen Kunst dieser Stadt setzt die Darstellung fundamental ein, — Venedig mit seiner bedeutungsvollen, einige Kapitel füllenden Malerei, Padua, Mantua usw., Mailand und die Lombardei, wobei Leonardo ein eigenes Kapitel erhält, piemontesische, ligurische Kunst, die Emilia in historischer Abfolge von Architektur, Skulptur und Malerei bis ins 19. Jahrhundert gegliedert ist; am Ende jedes Kapitels fin-

den sich sehr ausführliche Literaturangaben, den Schluß macht ein zwanzigseitiges Namenverzeichnis. Der Text, übersetzt von L. Pollak, ist historisch exakt referierend, aber flüssig. (Stuttgart, J. Hoffmann, Preis billig 6 M.) — Auf seine große dreibändige japanische Kunstgeschichte hat Oskar Münsterberg nun den ersten Band einer zweibändigen **'Chinesischen Kunstgeschichte'** folgen lassen, die im ersten Hauptteile die vorbuddhistische Zeit behandelt, anfangend mit den prähistorischen, noch lange nicht systematisch gemachten, Feststellungen, und stets die allgemeinen immer wieder nach Westen leitenden Weltzusammenhänge nachweisend, von denen der hellenisch-römische Einfluß besonderes Interesse erweckt. Der zweite größere Hauptteil behandelt dann vom dritten Jahrhundert ab die einzelnen Blüteperioden der hohen Kunst, Malerei und Bildhauerei, die bekanntlich vor der von ihr vielfach abhängigen japanischen Kunst Schätzung verdienen. Münsterberg faßt seine Resultate und Hypothesen hinter jedem Abschnitte nochmals zusammen, gibt ihnen weite gesetzesmäßige Perspektiven, und zieht auch Vergleiche zur europäischen Kunst, z. B. von der ganz außerordentlich feinen Landschaftskunst der Sungperiode 960 bis 1280 zur modernen Stimmungsmalerei. Diese Darstellungsart macht das Werk jedem Kunstfreunde — wie wenige Fachleute gibt es hier — wertvoll, wenn auch die Detailforschung noch weitestes Arbeitsfeld hat. Der Band ist gut mit 15 Farbenbeilagen und 321 Textabbildungen ausgestattet (Eßlingen, Verlag Paul Neff, 20 und 23 M.). —

Die lautersten Formen christlicher Monumentalkunst, in denen sich die menschlichen Kräfte in einer später nicht mehr wiederkehrenden Periode natürlicher harmonischer Gesamtrichtung auf das Göttliche betätigt haben, sind die mittelalterlichen, besonders die gotischen Dome, unter denen die deutschen mit ihrem noch vergeistigteren Ausdruck einen Ehrenplatz einnehmen. In den bekannten blauen Büchern des Verlags K. R. Langewiesche ist nun ein Band **'Deutsche Dome des Mittelalters'** (Düsseldorf, M. 1.80) erschienen, der in 96 ganzseitigen großen und wirkungsvollen Abbildungen, darunter vielen Teilbildern, Innenräumen, Portalen u. a., die Hauptzeugen dieser christlichen Baukunstperiode enthält, die, nach den Stilentwicklungen geordnet und aus ganz Deutschland gesammelt, deutlich das immer individuellere Aufblühen und formale Verblättern wie auch die charakteristischen Stammesgegensätze erkennen lassen. Die Einleitung von Wilhelm Pinder hält sich mit scharfsinniger ästhetischer Bewußtheit an die architektonischen Gebilde und erschließt deren Rhythmus und Geist mit Hinweisen auf immer wieder neue Gestaltungselemente, unter denen das spezifisch christliche Ausdrucksmoment etwas zurücktritt. Diese Einleitung ist deshalb ein gutes Gegengewicht gegen eine nur stimmungslustige Betrachtung. — Unter den kleinen handlichen Bänden, die in der Sammlung **'Berühmte Kunststätten'** (Seemann, Leipzig) in den letzten zwei Jahren erschienen sind, befinden sich einige, in denen diese deutschen Dome und andere ihresgleichen wiederkehren, nicht mehr isoliert, sondern im Wachstum eines historischen Stadtbildes, dessen charakteristische Silhouette sie mitbestimmen und in dem sie ein Aggregat von harmonischen künstlerischen Werten in sich und um sich sammeln. Einige dieser Bändchen wiederholen den ganzen Ablauf der deutschen Baukunstgeschichte, wie **'Trier'** von Otto von Schleinitz, dessen zweitausendjährige Geschichte die Römerzeit einbegreift (201 Abb., 4 M.); oder **'Regensburg'** von Hans Hildebrandt mit seinem Reichtum an romanischen und gotischen Denkmalen und seiner besonders auch malerisch interessanten Renaissance; den Beschluß machen hier Walhalla und Befreiungshalle (197 Abbild., 4 M.); oder **'Dresden'** von Paul Schumann, dessen künstlerische Bedeutung erst mit der Renaissance recht einsetzt, dann aber die folgenden Jahrhunderte anhält und, wie der große Abschnitt 'Von 1830 bis zur Gegenwart' zeigt, im 19. Jahrhundert nur noch zugenommen hat (185 Abb., 4 M.). In dem enger begrenzten Bändchen **'Naumburg und Merseburg'** von Heinrich Bergner steht je der Dom im Mittelpunkt und bei ersterem wieder seine berühmten Plastiken (161 Abb., 3 M.). Von den Bändchen über nichtdeutsche Kunststätten zeichnet sich **'Brüssel'** von Henri Hymans ebenfalls durch seine ältere und neue Baukunst aus, Gudulakirche, Rathaus, Justizpalast, sowie durch seine Kunstsammlungen; das Werkchen konnte bei der diesjährigen Weltausstellung schon gute Dienste leisten (128 Abb., 3 M.); der Band **'Toledo'** von A. L. Mayer erfährt heute eine besondere Vorliebe, da hier der Wirkungskreis Domenico Theotokopulis war, des seit zwei Jahren oft genannten Greco, dessen Malerei so merkwürdig aus dem Barock heraustritt und beinahe übermodern anmutet (118 Abb., 3 M.). Der exotische Reiz, der die Bauwerke des stolzen Toledo unter dem maurischen Einfluß auszeichnet, das Mudejar und die ziselierten Feinheiten des ähnlich wirkenden plateresken Stils können in den reichsten Spielarten genossen werden in dem 60 Aufnahmen enthaltenden Bändchen

**‚Meisterwerke der spanischen Baukunst‘**, in dem die einzelnen Architekturen in ganz knappen historischen und kritischen Bemerkungen von S. H. Capper erläutert sind (80 Pf.). Es ist das erste Bändchen von ‚Weichers Architekturbüchern‘, dessen ‚Kunstbücher‘, je ein Bändchen mit 60 Bildern für einen Maler, der deutsche Zweig eines englischen Unternehmens, schon gut eingeführt sind. In gleicher Anlage sind auch die **‚Meisterstücke der Bildhauerkunst‘** erschienen, 120 Musterbeispiele ausgewählt von Georg Gronau in zwei Bändchen, die Plastik von den ältesten Zeiten bis heute umfassend (Weicher, Berlin, je 80 Pf). Diese sämtlichen Bändchen, die oft auch schätzbare, seltenere Abbildungen enthalten, sind recht brauchbare Handbüchlein, um sich schnell gleich am Anschauungsmaterial über eine Persönlichkeit, Periode oder Kunstsparte zu orientieren.

Von den **‚Bibel-Bildern‘** von Gebhard Fugel, die in unserem letzten Septemberheft ausführlich gewürdigt worden sind, erscheint eine kleine Ausgabe (Bildgröße 30×40 cm) in 6 Lieferungen zu je 4 M., deren jede 4 farbige Blätter auf dunklem Karton aufgezogen enthält (Einzelblatt 2.50 M.). Die erste Lieferung bringt die Bilder ‚Josephs Erhöhung in Ägypten‘, ‚Opfer Noes‘, ‚Der verlorene Sohn‘, dies Blatt eines der schönsten, und ‚Dornenkrönung‘ in guten Farbendrucken. Eine noch größere Wandbilderausgabe für Schulzwecke (40×60 cm) ist ebenfalls vorgesehen, Gesamtpreis der 24 Bilder 42 M. Dazu werden Wechselrahmen geliefert. (Kempten, Kösel.)

Der **‚Kunst und Leben‘** betitelte Kalender enthält auch für 1911 wieder 53 neue Kunstblätter nach Werkchen bekannter deutscher Graphiker, wie Klinger, Thoma, Stuck etc., deren Wert verschieden ist. Seine Erwähnung hier ist keine unbedingte Empfehlung (Berlin, Fritz Heyder, 3 M.).

## Natur- und Länderkunde.

Einen großen Stoff hat sich Georg Baumberger in seinem neuesten Reisebuch **‚Im Banne von drei Königinnen‚** gewählt (2 Bde., Einsiedeln, Benziger, geb. M. 12.—): ‚Hehr und heilig Jerusalem, die Priesterkönigin, gewaltig und übermächtig Kairo, die Nil- und Pyramidenkönigin, müde und suchend Konstantinopel, die heimatlose Königin, die nach einem neuen König ausschaut.‘ Ganz besonders der erste Band über das Heilige Land wird vielen Palästinareisenden als ernstfroher Begleiter oder zur beschaulichen Rückerinnerung sehr willkommen sein. Den zweiten Band über Ägypten und die Türkei hat Baumberger bei aller unermüdlichen Beobachtungsfreude hie und da etwas zu sehr mit historisch-politischen Plaudereien belastet. Aber seine frischen, fröhlichen Augen sehen am besten ohne jede Brille, die er denn auch zum Glück immer bald wieder von der Nase schiebt. — Msgr. Graf Vay von Vaya hat seine ‚Eindrücke aus Kanada‘, aus denen ihn die Hochlandleser bereits als einen Reiseschriftsteller von selten hohem und weitem Gesichtskreis schätzen lernten, zusammen mit Eindrücken aus Indien zum ersten Band eines großangelegten Werkes **‚Großbritannien jenseits des Ozeans‘** (Paetel, Berlin, geb. M. 12.—) ausgearbeitet. Das mit eigenen, recht geschmackvollen Aquarellskizzen des Autors illustrierte Buch sucht mit der eingehenden Charakteristik von Land und Volk zugleich einen Begriff zu geben von all den Mitteln, durch welche die angelsächsische Rasse so gewaltige Kolonialreiche zu gründen und auszubauen verstanden hat. Der Stellung der katholischen Kirche, deren Ansehen in Kanada noch unlängst durch den eucharistischen Kongreß so eindrucksvoll zutage getreten ist, wendet er allerorten sein besonderes Augenmerk zu. — Ein sehr sympathisches Werk, dem ebenfalls die größeren Perspektiven nicht fehlen, ist des österreichischen Offiziers Friedrich Frhr. von Kulmar abessinisches Tagebuch **‚Im Reiche Kaiser Meneliks‘** (Klinkhardt & Biermann, Leipzig, geb. M. 6.—), das der auf der Heimreise jung verstorbene Verfasser für seine Mutter niedergeschrieben hat. Zahlreiche Photographien unterstützen die anschauliche und lehrreiche, wenn auch oft nicht erfreuliche Darstellung. — Obwohl nicht im engeren Sinne zu den Reisewerken gehörend, darf doch vielleicht der neubegründeten **‚Missionsbibliothek‘** (Herder, Freiburg) in diesem Zusammenhang Erwähnung geschehen. Sie gibt in kleinen Bändchen Bilder aus dem Missionsleben, wobei die Schilderung von Land und Leuten nicht zu kurz kommt. **‚Unter den Schwarzen am Kongo‘** von P. Allaire ist das dritte Bändchen der Sammlung (geb. M. 2.20); es gibt die eignen Erlebnisse eines Missionärs, in diesem zugleich einen bewunderungswürdigen Vertreter jener Glaubenskraft, die vor keinem Hindernis zurückschreckt. Mehr historischen Charakter tragen die beiden Bändchen ‚Bilder aus der alten Indianermission Paraguay‘ von Florian Baucke und ‚Der einheimische Klerus in den Heidenländern‘ von P. Huonder. Diese Missionsbibliothek ist eine sehr wertvolle und zeitgemäße Ergänzung der illustrierten Monatsschrift **‚Die**

**katholischen Missionen'**, die im gleichen Verlag erscheint und neben ihrem speziellen Zweck der Berichterstattung über das eigentliche Missionsleben, eine Fülle geographischer Belehrung in sehr gefälliger Form bietet.

Von naturkundlichen Werken haben wir noch zwei treffliche gemeinverständliche Darstellungen nachzutragen: **,Die Schule der Elektrizität'**, nach dem Französischen von G. Claude, deutsch von W. A. Ostwald (Klinckhardt, Leipzig; geb. M. 10) setzt so gut wie keine Kenntnis voraus und sucht, vom Einfachsten ausgehend, den Leser unter steter Anleitung zu eigenen Versuchen in die schwierigen Probleme einzuführen. Dabei werden hauptsächlich die Anwendungen der Elektrizität im praktischen Leben herangezogen, so daß wir jederzeit in der Lage sind, aus dem Gesagten Nutzen zu ziehen. An Abbildungen ist nicht gespart. In Frankreich hat das Original außerordentlich große Verbreitung gefunden. Ein kurzer und knapper, aber erstaunlich inhaltreicher und begriffsklarer Abriß des biologischen Wissens ist von Bernhard Dürken, den die Hochlandleser längst schätzen gelernt haben, zur Sammlung Kösel beigesteuert worden. Sein Büchlein über **,Die Hauptprobleme der Biologie'** (geb. M. 1.—), mit instruktiven, auch der eignen Forschungsarbeit entnommenen Abbildungen ausgestattet, ist unfraglich die beste kurzgefaßte Einführung in die Biologie, die bisher überhaupt geschrieben worden ist. Sie wird ihren Weg machen.

## Jugendschriften.

Aus einem Preisausschreiben sind verschiedene Bilder- und Märchenbücher des Attenkoferschen Verlags hervorgegangen, die durchweg recht erfreuliche Qualität, wenn auch nicht immer erhebliche Eigenart zeigen. Ein Buch für Mutter und Kind **,Goldene Fäden'** (geb. M. 3.—) mit lieben, sauberen Bildern von Hensel und glatten Reimen von Cabanis wird manche frohe Stunde gemeinsamen Betrachtens bereiten; über Fumians **,Bruder Straubinger'**, mit Bildern von Meggendorfer (geb. M. 3.—), und namentlich über das Armeebilderbuch **,Der deutsche Soldat mit Waffe und Werkzeug'** von Generalmajor Staudinger, mit Bildern von Hoffmann (geb. M. 4.—) werden die Knaben jubeln. Von den Märchenbüchern seien die **,Neuen Märchen** von Forschneritsch, mit Bildern von Strejz (geb. M. 3.50) als vielfach wirklich eigenartig in der Erfindung, und **,Der Märchenkessel'** von Peter wegen der Bilder von Fahrenkrog (gebd. M. 3.—) hervorgehoben. Von den ,Beschäftigungs'büchern des Schreiberschen Verlags (Eßlingen) machen besonders Göhls **,Anleitungen zum Formen"** in Ton und Plastilina (3 Stufen, je M. —.80) einen recht guten Eindruck, unter den Ausmalbüchlein am ehesten noch Mauders lustiges **,Juvivallera'** (M. —.75). — Wenn wir hier zuletzt die illustr. Jugendschrift **,Efeuranken'** nennen, so nennen wir einen alten Bekannten. Sie steht im 21. Jahrgang, doch ist sie seit einem Jahre ein vollständig Neues geworden. Das geschah in dem Augenblick, als sie in den Volksvereinsverlag (M.-Gladbach) überging und in der Person von J. M. Tressel, der unter seinem Dichternamen Ernst Thrasolt vielleicht besser bekannt ist, den berufenen Leiter fand. Hier ist wirklich etwas von der Plaudergemütlichkeit vergangener Tage wieder lebendig geworden, und wenn auch hin und wieder einmal einer der Mitarbeiter in den modernen Zeitungs- oder Rezensierstil hineingerät, so geht dieser Mißton doch im Ganzen unter und kann vielleicht mit der zunehmenden Schulung des Mitarbeiterkreises schon bald ganz vermieden werden. Typographisch sind diese ,Efeuranken' alles, was man nur wünschen kann bei dem geringen Preis, der dafür angesetzt ist.

## Allgemeine Nachschlagewerke.

Neben den theoretischen Nachschlagewerken dürfen gerade in unserer Zeit jeder ausgebauteren Hausbücherei die Ratgeber in praktischen Problemen nicht fehlen. Für alle Fragen des öffentlichen Lebens besitzen die deutschen Katholiken im **,Staatslexikon'** der Görresgesellschaft ein Werk, auf das stolz zu sein sie besonderen Anlaß haben. Die dritte Auflage, nun schon zum dritten der fünf Bände gediehen (Freiburg, Herder; geb. je M. 18.—), hat eine gründliche und einheitliche Neubearbeitung erfahren, auf deren wertvolle Einzelheiten ,Hochland' noch des näheren eingehen wird.

Sprichwörter und Sentenzen, am schicklichen Ort ins Gespräch eingestreut, bezeichnet sogar Goethe einmal als wahren ,Schatz für den Weltmann'. Man kann sich also nicht wundern, wenn sich unter allen Nachschlagebüchern gerade die Zitatensammlungen so großer Beliebtheit erfreuen. Das gilt nicht nur von ,Büchmann', der, selbst schon als geflügeltes Wort dienend, nähere kulturgeschichtliche Ableitungen gibt, sondern erst recht von einem handlich übersichtlichen, einfach nach alphabetischen Schlagworten sammelnden **,Zitatenlexikon'**, wie es Daniel Sanders bereits in dritter, auf über 12 000 Angaben vermehrter Auflage

vorlegt (Leipzig, J. J. Weber; geb. M. 5.—, Geschenkeinband M. 6.—). Noch reichhaltiger, aber schon fast allzuviel literarische Belesenheit voraussetzend, ist der neueste **‚Zitatenschatz der Weltliteratur'** von Rich. Zoozmann (Leipzig, Hesse & Beckers; gebd. M. 3.—). Ehe man mit dieser Hilfe allzusehr prunkt, möge man doch auch die Warnworte Lessings lesen, die darin unter dem Schlagwort ‚Zitat' angeführt sind.

Als eine populäre, mit reichlichen Illustrationsproben ausgestattete Zusammenfassung der wichtigsten Reiseberichte verdient das **‚Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen'**, herausgegeben von Wilhelm Berdrow, Beachtung. Gerade der vorliegende 9. Jahrgang (Prochaska, Wien, kart. M. 1.50) mit seinen Berichten über Peary (leider auch noch Cook), Sven Hedin, Rohrbach, Merzbacher, Carnegie und andere enthält recht viel Interessantes und Lehrreiches.

# ∴ Unsere Kunstbeilagen ∴

Unser Raabebildnis von Wilhelm Immenkamp hat den Vorzug einer ganz ungezwungenen Natürlichkeit und charakteristisch treuen Spiegelung der persönlichen Erscheinung des Dichters. Es ist in diesem Porträt über dem Ausdruck des heiter sinnenden Chronisten der Menschheit und Menschlichkeit der menschliche Raabe selber nicht zu kurz gekommen mit seinen klugen, schalkhaft blitzenden und doch prüfend sondierenden Äuglein, mit seiner wackeren Nase, wie eine ähnliche der alte Schwed in der Meisternovelle ‚Der Marsch nach Hause' gehabt haben muß, mit seinem im herbstlichen Wildwuchs des Bartes versteckten, aber doch sichtbar gütigen Munde, der ganze schlichte, von eitler Eindruckspose freie und doch unvergeßlich charaktervolle Kopf. Der Künstler hat diese noch unveröffentlichte Zeichnung neben der Arbeit an seinem für das Vaterländische Museum in Braunschweig gemalten großen Raabeporträt — dem letzten nach dem Leben gemalten, im Februar 1909 entstandenen Raabeporträt — hergestellt und Raabes volle Anerkennung für seine natürliche, echte Auffassung erhalten.

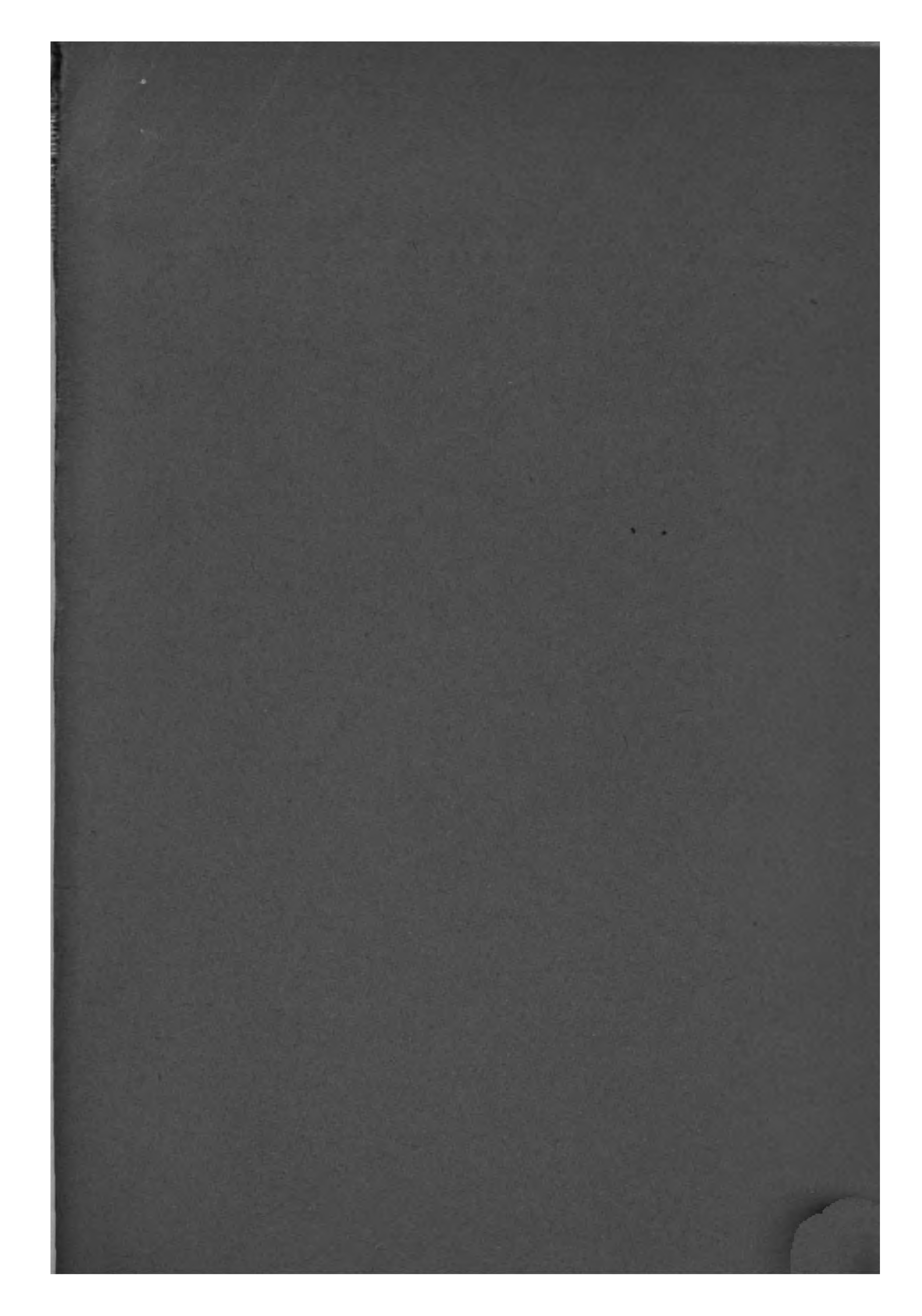
Wir benützen die Gelegenheit, auf ein im Buchhandel erhältliches Raabebildnis, eine mehr bildhauerisch durchgeführte Zeichnung von Prof. Ernst Müller-Braunschweig empfehlend zu verweisen, erschienen in gutem Druck bei Fritz Heyder, Berlin (4 M.).

Die Bilder von Hans Sandreuter sind in dem Aufsatz von Privatdozent Dr. Martin Wackernagel gewürdigt.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln** (abwesend).
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger (stellvertretend) und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
**Für Österreich-Ungarn** Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.

Verlag und Druck der Jos. **Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.



Antoine Watteau / Das Frühstück im Freien





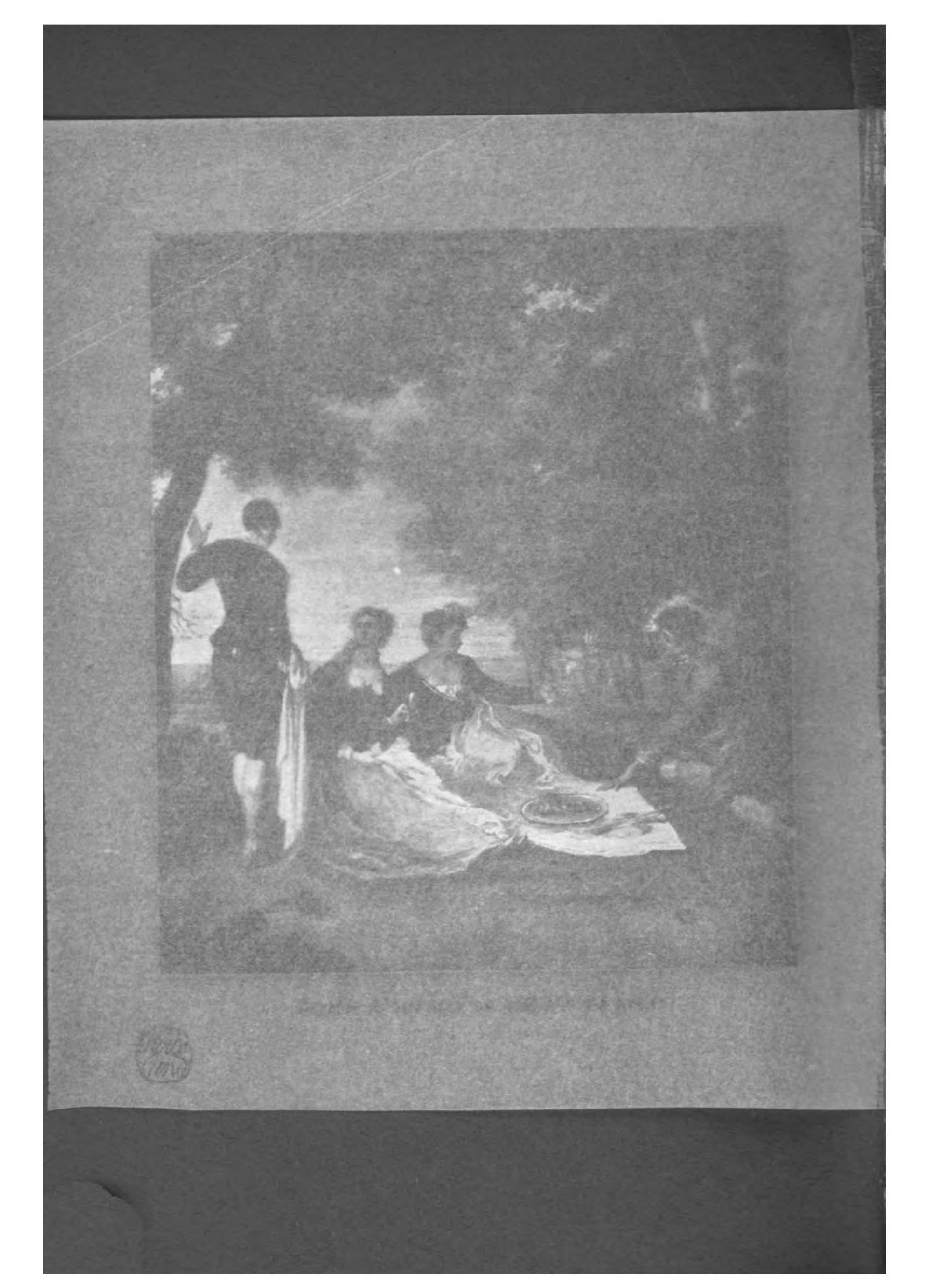
Achter Jahrgang Februar 1911

# [illegible]ie Beseitigung [illegible] Schuld[illegible]ffes in der [illegible]dernen Krimin[illegible]

W[illegible]er die Liter[illegible] der [illegible] alten [illegible] schaft [illegible] v. Liszt sagt*. [illegible] n unserer Dichter [illegible] [illegible]haftlichen Erkenntnis vermögen [illegible] tritt au[illegible] [illegible]riff Strafe zurück hinter der heilenden Besserung und der [illegible] n Ver[illegible] In gleichem Sinne behauptet der slavische Kriminalist [illegible] die [illegible]um Verbrechen werde durch soziale Umstände, pathologische [illegible] und Atavismus bedingt; die metaphysischen Begriffe [illegible], Reste der theologischen Anschauung von der Sündhaftigkeit d[illegible] [illegible] aus der modernen zivilisierten Gesellschaft verschwinden.

[illegible] interessant, zu beobachten, wie viele moderne Anschauungen, die im [illegible]des Fortschritts und der Freiheit aufgestellt worden sind, in ihren Kon[illegible]n den Menschen in die entwürdigendste Sklaverei zurückwerfen. Die [illegible]ng des Begriffs der persönlichen Schuld führt zweifellos zur Auf[illegible] Charakters, sie verflüchtigt den Begriff der Pe[illegible] und macht [illegible]n zum bloßen Reflex seiner sozialen Um[illegible] [illegible] Produkt [illegible] [illegible] zu einem

* Strafrechtliche Aufsätze und Vorträge. S. 229; Berlin 1908.






Achter Jahrgang Februar 1911

# Die Beseitigung des Schuldbegriffes in der modernen Kriminalistik / Von F. W. Foerster

Wer die Literatur der neuen kriminalistischen Schulen verfolgt hat, der wird gesehen haben, wie einig sie alle in der Eliminierung der alten Schuldidee sind. Diese Idee scheint ihnen mit einer wissenschaftlichen Auffassung des menschlichen Willenslebens unvereinbar zu sein. v. Liszt sagt*: ‚Die Begriffe „Schuld und Sühne“ mögen in den Schöpfungen unserer Dichter weiterleben wie bisher, strenger Kritik der geläuterten wissenschaftlichen Erkenntnis vermögen sie nicht standzuhalten. Damit tritt auch der Begriff Strafe zurück hinter der heilenden Besserung und der sichernden Verwahrung.‘ In gleichem Sinne behauptet der slavische Kriminalist Minzlow, die Neigung zum Verbrechen werde durch soziale Umstände, pathologische Zustände, Degeneration und Atavismus bedingt; die metaphysischen Begriffe Schuld und Unschuld, Reste der theologischen Anschauung von der Sündhaftigkeit des Menschen, müßten aus der modernen zivilisierten Gesellschaft verschwinden.

Es ist interessant, zu beobachten, wie viele moderne Anschauungen, die im Namen des Fortschritts und der Freiheit aufgestellt worden sind, in ihren Konsequenzen den Menschen in die entwürdigendste Sklaverei zurückwerfen. Die Eliminierung des Begriffs der persönlichen Schuld führt zweifellos zur Auflösung des Charakters, sie verflüchtigt den Begriff der Persönlichkeit und macht den Menschen zum bloßen Reflex seiner sozialen Umgebung, zur Marionette seiner nervösen Zustände, zum willenlosen Produkt seiner psycho-physischen Organisation. Unsere Persönlichkeit wird aus einem Aktivum zu einem

* Strafrechtliche Aufsätze und Vorträge. S. 229; Berlin 1908.

Passivum degradiert. Der Determinist, so meint v. Liszt, könne dem Verbrecher gegenüber keine andere Empfindung haben als gegenüber dem Aussätzigen. Wird aber dem Menschen mit solchen Behauptungen nicht einfach suggeriert, daß er seinen schlechten Neigungen genau so hilflos ausgeliefert sei wie seinen Hautkrankheiten? Schreit gegen einen solchen Vergleich des Verbrechens mit dem Aussatz nicht etwas auf in unserm Innern, fühlen wir in solchen Formulierungen nicht die kausale Funktion des persönlichen Willens völlig ignoriert und eliminiert, fühlen wir uns durch die scheinbare ‚Entlastung‘ nicht unerträglich belastet und erdrückt? Kommt uns nicht wieder einmal deutlich zum Bewußtsein, wie sehr der moderne Mensch trotz all seiner technischen Triumphe über die Außenwelt in der Gefahr ist, infolge einer kläglichen Vorstellung von seiner persönlichen Kraft, mehr als je der Außenwelt untertan zu werden?

Aber — so könnte man hier einwenden — was geht den wissenschaftlichen Forscher die praktische Konsequenz seiner Feststellungen und Folgerungen an? ‚Non flere, non ridere, sed intelligere.‘ Die ganze gewaltige Arbeit der modernen Wissenschaft hat dazu geführt, den Menschen Schritt für Schritt aus seiner isolierten Stellung im Weltall zu drängen und ihn in den kosmischen Kausalzusammenhang einzuordnen. Immer weiter verfolgt die wissenschaftliche Untersuchung die Wurzeln unseres Handelns, bis weit hinein in die sozialen Lebensbedingungen, in die ganze Naturgeschichte des Organismus, in die Entartungserscheinungen des Nervensystems, in alle möglichen unbewußten Prozesse des Sexuallebens. Kann mit einer solchen Einordnung des menschlichen Handelns in den universellen Lebenszusammenhang jene konzentrierte persönliche Anklage gegen den persönlichen Willen bestehen bleiben, wie sie sich in der Idee der Schuld ausspricht? Scheint es nicht vielmehr so, als wenn jenes persönliche Schuldgefühl gleichsam nur dem beschränkten Kausalbewußtsein des unaufgeklärten Menschen entspreche, das nun durch Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft zu einer mehr kosmischen Schuldidee erweitert wird, d. h. zu der Erkenntnis, daß die eigentlichen Bestimmungsgründe unseres Handelns in Verhältnissen und Zusammenhängen liegen, über die wir keine Macht haben? Der Psychiater Kräpelin behauptet in diesem Sinne, daß sich mit besserer Kenntnis des Verbrechertums der Schuldbegriff immer mehr verflüchtige.

Was ist nun darauf zu antworten? Wenn unser Wille wirklich nur ein Produkt der Verhältnisse, ein bloßer Durchgangspunkt von Naturwirkungen ist, wenn jeder nur das tut, was er notwendig tun mußte, was soll dann noch Reue, Buße, Schuld und Zurechnung? Gehören diese Empfindungen und Vorstellungen nicht in der Tat einer Auffassung an, die die Erscheinungen des menschlichen Willens loslöst vom großen Zusammenhang des Lebens? Und werden wir diesen Willen nicht vielleicht wirksamer beeinflussen, wenn wir auf seine konkreten organischen, pathologischen und sozialen Ursachen zurückgehen, als wenn wir ihm eine Initiative zuschreiben, die er in Wirklichkeit gar nicht besitzt?

Es sei zunächst zugegeben, daß manche Verteidiger des freien Willens ihrer Sache sehr geschadet haben, indem sie dieselbe einseitig und ungeschickt vertraten. Statt zu zeigen, daß der naturwissenschaftliche Forscher nicht *alles* erklären

kann und doch in seinen Behauptungen oft viel weiter geht, als die Tragweite seiner Methode reicht, haben sie ganz unnötig die naturwissenschaftliche Erkenntnisarbeit auf deren eigenstem Gebiete angegriffen und alle Feststellungen mit Mißtrauen betrachtet, welche sich auf die Abhängigkeit des geistigen Lebens von organischen Bedingungen beziehen, — als könnten alle solche Feststellungen nur die Wirkung haben, die Würde des Menschen zu erniedrigen und sein geistiges Streben zu entmutigen. In Wirklichkeit aber wird unsere Unabhängigkeit gegenüber den materiellen Bedingungen unseres geistigen Lebens vielmehr in dem Maße erhöht, als wir unsere wirklichen Abhängigkeiten genau kennen lernen. Nur indem wir diese in ganzem Umfange erfassen, können wir sie beherrschen und ihnen entgegenwirken. Wieviel sittliche Befreiung z. B. verdankt gerade die neuere Menschheit den Forschungen über den verheerenden Einfluß des Alkohols auf das geistige und moralische Leben! Und was die Vererbungslehre betrifft — wie wichtig ist es für unsere ganze Selbsterziehung, die besonderen ererbten Tendenzen zu kennen, die unser inneres Leben in ihrem Bann zu halten trachten! Und welcher Segen, auch für die Pädagogik, ist aus den Untersuchungen über die pathologischen Ursachen moralischer Störung oder Degeneration entstanden!

Aber ebenso zweifellos ist es auch, daß der moderne Mensch, der im Gegensatz zu früheren Zeitaltern vor allem die äußeren Bedingtheiten des geistigen Lebens klarzulegen versucht, und die Geisteswelt vom Kosmos aus zu begreifen strebt, dabei den Blick verloren hat für den inneren Tatbestand der menschlichen Natur und im Triumphgefühle über die Erfolge seiner naturwissenschaftlichen Methode völlig die wissenschaftliche Besonnenheit gegenüber den so ganz anders gearteten Problemen des menschlichen Innenlebens verloren hat. Dies ist der Kernpunkt der ganzen Angelegenheit. Wenn man daher dem modernen Determinismus und der darauf basierten Negation der alten Schuldidee entgegentritt, so muß man dabei sorgfältig jede Antastung oder Ignorierung gesicherter wissenschaftlicher Forschungsergebnisse vermeiden und nur darauf ausgehen, Übergriffe und unberechtigte Folgerungen zurückzuweisen. Nur so kann eine allmähliche Einigung in der schwierigen Frage vorbereitet werden. Auch in dem Streit über die Willensfreiheit treffen wir ja leider die allgemeine Zeiterscheinung wieder, daß jeder Einzelwahrheit heute sozusagen die Selbstzucht fehlt; richtige Erkenntnisse, die gewissen Tatsachen des Lebens durchaus berechtigten Ausdruck verleihen, wuchern grenzenlos nach allen Seiten aus, suchen die ganze Welt von ihrem Gesichtspunkte aus zu erklären und zu beherrschen und verlieren jede geordnete und respektvolle Beziehung zu anderen, ebenso wichtigen und ebenso unbestreitbaren Wahrheiten. Die universelle Wahrheit aber kann keineswegs durch den chaotischen Kampf aller dieser Einzelwahrheiten zur Anerkennung gebracht werden, sondern nur dadurch, daß jede Teilerkenntnis die Grenzen ihrer Anwendbarkeit respektieren lernt.

Das Recht der deterministischen Auffassung liegt jedenfalls in dem Hinweis auf die außerordentliche Bestimmbarkeit unseres Willenslebens durch die Gesamtheit unserer sozialen und physiologischen Lebensbedingungen und Lebensprozesse sowie unseres Nervensystems. Wie weit diese Abhängigkeiten gehen,

das sucht uns der Physiologe zu beweisen, indem er durch das Experiment zeigt, wie gewisse geistige Funktionen aufhören, sobald man bestimmte Gehirnzentren herausschneidet. Aus diesen und ähnlichen Tatsachen wird dann gefolgert, daß das sogenannte geistige Leben überhaupt nur eine Begleiterscheinung materieller Prozesse sei, daß also von irgend einer Selbständigkeit des Geistes keine Rede sein könne.

Wieweit sind denn nun diese Folgerungen schlüssig?

Hat das Bewußtsein des Menschen von der Freiheit seines Willens wirklich gar keine tiefere Wurzel in den Tatsachen seines geistigen Lebens? Ist unser Wille nichts als eine Exekution dunkler Nötigungen, ist der Glaube an unsere sittliche Selbsttätigkeit nur eine Illusion, ein Denkfehler, eine falsche Interpretation psychischer Vorgänge? Oder entspringt jener Determinismus vielleicht doch einer sehr groben und oberflächlichen Theorie des Zusammenhanges von Körper und Seele und einer sehr voreiligen und unwissenschaftlichen Konsequenzmacherei?

Betrachten wir z. B. einmal jene Tatsache der physiologischen Forschung, daß mit dem Herausschneiden oder der Entartung gewisser Gehirnzentren auch die entsprechende geistige Funktion erlischt. Was ist eigentlich ganz exakt mit dieser Tatsache bewiesen? Es ist damit festgestellt, daß in diesem irdischen Leben geistige Potenzen auf die körperliche Welt nur durch nervöse Vermittlungsorgane wirken. Werden diese Vermittlungsorgane zerstört, sei es durch chirurgischen Eingriff oder durch pathologische Entartung, so ist auch die betreffende geistige Funktion unterbrochen. Daß aber die geistige Kraft nichts als eine Funktion nervöser Substrate sei, das ist damit ganz und gar nicht bewiesen. Wenn auf einer Empfangsstation für Funkentelegraphie keine Funken mehr wahrgenommen werden, weil gewisse Teile des empfangenden Apparates zerstört sind, — ist das etwa ein Beweis dafür, daß die Elektrizität nur eine Funktion der Empfangsstation ist? Nein, bewiesen ist damit nur, daß gewisse elektrische Kräfte nur mit Hilfe bestimmter Vermittlungsapparate zu einer bestimmten Funktion in der menschlichen Nachrichtentechnik gebracht werden können. Genau so ist es mit den geistigen Potenzen, wenn auch natürlich das physikalische Gleichnis für die Veranschaulichung dieser unvergleichlich komplizierten Vorgänge immer unzulänglich bleibt. Die Wissenschaft kann nur konstatieren, daß die Äußerungen der geistigen Kraft innerhalb des menschlichen Organismus in sehr hohem Grade an den Zustand der ‚Transmissionsorgane' gebunden sind — über das Wesen des Geistes selber aber kann sie gar nichts aussagen, geschweige denn, daß sie ihn als bloße Funktion materieller Substrate definieren dürfte. Ein *Instrument* des Geistes nannte Robert Mayer das Gehirn — dieser Forscher, der so viel dazu beigetragen hat, die Vorstellung von der strengen Gesetzmäßigkeit alles Naturgeschehens zu fundamentieren, war ein viel zu besonnener Denker, als daß er die geistige Kraft einfach der Kausalität der materiellen Prozesse eingeordnet hätte. Im eigentlichsten strengen Sinne darf die Wissenschaft ja überhaupt nicht einmal von Geisteskrankheit sprechen. Wir wissen — ganz exakt gesprochen — doch gar nichts darüber, ob der ‚*Geist*' krank ist, wir wissen nur, daß infolge von nervösen Störungen oder organischen

Verletzungen die normale Vermittlung zwischen geistiger und körperlicher Welt unterbrochen ist, und daß infolgedessen gewisse seelische Funktionen überhaupt aussetzen und andere ohne Ordnung durcheinanderwirken. Vom Zustande der geistigen Kraft inmitten dieser Störungen wissen wir gar nichts. Das ist Geheimnis.

Das Goethesche Wort: ‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis' läßt sich in besonderem Sinne auch auf diese Fragen anwenden. Das tiefste Wesen des menschlichen Geistes wird nicht durch all die verschiedenen Funktionen erschöpft und dargestellt, durch welche sich dieser Geist im irdischen Leben betätigt und an das organische und soziale Leben des Menschen anpaßt. Gedächtnis, Phantasie, Gefühl, Wille — das alles sind nur dunkle Gleichnisse und irdische Anwendungen des eigentlichen Wesens der geistigen Kraft. Dieses Wesen selbst bleibt uns ein Geheimnis, das nur in den höchsten Momenten unserer inneren Sammlung und schöpferischen Betätigung geahnt wird.

Es ist übrigens deutlich zu erkennen, daß sich schon seit längerem bei allen denkenden Naturforschern eine Abkehr von jener grob-deterministischen Auffassung vollzieht, die aus einer unreifen Phase der naturwissenschaftlichen Generalisation in die radikale kriminalistische Literatur eingedrungen ist. Man ist mitten darin, die monistische Voreiligkeit in der Deutung des Verhältnisses von geistigen und materiellen Vorgängen gründlich zu revidieren. Wir erinnern hier nur an die Schriften des Hallenser Physiologen Hitzig und des Heidelberger Biologen Driesch. Ein interessantes Symptom dieser Revision ist auch die Schrift des Kieler Mathematikers Pochhammer ‚Zum Problem der Willensfreiheit' (Stuttgart 1908), worin nachdrücklich gezeigt wird, daß die Erscheinungen unseres Willenslebens nur durch die Annahme ‚supermaterieller' Kräfte zu erklären seien, die nicht durch das Kausalgesetz des organischen Lebens bestimmt seien, sondern die aus ihrer eigenen selbständigen Kraft in das organische Leben hineinwirken. Die entgegengesetzte Annahme, nämlich daß auch im menschlichen Organismus die Naturvorgänge ausschließlich von den Naturkräften abhängen, führe uns zum unbedingten Fatalismus. Wir müssen annehmen, daß Kräfte existieren, die keine Naturkräfte sind und doch eine Wirkung auf die Stoffteilchen unseres Organismus ausüben. Den Tatsachen unseres Innenlebens könne die monistische Hypothese nicht gerecht werden. Man habe kein Recht, über die Hypothese von supermateriellen Kräften abzusprechen. Wir seien überall von Geheimnissen umgeben. Es kommt Pochhammer keineswegs darauf an, den Willen ganz aus dem Naturgeschehen und dessen Gesetzlichkeit herauszureißen; er ist sich aller der verschiedenen organischen Bestimmungen und Hemmungen des Willenslebens klar bewußt — er macht nur mit Recht darauf aufmerksam, daß ohne Mitwirkung eines freiheitlichen Elementes im Willen gerade die stärksten und wahrhaft lebenspendenden Vorstellungen unserer Seele nichts als eine Selbsttäuschung sein würden. Das Nebeneinander der kausalen Nötigung und der freien Kraft, die aus dem Supermateriellen komme, macht er uns vorstellbar durch das Gleichnis eines Segelbootes, das zugleich von der Strömung des Wassers und vom Winde getrieben wird — wobei er den Einfluß der supermateriellen Kräfte mit dem

des Windes vergleicht. Treten die Naturkräfte mit großer Macht auf, so sei auch eine größere Anspannung der supermateriellen Kräfte notwendig. Für das Zustandekommen einer Handlung und für das Urteil über dieselbe habe man dreierlei zu berücksichtigen: die Impulse, den Charakter des Handelnden und den freiheitlichen Bestandteil des Willens. ‚Von dem Gebrauch, den der Mensch von dem freiheitlichen Bestandteil seines Willens macht, hängt zum erheblichen Teil der sittliche Standpunkt ab, den er erreicht. Wie klein auch der Beitrag der einzelnen Handlung sein mag, die Wirkungen summieren sich und gewinnen hierdurch, wenn sie dauernd in demselben Sinne erfolgen, einen bestimmenden Einfluß auf die Charakterbildung'.

Gewiß ist die Existenz eines freiheitlichen Elementes in unserem Willensleben kein naturwissenschaftlich erweisbares Faktum. Über die tiefsten Tatsachen des Seelenlebens dürfen wir auch keinen Aufschluß erwarten von denen, die an diese Fragen nur von außen herantreten. Wahrhaft ‚Sachverständige' sind hier nur die großen Seelen aller Zeiten, in deren Innerem sowohl Geist wie Natur in gesteigerter Potenz lebendig waren, und die darum auch am ersten in der Lage waren, aus echter ‚Empirie' heraus über das Wesen der geistigen Kraft und über deren Verhältnis zur körperlichen Welt etwas den Kern der Sache Treffendes auszusagen. Diese Zeugnisse sind in der religiösen Literatur niedergelegt. Hier finden wir keine Deduktionen im Sinne der exakten Wissenschaft, vielmehr werden in erhabenen Gleichnissen unmittelbare Gewißheiten ausgesprochen, die aus den Tiefen der Seele stammen und uns unsere eigene innere Erfahrung zum Bewußtsein bringen. Alle die höheren religiösen und metaphysischen Vorstellungen erfüllen geradezu die Funktion, den Menschen vor der übermächtigen Suggestion des kosmischen Kausalgesetzes zu schützen, seinen Zusammenhang mit der geistigen Welt lebendig zu erhalten und zu verstärken. Die religiöse Sprache ist die Sprache, in der die ‚supermateriellen' Kräfte in uns am mächtigsten gesammelt und zur Aktivität organisiert werden. Schon in der Philosophie Platos sehen wir überall das Bemühen, den Menschen an die supermaterielle Welt anzuschließen, die Seele sozusagen von der Gebundenheit durch die physische Kausalreihe zu befreien dadurch, daß ihr ein Geheimnis ihrer höheren Herkunft zugeflüstert wird, das sie zur Besinnung auf ihr eigenes tiefstes Wesen bringen soll. Und in der Tat: Je mehr der Mensch die äußeren Dinge überschätzt, sie allein für real hält, um so mehr ist er natürlich ihren Einflüssen preisgegeben — je mehr die geistige Welt, das Leben des Gewissens, in ihm geweckt ist, desto stärker werden auch die Motive aus der Welt des Ideals und befreien ihn von der Allgewalt sinnlicher Realitäten. Gerade die Worte und Gleichnisse Platos sind besonders geeignet, uns Wesen und Sinn unserer Willensfreiheit zum Bewußtsein zu bringen. Wenn uns Plato z. B. sagt, daß die Seele einst das ganz Vollkommene geschaut hat und daß ihre unstillbare Sehnsucht nach dieser Welt der Vollendung, inmitten der Welt der Bruchstücke, ein Zeichen unseres Zusammenhangs mit einer höheren Welt sei, — wer gedenkt dabei nicht der inneren Erfahrung, daß uns bei all unserm Reden und Tun wie ein Stachel die Vorstellung des ganz Vollkommenen begleitet und alles richtet, was wir vollbringen, so daß

wir das Gefühl nicht los werden, ‚Bürger zweier Welten‘ zu sein: Auf der einen Seite stark gehemmt, bedrängt, bestimmt durch die irdischen Zusammenhänge, in die unsere Seele eingesenkt ist, auf der andern Seite mit dem Kern unserer geistigen Natur einer ganz andern Welt angehörend, die nicht den Gesetzen der Materie gehorcht und die uns unerschöpfliche Kraft zur Treue verleiht, sobald es uns nur wirklich Ernst ist, diese Kraft zu gebrauchen.

Die Gegenwart dieser verborgenen Kräfte ist es, die dem Menschen immer wieder das Gefühl gibt, er habe bei einem bestimmten Anlaß trotz aller äußeren Einflüsse und Hemmungen doch anders handeln können, als er wirklich gehandelt. Dies Bewußtsein: ‚Ich hätte anders handeln können‘ bedeutet nun allerdings keineswegs: So wie ich war, so wie ich mich habe gehen und verwildern lassen, hätte ich in einem bestimmten Momente anders handeln können, als ich wirklich gehandelt habe. Nein, das konnte ich nicht, ich habe vielmehr die reife Frucht meines ganzen Tuns und Gehenlassens geerntet, ich habe die Dinge langsam über mich Herr werden lassen, bis das Gewissen ohnmächtig und der Impuls übermächtig wurde. Aber — und hier liegt der ganze Unterschied vom Determinismus — die entscheidende Schuld lag nicht in angeborenen Anlagen, pathologischen Nötigungen und äußeren Einflüssen, sondern eben in meinem ganz ersten persönlichen Abfall vom besseren Selbst, in meinem immer wiederholten Verzicht auf den Beistand der verborgenen höheren Gewalten in meinem Innern.

Durch niedrige Gewöhnung, durch fortgesetzten Abfall von seiner geistigen Natur kann der Mensch so herunterkommen, daß seine persönliche Verbindung mit dem freiheitlichen Element ganz unterbrochen scheint, so daß er im gegebenen Moment mit fast unwiderstehlicher Nötigung den niedern Impulsen verfällt. Der Vorwurf, der ihm gemacht werden muß, bezieht sich dann mehr auf die erste Handlung, wo das Widerstehen noch verhältnismäßig leicht gewesen wäre. Der französische Nervenarzt Charcot hat einmal auf die Erfahrung mancher Nervenkranker hingewiesen, die ganz gut wissen, daß es noch einen Moment gegeben hat in der Entwicklung ihrer inneren Zustände, wo sie sich selbst noch hätten widerstehen können — dieser Moment wurde verpaßt, und von da an ging es unaufhörlich abwärts. Diese Erfahrung ist ein Gleichnis für das ganze innere Leben des Menschen. Wir wissen, daß wir die Kraft haben, zu widerstehen. Aber dadurch, daß der freiheitliche Bestandteil des Willens nicht betätigt wird, gewinnen die Reize von außen und von innen eine immer größere Macht, geraten die Gehirnzentren außer Übung, welche die Einwirkung der höchsten geistigen Kräfte auf den menschlichen Organismus vermitteln. In solchem Falle müssen wir unser Schuldgefühl in die Worte kleiden: Im ersten Anfang hätte ich die Kraft gehabt, zu widerstehen, die Versuchung abzuweisen, dem zudringlichen Wunsche Gehör und Phantasie zu versagen; ich kannte den rechten Weg, und keine ererbte Disposition, keine falsche Erziehung, kein Milieu wäre imstande gewesen, mich zum Schlechten zu zwingen, wenn ich mich nicht selber ganz persönlich für das Nachgeben entschieden hätte.

Aber, so könnte man hier wieder fragen, ist es denn wirklich m e i n e Schuld, wenn der höhere Wille zum Widerstand nicht da war? Habe ich

denn etwa meinen Charakter gemacht? Kann ich dafür, daß meine Eltern mir keine größere Energie vererbt haben und daß ich das Endglied einer erschöpften Generationsreihe bin?

Gerade solcher Einwurf mag dazu dienen, noch genauer zu definieren, wie die Wirksamkeit des freiheitlichen Elementes im Willensleben zu denken ist: Es handelt sich hier gar nicht um unsern natürlichen angeborenen Willen und dessen Maß von Spannkraft. Das hängt in der Tat in hohem Grade von Vererbung und Erziehung ab. Es handelt sich um einen viel tiefer liegenden Akt unseres Ich. Ob wir uns mit diesem natürlich gegebenen Willen zufrieden geben, der Kausalität von unten her zustimmen und die uns von oben her vorgezeichnete und in unserm Gewissen eingeschriebene Richtung bewußt preisgeben. Es handelt sich darum, ob wir uns den geistigen Kraftquellen hingeben, die uns in der Kausalität des Gewissens gegeben sind, oder ob wir jenes andere vorziehen. Unsere höhere Natur hält uns unausweichlich ein Bild vor Augen, wie der Mensch leben und reden sollte — die innere Gegenwart dieses Bildes und der mit ihm verbundenen geistigen Kräfte ist es, die uns von der Diktatur sinnlicher Einflüsse befreit und in uns das Bewußtsein von der Freiheit des Willens und von der persönlichen Schuld immer wieder über alle deterministische Einseitigkeiten triumphieren läßt. Wir fühlen, daß von unserer innersten Stellungnahme gegenüber den auf uns eindringenden Reizen die letzte Entscheidung all unseres Handelns abhängt, und wir fühlen, daß diese innerste Stellungnahme nicht ein bloßes Produkt unserer psycho-physischen Organisation ist, sondern daß sie als höchste Kundgebung unserer geistigen Kraft über unserer ganzen inneren Tradition, sogar über unserm erworbenen und anerzogenen Charakter steht und seine Antriebe zugunsten der höheren Erkenntnis zu annullieren vermag. Daher das unaustilgbare: ‚Ich hätte anders handeln können', das nicht der Traum eines Sklaven ist, der seine Kette nicht sieht, sondern eben der Ausdruck der Tatsache, daß wir zwei Welten angehören und mitten in aller, scheinbar unwiderstehlicher, Nachgiebigkeit nach unten doch genau wissen, daß wir selber es waren, die den Weg nach oben verschmäht haben, als es noch Zeit war.

Aber warum haben wir ihn verschmäht? Trifft man nicht hierauf eine Determination, der auch der freie Wille sich nicht entziehen kann? Gewiß, wir haben uns nicht selber erschaffen, und selbst der einseitigste Verteidiger der menschlichen Freiheit kommt an einen letzten Punkt, wo alle Selbstbestimmung aufhört und wo das Geheimnis der Vorsehung beginnt. Aber in der Gewißheit von unserer Willensfreiheit liegt auch gar nicht der Wahn, daß wir unser Wollen aus dem Nichts gerufen hätten. Worauf es uns ankommt, das ist nur die Freiheit unseres Willens vom absoluten *kosmischen* Zwange — also die Tatsache, daß in uns Kräfte aus einer höheren Ordnung von Wirkung gegenwärtig sind und daß uns die Möglichkeit gegeben ist, im Bunde mit diesen Kräften die Forderungen unseres Gewissens gegenüber dem Andrang niederer Reize durchzusetzen — wenn wir wirklich *wollen*. Und ‚schuldig' werden wir und schuldig fühlen wir uns, wenn dieser Wille nicht da war, also wenn wir die Freiheit, die uns gegeben war, nicht benützt haben.

Erläutern wir alles Gesagte an dem einfachen Beispiel der Vergeßlichkeit.

Wie viele Menschen hört man sagen: Ich kann ‚beim besten Willen' nichts dafür. Ich habe in meiner angeborenen Anlage eine Unfähigkeit zur Konzentration, eine zerstreuende Tendenz, die mächtiger ist als ich selbst. Hierauf ist zu antworten: Der letzte Grund deiner Vergeßlichkeit liegt doch darin, daß du dich mit diesem Zustand zufrieden gibst und doch nicht wahrhaft von ‚oben her' anders willst, weil die Sammlung und Selbsterziehung zu sehr deinem süßen Sichgehenlassen widerspricht. Wenn wir uns wirklich innerlich ganz und gar für Zuverlässigkeit entscheiden, wenn wir in tiefster Konzentration uns mit dem Urquell unserer geistigen Kraft verbinden, so sind wir allen den zerstreuenden Tendenzen gewachsen.

Nehmen wir einmal an, durch eine kleine Vergeßlichkeit unsererseits geschähe ein schweres Unglück. Werden wir uns im Allerinnersten freisprechen mit nervösen Anlagen, angeborener Willensschwäche, schlechter Erziehung? Wir werden unser Schuldgefühl nicht los werden — das aber beruht eben darauf, daß wir ganz gut wissen, daß alle jene Faktoren bei uns nur deshalb so übermächtig in Wirksamkeit treten, weil wir unsere Bummelei zu wenig selber verabscheuten, unsere Zerfahrenheit zu wenig tragisch nahmen, uns zuviel verziehen und darum unser freiheitliches Willenselement gar nicht ernsthaft in Wirksamkeit treten ließen. So dient das Vorkommnis zu einem Gericht über unsern innersten Zustand — dieser und nicht das Pathologische trägt die Schuld.

Damit soll gewiß die Realität all der verschiedenen pathologischen Hemmungen der Willensfreiheit nicht ignoriert werden, die in ihren Nüancen und Steigerungen bis zur Aufhebung der Willensfreiheit führen können — gerade je mehr wir aber diese Hemmungen studieren und konstatieren, um so nachdrücklicher müssen wir auf der andern Seite die Tatsache der menschlichen Freiheit betonen, damit nicht jede kleine pathologische Schwäche mißbraucht wird, um den Menschen von der Pflicht der Selbstdisziplin zu entlasten und die Energie seines Gewissenslebens zu lähmen.

Man ist heute geneigt, die im Vorhergehenden behandelten Probleme der Willensfreiheit als eine mehr theoretische Streitfrage zu betrachten, die für die praktische Bekämpfung des Verbrechens von keiner großen Bedeutung sei. Dem kann nicht entschieden genug widersprochen werden. Nicht unsere ‚Behandlung' des Verbrechers, sondern seine Selbstbehandlung, die Art, wie er selber seiner Tat gegenübertritt, ist das Wichtigste in der gesamten Bekämpfung des Verbrechens. Und die Art, wie in der Tiefe der Volksseele das Verbrechen beurteilt wird, ist weit entscheidender für die Vorbeugung des Verbrechens als alle unsere ausgeklügelten ‚Maßnahmen' und Fürsorgebestrebungen. Die raffinierteste Technik der pädagogischen Einwirkung ist umsonst, wenn sie mit einer falschen Anschauung vom menschlichen Willen verbunden ist und das zentrale Verantwortlichkeitsgefühl des Menschen ertötet, indem sie die Vorstellung propagiert, daß der Begriff der Schuld sich mit der näheren Kenntnis des Verbrechens und seiner Umstände immer mehr verflüchtigen müsse, oder daß man einem Verbrecher nicht anders wie einem Aussätzigen gegenüberstehen dürfe.

Durch solche Auffassungen wird der Mensch im eigentlichsten Sinne dezentralisiert, er wird jedes festen Punktes zum Widerstand gegen sich selbst beraubt und dazu erzogen, sich als haltlosen Spielball all seiner Impulse zu betrachten und zu entschuldigen. Alle gesellschaftliche Gegenwirkung aber gegen das Verbrechen ist vergeblich, wenn im Verbrecher selber die persönliche Gegenwirkung gegen seinen Hang untergraben wird. Diese persönliche Gegenwirkung aber ist untrennbar mit der Idee der persönlichen Schuld verbunden. Die Bedeutung des Schuldgefühls liegt eben darin, daß es den Menschen ‚zentralisiert', so daß er nicht in äußeren Nötigungen, sondern in sich selbst die Grundursache seiner Tat sucht und darum auch die Rettung aus seinem Zustande nur von seiner innern Umkehr erwartet. Statt dieses Schuldgefühl zu zersetzen und die Selbstanklage durch die Anklage gegen Milieu und pathologische Disposition zu ersetzen, müssen wir alles tun, um den Schuldigen dahin zu bringen, daß er sein Tun nicht als ein ihm aufgedrücktes Verhängnis, sondern als persönlichstes Werk und als persönlichsten Makel tief und tragisch empfindet und seine ganze Willensrichtung bis in die Wurzel hinein verdammt. Erst in dieser Selbstverdammnis, dieser Verwerfung des eigenen Willens, diesem Verzicht auf alle Entschuldigung, diesem Schwergewicht, das er auf jenes letzte Jawort legt, das er selbst den dämonischen Antrieben gegeben — dadurch allein befreit er sich von der Macht der Umstände und vom Zwange seiner physiologischen Organisation. Und durch solche Pflege des Schuldgefühls wird die Gesellschaft mehr vor dem Verbrechen geschützt als durch alle Polizei, Verwahrung und Schutzaufsicht. Selbst wenn es einen freien Willen nicht gäbe — das Schuldgefühl macht den Menschen frei, weil es ihn seiner ganzen innern Tradition aggressiv, verneinend und verdammend gegenüberstellt. Mit dem Schuldbewußtsein und der daraus folgenden Reue trenne ich mich von der Kausalität, die mich bisher im Bann hatte, und werde einer andern Ordnung von Motiven untertan. Ohne jenes Schuldbewußtsein bleibe ich das Opfer meiner niederen Impulsivität und aller dahinterstehender dunkler Einflüsse. Je konzentrierter ich den Zustand meines Willens als entscheidende Ursache meines Handelns empfinde, je mehr auch die Gesellschaft mich so beurteilt, um so entschlossener und planvoller werde ich selbst und die Gesellschaft die richtige Behandlung des Übels in die Hand nehmen. Gewiß sollen wir auch die äußeren Anreize zum Falle aus dem Wege räumen, und darum ist es gut, sich auch alle mitwirkenden Außenfaktoren des Verbrechens zu vergegenwärtigen und sie möglichst zu beseitigen; aber sobald man sie zu Hauptfaktoren macht, verstärkt man ja ihren Einfluß auf die Persönlichkeit ins Ungemessene; es nützt dann gar nichts mehr, eine Versuchung beiseite zu schaffen, weil man den Menschen in eine geistige Verfassung gebracht hat, in der es überhaupt keinen Reiz von außen oder von innen mehr gibt, dem er nicht unterliegt. Nehmen wir an, ich verbessere die häuslichen Verhältnisse in einer Familie und schaffe den Söhnen eine gute Stellung. Tue ich das aber im Namen jener weichlichen modernen Auffassung, die keinen wahren Appell an den Willen mehr kennt und den Menschen zum bloßen Produkt seiner Verhältnisse macht, so werden meine Schützlinge von jetzt an, statt im fünften Stand zu fallen, einfach den Versuchungen

des vierten Standes erliegen, die bisweilen und für manche Charaktere stärker und mannigfaltiger, wenn auch anderer Art sind als die des fünften Standes.

So wie das Nordlicht am Himmel der Reflex gewaltiger elektrischer Kräfte im Erdinnern ist, so ist die unausrottbare Idee der Schuld, der persönlichen Verantwortlichkeit ein Reflex der „supermateriellen" Kräfte in der Menschenseele und ein Ausdruck dafür, daß der Mensch, allen lebensfremden Theorien zum Trotz, seinen Abfall nicht der Allmacht der materiellen Kausalität, sondern seiner eigenen Wahl zuschreibt: Er bleibt sich doch in der Tiefe seines Gewissens stets bewußt, daß eine verruchte Tat etwas anderes ist als Aussatz, — daß dort der Kosmos und hier das innerste Ich die letzte Entscheidung gegeben hat. Wer dafür kein Verständnis hat, mit dem soll man gar nicht diskutieren, — es handelt sich dabei entweder um Menschen, die durch das Theoretisieren unseres Zeitalters entwurzelt und von ihrer eigenen Innenerfahrung abgeschnitten sind, oder die noch zu sehr in der Materie stecken, um das Supermaterielle anerkennen zu können. Solche Menschen werden immer nur eine kurze Zeit die öffentliche Meinung irreführen können; bald genug aber werden ihre Lehren durch die unzerstörbaren Bedürfnisse des mit sich selbst ringenden Menschen und durch das Zeugnis der lebendigen Seele gerichtet und aus dem Leben heraus in die Bibliotheken gedrängt werden, wohin sie allein gehören.

Schon in der antiken Tragödie, in der doch wahrlich die Mächte, die den Willen binden, ergreifend zu Worte kommen, finden wir mehrfach die Idee der persönlichen Schuld großartig der Macht des Fatums und des Fluches gegenüber zum Ausdruck gebracht. Als Klytämnestra dem Chor gegenüber die Schuld von sich abwälzen will, indem sie auf die furchtbare Macht des Atridenfluches hinweist, da sagt der Chor majestätisch und unerbittlich: ‚Dein ist die Schuld!' Der Mensch gehört nicht einfach der Kausalität von unten — sein Gewissen kann nur überwältigt werden, wenn er selbst von seinen geistigen Kraftquellen abfällt und sich für das Niedere entscheidet. Die innerste Natur unserer Willensrichtung entscheidet und nicht eine Bestimmung von außen. Unter dieser Bestimmung von außen soll hier nicht bloß der unmittelbare äußere Reiz, sondern auch der uns angeborene natürliche Charakter verstanden sein. Auch er ist nicht unser absolutes Fatum. In uns lebt die Welt des Gewissens und des Ideals, von der aus alle Antriebe gerichtet werden: Es ist dem Menschen gesagt, was recht ist, es ist ihm eine Kraft von oben in die Seele gelegt — in der Entscheidung zwischen den beiden Möglichkeiten der untern und obern Welt offenbart sich nicht der Kosmos, sondern unser aller persönlichstes Sein: Unser ist die Schuld!

Es gibt wohl kein Drama, das ein helleres Licht auf das Wesen und die tiefbegründete Macht des Schuldgefühls wirft, als der König Ödipus von Sophokles. In dem Geschick des Ödipus waltet wahrlich eine schuldlose Schuld, das schrecklichste Verbrechen wird ohne jede innere Anteilnahme des Täters vollzogen — niemand könnte sich mit mehr Recht von aller Schuld freisprechen als der ahnungslose König. Und nun kommt das Unbegreifliche: Wie der Schuldlose, nachdem ihm klar geworden, was er unwissend getan, in unersätt-

lichem Rachedurst gegen sich selbst zu wüten beginnt, nach Sühne lechzt, seine Augen blendet, als Bettler seine Burg verläßt. Und die Zuschauenden, starr vor Grauen, sehen das alles, mahnen ihn von allen Seiten an seine Schuldlosigkeit — und können doch das furchtbare Gericht nicht aufhalten, das er an sich selbst vollzieht! Was geht hier vor? Es ist der königliche Aufstand des Gewissensmenschen, sein Hohn über alles, was ihn entschuldigen will — Zufall, Milieu, Erbschaft, Natur. Er kann es nicht ertragen, durch äußere Faktoren ausgeschaltet worden zu sein. Er fühlt sich durch die Tat geschändet, obwohl er sie völlig unwissend vollbracht hat. Was sind das für Augen, die nicht gesehen haben, was gesehen werden mußte? Sie müssen geblendet werden! Und in diesem Wüten des verstörten Gewissens gegen den physischen Menschen, dieser scheinbar unbegreiflichen Aggressive gegen sich selbst, in dieser furchtbaren Selbstzerstörung kündigt sich jene unerbittliche und unbeirrte Kraft des höheren Willens im Menschen, jene elementare Wucht des Sühneverlangens, jene offensive Macht und Souveränität des Gewissens an, der das Christentum dann den höchsten Ausdruck gegeben hat. Unsere moderne Weichlichkeit mit ihrer Ablehnung aller Sühne, ihrem Versinken in die Milieutheorie, in mildernde Umstände an allen Ecken und Enden, spielt dieser Größe gegenüber wahrlich eine klägliche Rolle!

Außerordentlich schwierig ist gewiß die Frage, wieviel wir bei Delikten, die unter dem Einfluß pathologischer Störungen zustande kommen, an der persönlichen Schuld des Täters festhalten dürfen. Die Tatsache pathologischer Hemmungen der Willensfreiheit wird ja heute auch von religiöser Seite in vollem Umfange anerkannt, nicht nur auf protestantischer, sondern auch auf katholischer Seite*. So wohltätig und wünschenswert es nun auch ist, daß die pathologischen Faktoren menschlichen Handelns richtig erkannt und richtig behandelt werden, so groß ist andererseits auch die Gefahr, daß diejenigen, die sich dieser Seite menschlicher Unvollkommenheit zuwenden, schließlich überall pathologische Erscheinungen und Nötigungen sehen und die Kraft der geistigen und moralischen Selbstbehauptung sogar gegenüber schweren Störungen ganz und gar außer Rechnung stellen. Schon beklagen sich die Untersuchungsrichter über die unerträgliche Verschleppung der Prozesse, die unhaltbare Belastung der Sachverständigen, die daraus resultiert, daß bald fast bei jedem dritten Angeklagten der Antrag auf Untersuchung des Geisteszustandes gestellt wird. Wer hat nicht aus den Gutachten der Sachverständigen bei einigen großen Skandalprozessen der letzten Jahre den Eindruck gehabt, daß es doch eine ganz bedenkliche Bahn beschreiten heißt, wenn man alles abnorme Gebahren zügelloser Charaktere, alle erotische Kopflosigkeit einfach als pathologische Nötigung bezeichnet, und wenn jede hysterische Disposition oder jede geringfügige krankhafte Reizbarkeit oder Schwäche schon vor eingreifender Strafverfolgung sichern soll. Wir alle haben irgendwo eine pathologische Erbschaft, und je normaler wir sind, d. h. je mehr lebendige Kräfte wir haben, desto abnormer, desto gestörter werden wir erscheinen, sobald unsere Seelenenergie sich in Sünde oder Verbrechen

* U. a. Huber, Hemmnisse der Willensfreiheit. Münster 1894.

verirrt; es ist darum von größter Wichtigkeit, daß der Berufsgefahr der Psychiater, überall Pathologien zu wittern und vorhandenes Pathologisches maßlos zu übertreiben, ernstlich entgegengewirkt werde, indem wir die Feststellung des Abnormen im Menschen mit der allergrößten Vorsicht betreiben, mit dem klaren Bewußtsein aller Fehlerquellen der psychiatrischen Seelenanalyse, und uns vor allem nicht den Glauben nehmen lassen an die tiefreichende freiheitliche Macht des Geistes, die Forderungen des Gewissens auch pathologischen Anwandlungen und Störungen gegenüber zu behaupten.

Die Pathologie hat uns ja so zahlreiche Arten von Affekt- und Zwangszuständen, so viele Abstufungen von allen möglichen Minderwertigkeiten vorgeführt, daß der Unterschied von pathologischer Aboulie und normaler Faulheit, von krankhafter Reizbarkeit und einfacher Ungezogenheit, von epileptisch und hysterisch bedingter Entladung und ‚gesunder' Flegelei kaum noch definierbar ist. Es wird bald überhaupt jeder moralische Defekt ins Pathologische verlegt werden. Da nun von gewisser Seite auch alle gesteigerten Äußerungen des moralischen und religiösen Bewußtseins als abnorme Ersatzformen nicht normal erledigter Funktionen definiert werden, so wird der Begriff des Normalen überhaupt bald einer überwundenen Epoche der Wissenschaft angehören, oder man wird — wie einmal treffend bemerkt wurde — als ‚normal' die ‚richtige Mischung aller möglichen Minderwertigkeiten' bezeichnen.

Mit diesen Hinweisen sollen die Verdienste ernster Forschung auf dem pathologischen Gebiete nicht im mindesten angetastet werden. Die Übertreibungen in der pathologischen Analyse konnten auch nur deshalb so auswachsen, weil die Psychologie des normalen Seelenlebens so weit hinter der Wissenschaft von der pathologischen Entartung zurückgeblieben ist. Die alte, von der religiösen Auffassung inspirierte Psychologie lebt heute zu sehr in Abstraktion, während die neue von der naturwissenschaftlich experimentellen Methode geleitete Psychologie über tiefere Seelenfragen überhaupt nichts zu sagen weiß und in der Analyse der Willensvorgänge ganz an der Oberfläche bleibt. So kommt die Neigung der Zeit, alles Fehlerhafte *pathologisch* zu erklären, zum großen Teil auch aus dem Mangel einer konkreten Psychologie des *normalen* menschlichen Charakters: Man weiß nichts mehr von all jenen Geheimnissen des Innenmenschen, jenen dunklen Rätseln der Selbstsucht, jenen seltsamen Widersprüchen und Neigungen des menschlichen Willens, jenen Wundern des Gewissens, die das Fundament der alten religiösen Lehre vom menschlichen Fall und der menschlichen Erlösung bildeten. Darum sucht man auch die Ursache menschlichen Fehlens nicht mehr im Willen, sondern in lauter äußeren Störungen und Nötigungen.

Es ist zu hoffen, daß eine neuere Richtung innerhalb der Medizin selber, nämlich die Psychotherapie, uns helfen wird, die oben geschilderten Einseitigkeiten zu überwinden. Bei dem Versuche, körperliche und nervöse Zustände von der Seele aus zu beeinflussen, wird man wieder die Macht des Normalen über das Abnorme, des Willens über die Nerven kennen lernen und zugleich die pädagogischen Methoden neu entdecken, mit deren Hilfe man allein die Aktivität des Willens inspirieren und stärken kann. Da wird man dann auch die unschätzbare pädagogische Bedeutung des alten Schuldbegriffes neu begreifen, man wird ver-

stehen, welche Regeneration der zentralen Kräfte der Seele in dem Augenblicke beginnt, wo das ‚Entschuldigen‘ aufhört und wo man dem Menschen wieder einmal von dem Akte des ganz persönlichen Willens spricht, der hinter seinem Fallen steht, von der freiwilligen Preisgabe jener geistigen Kräfte, die ihm zu Gebote stehen, wenn er wirklich und ernstlich seinem Gewissen die Treue halten will. Und man wird dann auch verstehen, welche Degeneration aus einer Zeitanschauung folgen muß, die die entscheidende Ursache für das Handeln des Menschen immer außer ihm selbst sucht und ihm geradezu suggeriert, daß sein innerstes Ja oder Nein gar keine reale Bedeutung mehr hat, weil längst vor seiner Entscheidung gleichsam alles so abgemacht ist, wie es kommen muß.

Bei einer ganzen Reihe von Vertretern der modernsten Kriminalistik spürt man eben ganz deutlich, daß ihr ganzes Denken über die Grundfragen des Kriminalproblems unter dem überwältigenden Eindrucke der Feststellungen der modernen Pathologie steht, daß sie sich aber noch gar nicht ernstlich mit den Prinzipien der Heilpädagogik — der alten, religiösen und der neueren psychotherapeutischen — beschäftigt haben, sonst würden sie sich klar darüber sein, daß eine echte erzieherische Einwirkung auf den Gefährdeten und Gefallenen niemals von einer Grundanschauung ausgehen kann, die den Menschen charakterlos macht, indem sie in ihm jeden tiefer begründeten Glauben an die Macht seiner persönlichen Initiative gegenüber ererbten Anlagen, äußeren Einflüssen und krankhaften Zuständen untergräbt. Leitet man den Menschen hingegen dazu an, einen schuldhaften Willen in sich selber anzunehmen, der kein bloßes Produkt äußerer Nötigungen ist, sondern aus schlechter Neigung und verdammenswerter Lässigkeit seine eigenen höheren Hilfsquellen nicht benutzt, macht man also in diesem Sinne nicht bloß die ‚Gesellschaft‘ oder den Alkoholismus der Vorfahren verantwortlich, sondern ihn vor allem selbst, der alles haltlos akzeptiere, was die Gesellschaft oder die vergangene Generation ihm an Tendenzen übermittle, dann wird man erleben, wie alles, was noch gesund ist, lebendig zu reagieren beginnt und wie aus Schuldbewußtsein, Reue und Sühnebedürfnis der Charakter neu ersteht. Wenn der Mensch sein Handeln sich selber zurechnet, wenn er alle diejenigen Wurzeln seiner Taten auszuschneiden sucht, die in dem fundamentalen Zustand seines Willens begründet liegen, wenn er sich objektiv urteilend seiner eigenen Lebensrichtung gegenüberstellt, dann wird er frei von allem, was ihn bindet, dann beginnt sein selbständiges Personleben. Viele der modernen Kriminalisten haben gewiß die gute Absicht, der Pädagogik einen überwiegenden Einfluß in der Behandlung des Rechtsbrechers zuzuweisen; sie bemerken aber nicht, daß der allerwichtigste erzieherische Einfluß doch eben von der ganzen prinzipiellen Stellung ausgeht, die wir dem verbrecherischen Tun gegenüber einnehmen, und daß darum die Eliminierung der Idee von der persönlichen Verschuldung das Gegenteil von aller Pädagogik ist.

Es ist nur eine Konsequenz all der im Vorhergehenden begründeten Gesichtspunkte, wenn wir davor warnen, daß man gegenüber den leichter pathologisch Gestörten und Belasteten allzu schnell zur Strafbefreiung bereit ist. Denn alle solche leicht aus dem Gleichgewicht gebrachten Menschen sind vom heilpädagogischen Standpunkt erst recht der Regeneration ihres Willenlebens,

der Stärkung ihrer zentralen Innervation bedürftig. Das ‚Allesentschuldigen‘ ist gerade solchen Personen gegenüber ein zersetzendes Gift. Man darf überhaupt sagen, daß unsere ganze moderne Lebensanschauung mit ihrer prinzipiellen self-indulgence, mit ihrem Mangel an strengen Idealen des Charakters geradezu das Auswachsen aller möglichen latenten Minderwertigkeiten befördert. Gerade die Geschwächten und ‚Dezentralisierten‘, die zur Passivität Neigenden fallen völlig ihren Dispositionen zur Beute, wenn sie von Anschauungen umgeben sind, die kein Gegengewicht gegen ihren Zustand enthalten. Eines der unentbehrlichsten Gegengewichte aber ist eine unbestechliche Sühneordnung. Sie verstärkt in der ganzen Gesellschaft die Objektivität gegenüber der Übermacht der Subjektivität. Sie zentralisiert den Menschen, indem sie das Persönlichste in ihm als eigentliche Ursache seiner Handlungen betrachtet und sich gegen die ganze Richtung seines Willens wendet. Und endlich, indem sie mit so fühlbarer Negation seines Tuns in seine Lebenssphäre einbricht, ihn zunächst von außen anhält, seinen Übermut durch Leiden gleichsam zurückzunehmen, verstärkt sie die Energie der Selbsterziehung auch in seinem Innern, ja überhaupt im Innern der ganzen Gesellschaft.

Sokrates nennt einmal die Strafe ‚die Medizin der Seele‘. Diese Seelenmedizin aber sollte gerade dem pathologisch Belasteten nicht versagt werden. Der Mangel an Sühne kann gerade solche Menschen innerlich ganz und gar verdunkeln und zerstören. Voraussetzung für die Anwendung des Sühneprinzips in solchen Fällen ist natürlich, daß es sich um leichtere und mehr partielle Störungen handelt und daß der Strafvollzug selber mehr von allen unnötigen hygienischen Schädigungen befreit werde. Nur so kann die Sühne zu einem heilpädagogischen Faktor für pathologisch Affizierte werden, ohne ihnen schwere Gesundheitsschädigungen zuzufügen. Auf Grund solcher Nüanzierung und Verfeinerung des Strafvollzugs könnte am besten jener unhaltbare Zustand beseitigt werden, daß heute selbst bei sehr schweren Delikten pathologisch Disponierter eine sehr weitgehende Strafbefreiung eintritt.

Es ist für viele moderne Autoren heute geradezu ein Axiom geworden, daß die Strafe für alle irgendwie pathologisch geschwächten oder gestörten Naturen eine Barbarei sei. Da jene Autoren nun jedes Verbrechen als irgendwie pathologisch bedingt betrachten, so ist von ihrem Standpunkt aus überhaupt die Strafe eine verwerfliche Härte. Gerade vom heilpädagogischen Standpunkte aber ist dieser Standpunkt gänzlich falsch. Eine ernste und fühlbare Sühne ist für alle irgendwie abnorm veranlagten Naturen — soweit es sich nicht um schwerere und das ganze Seelenleben ergreifende Störungen handelt — von ganz besonderer bewahrender und heilender Bedeutung. Die impulsive Art solcher Menschen bedarf doppelt starker äußerer Hemmungen; ihr sehr egozentrisches Wesen hindert sie daran, sich die Ansprüche des Mitmenschen und der gesellschaftlichen Ordnung in einer den Willen bestimmenden Weise vorzustellen, so daß sie erst durch sehr fühlbare Eingriffe in ihre Lebenssphäre von der Realität und tragischen Gewalt objektiver Normen und Ordnungen überzeugt werden. Demoor erzählt uns in seinem Werke über die Erziehung abnormer Kinder, daß er in der Einwirkung auf abnorme Zöglinge zwar von allen brutalen oder

das Nervensystem erregenden Strafen absehe, hingegen an der erziehenden Kraft der Buße durchaus festhalte. So wird z. B. ein Kind, das sich in einem Zornanfall hat gehen lassen, dazu verurteilt, fünf Minuten unbeweglich auf einem Stuhl zu sitzen, und wird dann mit den Worten entlassen: ‚Sobald du wieder ungezogen bist, mußt du wieder auf den Stuhl.' Die abstrakt humane Pädagogik gewisser moderner Autoren würde solche Bestrafung hier für gänzlich verfehlt halten, da es sich um Kinder mit pathologischen Anlagen handelt, — und doch ist es ‚psycho-dynamisch' so begreiflich, daß gerade das Abnorme ein verstärktes Gegengewicht an eindrucksvoller zwingender Macht des Gesetzes bedarf.

Von hier aus ist auch der heutige Konflikt zwischen Staatsanwalt und Psychiater zu beurteilen. Die Psychiatrie hat sich gewiß die größten Verdienste erworben um die Aufklärung der öffentlichen Meinung und der Richter über die dem Laien oft verborgenen krankhaften Ursachen vieler Verbrechen; man hat aber gerade in bezug auf leichtere pathologische Grenzzustände und Abnormitäten die oben entwickelten pädagogischen Gesichtspunkte viel zu wenig beachtet und den Kampf gegen die Strafe in durchaus einseitiger und besonders für viele impulsive Naturen sehr gefährlicher Weise ins Werk gesetzt. Man sollte auf psychiatrischer Seite die psychotherapeutische Bedeutung ernster Buße mehr zu würdigen beginnen und nicht aus lauter Gegenwirkung gegen die Fehler des heutigen Strafvollzugs vergessen, was es für die Gesundheit des Menschen bedeutet, daß er als Gesunder behandelt wird und wie willensschwächend auf weite Kreise alle Anschauungen wirken, die in jeder noch so leisen pathologischen Anlage einen Grund sehen, den Menschen von der moralischen Verantwortlichkeit für seine Handlungen zu dispensieren.

Viele Vertreter der Psychiatrie verkennen, wie außerordentlich wichtig für die ganze geistige Gesundheit und für die Willensstärke des Menschen die unzweideutige Verurteilung und Ächtung eines bestimmten Tuns durch die Strafgerichtsbarkeit ist. Die Strafe hilft dem Menschen zur Selbstbeurteilung. Und erst solche Objektivität gegen sich selbst befreit den Menschen auch von sich selbst. Nichts schadet oft gerade Naturen mit irgend einer pathologischen Anlage oder Schwäche so sehr, als wenn man sie durch zu viel Entschuldigen ganz und gar zu Sklaven ihrer krankhaften Anlage macht und alle Anlagen zum Widerstand in ihnen unentwickelt läßt. Es sei hier zur Illustration ein kleines Beispiel aus der Heilpädagogik erwähnt. In Basel brach vor einigen Jahren in einer Mädchenschule eine Zitterepidemie aus, die zuerst rein medizinisch behandelt wurde, jedoch ganz erfolglos, bis der Rektor sich zu einer pädagogischen Behandlung, d. h. zum Appell an den Willen entschloß, indem er die von Tremor Befallenen nicht mehr nach Hause entließ, sondern für sie ein besonderes ‚Narrenstübchen' einrichtete und die Nachgiebigkeit gegen den epidemischen Reiz als Charakterschwäche bezeichnete. Diese Behandlung hatte schnellen Erfolg. ‚Alles, was den Willen kräftigt,' so berichtet der Rektor, ‚was den Tremor in schlechtem Lichte erscheinen läßt, hilft ihn überwinden.' Eine ähnliche lehrreiche Geschichte wird aus dem Altertum berichtet. In der Stadt Milet herrschte einmal unter den jungen Mädchen eine Selbstmordepidemie, die sich immer weiter ausbreitete, ohne daß jemand dagegen Rat wußte. Da machte der Präfekt der Stadt

Antoine Watteau/Einschiffung nach der Insel Cythera





bekannt, daß von nun an jede Selbstmörderin nach dem Tode unbekleidet auf dem Marktplatze öffentlich ausgestellt werden würde. Das wirkte. Kein Mädchen beging seitdem mehr Selbstmord.

Mit solchen Beispielen soll nun keineswegs der Auffassung Vorschub geleistet werden, als ob man alle pathologischen Zustände einfach durch Appell an den Willen beseitigen könne; es soll nur ein gewisses Gegengewicht gegen die übermäßige Betonung der pathologischen Unfreiheit gegeben, an die zweifellose Wahrheit erinnert werden, daß krankhafte Anlagen sehr oft von der gesunden Seite aus in Schranken gehalten, ja in Latenzzustand zurückgedrängt werden können.

Wir wollen diese Wahrheit durch eine konkrete Betrachtung in ihrer Tragweite erläutern: Man behauptet oft, daß ein wahrhaft gebildeter Mensch selbst im Rausche nichts Gemeines sagen könne. Die feste Willensrichtung wirkt selbst im Dämmerungszustand noch nach. Ebenso wird der entschiedene Wille und das erleuchtete Gewissen auch durch stark pathologisch bedingte Erregtheiten hindurchdringen. Wir wissen ferner, daß wir uns durch wiederholten festen Willensvorsatz daran gewöhnen können, morgens zu einer bestimmten Stunde aufzuwachen. Wie groß muß also doch die Kraft des festen Vorsatzes sein, wenn er sogar im völlig unbewußten Zustande weiterarbeitet und den ihm gewordenen Auftrag erfüllt! Das alles machen wir hier nicht geltend, um einem pharisäischen Richten über pathologisch schwer beunruhigte und gestörte Menschen Vorschub zu leisten. Auch gibt es selbstverständlich eine Grenze, jenseits derer wir Zwangzustände und Störungen antreffen, die so schwerer Natur sind und so sehr das ganze Seelenleben in Mitleidenschaft ziehen, daß hier von freiem Willen und persönlicher Schuld nicht mehr gesprochen werden darf. Es handelt sich für uns gegenüber den bezeichneten Übertreibungen nur darum, die Mahnung auszusprechen, daß man in dieser ganzen schweren Frage der ‚Grenzzustände' die Macht des Normalen ebenso klar vor Augen habe wie die Macht des Pathologischen, und daß man die heilpädagogische Bedeutung jedes Appells an die Reste des Normalen im Menschen ganz besonders zur Richtschnur für die kriminalistische Praxis nimmt. Gerade dieser Gesichtspunkt ist bei manchen Gutachten psychiatrischer Sachverständiger, denen man in den Prozeßverhandlungen der letzten Jahre begegnete, völlig unberücksichtigt geblieben. Dies mag seinen Grund in dem Wunsche haben, gewisse Naturen möglichst vor dem heutigen Strafvollzug zu bewahren; es ist aber doch eine gefährliche Einseitigkeit, die nur dazu dient, auf juristischer Seite eine ebenso einseitige Ablehnung auch der berechtigten psychiatrischen Ansprüche hervorzurufen. Die Zeit wird zweifellos kommen, wo die Juristen pädagogischer und psychiatrischer denken lernen; ebenso müssen dann aber auch die Psychiater bessere Psychologen und Heilpädagogen werden, dann werden sie von neuen Gesichtspunkten den tiefberechtigten Kern in den Auffassungen der klassischen Strafrechtsschule begreifen. Vielleicht wird gerade die moderne Psychotherapie, durch die heute denkende Ärzte zu manchen alten Wahrheiten zurückgeführt werden, auch in diesen Fragen eine Brücke zwischen Altem und Neuem herstellen und die psychotherapeutische Bedeutung des Strafgedankens klar machen.

# Meere und Berge / Von Else Hasse

(Schluß.) ‚Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend wohnen heißen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen wie aus einem lieblichen Tal Geduld und Stille', so sagt Goethe. Natur ist wie ein Stück von allem, was wir werden könnten, und dem Menschen, der etwas geworden ist, liegt es ob, sie ins bedeutungsvolle, ins sittlich-schöne zu steigern. Seit die sittliche Welt die schöne Welt geworden ist, wurde alles in der Natur, was ihr zum Spiegel dient, soviel schöner, höher als zuvor. Die Berge wuchsen mit den Menschen. Gab ein Großer ihnen von dem eigenen, so wurden sie erhabene Prediger und Zeugen alles Höchsten. Vielsagend wird Natur und redet eine seelenverwandte, übermächtige Sprache, sobald in der Menschenseele ein volltöniges Singen und Sagen anhebt.

So sind denn Berge nicht mehr stumme Örter, seit das Seelenleben der Menschheit durch die Großen und die Hehren bereichert ward. Im Altertum hatte der Mensch noch nicht den mannigfaltigen, gesteigerten und ins Unendliche erweiterten seelischen Gehalt, daher ihm einfachere Landschaftsbilder genügten. Alle seine Regungen, sein Naturbedürfnis wie auch sein Schönheitsgefühl führten ihn ans Meer, und sein Dichter war der schlichte, gewaltige Homer, dem über blauen Wogen glänzende Gesichte und Gebilde der Sehnsucht erschienen und den die Sage erblinden ließ. Nachdem vorzeiten mancher Auserwählte schon den Blick nach oben wandte, wird nach Jahrhunderten, Jahrtausenden, da sich die Menschheitsseele weitete und wandelte, der Berg das bedeutsamere Landschaftsbild, und Dante war der Sänger und Seher der christlichen Welt, und inmitten seines allumfassenden Gedichts ragt der Berg der Läuterungen auf, der höchste Berg der Erde, den Odysseus ehedem, in entlegenen Gewässern segelnd, gen Sonnenaufgang am Himmelssaume sah, zur Stunde, da er die trägen Gefährten über den tieferen Sinn ihrer Lebensreise aufklärte. Freilich überfluteten Irrungen sein hohes Sinnen nur zu bald, so wie dazumal Wirbelwind und Wogendrang über das Schiff hinfluteten und seinen Lauf wandten, am Tage, da es dem höchsten Berge der Erde entgegensteuern wollte. (Inf. XXVI.)

Weil der Sinnenmensch sich nicht auf große Natur versteht, weil Unwissenheit und Furcht ihm die Höhen verdecken, Selbstsucht, Launen, Dünkel, Ärger, Zorn, leidenschaftliche Begierden und Gehässigkeit seinen Blick verdunkeln, so kann die vorgeahnte höhere Welt und was darinnen ist, und kann die großzügige Natur nicht eher in das Menschenauge eindringen, als bis die Schatten von ihm gewichen sind. Die strenge Zucht des Gesetzes und das große Opferleben verscheuchen allmählich diese Schatten. Der Mensch muß des Alten und des Neuen Testamentes teilhaftig werden, um sehen zu lernen. Höhere Regungen, Hoffnungen und Kämpfe, Offenbarungen und Überwindungen werden seinen Geist zu weitem Überblick und verständnisvoller Klarheit aufwärtsleiten, und seine Seelenschönheit wird er auf die Berge tragen.

‚Auf das Gebirge rette dich, sonst bist du weggerafft —
auf dem Berg des Herrn wird ausersehen.'

1. Moses 19 : 17 . 22 : 14.

An dem Berge Gottes Horeb, wo Moses die Herde Jethros, seines Schwiegervaters und Priesters in Madian, hütete, da brannte der Busch, aus welchem Gottes Stimme sprach, und wurde von den Flammen nicht vertilgt, und zum erstenmal entbrannte das Feuer des Mitleids mit dem erniedrigten Hebräervolke in seinem Herzen — das war kein verzehrendes Feuer und die hohe Ebene, wo er mit seinem brennenden, entschlossenen Herzen stand, war heiliges Land. Wie anders der Berg, der in die Mitte seines Lebens hineinragte: Sinai — und wieviel höher er! Aus der Wüste drunten stieg der Brodem der Sünde auf, im Dunst der Tiefe die blinde, weichliche, zügellose Menge; hoch oben Einsamkeit, starrer Fels, Mittagsgluten und im Geist das scharfe Licht der unterscheidenden Erkenntnis, das unverbrüchliche ‚Du sollst‘ und ‚Du sollst nicht‘, das Gesetz hoch über den Erscheinungen der Welt. Das Hochland war umwölkt und drunten mit Wällen umzogen —: das Volk ward seiner nicht gewahr und konnte nicht hinauf; nur einer sah es immer und Höheres schaute seine Hoffnung, als er, ein Greis, vom Gipfel des Nebo das gelobte Land erblickte: reine Fluren und ein Leben in lauteren Gefühlen, ein Menschendasein voller Tatkraft und Gerechtigkeit.

Wo die Seele unter der Gesetzeszucht dies und das, was den Gesichtskreis zuvor beschränkte, von sich tat, und wo die Sinne minder begehrlich blickten, da vermochte der Geist durch sie hindurchzuschauen, aus heller Seele hinein in die erhellte, erhöhte Welt. Da hoben Menschen ihre Augen zu den Bergen auf und Hilfe kam von oben, von der mächtigen Erscheinung, der frohen Kühnheit und Strebekraft der Linien, der Festigkeit und Ruhe und dem stillen Leuchten. Der Menschengeist ersah sich im Bild der Berge die eigenen Ziele und zum erschauten Ziele fuhr der stärkere Wille, die lebendigere Hoffnung auf. ‚Er führet mich auf meine Höhen,‘ so tröstet Habakuk sich selber und sein Volk, und Jesaias mahnt Zion, die von Neid und Streit beschwerte, die höchsten Berge zu ersteigen — lieblich werden auf den Bergen die Füße der Friedensboten sein, heilverkündend erheben sie die Stimme und also lautet die Verheißung Gottes für Zionskinder, die sich von Irdischem erleichtert haben: ‚Ich will dich über die Höhen auf Erden schweben lassen!‘

Durch Christum wurde sie erfüllt. Er machte den Menschen, der einst in Kleinheit, angstbeschwert, verblendet, das Auge vor der großen Natur verschloß, größer denn sie — kann der Geist doch über sie hinaus! —, und auch die Berge selbst erhöhte er. Der grüne Hügel der Bergpredigt wurde zum höchsten Berg der Welt, und Tabor, da sich des Menschen Sohn verklärte, ward zu einem Gipfel, der in die Wolken reicht, und Golgatha, die flache Schädelstätte im Gebirge Juda, zu einer Höhe, die mit feierlicher Gebärde den Zeiten und den Völkern winkt — heilig schweigsam, stumm beredt. Von einem Berge ward der Vergeistigte in den Himmel aufgehoben.

So haben Berge denn das Größte gesehen, und der Größte sah die Berge an, weihte alle Höhen und erhob die Seinen zum Höhenleben. Johannes, der Offenbarer, sah das Lamm auf dem Berge Zion stehen, und mit ihm waren hundertundvierzigtausend, die seinen Namen und seines Vaters Namen auf ihren Stirnen geschrieben trugen. Das sind Seelen derer, die sich in Gott und

Christo immer mehr und höhere Welt gewonnen haben: Demütige, die auf sich selber nicht, die nach oben schauen; Barmherzige, die mehr und mehr ihr Selbst erweitern; Arme, Begierdelose, die auch für Hochentrücktes Sinn und Sehnsucht haben; Frohlockende, die nicht in leichter Lust, die auf steinigen Pfaden selig sind; Friedsame, die nicht hassen noch hadern, vielmehr der Welt vertrauensvoll entgegenlächeln; Sanftmütige, die ohne Bangen allenthalben wurzeln und den Erdenkreis für sich einnehmen; Gerechte, die kein Ding auf Erden übersehen; Reine, die sich zum Höchsten halten. Sie alle, die aus verlorenen Abgründen, durch finstere Leidenstäler und von Überwindung zu Überwindung wie von Stufe zu Stufe emporgeklommen sind, die Beschwerendes geopfert, Verdunkelndes aus ihrer Seele herausgeläutert haben und ohne Schmerz und Tränen leben — sie sehen das Größte in der Welt und übersehen die Fülle der Erscheinungen im Geiste, der über allem ist. Dem Engel im tausendäugigen Gewande gleicht ihre Liebe, die nicht ein Zufassen der Sinne ist, sondern alle Dinge hereinholt in den Geist. Dort, in der reinen Helle werden die Dinge und der Himmel und die Erde neu und von der schönen Seele mehr und mehr verklärt — so wird Natur ein Teil des Menschengeistes: tiefinnen lebt fortan und wurzelt ihr großes, leuchtendes Bild.

◆ ◆ ◆

So ist die Welt der Berge durch das Christentum geheiligt und vollends erschlossen worden.

In Italien, wenn der Süden zum schneebedeckten Apennin heraufläch elt und in der Ebene die ersten Farben des Frühlings erblühen, wenn zwischen winterlich dürren Auen und grünen Saaten der stahlblaue Fluß zeitig am Abend in den Schatten rückt, dann erscheint die hohe Ferne zuerst wie eine Welt, die wohl Farbe und Gestalt, jedoch noch keine Einzelzüge hat. Und über dieser verschwommenen, erglühenden Welt der leicht bewölkte Himmel: Droben harmonisch gerundete Gebilde, edelreine Farben; drunten ein leiser Sieg der Regenbogentöne über das fahle Grau, Weiß, Braun und Linien, die sich recken, neigen und steigen; und auf einem Hügel gegen das Gebirge, von Abendgluten überhaucht, das marmorne Gotteshaus, klarer in der Farbe und in der Form ein deutlich ausgesprochener Zielgedanke. Die ragenden Mauern, Pfeiler, Spitzdächer, Türme mit ihrem vielfältigen Beiwerk lösen das Gebirge aus der farbigen Verschwommenheit heraus, leihen der Gestalt der Berge und allen Einzelheiten einen offenbaren Sinn. Der christliche Geist, der in der Kirche strebt, erläutert die Natur und senkt sich in sie ein. Seit die Kirchen in frommen Zeiten Weiser nach oben wurden, seither kam die Seele den Gipfeln immer näher. L'alto non temo! Der Mensch fürchtet das Hohe nicht mehr — er sucht es auf und versteht es draußen um so besser, je mehr er's lebt.

Alle, die dem Christentum am nächsten oder nahe wohnen, Menschen von einst und jetzt: der junge Träumer, dessen Gefühle ins Unendliche verschweben, der Strebende, der Idealist, der Kämpfer und Held, der Beschauliche, die weltentsagende, die heilige und mystisch entzückte Seele —: sie finden und fanden in der Bergwelt eine Zuflucht für ihr Er-

leben, und Mahnungen, die ihren Drang verstärken, und Gegenbilder ihres Wesens.

Berglandschaften gibt es, die die träumende Seele von Aufenthalt zu Aufenthalt und endlich in die Weite führen. Einst sah ich im Bilde die sächsischen Sandsteinberge: Auf der Hochebene, die von bunten Mustern der Saatfelder überzogen ist, erheben sich die verstreuten kleinen Berge wie Kronen — sie steigen von beiden Seiten empor wie eine schlichte Freudenmelodie, recken sich keck und gerade in die Höhe, halten an, biegen sich in eine müde, flache Linie um und vollenden sich nicht. Und vor diesen in die Ferne sich verlaufenden Bergen stand ein fahrender Schüler im braunen Lodenwams; hoch ragte seine Gestalt in den weißlichblauen Himmel hinein und er setzte die Geige an, um ein Volkslied zu spielen — eines mit sehnsüchtig wandernder Melodie und vielen Fermaten. Man sah das Bild, und wer die Landschaft kennt in ihrer Lieblichkeit, mit ihren zarten, heiteren Farben und der Luft, die hier ein dichterer Schleier ist als irgendwo, der hörte auch im Geiste das sanfte Geigenlied und verlief sich mit ihm in selige Fernen, dorthin, wo sich die Welt vollenden könnte.

Denn ist es nicht

> ‚Dem Menschen eingeboren,
> Daß sein Gefühl hinauf- und vorwärtsdringt?‘

Geheimnisvolle Verheißungen traumwachen im jugendlichen Geiste und winken ihm wie ferne Höhen. Wer Ziele vor sich sieht, wird erst recht lebendig. Darum verlangt das Auge nach Gipfeln, die in ragender Spitze endigen. Da gewöhnt sich der Blick, hinaufzuwandern und sich der Enge erdendunkler Täler zu entwinden. Das aber ist die Gefahr des Schauenden, daß ihn ‚die Höhe reizt und nicht die Stufen. Den Gipfel im Auge, wandeln wir gerne auf der Ebene‘. (Goethe.) Dem Gipfel, dem vom Himmel umschlossenen, gleicht das Ideal: man sucht es, sieht es, aber zweifelt, ob es dem Erdenmenschen eine Daseinsmöglichkeit gewähren könne. Ist die starre Vollkommenheitsidee nicht ein Totes wie der Firn, den nur das feurige Auge des fernen Beschauers mit den Farben des Lebens schmückt und der durch weltüberlegene Ruhe und Hoheit allen im Geiste Unruhigen eine verderbliche Sehnsucht erregt?

Ich gedenke einer Predigt der Natur, die solchem Zweifel das Wort zu reden schien. Es war hoch oben, in der wildesten Gebirgswelt: da strebten riesige Bergföhren, alte Baumrecken mit edlem Trotz heraus aus dem behaglichen Dasein im Tale und klommen empor zur Höhe! Eine Kämpfernatur jeder einzelne. Das Wetter hatte den meisten die Borke vom Leibe gerissen und der weiße Splint mußte nun das Mark schützen. Oft wie in Qual gewunden, voller Risse und Narben, kämpften die nackten Baumleiber den Kampf ums Dasein auf der Höhe. War der Wipfel vom Sturm gekappt, so wuchsen kräftige Seitenäste kerzengerade über ihn hinaus. Kein Baum kroch am Boden, alle standen aufrecht. Alle einsam, für sich selbst einstehend. Nur Gerippe der von Sturm und Wetter gemordeten Bäume lagen an der Erde. Die überlebenden Gefährten mit ihren weitlaufenden Wurzeln, die sich schlan-

gengleich um Felsblöcke wanden, sahen freilich auch schon leichenhaft aus und strebten doch noch mit letzter Lebenszähigkeit empor. Ja, die Höhe lockt — und entsendet sie nicht den Tod?

Ob auf höchsten Höhen das Leben wohnt oder der Tod, kann nur wissen, wer hinaufgeklommen ist. Und weil die strebende Seele ihr Leben darin findet, sich dem Höheren, Andersartigen zu nähern, und weil sie in der Bergnatur soviel Gegensätzliches sich zueinanderneigen, ineinander übergehen sieht: Die finsteren Wälder in das goldige Mattengrün, die tosenden Sturzbäche in die glatten Seespiegel, die sanften Täler in die schroffen Grate, den Sommer in den Winter — so macht sie sich getrost auf den Weg.

‚Komm' zu mir, wie ich zu dir' —: sagt der Winter und steigt zum Sommer herab wie frühe Weisheit zur Jugend. Weiß überweht sind die Matten vom Neuschnee, von einer Schönheit, die blütenzart und noch vergänglich ist. Droben aber ist sie ewig und die blendenden Bergesspitzen vermählen sich unter lichtem Wolkenschleier dem weißglänzenden Schneehimmel. Es kämpft in den Lüften, vor den jenseitigen Turmmauern des Gebirges wallen die windgeblähten Schneevorhänge und das Treiben regt auch die Kampfeslust des Menschen auf — seine Seele fährt dahin mit der stürmenden Gewalt oder hält der unruhvollen stand, mit sich selbst in Frieden.

In solchen Stunden stählt sich das Herz für den Aufstieg. Hörst du auf das Rauschen drunten und seinen frischen Zuruf: Kein blasser Träumer und nicht verzagt, nicht leidversunken sein — helläugig vorwärts?! Vernimmst du die Stimmen der Kraft, die ihr ‚ich will!' vor sich herrufen, so entdeckst du auch in dir ungeahnte Kräfte, die sich betätigen und hinaus, hinauf wollen. Was für ein herrliches Begegnen, wenn der Bergbach dir entgegenstürzt, Kraft gegen Geisteskraft, beide verwandt! Jedes Hindernis gibt dem Wasser Gelegenheit zu anmutiger Kraftentfaltung, und es jubelt in hundert beweglichen Formeln, mit Spritzen, Schäumen, Gießen, Rollen, Tanzen, pfeilgeschwindem Gleiten, Sichüberschlagen sein ‚Vorwärts' in die Welt hinein. Wünschest du dir eine Naturstimme, um mit ihm stürmen zu können? Wie im hochfliegenden Wasserstaub die Regenbogen kommen und gehen, so kommen und gehen die Jauchzer Der Bergmensch muß sein Entzücken aus befreiter Brust aufsteigen lassen wie die Lerche, und das Herz wird ihm weit und stark dabei. Sein freudiger Wille sucht im Gefühl der Kraft Schwierigkeiten auf. Immer neue Höhen, auf die es ihn hinaufzwingt! Arbeit wird ihm eine Lust und alle Lust soll Arbeit machen wie das Bergsteigen, wobei so viele Mühsal und Fährlichkeiten überstanden werden müssen. Unverdrossen, unerschrocken muß der Kletterer sein und hilfreich; auf Bergen gibt es keinen neidischen Wettbewerb, keine gierige Hetzjagd, und überflüssige Bedürfnisse, weichliche Wünsche muß er im Tale lassen. Oben, wo alles Künstliche vom Menschen abfällt, tritt die wahre Menschenart klarer zutage, so daß er, abwärts steigend, die Kluft zwischen Wesen und Schein verbreitert finden wird. Von oben herab vollzieht sich der Bruch mit allem falschen Wollen und den niederen Zwingherren unseres Willens. Auf Gipfelhöhen spürt der Mensch die Nähe einer Freiheit, die als Ideal über aller Welt schwebt und Göttlichkeit bedeutet. Und da wird ihm

— nach unendlichen Mühen — die Augenblickserschütterung einer hohen Beseligung. Seine Seele füllt sich mit Ruhe bis zum Grund, in der Stunde, da Geist und Kraft sich mit dem Höchsten berühren. Das ist die Zeit, da ihm vor Augen und im Herzen das starre Ideal ins Leben übergeht.

Sieht er droben nicht, wie der spröde grüne Gletscherfels zerschmilzt und sich in die schäumende Milch des Bergbachs verwandelt, die den Tälern Fruchtbarkeit mitbringt? Zerbrödelt nicht der harte Stein und zerfällt zu weichem Nährboden, der das Grün lockt, sich auf ihm anzusiedeln? Verwandlung überall! Da ist das Linienspiel der Berge: Vom tiefen Tale aus, da stürmen sie hinan, recken sich empor, drücken Sehnsucht aus, leidenschaftliches Streben, edlen Stolz, Erhabenheit. Blickst du von oben herab und siehst sie in kühnem Fall zu Tale sausen oder in weicher Rundung sich hinabschmiegen, da hörst du sie von Hingebung reden, von Demut und Liebe. So geht das stürmende Aufwärts in ein liebendes Abwärts über. Wandeln sich nicht also unsere höchsten Ideale? Freiheit wandelt sich in Festigkeit und unbeirrbare Milde, Gleichheit in Barmherzigkeit und Brüderlichkeit, und der hocherhabene Gottgedanke steigt ins Herz hinab als Gefühl der Güte und lauteren Liebe.

Wohl ist das Höchste gewillt, sich ins Irdische herabzulassen. Und wir müssen Göttliches wollen, um Menschliches vollbringen zu können. Die da wollen, in sich fassen und vollenden, sind die Helden, die Beschaulichen, die Heiligen. Nachdem die Heldenseele ihrem Drang genuggetan und droben war, wo der Ausblick unendlich ist und das Obere und das Untere, das Kraftgewaltige und Zarte im Zusammenhang gesehen wird, geht es ab und auf, mit vollem Herzen in die Stille und immer weiter ins allumfassende Leben, in das göttliche Ganze hinein.

Stille! Der Mensch in seiner Frühzeit kann sie kaum ertragen. Wer sie nicht in sich spürt, wer Stille nicht mit hohem Sinnen füllen kann, dem ist sie drückend. Nur in der Seele, die von oben kommt, ist jene Stille, die der weite Raum für zartbeschwingte, hochfliegende Gedanken ist — man hört sie in der Stille, denn Stille sänftigt und schmälert alle heftigen Empfindungen. Da ist die Seele wie eine große Harfe und auch die leisesten vorüberhuschenden Laute der Außenwelt finden einen Widerklang in ihr. Die ganze Welt geht ein in das lebendige Schweigen; Bruderspähren heben zu singen an und im Zusammenklang der großen Harmonien in Natur und Seele werden auch bescheidene Untertöne vernehmbar. Alle Dinge haben eine Stimme und Bedeutung im Chor. Das Liebliche, gegen das Große gehalten, scheint klein und doch wichtig in seiner zarten Lebensfülle. Und die erhabensten Schöpfungsgedanken lassen sich auch aus dem Kleinwinzigsten herauslesen.

> ‚Willst du am Ganzen dich erquicken,
> So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.‘ Goethe.

Im Tautropfen, der eine Dotterblume füllt, blinkt ein ewig veränderliches Unveränderliches — die blaue Nährflut der Erde, die, niederträufend, noch in der kleinsten Perle Wohltat und Schönheit versprüht, und jene leuchtende Distelblüte am Waldesrand, aus der ein Schmetterling und eine Hummel in friedlichem Stilleben Honig saugen, ist ein kleines Para-

dies. Wie im Garten Eden, wo die Wesen einander noch nicht feind waren, würdest du verwundert schauen und dich nicht wehren, bräche aus dem Dickicht jetzt ein Tier hervor, das dir Böses wollte. Wie freust du dich, wenn's um dein Haupt von Bienen und bunten Fliegen schwirrt — und wären es auch übelwollende! Den schwerschleppenden Ameislein hilfst du eine Strecke und läßt die Käfer über deine Kleider laufen. Wandeln sich nicht alle in zutunliche Gesellen? Mit hängender Rute schleicht ein Fuchs aus dem Gestrüpp und fährt nicht zurück und die Gemse drüben über'm Wasserfall steht und äugt. Du hörst ein Vöglein singen und vernimmst durch die quellenden Töne den Herzschlag seiner Liebe. Dein Auge tauscht Grüße mit den Flatterwölkchen, die der Wind strählt und in lockiger Fülle über das Angesicht des Himmels breitet. Die Talferne sendet ihr reizendes Bild herauf, und du liebst es und blickst ruhevoll vom Klippenrande in die Tiefe — fromme Neigung und ein stilles Herz bewahren vor dem Schwindel. Auch die Blumen nicken hinunter oder winken — mit seltsam klaren Augen gen Himmel schauend — den wehenden Wolken; versonnen stehen sie und neigen sich demutsvoll im Winde — ist es nicht, als wärest du auch festgewurzelt auf der Halde und müßtest sommerslang im spielenden Sonnenschein dein Haar vom Bergwind zausen lassen? Die weißen und die gelben Blüten sind wie kleine Sonnen: ein leuchtender Kern und Strahlen ringsherum; die roten, blauen, die nickenden, hängenden, kriechenden haben andere Formen und jede birgt ein Seelengeheimnis. Welkende Blumen sehen so altersgeruhig aus, als freuten sie sich getaner Lebensarbeit; befiederte Samen schwingen sich mit leisem Singen durch die Luft und streifen deine Wange, und linde legen sich dir Sommerfäden über Stirn und Augen. Wie schön ist es, wenn man auf dieser Erde sich einmal ganz zu Hause fühlt! Es geht zum Abend, und der Berg steigt ins Licht. Du möchtest wie er hinauf zur Ätherhöhe geistigen Schauens und, ach, so gerne die ganze Welt einmal ins Auge fassen. Doch da kommen schon die Schatten und reihen ihn wieder in die Welt der irdischen Gestalten ein. Schauer fassen dich, und still in tiefster Seele bist du Berg und Blume und den Wolken, den Flügelwesen gleich und empfindest ihren Lebensdrang. Tränen drängen sich im Auge, die der Wind wegfächelt; alle Härten zergehen im Herzen und Schonung leitet dich, daß du behutsam abwärts schreitest und jedem Käferlein gemach tust und keine Blüte knickst. Solches Untertauchen des menschlichen Stolzes in Brudergefühlen und eine Demut, die auch die Seele der Geringsten achtet: das ist der Segen und Gewinn des Beschaulichen in Wald- und Wieseneinsamkeiten droben.

Wenn der Beschauliche im Kleinsten ein Ganzes sehen und, wofern er Künstler ist, es als Weltteil gestalten mag, so will der Heilige das Kleine wie das Große vom Ganzen aus betrachten und seine Seele zu einem Teil der Gotteswelt gestalten. Dazu braucht es mehr als reingestimmt und ahnungsvoll zu sein, sich zu begeistern, mit Kraft zu streben und sich dem Kleinen brüderlich zu neigen; dazu braucht's der großen Liebe. Sie dehnt und klärt die Seele zum einheitlichen Ganzen, so daß sie Gott erfassen und in ihm die Welt der irdischen Gestalten umfassen und verklären kann. Dann schwebt die Seele über allen Bergen und haucht die reinste Schönheit in die Welt hinein. Um so hoch

zu kommen, darf sie sich der Ruhe nicht gefangen geben und über alles, was sie ins Unverklärte niederführen kann: den lachenden Übermut und die letzten Schrecken der Natur, muß sie hinaus.

Als der hl. Benedikt das Kloster Montecassino auf dem Kulm landeinwärts von Neapel begründet hatte, suchte er 531 die düsteren Schluchten von Subiaco auf. Die überreichen Gefilde und die herbe Sabiner Bergnatur bedürfen beide der Heiligung. Die eine Landschaft strotzt von Üppigkeit und birgt den Frevel, die andere verfinstert das Gemüt. Im Süden der glänzende Golf mit der lichten Trauminsel und den blühenden Geländen, dem funkelnden Geschmeide der Dörfer, Villen, Städte; weit ins Land drängt sich das Meer und aus seiner Bläue erheben sich rosenrot ‚Berge, die da weichen, Hügel, die da hinfallen' und recken sich schrecklich schön zur Höhe des Zerstörers auf, um eines Tages wiederum zusammenzusinken. Der Gang der Natur und Menschheit soll aber kein immerwährendes Fallen, sondern ein Aufsteigen sein. Und die große Seele muß voran. Indem sie sich aufwärts müht, wendet sie sich von der Schönheit ab, die gefährlich ist, und lacht! Wer ihr verfällt, der lacht im Herzen mit und nimmt das Leben leichter. Die Lust tanzt in ihm und seine Freude gleicht einem Taumel dort, wo das Licht alle Herrlichkeit der Erde lächelnd enthüllt und wo ein Farbenzauber ohnegleichen im weiten Raume webt. Dort senkt die Seele sich niederwärts und hat Genügen an der Schönheit, die in den Sinnen ist. In solchen Paradiesen suchen verwöhnte Kinder der Natur den Apfel des Genusses — nicht Gott. Zuviel Üppigkeit steht als Schranke zwischen ihnen und dem Gedanken. Und selbst Bedürfnislosigkeit auf reichen Fluren, die alles schenken und Arbeit sparen, ist noch so ferne vom Gedanken und von der Liebe, die sich nicht mehr ins einzelne verliert. Gedankenvolle Liebe, die aufwärts in das heilige Reich des Geistes dringt, will nicht auf jenen Bergen wohnen, denen ländliche Fülle und gleißende Meere versucherisch zu Füßen liegen.

Begierig, sich aus der sinnenschönen Welt heraus- und höher, immer höher hinaufzulieben, zog Benediktus nordwärts, dahin, wo das Unscheinbare der Seele Ruhe und Sicherheit gewähren soll. Dort aber will der Trübsinn sie umfangen. Seufzer gehen in der Seele um, bang und weltabgeschieden ist ihr zu Sinne. Noch liegen Bilder ferner Erdenparadiese nachglühend im Gemüte und ein Schrecken kommt von dort und von der armen Gegenwart. Der Überwinder nimmt sie an, weil sie ihm Aufgaben stellt, weil sie Leere ist, in der die Liebe keinen irdischen Gegenstand mehr findet; doch ist die Schädelstätte der Entsagung ihm noch kein lichtverklärter Gipfel, und die Armut ward ihm noch nicht zu jener heiligen Höhe, von wo die Liebe sich gen Himmel schwingt, mitten in die Herrlichkeit des Herrn hinein.

Dunkel heben sich die Berge von Subiaco vom grauen Himmelsgrunde ab; du blickst hinauf und in ein Hochtal, das düster und verschlossen vor dir liegt. Ein brausender Lenzsturm fährt über die Pässe und in heftigen Stößen in die Niederung. Tief unten, in wuchernd begrünter Schlucht, rauscht der Aniene und tost, dem Auge unsichtbar, vorbei an den efeuumsponnenen Trümmern der Sommervilla des sinnestollen Nero, in den Talgrund hinab, in dem sich

kahle Höhenzüge, wirr gefaltete, verlaufen. Am regenfeuchten Abend verliert der rote Sonnenball sich drüben in eine Senkung der schwarzen Zackenkette — an den lohenden Schreckensberg im Süden gemahnt das Bild. Und jenseits, hoch über der Anienekluft, gegenüber der Steinwüste des Sacro Speco und der Felsengrotte des Heiligen, der die Rute in Händen hält und auf seine Lippen, über die kein Klagen noch Jubeln kommt, den Finger preßt — gegenüber steigt ein nackter Gipfel mit einem schwarzen Kreuz in den bedeckten Himmel.

Nach Jahrhunderten ist der heilige Franziskus in das Hochtal gekommen. Da empfing ihn wohl auf halber Höhe des steinigen Berges schon die rosige Mauerpforte und hinter ihr der dunkle Hain von moosbewachsenen Steineichen und Oliven, die ihre Wipfel zueinanderneigen. Ein schmaler, gewundener Aufgang führt aus dem Schatten in das Kloster, dessen buntbemalte Wölbungen und Pfeiler und dämmerige Treppengänge sich an den nackten Fels der Benediktusgrotte schmiegen; vor der untersten Kapelle schwebt über jähem Abhang jenes Gärtchen, in dessen karges Erdreich Benediktus vormals Dornen zur Züchtigung des Fleisches pflanzte, Dornen, die Franziskus in Rosen verwandelt hat. Ihm wurde das heiligmäßige Leben zu einem Rosengarten auf Bergeshöhen! Aus der Armut wuchs ihm die Fülle himmlischer Liebe auf.

Es war in der Heimat des Heiligen, wo sein Werden und sein Wesen selbst in Lüften und auf Bergen umgeht: Da fegte einst ein grausamer Schneesturm durch die Gassen, zerschnitt Gesicht und Hände und ließ die Menschen in ihren Häusern, die wie Höhlen sind, am Aschenherd erbeben. Schnee stäubte über die blühenden Mandelbäume, die zarten Oliven und dunklen Lorbeerbüsche, und von der alten Veste droben sah ich in jenes seltsam dunkle, tiefe Tal hinab, wo mitteninne, wie auf einem Wall, von Flußrinnen umzingelt, ein Kloster liegt, das aus farblosen Bergwänden geheimnisvoll heraufglänzt und dem ein Garten vorgelagert ist, der scheinbar keine Blumen hegt und ganz von schwärzlichgrünen Wänden, von regelrecht verschnittenen Hecken durchzogen und umzäunt ist. Das dunkle Tal birgt sich im Rücken von Assisi und vor den Wanderblicken lag, hell ausgebreitet, das umbrische Land in einer blassen Bläue, die wie verdämmernde Wonne war und in die Lüfte überging — und über jagenden Wolken standen die himmlischen Weiten.

Wieviele Stimmen der Natur mögen zu dem Heiligen gesprochen haben! Als Überwinder kennt er sie alle und weiß, wie der Mutwille in seinem tollen Lauf gehemmt, wie der Sturm der Erdendinge beschwichtigt wird und wie flüchtig die lachende Wonne ist und wie die Schwermut, die anfangs neben der Entsagung und neben schmerzlich-strengem, einförmigem Regelzwange herzugehen pflegt, gar bald zurückweicht, wenn der Gehorsam in freies, freudiges Wollen übergeht. Und die Freude des Überwinders will als Liebe überfließen. Ist doch nichts Feindliches mehr in der Welt, nicht Versuchung noch Schrecken. Die Welt ist einheitlich geworden, und die Seele, über sie hinwandernd, fügt Teil für Teil zum Ganzen, bis ein Gebirge der Liebe dasteht, über dessen glänzender Gipfelhöhe das obere Meer der Gottesliebe flutet und sich heiligend hinabergießt in die Seele, die nun sich selbst, ihr göttliches Wesen erreicht. Gott über ihr, in ihr — und die Gottesidee, die sich ins Gefühl ergießt, wirft ihren

überirdischen Schein auch über die Dinge. Da werden sie, so wie die Seele, zu einem Teil der Gotteswelt, da glänzt ihr ewiges Wesen hervor, da leuchten die welterschaffenden Gottgedanken auf, denen sich das Außenbild der Welt mit sinnverwandtem Ausdruck anschmiegt. . . . Nun ist Schönheit überall und klare Welt, wohin das Auge schaut; nun sieht es, daß, was auf Erden als Schönheit schimmert, geheimnisvolle Liebe Gottes ist, die ins Auge dringt.

So wird die mystisch entzückte, die geheiligte Seele die weltfreudigste —: Weltliches gab sie hin, um das geheimnisvolle Wesen der Welt zu umfassen. Und es strahlt aus letzten irdischen Bildern hervor, umleuchtet die Berge mit der Klarheit des Herrn und bewegt die Seele, die im Geheimnis atmet.

Auf der Wunderinsel fern im Süden formte die Natur einmal ein Bild, das über alle Bilder des letzten Schöpfungstages hinausging. Das war am Ätna. Über Mittag hatte die Sonne aus seinem weiten Schneemantel ein schmelzendes Glanzgebilde gemacht und eine Wolke trennte den Berg von der Erde und schien ihn aufzuheben in den reinen Äther. Entrückt schaute er herab, in geisterhafter, ganz matter Bläue und in lauter Schimmer eingehüllt — überirdisch. Und ein Gehänge von gelben Rosen, die sich von Säule zu Säule rankten, deckte vor dem Auge des Beschauers die zu Boden und zum Meere gehenden Linien des Berges.

Berg- und himmlische Rosen! Wie sie leuchten, die in Jahren einmal nach trüben Tagen auf der Alp erblühen, wenn zu abendlicher Stunde ihr stummes Flammenleben in geisterhafter Geschwindigkeit aufglüht, während die weißen Nebel wie in heiligem Entsetzen fliehen und nach Augenblicken wiederkehren, um das Geheimnis zu verhüllen! Der es schauen darf, wandelt in einer Feuersäule der Seligkeit.

◆ ◆ ◆

In jüngsten Zeiten meinte man Natur des Schleiers beraubt zu haben — sie aber hat ihr tiefstes Wesen vor dem rechnenden, messenden, nüchternen Verstande und dem kühlen Blick, der nur die Augenweide sucht, in die Verborgenheit zurückgezogen. Der Seele, wenn sie in Niederungen wandert, wird Natur ein Fremdes. Wenn wir mitten in den Volksvierteln und steinigen Öden großer Städte an das blaue Südmeer denken, an einen weißen Gipfel oder einen sanftgeschwungenen Waldberg, den dichtgeballte, glänzende Wolken überragen, in deren Formen der Wind mit leise modelndem Finger spielt — so wird es offenbar: wir, die auf du und du mit der Natur zu stehen meinen, schauen sie verwundert an und wissen ihre ganze Schöne nicht und sehen ihr nicht auf den Grund. So wenig oder viel wir selber aber aus unserer Seele in die Natur hineinlegen, so viel empfangen wir von ihr zurück.

,Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt.'

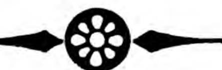
(Goethe.)

Die sichtbare Welt ist überall ein Gleichnis des Unsichtbaren in uns — so kann auch sie zum Mahner, zum Warner werden und locken und nach oben weisen. Wer die Meere, die Berge kennt und liebt, denkt ihrer in jeder sehnsüchtigen Stunde, in Begeisterung und beschaulicher Stille, und in dem feier-

lichen Augenblick, da du ein höheres Leben fassen kannst, erscheinen dir die Gipfel in ihrer weltentrückten Größe.

‚Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!
Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.'

(Goethe.)



# Erinnerung

Nach Leopardi

Der Mond steigt hinterm Hügel auf.

So stand er damals auch dort überm Walde,
als ich hier saß und —
ich schäm mich dessen nicht —
still weinte.

Grad ists ein Jahr.

Heut wein ich nicht,
und Tränen trüben
mir nicht den Blick.

Ward denn mein Gram gelinder?

Nein, er ward nur älter,
und jedes Alter freut sich seiner Jugend
vom Mondschein der Erinnerung verklärt.

Christoph Flaskamp



# O Leben, o Liebe / Eine Amselgeschichte von Jakob Boßhart

Es war ein schreckliches Drama, der Untergang einer hoffnungsvollen Nachkommenschaft.

Auf einer Tanne im Garten hatte ein Amselpaar sein Nest gebaut. Alles war bis zur Stunde glücklich abgelaufen; die Eier, fünf an der Zahl, waren ausgebrütet, die Jungen kräftig geraten, mit begehrlichen Schnäbeln, die jeden Tag größer wurden und sich unheimlich weit öffnen konnten. Keine Raupe war ihnen zu groß oder zu garstig, kein Käfer zu hart oder zu trocken. Was hatten die guten Eltern vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang zu tun, um die fünf Schrei- und Hungerhälse zu stopfen! Und ein Liedchen wollte doch auch noch gesungen sein! Wer Amselmann heißt, möchte der Vaterfreude den gebührenden, über Baumwipfel und Dächer schallenden Ausdruck geben.

Um halb vier Uhr morgens, da es kaum dämmerte und Würmer und Gesäme noch in der Sicherheit des Dunkels lagen, schwang sich der Vater zu oberst auf die Tannenspitze und sang sein bald frohes, bald schwermütiges Lied zu dem Weibchen hinab, das noch unten auf dem Neste saß und die Jungen vor der kühlen Morgenluft schützte, wobei es sich mit dem Schnabel sachte die Federn glatt strich. Denn man soll auch in der arbeitsreichsten Zeit vor dem Mann und andern nicht liederlich erscheinen.

Auch die Kleinen sind jetzt erwacht, sei es am Gesang des Vaters, sei es am Hunger, und sie strecken ihre Köpfe durch das Gefieder der Mutter empor, dem jungen Licht entgegen. Die Mutter, der die Pflicht etwas tiefer sitzt als dem Vater, hat sich nun auf den Nestrand gestellt und schaut eine Weile mit dem einen Auge auf den Rasenplatz, ihre Weide, hinab, mit dem andern nach ihrem Liebling, dem Merulus, der seinen Schnabel schon so weit aufsperrt, daß seine Brüder und Schwestern daneben fast verschwinden. An ihrem Ältesten kann sie sich nicht satt sehen, so muß ihr Mann in der Jugend ausgesehen haben, wie sonst hätte er sich zu einer so prächtigen Männlichkeit ausgewachsen!

Aber Merulus' Schnabel wird immer weiter, vom ganzen Nest sieht man nur noch ihn, das ist eine eindringliche Mahnung, und schon hüpft die Mutter unten auf dem Rasen her und hin, den Schwanz hoch über den Tau erhoben und die Augen scharf auf den Boden geheftet. Da hat sie auch bereits eine Schnecke erspäht, eine von den fetten und schmackhaften; sie fährt darauf los, flattert auf und steckt den Leckerbissen, ohne auch nur einen Augenblick an ihren eigenen nüchternen Magen zu denken, in den Schnabel ihres Lieblings, der so rasch zubeißt, daß er mit der Schnecke fast den Kopf der Mutter herunterschluckt.

Die Amselfrau lacht in sich hinein und gibt ihrem Mann durch einen

kurzen Ton zu verstehen, daß sie bereits tätig am Werk sei; dann geht sie wieder auf die Suche. Er tut, als höre er sie nicht und pfeift so herzhaft und weltfremd weiter, daß der ganze Garten und die Nachbarschaft erschallt und es ihm selber fast in den Ohren weh tut. Erst als der erste Sonnenstrahl über die Berge und Dächer blitzt, erwacht auch in ihm das Pflichtgefühl; er flattert zu dem emsigen Weibchen hinunter und entschuldigt sich manierlich, daß er sich, in seine Kunst versenkt, so sträflich lange habe vergessen können. Dabei verschluckt er, wie aus Gedankenlosigkeit, das erste Würmchen, das er findet, statt es in väterlicher Gesinnung der hungrigen Brut zu bringen. Dieses Versehen bleibt dem Weibchen nicht verborgen, es streift ihn mit einem vorwurfsvollen Blick und wendet sich von ihm ab. Etwas beschämt hüpft er von ihm weg und sagt möglichst unbefangen: ‚Die Würmer werden mit jedem Jahr mißlicher; wer ein guter Vater ist, wagt kaum mehr, das ungenießbare Zeug seinen Kindern vorzusetzen.‘ Sie gibt ihm keine Antwort, und er ist froh, eine Teufelsraupe zu finden, mit der auch er seine Opferwilligkeit beweisen kann.

So ging es vierzehn Tage lang. Was für ein geschäftiges, glückliches Leben füllte den Garten, wie wuchs täglich die Hoffnung in dem Nest auf der Rottanne! Da aber schlich an einem Nachmittag, als die jungen Amseln gerade etwas lärmend und übermütig waren, eine rote Katze durch den Garten. Sie blieb unter der Tanne stehen und blinzelte hinauf. Sie sah nichts, aber ihr Ohr konnte sie unmöglich täuschen, und es ging eine merkwürdige Bewegung durch ihren Leib. Sie beherrschte sich jedoch, suchte sich ein sonniges Plätzchen aus und legte sich hin, ganz harmlos und wie von ungefähr. Als sie die bequemste Lage herausgefunden hatte, bettete sie sich den Kopf auf die rechte Vorderpfote und verhielt sich dann ganz ruhig; man hätte gemeint, sie schlafe, wenn sich das nach oben gerichtete Auge nicht dann und wann auf einen Augenblick boshaft und stechend geöffnet hätte.

Der Amselmann war aufmerksam geworden. Er schlug den Schnabel ein paarmal kräftig zusammen, was in seiner Sprache sagen wollte: ‚Aufgepaßt! Es ist nicht geheuer!‘ Er mußte die Mahnung wiederholen, denn die Jungen verstanden sie das erstemal nicht und meinten, mit fröhlichem Lärm antworten zu sollen. Der Kater machte die Augen eine Sekunde lang weit auf und entdeckte das Nest; dann dehnte er sich wie im Schlaf in der Sonne und schlug mit der Schwanzspitze kaum bemerkbar gegen die Erde. Er war nun seiner Sache sicher.

Ein Viertelstunde lag er ganz still, während oben alles in größter Spannung verharrte und kein Laut zu hören war. Endlich richtete er sich träge auf, schlich bedächtig, wie einer, der nicht recht weiß, wohin, dem Stamm der Tanne zu und richtete sich daran in die Höhe, um die

Rinde mit seinen Vordertatzen zu kratzen, wie Katzen etwa tun, wenn sie sich die Trägheit aus den Gliedern recken wollen.

Nun brachen im Amselvater die zurückgehaltene Kampfeslust und der Zorn los. Zeternd fuhr er herab, hart über den Kopf des Feindes weg, und setzte sich dann lärmend und scheltend auf den Gartenzaun, die Katze stets im Auge behaltend. Alles war an ihm Bewegung, Feuer und Wut.

Das Weibchen folgte tapfer seinem Beispiel und hätte dem Feind beinahe die Flügel um die Ohren geschlagen. Der Kater blickte ganz verwundert um sich, als wollte er sagen: ‚Aha, ihr habt euer Nest da oben? Wie dumm ihr seid! Ohne euern Lärm hätte ich es nicht einmal gemerkt! Nun ihr aber Streit wollt, so mag es sein. Und nun hütet euch!'

Mit einem Ruck war er bei den ersten Ästen; die Rinde hatte unter seinen Krallen einen merkwürdigen, trockenen Ton von sich gegeben. Die Amseln erhoben ein furchtbares Geschrei, sie wußten, daß es auf Tod und Leben ging. Was für ein Haß sprühte aus ihren Augen! Sie schossen wütend an die Katze heran, die lauernd und scheinbar gelassen in dem untersten Astwinkel saß und ihre Aufregung und Blutgier nur durch die nervösen Bewegungen des Schwanzendes verriet. Nach einer Weile stieg sie einen Ast höher, um sich dann wieder ruhig zu verhalten. Sie konnte sich Zeit lassen, sie wußte, daß die Beute ihr nicht entging, auch war es ja nicht der Hunger, der sie trieb. Man sah es ihr an, sie schwelgte jetzt schon im Genuß; das immer lauter werdende Angstgeschrei der Eltern war ihr fast so köstlich wie der Geschmack des warmen Blutes, der ihr bevorstand. Die spitzen, auf sie losfahrenden Schnäbel, die kleinen bösen Augen, die gegen sie brannten, die im Zorn sich sträubenden Federn, die Krallen, die ohnmächtig nach ihr griffen, all das gab ihr ein heimliches Gruseln, das die Mordgier in ihr immer höher steigerte und ihrer Raubtiernatur ein angenehmer Anreiz und Kitzel war.

Sie ließ die Amseln gewähren, rückte von Zeit zu Zeit einen Ast höher und dem Nest um so viel näher, und wenn die Vögel ihr etwa zu nahe kamen, schlug sie mit den hervorgekehrten Krallen rasch nach ihnen oder schoß aus ihren falschen Augen einen Blick, der deutlich genug zeigte, daß es ihr nicht ums Spaßen zu tun war.

Wie ein Verhängnis, das kein Wehren und Beten abwenden mag, schlich sie höher und näher an die Brut heran.

Eine halbe Stunde lang trieb sie ihr kaltes, böses Spiel. Die Amseln waren vor Aufregung und Angst, Schreien und Angreifen, Hin- und Herflattern schon ganz erschöpft und wären leicht selber die Beute der Katze geworden, hätte der Räuber es auf sie abgesehen gehabt. Da auf einmal und unversehens sprang er mit einem blitzschnellen Ruck auf das Nest und warf einen Blick auf die jungen, von zarten Federn und Flaum be-

deckten Vögel, die auf den Tod erschrocken ineinander krochen. Nur Merulus hatte Muts genug, die Augen auf das Ungetüm zu richten, das groß und unbarmherzig über ihm stand, und er dachte: ‚Diese Teufelsraupe ist mir zu mächtig!‘

Der Kater senkte den Kopf auf das Nest und beschnüffelte seine Beute, als ein Feinschmecker, der er war. Er hätte sich vielleicht noch mehr Zeit gelassen, und sich noch länger an dem Anblick des in Todesangst zitternden Nestes geweidet, wäre ihm nicht der Amselvater mit dem Schnabel wütend ins Fell gefahren, gerad zwischen den Ohren. Jetzt verging ihm die Lust, viel Federlesens zu machen, er zog die Lippen etwas zurück, packte Merulus, den er gleich als den leckersten erkannt hatte, an und zog den Zappelnden mit spitzen Zähnen fast behutsam aus dem Neste. Der Kleine suchte sich zu wehren und schrie, was aus seinem Schnabel herausmochte, bis ein mörderischer Druck der Zähne ihn kleinlaut machte und bald ganz zum Schweigen brachte. Im Nu war er verschlungen. Der Räuber faßte noch einen andern und warf die drei übrigen mit den Pfoten aus dem Neste, von dem er nun selber Besitz ergriff, um seine zweite Beute mit aller Gemächlichkeit und unbekümmert um die Angriffe und das Wehklagen der Eltern zu verzehren.

Langsam, fast verdrossen, vom Blut und dem aufregenden Spiel übersättigt, zog er sich endlich zurück. Unten auf dem Boden zappelte noch eines der Jungen, die übrigen waren einer andern Katze zum Raub geworden, die, durch den Lärm angelockt, schon lange auf der Lauer gelegen hatte. Er beschnüffelte das arme Zappelwesen eine Weile, unschlüssig, ob er es lassen oder mitnehmen sollte, dann schnappte er es rasch auf und verschwand damit wie ein Dieb in einem Kellerloch.

Das Geschrei und Gezeter der Alten dauerte noch eine Weile fort, aber allmählich verstummte es, die Armen mochten am Ende ihrer Kräfte sein. Das Weibchen trieb sich den ganzen Abend traurig in der Nähe des leeren Nestes herum, klagte leise und herzbewegend und suchte nach seinen Kleinen. Das Männchen hielt eine Zeitlang bei ihm aus, entzog sich dann aber den Blicken im Gebüsch. Und seltsam, als die Abendsonne feurig rot unterging und Garten und Stadt mit ihrer Glut überströmte, sah man den Amselmann wie gewohnt auf seiner Tannenspitze sitzen, und laut und fest und innig, kaum schwermütiger als sonst, zuversichtlich und tröstlich schallte sein Lied zu dem Weibchen herab, das auf dem Ast neben dem Neste saß. Es horchte aus seiner Trauer auf und fühlte, daß oben um neue Liebe geworben wurde und morgen ein neuer Frühling anbrechen werde. Es stieß einen leisen, wehmütig süßen Ton aus und hüpfte auf einen höhern Ast, wo es von dem Werber gesehen werden konnte. Wie stark sind Leben und Liebe, wenn sie zusammenstehen.

Antoine Watteau/Der Sorglose



# Die moderne Reformbewegung auf dem Gebiete des Strafrechts / Von X. Gretener

Die vor Jahresfrist erfolgte Veröffentlichung des Vorentwurfs zu einem Deutschen Strafgesetzbuch bezeichnet ohne Zweifel einen Markstein in der Geschichte der modernen Reformbewegung auf strafrechtlichem Gebiete; wenn auch die Ergebnisse der bisherigen Kritik des Entwurfs die Notwendigkeit einer teilweisen Umarbeitung desselben, insbesondere des allgemeinen Teils, erwiesen haben, so darf doch schon heute als sicher gelten, daß die Stellungnahme des Vorentwurfs zu den Kernfragen der strafrechtlichen Reformbewegung im offiziellen Entwurfe des künftigen Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich einer wesentlichen Änderung nicht unterliegen wird. So dürfte denn der Zeitpunkt gekommen sein, auch den Lesern dieser Zeitschrift Wesen und Ziele einer Bewegung darzulegen, deren Bedeutung weit über das Interessengebiet des Kriminalisten von Fach hinausragt.

Die moderne Reformbewegung auf strafrechtlichem Gebiete wird von zwei Grundtendenzen beherrscht, deren unversöhnliche Gegensätzlichkeit ihren prägnanten Ausdruck findet in den gänzlich abweichenden Anforderungen, welche von den Trägern der beiden Richtungen an den Strafgesetzgeber der Zukunft gestellt werden: ein totaler Neubau der Strafgesetzgebung bildet die Losung der konsequenten Vertreter der einen Richtung, organische Fortbildung des überlieferten Rechtszustandes, wie sie dem verfeinerten Rechtsempfinden der Zeit und den Fortschritten der wissenschaftlichen Erkenntnis entspricht, ist Zielpunkt der Bestrebungen der andern Richtung.

Wenden wir uns der erstgenannten Richtung zu, so erscheinen als die Träger derselben die kriminalanthropologische und die soziologische Schule des Strafrechts; die erstere knüpft sich an den Namen des am 19. Oktober 1909 verstorbenen italienischen Irrenarztes Cesare Lombroso, dessen Andenken ein deutscher Bekenner seiner Anschauungen, Dr. Hans Kurella, soeben ein literarisches Denkmal gesetzt hat (Cesare Lombroso als Mensch und Forscher, Wiesbaden 1910); als Hauptrepräsentanten der kriminalsoziologischen Schule sind in Italien der Kriminalist Enrico Ferri, in Deutschland Professor Franz von Liszt und der Psychiater Gustav Aschaffenburg zu nennen. Gemeinsam ist beiden Schulen der streng deterministische Ausgangspunkt und die dadurch bedingte Stellungnahme zur Frage der Zurechnung der einzelnen Verbrechenstat zur Schuld. Der kriminalanthropologischen wie der soziologischen Schule gilt die menschliche Willensfreiheit als eine durch die empirische Psychologie, die Statistik und Naturwissenschaft endgültig beseitigte Annahme; jene Freiheit kann daher auch an der Genesis des Verbrechens keinen realen Anteil haben. ‚Das Verbrechen ist die notwendige, unvermeidliche Wirkung der gegebenen Bedingungen, der Verbrecher, der vor uns steht als Angeklagter oder Verurteilter, ist für uns Menschen unbedingt und uneingeschränkt unfrei.' Mit der Willensfreiheit aber fällt für die beiden genannten Schulen auch die Willensschuld und damit die Zurechnung der einzelnen Verbrechenshandlung im Sinne des überlieferten Rechtes; übrig bleibt die antisoziale Tat und der gemeingefährliche Urheber derselben. Beide Schulen stimmen mit der traditio-

nellen Auffassung der sogenannten klassischen Strafrechtswissenschaft darin überein, daß sie die strafrechtliche Zurechnung mit der Annahme der menschlichen Willensfreiheit als untrennbar verknüpft erachten; sie treten damit in Gegensatz zur sogenannten ‚dritten Schule‘, welche im Anschluß an den Kriminalisten Adolf Merkel den richtig verstandenen Determinismus mit der überkommenen Lehre von Verantwortlichkeit und Schuld als vollkommen vereinbar bezeichnet, ja sogar einer ‚deterministischen Vergeltungsstrafe‘ das Wort redet.

Als logische Folgerung aus den bezeichneten Prämissen der kriminalanthropologischen und der soziologischen Schule ergab sich die Notwendigkeit einer Neufundamentierung der Strafrechtswissenschaft wie der Strafgesetzgebung; die Notwendigkeit einer solchen wurde zugleich durch den Hinweis auf die wachsende Flut der Verbrechen gestützt, der gegenüber die überlieferte Strafrechtspflege ihre Ohnmacht erwiesen habe. Als praktisches Ziel der Reformbestrebungen wurde demgemäß der Kampf gegen das Verbrechertum — la lotta contro il delitto — proklamiert, welcher selbstverständlich bei den Ursachen des Verbrechens einzusetzen habe. So ergab sich als nächste Aufgabe der Wissenschaft die Erforschung der ‚Faktoren des Verbrechens‘, l'étude étiologique du délinquant: ‚Wer das Verbrechen wirksam bekämpfen will, muß es wissenschaftlich, d. h. in seinen Ursachen erkannt haben. Darin liegt die ganze Tragweite der neuen Problemstellung‘ (v. Liszt). Die Ergebnisse dieses ätiologischen Studiums des Verbrechensphänomens aber sind im wesentlichen folgende.

I. Die kriminalanthropologische Schule.

Der Begründer dieser Schule, C. Lombroso, hat, wie H. Kurella (a. a. O. S. 1 f.) ausführt, vierzig Jahre lang in einer großen Zahl von Schriften soziale Übel zur Darstellung gebracht, mit dem Bestreben, zu zeigen, wie diese Phänomene in der typischen Beschaffenheit des antisozial handelnden Individuums ihre Ursache haben; ursprünglich Pathologe und Anthropologe, untersuchte er vorwiegend die nicht oder noch nicht anpassungsfähigen Varietäten der Menschen, indem er nach ‚Typen‘ forschte und in den Gesetzen der organischen Natur auch die Gesetze der Gesellschaftsentwicklung suchte und fand; sein Determinismus ist der ‚biologische‘. Die vornehmste Errungenschaft seines anthropologischen Studiums des Verbrechens war die Aufstellung des Typus der delinquenti nati, des geborenen Verbrechers, dessen Bild er in seinem 1876 in erster, 1897 in fünfter Auflage erschienenen, nach Ansicht mancher epochemachenden, in jedem Falle sensationellen Werke L'Uomo delinquente entworfen hat.

Der geborene Verbrecher zeigt nach Lombroso in körperlicher und geistiger Beziehung bestimmte Abweichungen vom Normalmenschen, die ihn notwendig auf die verbrecherische Laufbahn führen mußten.

Die Messung des Verbrecherschädels ergab im allgemeinen einen verminderten Rauminhalt gegenüber den Schädeln der Gesunden und der Geisteskranken. Hochgradige Kurzköpfigkeit wurde bei einigen Mördern, besonders bei solchen aus Piemont, gefunden, während bei andern sich sehr kurze Breitendurchmesser und große Längsdurchmesser fanden, diese somit langköpfig waren. Weiterhin wurden beobachtet: Nahtverwachsungen, fliehende Stirne, Knochen-

verdickung, Wormsche Knochen, vorstehender Hinterhauptshöcker, mittlere Hinterhauptsgrube, Abplattung des Hinterhauptes, Inkabein, Spitzkopf, d. h. durch vorzeitige Nahtverwachsung bedingte Zunahme der Höhe auf Kosten der Breite, Flachkopf, d. h. Zunahme der Breite auf Kosten der Höhe. Bei weiblichen Verbrechern soll der Schädel nicht selten einen männlichen Typus zeigen.

Zu den Anomalien des Schädels treten diejenigen des Gesichts, so das Vogelgesicht des Mikrokephalen, die Abplattung des obern Teils des Gesichts bei Spitzköpfen, Vorsprung der Augenbrauenbögen und der Backenknochen, Asymmetrie der Augenhöhlen, Schiefstand beider Zahnreihen, Mißbildung von Lippen und Gaumen, Vorstehen des Unterkiefers über den Oberkiefer, endlich mannigfaltige Mißbildungen der Ohren.

An Körpergröße und Körpergewicht übertrifft der Verbrecher im allgemeinen die nichtkriminelle Bevölkerung, er besitzt einen Überschuß an Lebenskraft; die Arme sind länger, der Brustkorb weiter.

Die Masse der Verbrecher in den Strafanstalten zeigt eine ganz besondere und fast jeder Art von Verbrechen eigentümliche Physiognomie; wie es aber Verbrecher mit großem Schädelraume und schönsten Kopfformen gibt, so gibt es auch solche mit regelmäßigen Gesichtszügen.

Als vorherrschende Kennzeichen der Verbrecher von Geburt bezeichnet Lombroso die enorme Entwicklung der Kinnlade, die Fülle des Haupthaares bei spärlichem Bartwuchse; in zweiter Linie die Henkelohren, fliehende Stirn, das Schielen und die krumme Nase. Der Nationaltypus soll bei Verbrechern, mit Ausnahme des jüdischen, ganz fehlen. Bei weiblichen Verbrechern findet sich nach Lombroso eine außerordentliche Fülle der Behaarung und solches Verschwinden des Rassencharakters, daß sich die Verbrecherinnen verschiedener Nationen völlig gleichen sollen.

In biologischer und psychologischer Richtung hebt Lombroso zunächst die Sitte des Tätowierens hervor; die dargestellten Symbole beziehen sich vorwiegend auf Krieg, Gewerbe, Liebe und Religion; die Zeichen und Inschriften verraten bisweilen einen heftigen, rachsüchtigen, verzweifelten Gemütszustand. Spricht schon die Vorliebe für eine so schmerzhafte und gefährliche Operation, wie das Tätowieren ist, für eine geringe Schmerzempfindlichkeit, so will Lombroso diese Vermutung auch durch direkte Versuche bestätigt gefunden haben. Neben Abstumpfung des Hautgefühls zeigte sich häufig Farbenblindheit, Abnahme der Gehörschärfe, verminderte Muskelkraft, dagegen erhöhte Sensibilität für magnetische wie für Witterungseinflüsse. Linkshändigkeit fand sich unter den Verbrechern sehr verbreitet, ebenso die Unfähigkeit, zu erröten, demnach eine Herabsetzung der Gefäßreaktion. Aus dem Mangel an Schmerzgefühl am eigenen Körper leitet Lombroso die Grausamkeit gegen andere ab, sowie die trotz der verderblichen Einflüsse des Gefängnislebens durchschnittlich lange Lebensdauer der Verbrecher.

Der Unempfindlichkeit für körperliche Schmerzen kommt die Gemütlosigkeit des Verbrechers gleich und seine sittliche Farbenblindheit, d. h. sein mangelndes Verständnis für die Verwerflichkeit des Verbrechens, seine Unfähigkeit zu Reue und Besserung, eine von Jugend an bestehende Neigung zum Unmoralischen

und Boshaften. Doch ist auch im Verbrecher die Stimme des Herzens nicht ganz verstummt; die Regungen des Gemütes sind nur abgestumpft. Zunächst erlischt das Gefühl der Teilnahme an fremden Leiden; dazu gesellt sich Gleichgültigkeit für das eigene Leben und Mangel des gesunden Selbsterhaltungstriebes, der sich in der Häufigkeit des Selbstmordes kundgibt und den Verbrecher selbst die Hinrichtung mit Gleichmut ertragen läßt. Wird auch bei einzelnen über erstaunlichen Mut berichtet, so sind doch die meisten feige, sobald die Aufregung des Augenblicks verflogen ist.

Weiterhin zeigt der Verbrecher exorbitante Eitelkeit und Rachsucht, Neigung zum Spiele und zum Trunke, anderseits aber auch zarte Regungen des Herzens. Die Intelligenz des Verbrechers erachtet Lombroso im Durchschnitte als eine herabgesetzte, doch gibt es auch einzelne verbrecherische Genies oder geniale Verbrecher; indes auch die mit Geist begabten zeigen irgend eine schwache Seite, Unvorsichtigkeit und Mangel an Übersicht über den Zusammenhang der Lebensereignisse.

Die Studien Lombrosos erstrecken sich auch auf die Handschriften der Verbrecher, und zwar sollen der Mörder, Räuber und Wegelagerer größtenteils durch langes Ausziehen der Buchstaben, die schwertförmige Schriftart, kenntlich sein, während die Diebe eine weiche Handschrift, ähnlich im ganzen der weiblichen Schrift zeigen. Vielfach bedienen sich die Verbrecher einer Art von Hieroglyphen; die Zeichen sind nach Landesteilen verschieden und beruhen nach Lombroso auf derselben Neigung wie bei den Wilden und den Menschen im Urzustande, ihre Gedanken durch Bilder auszudrücken.

Eine Eigentümlichkeit des in Gesellschaft lebenden Verbrechers von Beruf ist der Gebrauch einer nur ihm geläufigen Sprache, die zwar den grammatischen Bau und die Syntax der gewöhnlichen Sprache beibehielt, jedoch der Wortbedeutung nach eine andere ist. Merkwürdig ist die Art, die Gegenstände nach einer charakteristischen Eigenschaft zu nennen, z. B. Springer für Ziege, während manche Ausdrücke auf Schallnachahmung beruhen wie die Wortbildung bei den Wilden, z. B. Tap für Schritt, wieder andere auf dem Personifizieren lebloser Gegenstände, wie dies auch der Sprache der Kinder und Wilden eigentümlich ist, z. B. Erdmann für Kochtopf. Bemerkenswert ist der ungemeine Reichtum an Synonymen für gewisse Gegenstände, die dem Verbrecher besonders nahe liegen; so hat das französische Argot 44 Ausdrücke für Trunkenheit, 20 für die Art des Trinkens und 8 für Wein; bei alldem bleiben die Gaunersprachen im allgemeinen arm, da die Leute, die sie gebrauchen, einen sehr beschränkten Gesichtskreis, wenig Verstand und selten Witz haben.

Die Verbrecher besitzen auch eine ihnen eigentümliche Literatur, die im Gefängnisse ihre Geburtsstätte hat und zumeist eine Frucht der Langeweile und der schlecht verhehlten Leidenschaften der Gefangenen ist, oft auch der Erinnerung an ferne Freunde und Verwandte entspringt. Ein großer Teil der Verbrecherliteratur besteht aus Versen, von denen einzelne nicht ohne poetischen Wert sind.

An diese Tatsachen knüpft der italienische Irrenarzt folgende Schlußfolgerungen: Der geborene Verbrecher bildet eine anthropologische Spezies für sich, welche in der heutigen zivilisierten Gesellschaft durch eine Rückschlagsbildung

— Atavismus — die unzivilisierten und vorgeschichtlichen Rassen vertritt; das Verbrechen hat einen physiologischen Ausgangspunkt, begründet in tierischen Trieben, welche eine Zeitlang durch Erziehung, Umgebung, Furcht vor Strafe niedergehalten, plötzlich unter dem Einfluß gegebener Umstände wieder hervorbrechen. Das Verbrechen tritt demnach wie eine Naturerscheinung auf, gleich denen der Geburt, des Todes, der Geisteskrankheit.

Die umwälzende Bedeutung dieser Auffassung der Verbrechergenesis liegt klar zutage; bildet der Verbrecher eine besondere Varietät des Menschengeschlechts, die vermöge ihrer natürlichen Anlage zum Verbrechen geschaffen ist, wie der gewöhnliche Mensch zur Rechtschaffenheit, so bleibt der zivilisierten Menschheit nur übrig, diese gemeingefährliche Klasse von Menschen, sei es durch physische Vernichtung, sei es durch lebenslängliche Unterbringung in Asyle oder Deportation unschädlich zu machen. Den Maßstab einer ethisch-juristischen Beurteilung an das Verhalten des geborenen Verbrechers, der unter dem Zwang seiner angeborenen Organisation handelt, anzulegen, würde sich von selbst verbieten; auch C. Lombroso hat diese Folgerung gezogen und noch auf dem letzten Kongresse für Kriminalanthropologie vom Jahre 1906 (Comptes-Rendus, Turin 1908 S. 31 f.) als Schutzmaßregel gegen den geborenen Verbrecher détention perpétuelle vorgeschlagen, indem er ausdrücklich betonte, que nouvelles mesures pénales excluent la note infamante. Nichts aber vermag die bedenklichen Wandlungen, welche der Begriff der kriminalistischen Zurechnungsfähigkeit in der neuesten Literatur erfahren hat, greller zu beleuchten als die Tatsache, daß der geborene Verbrecher C. Lombrosos von einer ganzen Reihe von Kriminalisten ausdrücklich für zurechnungsfähig erklärt worden ist. Demgegenüber erklärte der Psychiater Kirn (Geistesstörung und Verbrechen S. 24) mit Recht: ‚Sollte die Hypothese vom geborenen Verbrecher sich bestätigen, so hat das Gericht seine Verhandlungen einzustellen.‘ Und noch schärfer charakterisiert neuestens H. Kurella (a. a. O. S. 67) den Standpunkt C. Lombrosos gegenüber der traditionellen Auffassung von Verbrechen und Strafe, im Zusammenhang mit dessen naturalistischer Weltansicht: ‚Lombroso ist durchdrungen gewesen von der Einheit des durch strenge Gesetzmäßigkeit zusammengehaltenen Universums, in dem der Mensch keinen andern Gesetzen unterliegt als Kristall, Pflanze oder Tier . . . Gewiße Handlungen des Menschen, welche die Sicherheit der Gesellschaft gefährden, sind nicht anders determiniert als die Urinabsonderung oder der Herzschlag. Daß diese Auffassung es verbietet, die Frage nach der Zurechnung auch nur zu stellen, liegt wohl klar auf der Hand. Sie gewährt also keine Basis dafür, die Zurechnungsfähigkeit im einzelnen Falle zu konstatieren, zu leugnen oder zu qualifizieren.‘

Die Lehre vom geborenen Verbrecher fand auch außerhalb Italiens manche Anhänger, indes blieb auch die kritische Nachprüfung der von C. Lombroso festgestellten Tatsachen und ihrer Deutung nicht aus, und heute darf behauptet werden, daß die Hypothese vom geborenen Verbrecher bei der von Lombroso gegebenen Charakteristik durch die eindringende Forschung französischer, russischer und deutscher Gelehrter überwunden ist. In Deutschland haben insbesondere Kirn, Koch und A. Baer auf Grund eingehender

Untersuchungen gegen C. Lombroso Stellung genommen; an der Bedeutung ihrer Untersuchungen vermag wohl auch die Behauptung H. Kurellas (a. a. O. S. 67) nichts zu ändern, ‚daß „die deutsche Biologie", besonders aber die deutsche Psychiatrie, die alles am Bette des einzelnen Individuums in der Klinik oder am Gehirn des verstorbenen Individuums im Laboratorium zu enträtseln bestrebt war, überhaupt nicht verstanden hat und nicht verstehen konnte, worauf Lombroso mit seiner „Anthropologie" eigentlich hinaus wollte'.

Hervorgehoben sei hier folgendes: Zunächst ist der Begriff des Verbrechens und der Umfang des strafbaren Unrechts von dem Fortschritte der sittlichen Ideen, von der Kulturstufe einer bestimmten Zeitepoche und eines gegebenen Volkes mannigfach abhängig, demnach ein bedingter und in gewissen Grenzen veränderlicher. Mit dem Wechsel der Strafgesetzgebung ändert sich auch der Bestand der Gefängnisbevölkerung, und schon aus diesem Grunde erscheinen Zweifel an der Existenz eines bestimmten, anthropologisch abgegrenzten, in historischer Zeit als unveränderlich vorausgesetzten Verbrechertypus als gerechtfertigt. Bei der Schädelgestalt macht sich der Einfluß der landschaftlichen Verschiedenheiten geltend, die selbstverständlich auch bei Verbrechern hervortreten; so herrscht z. B. in Piemont die Brachykephalie, in Sardinien und Sizilien Dolichokephalie vor. Sodann sind aber Lombrosos Einzelbefunde so ungleichartig, das Prozentverhältnis der einzelnen Anomalien bei den verschiedenen untersuchten Verbrechern ist ein so mannigfach abweichendes, daß die Konstruktion eines Verbrechertypus oder auch nur einer verbrecherischen Eigenart als Inbegriff konstanter, dem Verbrecher überhaupt oder den Urhebern von Verbrechen einer bestimmten Art eigentümlicher Merkmale ausgeschlossen ist. Läßt sich somit eine gesetzmäßige Abweichung von der Norm nicht konstatieren, so fällt gegen die Annahme eines Verbrechertypus die Tatsache entscheidend ins Gewicht, daß es einerseits Verbrecher jeder Art von tadelloser physischer Organisation und sogar klassischem Ebenmaß der Formen gibt und daß anderseits die von Lombroso konstatierten Anomalien sich auch bei Geisteskranken, Selbstmördern, Epileptikern, ja selbst bei völlig gesunden und unbescholtenen Personen wiederfinden, wenn auch nach der Annahme Lombrosos in geringerem Prozentverhältnis. Der ungarische Anthropologe Lenhossek fand beispielsweise die mittlere Hinterhauptsgrube an zwanzig untersuchten Verbrecherschädeln viermal, an fünfzehn Nichtverbrecherschädeln achtmal, demnach in relativ weit größerer Zahl bei Nichtverbrechern. Lombroso selbst berichtet von der geistigen Aristokratie des Verbrechertums, von Mördern mit bedeutender Schädelkapazität, regelrechter Kopfbildung, von jener Harmonie und Feinheit der Linien, die geistreichen Menschen eigentümlich ist, und anderseits fand er wirklich Ehrliche mit vollständigem Verbrechertypus. Auch die neuesten Ausführungen H. Kurellas (a. a. O. S. 27) vermögen vom Gegenteil nicht zu überzeugen; er glaubt von einem Verbrechertypus sprechen zu dürfen, obwohl die einzelnen Individuen nicht alle diese Eigentümlichkeiten besäßen; es hänge vom Abstraktionsvermögen ab, ob aus lauter untereinander verschiedenen Abweichungen ein Verbrechertypus abstrahiert werden könne: ‚Es steckt nun doch etwas äußerst Typisches in den häufigsten und wichtigsten Merkmalen

der Verbrechernatur, nämlich das Vorkommen mehrerer primatoider Merkmale an demselben Individuum.'

Wenn die Möglichkeit einer Diagnose des geborenen Verbrechers auf Grund physischer Anomalien ausgeschlossen ist, so erweisen sich auch die übrigen angeblichen Verbrechermerkmale nicht als typisch. Dies gilt zunächst von der Sitte des Tätowierens, die sich in Italien nach den eigenen Angaben Lombrosos auch unter den niedersten Ständen, bei Bauern, Matrosen, Hirten, Handwerkern und Soldaten verbreitet findet und einen lokalen Charakter an sich trägt; Eitelkeit, Nachahmung und die Langeweile des Gefängnislebens tragen zur Befestigung dieser Sitte unter den Verbrechern bei; von 41 hatten sich 25 erst im Gefängnis tätowiert. Wenn sodann die Schrift von Mörderinnen stark derjenigen der Mörder ähnelt, so findet sich eine männliche Handschrift auch sonst bei unbescholtenen, aber energischen Frauen. Die Gaunersprache erklärt Lombroso selbst für eine Erscheinung, die auf demselben Grunde beruht, aus welchem in engern Lebens- und Berufskreisen eine der jeweiligen Anschauung der Dinge entsprechende Ausdrucksweise sich herausbildet. Die von Lombroso angeführten Bruchstücke der Verbrecherliteratur aber spiegeln alle Nuancen seelischer Stimmung vom glühenden Haß gegen die bestehende Gesellschaftsordnung bis zur rührenden Liebe zur verstorbenen Mutter.

Lombroso selbst sah sich späterhin zu einem Zugeständnis genötigt, welches die praktische Durchführbarkeit seiner Theorie ausschließt. Der Begriff des Typus muß danach mit demselben Vorbehalt aufgenommen werden wie die mittleren Zahlen in der Statistik. In der Praxis verbliebe daher nur die Möglichkeit, auf die bloße Wahrscheinlichkeit hin zur Unschädlichmachung zu schreiten und damit den alten Verdachtsstrafen zu neuem Leben zu verhelfen. In diesem Sinne kann man der von Prof. R. Sommer in seinem Nachrufe für C. Lombroso (Zeitschrift f. d. ges. Strafr. XXXI. Bd. S. 141) geäußerten Ansicht zustimmen, daß aus Lombrosos Bestrebungen nicht sowohl ein allzu liberales Verhalten bei der Beurteilung von Straftaten hervorgehen würde, wie vielmehr eine außerordentliche Beschränkung der Freiheit bestimmter Gruppen von rechtsbrechenden Personen.

Die atavistische Ableitung des Verbrechertypus hat selbst bei den meisten Anhängern Lombrosos keinen Anklang gefunden; eine Ausnahme bildet auch hier H. Kurella, der noch neuestens bemerkt: ‚Der Schluß Lombrosos, daß es geborene Verbrecher gibt, welche den Typus der Menschheit darstellen, wie er vor Entstehung des Rechts, der Familie und des Eigentums vorherrschte, daß diese in unsere Zeit hineingeratenen Repräsentanten längst vergangener Zustände auch nicht imstande sind, Sicherheit des Lebens und des Eigentums und die sonstigen Rechtsgüter zu respektieren — dieser Schluß ist kühn, aber er hat alle Eigenschaften einer wissenschaftlichen Vermutung, welche allen bekannt gewordenen Tatsachen gerecht wird und eine geordnete kritische Bearbeitung des Stoffes ermöglicht' (a. a. O. S. 22). Wenn Lombroso auf viele Ähnlichkeiten zwischen Verbrechern und tiefstehenden Naturvölkern aufmerksam macht, so hat man mit Recht bemerkt, daß man auf ebenso viele Verschiedenheiten hinweisen könnte; aber selbst jene Ähnlichkeiten sind zum

Teil sehr wenig sprechend; die mittlere Hinterhauptsgrube, auf welche Lombroso so großes Gewicht legt, findet sich gerade bei grausamen wilden Volksstämmen nicht, während sie anderseits auch bei Nichtverbrechern getroffen wird. Lombroso gibt zu, daß einzelne der gefundenen Merkmale auf Entwicklungsanomalien zurückzuführen seien; zur atavistischen Begründung stehen diese in keiner Beziehung, noch weniger die auf dem Seziertische gefundenen Veränderungen in den Hirnhäuten, im Gehirn, Krankheiten der Gefäße, des Herzens, der Leber, des Magens. Sehr häufig wird es sich hier, wie namentlich Kirn hervorhebt, um Folgen einer ungeordneten Lebensweise, des Alkoholismus und insbesondere auch des Gefängnislebens handeln. Demgegenüber bezeichnet es freilich H. Kurella (a. a. O. S. 24) nicht als unwahrscheinlich, daß eine angeborene, atavistisch eigenartige Beanlagung manchmal erst unter dem Einfluß hinzukommender Krankheitsprozesse einen so organisierten Menschen zum Verbrecher macht, so daß es müßig sei, darüber zu streiten, ob wir ihn dann als einen geborenen oder einen irren oder einen alkoholistischen Verbrecher bezeichnen sollen.

Die absolute Unverbesserlichkeit des geborenen Verbrechers ist damit gegeben, daß Lombroso späterhin das angeborene Verbrechertum mit dem moralischen Irresein identifizierte, während er noch in der zweiten Auflage seines Werkes gegen diese Gleichstellung polemisiert hatte, namentlich mit Rücksicht auf den anscheinend vortrefflichen Gesundheitszustand, die Physiognomie und die Leidenschaften des Verbrechers, die weit mehr denen des Waldmenschen gleichen als denen des Geisteskranken. Wie sehr aber Lombroso durch seine spätere These von der Identität jener beiden Zustände mit den Tatsachen der täglichen Erfahrung, wie mit seinen eigenen Grundanschauungen in Widerspruch gerät, beweist am auffälligsten seine Charakteristik des Kindesalters. Nach Lombroso finden sich die Keime des moralischen Schwachsinns und der Verbrechernatur schon als Norm im frühesten Lebensalter des Menschen vor; das Kind besitzt die ganze Heftigkeit der Leidenschaften eines geborenen Verbrechers; das Kind, der Wilde und der Verbrecher stehen auf einer Stufe, das Verbrechen ist eine verlängerte Kindheit. Die von Lombroso angeführten Züge genügen gewiß vollkommen, um den idealen Kindergestalten der Romantiker auch ihre Schattenseiten einzufügen, aber eben so gewiß entspricht die Behauptung Lombrosos, das Kind zeige durchwegs nur Neigung zum Bösen, der Wirklichkeit nicht. Die von Lombroso angezogenen Einzelfälle von frühzeitiger Äußerung verbrecherischer Neigungen weisen auf pathologische Naturen hin und rechtfertigen in keiner Weise die Behandlung der Kinder überhaupt als Kandidaten des moralischen Schwachsinns und des Verbrechens. Nicht übersehen werden darf, daß im Kindesalter das Trieb- und Empfindungsleben vorherrscht und daß die geistige Reife auch eine Vorbedingung des ethischen Unterscheidungsvermögens ist. Nach alledem wird man auch die tatsächliche Unverbesserlichkeit vieler Gewohnheitsverbrecher nicht auf eine angeborene Delinquenz im Sinne Lombrosos zurückführen können.

Die Neigung Lombrosos zu unberechtigter Verallgemeinerung isolierter Tatsachen findet ihre grellste Beleuchtung in seiner weiteren Behauptung,

das angeborene Verbrechertum und das moralische Irresein seien weiter nichts wie Varianten der Epilepsie. Er stützt diese Behauptung auf die Tatsache, daß sich beim Epileptiker häufig die Erscheinungen des intellektuellen und moralischen Schwachsinns zeigen, während er anderseits auch nicht selten gewalttätige Handlungen und selbst schwere Verbrechen begehe; zwei Dinge, die einem dritten gleichen, seien aber auch einander gleich. Diese These Lombrosos hat nicht nur die scharfe Kritik berufener Fachmänner, sondern auch den berechtigten Protest des bekannten Mantegazza hervorgerufen. Gleichwohl hält Lombroso noch neuestens (1906) an der atavistischen Ableitung des angeborenen Verbrechertums und der gleichzeitigen Hereinziehung der Epilepsie fest: à l'anomalie atavique se mêle l'anomalie pathologique (Comptes-Rendus S. 32).

Den wahren Kern der Lehre vom geborenen Verbrecher findet der Psychiater Kirn in der Tatsache, daß sich in unsern Strafanstalten eine Anzahl unentwickelter oder durch Krankheit geistig und körperlich heruntergekommener Individuen befindet, die sich vornehmlich aus den untersten Schichten der städtischen Bevölkerung rekrutiert und deren Widerstandskraft gegen verbrecherische Antriebe eine geringe ist. Neben der geistigen und körperlichen Minderwertigkeit mancher Verbrecher ist auch die Tatsache als unbestreitbar zu erachten, daß es unter dem Verbrechertum gewisse Berufstypen (types professionels) gibt, deren körperlicher Habitus als Folge ihrer verbrecherischer Gesinnungen und Tätigkeit erscheint, wie es auch sonst eine Durchschnittsphysiognomie von Berufs- und Standesgenossen gibt.

Eine direkte Vererbung der Neigung zu verbrecherischen Handlungen, des penchant au crime, wird auch von dem Psychiater G. Aschaffenburg geleugnet (Das Verbrechen und seine Bekämpfung, 2. Aufl. 1906, S. 102 und S. 109), während H. Kurella (a. a. O. S. 19 und S. 58) noch neuestens den Standpunkt mit voller Schärfe vertritt, daß die Erblichkeit der Anlage zu Diebstahl, Mord, Notzucht, Brandstiftung und damit die angeborene Natur der Neigung zu Verbrechen an einem großen Material nachgewiesen sei. Beachtenswert ist, daß der Gedanke des geborenen Verbrechers bei dem Begründer der soziologischen Schule in Italien, E. Ferri, zwar festgehalten, aber allmählich bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt wird, indem er neuerdings die Prädisposition zum Verbrechen, das ‚kriminelle Temperament' des geborenen Verbrechers mit einer moindre résistance physico-psychique aux stimulants du milieu pour le crime identifiziert und daraus den Schluß ableitet, daß zwischen dem Gelegenheits- und dem geborenen Verbrecher nur noch une différence de degré et de modalité bestehe, und daß der Gedanke des angeborenen Verbrechertums selbst unter den Gegnern Lombrosos ein sehr verbreiteter sei (Sociologie criminelle, Paris 1905, S. 106). Von deutschen Kriminalisten hat v. Liszt in der II. Auflage seines Lehrbuches (1884) die ‚überaus wichtige und fruchtbare Einteilung der Verbrecher in geborene, Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrecher' vertreten und es als Aufgabe der Kriminalanthropologie bezeichnet, den gebornen Verbrecher, diese Spezies des homo delinquens zu schildern; die Annahme eines einheitlichen anthro-

pologischen Verbrechertypus lehnte er späterhin (1889) ausdrücklich ab (Aufsätze und Vorträge 1905, Bd. I, S. 308), neuestens (1908) erklärt er denselben zwar beim Zustandsverbrecher nicht für undenkbar, aber durch die strenge Forschung nicht für erwiesen (Lehrbuch 1908 S. 72).

II. Die kriminalsoziologische Schule.

Als Begründer derselben ist, wie bereits betont, der Kriminalist Enrico Ferri, Professor an der Universität Rom und sozialistischer Abgeordneter im italienischen Parlament, anzuerkennen, welcher vor nunmehr drei Dezennien in seinem Werke: Neue Horizonte des Strafrechts und des Strafprozesses — Nuovi orizzonti del diritto e della procedura penale, Bologna 1881 und 1884 — der überlieferten Strafrechtswissenschaft den Krieg erklärt hat, indem er gleichzeitig eine gänzliche Umgestaltung der Strafrechtspflege auf der Basis der exakten Wissenschaft forderte. In Deutschland haben v. Liszt und G. Aschaffenburg in den letzten zwei Dezennien ein Programm entwickelt, dessen Zusammenhang mit dem Gedankenkreise der italienischen positiven Schule unverkennbar ist.

Aus seinen Studien über die internationale Rückfallstatistik leitete E. Ferri den Schluß ab, daß die typischen Verbrechermerkmale weder allen Verbrechern, noch auch nur allen gewohnheitsmäßigen Verbrechern eigentümlich seien, vielmehr seien fünf Klassen von Verbrechern zu unterscheiden: geisteskranke, geborene, Gewohnheitsverbrecher, Verbrecher aus Leidenschaft und Gelegenheitsverbrecher. Damit war auch die Lehre von der Verbrechensgenesis in ein neues Stadium getreten; wie nach der Anschauung E. Ferris jede Handlung des Menschen das notwendige Produkt seines physiologischen und psychischen Organismus und der natürlichen und sozialen Atmosphäre ist, in der er geboren ist und lebt, so ist auch das Verbrechen ein Produkt anthropologischer (individueller, biologischer), physischer (natürlicher, kosmischer oder tellurischer) und sozialer (gesellschaftlicher) Faktoren; diese Faktorengruppen zu erforschen, ist die oberste Aufgabe der Kriminalsoziologie, welche, wie E. Ferri und v. Liszt übereinstimmend betonen, auch die Kriminalanthropologie in sich begreift. Nach E. Ferri gewinnen dabei die sozialen Faktoren mehr und mehr das Übergewicht, und da sie, im Gegensatz zu den individuellen und physischen Faktoren, der Einwirkung des Gesetzgebers unterliegen, so wird das Verbrechen im sozialistischen Zukunftsstaate wenigstens in seinen häufigsten und epidemischen, durch das materielle und moralische Elend bedingten Formen verschwinden; immerhin erklärt E. Ferri, im Gegensatz zu der ursprünglichen These des ‚sentimentalen Sozialismus', welche für die Genesis des Verbrechens ausschließlich die überkommene bürgerliche Organisation verantwortlich machte: le crime ne disparaîtra pas complètement et subsistera dans les formes sporadiques de cas aigus. Auch nach v. Liszt ist das Verbrechen eine vorwiegend sozialpathologische Erscheinung, wenn auch für die wissenschaftliche Betrachtung der individuelle Faktor nicht ausgeschaltet werden darf; gegenüber van Calker, welcher betonte, daß nicht bloß das Milieu, sondern auch die Eigenart des Verbrechers in Betracht zu ziehen sei, bemerkte er sogar, daß die Berücksichtigung der Eigenart des Verbrechers der Eckstein aller seiner Reformvorschläge sei.

Mit dieser Grundanschauung von der Verbrechensgenesis war für die Vertreter der soziologischen Richtung auch die Rolle vorgezeichnet, welche der Strafe im Kampfe gegen die Kriminalität zukommt; ausgangsweise wird zwar die Aufgabe der Strafe in die Bekämpfung der Gesamtheit der Faktoren des Verbrechens gesetzt, und die Satzungen der im Jahre 1889 von v. Liszt, Prins und van Hamel gegründeten Internationalen Kriminalistischen Vereinigung bezeichneten in ihrer ursprünglichen Fassung die ‚Bekämpfung des Verbrechens als sozialer Erscheinung' als Zweck der Strafe und diese als ‚eines der wirksamsten Mittel' zur Bekämpfung des Verbrechens. Dagegen betonte E. Ferri schon frühzeitig, daß die Strafe als psychologisches Motiv nur den individuellen und zwar bloß den zufälligen Impulsen widerstehen könne, nicht den hereditären Neigungen, noch weniger den kosmischen und den sozialen Ursachen des Verbrechens; die Wirksamkeit der Strafe sei daher eine äußerst beschränkte, zur Bekämpfung des Verbrechens in seinen Faktoren bleibe wesentlich nur der indirekte Weg übrig, die Beeinflussung der sozialen Faktoren durch die Gesetzgebung. Auch v. Liszt anerkennt späterhin, daß die Strafe ‚im günstigsten Falle' nur den individuellen Faktor treffen könne, während es Aufgabe einer zielbewußten Sozialpolitik sei, die sozialen Quellen des Verbrechens abzugraben. In völliger Übereinstimmung mit dem italienischen Positivisten erklärt er nunmehr: die Strafe wird auf die ganze Gestaltung der Kriminalität, auf Zunahme und Abnahme der Verbrechen nur untergeordneten Einfluß ausüben können; bei beiden Kriminologen entspringt aus dieser Erkenntnis die Forderung, die Strafe möglichst durch andere, nützlichere Maßregeln zu ersetzen, ‚in der Rangerhöhung der vorbeugenden Maßregeln liegt eines der auffallendsten Kennzeichen der modernen Richtung'.

Wenn die strafrechtliche Reaktion im Sinne der soziologischen Schule den persönlichen Faktoren des Verbrechens gilt, so ist damit zugleich ausgesprochen, daß der Grund und das Maß jener Reaktion nicht mehr mit dem überlieferten Rechte in dem begangenen Verbrechen als einem vom öffentlichen Gewissen mißbilligten Rechtsbruche zu suchen ist; bedeutsam wird das verübte Verbrechen nur als Symptom antisozialer Neigungen des Täters; an die Stelle der Schuld tritt für die Anhänger der ‚neuen kriminalistischen Weltanschauung' die Gemeingefährlichkeit des Verbrechers oder seine Antisozialität. In bestimmter Weise hat dieses neue Kriterium der Kriminalität R. Garofalo in seiner Schrift: Di un criterio positivo della penalità (Napoli 1880) und zwar als temibilità del delinquente formuliert und dasselbe späterhin in seiner Criminologia (Paris 1885 und jetzt Criminologie, Paris 1905) in natürlicher Weiterentwicklung seines Gedankens durch dasjenige der Anpassungsfähigkeit — adaptabilité du délinquant au milieu social — ergänzt. Schon in seiner Programmschrift La scuola positiva (Siena 1883) schloß sich E. Ferri der Grundanschauung Garofalos an und so ist jenes Kriterium zum Gemeingut der soziologischen Schule und zum Eckstein des von ihr erstrebten Neubaues geworden. Für alle Individuen, erklärt G. Aschaffenburg (Das Verbrechen und seine Bekämpfung, II. Aufl. 1906 S. 272), von dem Geisteskranken an — der Begriff des ‚verbrecherischen Irren', vom Standpunkt der heutigen Strafrechts-

pflege eine contradictio in adjecto, erscheint im Lichte der neuen Wissenschaft als ein vollberechtigter Begriff — bis zum normalen Rechtsbrecher gilt die gleiche Formel: Anpassung der sozialen Repression an die Individualität des Rechtsbrechers, und auch v. Liszt fordert strenge Proportionalität zwischen Strafe und antisozialer Gesinnung; für Art und Maß der Strafe soll nicht mehr die begriffliche Unterscheidung innerhalb der juristischen Tatbestände, wie sie das Strafgesetzbuch aufstellt, entscheidend sein, sondern die biologische Unterscheidung innerhalb der verbrecherischen Menschen (Strafr. Auff. Bd. I u. II).

Die Folgerungen, welche sich aus der veränderten Auffassung des Objektes der strafenden Tätigkeit des Staates für Voraussetzungen, Art und Gestaltung der strafrechtlichen Reaktion ergeben, liegen klar zutage; sie bergen so große Gefahren für die bürgerliche Freiheit in sich, daß selbst die meisten Anhänger der soziologischen Richtung sich den letzten Konsequenzen ihrer Grundanschauungen auf dem Gebiete der Strafgesetzgebung zu entziehen versuchen; einzelne billigen zwar grundsätzlich das neue Kriterium der Kriminalität, erklären es jedoch wegen seiner Unbestimmtheit, der zu befürchtenden Härte und Willkür für undurchführbar.

Ist der Grund der strafenden Reaktion in der Gemeingefährlichkeit des Individuums, nicht im begangenen Verbrechen zu suchen, so müßte jene Reaktion einsetzen, sobald die Gemeingefährlichkeit des Individuums genügend erwiesen ist; v. Liszt selber gesteht, daß es in der Konsequenz dieser Anschauung liege, nicht erst die Tat abzuwarten, wie ja auch der Hausarzt nicht wartet, bis ein Leiden zum Ausbruch kommt, sondern demselben vorzubeugen trachtet; er zieht trotzdem diese Folgerung — sie wäre gleichbedeutend mit der Abschaffung des Strafkodex — nicht, weil das Interesse der persönlichen Freiheit eine Begrenzung der staatlichen Strafgewalt erfordere, so daß an dem Satze: nulla poena sine lege auch in Zukunft festzuhalten sei. Diese Selbstbeschränkung erscheint jedoch willkürlich; sie steht in Widerspruch zu der Grundtendenz der soziologischen Richtung, welche unzweifelhaft auf eine Umgestaltung des überlieferten Rechts im Sinne einer schärferen Betonung der öffentlichen Sicherheit auf Kosten der persönlichen Freiheit abzielt.

Demnächst müßte die Forderung einer Anpassung der strafrechtlichen Reaktion an das Maß der Antisozialität des Individuums zur Verletzung jeden Ebenmaßes zwischen Schuld und Strafe und damit zur Verleugnung der obersten Grundsätze der Gerechtigkeit im Strafrecht führen. Von den verschiedensten Seiten ist darauf hingewiesen worden, daß einerseits bei den leichtesten Delikten langzeitige, vielleicht lebenslängliche Strafe eintreten müßte, sobald die Neigung zu antisozialer Tätigkeit sich als eine tiefgewurzelte erwiese, daß anderseits schwere Verbrechen gänzlich straflos bleiben müßten, sobald der Täter als ungefährlich erscheint, sei es auch nur wegen Unmöglichkeit der Wiederbegehung oder wegen völliger Erreichung des Endzweckes der verbrecherischen Tätigkeit. Doch bricht selbst bei G. Aschaffenburg der Gedanke der gerechten Bemessung der Strafe durch, wenn er die kurzzeitigen Strafen für unentbehrlich erklärt, weil man bei harmlosen Vergehungen unmöglich sofort mit dem schweren Geschütze monatelanger Einsperrung vorgehen könne.

Endlich führt der Gesichtspunkt der Antisozialität zur Abschaffung der richterlichen Strafzumessung; im Einklang mit E. Ferri erklärt G. Aschaffenburg: Anpassung der Strafe an die Individualität des Täters bis zu den letzten Konsequenzen, das ist die Aufgabe, Abschaffung des Strafmaßes die Lösung; auch v. Liszt hält grundsätzlich die Einführung der unbestimmten Strafurteile von seiner Gesinnungsstrafe für untrennbar, wenn er auch legislativ bereit ist, den Gegnern auf halbem Wege entgegenzukommen.

Damit sind wir an dem Punkte angelangt, wo es sich erweisen muß, ob die sogenannte Repression im Geiste der soziologischen Schule noch Anspruch machen darf auf die Bezeichnung als Strafe im Sinne des überlieferten Rechts. Schon der österreichische Kriminalist K. Janka (Grundlagen der Strafschuld 1885) hat trotz seines streng deterministischen Standpunktes frühzeitig auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche dem Strafbegriff erwächst, wenn an die Stelle des Verbrechens die Individualität des Verbrechers, an die Stelle der Schuld die Gefährlichkeit des Täters gesetzt wird. In der Tat ist das neue Kriterium der Kriminalität, die Antisozialität des Individuums, zwar geeignet, ein System von Schutzmaßregeln gegen sozial gefährliche Individuen zu rechtfertigen, dagegen läßt sich aus dem Gedanken der bloßen Sicherung vor künftigen Angriffen gefährlicher Individuen in keiner Weise ein Grund zu Strafe ableiten. Die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigt der Gang der Entwicklung, den das Problem der Strafe bei den hervorragenden Vertretern der soziologischen Schule genommen hat. So charakterisiert E. Ferri die Strafe ihrem Wesen nach zunächst als einen Akt der sozialen Verteidigung (difesa sociale), aber diese Verteidigung oder Abwehr ist unabhängig von der Schuldfähigkeit des Angreifers und darf nach Ferris späteren Anschauungen nur im uneigentlichen Sinne als Strafe bezeichnet werden; statt von délit und peine sollte man von offense und défense sprechen oder noch genauer von maladie morale und von clinique préservative. Dieser Grundanschauung gemäß erschöpft sich das kriminalistische Programm des italienischen Positivisten in seiner ausgereiften Gestalt in der Forderung der Heilung beziehungsweise Besserung heilungs- und besserungsfähiger, in der Ausscheidung (Eliminierung) heilungs- und besserungsunfähiger Individuen; diesem Grundgedanken gemäß sollen an die Stelle der heutigen Gefängnisanstalten einerseits établissements de traitement physique et moral treten, anderseits Asyle für Besserungsunfähige, en réduisant la contrainte physique au minimum nécessaire pour empêcher leurs accès criminels. Ferri fügt freilich hinzu, daß die Detentionsanstalten auch in Zukunft ein séjour de privations, quelque chose de peu désirable pour leurs pensionnaires sein sollen, kein asile commode d'oisiveté protégée et de compagnie criminelle; bestimmend für diese verschiedene Behandlung der honnêtes gens und der malfaiteurs ist aber bei ihm lediglich die Befürchtung, daß andernfalls die Gefangenen ein Gegenstand des Neides für den ehrlichen, aber darbenden Arbeiter würden.

Auch v. Liszt betont ausgangsweise die Notwendigkeit der Strafe für die Aufrechterhaltung der Rechtsordnung; in scharfer Abwehr der indeterministischen und der deterministischen Vergeltungsstrafe erblickt er in der Strafe ein

Schutzmittel für die Gesellschaft; auch dem Verbrecher gegenüber rechtfertigt sich die Strafe durch die Notwendigkeit des Schutzes der Gesellschaft und jede Maßregel, die geeignet ist, diesem Schutzbedürfnis zu genügen, erscheint gerechtfertigt. Indes führt die ätiologische Betrachtung des Verbrechens auch v. Liszt, wie bereits früher angedeutet, zur Geringschätzung und letzten Endes zur Preisgabe des überlieferten Strafbegriffs. In seinem bekannten Münchener Vortrag (1896) und in seiner Entgegnung auf die ‚gemeinsame Abwehr der v. Lisztschen Angriffe auf die Existenz des Strafrechts' (1898) verwirft er grundsätzlich die Unterscheidung zwischen der Sicherungsstrafe gegen unverbesserliche Verbrecher und der Verwahrung gemeingefährlicher Geisteskranker; er läßt überhaupt den Begriff der Strafe hinter der heilenden Besserung oder sichernden Verwahrung zurücktreten: ‚Mag dann immer noch das Zuchthaus von dem Asyl für die rettungslosen und zugleich gemeingefährlichen Kranken äußerlich geschieden werden — derselbe Geist wird dort wie hier lebendig walten, der Geist wohlwollender Milde, fürsorgender Pflege.' So lautet nunmehr auch das Programm des deutschen Führers der soziologischen Schule: Besserung der Besserungsfähigen, Unschädlichmachung der Besserungsunfähigen. Im Einklang mit diesem Gedankengang schlägt v. Liszt dem Gesetzgeber vor, die scharfe Entgegenstellung von Strafe und Sicherungsmaßregeln aufzugeben, indem er gleichzeitig die Zurechnungsfähigkeit als ein die Menschen in zwei Klassen teilendes Unterscheidungsmerkmal verwirft und damit auch die begriffliche Scheidewand zwischen Verbrechen und Wahnsinn niederreißt.

Besonders charakteristisch für die Ziele der soziologischen Richtung ist dabei die Parallele, in welche sowohl E. Ferri wie v. Liszt die künftige Entwicklung der Kriminalpolitik mit der Geschichte des Irrenwesens setzen; diese Parallele beweist zur Evidenz, daß die überlieferten Strafeinrichtungen mit der soziologischen Auffassung von Verbrechen und Strafe unvereinbar sind. Keinen Augenblick bezweifelt v. Liszt, daß die Kriminalpolitik den Weg der Überwindung überlieferter Vorurteile, den das Irrenwesen gegangen ist, auch ihrerseits gehen wird; zu diesen Vorurteilen rechnet er die Scheidung von Zuchthaus und Irrenhaus, ‚welche die heute herrschenden rechtlich-sittlichen Anschauungen des Volkes zweifellos verlangen'.

Eine hervorragende Bedeutung kommt in dem soziologischen Strafrecht der Zukunft der Unschädlichmachung des unverbesserlichen Verbrechers zu. In der rechtlichen Charakterisierung dieser Maßnahme zeigt sich bei einzelnen Vertretern der neuen Richtung eine große Unsicherheit; man bezeichnet sie bald im Gegensatz zur Strafe als reine Sicherungsmaßregel, bald als Sicherungsstrafe, indem man der Strafe die Aufgabe zuspricht, den anpassungsunfähigen geistesgesunden Verbrecher unschädlich zu machen, genau wie die Irrenanstalt diese Aufgabe gegenüber den geisteskranken Verbrechern erfüllt, bald soll sie vorwiegend dem Gebiete der Prävention angehören, obwohl sie vom Fehlbaren als Strafe empfunden werde. Es kann indes kein Zweifel obwalten, daß der bloßen Unschädlichmachung gemeingefährlicher Individuen oder ihrer Ausscheidung aus der Gesellschaft die wesentlichen Merkmale der überlieferten Strafe abgehen. Zunächst entbehrt sie der notwendigen Rückbeziehung auf das

schuldhafte Handeln eines zurechnungsfähigen Menschen, auch gemeingefährliche Geisteskranke, ja wilde Tiere werden unschädlich gemacht; es geht ihr ferner das Moment der rechtlichen Mißbilligung der Tat, wie sie in jeder Verurteilung zu Strafe liegt, ab; sie soll endlich, im Gegensatz zur Strafe, ein Übel ‚so wenig als möglich‘ sein; an die Stelle der heutigen Strafgefängnisse müßten daher freundliche Asyle treten oder etwa die Verbringung auf ein einsames, aber gesundes und fruchtbares Eiland.

Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß die Hauptvertreter der soziologischen Schule gegenüber der überlieferten Strafgesetzgebung den Vorwurf einer fortschreitenden Milderung der Strafen und der dadurch bedingten Ohnmacht der Strafjustiz erhoben haben, während für die neue Epoche eine Verschärfung der strafrechtlichen Reaktion charakteristisch sein soll. Im Namen des ‚sozialen Darwinismus‘ mit seinem Prinzipe der künstlichen Selektion ist von einzelnen Kriminologen die Hinrichtung aller unverbesserlichen Verbrecher, ja sogar der gemeingefährlichen Geisteskranken empfohlen worden; gegenüber der lebenslänglichen Einsperrung oder auch der Deportation besitzt dieser Modus der Unschädlichmachung offenbar den Vorzug der Einfachheit, der Billigkeit und absoluten Wirksamkeit. So führt der Gedanke der Unschädlichmachung oder Eliminierung, auf sich selbst gestellt, die einen zur Sentimentalität, die andern zur Brutalität im Strafrecht; dem entspricht die parallele Erscheinung, daß manche Kriminologen auch den schwersten Verbrecher als einen Unglücklichen betrachten, der den Wahlspruch für sich in Anspruch nehmen darf: tout comprendre c'est tout pardonner, während andere ihn als Bestie in Menschengestalt — bête humaine — bezeichnen, auch wohl die einzelnen Verbrecher mit schädlichen Thieren der verschiedensten Art vergleichen, vom Löwen, Tiger, dem tollen Hund, dem Fuchs und der Viper bis zum Maulwurf und dem Floh. Der tiefere Grund für diese Zerfahrenheit der Meinungen in dieser praktisch eminent wichtigen Frage nach Art und Maß der staatlichen Reaktion ist darin zu suchen, daß im Geiste der neuen Horizonte des Strafrechts die Repression nicht mehr der Ausdruck bestimmter Schuldgrößen sein will, daß vielmehr jedes Mittel, das geeignet ist, den Zweck der Sicherung der Gesellschaft zu erreichen, auch als gerechtfertigt erscheinen muß; über die Art und die Wirksamkeit der anzuwendenden Mittel der Sicherung werden die Meinungen naturgemäß — je nach der Welt- und Lebensanschauung und selbst der Berufsstellung des einzelnen Kriminologen — auseinandergehen, um so mehr als, wie bereits angedeutet, auch die Einschätzung der drohenden Gefahr eine sehr verschiedene ist.

Mußten die Anschauungen der kriminalanthropologischen Schule als mit den Grundlagen des überlieferten Strafrechts unvereinbar bezeichnet werden, so gilt auch von der soziologischen Schule, daß die Verwirklichung ihres kriminalistischen Programms einen totalen Neubau der Strafgesetzgebung erfordern würde. Mit der Beseitigung der Zurechnung der konkreten Verbrechenstat zur Schuld und der Degradation des Verbrechens zu einem Symptom der Gemeingefährlichkeit des Individuums büßt die Scheidung von Zurechnungsfähigen und Zurechnungsunfähigen ihre fundamentale Bedeutung ein. Es verschlägt dabei wenig, wenn einzelne Vertreter der soziologischen Schule die Gruppe

der geisteskranken Verbrecher aus dem Strafrecht ausscheiden und sie der Psychiatrie zuweisen; es ist damit nur anerkannt, daß gegenüber geisteskranken Verbrechern eine andere Art der Behandlung indiziert ist, wie gegenüber den geistesgesunden Verbrechern — ‚dort das Medikament, die Massage, die Bäder, hier die motivierende Vorstellung'; zu der ausdrücklichen Forderung, gefährliche geisteskranke Verbrecher ‚vor dem Gesetze verantwortlich' zu erklären, sie folgeweise nicht mehr gerichtlich freizusprechen, wird sich freilich nur ein Kriminologe entschließen, welcher, wie E. Ferri, nicht davor zurückschreckt, die durch die neue Schule bewirkte Desorganisation des überlieferten Strafrechts für jedermann ad oculos zu demonstrieren. An die Stelle der Zurechnungsfähigkeit tritt die Scheidung von Anpassungsfähigen und Anpassungsunfähigen; eine Verquickung dieser Scheidung mit dem überlieferten Begriff der Zurechnungsfähigkeit oder eine Identifizierung von Zurechnungsfähigkeit und Anpassungsfähigkeit ist schon deshalb ausgeschlossen, weil andernfalls dasselbe Individuum — der sozial anpassungsunfähige Täter — zurechnungsunfähig und zugleich zurechnungsfähig wäre, wenn er nämlich geistig reif und gesund und bei ungetrübtem Bewußtsein ist!

### III. Die Stellung des Vorentwurfs zu einem Deutschen Strafgesetzbuch zu den Strafrechtsschulen.

Der Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuche vom Jahre 1909 bezeichnet ohne Zweifel einen erheblichen Fortschritt gegenüber dem geltenden Strafgesetzbuche vom Jahre 1870, dessen Reformbedürftigkeit allgemein anerkannt ist. Die Großzahl der vom Entwurfe eingeführten Neuerungen entspricht einem gesunden Rechtsempfinden. So haben auch die Vertreter der überlieferten Strafrechtswissenschaft schon längst betont, daß die sogenannte Erfolgshaftung den Forderungen der Gerechtigkeit im Strafrecht widerspreche und daß zahlreiche Strafdrohungen des geltenden Rechts der veränderten Einschätzung der geschützten rechtlichen Interessen nicht mehr entsprechen. Die rationellere Ausgestaltung der Geldstrafe, die Aufnahme des Instituts der Rehabilitation und der Löschung der Bestrafung im Strafregister werden auf keinen Widerspruch stoßen.

Eine seltsame Meinungsverschiedenheit herrscht über die Stellungnahme des Vorentwurfs zu dem Streite der Strafrechtsschulen; es drängt sich dabei die Frage auf, ob nicht das Urteil einzelner Autoren durch die Neigung beeinflußt werde, die anerkennenswerten Neuerungen des Entwurfs auf das Verdienstkonto der gerade von ihnen vertretenen Richtung zu setzen. So meint der Psychiater R. Sommer in seinem soeben erschienenen Nachruf für C. Lombroso, daß dieser durch seine Lebensarbeit die im Werke befindlichen bedeutenden Gesetzbücher — den deutschen und österreichischen Vorentwurf — vorbereitet habe; er geht im einzelnen so weit, daß er als Teile eines Gedankenkomplexes, der mit den Bestrebungen des italienischen Irrenarztes in ihrem richtigen Kerne durchaus zusammenhänge, folgende Neuerungen erklärt: ‚Die Heraufsetzung der Altersgrenze der Strafbarkeit, die stärkere Betonung des Mangels an Erziehung im Gegensatz zu dem rein intellektuellen Begriff der zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderlichen Einsicht, die ganze Behandlung

Antoine Watteau/Gilles



der Jugendlichen, die Einführung der geminderten Zurechnungsfähigkeit, die Vorschriften über die Verwahrung der Jugendlichen und Gemindert-Zurechnungsfähigen, die weitgehende Berücksichtigung der Alkoholisten und das außerordentlich starke Hervortreten der Sicherungsmaßregeln im allgemeinen.' Der Führer der soziologischen Schule in Deutschland findet hinwiederum den wesentlichen Gedankeninhalt seiner Richtung im Vorentwurf zum Ausdruck gebracht, während v. Birkmeyer der Ansicht ist, daß der Entwurf zwar eine ganze Reihe von verwerflichen Konzessionen an die soziologische Schule mache, anderseits aber den Hauptgrundsatz derselben und dessen wichtigste Folgesätze ablehne. Die Motive zum Vorentwurf selbst bemerken, der Entwurf habe in dem Streite der modernen und der klassischen Schule keine ausschließliche Stellung genommen, er stehe zwar im allgemeinen auf dem Boden der klassischen Schule, mache aber der modernen Schule eine Anzahl von Zugeständnissen, die von dem Bedürfnis der Zeit und von der öffentlichen Meinung nicht mit Unrecht gefordert werden. Vereinzelt finden wir auch die Meinung vertreten, der Entwurf habe ,die Prinzipienlosigkeit zum Prinzip erhoben'. Meines Erachtens muß eine nüchterne Prüfung dieser Frage zu der Einsicht führen, daß der Entwurf die spezifischen Forderungen der kriminalanthropologischen wie der soziologischen Schule abgelehnt hat, wie denn die Motive es als die richtig verstandene Aufgabe des Gesetzgebers bezeichnen, an das historisch Gewordene strenge anzuknüpfen und nur solche Neuerungen einzuführen, welche sich als eine dem gegenwärtigen Rechtsempfinden entsprechende vernünftige Fortbildung des bisherigen Rechtes erweisen. Entscheidend fällt in Betracht, daß als Gegenstand der strafenden Tätigkeit des Staates die Tat und die in ihr verkörperte Schuld erscheint, daß der Entwurf demnach an der Zurechnung der konkreten Verbrechenshandlung im strengen Sinne des Wortes festhält; damit ist zugleich anerkannt, daß die Strafe ein Äquivalent bestimmter Schuldgrößen sein will; dies bestätigt auch der ganze spezielle Teil mit seinen nach der Bedeutung der verletzten Rechtsgüter abgestuften Strafdrohungen, ebenso wie die mildere Bestrafung der Beihilfe und des Versuchs. Während der überlieferte Begriff der Zurechnungsfähigkeit in dem strafrechtlichen Organismus der anthropologischen und der soziologischen Schule ein Fremdkörper ist, der von demselben früher oder später ausgestoßen werden mußte, so hat sie im Systeme des Entwurfs ihre Bedeutung als Eckstein des ganzen Gebäudes beibehalten — so wenig auch die Regelung der Frage im einzelnen befriedigt. In diesem Sinne betonen die Motive auch gegenüber den vielfach Rückfälligen, den Anpassungsunfähigen der soziologischen Schule, daß die strafrechtliche Folge einer schuldhaften Handlung eben Strafe und nicht sichernde Verwahrung sein müße, daß der Entwurf im Wege der Strafe zugleich dem Sicherungsbedürfnis genüge. Damit ist die These von der Zurechnungsunfähigkeit Unverbesserlicher bestimmt abgelehnt.

Wenn nun aber die Motive als Zugeständnis an die ,moderne' Schule besonders die Einführung verschiedener sichernder Maßnahmen bezeichnen, welche sich ,aus dem Vergeltungsgedanken allein nicht rechtfertigen lassen, sondern auf Prävention abzielen', so beweist diese Ausführung nur, daß die Verfasser der Motive das Wesen der soziologischen Schule nicht klar erkannt haben;

daran kann auch die Berufung auf ‚Gelehrte aus beiden Lagern' nichts ändern, die ‚ein Kompromiß zwischen den beiden sich am schärfsten gegenüberstehenden strafrechtlichen Richtungen für durchführbar und empfehlenswert erklärt haben'. Gewiß entnimmt die soziologische Schule eine Hauptanklage gegen die heutige Strafjustiz dem ungenügenden Schutze, den sie der Gesellschaft gegen die Angriffe gefährlicher Individuen gewähre; aber ebenso unbestreitbar ist, daß die vom Entwurf durchgeführte Verbindung von Strafe und sichernden Maßnahmen durchaus den Grundsätzen der klassischen Schule entspricht, wie denn auch Vertreter derselben schon frühzeitig das Bedürfnis solcher Maßnahmen und die Berechtigung des Staates zu ihrer Anordnung ausdrücklich anerkannt haben.

Die Heraufsetzung der Strafmündigkeit auf das vollendete vierzehnte Lebensjahr wie überhaupt die ganze Behandlung der Jugendlichen wird kein Kundiger auf die anthropologische oder die soziologische Schule zurückführen wollen, wenn er erwägt, daß die konsequentesten Vertreter derselben in der Verwerfung solcher Altersstufen einig gehen, daß insbesondere E. Ferri die hergebrachte Scheidung von Straf- und Präventivmaßregeln scharf geißelt, die division chinoise des périodes de l'âge verwirft und über die Aufstellung einer Periode der absoluten Strafunmündigkeit ganz im Geiste C. Lombrosos urteilt: Il est évident, au contraire, que le crime commis avant les quatorze ans, ou en general par un enfant, n'est qu'un symptome très grave qu'il s'agisse d'un criminel né sauf les cas d'enfants poussés à la mendicité et au vol par leurs parents, surtout dans les villes. Bekannt ist Lombrosos Geringschätzung der heutigen Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher, die er als Verderbnisanstalten bezeichnet, sowie sein Vorschlag, Asyle zu errichten für lebenslängliche Verwahrung solcher Jugendlichen, die noch kein Verbrechen begangen, aber mit hartnäckigen bösen Neigungen oder mit moral insanity behaftet sind. Was aber speziell die Beseitigung des sogenannten rechtlichen Unterscheidungsvermögens bei Jugendlichen vom 14. bis 18. Jahre betrifft — § 69 des Vorentwurfs —, so hat die Kritik bereits festgestellt, daß der Entwurf mit der Nichtberücksichtigung des intellektuellen Momentes im Begriffe der Zurechnungsfähigkeit Erwachsener wie Jugendlicher — er hat sich damit in schroffen Gegensatz zum neuen Österreichischen Vorentwurf gestellt, welcher das Unterscheidungsvermögen nicht beseitigt, sondern ergänzt — keinen glücklichen Wurf getan, und es ist bemerkenswert, daß auch v. Liszt zugesteht, daß die deutsche Jugend nach dem Entwurfe schlechter behandelt werde wie bisher; der Psychiater E. Schultze fordert, daß die Annahme der Motive, das rechtliche Unterscheidungsvermögen bilde einen notwendigen Bestandteil der allgemeinen kriminellen Zurechnungsfähigkeit, im Wortlaut des Gesetzes ‚ihren ganz bestimmten und unzweideutigen Ausdruck' finde; er befürchtet von der Regelung im Entwurfe, daß die Prüfung des Geisteszustandes nicht mit der Genauigkeit vorgenommen werde, ‚wie es in diesen Fällen gerade die Rücksicht auf das jugendliche Alter erheischt'.

Unter den fortschrittlichen Neuerungen des Vorentwurfs sei hier noch die Anerkennung der sogenannten verminderten Zurechnungsfähigkeit genannt (§ 63 Abs. 2). Man hat zwar von ganz verschiedenen Seiten auch diese Neuerung

als eine Konzession an die moderne Schule bezeichnet, zum Teil in der Erwägung, daß auch zahlreiche Psychiater von jeher der Anerkennung einer Zwischenstufe zwischen Zurechnungsfähigkeit und Zurechnungsunfähigkeit das Wort redeten. Dabei ist jedoch nicht außer acht zu lassen, daß die Psychiater vielfach das Gebiet der verminderten Zurechnungsfähigkeit mit demjenigen jener zweifelhaften Geisteszustände — Übergangszustände von nervöser Zerrüttung zu ausgesprochener Geisteskrankheit, von Schwachsinn zu Blödsinn — identifizieren, deren strafrechtliche Beurteilung im Einzelfalle zur Bejahung der Zurechnungsunfähigkeit, somit zu gänzlicher Straflosigkeit führen kann. Die Behandlung der verminderten Zurechnungsfähigkeit — genauer Zurechnung zu verminderter Schuld — als Strafmilderungsgrund, wie sie der Vorentwurf vorsieht, hat die Bejahung der Zurechnungsfähigkeit zur notwendigen Voraussetzung. Eine rationelle Begründung für diese Behandlung läßt sich nur vom Standpunkt einer Strafrechtspflege geben, welche an der gerechten, der konkreten Schuld angepaßten Strafbemessung festhält, so daß eine Strafmilderung als geboten erscheint, sobald das rechtmäßige Handeln infolge eines abnormen Geisteszustandes eine außergewöhnliche Anstrengung des Willens erfordert hätte. Eine solche Reflexion verbietet sich aber vom Standpunkt der anthropologischen wie der soziologischen Schule, und so erscheint es vollkommen verständlich, daß hervorragende Vertreter derselben immer wieder betonen, daß ‚der geistig mangelhaft Entwickelte oder derjenige, dessen Bewußtsein beeinträchtigt war, oft ebenso gefährlich sei wie derjenige, welcher im Zustande der Geistesgesundheit oder des vollen Bewußtseins gehandelt habe', daß ‚sich unter den betreffenden Klassen von Individuen die für die öffentliche Rechtsicherheit gefährlichsten Elemente befinden'; eine Milderung der Strafe könne daher nur auf Kosten der allgemeinen Rechtssicherheit eintreten. So ist denn auch hier für die moderne Schule der Weg durch das neue Kriterium der Kriminalität, die Antisozialität des Täters, klar vorgezeichnet; eine Konzession an die anthropologische oder soziologische Schule aber darf hierin im Vorentwurf um so weniger erblickt werden, als nicht nur ältere Strafgesetzbücher, wie auch das letzte Deutsche Partikularstrafgesetzbuch, das Bayerische Strafgesetzbuch von 1861 Art 68 diesen Strafmilderungsgrund kennen, sondern auch Vertreter der klassischen Schule diese Behandlung dem Gesetzgeber empfohlen haben.

Wenn hiernach der Vorentwurf zu einem neuen Deutschen Strafgesetzbuch grundsätzlich durchaus auf dem Boden der überlieferten Rechtsanschauungen steht, so ist freilich anderseits nicht zu bestreiten, daß einzelne Ausführungen der Motive an Bestimmtheit zu wünschen übrig lassen, daß ferner auch die Vorschriften des Entwurfs über das Vikariieren von Strafe und Sicherungsmaßregeln und die Erhöhung und Milderung der Strafe nicht einwandfrei sind. Die Kernfrage aber im Streite der Strafrechtsschulen — die Frage nach der Möglichkeit einer Zurechnung der Verbrechenstat zur Schuld — ist unstreitig bejaht; damit hat aber der Vorentwurf sich auch im Kampfe um die Willensfreiheit auf die Seite des Indeterminismus gestellt; nur die ‚dritte Schule', die eine Zurechnung im strengen Sinne des Wortes mit dem Determinismus für vereinbar erachtet, wird dieser Schlußfolgerung nicht zustimmen.

# Graf Andrassy / Von Martin Spahn



In der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart ist vor kurzem der erste Band eines Lebensbildes des Grafen Julius Andrassy erschienen. Er führt die Darstellung bis zur Ernennung Andrassys zum auswärtigen Minister der österreichischen Monarchie im November 1871. Die für die allgemeine Geschichte wertvollsten Aufschlüsse sind also erst von dem noch ausstehenden Bande zu erwarten. Dennoch beansprucht auch das bisher Gebotene die Beachtung jedes politisch Interessierten. Freilich reißt die Lektüre des Buches nicht hin. Der ungarische Verfasser, Prof. Eduard v. Wertheimer, spricht die deutsche Sprache wie eine gut erlernte Fremdsprache; auch zieht er die Darstellung oft ein wenig in die Breite. Aber er bietet einmal eine sehr sorgfältige Schilderung der persönlichen Schicksale seines Helden, die nur zu leicht zum Beifall neigt, und eine kenntnisreiche, klare Erörterung aller sachlichen Vorgänge in Ungarn, die ins Bereich seiner Aufgabe fielen. Dadurch führt er den deutschen Leser, insbesondere den, der den österreichischen Christlichsozialen nähersteht, in die ihm sonst recht ferne ungarische Auffassungsweise der österreichisch-ungarischen Verhältnisse in vortrefflicher Weise ein. Sodann war Wertheimer in der Lage, ungewöhnlich viel archivalischen Stoff zum ersten Male ans Tageslicht zu ziehen. Verwertet sind die Aufzeichnungen und Briefe Andrassys selbst, sowie die Aufzeichnungen und Briefe des Barons Orczy, seines Vertrauten im Wiener Auswärtigen Ministerium zu der Zeit, da Andrassy erst ungarischer Ministerpräsident war, und ferner die in Berlin liegenden Berichte der preußischen Gesandten beim Wiener Hofe, erst Werthers, dann Schweinitz', auch die des preußischen Generalkonsuls in Budapest und eines insgeheim an die preußische Regierung berichtenden Ungarn. Nach Wertheimers Vermutung war dieser Ungenannte der allgemein bekannte 48er Revolutionär und Honvedgeneral Klapka. Dank der reichlichen archivalischen Unterlage enthält das Buch mannigfache neue Nachrichten zur Aufklärung der europäischen Politik von 1867 bis 1871 und in Verbindung damit der Voraussetzungen des Kulturkampfs.

Andrassys weltgeschichtliche Bedeutung steht fest. An leitender Stelle hat er sowohl an der Herstellung des gegenwärtigen staatsrechtlichen Verhältnisses Ungarns zu Österreich, wie an der Aufrichtung des Dreibundes mitgearbeitet. Dabei hat er sich zunächst auf dem parlamentarischen, dann auf diplomatischem Felde als ein feinfühliger, die politische Entwicklung richtig abschätzender und ihre Ausnutzung richtig vorbereitender Stratege, wie im gegebenen Augenblick als glücklicher Taktiker bewiesen. Seine außerordentlichen persönlichen Eigenschaften gehen vielleicht am deutlichsten aus einem anerkennenden Worte Kaiser Franz Josefs über ihn hervor: er, der Kaiser, brauche einen Minister mit selbständigen Ideen und Selbstvertrauen und schätze Andrassy als solchen. Andrassy war mit Leib und Seele Ungar. Ungarn zu dienen, war sein Ziel, wo immer er sich betätigen konnte. Seine eigentliche Begabung aber war auf die auswärtige Politik gerichtet. Nach ihr strebte er unbewußt oder bewußt allzeit hin; und erst, als er die Möglichkeit erhielt, ihr Leiter in seinem Staate zu werden, gelangten seine Gaben zur vollen Entfaltung.

Die Jünglingsjahre Andrassys fielen in die stürmisch bewegte Zeit un-

mittelbar vor Ausbruch der Revolution von 1848 und in die Revolutionsjahre selbst. Seine maßvoll gesinnten Eltern und der ihn schätzende ausgezeichnete Graf Széchényi teilten ihm seine ersten politischen Meinungen mit. Aber bald geriet er, 1845 zum Tafelrichter in seinem Komitat ernannt, 1847 in den ungarischen Reichstag gewählt, unter den Einfluß Deáks und Kossuths, die die Führer der beiden sich ablösenden revolutionären Bewegungen Ungarns im Sturmjahre 1848/49 und die Inspiratoren des ungarischen Parteilebens bis auf unsere Tage werden sollten. Beim Sturze des Metternichschen Systems im März 1848 hielt er sich zunächst zu Deák. Nach dessen Ideen verkündeten die Ungarn zwar ihre Unabhängigkeit vom Staate Österreich, doch sollte das Land im Einvernehmen mit der habsburgischen Krone auch fürderhin regiert werden. Seine Unabhängigkeit wurde durch die Steigerung der Macht des ungarischen Reichstags und durch die Einrichtung eines eigenen dem Reichstag verantwortlichen Ministeriums verbürgt und erhielt sofort ihren Ausdruck in den sogenannten 48er Gesetzen. Als sich die Bevölkerung dann aber durch Kossuth bis zur offenen Empörung gegen das habsburgische Herrscherhaus fortreißen ließ, ging Andrassy mit ihm. Er erschien 1849 als Gesandter des republikanisierten Ungarn in Belgrad und Konstantinopel, um kriegerische Hilfe gegen den Wiener Hof und das ihm verbündete Rußland zu heischen. Kurz vor ihm war ein junger deutscher Adliger dort gewesen, dem ebenfalls die Revolution zuerst den Weg zur diplomatischen Betätigung erschlossen hatte, der vom Reichsverweser und von der Frankfurter Nationalversammlung abgeordnete Fürst Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst. Er sollte künftig einmal die auswärtige Politik des Deutschen Reiches, wie Andrassy die Österreich-Ungarns, leiten. In Konstantinopel spielten beide kaum eine ansehnliche Rolle. Als Kossuths Herrschaft niedergeworfen wurde, hatte auch Andrassys Sendung ein Ende. Der Jüngling flüchtete nach Paris und London. Daheim erkannte ein Kriegsgericht auf Tod durch Hängen gegen ihn.

Ungleich vielen seiner Genossen im Aufstand, vor allem ungleich Kossuth selbst, lernte Andrassy aus dem Scheitern der Revolution, daß der Weg, worauf er vorwärts bringen wollte, falsch gewählt war und Ungarns Zukunft auf solche Art nicht gesichert werden konnte. Er zog sich daher vorerst wieder auf den Standpunkt zurück, den die Ungarn unter Deáks Leitung in den Anfängen der Revolution eingenommen hatten, und legte sich vorläufig darauf fest, daß das Programm der wahren Freunde Ungarns in dem Begehren an Österreich bestehen müsse, die 48er Gesetze herzustellen. Wenige Jahre später wurde in ihm der Drang übermächtig, sich wieder die Möglichkeit der Heimkehr und des Wirkens daheim zu verschaffen. Es ging nicht, ohne daß er der österreichischen Regierung sein Bedauern über seine revolutionäre Vergangenheit ausdrückte. 1857 konnte er darauf den ungarischen Boden wieder betreten. Damals war er schon fest überzeugt, daß die Zeit des Absolutismus, der nach der Niederschlagung der Revolution in Ungarn wie Österreich aufgerichtet worden war, zu Ende gehe. In der Tat trat der Umschwung 1859 ein. Die revolutionäre Gärung, die sich während des österreichisch-französischen Krieges in Ungarn zëigte, drängte (nach Wertheimers Angabe) die österreichische Regierung nach den ersten Fehl-

schlägen, mehr noch als ihre diplomatischen Schwierigkeiten mit Preußen, zu vorzeitigem Friedensschlusse und darauf zum Erlaß des Oktoberdiploms. Dieses stellte wenigstens die Anfänge parlamentarischen Lebens in Ungarn und damit den gesetzmäßigen Boden wieder her, worauf der ungarische Widerstand gegen die Bestrebungen der österreichischen Regierung geltend gemacht werden konnte. Daß kurz darauf Schmerling in die leitende Stellung der inneren Politik des Habsburgerreichs berufen wurde und das auf sein Betreiben erlassene Patent vom 26. Februar 1861 an Stelle des absolut regierten österreichischen Einheitsstaates den durch Delegierte aller Parlamente der Einzelländer parlamentarisch regierten zu setzen versuchte, entfachte den Kampf gegen die österreichische Vorherrschaft in Ungarn zu voller Glut. Am 26. März 1861 wurde Andrassy wieder in den ungarischen Reichstag gewählt. Er ward dort der Hauptmitarbeiter Deáks, dessen grundlegenden Ansichten über die Reorganisation des ungarischen Staates er sich jetzt für immer anschloß, freilich nicht ohne mit der Zeit einzelne in ihrer Tragweite erhebliche Änderungen dem Meister nahezubringen und, wenn es not tat, selbst abzuringen. Auch erwies sich Andrassy in ihrer Vertretung wohl als der rührigere, der die Entwicklung schleuniger vorantrieb. Es mochte deshalb ein berechtigter Kern in dem freundlichen Scherzwort stecken, mit dem Deák 1871 den jüngeren Kampfgenossen nach Wien in die Stellung eines auswärtigen Ministers des Reiches entließ: ‚Der Geist geht und das Phlegma bleibt.‘

Zwei Hauptansichten ergriff Andrassy in diesen Jahren immer bestimmter. Unbedingt verwarf er den sogenannten Zentralismus, die von den Österreichern bevorzugte Regierungsform, welche alle Länder des habsburgischen Hauses in einem parlamentarisch oder absolutistisch regierten Einheitsstaat zusammenfaßt und zudem die Vorherrschaft den Deutschen verbürgt. Denn sie ist mit dem Fortbestande der geschichtlich gewordenen Verfassung Ungarns als eines eigenen Reichs unverträglich. Für ebenso verwerflich galt ihm der sogenannte Föderalismus, der die staatlichen Grenzen der von den Habsburgern nach und nach vereinigten einzelnen Länder einreißt und dafür den einzelnen Völkern, die im habsburgischen Staatsgebiet wohnen, die Befugnis zur Selbstregierung geben will. Auch der Föderalismus verträgt sich nicht mit dem Fortbestande der Verfassung Ungarns. Er möchte es vielmehr mit einer bloßen Autonomie abfinden. Außerdem kämen durch ihn nach ungarischer Überzeugung die Slaven in der östlichen wie der westlichen Reichshälfte zum Übergewicht, die Magyaren aber wegen ihrer geringen Kopfzahl ganz ins Hintertreffen. Anderseits hielt Andrassy aber auch eine völlige Trennung Ungarns von Österreich oder die Beschränkung ihrer Zusammengehörigkeit auf eine reine Personalunion nun nicht mehr für angängig. Er klammerte sich deshalb daran, daß bei einer befriedigenden Regelung der Verfassungsverhältnisse von dem ursprünglichen Nebeneinander eines ungarischen und eines österreichischen Staats ausgegangen werden müsse. Jenem seien der geschichtlichen Entwicklung gemäß Siebenbürgen und Kroatien anzugliedern; dieser müsse alle anderen habsburgischen Länder umfassen. In jenem komme den Magyaren, in diesem den Deutschen die Vorherrschaft zu; gegenseitig hätten sie sich das Gleichgewicht, gemeinsam aber die auf beide Reichshälften verteilten Slawen niederzuhalten. Lasse sich eine solche Ordnung der Verfassungsverhält-

nisse, der sogenannte Dualismus, erreichen, so sei sie für Ungarn — das war Andrassys Meinung — die beste Staatsform. Es komme nur darauf an, sagte er, daß Ungarn mit seinen Institutionen Platz in der Monarchie hätte; nicht jedoch gravitiere Ungarn von Natur aus der Monarchie heraus. Man versteht diesen Gedankengang Andrassys wohl am richtigsten, wenn man bedenkt, daß ausschlaggebend für ihn der Fortbestand oder richtiger die Wiederherstellung der alten Verfassung Ungarns geworden war. Er fühlte, daß nur sie mit dem Übergewicht, das sie dem ungarischen Adel gibt, die Herrschaft der Magyaren über die Slawen und nur durch diese wieder die Fortdauer eines lebendigen Interesses der ungarischen Bevölkerung an der Erhaltung eines selbständigen Ungarns sicherte. Die Aufrechterhaltung der Verfassung schien aber nur möglich im Einvernehmen mit der Krone. So sehr sie gleich den Adel begünstigt, so ist sie doch vor allem monarchisch, und mit der Krone würde sie selber hinfallen. Andrassy kam zunächst von hier aus dazu, mit Deák neben den Bedingungen, die Ungarn an Österreich stellen müsse, auch die Voraussetzungen zu erwägen, die der Krone und damit dem Gesamtstaat gegenüber zu erfüllen seien. Es ist reizvoll zu beobachten, wie dabei zunächst noch im Widerstreben gegen den 1850 von Wien aus eingeführten Zentralismus die Erörterungen überwiegen, die auf eine möglichste Trennung Ungarns und Österreichs abzielten, und Andrassy unter ihrem Einfluß die habsburgische Politik zu einer rein defensiven Rolle in der europäischen Staatenwelt verpflichten wollte, wie er dann aber teils aus taktischen Absichten, um den Kaiser den Plänen seiner Partei geneigt zu stimmen, teils durch die sich verschärfende Einsicht und fortgerissen durch den sich regenden eigenen Genius mit wachsendem Feuer den Dualismus, die Zusammengehörigkeit mit Österreich, auch noch unter anderen Gesichtspunkten wertzuschätzen begann und demgemäß dem Gesamtstaate größere Zugeständnisse zu machen willig wurde. Er begriff, daß Ungarns Selbsterhaltungstrieb ihm die Zugehörigkeit zu einer Großmacht auferlegte, und daß es sich also nur im Verband mit dem Staate Österreich wie mit der habsburgischen Krone selbst zu behaupten vermag. Unter diesem Gesichtspunkte grenzte er — hie und da nicht ohne Auseinandersetzungen mit Deák — das endgültig ab, was Ungarn als gemeinsame Angelegenheiten des Gesamtstaats zugestehen mochte, und klärte entsprechend allmählich auch seine Vorstellungen über die Organe, durch die die gemeinsamen Angelegenheiten wirksam und doch ohne Beeinträchtigung der Selbständigkeit Ungarns wahrgenommen werden könnten. Gemeinsam sollten sein die auswärtigen Angelegenheiten, das zur Unterstützung der Großmachtpolitik dienende Heer, innerhalb gewisser Grenzen nicht minder die Finanzen. Zu ihrer Erledigung sollten berufen werden drei besondere Reichsminister, während die übrigen Staatsaufgaben durch ein unabhängiges ungarisches und ein österreichisches Ministerium zu versehen waren, und sogenannte Delegationen, Abordnungen des ungarischen und österreichischen Parlaments, die nicht zusammen, sondern nur durch Schriftenaustausch zu Beschlüssen kämen. Vorzüglich durch sie hoffte Andrassy für Ungarn einen Österreich ebenbürtigen Einfluß auf die auswärtige Politik zu erlangen. Hierauf sah er es besonders ab. Denn er erkannte, daß zwar Ungarn wie Österreich den gleichen Wert darauf legen müssen,

sich in der von den Habsburgern erworbenen Großmachtstellung zu behaupten, aber darum doch nicht in allwege das gleiche Interesse jedem einzelnen Staate gegenüber und in jeder europäischen Frage haben. Österreich neigte dazu, sich regelmäßig in die westeuropäischen Bundesbestrebungen oder Reibungen verwickeln zu lassen; zu Rußland hatte es sich von 1814 an in engen Beziehungen befunden und sich sogar Rußlands Unterstützung bei Ungarns Besiegung gefallen lassen. Ungarn dagegen wünschte vor allem Orientpolitik getrieben zu sehen und betrachtete dabei Rußland als den Feind, der unablässig auf die Eroberung Konstantinopels aus sei und eben dadurch nicht nur Ungarn an jeder Ausdehnung zu hindern, sondern es geradezu durch unablässige Quertreibereien unter den ungarischen Slawen zu unterwühlen und zu zerstören suche.

Das Zusammenwirken Deáks und Andrassys trug zuerst reiche Früchte für ihr Land, als sich die Regierung nach siebenjähriger Pause abermals in einen schweren europäischen Krieg, den mit Preußen, einließ. Sofort bereiteten sich die Führer der ungarischen Parlamentsmehrheit vor, im gegebenen Augenblick ihre Bedingungen der Krone zu stellen. Deák betrieb 1865 die Einsetzung einer Kommission im ungarischen Reichstag, die das genaue Programm eines Ausgleichs, wie Deák und Andrassy ihn für annehmbar ansahen, festlegen sollte. Verlangen, deren Annahme der Krone gar zu hart dünken mußte, ohne daß ihr praktischer Nutzen sie unentbehrlich erscheinen ließ, wurden rechtzeitig geopfert. So begehrte man nicht mehr die Wiederinkraftsetzung der 48er Gesetze vor aller Verhandlung zwischen den Ungarn und der Regierung des Kaisers. Der Krieg von 1866 verlief für Österreich noch ungünstiger als der von 1859. Wurde die Monarchie damals aus ihrer alten italienischen Stellung verdrängt, so nun auch aus ihrer noch älteren deutschen. Die Regierung war, um sich zu behaupten, auf das Entgegenkommen der Ungarn angewiesen. Das Schwergewicht des Staates legte sich unwillkürlich nach Ungarn hinüber. Noch im Juli 1866 rief Franz Joseph Deák und Andrassy zu sich. Sie ließen sich durch die unerwartete Wendung der Geschicke nicht verführen, ihre Bedingungen zu erschweren oder auch nur den Kaiser allzusehr zu drängen. Doch blieben sie in dem, was sie für nötig erkannten, unerschütterlich. Zunächst sollte der Kaiser Ungarn ein eigenes Ministerium geben und sich zum König von Ungarn krönen lassen; dann wollten sie über den Ausgleich verhandeln. Franz Josef zögerte. Im Februar 1867 aber ernannte er Andrassy zum ungarischen Ministerpräsidenten. Im Juni kam er nach Budapest, um zum König von Ungarn gekrönt zu werden. Besondere Huldigungen empfing dabei Kaiserin Elisabeth. Sie hatte einen großen Anteil daran, wenn jetzt die ungarischen Wünsche erfüllt wurden. Wie es sich in Preußen die Prinzessin, spätere Kaiserin Augusta, im Frühjahr 1849 hatte angelegen sein lassen, den Liberalen der Frankfurter Nationalversammlung die Genugtuung zu verschaffen, daß die Hohenzollern trotz alles Sträubens die deutsche Kaiserkrone aus den Händen eines Parlaments annahmen, so war es der Ehrgeiz der jungen österreichischen Kaiserin gewesen, sich zur Vermittlerin der ungarischen Anliegen zu machen, und der Erfolg hatte ihr dabei freundlicher gelächelt als der Prinzessin am preußischen Hofe. Nun war der Weg frei zur Erledigung des Ausgleichs. Im Dezember 1867

wurde er sowohl durch den ungarischen Reichstag als durch die Krone angenommen und damit der Dualismus aufgerichtet. Andrassy empfand den Ausgleich als einen durchschlagenden Sieg Ungarns in allen Hauptpunkten, sowohl was die künftige Verteilung der für die allgemeinen Angelegenheiten aufzubringenden Lasten anging — Ungarn steuerte unabänderlich nur 30 Proz. bei (die sogenannte Quote) und erhielt bei der Verzinsung der Gesamtstaatsschuld obendrein noch ein Präzipuum angerechnet —, wie auch was den Geschäftsgang der Delegationen betraf. Er sagte, daß Ungarn in den Delegationen im Verhältnis seines sich nur auf 30 Prozent belaufenden Beitrages zu den Gesamtstaatslasten ein Ausmaß von 70 Prozent an Rechten habe.

Voll Eifers schmiedete Andrassy das Eisen, solange es warm war, um für sein Vaterland alle Garben einzuernten, die dank dem Ausgleich eingebracht werden konnten. Der Titel des Monarchen wurde aus ‚Kaiser von Österreich' in ‚Kaiser von Österreich und König von Ungarn' geändert. Bei aller Bereitwilligkeit, die Einheit des Heeres im Gesamtstaat aufrecht zu erhalten, bestand Andrassy doch auf der Errichtung einer besonderen Honvedtruppe für Ungarn, und zwar nicht nur aus Mannschaften, die ihre Dienstzeit bei der Linie zugebracht hatten, sondern zum Teil auch aus ihr unmittelbar zugeführten Leuten. Neugeregelt ward nun auch das Verhältnis Ungarns zu Kroatien. Andrassy gewährte den Kroaten eine Reihe autonomer Einrichtungen; aber die Herrschaft wahrte er Ungarn. In Verbindung damit beschäftigte ihn das alte und heiße ungarische Begehren nach wirtschaftlicher Entwicklung zur See. Er erkannte gut, daß es eine Hauptaufgabe Ungarns in der Zukunft war, Österreich an der Adria zu überflügeln. Daher vertrat er Ungarn-Kroatiens Anspruch auf Dalmatien, erzielte aber Österreich gegenüber noch keinen unbestreitbaren Erfolg. Um so mehr wandte er sein Augenmerk dem Hafen und Küstengebiet von Fiume zu. Immer fester richtete sich zugleich sein Blick auf die Verhältnisse des Balkans. Der unmittelbar diesem längsgelegene Streifen Landes innerhalb der Monarchie, die sich vom Adriatischen Meere bis Siebenbürgen erstreckende sogenannte Militärgrenze, war noch von Österreich besetzt. Sie war von den habsburgischen Fürsten schon 1526 von Ungarn abgetrennt worden, übertraf an Umfang das Königreich Sachsen um das Doppelte und bildete gegen Dalmatien, Bosnien und Rumänien hin die Grenzwacht wider die Türken. Andrassy sorgte dafür, daß sie Ungarn zurückgegeben wurde.

Es war der Parteibezeichnung nach ein liberales Ministerium, das unter Andrassys Vorsitz den Ausgleich und die aus ihm sich ergebenden Gesetze betrieb. Andrassy selbst rechnete sich von je zu der liberalen Partei. Aber man darf dabei nicht ohne weiteres die Vorstellung eines Liberalen im deutschen Sinne des Wortes auf ihn, seine Meinungen und sein politisches Verhalten anwenden. Er war vorzüglich in seinen religiösen und Kulturanschauungen liberal. Wertheimer schreibt ihm, dem Katholiken, im Vergleich zu Beust, den größeren Anteil daran zu, daß nach 1866 das Konkordat wieder aufgehoben wurde. Ende 1867 war sein Hauptanliegen in der abendländischen Politik, daß sich Österreich nicht des päpstlichen Anrechts auf Rom annähme. Seinem Kulturliberalismus gemäß war er, der Stimmung des Jahrhunderts folgend, auch ein Gegner des

Absolutismus. Er trat also im politischen Leben für das Recht auf Verfassungen ein, bestand auf der Einrichtung verantwortlicher, aus den Parlamentsmehrheiten zu entnehmender Ministerien und war ein Anhänger von Selbstverwaltungseinrichtungen. Aber er bediente sich dabei eher derselben Worte und ebenfalls derselben Argumente wie die deutschen und auch wie die französischen Liberalen, als daß er in der Praxis dasselbe wie sie meinte. Er haftete an keinen Doktrinen, nicht nur weil die praktische Begabung in ihm überwog, sondern weil er mit seinen Forderungen an eine Jahrhunderte hindurch in Kraft gewesene und noch lebensfähige heimische Verfassung anknüpfen konnte und mit Bewußtsein angeknüpft hat. Dadurch bekam sein verfassungspolitisches Programm eine Färbung, daß man fast versucht ist, den Bismarckschen Ausdruck ‚ständisch liberal' darauf anzuwenden. Gegenüber der Verfassungsbaumeisterei der deutschen und ähnlich der französischen Liberalen wie gegenüber den Absolutisten bekannte er sich dazu, daß ‚man die Verfassung einer Nation ebensowenig zu suspendieren vermag, wie das Leben eines Individuums, indem in beiden Fällen aus dem Stillstand — der Tod folgen muß'. Im Anschluß an die überlieferte ungarische Verfassung behauptete er für seine adligen Standesgenossen die leitende Stellung in der Verwaltung, im Reichstag und in den Komitaten. Zum besten der magyarischen Minderheit lehnte er das von den Liberalen verfochtene Nationalitätsprinzip ab, sowohl 1867/68 in Ungarn selbst gegenüber den Kroaten und Deutschen als 1871 sogar durch einen Übergriff in die österreichische Reichshälfte gegenüber den Tschechen. Rücksichtsloser wie wohl je ein konservativer Staatsmann nahm er die Beamten für die Politik der Regierung in Anspruch. Als er bei der parlamentarischen Erledigung seiner Verhandlungen mit den Kroaten auf Schwierigkeiten stieß, befahl er den kroatischen Abgeordneten, die Beamte waren, mit der Regierung zu stimmen, und duldete nicht einmal, daß sie aus Gewissensbedenken vorzogen, ihr Mandat niederzulegen! Ähnlich hielt er es doch auch mit den ungarischen Selbstverwaltungseinrichtungen. Er erkannte zwar die Bedeutung der geschichtlich wichtigsten und wurzelkräftigsten, der Komitate, nachdrücklich an; aber zugleich verfügte er, daß, wenn sie innerhalb ihrer Zuständigkeit unbehindert fortbestehen wollten, sie sich der Regierung vorbehaltlos zur Verfügung zu stellen hätten, wo sie von ihr in allgemeinen Landesangelegenheiten welcher Art immer angegangen würden. Die Unabhängigkeit von der Doktrin seiner Partei ließ ihn gelegentlich soweit gehen, dem Kaiser den Verzicht auf ein einheitliches Parlament für den Gesamtstaat durch die Erwägung zu erleichtern, daß gerade das Nebeneinander eines ungarischen und österreichischen Parlaments beide ungefährlich mache; denn was der Kaiser von dem einen Parlamente nicht erreiche, werde das andere ihm sicher geben. Damit riet er in aller Schärfe dem Kaiser jenes Ausspielen eines Parlaments gegen das andere an, das nach der Vermutung liberaler Politiker und Geschichtsschreiber Bismarck beabsichtigte, als er in verfassungsmäßig durchaus gegründeter Weise den preußischen Landtag neben dem Reichstag fortbestehen ließ. Da handelte es sich um die Regungen des Praktikers zur Willkür. Mehr aber als seine Praktikerart gab ihm seine reiflich überlegte klare Orientierung an der geschichtlich gewordenen Verfassung seines Vaterlandes, soviel sich sehen läßt,

die staatsmännische Hellsicht und Sicherheit des Urteils, die seine Bedeutung ausmachte.

Bei hervorragenden staatsschöpferischen Werken, die sich als dauerhaft erwiesen haben, gewinnt der Beobachter leicht den Eindruck, als liege ihre durchschlagende Kraft und einleuchtende Lebensfähigkeit darin begründet, daß ihr Urheber die Formel fand, die der geschichtlichen Entwicklung ebenso wie den neu entstandenen Aufgaben genügte und gleichsam nur das in den Dingen enthaltene Gesetz zur Anwendung brachte. Es scheint, als hätte eine andere Ordnung der Verhältnisse gar nicht zum Ziele führen können. Ob dem so ist, wird der Geschichtschreiber, wie in allen Fällen, so auch in dem des österreichisch-ungarischen Ausgleichs von 1867, unbeantwortet lassen müssen. Er wird anerkennen, wie entschlossen sich Deák und Andrassy auf den geschichtlichen Boden stellten, wie geistvoll und doch zugleich realistisch sie das Alte zu einem Neuen umgestalteten, wie sicher und besonnen sie die ihnen günstige Stunde benutzten. Aber er wird anderseits auch nicht übersehen, daß in Österreich kein ebenbürtiger Staatsmann zur Stelle war, der sich mit gleicher Kraft aus den gegebenen Verhältnissen ein anderes Ergebnis zu gewinnen bemühte, und kein Stand, keine Bevölkerung, die gleich den Ungarn und ihrem Adel hinter einem solchen Staatsmann gestanden hätte. Kaiser Franz Josef berief eben damals, am 30. Oktober 1866, an die Spitze der österreichischen Regierung einen Sachsen, der die inneren Leiden Österreichs nicht als seine Leiden mitempfand, nicht für Österreich wie die Ungarn für Ungarn kämpfte, zudem ohne Erfahrung in den verfassungsrechtlichen Fragen der Monarchie war. Ganz niederdrückend aber liest es sich, wie sich die Führer des vorherrschenden österreichischen Liberalismus weigerten, in das Ministerium einzutreten, teils weil sie die Verantwortung für die nun einmal notwendig gewordenen Verhandlungen mit Ungarn auf Beust allein abwälzen wollten, teils weil sie nicht einmal die Mitverantwortung für die durch den Ausgleich erforderlich werdenden Ausgaben zu übernehmen klug fanden. Hätte sich aber auch 1866/67 die Verfassung der habsburgischen Monarchie bei anders bewandten Umständen zu Gunsten Österreichs und doch ebenso dauerhaft gestalten lassen können, die Würfel sind nun einmal damals zum Vorteil des Dualismus und damit Ungarns gefallen. Auch wenn man sich über die besonderen österreichischen Verhältnisse in unbefangeneren Darstellungen als Wertheimers nur für Ungarn gutes, gegen die Österreicher voreingenommenes Buch unterrichtet, kann man sich schwerlich der Überzeugung entziehen, daß Ungarns Stellung seitdem innerhalb der Gesamtmonarchie sehr fest und einflußreich geworden ist. In Österreich dagegen ist es bis heute noch nicht wieder gelungen, Verhältnisse herzustellen, aus denen die Krone die Überzeugung schöpfen dürfte, daß Österreich ihr die gleiche Bürgschaft innerer Festigkeit und Stetigkeit zu leisten vermag, wie das von seinem Adel gewaltsam, aber kräftig regierte Ungarn, und daß sie es also als Träger ihrer auswärtigen Politik wieder gebrauchen kann. In Wertheimers Buch steht ein inhaltsschweres Urteil aus einem Briefe Bismarcks an den Vertreter des Norddeutschen Bundes zu Wien. Es fehle in Österreich, schrieb der deutsche Kanzler am 12. Januar 1870, infolge der geschichtlichen Entwicklung wie des herrschenden Gegensatzes der Interessen an einer Ge-

meinschaft des Bewußtseins, der vornehmsten Bedingung jedes konstitutionellen und parlamentarischen Lebens. Der große Staatsmann schloß daraus, daß die österreichische Regierung nur den Schein konstitutionellen Lebens wahren dürfe, tatsächlich aber mit Hilfe des § 14 der Verfassung, der ihr ein ausgedehntes Notverfügungsrecht vorbehielt, zur absoluten Regierung zurückkehren müsse. Die österreichische Regierung hat sich diesen Rat seither einmal nicht erfolglos angeeignet. Nur hat sich der deutsche Kanzler darüber getäuscht, daß Völker der Gegenwart nicht mehr auf die Dauer mit einem § 14 zu regieren, jedenfalls kaum noch zu besonderen Leistungen und politischen Fortschritten zu bringen sind. Geholfen wird Österreich nur werden, wenn es gelingt, die von Bismarck vermißte Gemeinschaft des Bewußtseins zu schaffen. Es ist der große Glaube der österreichischen Christlichsozialen, daß die Hilfe dank der gemeinsamen vaterländischen Erinnerungen und dank der gleichen wirtschaftlichen Bedürfnisse und sozialen Nöte der Volksmassen noch möglich ist, und ihre große Aufgabe, die Hilfe auch tatsächlich zu bringen. Ihr Kampf ist ein verzweifelter, aber ein Kampf, der, wenn sie ihn Geschlechter lang mit echtem Idealismus und in großen Zügen durchfechten, Österreichs Zukunft, so Gott will, verbürgen wird.

◆ ◆ ◆

Die Leitung der auswärtigen Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie lag vom Herbst 1866 bis zu Andrassys Berufung im November 1871 in den Händen Beusts. Doch übte Andrassy schon einen erheblichen Einfluß auf sie aus. Sein Gedanke war, wie der preußische Generalkonsul in Budapest einmal schreibt, bei Tag und Nacht Rußland. Russischen Agitationen unter den der habsburgischen Monarchie angehörenden Slawen begegnete er auf Schritt und Tritt. Am ehesten hoffte er über die von Rußland drohenden Gefahren hinwegzukommen, wenn der Friede in Europa erhalten blieb. Er ließ es sich angelegen sein, daß vor allem auf dem Balkan der Zündstoff beseitigt werde. Anfangs meinte er sogar noch, im Dienste des Friedens das für Rußlands südosteuropäische Politik wichtigste Slawenvolk, die Serben, beruhigen und abfinden zu können; er wäre bereit gewesen, ihnen den größten Teil Bosniens zu verschaffen. Er war wohl auch für ein Bündnis mit Frankreich, das Hauptanliegen des Reichsministers für die auswärtigen Angelegenheiten, weil er sich davon eine gute Deckung gegen Rußlands Pläne versprach. Aber das Bündnis durfte, sollte dieser Zweck erreicht und nicht vielmehr Rußland herausgefordert werden, nicht sogleich einen Krieg mit Preußen zur Folge haben. Um einen solchen zu vermeiden, befürwortete Andrassy auch eine unzweideutige Anerkennung der neuen Ordnung in Deutschland und einen aufrichtigen Verzicht Österreichs darauf, am Umsturz der fortschreitenden deutschen Einigung zu arbeiten. Um all dieser Gelegenheiten willen überließ Andrassy nicht einfach Beust die Führung der auswärtigen Geschäfte. Damit aber wurde es für seinen Biographen notwendig, schon vom Jahre 1867 an die auswärtige Politik des Gesamtstaats mitzuschildern und nach Möglichkeit auch für sie neue Quellen zu erschließen, weil die bisherigen nicht hinreichende Auskunft gaben.

Bis vor wenigen Jahren waren unsere Kenntnisse der auswärtigen österreichischen Politik unter Beust ganz ungewiß. Da sie fehlschlug, hat Beust selbst

in seinen Erinnerungen ‚Aus drei Vierteljahrhunderten' nicht allzuviel darüber erzählt, und was er erzählt, mußte, soweit er nicht diplomatische Aktenstücke mitteilte, Mißtrauen erwecken. Erst in der jüngsten Zeit fließen die Quellen. Einmal deckten französische Berichte, namentlich Ollivier in seinem umfassenden Werk ‚L'Empire libéral', einiges auf. Hohenlohes ‚Denkwürdigkeiten' brachten wenig, um so mehr drei Bücher, die rasch hintereinander im letzten Herbst erschienen. Einstweilen steht darunter Wertheimers Buch an erster Stelle. Es fußt für die auswärtige Politik, wie angegeben, hauptsächlich auf preußischen Berichten. Mehr Ausbeute noch verheißen, wenn sie erst einmal vollständig vorliegen, die Mitteilungen, die Wilhelm Alter vorläufig im 145. Bande der ‚Deutschen Rundschau' aus Papieren Beusts und einiger anderer österreichischer Diplomaten zusammengefaßt hat. Endlich enthielt der 3. Band der ‚Erinnerungen' des einstigen sächsischen Staatsministers Frhrn. v. Friesen wertvolle Kunde.

Es ist nunmehr unzweifelhaft, daß Beust sich als den Minister der österreichischen Revanche betrachtete, und ununterbrochen an der Herstellung einer diplomatischen Lage arbeitete, die Österreich unter aussichtsvollen Verhältnissen den Wiedereintritt in den Krieg gegen Preußen erlaubte. Er hat dabei auf die Hilfe Frankreichs und — er, der Leiter des katholischen Österreich! — gegen Preisgabe Roms an Piemont, auch auf die Rückendeckung und selbst die Mitwirkung Italiens gehofft. Er hat Sachsen und die deutschen Südstaaten zur Unterstützung seiner Pläne bewegen wollen und revolutionäre Bewegungen in den neuen Provinzen Preußens begünstigt. Die erste Anfrage an Napoleon hat er schon im Dezember 1866 gerichtet, unmittelbar nach seinen ersten Bemühungen, die süddeutschen Staaten in einem ‚Südbund' zu vereinigen. Sie ist höhnisch abgelehnt worden. Als aber Napoleon im Frühjahr 1867 Luxemburg erwerben wollte und Bismarck ihn daran hinderte, und als Bismarck bei dieser Gelegenheit gar die mit den Südstaaten im August 1866 abgeschlossenen Geheimverträge auf Schutz und Trutz bekannt gab, brachte der französische Kaiser seinerseits die Verhandlungen in Fluß. Falls Alters Quelle glaubwürdig ist, ist es der bisherigen Annahme entgegen schon in Salzburg August 1867 bei der Zusammenkunft Franz Josefs und Napoleons zu den ersten schriftlichen Abmachungen gekommen. Bei der Erwiderung des Besuchs in Paris im Herbst desselben Jahres scheint die Verständigung dann freilich nicht weiter gediehen zu sein. Allenthalben erhoben sich außerordentliche Schwierigkeiten. Ungarn sträubte sich. Andrassy war zwar kein Feind Frankreichs. Aber er fürchtete, daß auf die Art, wie Beust die Verbindung mit Napoleon betrieb, Rußland und Preußen nur noch näher aneinander gedrängt würden, und sie wollte er keinesfalls zusammen gegen seinen Staat marschieren sehen. Um ihn zu beruhigen, scheint Beust daran gearbeitet zu haben, verpflichtende Zusagen Napoleons für die österreichische Orientpolitik zu erlangen, endlich gar einen Anlauf zu einer unmittelbaren Verständigung mit Rußland unternommen zu haben. Er kam damit aber nicht zum Ziele. Etwas aussichtsvoller gestaltete sich sein Bemühen, die zweite Hauptschwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Erzherzog Albrecht erhob im Namen der österreichischen Heeresleitung die Forderung, daß man im Falle des Krieges wenigstens der Neutralität Italiens sicher sein müsse, damit man

außer den gegen die Preußen zu sendenden Truppen und außer dem an der russischen Grenze aufzustellenden Heere nicht noch ein drittes Heer zur Besetzung einer weiteren Grenze brauche. Beust ging nicht nur auf die Bedingung des Erzherzogs ein, sondern versuchte mit Napoleons Billigung, Italien zum Bundesgenossen für den Krieg zu gewinnen. Italien ließ sich wohl in die Verhandlungen ein, verlangte aber, daß Napoleon zum Entgelt in die Einverleibung Roms einwilligen müsse. Beust befürwortete das Verlangen. Napoleon jedoch glaubte sich die Zustimmung nicht ohne Gefahr für seinen Thron abnötigen lassen zu können. Er täuschte sich über Italiens Beharrlichkeit, wenn er — vielleicht nicht ohne Beusts Mitschuld — im September 1869 durch einen persönlichen Briefaustausch der drei beteiligten Monarchen vorläufig einmal von diesen das Versprechen erhalten zu haben meinte, daß sie beim Ausbruch eines Konfliktes mit Preußen unter allen Umständen in eine gemeinsame diplomatische Aktion mit ihm treten würden. Beust verhandelte unverdrossen weiter, um auch ein formelles Bündnis der drei Staaten zustande zu bekommen. Im Dezember war er, seines Erachtens mit gutem Erfolg, in Florenz bei Viktor Emanuel, im Februar 1870 ging ein neuer Bündnisentwurf nach Paris. Er wurde auch Bayern mitgeteilt, wo etwa zur selben Zeit Beusts alter Freund Graf Bray, der bisherige bayerische Gesandte in Wien, der Nachfolger des preußenfreundlichen Hohenlohe wurde. Gleichzeitig weilte Erzherzog Albrecht in Frankreich, um, wie es scheint, die Bedingungen des Aufmarsches bei einem etwaigen kriegerischen Zusammengehen zu verabreden. Sie führten noch zu keinem Ergebnisse, da Albrecht darauf bestand, daß die Franzosen vorangehen und in Süddeutschland einrücken müßten, ehe ihnen die Österreicher bei ihrer ohnehin langsamen Kriegsbereitschaft die Hände reichen könnten. Auch in einer dritten Hinsicht waren die Dinge bisher ganz und gar nicht nach Beusts Wünschen gelaufen. Es handelte sich darum, welcher Vorwand für den Krieg genommen werden sollte. Kaiser Franz Josef stand nicht von dem Verlangen ab, daß ein mit Frankreich zusammen geführter Krieg nicht um den Besitz eines deutschen Gebietes entbrennen dürfte, wie es bei einem Krieg um Luxemburg der Fall gewesen wäre, und daß man gewiß sein müsse, beim Einrücken in Deutschland als Befreier von der preußischen Herrschaft begrüßt zu werden. Beust hat daraufhin anscheinend zunächst beabsichtigt, Sachsen zu bereden, daß es jeder Ausdehnung der Zuständigkeit des Norddeutschen Bundes über das in der Verfassung vereinbarte Maß hinaus widerspreche und ein exekutives Vorgehen des Bundespräsidiums herausfordern solle. Sobald preußische Truppen in Sachsen eindrangen, war dann seines Erachtens der Augenblick für Österreich und Frankreich gekommen, sich einzumischen und Preußen zu zertrümmern. So erzählt Friesen und deutet dazu an, daß auch welfisch gesinnte Männer für den Plan tätig gewesen seien. Leider nennt er keinen Namen. Es ist daher vielleicht nicht unnötig, darauf aufmerksam zu machen, daß er sich in späteren Abschnitten mehrfach auf den Abgeordneten Windthorst in anerkennender Weise bezieht und daß daher auf diesen viel und gern verdächtigten Anhänger des welfischen Königshauses seine Bemerkung über jenen Mitwisser an dem Beustschen Plane kaum gemünzt sein kann. Sachlich sind Friesens Mitteilungen nicht unwahr-

scheinlich, obwohl sie sonst nicht bezeugt sind. Da Beust nach Friesens Zeugnis von Sachsen unzweifelhaft eine Zurückweisung erfuhr, versuchte er die süddeutschen Staaten darauf festzulegen, daß sie unter allen Umständen die Linie des Prager Friedens innehielten und preußische Annäherungen auf jeden Fall ablehnten. Diese Bemühungen deckten sich mit der allgemeinen Losung, die nach Alters Angabe schon der Salzburger Übereinkunft zugrunde lag und die Beust während des Jahres 1869 durchweg vorzugeben für gut fand: Verteidigung des Prager Friedens, wobei immer Preußen als dessen Angreifer vorausgesetzt wurde. Mit ihr läßt es sich auch vereinbaren, wenn der Botschafter, der Österreich damals in Paris vertrat, noch 1873 an Andrassy schrieb: er habe im Einvernehmen mit der Regierung zwar für einen Krieg, aber immer nur für einen Verteidigungskrieg gewirkt. Da aber auch die süddeutschen Staaten Beust kein Gehör schenkten, so griff die französische Regierung endlich im Frühjahr 1870 die Frage der hohenzollerischen Thronkandidatur in Spanien als Kriegsvorwand auf. Sie hielt sie für brauchbar, da sie, rein dynastischer Natur, die Süddeutschen kalt lassen und von Preußen fernhalten werde. Doch versicherte sich Frankreich, bevor es heraustrat, der Ansicht Beusts. Er erklärte sich schon am 28. Mai mit der Auffassung Frankreichs einverstanden. Nunmehr sandte Napoleon den General Lebrun nach Wien, um den Kriegsplan zu überlegen; aber hier machte Franz Joseph nach wie vor alles von der Stellungnahme der süddeutschen Staaten abhängig. Trotzdem gingen die Franzosen anfangs Juli diplomatisch gegen Preußen vor. Erst der wirkliche Ausbruch des Krieges öffnete ihnen die Augen darüber, daß Beust in seiner unruhigen Betriebsamkeit sowohl die Staatsmänner seines Landes wie dessen Einwohner in ihrer übergroßen Mehrheit gegen sich hatte. In Österreich selbst fiel die Entscheidung vermutlich in zwei Kronratssitzungen vom 10. und 18. Juli 1870. Wertheimer weiß freilich nur von der zweiten; Alter dagegen meldet von zwei Sitzungen. Die Angaben beider über den Inhalt der gepflogenen Erörterungen weisen so starke Abweichungen auf, daß man, bevor Alter den Wortlaut seiner Aktenstücke veröffentlicht hat, kaum Mutmaßungen über ihn äußern darf. Auffällig ist, daß Wertheimer ausnahmsweise keinerlei Mitteilung über die Herkunft der von ihm benutzten Aufzeichnungen macht und bloß ihre Glaubwürdigkeit beteuert. Als sicher wird man nur behaupten können, daß Alter über den Ausgang des Kronrats vom 18. Juli richtiger berichtet als Wertheimer. Dieser stellt ihn, seiner immer wieder sichtbar werdenden, wenn auch schwerlich bewußten Tendenz getreu, als eine Andrassy verdankte Niederlage Beusts dar. Nach Alter jedoch trug Beust gerade dadurch, daß Andrassy vor dem Kaiser und den Generälen zurückwich, noch einen Scheinerfolg davon. Andrassy wünschte von vornherein, daß Österreich einen Teil seiner Streitkräfte kampffertig mache, um Rußland gegenüber für jeden Fall gedeckt zu sein. Er wollte aber, daß Preußen zu dessen Beruhigung von dem Zwecke dieser Maßregel sofort vertraulich Kenntnis gegeben werde. Darauf erklärten die Generäle, daß die beschränkten Vorkehrungen, die Andrassy vorschlug, technisch nicht durchführbar seien, und daß, wenn überhaupt, sogleich umfassende Rüstungen für den Ernstfall getroffen werden müßten, was nunmehr beschlossen wurde, und

Franz Joseph lehnte die vertrauliche Mitteilung an Preußen ab. Die militärischen Maßregeln erhielten dadurch eine gegen Preußen gerichtete Spitze und gaben Preußen die Handhabe, sich bei den Mächten zu beschweren und Rußland ein erstes Mal Österreich drohen zu lassen. Indessen, Ungarns Unlust, sich in den Krieg einzumischen, hatte sich doch sofort bei dessen Beginn so unverkennbar gezeigt, der Verlauf einer letzten Bündnisberatung zwischen Frankreich, Österreich und Italien zu Paris am 24. Juli zeigte ebenfalls so deutlich, daß Italien und Frankreich der Verständigung nicht näher kamen; die preußischen Siege folgten sich bald so schnell, daß sich des leicht beweglichen österreichischen Reichskanzlers Sinn schon aus sich selbst von seinen kriegerischen Plänen abkehrte. Er griff nun Ideen einer Vermittlung zwischen den Kämpfenden auf, die wenigstens verhindern sollte, daß durch den Krieg die volle Einigung des nichtösterreichischen Deutschlands gelang. Im Dienste dieser Ideen hat er, wie man aus Friesen erfährt, noch im November selbst einen Ministersturz in Bayern betrieben. Er hatte damit so wenig Glück wie mit allen übrigen Vermittlungsversuchen. Im Gegenteil setzte er Österreichs Ansehen in Europa immer weiter herab. Endlich zwang ihn Franz Joseph, der allezeit männlicher, aufrichtiger und deutscher wie sein Minister war, unter dem 26. Dezember 1870 Bismarck zu schreiben, daß Österreich das neu erstandene deutsche Kaiserreich ‚mit der wärmsten Sympathie für die ferneren Geschicke' des deutschen Volkes ‚und mit dem rückhaltlosen Wunsche' anerkenne, ‚daß es in den neuen Formen seines staatlichen Daseins die wahren Bürgschaften einer glücklichen Zukunft finden möge'.

Von Bismarck bezeugen alle ans Tageslicht kommenden Quellen nur immer klarer und unanfechtbarer, daß er nach 1866 alsbald auf alle Weise die süddeutschen Regierungen zu beschwichtigen versuchte, keinerlei Annexionsgedanken gegenüber den süddeutschen Staaten verfolgte, aus Deutschland kein Großpreußen machen wollte, und daß er gleichzeitig mit allem Ernste auch eine Politik der Annäherung an Österreich betrieb. Er erklärte sich an der Schwelle des französischen Krieges sogar schon bereit, gegen Österreich sich zu verpflichten, daß Preußen im Falle eines österreichischen Krieges mit Rußland neutral bleiben werde. Nur ein Bündnis gegen Rußland schloß er aus. Man sieht ihn so schon vor 1870 und 1870 selbst unverwandt und mit der unerschütterlichen Überzeugung, daß es nicht anders kommen könne, den Weg wandern, der uns zum Dreibunde geführt hat.

Ein aufrichtiger Deutscher kann den gewaltigen Staatsmann auf diesem Wege nicht ohne Dank und Genugtuung sehen. Um so betrübender wirkt dann, wenn man an der Hand der von Wertheimer benutzten Gesandtschaftsberichte beobachten muß, wie der Kanzler gleichzeitig immer mehr auch dazu disponiert wurde, in dem politisch interessierten Katholizismus den unversöhnlichen Feind Preußens und der von ihm geschaffenen deutschen Einheit zu beargwöhnen. Aus diesen Berichten und Bismarcks Antworten darauf ist wieder und wieder herauszulesen, daß man preußischerseits die eifrig katholische Aristokratie sowohl in Frankreich wie in Österreich als die eigentlichen Treiber zum Kriege betrachtete, denen die Preußen widerstrebenden Elemente in Deutschland, und denen auch Beust sowie die zum Krieg bereiten französischen Politiker ihren Rückhalt an den

Antoine Watteau/Die italienische Komödie



Höfen verdankten. Man war in Preußen nur zu geneigt, mit diesem Teil des Adels das, was man die katholische Partei nannte, in einen Topf zu werfen. Wertheimer schreibt ganz im Banne dieser Vorurteile. Trotzdem muß er das einzige Mal, wo ihn sein Material zu einer Nachprüfung zwang, ausdrücklich feststellen, daß eine Unterscheidung geboten ist. Anderseits darf freilich nicht übergangen werden, daß ein Vergleich der ‚Zeitläufe', die Jörg in die ‚Historisch-Politischen Blätter' der Monate Juli bis Dezember 1870 schrieb, mit Alters Mitteilungen über Beusts Wandlungen in diesem Zeitraum den begabtesten und gedankenreichsten katholischen Publizisten dank der Verbitterung, der er sich 1866 überlassen hatte, abhängig von dem einst durch ihn so scharf und richtig beurteilten österreichischen Minister zeigt. Aber Bismarck erfuhr auch, daß in Österreich von Beust wie von anderen für den Fall des Krieges die Wiederherstellung eines polnischen Staates erwogen wurde. Gewiß sollte sie an erster Stelle dazu dienen, Rußland an der Einmischung in den Krieg zu hindern; aber sie mußte auch Preußens Kriegführung hemmen. Bismarck tat wohl, als wenn ein polnischer Aufstand seit 1863 nicht mehr möglich sei; im stillen nahm er die Bedrohung desto ernster, je slawenfreundlicher sich die österreichische Aristokratie mit den Jahren auswies. Wenn er sich von 1870 an sogar mit der Leitung der österreichischen Politik durch Beust noch einmal aussöhnte, geschah es, weil er Beust mit diesen Elementen in Kampf geraten sah und ihr Vordringen zur Herrschaft in Österreich aufhalten wollte. Mit dem gleichen Groll bot er alles auf, um den französischen katholischen Hochadel daran zu hindern, daß er sich mit Hilfe des Übergewichts der Konservativen in der Nationalversammlung der Herrschaft in Frankreich bemächtigte: man hatte ihn unterrichtet, daß dieser Adel Napoleon zum Kriege gedrängt habe, um seinen Sturz herbeizuführen. Wir haben hier nicht die Aufgabe, zu prüfen, inwieweit sich der Kanzler von eigenen Vorurteilen oder durch die Vorurteile seiner Berichterstatter täuschen ließ. Jede neue Quelle, die erschlossen wird, lehrt uns überzeugender, daß wir noch längst nicht die hinreichende Zahl von Nachrichten haben, um dieser Aufgabe gerecht werden zu können. Vorläufig müssen wir uns damit bescheiden, deutlicher und deutlicher mit Bismarcks Augen die politische Lage der Jahre vor und nach 1870 sehen zu lernen, um sein Vorgehen einmal verstehen zu lernen. Viele Unschuldige haben unter dem Kulturkampf, den er nach 1870 führte, leiden müssen. Unserer Kirche und dem religiösen Leben ist ein in seiner Größe kaum zu ermessender Schaden durch den Kulturkampf zugefügt worden, wenn sich gewiß auch anderseits die politischen Kräfte der Katholiken über der Verteidigung machtvoll entwickelt haben, und die Begeisterung des katholischen Volkes für die Kirche noch inniger geworden ist. Aber je mehr Licht auf die Tage des beginnenden Kulturkampfes fällt, desto mehr zeigt es sich doch auch, daß der Kanzler zu seinem Entschlusse zunächst und zumeist durch politische Beweggründe getrieben wurde, und daß er dabei glaubte, zuverlässig unterrichtet und gerechtfertigt zu sein.

Dem Grafen Andrassy stand Bismarck damals noch fremd, ja zweifelnd gegenüber. Erst die kommende Zeit sollte beide zu großer Tat verbinden.

# Die Stunde kommt / Von Franz Herwig

VI.

Es schlug soeben vom Turm des Kirchleins St. Andreas vier Uhr. Nicht lange, so wird es tagen. Drüben, jenseits des Sees über Garda hängt der schmale untergehende Mond wie ein blutiges Schwert.

Das Fenster auf und einen Atemzug Luft! —

War es Täuschung — aber an der ragenden Mauer der Zitronen-serre, wo ehemals der Hauptteil des Palastes stand, sah ich einen krummen Schatten, der sich langsam bewegte.

Und indem ich dies niederschreibe, ging, unhörbar fast, die alte Tür nach dem Garten, die immer verschlossen ist. Es war sicher diese Tür. Es war nicht auf der Terrasse und nicht in der Halle. Nein, es war die stets verschlossene Tür nach dem Garten, deren Schlüssel gar nicht mehr existiert.

Weshalb flackern die Kerzen plötzlich? Hört niemand die schlürfenden Tritte auf der Treppe, — auf den Dielen des Vorflurs, — im Neben-gemach?

Jetzt ist es still. —

Ich habe minutenlang gelauscht. Und während des Lauschens, indes ich mein Herzklopfen niederzwang, erschien es mir als natürlich, daß eben Doktor Ghiselli, der Rosenkreuzer, in meiner Nähe gewesen war. Ja, ich sah ihn sitzen, den Kopf geneigt, mit starrem Gesicht. Er ließ die Arme hängen wie jemand, der keinen Trost hat und voll Verzweiflung ist. Aber er sitzt nicht im Dunkel. Nein, es ist blendende Sonne um ihn. Maisonne etwa, und die Luft ist voll Rosenduft! Zehn Schritte von ihm, im Schatten der großen Ulme, liegt, gehüllt in weiße, weiche Gewänder, ein schlafendes Mädchen, deren Gesicht keinen Tropfen Blut zu haben scheint. Fast gleicht sie einer Toten, jedenfalls ist ihr Schlaf sehr fest. Trotzdem spricht sie langsam und tonlos, ohne sich zu regen:

‚Welche Fülle Goldes! Der unermeßliche Schatz! Du sollst graben, tief graben nach dem Schatz. Er liegt sehr tief, tief!‘

Aber der Doktor Ghiselli wirft einen Blick zu ihr hin, einen gewaltigen, bezwingenden, unermeßlichen Blick. Sofort schweigt sie. Ihr Gesicht verändert sich nicht.

Doktor Ghiselli läßt den Kopf sinken und plötzlich höre ich, wie er spricht:

VII.

‚Ich war unstet und einsam von Jugend an. Ich habe Ziegen geweidet, als ich jung war. Ich wußte, wie arm ich war, und ich träumte nur einen Traum, unaufhörlich diesen: reich zu sein und Macht zu haben über alle Menschen.

In der wilden Einsamkeit der Felsen, hingestreckt in das duftende Kraut der Menthe, erdachte ich Begebenheiten, durch die ich mit hochmütigem Gesicht schritt, während die Menschen sich vor mir neigten. Ich habe nie gebetet. Wenn eine Glocke am See klang, trieb ich meine Herde höher hinauf in die Steinwüsten. In jedem Monat erhielt ich von den Besitzern der Ziegen meinen Lohn. Es waren zehn Soldi, und ich knüpfte sie in das rotseidene Tuch, das meine Mutter einst um den Hals getragen hatte. Als sie starb, hatte ich es an mich genommen. Meinen Vater kannte ich nicht.

Als ich einen Gulden beisammen hatte, erwarb ich ein Ziegenlamm. Ich trug es an Stellen, wo die kräftigsten Kräuter wuchsen und scheuchte die übrige Herde davon, damit mein Eigentum ungestört an der Fülle guten Grases sich mäste. Nach einem Jahr kaufte ich das zweite Tier. Das erste warf im nächsten Frühjahr ein Junges. Dieses Mehren meines Besitzes gefiel mir während zweier Jahre. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich dieses Geschäft aufgab, meine kleine Herde verkaufte und in das Dorf ging, wo ich einen Handel mit Zitronen anfing. Ich hatte mit niemandem Umgang.

Eines Abends hockte ich auf der Schwelle des Stalles, in dem ich zu schlafen pflegte. In dem gewölbten Flur des Hauses, in den ich gerade hineinsehen konnte, erzählte eine alte Frau einer Schar von Nachbarinnen von einem Schatzgräber, der an den Hängen der Toscolanoschlucht nach Gold geschürft und eine Maultierlast des edlen Metalls gefunden hatte. Es hieß, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben hatte, aber ich glaubte nicht, daß es einen Teufel gäbe. Der Schatzgräber habe sich an dem Ufer des Sees einen prächtigen Palast gebaut und Könige und Fürsten seien bei ihm zu Gaste gewesen. Aber in einer Nacht sei plötzlich der ganze Palast mit seinen Bildsäulen und Kostbarkeiten, mit seinen Gärten und Terrassen in den See versunken, lautlos, so wie ein Traum vergeht. —

Seit dieser Zeit vernachlässigte ich meinen Handel, der mir bereits einige Goldstücke eingebracht hatte. Ich dachte an nichts anderes als daran, Geld zu finden. Meine Träume zeigten mir Berge von Gold. Dieses Gold leuchtete mild und warm. Sobald ich an diesen Schein dachte, ergriff mich unendliche Sehnsucht. Ich lief aus dem Dorfe und stieg an den Hängen der Schlucht herum. Mit brennenden Blicken betrachtete ich die Steine und zerbiß mir die Lippen, wenn der zauberhafte Schein des Goldes nicht aufleuchtete. Ich überwand meine Menschenscheu und fragte die Alte, die einst von dem Schatzgräber erzählte, ob sie nicht wisse, wo jener das Gold gefunden.

Sie sah mich erstaunt an und sagte, daß dies niemand wisse.

Aber der Gedanke an das Gold, das einmal in diesen Bergen gefunden worden war, hatte mich derart erfaßt, daß er mich selbst nachts in die Einöde trieb.

Es war in einer Julinacht, als ich mich wieder von meinem Lager aus Maisstroh erhob, über die Mauer des Hofes stieg und den Pfad nach der Schlucht einschlug. Es ging kein Lüftchen, der Himmel hing voll von Gewittern, ungeheure schwarze Wolkenballen lasteten auf den Bergen. Nicht einmal die Grillen zirpten. Die Unruhe in mir trieb mich weiter und weiter. Längst war ich von Schweiß durchnäßt; ich kam an den Rand der Schlucht. Tief unten murrte der Toscolanobach. Ich stieg vorsichtig im Geröll umher. Plötzlich flammte der Schein eines fernen Blitzes über den Himmel, als wenn ein ungeheures, geheimnisvolles Wesen sein Auge aufschlage und mich blendend anschaue.

Und in demselben Augenblick spürte ich einen Ruck in meinem Körper, ich blieb wie gelähmt stehen, und indem ich zu zittern begann, sagte ich leise vor mich hin:

„Hier ist es!"

Zugleich erwachte fern in den Bergen ein dumpfes Grollen, wurde stärker, kam mit unheimlicher Schnelligkeit näher, polterte an den nahen Felswänden, wurde schwächer, kehrte noch einmal laut und drohend zurück und flog davon, indem es verhallte.

Auf dem Fleck, wo ich gestanden, sank ich in die Knie. Es begann zu regnen; aber die lastenden Gewitter blieben stumm. Als der Morgen dämmerte, begann ich mit bebenden Händen das Geröll zu durchwühlen, auf dem ich die Nacht verbracht hatte. Und plötzlich hielt ich ein faustgroßes Gestein, das gelblich glänzte.

Mir war, als wenn mein Herz stillstehe. Gold! Ich hatte Gold gefunden! Es würde noch mehr Gold hier liegen! Wenn ich den Felsen zerschlüge, würden mir armdicke Adern von Gold entgegenleuchten! Ich würde reich sein, unermeßlich reich!

Wie ich in das Dorf gekommen bin, weiß ich nicht. Ich wollte eine Hacke holen. Aber ich stürzte keuchend in den Laden des Krämers, unfähig, mich zu beherrschen, schlug den Klumpen, den meine Hand fest umkrampft hatte, auf den Tisch und rief:

„He! Agostino, was ist das hier?"

Dabei sah ich ihn und die Männer, die mit der Pfeife im Mund im Gewölbe standen, triumphierend an.

.... Der Krämer Agostino nahm den Klumpen, und einen Scherz witternd, sagte er:

„Nun, was wird's sein, ein Stein!"

„Ja, aber was für ein Stein?" frug ich.

„Teufelsgold! Halte die Nase nahe heran! Merkst du, wie es stinkt?"

Die Männer lachten. Agostino schlug mich auf die Schulter und fragte dröhnend:

„Und was weiter? Wolltest du nichts weiter wissen?"

Unfähig, zu sprechen, sah ich ihn entsetzt an, schüttelte den Kopf und ging aus dem Gewölbe. Den stinkenden Stein schleuderte ich von mir.

An demselben Tage verließ ich Maderno und wanderte, meine vier Goldstücke in das Tuch meiner Mutter geknüpft, nach Bologna.'

◆ ◆ ◆

'Es gelang mir, das Wohlgefallen des Herrn Zampieri zu erregen, der an der Piazza Nettuno einen Tuchladen hatte. Nachdem es mir nicht geglückt war, mühelos Gold zu finden, glaubte ich im Handel, den ich nun erlernte, dereinst zu Reichtümern kommen zu können. Während drei Jahren half ich nun in dem großen, kühlen Gewölbe, das dunkel war und nach Schafwolle roch, die Ballen des groben oder feinen Tuches messen, sie verpacken, verladen; ich lernte die große, geschwungene Schrift der Kaufleute und hörte dem Herrn Zampieri zu, der mir die Zeichen der Güte an der rohen Wolle, die die Bauern brachten, und an dem fertigen Stoff, der von den Webstühlen zurückkam, wies.

Aber als das dritte Jahr zu Ende ging und meine Goldstücke sich zwar um einige vermehrt hatten, ich aber einsah, daß, um reich zu werden, ich noch lange Jahre, ja Jahrzehnte in dunklen Gewölben arbeiten müßte, tauchten die alten Gedanken an Goldgräberei wieder auf. Zwar fühlte ich wohl, trotz meiner Jugend, wie die einzige Tochter Zampieris, die fünfzehn Jahre zählte, mich wohlgefällig ansah, und es gab wohl Stunden, wo ich mich bereits als Eidam des großen Kaufherrn sah, aber bei ruhiger Überlegung ergriff mich das Grauen davor, an ein Weib während eines langen Lebens gekettet zu sein, und ich sah einzig die Möglichkeit, später mit allem Gelde zu verschwinden und die, die auf mich gebaut hatten, zu betrügen.

Doch waren das nur müßige Gedanken.

Es war an einem Abend, als ich an einem Gasthaus an der Piazza Ravegnana vorüberging, daß viele Menschen eine Reisekutsche umstanden. Ich fragte die Nächststehenden, was es gäbe, und man antwortete mir, daß der berühmte Professor Cagliostro mit seiner schönen Gemahlin soeben angekommen sei.

„Wer aber ist dieser Cagliostro," fragte ich.

„O, weißt du das nicht? Ein Zauberer und Goldmacher, den alle Fürsten lieben, und der das Geheimnis besitzt, Menschen fliegen zu machen, Kranke zu heilen und Tote zu erwecken."

Ich weiß, daß, der mir dieses sagte, ein alter, grauhaariger Bürger war. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir; denn so bestürzt war ich von dem Gehörten, daß ich ihn noch minutenlang anstarrte.

Ich hätte ihn wohl noch länger angesehen, wenn nicht in diesem Augenblick der Professor Cagliostro selbst erschienen wäre, eifrig mit seiner Gemahlin sprechend und von dem Wirt mit abgezogener Kappe begleitet.

Er war im Begriff, den Wagen wieder zu besteigen. Ich überlegte kaum, was ich tat. Jedenfalls drängte ich mich durch die Gaffer, hielt Cagliostro am Rocke fest und flüsterte eindringlich:

„Gönnt mir, ich flehe Euch an, eine Minute, Ihr müßt mich anhören!"

Dabei sah ich ihn beschwörend an.

„Teufel, Bursch," rief er, „was machst du für Augen; was willst du?"

Ich drängte mich an ihn und hielt ihn noch immer fest.

„Könnt Ihr wirklich und wahrhaftig Gold machen?"

Er lachte und wechselte mit seiner Frau einen Blick.

„Ob ich Gold machen kann? Ohne Zweifel, da viele große und berühmte Leute dies sagen."

„Dann nehmt mich zum Gehilfen an. Ich will Euch dienen, solange es Euch beliebt, aber behaltet mich bei Euch. Lehrt mich Euer Geheimnis!"

„Glaubst du, mein Bursch, daß ich auf dich gewartet hätte, wenn ich einen Gehilfen brauchte? Laß mich los!"

Er riß sich los und trat an den Schlag. Ich drängte mich an ihn. Seine Gemahlin, die ich beiseite schob, rief:

„So geh doch und gib Platz!"

Da wendete ich mich zu ihr. Ich fühlte plötzlich, als die so leidenschaftlich gehegte Hoffnung mir wiederum zu versinken drohte, einen unmäßigen Schmerz. Mir war, als wenn alle meine Gefühle und Gedanken mächtiger würden. Ich sah die Frau an, erhob meine Hand zu ihr und sagte:

„Bittet doch für mich! Seit meiner Kindheit beseelt mich nur ein Wunsch, die große Kunst zu lernen, in der Euer Gemahl Meister ist. Ich flehe Euch an! Ich beschwöre Euch! Bittet ihn, daß er mich mitnehme!"

Während ich sprach, sah ich, wie die Frau unter meinem Blick langsam erstarrte. Die Arme fielen leblos und schlaff herunter, und plötzlich sagte sie mit einer Stimme, als sage sie etwas sehr Schweres:

„Ja, nimm ihn mit! Nimm ihn mit!"

Die Gaffer, die glauben mochten, daß der todbleichen Frau die Sinne geschwunden wären, drängten sich hinzu. Da sagte Cagliostro zu mir:

„Faß an!"

Wir trugen die Frau, die sich nicht regte, in die Kutsche. Der Schlag fiel zu, und mit betäubendem Gepolter jagte der Wagen davon.'

— Der Doktor Ghiselli machte eine Pause. Er erhob sich und ging auf und nieder mit geneigtem Haupt, mit schürfenden Schritten, und indem er im Schreiten das Muster der Steinplatten verfolgte, begann er wieder:

‚Auf dem Wege nach Verona, wohin wir fuhren, sagte mir Cagliostro, daß ich den großen Blick der Magier habe, und zwar müsse die geistige Kraft, die ich auszustrahlen vermöge, sehr stark sein, da seine Gattin selber seinem Blick zuweilen nicht mehr gehorche. Ich bestürmte ihn mit Fragen, mir das Geheimnis des großen Blickes zu sagen, aber er vertröstete mich. Ich müsse erst viele Studien machen, ehe ich vermöchte, die mir innewohnende Kraft recht anzuwenden. Jedenfalls begriff ich, daß es eine noch viel größere Macht gebe als die, über Menschen zu herrschen oder Gold zu machen. Ich begriff, daß der auserwählte Mensch fähig sei, über das Geisterreich zu herrschen und das Unsichtbare in seinen Dienst zu zwingen.

Während ich schweigen mußte, da Cagliostro und seine Gemahlin schliefen, durchlebte ich im Vorgeschmack der Entzückungen, die kommen mußten, eine berauschte Nacht. Ich sah im Licht des halben Mondes die großen Pappeln der Straße vorbeiziehen, und mir war, als fahre ich einem unermeßlichen Glücke entgegen.

Langsam dämmerte der Morgen. Es war ein trüber und grauer Tag, der heraufstieg, aber ich meinte, noch nie einen so schönen und verheißenden Morgen erlebt zu haben.

Als die Räder auf dem schlechten Pflaster der Vorstadt Veronas zu lärmen begannen, erwachte das Paar, mit dem ich fuhr.

Am Tore hieß man mich das Fenster öffnen. Cagliostro zeigte seine Pässe vor, die mit vielen Siegeln bedeckt waren. Der Offizier salutierte ehrfurchtsvoll, und der Wagen rollte weiter. Nahe dem Dom, in einer Sackgasse, hielten wir vor einem großen Hause mit vergitterten Fenstern, und wir stiegen aus. —

In den folgenden Tagen erlebte ich so viel Großes, daß ich jetzt nicht mehr weiß, in welcher Reihenfolge sich die Dinge zutrugen. Ich bekam prächtige Kleider, deren Wert ich an dem weichen Tuch erkannte. Ich mußte während mehrerer Stunden am Tage vor der Tür zu dem Studierzimmer Cagliostros Wache halten, damit niemand ihn störe. Ich sah die Schar der Besucher und Bittsteller, die sich in dem Vorzimmer drängte und begriff, welches Ansehen mein Herr genoß.

Dieser ereignisreiche Sommer des Jahres 1768 brachte für mich

auch das erste Erlebnis der großen Kunst des Meisters. Er offenbarte mir eines Tages, daß er das Haupt eines geheimen Bundes sei, dessen Mitglieder in allen Ländern der bewohnten Erde sich befänden. Jeder sei mit Leib und Seele dem Bunde verpflichtet und niemand, der sich jemals gegen den Bund vergehe, könne sich vor der blutigen und schrecklichen Rache seiner Mitglieder bergen. Er sagte mir dies, ehe er mir den Eid abnahm, alles und jedes, was ich durch ihn erfahre oder bei ihm erlebe, auf das strengste geheim zu halten, selbst wenn man mich foltere. Die Rache des großen Bundes werde mich sonst sicher treffen, wo ich auch sei.

Nachdem ich diesen Eid, zwar bestürzt, aber auch gehoben durch das Vertrauen des Meisters, geleistet hatte, sagte mir Cagliostro, daß ich mit ihm kommen solle, da er drei österreichische Offiziere von sehr hohem Range heute bei sich zu Gaste habe.

Es war spät am Abend, als wir uns an der reichbesetzten Tafel niederließen; eine Stunde oder zwei gingen unter heiteren Gesprächen hin. Plötzlich, als die aufwartenden Diener hinausgegangen waren, entstand eine drückende Stille. Ich hatte eben einen venezianischen Pokal ergriffen, um der Herrin des Hauses zuzutrinken (denn ich hatte mich bereits an feine Sitten gewöhnt), da ergriff mich eine große Unruhe. Ich sah die Gäste an, die ebenfalls von einer seltsamen Bestürzung ergriffen schienen, sah Cagliostro an, auf dessen blassem Gesicht ein gezwungenes Lächeln stand, und gewahrte dann, daß die Frau langsam die Augen schloß.

In diesem Augenblicke erhob sich der große Bernhardinerhund, der einem der Offiziere gehörte und bis dahin ruhig hinter dem Stuhle, den Kopf auf die Pfoten gelegt, geschlafen hatte, begann leise zu winseln und schritt unsicher und witternd auf die Türe zu, die offen stand und in ein matt erleuchtetes Vorzimmer führte. Inmitten der Züröffnung blieb er stehen, stieß zweimal ein kurzes, ängstliches Geheul aus, schlug an und verkroch sich dann schnell unter dem Stuhle seines Herrn.

Ehe wir uns noch von einem seltsamen Gefühl des Grauens erholt hatten, begann plötzlich der ungeheure Eichentisch zu zittern, daß die Geräte klirrten und klingelten, erhob sich auf einer Seite ein Fuß über den Boden und fiel mit Gepolter zurück, so daß Gläser und Flaschen umstürzten und zerbrachen, und die vier Armleuchter ebenfalls umfielen und die brennenden Kerzen erloschen.

Ich vermag das Entsetzen, das mich erfüllte, nicht zu schildern; ich schüttelte mich wie ein Fieberkranker, so daß meine Zähne klapperten.

Mit dunkler Stimme fragte Cagliostro:

„Ist jemand hier?“

Es antwortete nichts, aber schon die Frage in dieser Totenstille vor unserem Gehör, das durch die geheimnisvollen Erlebnisse überempfindlich geworden war, schien uns allen schreckenerregend zu sein.

Im Vorzimmer war ein Tisch, auf dessen Platte noch einige Weingläser standen. Man sah diesen Tisch im matten Schein zweier Kerzen, die wie in einem Luftzuge über ihm flackerten. Und ohne daß jemand in jenem Zimmer war, erklangen plötzlich die Gläser, wie wenn eine zaghafte Hand mit einem Stäbchen an sie schlage.

Unsere Blicke waren so festgebannt an jenen Tisch, daß wir erst sehr spät bemerkten, wie von dem Gesicht der Frau ein zarter und bläulicher Schein ausging, so daß nur dieses Gesicht auf dem Hintergrund der schwarzen Wand sichtbar war. Und dieser mattleuchtende Kopf erhob sich plötzlich ganz langsam, schwebte in gerader Linie aufwärts, aber so unmerklich schnell, daß es schien, als verginge eine Stunde, bis er nahe an der Zimmerdecke stehen blieb. Dann senkte er sich ebenso langsam, aber in schräger Linie abwärts, bis er, weit hinten im Gemache angelangt, allmählich seinen Glanz verlor und entschwand.

Da tönte wieder die Stimme Cagliostros:

„Ist jemand hier?"

Und diesmal tönte leise und zaghaft, als wenn ein ganz junges und ängstliches Mädchen spreche, das Wort:

„Ja."

„Wer bist du?"

Schweigen.

„Verließest du den schlafenden Körper oder wohnst du bereits im Reiche der Geister?"

Schweigen. Endlich kaum hörbar:

„Ich weiß nicht."

„Wie ist dein Name?"

„Maria."

„Höre, Maria, willst du uns sagen, wie du den Weg fandest zu uns?"

Langes Schweigen.

„Du bist bei Freunden!"

Die Mädchenstimme sprach:

„Es ist jemand hier, den ich geliebt, ich wollte bei ihm sein." —

Da packte plötzlich der Offizier neben mir meinen Arm und rief mit heiserer Stimme:

„Maria! Maria! Bist du es?"

Cagliostro stand leise auf, preßte beide Hände auf den Mund des Offiziers und murrte zornig:

„Beherrschen Sie sich, Graf, oder Sie erleben Schreckliches!“

Aber unter den Händen stieß der Mund wilde Worte hervor:

„Lassen Sie mich! — Um Gotteswillen — Maria, die ich verlassen, — getötet! — Maria!“

Diese Worte dröhnten von den Wänden zurück. Die andern Gäste sprangen auf. Einer eilte in das Vorzimmer, nahm eine der brennenden Kerzen und zündete die auf unserem Tisch umgestürzten Lichter an.

Das Gemach wurde hell. Niemand war außer uns im Zimmer. Nur in einer Ecke des Gemaches lag zusammengesunken und ohnmächtig die Gattin Cagliostros.‘

◆ ◆ ◆

‚Während eines ganzen Jahres blieben wir in Verona. In dieser Zeit sah und lernte ich viel. Nicht alles, was ich sah, erfüllte mich mit Bewunderung. Ich merkte bald, daß vieles, was ich auf die Einwirkung von Geistern zurückgeführt, natürliche Ursachen hatte. Wenn die Geldbörsen reicher Gäste auf geheimnisvolle Weise verschwanden, so erstaunte es mich bald nicht mehr, sie in den nächsten Tagen in der Hand Cagliostros wiederzusehen. Aber es blieb doch noch so viel des Unerklärlichen (und selbst jetzt nach langen Jahrzehnten glaube ich fest an die Einwirkung geheimnisvoller Mächte auf unser Leben), daß meine Seele aus einer Erschütterung in die andere geriet.

In meiner frühesten Jugend schon hatte ich oft die Empfindung gehabt, daß in einem bestimmten Augenblick irgend ein mir bekannter Mensch aus dem Dorfe Maderno den Weg zu mir hinaufging. Wenn dieses Vorhersehen von der Wirklichkeit bestätigt wurde, erstaunte ich nicht. Da ich mit niemandem ohne Not sprach, glaubte ich, daß jeder Mensch ebenso denken und empfinden müsse als ich. Sogar als ich in einer Nacht erwachte und bestimmt wußte, daß in einem Hause am Ende der Straße ein vom Kamin verwehter Funke umherliegendes Stroh und Reisig entzündete, und als kurz darauf auch wirklich Feuerlärm erscholl, nahm ich dieses Ereignis ohne zu grübeln hin.

Erst in diesen Monaten, die ich im Hause Cagliostros in Verona verlebte, erfuhr ich, daß ich in Wirklichkeit ein Begnadeter sei, mit feineren Sinnen ausgestattet als andere Menschen und den Einflüssen der Geisterwelt zugänglich.

Ich erfuhr auch aus dem Munde meines Lehrers zum erstenmal etwas von dem mystischen Wege, den die Seele nach ihrem Entweichen aus dem Körper durchzumachen hat. Je irdischer der Mensch gewesen, je tiefer er in der Leiblichkeit seines Körpers eingewühlt dahingelebt hatte, und je beladener mit Schuld er gewesen war, desto schwerer gelang es ihm, den Peinen zu entgehen, die bestimmt waren, seine Seele von den Schlacken

des Körpers zu befreien. Selbst wer viel geliebt hatte, blieb mit mächtigen Banden lange an die, denen er im Leben angehangen, verknüpft; der Mörder kam von der Stätte seiner Untat nicht los, der Selbstmörder wiederholte seine schreckliche Tat unzählige Male, bis Qualen und Reue oder die Anziehungskraft der höchsten geistigen Sphäre die Seele in den zweiten Kreis erhob. Sieben Ringe der Läuterung mußte der abgestorbene Mensch durchmachen, bis er endlich als reiner Geist von den Armen des Weltgeistes umschlungen wurde. Und je mehr die Seele noch mit dem Irdischen verbunden war, desto leichter vermochte sie in das Reich der leiblichen Erscheinungen einzugreifen, liebevoll, geheimnisvoll, boshaft und verderblich.

Calgiostro gab mir schwermütige Bücher, von indischen Weisen geschrieben, und ich las sie mit immer steigenderer Inbrunst. Die Verzückungen und Visionen mittelalterlicher Heiliger, ihre Wunder, das Leben von Hexen, Besessensein, alles dies zeigte sich mir in seinen wahren Ursachen.

Ich lernte auch erkennen, daß, um Geisterseher zu sein, man seine Sinne und seine geistigen Kräfte andauernd schulen und bilden müsse. Zuerst hatte ich in dem schwarzen Hause Cagliostros des Nachts nur undeutliche Visionen. Ich erwachte plötzlich und nahm Lichterscheinungen wahr, vielleicht Kugeln oder Kreuze oder überhaupt nur Scheine ohne deutliche Umrisse. Oder eine seltsame Unruhe war in dem Holz der Geräte meines Zimmers: Wie ein mühevolles Beginnen sich mir bemerkbar zu machen, erschienen mir diese undeutlichen Klopftöne, die plötzlich abbrachen, als verzweifle man, von mir verstanden zu werden.

Damals glaubte ich nicht, daß ich es je lernen könne, die Welt der Geister zu beherrschen. Ich gewahrte nur ein durcheinanderbrauendes Jenseits, von dem ich durch eine feste Mauer geschieden war, deren Risse nur zuweilen ein wenig Licht einließen. Allmählich aber führte mein Lehrer mich in die Geheimnisse des geraden Verkehrs mit den Geistern ein. Ich vermochte bald die Botschaften zu verstehen, die aus der jenseitigen Welt mir gebracht wurden, ja ich hatte wundervolle Entzückungen, wenn die kräftigen oder schwachen, zögernden oder hastenden Töne im Holz der Gerätschaften mir auch Aufschluß über die Charaktere der Geister vermittelten. Endlich wurde ich auch Zeuge davon, wie die Geister sich der Hand Lorenzas, der Gattin Cagliostros, bemächtigten und sie, die den Stift hielt, in rasender Eile über das Papier jagten. Daß es sich wirklich um Offenbarungen handelte, bewies der Umstand, daß Lorenza, die eine ungebildete Römerin war, im gewöhnlichen Leben kaum zu schreiben verstand. Und die Schriftzeichen, die sie unter dem Obseß der Geister machte, waren im Charakter von erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Durch eine solche Niederschrift war es auch, daß wir Kunde von einer Schrift erhielten, die

ein gewisser Mesmer in Wien hatte erscheinen lassen, und die von dem „Einfluß der Gestirne" handelte. Es wurde mir befohlen, mich diesem Manne zu nähern und sein Schüler zu werden, da es den Geistern bekannt sei, daß jener noch viel mehr gewaltige Entdeckungen machen würde. Nun hatte Cagliostro mir schon seit geraumer Zeit geraten, Arzt zu werden, und zwar weil mir für meine fernere Laufbahn ein Titel unentbehrlich sei. Als nun die Aufforderung der Geister kam, mußte ich mich entschließen, Verona zu verlassen und mit meinem Lehrer und seinem Weibe nach Wien zu reisen. Es wurde mir verheißen, daß ich in die große Welt eingeführt werden solle.

Ehe wir jedoch abreisten, erbat ich mir Urlaub, um die heimatlichen Gestade des Lacus Benacus noch einmal zu sehen. Cagliostro ließ es sich nicht nehmen, mich für diese Reise prächtig auszustatten, ja, mir seine Reisekutsche zu leihen. Ich wurde in Maderno wie ein Fürst empfangen. Der als Bettler und Narr vor wenig Jahren ausgezogen war, kam jetzt als Kavalier zurück. Es ist meiner Jugend zu verzeihen, daß ich diesen Eindruck noch verstärkte, indem ich Wunderdinge von meinem Leben erzählte und schließlich, um den Madernesen den größten Begriff meiner Wichtigkeit und meines Reichtums beizubringen, damit prahlte, in wenig Jahren wiederzukommen und den Palazzo Gonzaga zu kaufen. Dieser Palast, von Gärten umgeben, hatte in den Träumen meiner Kindheit eine gewaltige Rolle gespielt und ich setzte diesen Träumen nur die Krone auf, wenn ich mich jetzt als zukünftiger Besitzer dieses erhabenen Hauses sah, das die Herzöge von Mantua einst bewohnt hatten, das jetzt aber seit einem Jahrhundert leer stand.

Als wir nun in Wien angekommen waren, und ich eines Tages den jungen Doktor Mesmer besuchte, war dieser sehr erstaunt, aus meinem Munde die Bitte, mich als seinen Schüler anzunehmen, zu hören. Denn damals lebte dieser Mann, der später eine so große Berühmtheit erlangen sollte, in ärmlichen Verhältnissen, und wurde nicht mehr beachtet als ein Straßenkehrer. Ich kann auch nicht sagen, daß er mich mit großer Liebe aufgenommen hätte. Vielmehr war er mißtrauisch, kühl und zurückhaltend, wollte auch nichts davon wissen, daß er mich irgend etwas lehren könnte, und als ich ihm im Auftrage Cagliostros Geld bot, schalt er jenen einen Betrüger. Aber allmählich, je mehr wir, wenn auch mit Widerwillen auf seiner Seite, über unsere Zeit, ihre geistigen Bewegungen und über sein Buch, das den Einfluß der Sterne auf das menschliche Leben nachwies, sprachen, desto näher kamen wir uns. Nach wenig Monaten schon waren wir Freunde, die täglich zusammen kamen und über tiefe Dinge sprachen. Schließlich vertraute er mir an, daß er glaube, die große geheimnisvolle Kraft entdeckt zu haben, die, richtig und von einem Meister

gebraucht, das Angesicht der Welt verändern könne. Er schalt auf die medizinische Wissenschaft, deren Diener Charlatane seien, die nichts könnten als Blut ablassen, und damit bewiesen, daß sie lediglich der sichtbaren Mechanik des menschlichen Körpers und seiner Vorgänge inne geworden seien. Mein auf das Wunderbare gerichteter Geist, meine Überzeugung von dem Walten geheimnisvoller Kräfte um und in uns, meine Kenntnis von dem magischen Einfluß, den ein Mensch auf den anderen auszuüben vermag, alles ließ mich die Lehren, die Mesmer nachher in dem gewaltigen Buch „Découverte du magnetisme animal“ niedergelegt hat, mit Begierde aufnehmen. Wer diese Lehren recht erfaßt hatte und den erlesenen, starken Geist besaß, konnte wie ein Gott Kräfte spenden, konnte Sterbende wieder zu neuem Leben erwecken, und es gab keine Krankheit, die der Meisterarzt nicht besiegen konnte. Denn in seiner Macht lag es jetzt, die Natur zu zwingen, die Krankheit auszuscheiden; das, was die Priester vorgeben, mit göttlicher Hilfe tun zu können: nämlich unreine Geister auszutreiben, das zu tun, war der Arzt kraft seiner Wissenschaft fähig.

Ich weiß heute, daß ich damals wie ein Trunkener oder Liebender lebte! War ein Zweifel möglich, daß sich mir nun eine neue ungeheure Möglichkeit zeigte? Nicht nur die Geister zu beherrschen, und den Einfluß meines Willens bis an die Sterne zu tragen, sondern auch die unumschränkte Gewalt über die Körper lebender Menschen zu haben?

Es war, wie ich später merkte, Torheit von mir, daß ich Cagliostro von allen diesen Dingen sprach. Aber ich war zu jung, um verschlossen zu sein. Mein Herz, durch die Freundschaft mit meinem Mesmer geweckt, schwoll an wie ein Bach im Frühling und ergoß sich wahllos über die Gefilde. Niemals später gelangen auch die wunderbaren Sitzungen, die wir allabendlich im Hause Cagliostros abhielten, so glänzend wie damals. Ich weiß heute, weshalb jener Mann mich an sich zu fesseln versuchte und weshalb seine Macht erlosch, als ich von ihm schied. Damals spendete ich noch wie ein Gott mit vollen Händen die Gnade meiner Kraft und alles, was Namen, Rang und Reichtum hatte, drängte sich in unsere Salons. Ströme von Geld und Ehre ergossen sich über uns.

Nur eins fehlte mir noch, die Fähigkeit, die Geschicke der Menschen lenken zu können durch das Gold.

Cagliostro behauptete nach wie vor, das Geheimnis des Goldmachens zu haben; er beschwor mich aber inbrünstig, davon abzustehen, es jetzt bereits von ihm erfahren zu wollen. Ich müsse ihm noch lange dienen; die Preisgabe des Geheimnisses sei das Höchste, was er mir geben könne. Ich glaubte ihm.

Eines Abends als unsere Gäste uns verlassen hatten, Donna Leonora schlief und wir schweigend in den Lehnstühlen saßen, nahm Cagliostro

meine Hand, sah mich lange und forschend an und sprach dann leise zu mir:

„Michele Ghiselli, meine Zeit ist jetzt gekommen!“

Ergriffen von dem geheimnisvollen Ton fragte ich:

„Wie meinst du dies, Meister?“

„Michele Ghiselli,“ sagte er abermals, „meine Zeit ist jetzt gekommen!“

„Sprich! Sprich!“ drängte ich.

Sein schönes bleiches Gesicht verklärte sich.

„Es ist mir befohlen worden,“ sagte er, „meine Sendung zu erfüllen. Du weißt, daß ich dir vertraut habe, eine große Maurerloge nenne mich Bruder. Ich habe mich entschlossen, diese meine einstigen Brüder zu verlassen und einen neuen Geheimbund zu gründen, der auf uralter ägyptischer Weisheit gebaut ist. In welcher Zeit leben wir! Alles Übernatürliche wird geleugnet, und wenn ich auch frohlocke, daß die blöden Lehren des Christentums fortan nicht mehr über die Menschen herrschen werden, so schmerzt es mich doch, daß man nicht die reine und geläuterte Lehre vom Übernatürlichen an ihre Stelle setzt, sondern den Menschen zu einer Maschine erniedrigt, die mechanisch arbeitet. Durch die Gnade großer und erlesener Geister ist es mir vergönnt gewesen, ungeheure Geheimnisse zu entdecken, in deren Dienst der Mensch zu einer völligen Wiedergeburt an Leib und Seele kommen kann. Und zwar betreffen diese Geheimnisse die prima materia und das Pentagon.“

Ich saß erstaunt da. Wenn ich auch willig allem Unbegreiflichen meine Seele öffnete, so spürte ich doch zum ersten Male jetzt einen leisen Widerstand des Unglaubens. Vielleicht kam dies auch nur daher, daß ich selbst davon geträumt hatte, einmal eine solche Macht ausüben zu können, wie die war, von der Cagliostro jetzt sprach.

Er warf einen schnellen Seitenblick auf mich und fuhr fort:

„Millionen von Menschen hungern nach dem Wunderbaren. Sie sind aus den Kirchen geflohen und vor den Tempeln der Aufklärung entkräftet zusammengebrochen. Ich, ich will sie zu meinem Tische führen!“

Er stand auf.

„Ich will die Loge des ägyptischen Geheimnisses über die ganze bewohnte Erde verbreiten. Überall sollen ihre Kathedralen sich erheben. Die Zeit ist reif geworden. Man hat mich gerufen, und ich werde gehen!“

„Meister,“ fragte ich, „willst du auch dieses Geheimnis wie das des Goldmachens vor mir bewahren?“

Er kam auf mich zu und umarmte mich.

„Ja, mein Michele, ich muß es. Ich diene einer höheren Macht; ich handele nur auf ihren Befehl, und der Befehl, dich einzuweihen ist mir noch nicht erteilt. Aber du mußt mit mir ziehen; du sollst mein erster

Gehilfe sein. Ohne dich vermag ich nichts. Du wirst Königen und Fürsten am Herzen liegen und Prinzessinnen sollen deine Hände küssen. Wir gehen zuerst nach Paris; dort setzest du deine Studien fort. Du stehst erst im Vorhof des Tempels; komme mit mir und eines Tages sollst du in das Allerheiligste treten!"

Ach, hätte ich ihm nicht geglaubt! Hätte ich damals gewußt, was mir später offenbar wurde, daß ich ihm in Bologna als rettender Gott erschienen war, nachdem er seinen früheren Genossen, einen gewissen Althotas, von dessen Kräften er gelebt hatte, in Rom kaltblütig ermordete, weil jener sich von ihm trennen wollte. So war ich verdammt, sechzehn lange Jahre mit Cagliostro und seiner Frau, die er nur als williges Mittel zu seinen Zwecken schätzte, durch ganz Europa zu ziehen. Zwar lebte ich im Überfluß, zwar galt ich als Doktor der Medizin viel bei den Menschen — aber wohin flogen meine ehrgeizigen und erhabenen Träume! Von Paris nach Leipzig, nach Lyon, nach Berlin, nach Basel, nach London, nach Amsterdam — es gab keine mächtige Stadt, durch die ich nicht gezogen wäre. Ich hätte Liebe genießen können, wenn mein Sinn danach stand. Ich hätte Reichtümer sammeln können, wenn mir nicht noch immer der mystische Schein des wahren Goldes, des alle Welt bezwingenden geleuchtet hätte! Äußerlich wurde ich Weltmann, innerlich war ich Weltverächter. In den letzten Jahren wurde es mir immer deutlicher, daß Cagliostro mich nur wegen meiner geistigen Macht liebte; meine Zuneigung zu ihm schwand mehr und mehr, ich wußte endlich, daß der ehemals vergötterte Meister seinen Ruhm mit schmutzigen Betrügereien befleckte (ach, daß auch ich davon nicht frei blieb!) und schließlich erfuhr ich in Paris von einer Frau, die Cagliostro einst geliebt aber verstoßen hatte, das Schicksal des armen Althotas.

Aus dem Salon dieser Frau stürmte ich in das Palais Cagliostros.

Ich drang in sein geheimes Zimmer ein, und ohne mich zu mäßigen beschuldigte ich ihn, mich schmählich betrogen zu haben. Ich sah, wie er in die Brusttasche seines Rockes griff, aber lachend zog ich meinen Degen und rief ihm zu, er solle nicht glauben, mich wie Althotas heimtückisch ermorden zu können. Ich kennte alle seine Verbrechen, ich sei auf der Hut.

Da verwandelte sich der Mann, den ich nie anders als stolz und kalt gekannt hatte. Er brach zusammen, als sei die Lebenskraft, die ihn bisher aufrecht erhalten, aus ihm entwichen; er lag vor mir auf den Knien und beschwor mich, ihn nicht zu verlassen, hielt mir alle Wohltaten vor, die er mir erwiesen haben wollte, wo ich doch wußte, daß er nur in seinem eigenen Interesse gehandelt hatte, und blieb ausgestreckt wie ein Toter auf dem Teppich liegen, als ich mit einem Fluch ihn verließ.

Es war gut, daß ich ihn verlassen hatte, denn wenige Tage später

wurde er von der französischen Polizei verhaftet, da man ihn beschuldigte, an dem großen Betrug, in dem das Halsband der Königin eine Rolle spielte, beteiligt zu sein. Um kein Aufsehen zu machen, begnügte man sich, ihn des Landes zu verweisen.

Er ging nach England, aber von der Stunde an verließ ihn sein Glück. Er war unstet fortan. In den Kerkern der Inquisition in Rom ist er gestorben.

Ich selbst hielt es für ratsamer, mich einige Zeit verborgen zu halten, damit ich nicht vielleicht auch in die Halsbandaffaire verwickelt werden könnte. Auf der Seineinsel, in einem schmalen Gäßchen nahe bei Notre-Dame, fand ich einen kleinen Gasthof, der mir behagte, und der „Zum Dragoner des Königs" hieß. Dort lebte ich still für mich hin, machte meine medizinische Kuren an Kammerzofen und Reitknechten und überlegte, was ich fortan tun solle. Zwar überfiel mich oft große Betrübnis, da ich so lange Jahre meines Lebens nutzlos vertan hatte, aber wenn ich es recht bedachte, gab es doch augenblicklich in Europa niemanden, der meine Macht über Diesseits und Jenseits auch nur annähernd besaß. Ich hoffte, daß die Zeit des Triumphes für mich noch kommen müsse, und ganz leise regte sich in mir die Hoffnung, die Geister, die mir treu waren, nach wie vor, möchten mir die Schlüssel zum Geheimnis des Goldmachens geben. Ich empfing auch verschiedene günstige Verheißungen und getröstete mich.

Eines Abends gegen den Herbst des Jahres 1786, während wilde Regengüsse in der Gasse tobten, und der Sturm in den kunstvollen Höhlen und Schluchten der Notre-Dame-Türme heulte, saß ich in der Gaststube nahe am warmen Kamin und nahm mein Abendessen ein. Ein deutscher Kavalier, der außer mir der einzige Gast war, hatte mich bereits einige Zeit angestarrt, so daß ich mich schon anschickte, aufzustehen und ihn wegen seines unverschämten Benehmens zur Rechenschaft zu ziehen. Plötzlich aber stand jener auf, bat um die Erlaubnis, an meinem Tische Platz nehmen zu dürfen und sagte mir, daß er mich kenne. Er sei ein Bassewitz, sei in Geschäften in Paris und habe mich vor drei Jahren in Berlin in der Gesellschaft des Grafen Cagliostro gesehen. Nun entsann ich mich zwar nicht, jenem Kavalier begegnet zu sein, aber da ich nicht unhöflich sein wollte, gab ich die Möglichkeit zu und wir begannen ein Gespräch. Bei einer Flasche guten Weines wurden wir bald vertrauter, und als ich dem Herrn von Bassewitz meine jetzige Lage geschildert hatte, sprang er auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie mit seiner Barbarenstimme:

„Tausend Teufel, Herr Doktor, Sie müssen nach Berlin!"

Und als ich ihn erstaunt ansah, aber auch ein wenig lächelnd, da ich ihn für betrunken hielt, fragte er:

Antoine Watteau/Ein Mezzetin





„Kennen Sie den Minister Bischoffswerder?"

„Nicht eben näher."

„Wissen Sie, daß Bischoffswerder ein Schüler jenes Schröpfer ist, der sich in Leipzig erschoß?"

„O," sagte ich und lachte, „den Herrn Schröpfer kannte ich wohl. Er war eine Zeitlang Cagliostros Freund, entzweite sich aber mit ihm und bewirkte durch seinen Selbstmord, daß eine Prophezeiung Cagliostros in Erfüllung ging."

„Eben der Schröpfer!"

„Und was soll das alles?"

„Ja, wußten Sie denn nicht," rief Bassewitz, „daß Bischoffswerder die rechte Hand, der Vertraute, der Busenfreund des neuen Königs von Preußen ist? Daß beide im Charlottenburger Schlößchen Geisterbeschwörungen abhalten, daß aber selten etwas Rechtes gelingt?"

„Ich hörte davon," entgegnete ich kühl.

„Und sehen Sie nicht den Weg, den Sie gehen müssen? Sie, der liebste Freund Cagliostros, den der Minister aufs höchste verehrt, Sie können die mächtigste Person am preußischen Hofe werden!"

Ich sah ein, daß eine weite Aussicht sich hier für mich auftat. Es schmeichelte meinem Machthunger, daß ich vielleicht berufen sei, einen König und damit ein ganzes Volk zu leiten. Und als Bassewitz mir versprochen hatte, ein Billet an den Minister zu schreiben, das mich bei ihm einführen würde, stand in mir der Entschluß fest, nach Berlin zu gehen. Am nächsten Tage verschaffte ich mir Pässe, rüstete meine Reisesäcke und reiste am 10. September mit der Post von Paris ab.'

◆ ◆ ◆

‚Mit dem Gelde, das mir bei dem Bruche mit Cagliostro geblieben war, richtete ich mir in Berlin in der Mohrenstraße eine prächtige Wohnung ein, hielt zwei Diener und betrug mich wie ein vornehmer Herr, der von seinen Geldern lebt. Der Zufall wollte es, daß ich gerade gegenüber dem Hause der Gräfin Lichtenau wohnte, einer Favoritin des jetzigen Königs. In der Dämmerstunde sah ich zuweilen den stattlichen Fürsten, den seiner Leutseligkeit wegen jedermann liebte, im Hause seiner Geliebten verschwinden. Ich ließ erst einige Zeit verstreichen, um mich über die höfischen Verhältnisse zu unterrichten, ehe ich mich bei Herrn von Bischoffswerder melden ließ.

Er war augenscheinlich in schlechter Stimmung, als er mich empfing; forderte mich nicht zum Sitzen auf und las das Billet des Herrn von Bassewitz wie etwas Gleichgültiges.

Ohne Umschweife sagte er mir sodann, daß er nicht in der Lage sei,

mir eine Anstellung zu verschaffen; die Zeiten hätten sich geändert, ich hätte früher kommen müssen.

Mit großer Bestimmtheit entgegnete ich ihm, daß ich nicht gezwungen sei, in irgend jemandes Dienste zu treten. Hätte ich nicht auf die Worte des Herrn von Bassewitz gebaut, so wäre ich nicht hier.

„Ach, der gute Bassewitz!" rief der Minister. „Er war Leutnant in der Leibeskadron, Liebling des Kronprinzen, der standhafte Gefährte schwelgerischer Nächte. Die Voß hat ihn gestürzt. Man behauptete, er habe den Fürsten bestohlen, was ich nicht glaube. — Ja, ja, mein Herr Italiener, auch er war ein Opfer der neuen Verhältnisse. Der König schmachtet jetzt in den Fesseln dieser hübschen Hofdame und wird von ihr zur Tugend erzogen."

„Trotz der Lichtenau?" fragte ich.

„Trotz ihrer, die unter der Untreue des Königs nicht wenig leidet."

„Aber verzeihen Sie," sagte ich, „was haben die Geliebten des Königs mit seiner Neigung zu übernatürlichen Dingen zu tun?"

Der Minister entgegnete, daß er mir die näheren Umstände nicht erklären könne, aber ihm sei bei meinen Worten ein Gedanke gekommen, dessen Ausführung vielleicht alles ändere. Er fragte mich dann, ob ich mich zu seiner Verfügung halten wolle. Ich bejahte, und er versprach mir bald Nachricht zukommen zu lassen.

Es verging indessen der ganze Winter, ohne daß ich irgend etwas von Bischoffswerder hörte. Es wurde mir nur bekannt, daß das Fräulein von Voß, die mir übrigens als ein Ausbund von Häßlichkeit geschildert wurde, dem Könige zur linken Hand angetraut sei, ihre Verwandten bekamen einflußreiche Stellen in der Regierung, ja das Gerücht ging, Herr von Bischoffswerder sei gestürzt. Ich ging bereits mit dem Gedanken um, wieder abzureisen.

Als ich eines Abends am französischen Dom entlang ging, dort, wo die öffentlichen Sänften stehen, sah ich auf den Stufen der Kirche zusammengekauert ein zwölfjähriges Mädchen sitzen. Da es sehr kalt war und von Zeit zu Zeit ein heftiger Regen niederging, rief ich das Kind in deutscher Sprache, die ich bereits ein wenig beherrschte, an und war erstaunt, als sich ein blasses Gesicht von italienischem Schnitt mir zuwandte. Ungewollt fast sprach ich nun meine heimatliche Sprache und ich vergesse nie das rührende Lächeln, das auf das magere Gesichtchen trat und dort lange stand. Ja, Maddalena, ich vergesse es nicht. Ich wollte dir Geld geben, aber deine Hand streckte sich nicht aus. Ich fragte und du antwortetest nicht. Aber als ich ging, folgtest du mir wie ein Hündchen. Ich habe dich zu mir genommen. Du fragtest nicht, was aus dir werden solle, und ich sagte dir es nicht. Du bist mir das geworden, was Leonora

für Cagliostro war, nur hatte ich dich auch ein wenig geliebt. Ja, lächle nur, du warst es auch, die mir die Freundschaft der Geister in ungeahntem Maße zuwandte, die mir auch half, den König zu bezwingen.

Denn eines Abends, unangemeldet, kam der König in mein Haus, nur von Bischoffswerder begleitet, der sich stellte, als kenne er mich nicht. Seine Majestät habe gehört, sagte er, daß ich ein Meister in der Kunst des Geistersehens sei, ob ich bereit sei, ihm eine Probe zu geben.

Zuerst war ich ein wenig zornig darüber, daß man zu mir kam wie zu einem Charlatan, um Kunststücke zu sehen. Ich sagte daher, daß ich ein Gelehrter sei, dessen Lebensaufgabe wäre, die übersinnliche Welt zu erforschen. Man möge mich nicht mit Taschenspielern vergleichen.

Dem König schien meine Antwort zu gefallen. Er sagte mir, daß ich ihn ebenfalls nur als irgend einen Privatmann betrachten solle, der nach Erkenntnis verlange. Die Nüchternheit der herrschenden Wissenschaft, der öde und zugleich frömmelnde Kirchenglaube widerten ihn in gleicher Weise an. Er werde von schweren Sorgen bedrückt; alles, was er beginne, schlage zu seinem Unheil aus. Er hoffe, daß eine Botschaft des Jenseits ihm Klarheit geben könne.

Ich ließ Maddalena rufen. Das Zimmer wurde verdunkelt; die Sitzung begann.

Aber es drängten sich wohl viele Seelen um uns, die begierig waren, für eine kurze Zeit in Leben und Wirksamkeit zurückzutreten, aber was sie zu sagen hatten, war töricht, was sie verlangten, kindisch. Es verging eine Stunde; Maddalena lag im Starrschlaf. Ich hoffte immer noch, daß sich etwas zeige. Hin und wieder stöhnte der König, der in großer Erregung zu sein schien. Plötzlich begann Maddalena zu murmeln.

Nicht weit von uns sei eine schöne Dame, die weine. Ein feuerrotes Muttermal leuchte hinter ihrem rechten Ohr. Sie habe ein Emaillebildnis in der Hand, das kreisrund sei und am Rande sechs große Smaragde weise. Das Bild stelle einen Mann dar in kriegerischer Kleidung. Die Dame küsse das Bild. Sie setze sich nieder und schreibe; ihre Tränen fielen auf das Papier.

Dann erwachte Maddalena.

Der König flüsterte mit Bischoffswerder. Dieser stand auf und ging davon. Niemand sprach. Ich zündete die Lichter wieder an und betrachtete den König, der in sich versunken dasaß. Herr von Bischoffswerder trat wieder ein. Er hatte ein Blatt Papier in der Hand und sagte leise:

„Hier ist der Brief.“

Der König nahm ihn und las. Seine Augen wurden feucht. Er nickte mehrere Male mit dem Kopfe, steckte den Brief zu sich und ging,

von dem Minister gefolgt, ohne ein Wort zu sagen, davon. Ich ging, wie es sich dem Wirte geziemt, ihnen nach, die Treppe herunter. Im Hausflur, als der König sich den Mantel umlegen ließ, sagte Herr von Bischoffswerder:

„Ja, es ist wunderbar, Eure Majestät, meine Vernunft sträubt sich stets gegen diese wunderbaren Dinge, aber ich kann mich nicht entbrechen, fortgesetzt Prüfungen anzustellen."

„Sie haben recht," antwortete der König, „wir wollen gelegentlich neue Versuche machen."

Ich hielt die Haustüre noch eine Zeitlang geöffnet und sah, wie die beiden Gestalten in das Haus der Gräfin Lichtenau, die doch angeblich in Ungnade gefallen war, eintraten.

Mit diesem Ereignis war ich während langer Jahre in der Gunst des Königs. Damals wußte ich noch nicht, daß der Herr von Bischoffswerder ein feiner Bösewicht war, der die Neigungen seines guten Fürsten für seine Zwecke ausnutzte. Ja, ich ließ mich, von seinen Vorstellungen verleitet und in der Meinung, dem Könige und seinem Staate zu dienen, dazu bewegen, zu gewissen Zeiten die reinen Stimmen der Geister auszuschalten, und hörte es mit an, wie der Minister durch irgend einen erkauften Schurken mit verstellter Stimme dem Könige Ratschläge geben ließ, die immer darauf hinausliefen, Bischoffswerder zu vertrauen und ihm zu folgen.

Ich will mich nicht allzu hart anklagen. Fürsten werden leicht ungeduldig, und da die Geister nicht immer die störenden Einflüsse unserer Sphäre überwinden können und dadurch manchen Tag gänzlich zum Schweigen verurteilt sind, so ist es zuweilen nicht zu umgehen, einen harmlosen Betrug einzuleiten, der den Gast zufriedenstellt. Erst nach Jahren erfuhr ich, als die Früchte, die Bischoffswerder gesäet hatte, reiften, daß ich mich schwer an diesem edelmütigen König versündigt hatte, der ein viel zu kindliches Gemüt hatte, um die Intriguen um ihn her zu durchschauen. Ich erfuhr auch erst nach Jahren, und darum viel zu spät, daß Fräulein von Voß ein Engel gewesen war, die dem Liebeswerben des Königs nur nachgegeben hatte, um ihr Vaterland zu retten. Sie opferte sich auf. Ihre reine Seele sollte den König zur Pflicht zurückführen. Als sie es nicht vermochte, brach ihr edles Herz.

Im Laufe der folgenden Jahre kam es so weit, daß der König mich nicht mehr entbehren konnte. Es gab keine wichtige Entschließung für ihn, die nicht durch den wirklichen oder vermeintlichen Ratschlag der Geister herbeigeführt worden war. Ich mußte zu jeder Zeit des Abends und der Nacht seinen Winken gewärtig sein. Meist war das kleine Charlottenburger Schlößchen, das im Hintergrunde eines dichten Parkes

liegt, der Ort unserer Sitzungen. Rings um den Park war wüste Heide. Wenn der Wind wehte, so erhoben sich um das Haus im Chore unweltliche Stimmen, deren Klagen und Ächzen selbst in meinem Gemüt Schauer erregten. Ich zweifele nicht daran, daß der Herr von Bischoffswerder ebenfalls einige Kräfte besaß, die gewisse Geister anzuziehen geeignet waren. Denn sonst wäre es mir unerklärlich, wie die Stimmen mit seltsamer Übereinstimmung fast immer verkündeten, was der Vertraute des Königs zu wissen wünschte. Allerdings war er auch der Mann dazu, eine bereits hergestellte Verbindung mit der Geisterwelt zu durchbrechen, wenn er aus der ersten Anzeige merkte, daß etwas für ihn Ungünstiges in die Erscheinung zu treten drohte.

Jedenfalls war die Folge von all diesem in der Wirklichkeit schrecklich. Es gab kaum einen ehrlichen Mann, der dem Könige zu dienen bereit war; es wurden Gesetze erlassen und Maßregeln ergriffen, die das Volk empfindlich schädigten; und trotzdem ich mir bewußt war, den König und damit sein Volk durch ein Wort der Aufklärung zu retten, so sprach ich doch dieses Wort nicht, da es mir schmeichelte, mit den Geschicken Hunderttausender zu spielen.

Das ging so lange, bis ein Ereignis eintrat, das mich tief erschütterte und den König an den Rand des Grabes brachte.

Nach dem Tode des Fräulein von Voß hatte der König in trüben Stunden ihrer oft gedacht. Ein reines und hochherziges Leben wirkt allein durch sein Beispiel noch lange nach. Dem König muß das Bild der Dame, die er einst geliebt, oft erschienen sein wie eine vorwurfsvolle Mahnung. Denn gewiß hatte auch er Stunden, wo der Ekel über das Dasein, wie er es führte, ihn würgte. Die Gedanken der Reue und der Bitterkeit stiegen dann nie vor seinem Geiste auf, ohne den Schatten der Freundin des Vaterlandes mit heraufzubeschwören, und schon oft hatte der König mir angelegen, ihn die Stimme der Toten aus dem Jenseits vernehmen zu lassen. Aber der Herr von Bischoffswerder, der mich mit seinem Herrn nie allein ließ, hatte es stets zu vereiteln gewußt, daß ich der Bitte des Königs Folge leisten konnte. Aber eines Abends war der Minister in eine Gegend Berlins geraten, in der mancherlei übel berüchtigtes Volk wohnte. Da damals Nachrichten aus Frankreich herübergekommen waren, die von dem Anwachsen der Revolutionspartei sprachen, und da trotz der strengen Zensur doch bekannt geworden war, mit welchen aufrührerischen Worten der Konvent die Vornehmen beworfen hatte, war auch in gewissen Vierteln der Stadt Berlin eine Unruhe eingetreten, die sich, als Herr von Bischoffswerder sich an jenem Abend zeigte, in Schimpfreden entlud. Ein von einem Unbekannten geschleuderter Stein hatte den Minister am Hinterkopf getroffen,

so daß er eine heftig schmerzende Wunde erhielt. Dieser Vorfall hatte den König noch ängstlicher gemacht, und ohne auf die Genesung seines Vertrauten zu warten, schickte er mir an einem Abend im Juni des Jahres 1791 einen Wagen, der mich in rasender Fahrt nach Charlottenburg brachte.

Der König empfing mich im Häuschen des Torwarts, da er es niemals wagte, allein das Schlößchen zu betreten. Seine Augen flackerten und seine Gestalt, die die meine um ein Beträchtliches überragte, schien an diesem Abend zusammengesunken zu sein.

„Mein Herr Doktor," sagte er zu mir und faßte meinen Arm, „ich beschwöre Sie, lassen Sie mich den Geist Juliens sprechen!"

Ich fühlte, daß der weichherzige Fürst in diesen Augenblicken die schwersten Seelenqualen litt, und versprach mein Möglichstes zu tun.

Wir durchschritten den finsteren Park, betraten das Haus, riegelten hinter uns ab und begaben uns in den runden Saal, der all unsere Sitzungen gesehen hatte. Die Türe zum Nebengemache wurde geöffnet und Maddalena nahm ihren Platz an der Wand ein. Wir warteten lange im Schein zweier Kerzen, die hinter blauen Scheiben brannten. Es wurden verworrene Töne laut; wir hörten zuweilen Maddalena unverständliche Worte ausstoßen, aber wenn ich bat, doch die, nach deren Nähe wir verlangten, herbeizurufen, wurde es wieder totenstill.

Plötzlich flüsterte der König dicht an meinem Ohr: „Dort! Dort!"

An der Wand des Nebenzimmers erschien ein länglicher Schein weißen Lichtes, dessen Umrisse sich bewegten. Zuweilen schien es, als wenn eine verhüllte Gestalt deutlicher würde; aber bei jeder Frage, die ich stellte, wurde der Schein matter. Da hörte ich, wie der König mit tränenerstickter Stimme sagte:

„O Julie!"

Und sofort ertönte eine leise weibliche Stimme:

„O Sire!"

Und darauf folgte sehr schnell eine Wechselrede.

„Kommst du endlich zu mir?"

„Ich war immer um dich, aber ich konnte dich nicht erreichen."

„Liebst du mich noch?"

„Du hast mich verraten, aber ich liebe dich dennoch."

„O Julie! Sprich zu mir, rate mir, hilf mir!"

Der König war von seinem Sessel herabgeglitten und lag auf den Knien. Ich sah jetzt deutlich, wie die Gestalt die Arme seitwärts hob und langsam wieder sinken ließ; dann wurden die Umrisse undeutlicher, der Schein verdunkelte sich mehr und mehr und trotzdem der König mit lauter Stimme rief: „Verlaß mich nicht!" verschwand er schließlich

vollständig. Taumelnd richtete der Fürst sich auf, aber sofort ertönte dicht hinter ihm die Stimme, die wir vorhin gehört hatten:

„Wo ließest du meinen Brautschatz, wo ist mein Vaterland? Wem hast du das Erbe geschenkt, das ich dir hinterließ? Ich wollte dich gut sehen und groß. Denkst du der drei großen Platanen von Schönhausen, unter denen du mir schworst, gut und groß zu sein; wie oft flehtest du mich an: Sei mein und ich bin's! Ich habe diese deine Worte immer gehört, o, sie waren eingebrannt in mein Gedächtnis. Dein Land wolltest du mir schenken; leite mich, sagtest du, und ein ganzes Volk wird glücklich sein. Mein Hochzeitsgeschenk sei das Vaterland. Du hast es mir feierlich zugeschworen auf den Knien, vor dem Bilde des Gekreuzigten. O König, wo ließest du meinen Brautschatz, wo ist mein Vaterland?"

Unter der gleichmäßigen Flut dieser schrecklichen Worte wagte der König nicht, sich zu rühren noch zu sprechen.

Die Stimme verlor sich, zitternd und dunkel:

„O, welches Unheil zieht herauf! Namenlose Flüche erdrücken dich. Dein Andenken wird zertreten werden." —

Da stürzte der König nach vorn über wie ein Baum, den man fällt. Die stärkste magnetische Kraft, die ich in den Körper des Bewußtlosen strömen ließ, war dennoch zu schwach, ihn früher als nach einer Viertelstunde ins Leben zurückzurufen. Doch auch dann war der König noch völlig gebrochen. Er weinte unaufhörlich vor sich hin wie ein Kind, ließ sich willenlos ins Freie führen, und erst als ich ihm in den Wagen geholfen hatte, stammelte er:

„Lassen Sie mich nicht allein, ich flehe Sie an!"

So ließ ich denn Maddalena allein und setzte mich zum Könige.

Während der ganzen Fahrt wechselten wir kein Wort. Es war weit nach Mitternacht, als wir am Brandenburger Tor ankamen. Trotz der vorgerückten Stunde war — ein ungewohntes Bild — die Straße ‚Unter den Linden' noch mit Menschen gefüllt, die sich erregt hin- und her schoben. Je näher wir an den Lustgarten kamen, desto langsamer mußte der Wagen fahren, und da der König auf solchen Ausfahrten nicht erkannt werden wollte, durften die Kutscher auch nicht mit dem Rufe: Platz für den König! den Pferden Raum schaffen. So kamen wir nur im Schritt vorwärts. Der Lärm der vielen Menschen klang schauerlich verworren durch die Scheiben der Kutsche und weckte endlich auch den König aus seinem Brüten. Er richtete sich auf, schob die Vorhänge im Innern auseinander, und als er die Massen der sich stoßenden Menschen erblickte, sagte er angstvoll:

„Was gibt's? Öffnen Sie und fragen Sie!"

Ich gehorchte, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und ragte, indes

der Lärm jetzt ungehindert an mein Ohr schlug, einen der Zunächststehenden: „Guter Freund, sagt mir, was diese Menschen so erregt?"

Da schrien mir laute Stimmen zu:

„In Frankreich ist Revolution!"

„Der König ist gefangen!"

„Der König ist ermordet!"

„Paris brennt!"

Tödlich erschreckt schloß ich das Fenster, aber bereits hatte der König alles gehört, er fiel in die Polster zurück, und in diesem Augenblick war es mir, als erblickte ich fern am westlichen Himmel eine ungeheure flammende Lohe, aus der eine Riesenfaust schwarz und drohend sich zu uns herüberreckte!'

◆ ◆ ◆

‚Nach wenigen Tagen verließ ich Berlin. Ich war müde des unfruchtbaren Spiels mit den Stimmen der Geister; ich war müde der Krankenheilungen. Ich sehnte mich, fernab von den brausenden Ufern des Lebens zur Besinnung zu gelangen und zur Klarheit darüber, womit ich den Rest meines sinkenden Lebens verbringen könnte.

Während der langen Fahrt durch die häßlichen Gefilde Deutschlands wachten die Träume der Jugend in mir wieder auf. An diesen Träumen merkte ich, daß ich mein Leben recht eigentlich verzettelt hatte. Schal und töricht schien mir das zu sein, was ich je gewirkt, und da ich sah, daß alle die Kräfte, die ich einst mit so heißer Mühe herangebildet hatte, zerbrochen waren wie dünne Ruten, klammerte ich mich desto fester an die Hoffnung, daß es mir doch noch vergönnt sein würde, das Gold, das mystische Gold, in meinen bebenden Händen zu halten. Nicht, daß ich mich nur danach sehnte, reich zu sein! Meine Truhe barg bereits ein ansehnliches Vermögen; nein, das Gold als Element war es, das mich anzog, das strahlende, geheimnisvolle Metall, der gewaltige Stoff, der die Welt beherrscht. Längst hatte ich erkennen gelernt, daß die Geschicke der Menschen wie der Völker vom Golde gelenkt werden. Es machte Leid und Glück, zertrümmerte Reiche und entthronte Könige. Es gewann Kriege, und in die fernsten Länder, die von Palmen beschattet werden, schickte es seine Knechte. Was half mir meine Kraft, mit der ich Menschen gesund machte? Wie armselig war der Einfluß der Geisterwelt auf unsere Sphäre, verglichen mit der Macht, die das Gold ausübte?

Derjenige, der den geheimnisvollen Quell in die Macht bekam, regierte alles Geschick. So träumte ich. Und nicht umsonst durchdrangen die Augen der Geister die irdischen Geheimnisse und nicht umsonst wollte ich die große Macht über die jenseitige Welt besitzen, daß sie mir nicht das Geheimnis verraten sollte, nach dessen Entdeckung ich mich zeit meines Lebens im tiefsten gesehnt.

Während unser Reisewagen Tag und Tag dem Süden zurollte (denn es stand für mich fest, daß ich nach Maderno gehen würde, wo ich den Palast der Gonzaga bereits hatte kaufen lassen), sprach ich auch zu Maddalena von meinen Träumen, von meiner Sehnsucht und von meinem Verlangen. Sie hörte mir zu, wie sie es immer tat, mit ihrem reinen Lächeln, das niemandem zu gelten schien und ich merkte, wie allmählich ihre Gedanken sich mit dem zu beschäftigen begannen, von dem ich sprach. Sie begann dann schließlich leise und wie abwägend und zweifelnd vor sich hinzusprechen:

„Das Gold?“ — Und dann versunken und abwesend:

„O gewiß — das Gold —!“

Auch wenn ich von ganz anderen Dingen gesprochen hatte und ich irgend eine Antwort von ihr zu haben wünschte, zeigten mir ihre Worte, daß sie sich noch immer innerlich mit dem mystischen Metall beschäftigte. Und eines Abends, in Innsbruck, als wir an der Abendtafel saßen, setzte sie plötzlich das Weinglas, an dem zu nippen sie im Begriffe stand, nieder und sagte, als ringe jedes Wort sich schwer aus ihrem Innern los:

„Das Gold —? — Ja, gewiß. Unermeßliches Gold. Aber es liegt tief, — sehr tief.“

Und als ich sie erregt fragte, wo denn das Gold liege, antwortete sie mir nur immer das eine:

„Tief, sehr tief, grabe danach!“

Nichts anderes erfuhr ich von ihr. Aber ich bin überzeugt, daß die Geister durch ihren Mund mir das Geheimnis verkünden werden; und ich will geduldig warten. Ich hütete aber fortan das Mädchen wie einen Schatz. War es mir auch seither immer erschienen, als sei ich nur ruhig in ihrer Nähe, so verließ ich sie jetzt kaum eine Minute. Ich behütete ihren Schlummer ängstlicher, wie eine Mutter den kargen Schlaf ihres kranken Kindes bewacht, und als die schwarze Barke mit den zwei großen orangefarbenen Segeln endlich in Maderno auf den Strand stieß, trug ich Maddalena auf meinem Arm mitten durch die Gaffer in das alte Haus der Herzöge von Mantua.‘

◆ ◆ ◆

Sprich weiter, Michele Ghiselli! Deine Geschichte ist noch nicht zu Ende! Sprich, was geschah nun? — —

Seltsam. Seine Stimme erlosch. — —

Es beginnen die Hähne zu krähen, die Väter Kapuziner in Salò läuten zur ersten Messe. Die Nacht weicht. — O, möge der Tag nicht kommen, ehe ich das Letzte erfahren! —

(Schluß folgt.)

# Die Religion im Leben der Königin Viktoria
## Von Urban Zurburg

### III. Im Ringen mit der Oxforder Bewegung.

Wir wollen keine Geschichte dieser religiösen Bewegung schreiben, welche der anglikanischen Kirche ein vielfach neues Gepräge verlieh. Oxford, die Zentrale der englischen Wissenschaft, war auch das Herz dieser Bewegung, die neue Blutwellen in den kranken Organismus der englischen Staatskirche treiben sollte. Die Männer, welche wie Newman, Pusey und Keble die anglikanische Kirche innerlich reformieren wollten, hatten anfangs nicht das geringste Bestreben, das englische Kirchenschiff in die römischen Gewässer zu steuern. Im Studium der Urkirche und der Lehre der Kirchenväter glaubte man das Mittel gefunden zu haben, die anglikanische Erstarrung zu heilen. Wenn die Bewegung doch merklich romwärts schritt und manche katholischen Lehren und Gebräuche in das protestantische Denken und in die englische Liturgie hinüberpflanzte, haben nur geschichtliche Tatsachen und nicht persönliche Zuneigung diese Erscheinung herbeigeführt.

Die streng protestantische Erziehung der Königin Viktoria mußte bei ihrer starken Hinneigung zur freisinnigen Richtung der Broad Church die Stellungnahme der Krone der neuen Bewegung gegenüber stark beeinflussen.

Aus den Memoiren von Greville vom Jahre 1838 ergibt sich, daß bereits zwei Monate nach der Krönung der Einfluß der Traktarianer, wie man die Anhänger der neuen Richtung nannte, in die Nähe des Thrones vordringen wollte. Die Auffassung der englischen Erastianer*, als ob alle geistliche wie weltliche Macht in der Krone ihren Lebensgrund besitze, wurde vom Traktarianer Rev. Walter Hook in Gegenwart der Königin als unchristlich verworfen. Er vindizierte vielmehr für die anglikanische Kirche die apostolische Sukzession, wonach wie nach katholischer Lehre alle bischöfliche wie priesterliche Gewalt durch die hl. Weihen von den Aposteln sich herleitet. Diese Predigt vor der Königin fand in kürzerer Zeit 28 Auflagen. Vor einem andern Prediger, Rev. Percival, glaubte der Bischof von London selber die Königin warnen zu müssen; sie war daher auf einen ‚very strong sermon' gefaßt, fand sich aber in ihrer Erwartung getäuscht. Nach der Predigt Hooks erkundigte sich Lord Normandy bei der jungen Königin, ob es nicht heiß gewesen sei. Sie bemerkte: ‚Ja, und die Predigt war auch heiß!' Der Bischof von London nahm indessen den Prediger gegen die Anklage in Schutz, eine politische Predigt gehalten zu haben. Auf eine diesbezügliche Frage betonte er, es seien nicht die geringsten Anspielungen auf politische Verhältnisse in der Predigt vorgekommen, man müßte es denn als ‚politisch' bezeichnen, die Kirche von England eine wahre Kirche zu nennen.

Die neue Bewegung, die von der Universität Oxford aus auch dem Lande sich mitteilte, beschäftigte ebenfalls die Krone. Der Premierminister Melbourne

---

* Erastianismus bezeichnet in England und Schottland diejenige Richtung welche die kirchliche Selbständigkeit bekämpft und die Kirche der Staatsgewalt schlechthin unterwerfen will. — Erastus, von dem sich diese Bezeichnung ableitet, war 1524 geboren zu Baden in der Schweiz, Arzt sowie Professor in Heidelberg und Basel.

schrieb am 12. Januar 1842 der Königin: ‚Was die Oxforder Affäre betrifft, ist Ihre Majestät wohl gewahr geworden, daß seit längerer Zeit eine ernste Differenz sich innerhalb der Kirche Englands entwickelt und offen gezeigt hat; eine Partei sucht ihren Stützpunkt mehr in der Richtung nach dem Papsttum, die andere hingegen sucht die Lehren festzuhalten, wie sie sind, oder vielleicht sich etwas mehr den dissertierenden* Kirchen zu nähern. Dieser Unterschied hat sich hauptsächlich in einer Publikation geoffenbart, die nun sistiert wurde, welche aber längere Zeit in Oxford fortgeführt wurde unter dem Titel „Traktate für die Zeit“ und die gewöhnlich Oxforder Traktate genannt worden sind.‘

Fünf Tage später glaubte das Ministerium, der Königin noch die beruhigende Mitteilung machen zu dürfen: ‚Lord Melbourne hält diese Puseyitische Differenz in der Kirche nicht für so ernst und gefährlich wie andere. Wenn man die Sache diskret handhabt, wird sie abflauen oder verschwinden oder zu Disputen von wenig Bedeutung herabsinken. Lord Melbourne befürchtet einzig, die Bischöfe möchten sich verleiten lassen, heftig vorzugehen und damit einen falschen Weg einzuschlagen. Die Puseyiten verfügen über die größte Wissenschaftlichkeit, oder besser gesagt, sie haben die Punkte jüngst noch und genauer als ihre Gegner erwogen.‘

Die Königin konnte sich mit der neuen Bewegung nicht befreunden, sie hatte eine Abneigung gegen das, was sie ‚Enthusiasmus‘ in der Religion nannte. Im Jahre 1845 begegnen wir einem Brief an Robert Peel, wo sie dem Premier den Wunsch ausspricht, ein erledigtes Kanonikat in Winchester ‚durch eine Person besetzt zu sehen, die entschieden gegen den Puseyismus eingenommen ist‘.

Es darf nicht vergessen werden, daß hauptsächlich die Fortschritte dieser Bewegung 1850 den Sturm gegen die katholische Kirche herbeiführten. Von dieser ‚päpstlichen Aggression‘ war bereits oben die Rede. Lord Russell glaubte wohl mit dieser doppelten Aktion, als er an die schlimmsten Parteileidenschaften appellierte, sein wankendes Ministerium stützen zu können. Nachdem er am 25. Oktober 1850 der Königin über das päpstliche Schreiben kurz Mitteilung gemacht hatte, bemerkte er: ‚Die Angelegenheit jedoch, die angetan ist, vernünftiges Aufsehen zu erregen, ist, wie Ihre Majestät betonen, das Anwachsen römisch-katholischer Lehren und Gebräuche im Schoße der Kirche. Dr. Arnold sagt ganz wahr: „Ich betrachte den Römisch-Katholischen als einen Feind in Uniform, den Traktarianer als einen Feind als Spion verkleidet.“ Es wäre ein ganz falsches Vorgehen, würde man, wie der Bischof von Oxford proponiert, das Patronat der Krone irgend einem dieser Traktarianer zukommen lassen. Anderseits wird eine strenge Behandlung der ganzen Partei nur Stärke und Einigkeit verleihen. Der Dechant von Bristol ist der Meinung, daß die Traktarianer durch Uneinigkeit der Zersplitterung anheimfallen. Es erscheint klar, daß Mr. Denison und Mr. Palmer sich von Dr. Pusey abgetrennt haben.‘

In seinem Schreiben an Dr. Maltby, Bischof von Durham, hatte Lord

* Dissenters sind alle Protestanten Englands, die nicht zur Staatskirche gehören, z. B. Presbyterianer, Methodisten, Baptisten usw.

John zwar Rom getadelt, weil es sich die geistliche Oberherrschaft in England anmaße, was ihn aber noch mehr beängstige, das seien ‚die anglikanischen Geistlichen selber, welche innerhalb der Kirche ihre Herden an den Rand des Abgrundes führen, die Heiligenverehrung empfehlen, der Kirche die Unfehlbarkeit vindizieren, am abergläubischen Gebrauch des Kreuzzeichens festhalten, eine fremde, dem Volke unverständliche Liturgie murmeln und mit der Empfehlung der Ohrenbeicht sich die Verwaltung der Buße und Absolution zuerkennen'.

Von der antipäpstlichen Agitation, welche Viktoria verurteilte, versprach sie sich, wie sie in ihrem Briefe an König Leopold (10. Dez. 1850) andeutet, einen Erfolg, ‚nämlich jenen, daß sie die ernstliche Aufmerksamkeit des Volkes hinlenkt auf diese sehr beängstigende Tendenz der Traktarianer, welche ungeheuren Schaden anrichten'.

Man findet es begreiflich, daß die Ritualisten allgemein, wie einer ihrer Führer, Dr. Liddon, bemerkt, den ‚natürlichen Tod' des Ministeriums Russell ersehnten, welcher zu ihrer Befriedigung auch bald erfolgte. Aber das Ministerium unter Lord Derby brachte den Traktarianern keine neuen Freunde, zumal auch Viktoria in ihrer ablehnenden Stellung verblieb. Lord Derby erklärte sich als Feind der Puseyitischen Tendenzen und bereit, den protestantischen Charakter der Kirche zu wahren.

In einem Memorandum, das der Prinzgemahl 1852 im Namen der Königin für das Ministerium aufstellte, teilte er mit, der Wunsch der Königin gehe dahin: ‚Sie halte es für wichtig, daß keine Puseyiten oder Romfreunde (Romanisers) für Anstellungen in der Kirche als Bischöfe oder Geistliche empfohlen werden.' Der Prinzgemahl spricht von einer ‚Kirchenkrisis'. Die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes erblickte er in der ‚Einführung römischer Gebräuche durch den Klerus der Kirche von England, entgegen dem Willen und den Anschauungen der protestantischen Gemeinde mit der Auffassung, der Klerus allein habe Autorität in Kirchenfragen'. Auf Wunsch der Königin soll der Einfluß der Laien in der Kirche mehr betont werden. ‚Die Laien teilen sich gleichmäßig mit dem Klerus in die Autorität der Kirche. Es soll keine Veränderung der Form des Gottesdienstes durch den Klerus ohne formelle Einwilligung der Laien vorgenommen werden.'

Die Königin scheint hier noch unter dem Drucke der Laienadresse gegen die ‚päpstliche Aggression' und die Puseyiten gesprochen zu haben. 63 Lords, 108 Unterhausmitglieder und 321240 protestantische Laien hatten damals Viktoria ersucht, ‚es möge Ihrer Majestät gefallen, im Angesicht der besonderen Gefahren, in welche unsere protestantische Kirche versetzt ist, um ihre Verteidigung sich zu bemühen'. Die Königin übertrug Sir George Grey ein Schreiben an den Erzbischof von Canterbury, damit letzterer im Einverständnis mit den übrigen Bischöfen ‚von den Neuerungen abschrecke' und besorgt sei für die Aufrechterhaltung der ‚Reinheit und Einfachheit des Glaubens und Gottesdienstes unserer reformierten Kirche'. Gewaltmaßregeln wollte auch hierin die Königin nicht in Anwendung wissen und ließ den Bischöfen betonen, daß obigem Schreiben ‚durch ein kluges Ausüben ihrer Autorität und ihres Einflusses' entsprochen werden solle.

Dem Ministerium Palmerston brachte der Führer der englischen Low-Church-Richtung, Lord Shaftesbury, anfangs wenig Vertrauen entgegen. Am 28. Februar 1855 äußerte er sich: ‚Ich fürchte, Palmerstons Anstellungen werden verwerflich sein. Er kennt in der Theologie Moses nicht vor Sidney Smith. Das ist auch der Grund, warum er erst kürzlich zum erstenmal von der großen Häresie der Puseyiten und Traktarianer gehört hat.' Palmerston versuchte die Ruhe wieder herzustellen; die Traktarianer wurden möglichst ignoriert, und ohne besonderer Freund der evangelikalen Partei (Low Church) zu sein, beförderte er eine größere Anzahl Geistlicher dieser Richtung. Shaftesbury selber stellt ihm folgendes Zeugnis aus: ‚Er betrachtete jede Annäherung an das Papsttum, päpstliche Lehre und päpstliche Gebräuche mit besonderem Mißbehagen, ja selbst mit Furcht.' Palmerston selbst behauptete, bei seinen Anstellungen immer nur tüchtige Männer, nicht aber Parteiwünsche berücksichtigt zu haben. Es war eine schwere Aufgabe, das Kirchenschiff durch die erregten Meinungen hindurchzuführen. Es lag in der Würde und im Interesse der Regierung, nach außen sich den Ruf der Unparteilichkeit zu wahren und dennoch den ruhigen Kurs im kirchlichen Leben zu befördern. Palmerston schrieb am 6. September 1856 der Königin: ‚Dr. Trench ist ein Mann der Welt und der Literatur und würde in dieser Hinsicht sehr gut als Dechant von Westminster passen, und wenn seine Tendenzen, wie einige glauben, eher in der Richtung der hochkirchlichen Ideen gehen, würde seine Stellung als Dechant ihm nicht besondere Mittel an die Hand geben, seine Meinungen überwiegen zu lassen; zugleich würde diese Anstellung zeigen, daß das Patronatsrecht der Krone nicht ausschließlich nur nach einer Richtung hin zur Anwendung kommt.'

In ähnlichem Sinne sprach sich auch die Königin in ihrem Schreiben vom 25. Februar 1857 an Palmerston aus: ‚Die Königin möchte wissen, bevor sie zur Anstellung des Mr. Alford von Quebec Chapel als Oberdechant von Canterbury ihre Einwilligung gibt, ob er ausgesprochener Low Churchman ist, denn Lord Palmerston wird sich erinnern, wie er nach Anstellung einiger Bischöfe ihrer Bemerkung zustimmte, daß es ratsam sein möchte, solche Männer auszuwählen, die gemäßigter Ansicht sind, — die nicht allzusehr weder auf die eine noch auf die andere Seite hinneigen. Extreme Ansichten führen schließlich zu Unheil und verursachen viel Uneinigkeit in der Kirche. Solches sollte wohl nach Kräften verhütet werden.' Alford wurde sodann vom Ministerium vorgeschlagen und nahm die Wahl an. Ein amtliches Schreiben der Krone vom 24. November 1856 beweist, daß man sich bemühte, den gleichen Kurs einzuhalten. ‚Die Königin billigt die Empfehlung des Mr. Bickersteth für das vakante Bistum von Ripon, aber sie kann sich nicht verhehlen, daß seine Anstellung, so ausgezeichnet Mr. B. auch sein mag, als eine ausgesprochene Parteisache wird angesehen werden, da er einer der Führer der Low Church-Partei ist. Doch wird vielleicht Lord Palmerston in der Lage sein, bei eventuellen späteren Besetzungen den Eindruck zu beseitigen, als werde das kirchliche Patronatsrecht ungebührlich im Sinne der Parteiextreme ausgeübt*.'

* Lord Palmerston fand diesen Kandidaten bestens geeignet für eine Diözese ‚voll von Fabrikanten, Tucharbeitern, Methodisten oder Dissenters'.

Viktoria hat, soviel es ihr möglich war, bei ihren Anstellungen nur das Wohl der Kirche im Auge gehabt. Lord Russell erhielt folgendes Schreiben: ‚Die Königin weiß wohl, wie notwendig es für einen Minister ist, solche Plätze* mit Personen zu besetzen, welche mit ihm in politischer Beziehung stehen, doch meint sie, wo es möglich ist, würde es sowohl im Besten der Kirche als des Landes liegen, solche reiche Pfründen an Geistliche zu verleihen, die durch ihre wissenschaftliche Befähigung sich auszeichnen und die sonst weder Mittel noch Zeit haben, ihren Forschungen obzuliegen, obwohl ihre Arbeiten dem Lande recht gute Dienste leisten würden.‘

In ähnlichem Sinne ersuchte sie den Minister Palmerston 1860, er möchte bei allfälligen Vakaturen ‚bei seiner Auswahl sich nicht bloß auf respektable Pfarrgeistliche beschränken, sondern in Erwägung ziehen, daß der bischöfliche Stand auch nicht Universitätsprofessoren entbehre, Männer von Rang und politischer Bildung. Es wäre von ernstlichem Nachteil, wenn bei diesen Kontroversen, welche die Kirche erregen, den Ansichten jener, welche die Kirche regieren, kein Wort zuerkannt würde. Lord Palmerston wird nun Gelegenheit haben, einen entschiedeneren Mann mit liberalen Ansichten von Cambridge zu wählen‘. Die Königin erhielt für ihre Anregung folgende charakteristische Antwort: ‚Was die Bischöfe betrifft, möchte Vicomte Palmerston zur Erwägung vorlegen, daß die Bischöfe in der Kirche das nämliche sind, was die Generale der einzelnen Kreise für die Armee. Ihre Hauptpflicht besteht darin, über den Klerus ihrer Diözese zu wachen und nachzusehen, daß sie ihre pfarramtlichen Pflichten richtig erfüllen, und die dafür sorgen, daß die Harmonie zwischen Geistlichkeit und Laien gewahrt wird und zugleich die scharfen Gegensätze zwischen Staatskirche und Dissenters gemildert werden. Um diese Zwecke zu erfüllen, ist es wünschenswert, daß der Bischof praktische Kenntnisse der pfarramtlichen Funktionen besitze, und nicht etwa von anmaßendem und untolerantem Temperamente sei. Seine Diözesanpflichten nehmen seine Zeit genügend in Beschlag, und je weniger er sich um theologische Dispute annimmt, desto besser. Viel Unheil würde durch theologische Bischöfe angerichtet; wenn der bischöfliche Stand mit Männern besetzt würde wie die Bischöfe von Oxford und Exeter, gäbe es keinen religiösen Frieden mehr im Lande. Männer, welche wegen ihrer Wissenschaft gewählt worden sind, haben auch nicht mehr Erfolg gehabt. Thirlwall, Bischof von St. Davids und Bloomfield, der verstorbene Bischof von London, wurden ihrer Gelehrsamkeit wegen ausgewählt; der erstere ist anerkanntermaßen untüchtig**, der letztere hat seine Diözese recht schlecht verwaltet. Das theologische Wissen des Bischofs von Exeter hat der Staatskirche viel Unheil bereitet. Vicomte Palmerston möchte auch erwogen wissen, daß die untoleranten Grundsätze hochkirchlicher Bischöfe die Dissenters, die einen großen Teil der Nation bilden, erbittert und vielen guten Anglikanern Ärgernis gegeben haben . . . Das Volk dieses Landes ist entschieden protestantisch, sie fühlen gegen den Katho-

* Sinecuren sind hier gemeint.

** Gladstone hat über Thirlwall anders geurteilt. Er nannte diesen Mann ‚einen der männlichsten, kräftigsten und erleuchtetsten Geister, die man seit Generationen unter den Bischöfen Englands fand‘.

lizismus eine tiefe Abneigung, und sie sehen wie hochkirchliche, traktarianische und puseyitische Lehren die Leute zu der Kirche Roms hinführen.'

Palmerstons scharfe Kritik an zwei Bischöfen, von denen der eine (Dr. Thirlwall) weitgehendstem Freisinn huldigte, der andere (Dr. Philpotts) in entgegengesetzter Richtung die hochkirchlichen Ideen verfocht, konnte die Königin wohl nicht ganz entkräften. Gegen den Bischof Dr. Philpotts von Exeter hatte sie eine entschiedene Abneigung gefaßt, zumal er die Anstellung Dr. Hampdens 1847 als Bischof von Hereford scharf bekämpfte. Lord Russell hatte denselben an Stelle von Dr. Musgrave, der zum Erzbischof von York vorgerückt war, als entschiedenen Gegner der Ritualisten oder Traktarianer auf den bischöflichen Stuhl erhoben. Musgrave hatte seine Beförderung zum Erzbischof ebenfalls seiner weitherzigen und toleranten Gesinnung zu verdanken, und die Königin hatte damals die Hoffnung ausgesprochen, er werde wie sein Vorgänger ,alle Streitigkeiten und Reibereien vermeiden und mit allen Leuten in Frieden leben'. Die Opposition gegen die Anstellung Dr. Hampdens als Bischof war eine allgemeine. Dr. Hampden huldigte einem antidogmatischen Latitudinarismus und war schon früher wegen derartigen Äußerungen von der Universität Oxford zensuriert worden. Russell fand entschiedenen Widerstand von seiten des Klerus. Nicht bloß Traktarianer wie Keble und Pusey, sondern eine größere Anzahl der evangelischen Partei und selbst Vertreter der Broad Church-Richtung protestierten gegen diese Nomination. Selbst dreizehn Bischöfe schlossen sich der Bewegung an und verwahrten sich in einer Kollektiveingabe an die Regierung gegen die Vergewaltigung der anglikanischen Kirche durch den Staat; andere Prälaten, wie der Erzbischof von Canterbury, äußerten in Privatbriefen an Lord John Russell ihren Unwillen über diesen Schritt der Regierung. Diese erwiderte die Protestkundgebung mit verächtlichen Ausfällen gegen die Bischöfe und die ritualistische Partei. Der Bischof von Exeter, der die Sache bis ins Oberhaus brachte, erhielt die Antwort, ,man könne doch nicht annehmen, daß die Regierung eine unwürdige Person zum Episkopat berufe'. Nachdem auch die oberste Instanz, das Gerichtskomitee des Geheimen Rates, den Angegriffenen geschützt hatte, nahm der Erzbischof als staatlicher Funktionär am 26. März 1848 die kirchliche Konsekration Dr. Hampdens vor.

Viktoria meinte, die Bischöfe hätten sich mit ihrer Opposition ,äußerst schlecht' betragen. Dr. Philpotts, Bischof von Exeter, war nach ihrer Meinung soweit gegangen, ,daß er gerichtlich verfolgt werden könnte, da er die Akte, welche die Suprematie der Krone bestimmt, „eine törichte Akte" und „die Magna Charta der Tyrannei" genannt hat'.

Von den Briefen der Königin wurden, wie Martin* berichtet, in den Jahren 1837—1840 viele zerstört; die äußerst wertvolle Sammlung aus Viktorias Briefwechsel, wie sie von Benson & Esher in drei Bänden veröffentlicht wurde, schließt leider schon mit dem Jahr 1861 ab. Es wäre also noch eine große Lücke auszufüllen, um die Tätigkeit der Königin, wie auch ihre Stellung gegen die neue Bewegung richtig würdigen zu können.

---

* Theodor Martin, Victoria as I knew her (London 1908).

Aus den spätern Briefen, wie sie ziemlich spärlich in die Öffentlichkeit gedrungen, geht jedoch hervor, daß Viktoria an ihren früheren Anschauungen festhielt. Allem Anschein nach nahm sie regen Anteil an den Geschicken der englischen Kirche. In einem Briefe vom 3. Januar 1890 an Erzbischof Benson beklagt Viktoria den großen Verlust, den die anglikanische Kirche mit dem Tode des bekannten Exegeten Bischof Dr. Lightfoot erlitten, und bemerkt hiebei: ‚Ich bin vollständig Ihrer Ansicht, wie immens wichtig die Besetzung der Bischofssitze ist. Es ist eine recht schwere Aufgabe, und bei dieser Auswahl von Männern darf man nicht Rücksicht nehmen, daß man die eine oder andere Partei in der Kirche befriedige oder irgendeiner politischen Partei entsprechen kann, — sondern die Männer müssen nach ihrem wahren Wert geprüft werden. Wir brauchen Leute, welche fest und versöhnlich sind, sonst kann die Kirche nicht mehr aufrechtgehalten werden. Wir brauchen große, weite Ansichten — oder die Schwierigkeiten werden unübersteigbar werden.‘

Viktoria begrüßte es, als Erzbischof Tait mit Unterstützung des Ministeriums Disraeli 1874 ein Gesetz gegen die Ritualisten ins Parlament einbrachte. Es war dies jene Regelung des öffentlichen Gottesdienstes, die ‚Public Worship Regulation Act‘, welche Disraeli als eine Akte bezeichnet hat, ‚um den Ritualismus niederzuwerfen‘, welche aber Taits Biograph, der heutige Erzbischof von Canterbury, Dr. Davidson, als ‚offenbaren Fehlgriff vom Anfang bis zum Ende‘ bezeichnet hat. Am 5. Juli 1874 hatte Tait eine Privatunterredung mit der Königin über diese Vorlage und telegraphierte ihr später aus dem Parlamente: ‚Gott sei Dank, die Bill ist durchgegangen!‘

Die Königin hatte sich schon früher um alle Maßregeln erkundigt, die gegen den Ritualismus ergriffen wurden. In einer Tagebuchnotiz vom 10. Juli 1870 schreibt Erzbischof Tait: ‚Ihre Majestät empfing mich sehr gütig. Nach dem Diner sprach sie sehr freimütig über die Fehler, die letzten Frühling in der Konvokation* und in der Ritenkommission begangen worden sind.‘

Viktoria mußte übrigens die schwierige Lage der Bischöfe einsehen und fühlen, daß andere Zeiten für die anglikanische Kirche angebrochen waren, und daß schließlich nur weitgehende Duldung ein ‚nationales Unglück‘, wie es Pusey befürchtete, verhüten könnte. Eine Petition, von beinahe 4000 Geistlichen unterzeichnet, verlangte vom Erzbischof (1875) kirchliche Approbation einer Reihe ritualistischer Neuerungen. Der Umstand, daß bald darauf eine Gegenkundgebung erfolgte, die von 5300 Geistlichen unterzeichnet war, die ‚eine allfällige Sanktion tief beklagten‘, konnte die fatale Lage, in der sich der Erzbischof befand, nur noch verschlimmern. Tait und Benson haben sich

* Konvokation nennt man in England die von der Krone einberufene Zusammenkunft der Geistlichkeit, wobei höhere und niedere Geistlichkeit der zwei kirchlichen Provinzen von Canterbury und York getrennt (im Unterhaus und Oberhaus) tagen. Durch Bischof Wilberforce wurden sie neuerdings angestrebt, damit die Kirche der Häresie gegenüber nicht ‚ohne Stimme‘ (voiceless) sei. Vgl. hierüber Thureau-Dangin, La Renaissance Catholique en Angleterre au XIXe siècle. II, 242 f.

bemüht, durch weitgehende Toleranz einer Spaltung der Kirche vorzubeugen und durch versöhnliche Gesinnung die Härten des Gesetzes gegen die Ritualisten zu mildern. Viktoria konnte ein solches Verfahren nur billigen, zumal auf seiten der Ritualisten keine Nachgiebigkeit zu erwarten war. Die Königin hatte versucht, durch ein besonderes Schreiben an den ritualistischen Geistlichen Mackonochie, Pfarrer zu St. Alban, London, denselben von verschiedenen ritualistischen Neuerungen abzubringen. Es war umsonst. Der ritualistische Klerus glaubte, die Autorität der Krone in geistlichen Sachen nicht anerkennen zu dürfen; darum wurden auch alle Gerichtsentscheidungen ignoriert. Die Königin konnte die Agitation des ‚Protestantischer Bund' nur mißbilligen, und mußte es tief empfinden, wenn über eine Reihe der seeleneifrigsten Pfarrer, darunter auch Mackonochie, schwere Geldbußen und Gefängnisstrafen verhängt wurden.

Die ‚Church Association', die in der Agitation gegen den Ritualismus unermüdlich war und selbst mehrere Millionen nicht scheute, um zum Siege zu gelangen, eröffnete im August 1877 eine Unterschriftensammlung gegen die Einführung der Beicht durch die Ritualisten. Dieses Memoriale, das der Königin unterbreitet wurde, betonte, daß die Praxis der Ohrenbeicht ‚entgegen der Lehre des Wortes Gottes und der Lehre, den Grundsätzen und den Gesetzen der Kirche widerspreche, die Existenz derselben als Staatsanstalt bedrohe, und die Prinzipien der Moralität, der sozialen Ordnung, der bürgerlichen und religiösen Freiheit untergrabe'. Die Unterzeichneten bitten die Königin, der ja die Regierung auch in geistlichen Sachen zukomme, ‚es möge Ihr gnädig gefallen, mit all dem Einfluß, der Ihrer Majestät zu Gebote steht, dahin zu wirken, daß die Übung der Ohrenbeicht unterdrückt werde, da letztere dem Gewissen und der Gesinnung dieses protestantischen Landes so sehr widerspricht'. Im März 1878 war diese Bittschrift an die Königin mit mehr als vierhunderttausend Unterschriften bedeckt. Die Königin wollte offenbar kein Öl ins Feuer gießen, und begnügte sich, durch ihren Sekretär den Empfang dieser Gedenkschrift ohne jede weitere Bemerkung bescheinigen zu lassen.

Die Tendenz, für alles die Ritualisten verantwortlich zu machen, veranlaßte Dr. Candlish, auf einem Meeting der Free Church in Schottland dieselben zu beschuldigen, die Königin verleitet zu haben, den Text für die Inschrift auf dem Denkmal des verstorbenen Prinzgemahls, das 1862 in Balmoral errichtet worden, aus den Apokryphen und nicht aus dem von der anglikanischen Kirche voll approbierten Bibelworte zu entnehmen. Die Königin war, nach Candlish, den ritualistischen Bestrebungen, die sogenannten deuterokanonischen Bücher den approbierten kanonischen Bücher der Heiligen Schrift gleichzustellen, zum Opfer gefallen, doch meint er: ‚Nicht ein Schatten des Verdachtes oder Tadels kann in dieser Sache möglicherweise auf Ihre Majestät fallen*.'

* Die Stelle lautet: ‚Früh vollendet hat er viele Jahre erreicht. Denn seine Seele war Gott wohlgefällig; darum eilte er, ihn aus der Mitte der Laster hinwegzunehmen; die Völker, die es sahen, verstanden es nicht' . . . Buch der Weisheit 4, 13. 14.

Die Gegner der Ritualisten haben in ihren Darstellungen die Abneigung der Königin gegen die neue Bewegung scharf hervorgehoben. So bemerkt der ‚York Herald' (September 1888): ‚Kein einziger Theologe der High Church steht gut mit ihr, für einige von ihnen, z. B. Bischof Wilkinson, Bischof King und Dr. Liddon, hat sie eine lebhafte Abneigung.' Diese Bemerkung scheint etwas tendenziös gefärbt zu sein. Die Königin konnte gewiß die eifrige Tätigkeit dieser Männer für das Wohl der Kirche nicht verkennen. Jedenfalls wollte sie Dr. Liddon, ‚dem Diadochus der Traktarianer, dem Bossuet des 19. Jahrhunderts', wie ihn das ‚Oxford Magazine' genannt, nicht unrecht tun. Diesem gefeierten Führer der Hochkirche war 1890 vom Premierminister Salisbury das Bistum St. Alban angetragen worden, welches Liddon aber aus Alters- und Gesundheitsrücksichten ausschlug. Lady Salisbury machte ihm persönlich Vorstellungen, im Interesse der hochkirchlichen Partei das Amt anzunehmen, fand es aber schließlich doch besser, daß er als Kanonikus weiterhin ‚das kirchliche Element im Kapitel von St. Paul stärken helfe'*. Bei diesem Anlaß erinnerte die Presse daran, die Königin habe schon 1868 über eine Predigt Dr. Liddons ihr Mißfallen geäußert. In einem Privatbrief vom 3. Juni 1890 wies Liddon diese Angabe als unbegründet zurück und meinte: ‚Ich habe den besten Grund, anzunehmen, daß die Königin gegen mich keine Gesinnung hegt, die weniger gütig und gnädig ist als gegen andere Untertanen.' Die Königin selbst fühlte sich veranlaßt, durch den Dechanten von Windsor ihren Unwillen über die Ausschlachtungen der gegnerischen Presse auszudrücken und dem Kanonikus zu bemerken, daß sie nie etwas gegen ihn gehabt und die Sache in der Presse bedaure.

Der Angriff der Low Church auf Bischof King von Lincoln führte zu jenem berühmten Prozesse, der von 1889—1892 dauerte und den schließlich Erzbischof Benson in der Hauptsache zugunsten der Ritualisten und ihrer Forderungen entschied. Sicher war auch Viktoria vom Ausgang dieser langen Verhandlungen befriedigt und es wäre im Widerspruch zu ihrer bisherigen Haltung, hätte sie nicht im Entscheid ihres Geheimen Rates vom 2. August 1892, der Bensons Urteil akzeptierte, mit der ‚Times' ‚einen gesetzlichen Sieg der Toleranz und ein Werk des Friedens' erblickt. Der Umstand, daß Bischof Wilkinson in seinem Werke** von der Königin mit Hochschätzung spricht, beweist hinlänglich, daß er diese ‚lebhafte Abneigung' der Königin nicht empfunden hat. Es entsprach ferner ganz der Auffassung Viktorias, wenn sie die Beförderung eines Dr. Stubbs auf den Bischofssitz von Chester 1884, trotz seinem Ritualismus, nicht ungern sah. Dr. Stubbs verdankte gerade der traktarianischen Bewegung, wie sein Biograph hervorhebt, jene Vorliebe für geschichtliche Studien, die ihn, nach Gladstones Meinung, so sehr für den bischöflichen Stuhl befähigten***. Ebenso scheint Bischof Samuel Wilberforce von

* Johnson J. O., Life and Letters of Henry Parry Liddon (3. Aufl., London 1905), 378.

** ‚Twenty Years of Continental Work & Travel' (London, Longmans 1906).

*** Hutton, Letters of William Stubbs (London 1904) 237. — Schon 1850 hatte Stubbs als Geistlicher in einer erregten Versammlung gegen die Traktarianer zu

Oxford, den Palmerston in seinem Schreiben an die Königin so scharf verurteilte, bei Viktoria nicht in Ungnade gestanden zu sein. Die freundschaftlichen Beziehungen, welche der Prinzgemahl mit Wilberforce unterhalten, mögen vielleicht das ersetzt haben, was ihm wegen seiner ausgesprochen hochkirchlichen und theologischen Seite nach Viktorias Ideen mangeln konnte. Wilberforce, der als Bischof von Winchester infolge eines Unglücksfalles am 19. Juli 1873 starb, wurde selbst als ‚der größte Bischof des Jahrhunderts' gefeiert. Gladstone schrieb damals an die Königin: ‚Mr. Gladstone mag zwar kein unparteiischer Richter sein, aber er glaubt, darüber kann kein Zweifel sein, daß in keinem der drei Königreiche Ihrer Majestät ein Mann lebt, der durch seine eigenen unermüdlichen und unermeßlichen Arbeiten solch einen mächtigen Antrieb gab, wie ihn der Bischof von Manchester dem religiösen Leben des Landes gegeben.' Viktoria hat in ihrer Antwort betont, daß es ‚für sie nichts Traurigeres und Schmerzlicheres gebe' als den Tod des Bischofs, für dessen Überreste sie die Abteikirche von Westminster zur Verfügung gestellt hatte.

Der Einfluß der ritualistischen Bewegung, die in ihrer mehr ästhetischen Seite an Erzbischof Benson einen warmen Freund fand, hatte sich auch in der königlichen Familie nicht ganz verleugnen lassen. Anläßlich des Jubiläums der Königin übergab ihr Alexandra, die Gemahlin Eduards, als Geschenk ein Gemälde, das die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria von seiten italienischer Schiffer auf den Lagunen Venedigs darstellte. Nicht weniger Aufsehen erregte es, als bald darauf die ‚Times' ankündigten: ‚Die Königin hat die St. Georgskapelle im Schloß Windsor mit einem sehr hübsch vergoldeten silbernen Kruzifixe beschenkt zur Erinnerung an ihr Jubiläum. Man sagt, das königliche Geschenk koste ungefähr 300 Pfund Sterling.' Wie das ‚Tablet' berichtet hat, stand schon ein Kruzifix im Sterbezimmer des Prinzgemahls. Dieses Zeichen, das nach neuesten anglikanischen Gerichtsentscheiden auch heute noch ein ‚zweifelhaft gesetzliches Ornament' in der anglikanischen Kirche ist, befand sich ebenfalls am Sterbelager der Königin zugleich mit einer Kopie des berühmten Ecce homo von Guido Reni im Louvre. Dieser Umstand, daß ein Kruzifix im Sterbezimmer Viktorias sich befand, scheint für den ‚Corriere della Sera' genügend gewesen zu sein, die Königin zu einer Katholikin zu stempeln. Die Königin blieb aber dem Ritualismus dennoch fern. Sie hat nie einem öffentlichen Gottesdienst der hochkirchlichen Richtung beigewohnt, noch ließ sie es zu, daß im Privatgottesdienste in ihren Kapellen römische Paramente, Kerzen usw. in Gebrauch kamen, und eine Prinzessin mußte es als eine besondere Gunst verzeichnen, als Viktoria ihr erlaubte, die königlichen Wappen auf den Altartüchern mit kirchlichen Insignien zu ersetzen. Nach den Äußerungen eines Kaplans der Königin, Dr. Pigou, Dechant von Bristol, in seinen ‚Phases of My Life' war seinerzeit der Ritualismus in den königlichen Kapellen noch nicht weit vorgedrungen; auch weiß er von der Andacht des königlichen Gefolges nichts Gutes zu erzählen. Eine Kapelle in

ihrer Verteidigung sich erheben wollen, aber, sagt sein Biograph, ‚so groß war die Tollheit des Augenblickes, daß seine Freunde ihn mit Gewalt auf seinen Sitz niederdrückten'. l. c. 51.

Whitehall trug nach seinem Bericht noch die Spuren ihres früheren Gebrauches als Speisesaal an sich mit Bacchus und Venus in den Deckengemälden.

Wir lassen es dahingestellt, ob Viktoria die von den Ritualisten angeregten Gebete für Verstorbene auch ihrem Gatten und ihren verstorbenen Kindern gegenüber geübt habe. Ein vom Dechanten Stanley gehaltener Trauergottesdienst am ersten Jahrtage seines Todes sowie Äußerungen der Königin lassen diesen Gedanken nicht ganz unbegründet erscheinen. Ihr religiöses Leben schien in Schottland neu aufzuleben; sie nahm dort oft an Leichenfeiern teil und machte ihre Betrachtungen über Tod und Ewigkeit. Ein Schottländer allerdings meinte, wie Emily Crawford berichtet: ‚Es war nichts Päpstliches in ihrer Verehrung für die Toten oder in ihren Ideen über die Verbindung mit ihnen.'*

Von seiten ihrer Minister wurde die Königin wohl nicht stark zugunsten des Ritualismus beeinflußt. Melbourne, ihr erster Minister und väterlicher Berater, schenkte der neuen Bewegung wenig Aufmerksamkeit, seine religiöse wie moralische Stellung war lax, wenn er auch für das Festhalten am Bisherigen eintrat. Robert Peel war, wie Gladstone ihn nannte, ‚ein religiöser Mann, aber durchaus antikirchlich, unklerikal und sehr undogmatisch'. Lord Derby hatte zwar früh schon dem ausgesprochenen Erastianismus entsagt, bewahrte aber gegen die Ritualisten eine kluge Zurückhaltung. Lord Aberdeen hatte als Schottländer weniger Sympathie für die anglikanische Kirche, dagegen erhielt er von seinen Gegnern die Bezeichnung ‚Presbyterianischer Puseyite'. Die antiritualistische Stellung von Lord Russell ist bekannt. Disraeli war aus Politik entschiedener Gegner der Ritualisten, wenn er auch den Katholiken gegenüber eine liberale Haltung einnahm. Sein Einfluß auf die Königin war entschieden größer als derjenige Gladstones, obwohl letzterer ihn an staatsmännischer Befähigung überragte. Die Königin behandelte er, wie er selber bemerkt, als eine Frau, Gladstone aber, meint er, behandelte sie als ein Departement. Selbst Gladstone, der durch seine schwache Auslandspolitik der Königin nicht entsprach und durch die irische Kirchenentstaatlichung wie durch seine eigene kirchliche Richtung ihr unsympathisch wurde, konnte sich nicht ganz für die ritualistische Reform begeistern, da er die Bewegung mehr in ihren traktarianischen Grundsätzen schätzen gelernt hatte. Der Biograph Gladstones, John Morley, urteilt über jene Staatsmänner: ‚Was dem führenden Geschlechte der politischen Reformer jener ersten Hälfte des Jahrhunderts, mit einer oder zwei bemerkenswerten Ausnahmen, nachgesagt werden kann, ist, daß sie Theisten waren; einige von ihnen waren nicht einmal soviel.' Gladstone selber urteilt von sich: ‚Ich fand mich als den letzten Mann auf einem sinkenden Schiffe.' Palmerston beförderte derart die evangelikale Partei, daß Gladstone in einem Augenblick ungewöhnlicher Erregung 1863 schrieb: ‚Ich glaube, die kirchlichen Beförderungen sind noch

* Die etwas sonderbare Inschrift auf dem granitenen Denkmal in Balmoral zur Erinnerung an den Tod ihres jüngsten Sohnes drückt ihren festen Glauben an die Gemeinschaft mit den Lebenden und den Toten aus:

‚Whoe'er is distant, he is always near
Never, so ever near, as now he's gone'.

mein Tod.' Er betonte, selber die hochkirchliche Partei nicht ungebührlich berücksichtigt zu haben, seiner Ansicht nach habe man die Broad Church zu sehr vorgezogen, und daß die Low Church nicht mehr jenen Eifer an den Tag lege, den sie noch vor 50 Jahren bekundet habe. Der ‚Congregationalist' hat mit Recht über Gladstone geurteilt: ‚Man hat von ihm mehr als von allen andern modernen Staatsmännern, vielleicht hie und da mit einer zweifelhaften Ausnahme, den Eindruck als von einem Manne, der die Politik als einen Teil der Christenpflicht betrachtete.' Gladstones Broschüre gegen das Vatikanum konnte bei Viktorias toleranter Gesinnung keinen neuen, schärferen Kurs der Regierung gegen die Katholiken begründen. Sicher konnte es Viktoria nicht verstehen, daß Gladstone 1881 die Hilfe des Papstes anrief, die irische Revolution unter Parnell zu dämmen, nachdem die Wunden, die Gladstones Vorgehen der Kirche geschlagen, noch bluteten.

Die politischen Parteien haben die ritualistische Frage mehr als Mittel zu politischen Schachzügen benützt. Erzbischof Benson meinte nicht ganz mit Unrecht, die radikale Partei züchtige die Kirche mit Geißeln, die konservative aber mit Skorpionen, und befürchtete für die Kirche wie für die konservative Partei wegen ihrer Indifferenz den Übertritt vieler Geistlicher zur liberalen Partei. Anläßlich der kirchlichen Patronatsbill 1893 urteilt er über das Oberhaus: ‚Es gibt im Oberhaus, wie ich glaube, keine ernste Rücksicht für die Kirche oder ein Verlangen nach ihrer Erhaltung, geschweige denn nach ihrer Würde . . .'

Die ritualistische Bewegung ist das Schmerzenskind Viktorias wie ihrer Regierungen gewesen. Sie konnte darin nicht mit ihrem Freunde Stanley nur ‚tolerabiles ineptiae' erblicken, sondern sah vielmehr in dieser neuen Bewegung, deren inneren regenerierenden Geist sie nicht erkannte, eine Gefahr für die Staatskirche. Die Oxforderbewegung aber ging siegreich aus diesem Kampfe hervor und hat bis heute ihre Positionen zum wenigsten zu wahren gewußt.

(Schluß folgt.)



# Kleine Bausteine

## Antoine Watteau / Von Rudolf Klein

Es wird manchem mit der französischen Kunst nicht näher Vertrauten einigermaßen überraschend klingen, zu erfahren, daß Watteau, dieser französischeste unter den Künstlern Frankreichs, von Geburt ein Vlame, also ein Landsmann des Rubens, war, mit dem seine Kunst freilich, wie die ganze seiner Zeit, und wie den Kenner ein Blick auf seine Produktion lehrt, in unmittelbarem Zusammenhange steht. Solche psycho-physiologische Anpassung, sagen wir entindividualisierende und wieder individualisierende Mimikry ist aber schließlich nichts so seltenes, wie es von ungefähr scheinen könnte. Noch in unseren Tagen erlebten wir es mit dem Franzosen Legros, der vor 30 Jahren nach England übersiedelte und dort heute dem Wesen seiner Kunst nach als ein Vollblutengländer schafft. Zudem sagt man, daß Valenciennes, wo der Künstler im Jahre 1684 das Licht der Welt erblickte, seinen Sitten und Gepflogenheiten nach weitaus die französischeste der flandrischen Städte gewesen sein soll, in der die volle Lebensluft mit verfeinerten Bedürfnissen sich paarte, so daß dem Künstler hierdurch schon die Vorbedingungen für sein Aufgehen in ein Milieu im Blute lagen, dem seine eigenste Kunst entwachsen sollte.

Antoine Watteau wurde als Sohn eines Handwerkers geboren und kam, wie es damals üblich war, schon früh zu einem Maler in die Lehre. Es ist erklärlich, daß der Zuschnitt und die künstlerischen Anschauungen der kleinen Stadt selbst dem Knaben, wenn er so reiche Gaben in sich barg und leise ihre Triebe sich in sich regen fühlte, nicht behagten und ihn mit der Sehnsucht nach dem einen und einzigen Paris, dem Zentrum des Geistes, der Künste, des Lebensgenusses, erfüllten. So finden wir ihn denn im Jahre 1702, also als 18jährigen Jüngling, dort wieder, und zwar in einer Situation, die für die spätere Entwicklung seiner Persönlichkeit und Kunst ebenso von Entscheidung gewesen sein mag, wie sie für den Zeitgeschmack und die in seinem Dienste stehenden Künste bezeichnend ist: er fand Unterkunft bei einem Malermeister, der die Dekorationen des Theaters besorgte. Aber es hielt ihn nicht lange, er wird als unruhig und rastlos von seinen Zeitgenossen geschildert, dazu die pekuniäre Mißlage, in der er sich befand, das ihrige getan haben wird. Denn er taucht vorübergehend in der Werkstatt eines Kunsthändlers auf, der Marktware verschleudert, eine wahre Bilderfabrik eingerichtet hatte, in der wie in den heutigen Wiener Fabriken die Lehrlinge gegen den knappesten Lohn auf Teilproduktion abgerichtet waren: der eine malte nur Himmel, ein anderer Bäume, der dritte Staffage.

Daß des jungen Watteau künstlerische Bedürfnisse hier nicht auf ihre Kosten kamen, ist selbstverständlich, und so ging er zu Gillot, einem für die Zeit repräsentativen Mann.

In jenen Tagen nahm die Umbildung des schwerfälligen, bombastischen Stils des 17. Jahrhunderts ins 18. ihren Anfang, und man kann wohl sagen, die Kunst Gillots sei identisch mit dem Wesen und Werden dieser Übergangs-

periode, so daß Watteau hier recht eigentlich die Elemente in sich aufnahm, die sein reger Geist nur zu assimilieren brauchte, um ihn zur eigenen Blüte zu treiben. Es war der Tod Louis XIV., der mit einem Schlage den Lebensstil veränderte und damit die Voraussetzung zu künstlerischen Neubildungen schuf. An Stelle des wie von Fanfarenstößen in seinem Schritt würdevoll getragenen Lebensrhythmus entwickelte sich langsam die ländliche Idylle, das Pastorale, und mit ihm der Geist und Typus der Zeit, dafür nichts deutlicher spricht als die Frau, die sich gleichsam über Nacht aus der Juno in eine zierliche Schäferin wandelte. Aber die Entstehung des Rokoko ist ein recht komplizierter Vorgang, der nicht so leicht zu erklären ist, und in dem sich die entgegengesetztesten Strömungen mischten, bis er in der Kunst des Watteau seinen ersten reinen Ausklang und in der seiner Nachfolger seine raffiniertesten Variationen fand: ich meine, dazu lieh sowohl die absterbende Renaissance mit der Übersiedelung der italienischen Komödie auf französischen Boden ihre Requisiten, wie der von England herüberwehende Geist einer heraufdämmernden neuen Zeit diesem heiteren Lebenskarneval, auf den der graue Aschermittwoch der Revolution folgen sollte, als versteckt und halb unbewußt gebrauchter und mißbrauchter Stimulans diente. Es gehörte ein weiterer Raum als der hier zur Verfügung stehende dazu, dessen Text einzig zur Illustrierung unserer Reproduktionen geschrieben wurde und keinen neuen Beitrag zum Bilde des Künstlers liefern will, nur einigermaßen gründlich die Sonde an die Analyse dieser Zeitpsyche zu setzen.

Tatsache ist, daß die Jugendproduktion Watteaus mit der Entstehung des Rokoko als Zeitstil nach jeder Richtung zusammenfällt. So kann man ihn als das von der Vorsehung an den rechten Ort gesandte Instrument betrachten, das die künstlerische Entwicklung Frankreichs in neue Bahnen lenken sollte. Denn was für das Denken im allgemeinen die Anregung der englischen Philosophie war, für die Bildung des Lebenszuschnittes die Verpflanzung des italienischen Theaters, für die Erweiterung und Neubildung des Ornamentes der durch Hollands Überseehandel vermittelte Einfluß des Orients, speziell Chinas und Japans, — man liebte im Ornament die Verwendung exotischer Tiere, so den Affen und Papagei, — das wurde für die Neubelebung des künstlerischen, sagen wir genauer des malerischen Ausdrucks Watteaus flämische Abstammung, die ihn auf ein gründliches Naturstudium entgegen seinen Lehrern und Zeitgenossen wies, und ihn uns in den Arbeiten jener Tage als einen direkten Vetter der belgischen Kleinmeister vom Schlage des Teniers vorerst zeigt: „La vraie gaîté", eine vor einem Wirtshaus sich abspielende Tanzszene, die nur durch leise Züge einer den Vlamen fremden Grazie sich von deren Produktion unterscheidet und den späteren Watteau ahnen läßt. —

Als Watteau die Werkstatt Gillots verließ, ging er zu Claude Audran, dem Kupferstecher, in die Lehre, dem die Dekoration des Schlosses Luxembourg unterstand. Hier sehen wir ihn wieder fleißig nach der dekorativen und ornamentalen Seite hin tätig, so die Grundlage zum äußeren Zug seiner Handschrift festigend, erweiternd, bereichernd, und wir müssen uns sagen: Welch eine Sicherheit mußte eine solche höhere Handwerkertätigkeit einem Künstler

geben zu einer Zeit, da das Handwerk noch eine Kunst war, und wie hoch mußte das Handwerk stehen, wenn ein Lehrling vom Schlage eines Watteau ihm sein geistvolles und graziöses Talent lieh! Da konnte aus den Elementen vergangener Stile ein neuer zusammenfließen, es konnte jener organische Schöpfungsprozeß, der auf einer einheitlichen Wechselwirkung zwischen künstlerischer Tätigkeit und dem Lebenszuschnitt der Gesellschaft beruht, vor sich gehen, kurzum jener Akt, den wir heute so schmerzlich vermissen und den spätere Geschlechter allein als Kulturausdruck empfinden.

Der Aufenthalt bei Audran sollte den gelehrigen und kunstdurstigen Schüler auch in der Galerie des Schlosses endlich mit den langersehnten Werken der großen Vorfahren in Berührung bringen, so daß wohl von da an der eigentliche Einfluß der Rubensschule und Watteaus Studium dieser Malerei datiert werden kann, unter deren Einflusse ja die damalige französische Malerei größtenteils stand.

Doch diese Eindrücke erfüllten die glühende Seele des verlangenden Schwärmers nur mit verzehrendem Feuer, statt die Begierde zu stillen, und so entschloß er sich, an der Konkurrenz um den Rompreis teilzunehmen, mußte jedoch wie so mancher Eigenbegabte nach ihm erleben, daß sich der vertrocknete Geschmack der Preisrichter nicht für seine, sondern für die Bewerbungsarbeit eines Konventionellen entschied.

Es ist eigentümlich: wir stellen uns die Zeit des Rokoko ausschließlich als eine dem Vergnügen geweihte dar; daß sie zugleich eine kriegdurchtobte war, vergessen wir darüber gern. Doch auch dieser Umstand wäre bei einer allseitigen Untersuchung über die Möglichkeit und verschiedenartige Zusammensetzung dieser Kulturepoche von Bedeutung. Wir wollen uns an dieser Stelle damit begnügen, zu konstatieren, daß der Vorgang Watteau Gelegenheit gab, auf Grund eines seine Kunst im allgemeinen fundierenden naturalistischen Strebens eine Reihe von Soldatenbildern zu malen, die freilich recht verschieden sind von dem, was wir uns heute unter Kriegsbildern vorstellen: nicht hielt er sich bei der Schlacht auf, er begnügte sich mit dem Lagerleben.

Aus den im Vorigen betonten Voraussetzungen seines Studienganges unter dem Einfluß des gesellschaftlichen Milieus entwickelte er sich dann mehr und mehr zum ‚Maler der galanten Feste', als welcher sein Name in der Kunstgeschichte fortlebt. Durch seine Wahl zum Mitglied der Akademie — der einst den Rompreis nicht erhielt, ward später durch diese Ehrung ausgezeichnet — kam er in Mode und allmählich auch zu erträglichem Verdienst. Ein Zweifel an einer solchen Notwendigkeit scheint dem Fernestehenden heute kaum angebracht, denn wir können es uns nicht vorstellen, daß ein Mensch, der das Dasein ausschließlich als ein von allen kleinlichen Sorgen befreites schildert, uns eine Gesellschaft vorführt, die ihre Tage hinbringt wie die Vögel im Paradies, diese seine kolibriglitzernde und schillernde Kunst ausübte im Dienste der Stillung alltäglicher Sorgen, der Beschwichtung profanster Bedürfnisse; ja wir mögen es überhaupt nicht glauben, daß es jener Gesellschaft, die einzig und allein zu existieren schien, sich die Tage angenehm zu machen, an den notwendigen materiellen Bedingungen nur einen Augenblick gefehlt

habe. Daß es aber doch so war und sie dennoch, trotzdem zu jener Auffassung, Hingabe, Lebensfähigkeit und -Möglichkeit wie philosophischen Maximen kam: ja, daß diese galanten Histrione in der Tat fähig waren, lächelnd zu sterben, ist ein für die Erschließung kulturgeschichtlicher und moralpsychologischer Zustände und Neubildungen ungemein wertvoller Anhaltspunkt.

Das Bild nun, in dem der Künstler die Summe der Zeit und seiner Fähigkeiten zieht, ist die berühmte ‚Einschiffung nach Cythera' (Louvre). Wir sehen in diesem Bilde sowohl die Erfüllung dessen, was Watteau auf seinem Wege durch die Werkstätten der verschiedenen Meister in sich aufnahm und erstrebte, wie den geschlossenen Ausdruck der Zeit, an dessen Kulturbilde seine sensible Hand formend mitschuf. So ist es eines seiner persönlichsten Dokumente, wie sehr wir seine koloristischen Ahnen als Rubens und Titian auch hinter ihm stehen sehen. Es ist durchaus Watteau. Der Künstler variierte das Thema dann einigemale, und eine zweite Fassung hängt im Berliner Schloß.

Und der Geist dieses Bildes, der der Geist Watteaus und der Zeit ist, ist dieser: eine Entwirklichung des Lebens auf der Basis seines sinnlichen Ausdrucks, eine Apotheose paradiesischer Sinnlichkeit. Und während in dieser Welt die Frauen wie Rosen hinblühen, d. h. zu keinem anderen Zwecke da zu sein scheinen, als genossen zu werden, und sich umschwärmen und umschmachten lassen gleich girrenden Tauben in einer Unschuld, die doch keine ist, da hinter der sanften, ausdruckslosen Larve und dem lilienreinen Kleid das Blut vor Verlangen brennt wie Feuer im Schnee und doch wieder Unschuld ist, da das Ersehnte ja nicht verboten, sondern nur in seiner reinsten paradiesischen Form begehrt und genossen werden soll: steht diesem Typus der Mann gegenüber einmal als der sorglose Kavalier im ‚l'Indifférent', man möchte ihn den Balettmeister dieser Paradiestheaterszenerien nennen, und dann im ‚Gilles', dem Pierrot gewissermaßen als das sich selbst reflektierende Prinzip dieser Lebensphilosophie.

Neben den verschiedenen schon erwähnten Faktoren mag dann einer noch nicht ungenannt bleiben, der gewiß das Seine auch dazu getan hat, die Kunst Watteaus ihrem Wesen nach auf die Spitze zu treiben: seine Krankheit; die verzehrende Sehnsucht eines Schwindsüchtigen, der von all diesen Freuden des Daseins ausgeschlossen war und blieb.

Betrachten wir Watteau schließlich rein ästhetisch im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen und Nachfolgern, so müssen wir zugeben, daß er zwar die Natur als Erscheinung auch Zug um Zug idealisiert hat, ja hinsichtlich des Figürlichen einer Konvention verfiel, die sonst sich nur bei akademischen Epigonen findet, daß er aber niemals sich so der kalten Künstlichkeit, dem ästhetischen Artistentum verschrieb, wie z. B. nach ihm Fragonard, davon reden vor allem seine Landschaften eine deutliche und warme Sprache. Auch in seiner Kunst ist die Natur eine Bühne, doch voll vom warmen Sonnenschein einer der rauhen Wirklichkeit entkleideten Welt; eine Bühne, auf der das auf einige Grundnoten der Lust, des Genießens reduzierte Dasein sich in einer höheren Gleichung abspielt, der sinnliche Sonnenschein des Lebens in ewige Dauer erhoben ist. Nur eines seiner letzten Bilder, die zwar glänzend gemalten Firmenschilder für den

Kunsthändler Gersaint (Berlin, Königl. Schloß) lassen diesen tieferen Gefühlsgehalt des Kolorits vermissen und weisen auf eine erstarrende Künstlichkeit. Doch was war natürlicher bei einer künstlerischen Betätigung, die ihren ganzen psycho-physiologischen Voraussetzungen nach als ein Abschlußprodukt zu gelten hat*? Seine letzten Lebensjahre verbrachte Watteau in steter Unruhe unter von seinen Zeitgenossen oft bemängeltem häufigen Wohnungswechsel. Nirgends hielt er lange aus. Wie Julienne und Caylus, so hatte er auch den dritten und größten Kunstmäzen der Zeit, Crozat, kennen gelernt und zum Protektor gewonnen und eine Weile im Palais des über alle Begriffe gastfreien und großmütigen Mannes gewohnt. Es hielt ihn auch dort nicht. Er zog zu einem mittelmäßigen vlämischen Maler, einem Landsmanne, machte eine Reise nach London, wo er vergebens Genesung für seine Leiden suchte und in einigen Blättern das Unvermögen der Ärzte verspottete, dann zu Gersaint, dem feinsinnigen Kunsthändler, in dessen Armen er am 18. Juli 1727 verschied.

* Antoine Watteau mit seiner Anlage und seinem Talent in das London vor Ende des 19. Jahrhunderts versetzt, hätte mit innerer Notwendigkeit Aubrey Beardsley ergeben: welch grausame Umwandlung durch Milieu und Zeitgeist! Beide sollen übrigens kurz vor ihrem Tode einige Zeichnungen verbrannt haben, die sie für obszön hielten.

# Zigeunertonleitern und Vierteltonmusik
## Von Georg Capellen-München

Unter ‚Zigeunertonleitern' versteht man zum Unterschied gegen die gewöhnliche Dur-Tonleiter (c d e f g a h c) und Moll-Tonleiter (aufwärts c d es f g a h c und abwärts c b as g f es d c) — mit stufenweiser Tonfolge — solche Tonleitern, in denen dieser Stufengang an zwei Stellen durch Sprünge unterbrochen ist, nach Maßgabe folgender gebräuchlicher Skalen:

Nr. 1: c d es fis g as h c (C-Moll),

Nr. 2: g as h c d es fis g (G-Dur).

Eigentlich sollte man diese Art Tonleiterbildung ‚indische' nennen, da die Heimat der Zigeuner Indien ist und die genannten Skalen dort noch heute als einfachste und elementarste Melodieformen gelten. Auch dem Europäer werden sie als sehr annehmbar und gar nicht so ungewöhnlich vorkommen, zumal Nr. 1, da auch in unserem C-Moll die Sprünge as-h und h-as nicht so selten, ja in unserer C-Moll-Harmonik, die sich auf der Tonleiter c d es f g as h c aufbaut, unentbehrlich sind. Daher kommt es, daß an der ungarischen Musik weniger die Melodie und die (sich der unserigen anpassende) Harmonie auffällt als der Rhythmus in Motiv- und Periodenbildung und der Kontrast in Takt und Tempo.

Die Selbständigkeit der Skala Nr. 2 wird von manchen geleugnet, in der Annahme, daß Nr. 2 nur eine Variante auf der fünften Stufe von Nr. 1 sei und das eigentliche harmonische Zentrum der C-Moll-Klang bleibe. Gewiß

kann der Fall so liegen, er braucht es aber nicht, wie die Notenbeilage ‚Traumland' dieses Heftes bestätigen wird, die zweifellos mit einem auf sich beruhenden G-Dur abschließt.

So wenig auffällig immerhin Nr. 1 und 2 erscheinen, so merkwürdige Skalenformen ergeben sich, wenn andere Töne von Nr. 1 zur Basis von Melodie und Harmonie gemacht werden, wie in folgenden beiden Fällen:

Nr. 3: as h c d es fis g as (As-Dur),

Nr. 4: h c d es fis g as h (H-Moll).

In Nr. 3 ist es der Ton fis, der auf den ersten Blick nicht in As-Dur hineinzupassen scheint, indem man dafür eher ges erwarten sollte. Und doch ist dieses fis gegenüber dem h, d und g allein berechtigt, da die Akkorde g h d fis, h d fis und d fis as c nur so (mit fis) verständlich sind. Außerdem würde ges die Selbständigkeit von Nr. 3 gefährden und vielmehr nach Des-Dur weisen. Wie ist es aber in Nr. 4 mit dem es und as? Müßte dafür nicht im Sinne von H-Dur und -Moll dis und gis stehen? Freilich, wenn man diese Skala am Klavier spielt, das keinen Unterschied zwischen dis und es, gis und as kennt, so würde Nr. 4 der Gehörsempfindung nach so zu notieren sein:

h c d dis fis g gis h.

Die normale Siebenstufigkeit der Tonleiter (die ‚Diatonik') würde hier durchbrochen sein, da die Töne e und a fehlen, wir bekämen eine chromatische H-Dur oder -Moll-Skala, einen praktisch wenig verwendbaren Tonleitertorso. Praktischer und interessanter wird das Ergebnis, wenn wir berücksichtigen, daß die ‚gleichschwebend temperierte' Stimmung des Klavieres (mit ihren 12 gleichen chromatischen Halbtönen innerhalb der Oktave) nur ein Kompromiß zwischen der Forderung natürlich (physikalisch) reiner Stimmung und bequemen Musizierens mit beliebigem Tonartwechsel ist, daher nur aushilfsweise berechtigt und nicht die einzig mögliche Stimmungsart der Töne ist. Physikalisch ist der Ton es höher als dis und as höher als gis, wie man in jedem Buche über Akustik nachlesen kann. Und in der Tat, Nr. 4 legitimiert sich erst dann als selbständige, eindeutige Tonart, wenn die Töne es und as höher als das temperierte $\frac{\text{dis}}{\text{es}}$ und $\frac{\text{gis}}{\text{as}}$ gestimmt werden und somit die Lesart als H-Dur-Leiter ganz wegfällt. Die übrig bleibende, bisher unbekannte, H-Moll-Skala wäre also diese:

Nr. 4a: h c d es fis g as h (H-Moll).

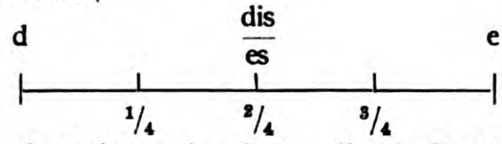
Es fragt sich nun, wie hoch das es und as zu stimmen sind. Nach meiner Ansicht gibt es zwei Methoden:

1. Alle Töne werden natürlich rein gestimmt. Wir bekommen dann zwei wundervoll klingende Dur-Akkorde: g h d und as c es, wie ja überhaupt der Wohllaut der Dur-Dreiklänge durch die natürlich reine Stimmung erheblich verbessert wird (infolge Erniedrigung der Terztöne, die temperiert zu hoch sind). Umgekehrt werden die Terzen der beiden Moll-Klänge c es g und h d fis durch die natürlich reine Stimmung höher, die Moll-Klänge sind schärfer, herber, ohne die Erdenschwere des temperierten Mollklangs, sozusagen Hochlandsakkorde. Es wäre nun sehr schön, wenn es ein einfaches, billiges und wohlklingendes

Instrument gäbe, an dem diese Umstimmungen leicht ausgeführt und studiert werden könnten. Ich habe solches in der Müllerschen Akkordzither ‚Monopol‘ gefunden, einem auf der siebenstufigen G-Dur-Skala (also auf der Diatonik) beruhenden Instrumente, das nicht mit der chromatischen Müllerschen ‚Erato‘ und auch nicht mit der üblichen Konzertzither zu verwechseln ist. In Laienkreisen früher sehr beliebt, aber von Berufsmusikern kaum beachtet, besitzt die Akkordzither 26 vom großen C bis zum dreigestrichenen c reichende Stahlsaiten (das tiefe E, Fis und A fehlen). Die auf den 6 ersten Stufen der G-Dur-Leiter aufgebauten Akkorde werden durch Niederdruck von Manualleisten bei gleichzeitigem Anreißen der Saiten mit Messing oder Gummi automatisch zum Erklingen gebracht, in einer sonst schwer erreichbaren Vollgriffigkeit und Klangfülle. Man stimmt nun zuerst, vom Zentrum g ausgehend, c — g — d als reine Quinten (c eine Kleinigkeit tiefer und d ebensoviel höher als die entsprechenden temperierten Töne), sodann h als reine Terz (s. oben) und dazu fis als reine Quinte. Darauf wird der Ton e nur soweit herabgestimmt, daß er noch höher als dis liegt, derart, daß der Akkord h es fis noch eben als (verstimmter) H-Dur-Klang annehmbar ist. Man gewinnt durch diesen Vorgang zugleich die Überzeugung, daß es nicht identisch mit dis ist und daß der H-Dur-Klang wegen seiner erheblichen Verstimmung nicht zum Akkordmaterial dieser Tonleiter gehören kann. Endlich stimmt man zu es das a als reine Unterquinte as. Natürlich sind alle diese Töne in allen Oktaven gleichmäßig zu stimmen.

2. Die Töne c — g h d fis werden temperiert (nach dem Klaviere) gestimmt und darauf es und as wie oben gefunden. Die Akkordnuancen werden bei dieser Methode noch mannigfaltiger: der As-Dur-Klang und C-Moll-Klang sind rein, der G-Dur-Klang und H-Moll-Klang temperiert.

Hoffentlich haben diese Erörterungen den Leser nicht verdrossen! Sie waren unvermeidlich als Vorbereitung für den Eintritt in das von vielen ersehnte Reich der Vierteltonmusik.




Bedeutet vorstehend d — e das Intervall (die Strecke) des Ganztons d e (ich gehe der Einfachheit halber von der temperierten Stimmung des Klaviers aus), so sind d — $\frac{\text{dis}}{\text{es}}$ und $\frac{\text{dis}}{\text{es}}$ — e halbe Töne (= $^{2}/_{4}$). Töne an den Punkten $^{1}/_{4}$ und $^{3}/_{4}$ würden Vierteltöne sein. Das nach beiden obigen Methoden gefundene es würde nun in der Mitte zwischen $^{2}/_{4}$ und $^{3}/_{4}$, dicht bei $^{5}/_{8}$ liegen, ungefähre Angaben, die hier genügen müssen. Die Zigeunertonleiter Nr. 4 gibt uns also in es und ebenso auch in as keine $^{1}/_{4} = {}^{2}/_{8}$-Töne, sondern $^{3}/_{8}$-Töne, aber jedenfalls ‚Bruchtonstufen‘, d. h. Töne, die zwischen den in der Musik verwendeten Halbtönen liegen. In diesem weiteren Sinne pflegt man überhaupt ‚Vierteltonmusik‘ zu verstehen. Das wichtige Ergebnis dieser Ausführungen ist nun, daß es und as den Wert fixierter, also wesentlicher Tonleitertöne erhalten, da es und as nur mit ihrer von dis und gis unterschiedenen Tonhöhe die

Skala Nr. 4 verständlich und begründet erscheinen lassen. Solche wesentliche Bruchtonstufen sind wohl zu unterscheiden von willkürlichen, zufälligen Bruchtonstufen, die auch bei unseren Sängern und Streichern häufig genug vorkommen, sei es nun ihnen bewußt oder unbewußt. Bei den echten Bruchtonstufen kommt es weniger auf das Bruchtonintervall selbst (also hier: dis — es, gis — as) an — mag es auch den Eindruck eines wirklichen Tonschrittes machen, — als auf die Differenzierung und Färbung der Intervalle und Akkorde mit ihrer Hilfe. Davon einen Begriff zu geben, ist die Akkordzither vorzüglich geeignet, wie die Entwicklung der Zigeunertonleiter Nr. 4 gezeigt hat. Da auch die übrigen erwähnten Skalen dasselbe Tonmaterial benutzen, so kommen der Nr. 1 bis 3 ebenfalls die Bruchtonstufen es und as zugute, so daß diese Tonleitern genauer wie folgt zu notieren sind:

Nr. 1a: c d es fis g as h c (C-Moll),

Nr. 2a: g as h c d es fis g (G-Dur),

Nr. 3a: as h c d es fis g as (As-Dur).

Wie hier nicht weiter auszuführen ist, gibt es keine vom Dur-Geschlecht völlig unabhängige Moll-Tonarten. Die Wurzeltonart von Nr. 1a ist C-Dur, von Nr. 4a: G-Dur. Durch diese Erkenntnis erhalten wir zugleich Aufschluß über die harmonische Behandlung dieser Moll-Skalen, namentlich über ihre Schlußwendungen („Kadenzen'); denn die Schlußwendungen der Dur-Tonarten eignen sich auch für die von ihnen abhängigen Moll-Tonarten. Wie in G-Dur wird man daher auch in Nr. 4a (H-Moll) die Schlüsse mittels der Akkorde d fis as c (über der ‚Dominante') und c es g oder c es as (über der, Subdominante') oder g h es (über der ‚Tonika') bewerkstelligen können, wie die Notenbeilage bestätigt. Schon die Tatsache, daß wir die Tonleitertöne als Harmonievertreter (im Sinne von Tonika, Dominante oder Subdominante) auffassen, muß uns nahelegen, daß trotz der Anregungen, die der im wesentlichen einstimmig musizierende Orient wegen der vielfach dort verwendeten Bruchtonstufen uns zu geben vermag, die Entscheidung über die Einführung und Entwicklung der Vierteltonmusik im Okzident fallen muß, zumal unter den Musikpsychologen noch streitig ist, ob im Orient Bruchtonstufen wirklich als Bestandteile von Gebrauchsleitern oder wie schon jetzt bei uns nur willkürlich, zufällig vorkommen.

Im Hinblick auf die Notenbeilage möchte ich diesen Aufsatz nicht schließen, ohne auf den unvergleichlich romantischen Klangzauber aufmerksam zu machen, den auf einem stahlsaitigen Zupfinstrument, wie der Akkordzither, Zigeunertonleiter-Akkorde, wie as c es fis, c es g h, c es fis h, es g h d, g c es fis, g c es fis h, g h es fis, d fis as h, d fis as c, d fis c es as, d fis c es fis h, d g h es, ausüben, von der Stimmungsart der Töne ganz abgesehen. Hat man diese träumerisch-sehnsüchtigen Harmonien einmal an diesem oder an einem ähnlichen, vielleicht technisch noch vollkommeneren Instrument gehört, so kommt einem hernach der Klavierton schrecklich nüchtern und prosaisch vor, wieder ein Beweis, daß die moderne Abkehr vom Tasteninstrument und die Rückkehr zum Zupfinstrument mit Freuden zu begrüßen ist.

## Erotik und Obszönität

Über die Grenze des Anstößigen und Unverfänglichen in der künstlerischen Darstellung erotischer Stoffe werden im einzelnen die Meinungen stets auseinandergehen, manchmal selbst unter den Bekennern durchaus identischer sittlicher Grundsätze. Aber neben diesem verhältnismäßig schmalen strittigen Grenzgebiet gibt es auch ein weites Feld, auf dem eine Meinungsverschiedenheit unter Gleichdenkenden ausgeschlossen ist, wo selbst unter sehr Verschiedengesinnten bei gutem Willen Übereinstimmung erzielt werden kann. Es ist dies das Gebiet der eigentlich obszönen, d. h. mit Absicht die Sittlichkeit verletzenden und die Sinnlichkeit aufreizenden Darstellungen. Selbst der Feuilletonredakteur der ‚Frankfurter Zeitung', Dr. Hugo Ganz, findet sich genötigt, neuerdings gegen einen krassen Fall der letzteren Art zu protestieren. Und wir halten seinen Protest trotz weitgehender Verklausulierungen deshalb für besonders beachtenswert, weil hier auch einmal gegenüber einem unzweifelhaft bedeutenden Künstler das Recht der öffentlichen Sittlichkeit von prononziert ‚freidenkender' Seite behauptet und beweiskräftig verfochten wird. Dr. Ganz schreibt seinem Blatte (Nr. 334) aus Wien unter dem Titel ‚Erotik und Obszönität':

> ‚Ein neuer Lessing wäre vonnöten, der eine Abhandlung schriebe mit dem Titel: Gustav Klimt oder über die Grenzen des Ausstellbaren. Der Salon Miethke hat sich das Verdienst erworben, diese Frage zur Diskussion zu stellen. Er hat eine Anzahl Zeichnungen von Klimt ausgelegt, die allesamt die Meisterhand und das Falkenauge des Künstlers verraten, zum großen Teil auch als einfache Bewegungsstudien vollkommen einwandfrei sind, zum andern Teil aber die stärksten Bedenken gegen ihre Zulässigkeit herausfordern.
>
> Eine Kunstausstellung . . . prätendiert, eine kulturelle Angelegenheit zu sein, und setzt voraus, daß sich alle diejenigen mit ihr befassen, die ein ernsthaftes Interesse an der Entwicklung der Kunst haben. Das erweitert die Rechte und erhöht die Pflichten der Aussteller. Erweitert ihre Rechte insofern, als sie von jedem Besucher verlangen dürfen, daß er über die bloß konventionellen Schranken des Schicklichen hinaus ist und Kunstwerke nur nach künstlerischen Gesichtspunkten beurteilt. Erhöht ihre Pflichten insofern, als dem ernsthaften Besucher dann auch nur geboten werden darf, was rein künstlerischen Absichten entsprungen ist. Obszönitäten, die vielleicht einen hohen Marktwert haben — es gibt ja besonders unter den Zahlungsfähigen Liebhaber für solche Dinge —, dürfen auch dann nicht dem nichtsahnenden Betrachter zugemutet werden, wenn sie virtuos gemacht sind.'

Obwohl dann Ganz der privaten Liebhaberei die weitgehendsten Zugeständnisse macht und einer betont erotischen Kunst sogar gegenüber dem herrschenden ‚Muckertum' eine befreiende Mission zuerkannt wissen will, schreibt er doch ‚zum entscheidenden Punkt':

> ‚Ist das Obszöne wirklich eine Förderung der lebenspendenden Triebe oder nur eine schmutzige, blinzelnde Spekulation auf die

Abdrängung unserer Spezialität ins Lichtscheue? Warum umrahmt der freie Renaissancemensch Shakespeare die Brautnacht Romeos und Julias mit herrlichen Liedern und läßt uns die Seligkeit der beiden jungen Geschöpfe nur ahnen? Weil gesunde Sinnlichkeit zugleich schamhaft und keusch ist. Und warum insultiert uns Wedekind in seinem „Liebestrank" mit einem brutalen Geschlechtsakt auf offener, nur verdunkelter Szene? Weil er im Grunde seiner Seele ein verkappter Mönch (?!) und Philister ist, der sich an der eigenen kraftmeierischen Schamlosigkeit berauscht. Nur senile Erschöpfung oder neurasthenische Schwäche erträgt und fordert die Reizmittel der direkten Darstellung; die gesunde Kraft lehnt sie ab und fordert im Einklang mit der Natur für die letzte Liebesfeier den deckenden Schleier der Nacht.

Gerade gegen diese, im gesunden, kraftvollen, künstlerischen Gefühl gelegene Schranke aber lehnt sich eine auch von der Wiener Literarischen Bohème ausgehende neu„ethische" Bewegung auf. Nicht die Wiedereinsetzung unserer Sinne in ihre natürlichen Rechte strebt diese Bewegung an, sondern die vollkommene Schranken- und Zuchtlosigkeit, die Verwischung jedes Unterschiedes zwischen Dame und Dirne. Bis dahin aber nützen geschäftskluge Leute die abgedrängte Sinnlichkeit zinstragend aus. Sie sind es, die die Hauptschuld tragen an der Verwirrung der sittlichen Begriffe, als deren greifbarstes Symptom sich uns nun die Ausstellung der Klimtschen Zeichnungen darstellt.'

Und nach Anführung einiger mehr als beweiskräftiger Details ergibt sich schließlich die praktische Nutzanwendung:

‚Wenn dem Künstler, der zweifellos an einer krankhaften Überreizung des Geschlechtssinnes leidet, die Empfindung für die Unanständigkeit dieser Zumutung fehlt, so mußten die Leiter der Ausstellung Zensur üben, falls sie sich nicht dem Verdachte aussetzen wollten, auch ein bißchen mit Pornographie zu handeln. Daß sie es nicht taten, und daß noch kein schallender Protest in der Öffentlichkeit laut geworden ist, beweist uns, wie weit die Verwilderung schon fortgeschritten ist und wie feige der noch eines Schamgefühls fähige Teil der Kunstfreunde vor dem Terrorismus der Apostel der neuen Ethik verstummt . . . Daß ein Protest gegen die öffentliche Schaustellung von unzweifelhaften Obszönitäten heute schon umständlich begründet werden muß, ist eigentlich das Beschämendste an der ganzen Sache.

Es braucht kaum noch eigens betont zu werden, daß die Anschauungen des Herrn Dr. Ganz über Erotik in der Kunst nicht die unsrigen sind. Das hindert aber nicht eine völlige Übereinstimmung bezüglich der eigentlichen Obszönitäten. Und in dieser Hinsicht beweisen gerade solche Darlegungen von solcher Seite, daß den unverdrossenen Vorkämpfern gegen den ‚Schmutz in Wort und Bild' bereits größere Erfolge bei der öffentlichen Meinung in Aussicht stehen, als sie wohl selbst noch vor kurzem zu hoffen wagten. Um so mehr ist es aber notwendig, daß man den möglichen Erfolg nicht durch unmögliche Übertreibungen wieder gefährdet, daß man das Trennende zurückstellt, um das Gemeinsame ins Werk zu setzen. Gerade die interkonfessionelle Sittlichkeitsbewegung und ihr erfreulicher Fortschritt sind ein neuer Beweis dafür, daß auf wichtigen Gebieten praktischer Kulturarbeit wirkliche Erfolge nur durch ein solches gemeinsames Vorgehen erzielt werden können. Zu dieser Einsicht gesellt sich für uns Katholiken die freudige Genugtuung, daß das positive Christentum der ganzen Bewegung die stärksten Impulse gegeben hat und daß gerade die unerschrockensten Vorkämpfer vielfach aus unseren Reihen hervorgegangen sind. E.

# Rundschau

## Philosophie

**Eine wissenschaftliche Vertiefung der Graphologie** muß von vornherein als Unding erscheinen, wenn man in der Handschriftendeutung nur eine mit glücklichen Zufällen operierende Spielerei oder bestenfalls eine, besonders feinfühligen Menschenkennern vorbehaltene Kunst anerkennt. Damit tut man aber den ernsthaften Bestrebungen unrecht, die seit rund vierzig Jahren auf die exakte Erforschung der Handschriftenunterschiede, ihr Zustandekommen und insbesondere ihr Mitbedingtsein durch psychische Faktoren gerichtet sind.

Seit die empirische Psychologie ihr Augenmerk den sogenannten Ausdrucksbewegungen ernstlich zugewandt hat, in denen sich unsere seelischen Innenprozesse und insbesondere unsere Gefühlserregungen und Affekte unwillkürlich nach außen manifestieren, hat man es verlernt, noch länger über die Grundbegriffe achselzuckend zur Tagesordnung überzugehen, mit denen einst Lavaters Physiognomik (1775 ff.) aus den Prägeformen der Gesichtsbildung auf seelische Charakterunterschiede schloß. Man hat sich auch der Erklärungsversuche wieder dankbar erinnert, die bereits Piderits Mimik und Physiognomik (1858 und 1867) zur Ableitung der verschiedenen Ausdruckstypen und ihrer bleibenden Niederschläge in der Gesichtsbildung aus psychophysischen Grundgesetzen unternahm. Aber auch unabhängig von diesen Anregungen hat sich in der Entwicklung der empirischen Psychologie selbst, soweit sie sich nicht auf Erforschung der Sinnesempfindungen und ihrer Organe, also recht eigentlich auf die Außenwerke unseres Seelenlebens, beschränkt, die Notwendigkeit herausgestellt, den individuellen Unterschieden der menschlichen Persönlichkeiten eine systematischere Durchforschung zu widmen. Was sich da zunächst, mit des Franzosen Binet und anderer oberflächlichsten Prüfungsmethoden arbeitend, als ‚differentielle Psychologie‘ dargeboten hat, kann sicher nicht den Vergleich aushalten mit den viel tiefergehenden Unterscheidungsmerkmalen, wie sie bereits eine noch ‚unwissenschaftliche‘ Physiognomik und Graphologie seit Jahrzehnten darbietet.

Einer allgemeineren Anerkenntnis der Handschriftenforschung war es am meisten im Wege, daß ihr erster Systematisator, der französische Abbé J. H. Michon († 1881) sich noch allzu einseitig darauf kaprizierte, Zeichendeuter zu sein. Seine Lehre von dem signes fixes, d. h. den ganz bestimmten, einzelnen Schriftmerkmalen, die einen bindenden unzweideutigen Rückschluß auf den Charakter des Schrifturhebers zulassen, mußte überwunden werden, damit der berechtigte Kern seines Strebens zur Klarheit kam. Der deutsche Psychologe W. Preyer († 1897), als Kinderpsychologe am besten bekannt, war es vor allem, der die Grundzüge einer nicht mehr an äußerlichen Einzelheiten haftenden Schriftanalyse schuf, und dann kam am meisten zu Hilfe das praktische Bedürfnis der Irrenärzte nach diagnostischer Verwertung aller nur irgendwie nutzbaren seelischen Ausdrucksmerkmale; die Schriften der Psychiater Georg Meyer (‚Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie‘, Jena 1901) und R. Köster (‚Die Schrift bei Geisteskrankheiten‘, Leipzig 1903) wirkten hier bahnbrechend. Der Erstgenannte gibt seit 1907 mit dem Berliner Kriminalkommissar H. Schneickert auch ein ‚Archiv für gerichtliche Schriftuntersuchungen und verwandte Gebiete‘ heraus, welches die Heranbildung von Schreibsachverständigen fördert, die ihres Namens wirklich wert sind und vor blamablen Fehlurteilen bewahrt bleiben. Was diese Untersuchungsmethoden, bei denen es sich besonders um die Entlarvung betrügerischer oder krankhafter Schriftverstellungen handelt, bereits an positiven Ergebnissen zu leisten ver-

mögen, hat der Unterzeichnete wenigstens auf dem ihm relativ nächstliegenden Gebiete der sogenannten ‚Geisterschriften' spiritistischer Medien überzeugend erfahren*.

Von der Unterscheidung willkürlich erworbener und unwillkürlich ausgebildeter Schriftmerkmale geht auch die umfassendste und beherrschendste Systematisierung aus, die das gesamte graphologische Tatsachen- und Erkenntnismaterial bisher erfahren hat: Der Entwurf einer psychischen Diagnostik, wie ihn Ludwig Klages nunmehr in seiner Schrift über ‚Die Probleme der Graphologie' unternimmt**. Von der Minutiösität, mit der man nicht nur die Schrifttypen verschiedener Individuen, sondern bereits auch die Veränderungen erforscht hat, die sich in der Handschrift ein und derselben Person unter verschiedenen Bedingungen — gewollt und ungewollt — einstellen, kann hier ohne konkrete Beispiele und Abbildungen gar keine Vorstellung gegeben werden. Über die Bündigkeit der Schlüsse freilich, die man angesichts dieses reichen und hochinteressanten Materials noch im Sinne der alten, charakterologischen Handschriftendeutung ziehen darf, gelangt der Verfasser schon selbst zu starken Einschränkungen und kritische Leser werden darin — trotz aller frappanten Einzelbelege — noch weiter gehen als er. Zu Klages wertvollsten Grundeinsichten gehört es, daß es eine individuelle verschiedene ‚Ausdrucksschwelle' gibt; d. h. eine und dieselbe vorübergehende Gefühlserregung oder dauernde Gemütslage, die beim einen Individuum schon deutlich in allem seinem Gehaben, auch in seiner Schrift, zum Ausdruck kommt, kann beim anderen Individuum ‚verhalteneren' Temperaments noch ganz ohne solche Außenmerkmale verlaufen. Schon deshalb genügt niemals die Beobachtung einzelner Schriftmerkmale, sondern es kann bestenfalls aus dem Gesamthabitus der Schrift mit Sicherheit erschlossen werden, was gerade in diesem Zusammenhang dieses bestimmte Merkmal bedeutet. Es haben deshalb auch eine Reihe der tüchtigsten Graphologen zugegeben, daß sie ihre wesentlichsten Einsichten nicht der eigentlichen Schriftanalyse, sondern zunächst wenigstens dem einfühlenden Nachahmen, dem direkten Kopieren der zu beurteilenden Schrift verdanken. Sie verfügen über eine geradezu schauspielerische Fähigkeit, den Schriftgestus anderer Personen nachzuerleben, und dann auch über eine fast dichterisch zu nennende Charakterisierungsgabe für die hierbei erfahrenen Persönlichkeitsvarianten. Trotzdem Klages bestreitet, selbst diesem Verfahren seine Schriftdeutungen primär zu danken, habe ich doch bestimmtesten Grund, hierin einer von ihm abgelegten praktischen Probe — erstaunlich zutreffenden Ergebnisses — mehr Beweiskraft beizumessen, als seiner Theorie. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß es keine sachlich zutreffende und wissenschaftlich ernstzunehmende Regel und Theorie der Handschriftendeutung geben kann. Nur eben bedarf es zu ihrer Praktizierung ganz besonders veranlagter und dann noch langwierig eingeübter Personen.

Ehe man Charakterunterschiede aus einer Schrift herausentziffern kann, muß man wissen, was Charakterunterschiede sind und wie unendliche viele, mannigfach geartete, es deren gibt. Die notwendige und wissenschaftlich bedeutsamere Ergänzung zu Klages ‚Problemen der Graphologie' bildet daher seine zweite Schrift ‚Prinzipien der Charakterologie'*. In dieser seit Bahnsen von der Gelehrtenwelt fast ganz vernachlässigten Disziplin — nur die Lehre von den ‚Temperamenten' pflegt als Rudiment älterer, besserer Erkenntnisse in neueren Psychologien noch gestreift zu werden — gelangt Klages zur Aufstellung eines Systems, oder besser gesagt einer theoretisierenden Klassifikation von charakterbestimmenden Einzelzügen, insbesondere des persönlichen Gefühlslebens (‚Triebfedern'), die schon durch ihre unbeabsichtigte Übereinstimmung mit vielen Ergebnissen des schärfsten Be-

* Vgl. Bohn und Busse. ‚Geisterschriften und Drohbriefe' (München 1902), auch das von Klages im nachbenannten Werke über das Berliner Medium Anna Rothe gesagte.

** Leipzig 1910, Verlag J. A. Barth. Brosch. M. 7.—, geb. M. 8.—.

* Ebenda. Br. M. 2.50, Gebd. M. 3.50.

wußtseinsanalytikers unter den modernen Psychologen, Theodor Lipps, sich als wohlbegründet auch dem legitimiert, der etwa jede graphologische Nutzanwendung noch gänzlich von sich weist. Die vielfältige Übereinstimmung zwischen Lipps und Klages ist um so bemerkenswerter bei dem scharfen Gegensatz ihrer ethischen Weltanschauung, die ja in Charakterbeurteilungen stets unvermeidlich mitspricht. Klages will freilich ganz ‚amoralistisch‘, nach unseren Begriffen geradezu antimoralistisch, verfahren. Aber auch hier widerspricht seine Praxis der Theorie; denn er klassifiziert auf Grund eines ethischen Individualismus, dem die ausgeprägtesten Charaktere auch die höchststehenden sind, wie sich das bei einem so leidenschaftlichen Spezialisten der Charakterologie begreifen läßt.

Aber wie jedes Schriftmerkmal nur im Schriftganzen, so erlangt auch jede Einzeldisziplin der Forschung ihren echten Erkenntniswert nur im Zusammenhang unseres Gesamtwissens. Die Ergebnisse der zu wissenschaftlicher Geltung emporstrebenden Handschriftenforschung und Charakterkunde bedürfen noch vielfältigen Ausbaues, noch gar mancher Modifizierung und Reduzierung, ehe sie in jeder Hinsicht voll genommen werden können. In dieser Entwicklung aber werden dann die Schriften von Klages ihre markante Stelle einnehmen.

Dr. Max Ettlinger.

## Naturwissenschaft

### Haeckels Rechtfertigungsversuch

jener schematisierten Embryonenbilder, die ihm von seinem Fachgenossen Arnold Braß — wie schon früher von His und Hensen — als Fälschungen der tatsächlichen Forschungsbefunde nachgewiesen wurden, muß nunmehr für jedes unbefangene Urteil als vollständig gescheitert gelten. Wir versagen uns absichtlich jedes Eingehen auf die groben persönlichen Beschimpfungen und Verdächtigungen, mit denen Haeckel in seiner neuesten Broschüre ‚Sandalion. Eine offene Antwort auf die Fälschungsanklagen der Jesuiten‘ (Neuer Frankfurter Verlag, 1910) alle Bestreiter seiner monistischen Weltansicht bedenkt. Tatsachen beweisen:

Haeckel geht auf die meisten von Braß in seiner Schrift ‚Das Affenproblem‘ (Leipzig 1908) erhobenen und auf drei Bildertafeln ad oculos demonstrierten Fälschungsanklagen überhaupt nicht näher ein, sondern er beschränkt sich fast ausschließlich auf ein einziges, frühestes menschliches Embryonalstadium (= Sandalion) des Keims. Aber auch dieses angefochtene Schema wird von Haeckel nicht in der Form abgebildet und gerechtfertigt, wie es Braß nach Haeckels Schrift über das ‚Menschenproblem‘, Tafel II, dritte Stufe, wiedergibt, sondern in der von Braß gar nicht angefochtenen Abbildung der ersten Stufe. Was dagegen Braß (S. 9 u. 10) gegen die Abbildung des menschlichen Sandalions der dritten Stufe sagt, daß sie nämlich eine willkürliche Zurechtstutzung des Hubrechtschen Bildes vom Sandalenkeim eines Affen, des Gespenstermaki, sei, darauf geht Haeckel mit keinem Worte ein. Haeckel sucht überhaupt nur das auch von seinen 46 Fachgenossen in der bekannten ‚Erklärung‘ bemängelte Verfahren einer vereinfachenden Schematisierung zu rechtfertigen, während ihm Braß in diesem und einem weiteren Fall direkte Unterschiebung eines falschen Tatbestandes an Stelle des angeblich bezeichneten vorgeworfen hat.

Was Haeckel rechtfertigt, bedarf kaum einer so weitgehenden Entschuldigung; was er unwidersprochen auf sich sitzen läßt, ist das eigentlich und ernstlich Gravierende.

Dieser Tatbestand, der uns bei seiner ersten Konstatierung so unglaublich erschien, daß wir ihn erst nach wiederholten Vergleichen der fraglichen Werke endgültig anerkannten, wird bestätigt von einem Zeugen, den Haeckel ganz gewiß nicht als befangen ablehnen kann, nämlich von seinem Fachgenossen Ernst Teichmann in der ‚Frankf. Ztg.‘ (1910, Nr. 348). Dort heißt es nach Beschreibung der von Haeckel beim Sandalion nach eigener Angabe angewendeten Schematisiermethode:

‚Hiergegen läßt sich nun gewiß nichts einwenden. Und wäre Haeckel immer so verfahren, wie er es hier tut, so mochte der ganze Zank gar nicht erst ausgebrochen

sein. Denn die Änderungen, die er dem Leser seiner neuesten Schrift vorführt, lassen sich mit gutem Gewissen rechtfertigen, wenn durch den üblichen Vermerk „schematisiert" auf sie hingedeutet würde. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß dieser Sandalenkeim in der Diskussion gar nicht die Rolle gespielt hat, die ihm hier zugewiesen wird. Haeckel zitiert zwar eine Stelle zum Beweise, daß die Gegner gerade diese Schematisierung des Sandalenkeimes besonders scharf angegriffen hatten. Aber es handelt sich an dem angegebenen Orte gar nicht um dieses, sondern um ein erheblich älteres (?) Entwicklungsstadium, dessen Klarstellung durch Haeckel allerdings zu berechtigten Ausstellungen Anlaß gibt. Und wenn es dann heißt, wie mit dem Sandalion, so verhält es sich auch mit den anderen Embryonenbildern, so trifft auch diese Verallgemeinerung nicht zu. Denn die Schematisierung, die wenigstens einige von ihnen zu erleiden gehabt haben, greifen weit tiefer, als es bei dem vorgeführten Beispiel geschieht. Ihnen gegenüber bleibt die Frage in Geltung, ob es überhaupt erlaubt sein kann, so weitgehende Änderungen vorzunehmen, wie sie Haeckel sich erlaubt hat.

Trägt also nach dieser Seite Haeckels endgültige Entgegnung nicht zur Klärung der Situation bei, so läßt sie auch die andere kardinale Frage unbeantwortet. Schematisieren, ändern und konstruieren ist erlaubt für den, der sagt, was er tut. Aber es geht nicht an, dem Laien, der nicht weiß, was er vor sich hat, solche Bilder ohne eine Bemerkung vorzuführen, die ihn darüber aufklärt, wie sie zustande gekommen sind. Daß diese Forderung erfüllt werde, muß festgehalten werden. Hätte der Streit um Haeckels Embryonenbilder nur diese eine Folge, daß hierüber in Zukunft kein Zweifel obwalten kann, so würde er doch ein positives und nicht wertloses Ergebnis gezeitigt haben, wie wenig erfreulich er auch sonst in allen seinen Phasen verlaufen ist.

Zusammenfassend wird gesagt werden müssen, diese Broschüre enthalte weder Argumente noch Tatsachen, die einen neuen Gesichtspunkt für die Beurteilung der Angelegenheit eröffneten. Vielleicht wäre sie besser ungeschrieben geblieben.'

Für ein solches Verfahren, wie es Haeckel eingeschlagen hat, gibt es keinerlei Rechtfertigung mehr, sondern höchstens noch ‚mildernde Umstände'. Er scheint das auch selbst zu fühlen, wenn er von seinem ‚frühzeitig entwickelten Trieb nach Abrundung des ganzen Forschungsgebiets' spricht, der ihn dazu ‚verführt' habe, die Lücken der exakten Beobachtung durch Reflexion und Hypothesen auszufüllen. Aber auch diese Entschuldigung trifft nicht ganz zu; denn es handelt sich nicht nur um Hypothesen, die ihm, — als solche bezeichnet, — zur Ergänzung der Tatsachen dienen, sondern um hypothetische Konstruktionen, die ohne jede Kenntlichmachung an Stelle von Tatsachen vorgeschoben werden. So will es denn die Ironie der Tatsachen, daß gerade für Haeckels Rechtfertigungsversuch kaum mehr ein anderer mildernder Umstand übrig bleibt, als der, welchen er selbst für Gegner wie Virchow, Wundt, K. E. v. Baer einst allein noch übrig hatte, daß ihnen nämlich im Alter die ‚Rückbildung des Gehirns' das klare Urteil benommen habe. —

Unberührt von der eklatanten Niederlage Haeckels im Kampf um den Monismus und dessen angebliche naturwissenschaftliche Stützen bleiben Haeckels Verdienste als Zoolog und Mitbegründer der Deszendenztheorie. Die Gefahr, daß man Haeckels persönliche und philosophische Niederlage auch zur Diskreditierung des naturwissenschaftlichen Entwicklungsgedankens mißbrauchen könnte, ist leider zu offenkundig, als daß hiergegen nicht ausdrücklich Verwahrung eingelegt werden müßte. Freilich wird auch die Deszendenztheorie sicherlich niemals in der allzu vereinfachten, künstlich schematisierten Gestalt sich durchsetzen, wie sie Haeckel gelehrt hat. Aber das unzutreffende Embryonalbild, welches er von dieser Theorie gezeichnet hat, ist wenigstens kein verfälschtes.

Dr. Max Ettlinger.

## Länderkunde

**Die Lösung des Problems der nordwestlichen Durchfahrt.** Mit der Entdeckung Amerikas war gleichzeitig auch die Frage nach dessen Ausdehnung in nördlicher Richtung gegeben. Nicht nur die katteen- und agavenreichen Steppen des mexikanischen Hochlandes, sowie die unheimlichen Cañons und Einöden des rauhen Felsengebirges zu durchziehen, auch nicht die weiten Prärien des Mississippibeckens und der kanadischen Seenplatte zu durchstreifen genügte dem Forschungstrieb der Eindringlinge. Vielmehr reizte gerade die unbekannte Eigenart des starren Nordens, den harten Kampf mit all den Schrecken jener eisigen Gefilde aufzunehmen, wohin geheimnisvoll die Magnetnadel wies, wo der Mond sein mattes Silber über die flimmernden Schneeflächen goß, gespenstisch das flackernde Nordlicht in wellenförmigen Bändern am Himmel flammte. Dienten auch die Reisen in der Arktis anfangs durch Erstrebung ausschließlich merkantiler Zwecke nur materiellen Interessen, so löste diese erste Periode doch eine jüngere ab, in welcher wissenschaftliche Ziele die Vorherrschaft gewannen. Selten aber sind derartig gewaltige Anstrengungen gemacht, soviele Opfer an Menschenleben und Geld gebracht worden wie zur Lösung des Problems der Umschiffung des Festlandes von Nordamerika.

Rein praktische Beweggründe veranlaßten die ersten Versuche zur Auffindung der nordöstlichen und nordwestlichen Durchfahrt. Infolge des Handelsmonopols der Spanier und Portugiesen, welche die nach Indien und Ostasien führenden Seewege für andere Völker gesperrt hatten, trachteten Engländer und Holländer danach, den gefährlichen Weg um das Südkap Afrikas oder Amerikas zu vermeiden und auf einer nördlichen Route China zu erreichen. Diesen Durchfahrten wurde damals eine außergewöhnliche Bedeutung beigemessen, und man hielt sie auch nicht für besonders schwierig, machte man sich doch von jenen Ländern die übertriebensten Vorstellungen. Um die Lösung dieses heißumstrittenen Verkehrsproblems hat sich nun unzweifelhaft England die größten Verdienste erworben; noch heute halten die meisten Namen auf den Karten jener Gebiete die Erinnerung an seine unerschrockenen Seefahrer fest.

Schon im Jahre 1497 betrat der Venezianer Giovanni Caboto, in englischen Diensten stehend, das amerikanische Festland, sehr wahrscheinlich auf Labrador. Edle Metalle hatte er zwar nicht gefunden, aber der ungeheure Fischreichtum versprach höchst ergiebige Einnahmequellen, weshalb er im folgenden Jahre eine zweite Amerikafahrt wagte. Nach des Vaters Tode suchte sein ehrgeiziger Sohn die weitausschauenden Pläne zu verwirklichen. Diesem gelang es auf einer dritten Reise sogar bis zur Hudsonstraße vorzudringen. Weniger erfolgreich waren die Bestrebungen der Portugiesen. Im Jahre 1501 berührte Gaspar Cortereal zwar Neufundland und Labrador, jedoch nur eine seiner Karavellen kehrte in die Heimat zurück, er selbst kam mit den anderen um, und seinen Bruder traf später das gleiche Schicksal. Weder Giovanni di Verrazzano, ein Florentiner, noch der Portugiese Estevan Gomez, auch nicht Jacques Cartier, der bekannte Kolonisator Kanadas, erreichten höhere Breitengrade.

Auf die Dauer war die Alleinherrschaft der beiden romanischen Nationen für das aufstrebende Albion ein unhaltbarer Zustand. So nahmen einige Jahrzehnte später die Entdeckungen in jenen Gebieten durch die Fahrten der Engländer einen erfreulichen Aufschwung. Im Jahre 1576 gelangte Frobisher an den Eingang jener an der Südküste von Baffinland gelegenen Bucht, die nach ihm ihren Namen trägt, und in die Hudsonstraße; angebliche Goldfunde, welche sich später als nur kupferkieshaltiges Metall herausstellten, veranlaßten ihn zu noch zwei anderen Reisen. Von größerem Erfolg gekrönt waren die drei Fahrten John Davis', auf denen er die nach ihm benannte Meeresstraße befuhr und sogar bis 72° 12′ nördl. Breite entschleierte. Auf seiner vierten Reise kam Hudson 1610 in die Bai gleichen Namens, mußte ohne genügende Ausrüstung überwintern, wurde auf der

Rückfahrt von der meuternden Mannschaft in einem Boote ausgesetzt und seinem Schicksal überlassen. Täuschten die weithin offenen Wasserflächen der Hudsonbai eine Verbindung beider Ozeane vor, so wiesen kurz darauf eingehendere Forschungen nach, daß die Bai auch im Süden und Westen von Land umschlossen war. Der wirklichen Durchfahrt ist erst Baffin 1616 nahegekommen, wo er im Smithsund die höchste damalige Breite von 77° 30′ erreichte, und auf dem Rückwege an dem vom Eis gesperrten Lancastersund, dem Haupteingangstor der Nordwestpassage, vorbeifuhr. Noch einige, zum Teil recht verlustreiche Expeditionen führten zu keinen günstigeren Ergebnissen, und so ruhte denn der Forschungsdrang gegen zwei Jahrhunderte lang, da ernstlich nicht mehr an einen Weg von irgendwelcher praktischer Bedeutung nach Ostasien zu denken war.

Als im neunzehnten Jahrhundert eben rein wissenschaftliche Gründe die Lösung der Frage wünschenswert machten, erneuerte das englische Parlament den einst ausgesetzten Preis und fügte eine weitere Belohnung für etwaige Erreichung des 110. Grades westl. Länge von Greenwich hinzu. John Roß drang 1818 in der Davisstraße vor, brachte die erste Kunde von den nördlichst wohnenden Menschen der Erde, den Etah-Eskimos, und bog auf der Heimkehr in den Lancastersund ein. Durch eine im Polargebiet nur zu häufig zu beobachtende Luftspiegelung ließ er sich täuschen und erteilte Befehl zur Rückkehr. Im nächsten Jahre fand Parry statt des vermeintlichen Gebirges eine breite Wasserstraße, drang durch sie und die Barrowstraße bis zur Melvilleinsel vor, hatte somit den ersehnten Längengrad überschritten und das Vorhandensein einer zusammenhängenden, ostwestlichen Meeresstraße nachgewiesen. Zu gleicher Zeit hatte John Franklin eine Landexpedition angetreten. Längs des Kupferminenflusses wanderte er zur Eismeerküste, folgte ihr bis Kap Turnagain und kehrte über Land zurück. Unter den furchtbaren Schneestürmen und der grimmigen Kälte gerieten die Teilnehmer in die schrecklichste Not; noch bevor Indianer Hilfe bringen konnten, war der größte Teil der Mannschaft den allzu großen Entbehrungen erlegen. Im Glauben, daß die eigentliche Durchfahrt auf südlicherem Wege zu suchen sei, unternahm Parry nun eine Fahrt, bei welcher er die Fury- und Heklastraße entdeckte und die Melville-Halbinsel kartierte. Aus eigenen Mitteln brachte John Roß nochmals eine der denkwürdigsten Polarexpeditionen zustande. Auf der ‚Victory‘, dem ersten im Dienste der Polarforschung verwendeten Dampfschiff, fuhr er durch den Lancaster-Sund und den Prinzregent-Inlet zu einer nach Norden vorspringenden Halbinsel, die er seinem hochherzigen Gönner zu Ehren Boothia Felix taufte. Auf vielen Schlittenreisen stellte er fest, daß Boothia der nördlichste Ausläufer des amerikanischen Kontinents ist; auf ihnen gelangte er auch an den magnetischen Nordpol, also an jene Stelle der Nordhalbkugel unserer Erde, wo eine freischwebende Magnetnadel auf der Horizontalebene genau senkrecht steht. Die Ungunst der klimatischen Verhältnisse verursachte eine viermalige Überwinterung von 1829—33. Da die ‚Victory‘ unbrauchbar geworden war, schlug man sich auf Booten bis zum Lancastersund durch, von wo eine Hilfsexpedition sie nach England brachte. Teils waren es kanadische Landexpeditionen, teils Rettungsversuche der um Roß' Schicksal besorgten Briten, welche in langwieriger Arbeit den Küstensaum Nordamerikas entschleierten.

Trotz bitterster Enttäuschungen wurde die Idee der Nordwestpassage noch einmal aufgegriffen. Im Mai des Jahres 1845 stach John Franklin auf zwei Schiffen mit 126 Mann Besatzung in See. Von Walfischfängern aus der Baffinsbai erhielt man die letzten vom Juli desselben Jahres datierten Berichte. Als nach drei Jahren kein Lebenszeichen von ihm eintraf, entfaltete sich aus Besorgnis um sein Schicksal der edelste Wetteifer zwischen Engländern und Amerikanern, Regierungen und Privaten. Über vierzig Rettungsexpeditionen wurden ausgesandt, die zwar ihren eigentlichen Zweck verfehlten, aber für die Kenntnis der Geo-

graphie des amerikanischen Archipels wertvolle Beiträge lieferten. Aber alle Anstrengungen waren vergebens. Auf die Spur der Vermißten führte erst eine von Eskimos erhaltene Kunde John Raes, der sogar Gegenstände, welche sicher Mitgliedern der Franklinexpedition gehörten, eintauschte. M'Clintocks Expedition gelang es, die ersten Überreste und den einzigen authentischen Bericht über Franklins Expedition unter einem Steinhaufen zu entdecken. Das hochwichtige Dokument berichtete von einer Überwinterung an der Südweststrecke von North Devon und von dem am 11. Juni 1847 erfolgten Tode des Führers. Nur bruchstückweise mehrten sich die Details; völlig aufgeklärt aber wurde Franklins und seiner Gefährten Schicksal erst durch Schwatkas gewaltiges Unternehmen, der als letzter die Periode der Franklinsucher schloß. Er führte die größte jemals im arktischen Gebiete unternommene Schlittenreise aus, indem er 1878/79 während elf Monaten die Riesenstrecke von 5232 Kilometern zurücklegte. Die Gebeine der Verhungerten wurden nun bestattet, und wie gräßlich ihre Leiden gewesen sein müssen, erhellt daraus, daß man unzweifelhaft feststellen konnte, wie in der äußersten Not man vom Fleisch der toten Genossen sich genährt hatte. Leider waren keine Schriftstücke zu finden; die Aufzeichnungen mögen wohl Eskimos in die Hände gefallen und verloren gegangen sein. — In die Zeit der Franklinexpedition fällt nun die erste, wenn auch unvollkommene Lösung der Frage nach der Nordwestpassage. Unter den sechzehn zur Rettung Franklins 1850 ausgesandten Schiffen befand sich auch Mac Clures ‚Investigator'. Clure erreichte von der Beringsstraße her die Insel Banksland und überwinterte in der Prinz-Walesstraße. Im dritten Sommer wurde die Lage verzweifelt, das Schiff mußte im Stich gelassen werden. Als man gerade über die Eisflächen nach Osten zur Barrowstraße vordringen wollte, da, am 6. April 1853, traf Clure auf eine von Osten kommende Expedition unter Leitung Kellets, und auf deren Dampfern erfolgte ostwärts die Rückkehr nach England.

Worum man also jahrhundertelang sich bemüht hatte, was selbst die stolzen Flotten der Franklinsucher nur unvollkommen erreichten, das gelang glänzend dem Polarforscher Roald Amundsen, der sich durch die Ausführung der Nordwestpassage einen Ehrenplatz in der arktischen Forschung für immer gesichert hat. Nur der ‚Gjöa', dem kleinsten Schiffe, welches jemals im Dienste der Polarforschung zur Verwendung kam, diesem norwegischen Schoner mit seinem Petroleummotor von nur zwölf Pferdestärken, war es möglich, sich durch diesen Wirrwarr von Inseln und Buchten, von Klippen und Riffen, mit Treibeis erfüllten, von Nebel häufig überlagerten, seichten Meeresarmen hindurchzufinden und dabei den am Kontinent unmittelbar benachbarten Wasserstraßen zu folgen.

In der Nacht zum 17. Juni 1903 verließ die ‚Gjöa' Christiania, den Umständen gemäß vorzüglich ausgerüstet, mit einer Besatzung von nur sieben Mann. Sie umfuhr Grönland, bog in den Lancastersund ein, und in der Südwestecke von North Devon, Franklins erstem Winterquartier, wurde gelandet. Die Gräber sowie das Franklindenkmal waren unversehrt geblieben; die magnetischen Messungen jedoch ergaben, daß man den magnetischen Nordpol im Süden zu suchen habe. Infolge günstiger Eisverhältnisse fuhr man längs der Westküste von Boothia bis nach der Südostküste von King-Williams-Land, wo im ‚Gjöahafen' ein geeignetes Winterlager aufgeschlagen wurde. Dreiundzwanzig Monate verweilte man daselbst und setzte ununterbrochen die wissenschaftlichen, besonders erdmagnetischen Beobachtungen fort. Bald entwickelte sich hier auch reges Treiben; gar schnell machte man sich mit den umwohnenden Eskimostämmen vertraut, und Amundsens Studien über ihre Lebensweise, Charakter und Gebräuche sind für die Ethnographie um so wertvoller, als diese Leute im Kampfe mit einer übermächtigen, kargen Natur Sieger geblieben sind, auf so ungünstigem Boden eine eigenartige Kultur auszubilden vermochten und mit Recht menschliches Interesse verdienen. Um weitausgedehnte Schlittenreisen zu unter-

nehmen, dazu war die Schiffsbesatzung doch zu gering. So begnügte man sich mit Schlitten- und Bootfahrten in der näheren Umgebung. Gegen hundert Inseln sowie die Südküste von King-Williams-Land und die Ostküste von Victoria-Land wurden kartographisch aufgenommen, auch der Hauptzweck der Gjöaexpedition erreicht, nämlich die Neubestimmung der Lage des magnetischen Nordpols, die bekanntlich Veränderungen unterworfen ist. Endlich am 13. August 1905 verließ Amundsen das Standquartier und lotste die ‚Gjöa' glücklich aus den flachen, seichten Sunden zwischen dem amerikanischen Festland und den vorgelagerten Inseln heraus; häufig war die offene Fahrrinne zwischen den Eisschollen nicht breiter als das Schiff selbst; nahezu streifte der Kiel manchmal den Boden. So hatte man die Deasy- und Dolphinstraße durchfahren, das Eismeer erreicht und damit die nordwestliche Durchfahrt erzwungen, als unerwartete Eisverhältnisse eintraten, das Schiff unweit der Mackenziemündung nochmals einfror und eine neue Überwinterung unvermeidlich wurde. Während derselben unternahm Amundsen eine Schlittenreise in das Innere Alaskas, nach Eagle City. Am 12. März 1906 kam Amundsen wieder bei seinem Schiffe an; im August lichtete die ‚Gjöa' wieder die Anker, legte vollends den letzten Teil der Eismeerstrecke zurück, passierte das Nordwestkap Amerikas und fuhr am 19. Oktober 1906 in den Hafen von San Franzisco. Bei aller Schwierigkeit in der Navigation durch jene eisbesetzten, klippenreichen Gewässer hatte Roald Amundsen zum ersten Male die nordwestliche Durchfahrt mit demselben Schiff und derselben Mannschaft zurückgelegt. Jedenfalls wird die Gjöaexpedition immer zu den hervorragendsten Polarreisen der Neuzeit zu rechnen sein.

Max Rieger.

# Literatur

**Max Eyth.** Nicht allzulange ist es her, da führte mich eine stille Stunde und ein einsamer Weg einmal wieder vorbei an dem Hause auf der Höhe, in dem Max Eyth die letzten Jahre seines Lebens, rastlos tätig auch nach langer Wanderschaft durch aller Herren Länder, verbrachte. Und in trauernder Erinnerung dachte ich der behaglichen Stunden, die ich ehedem mit dem alten Herrn verplaudert hatte, der Stunden, wo er mir, schlicht und bescheiden, wie das so seines Wesens Art war, berichtete von dem, was er gesehen und gehört, erlebt und erdichtet hatte, auf allen seinen Fahrten über Land und Meer. Dachte auch der Stunde, wo er mir droben in seinem Arbeitszimmer das vollendete Manuskript seines letzten Werkes ‚Der Schneider von Ulm' zeigte, und mir, der ich noch als Schüler zu den Füßen des originellsten aller Lehrer, seines Vaters, des Ephorus Eyth, in der Klosterschule zu Blaubeuren gesessen, erzählte von den mühsamen Vorstudien dazu. Noch liegen in meiner Mappe manche Briefe und Briefzettel von ihm, in denen er für mein Eyth-Büchlein zu seinem siebenzigsten Geburtstag dies und jenes mitteilte. Und noch denke ich an die Freude des alten Herrn, als ihn der Württembergische Journalisten- und Schriftstellerverein aus dem gleichen Anlaß zu seinem ersten Ehrenmitglied ernannte. ‚Wenn ein Mann', so schrieb Eyth damals an den Vorsitzenden des Vereins, ‚erst nach dem sechzigsten Lebensjahr ernstlicher den Versuch macht, ob er das Zeug habe, seinen Mitmenschen etwas zu erzählen, ist es verzeihlich, — was verzeiht man dem Alter nicht! — aber kaum einer solchen Ehrung würdig. Es wird mir aber eine bleibende Genugtuung sein, durch meine wenigen Bücher Freunde im Kreise von Männern gefunden zu haben, die ihr Leben dem deutschen Schrifttum gewidmet haben.' Und dem Verein selbst, der damals auf seiner Jahresversammlung in der alten Reichsstadt Eßlingen tagte, schrieb er Worte aufmunternder Teilnahme: ‚Hat doch das deutsche Schrifttum von jeher in Schwaben eine Werk- und Heimstätte gefunden, auf die jeder andere Gau unseres großen Vaterlandes neidisch sein könnte. Es ist nicht meine Sache, ein Bild der langen ruhmreichen Vergangenheit zu entwerfen, das Ihnen allen vertraut ist. Jene Glanzperiode mittelalterlicher Macht und Kultur,

die heute noch dem Hohenstaufen seine einsame Größe, seine unzerstörbare Poesie verleiht, hat schon damals ihre schwäbischen Dichter und Sänger geweckt und beseelt. In unserer Heimat erreichte mit Schiller die klassische Zeit der deutschen Literatur den Höhepunkt ihres Lebens, das nach mehr als hundert Jahren grünt und blüht, als wäre es gestern geboren. Die Romantik der schwäbischen Dichterschule mit ihrer Zartheit und Tiefe wird im Herzen des Volkes leben, wenn die Krankheiten der Moderne und die lärmende Großstadtliteratur des heutigen Tages begraben und vergessen sein werden. Ein Verein von Männern, der in einer solchen Vergangenheit wurzelt, ist sicher, neue Blüten zu treiben, wenn er dem alten Stamme treu bleibt, und die Treue — Treue gegen die schwäbische Sprache, unsere schwäbische Denk- und Ausdrucksweise — ist gewiß auch in Ihren Kreisen kein leerer Wahn. Damit ist nicht gesagt, daß unser Denken und Dichten die Grenzen unseres engeren Vaterlandes nicht zu überschreiten habe. Das ist nie die Art der Schwaben gewesen, seit der Zeit der Völkerwanderung, in der die Sueven — die Schweifenden — ihre heutige Heimat suchten und fanden. Etwas von diesem Wandertriebe, von diesem Drang in die Ferne, der in wunderbarem Zusammenhang mit der Sehnsucht nach dem Idealen steht, steckt uns heute noch im Blute. Viele der größten Söhne unseres kleinen Vaterlandes haben dies bewiesen: ihr allergrößter, der alte Barbarossa, liegt im fernen Asien begraben, und auch heute trifft man von Kiautschou bis San Franzisko, von Südafrika bis Grönland mit sprichwörtlicher Sicherheit Landsleute aus Backnang und Biberach. Auf geistigem Gebiet ist dies nicht anders. Schwabens Dichter und Denker waren stets bereit, die Fittiche zum kühnsten Flug auszubreiten.' Und zum Schlusse sagt Eyth: ,Die Früchte des Geistes reifen nicht in der lärmenden Verflachung der Großstädte, im Getümmel des Weltverkehrs, sondern in der Stille der Natur, in der äußerlichen Abgeschlossenheit engerer Verhältnisse, die sich unsere engere Heimat da und dort noch bewahrt hat.'

Zu der Zeit, da Max Eyth diese Worte schrieb, rüstete er sich zu einer Sommerfahrt nach Rom, der im kommenden Jahre eine solche in das Land seiner Jugendträume, nach Ägypten, folgen sollte. Aber mitten in diese reisefrohen Pläne griff des Todes kalte Hand. Nach kurzer Krankheit nur schied am Nachmittag des 25. August 1906 Max Eyth aus einem reichgestalteten und arbeitsvollen, darum aber auch glücklichen Leben, für das er seinem Gott noch in den letzten Stunden klaren Bewußtseins mit schlichten Worten dankte. Es war ein strahlender Sonnentag, als wir ihn zu seiner letzten Ruhestätte geleiteten. Viele Worte des Lobes und Ruhmes wurden da gesprochen. Mir kam in den Sinn, was er einmal in einer behaglichen Plauderstunde zu mir sagte: ,Der reichste Mann ist arm, wenn er niemand eine Freude machen kann oder will.' Die ihn kannten, wissen, daß Max Eyth kein armer Mann war.

Wie es der Zufall so will, — als ich von meinem einsamen Wege zurückkehrte, fand ich in sechs stattlichen Bänden auf meinem Schreibtisch ,Max Eyths gesammelte Schriften' vor*. Zu ihrer mustergültigen Herausgabe haben sich Eyths beide Verleger, die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig und Karl Winters Verlag in Heidelberg, in dankenswerter Weise vereinigt. Winter war es, der seinerzeit auch den Vater von Max Eyth, den schon genannten Ephorus Eyth, und dessen tieffromme Gattin, die Verfasserin der ,Bilder ohne Rahmen', in die Literatur einführte. Da lag das literarische Lebenswerk des Sohnes, der mit seinem frühverstorbenen Bruder Eduard stets der Stolz seiner Eltern war, vor mir, und wie ich einen der Bände nach dem andern zur Hand nahm, war mir's, als säße ich wieder einmal bei dem lieben alten Herrn, und unsere Reden gingen in eine Vergangenheit, in der ja gerade auch er mit seinem ganzen Sinnen und Schaffen wurzelte. Denn ein ,Schriftsteller' im modernen Sinne war Max Eyth nie und wollte es auch nicht sein. Schon nicht vermöge der

* Geheftet 30 M., gebunden 36 M.

Stoffe, die sich ihm unter der Hand und schlicht aus Wahrheit und Dichtung gemengt zur Geschichte ausgestalteten. Mit seinen Anfängen zwar, seinem geschichtlichen Epos ‚Volkmar', in dem er auf den Spuren eines Kinkel und Redwitz ging, wie mit seiner historischen Erzählung ‚Mönch und Landsknecht' und seinem echt schwäbischen Lustspiel ‚Der Waldteufel', die den Hauptinhalt der ‚Feierstunden' (Ges. Schriften Bd. 4) bilden, hat er noch der Romantik seinen vollen Tribut gezollt, und auch in seinen Gedichten, die mit ihrem Ernst und Humor nicht mehr sein wollen als Gelegenheitsgedichte in des Wortes edelstem Sinne, klingt nichts an das an, was die Modernen Poesie nennen. Und doch: man mag alles betrachten, was Max Eyth geschrieben, seine Skizzen ‚Hinter Pflug und Schraubstock', sein letztes Werk und vielleicht eines der besten Volksbücher, das wir besitzen, ‚Der Schneider von Ulm', ‚Der Kampf um die Cheopspyramide' und seine eigenartigste und zugleich liebenswürdigste Schöpfung, seine dreibändige Briefsammlung ‚Im Strome der Zeit', die wir noch als schmales Bändlein unter dem Titel ‚Wanderbuch eines Ingenieurs' in der Blaubeurer Klosterbibliothek vorfanden, — alles das, was wir nun in seinen gesammelten Schriften so schön beieinander finden, hat kräftigen und bodenständigen Gegenwartsgehalt, weil alles unter einem gemeinsamen Zeichen steht, unter dem der Technik, also einer Wissenschaft, die ihre Wurzeln immer tiefer in unser Geistes- und Kulturleben versenkt und Daseinsrechte behauptet, die ihr niemand wird bestreiten wollen.

Und man darf so recht eigentlich Max Eyth als den Dichter der Technik bezeichnen. Er, der nicht nur der ‚Philosophie des Erfindens' forschend nachging, hat auch für die inneren Zusammenhänge der Poesie und Technik schöne und gehaltvolle Worte gefunden, Worte freilich, die nichts wissen wollen von der toten Materie, sondern mutig und begeistert künden von einer ewigen Allmacht, die auch hier kleine und große Elemente zusammenzwingt zu einem Zeugnis von ihrer Schöpferkraft. ‚Hat nicht auch sie', fragt er, ‚ihren tiefen sittlichen Gehalt? Gibt es eine Lüge oder auch nur halbe Wahrheit in der Technik? Sie muß wahr bleiben, wenn sie leben will, denn sie muß zusammenstimmen mit den Gesetzen der Natur. Sie muß gut sein, weil sie den Menschen frei macht von äußerlichem Zwang, und sie muß schön sein, da in ihr doch alles Harmonie und inniges Ineinandergreifen sein muß. Ist's nicht Poesie, wenn wir ins Dunkel der Nacht emporlohen sehen die Flammen der Hochöfen, aus denen wie auf dem Riesenaltar einer unbekannten Gottheit das heilige Feuer der Arbeit Tag und Nacht gen Himmel schlägt, in den Strömen flüssigen Metalls, die, aus scheinbar unzerstörbarem Gestein quellend, rotglühende Feuerbeete füllen, in dem emsigen Hantieren der schweißtriefenden Zwerge, zwischen den Kesseln und Pfannen einer wahren Hexenküche, in der sie ihr grausiges Handwerk treiben?' Und hat es Max Eyth nicht selbst verstanden, diese Poesie immer wieder zu preisen? Sei es in den dem dritten Bande seiner Reisebriefe angehängten und von Zili Dubois-Reymond herausgegebenen Freundesbriefen, sei es in allen seinen großen und kleinen Geschichten, ja in seiner ganzen eigenen Lebensführung, von der in den Gesammelten Schriften biographisch und erläuternd Konrad Hans Edler Herr zu Putlitz auf Groß-Pank sowohl, wie auch Ritterschaftsrat von Freier-Hoppenrade berichten. Eyth verstand ja die Kunst des Briefeschreibens ebenso wie diejenige des Plauderns. Klar und deutlich war alles, was er sagte und schrieb. Kein halbausgedachter Gedanke und kein sogenanntes ‚beredtes Schweigen' über manche Dinge. Er war ja als Schriftsteller kein Erfinder. Aber er war ein Finder. Er hat dem Leben in der engen Heimat und in der weiten Fremde manche Geschichte abgelauscht, und ein Stück persönlichen Erlebnisses steckt in allem, was er erzählt. Und da spürt man immer so etwas wie frischen Erdgeruch oder würzige Seeluft, manchmal auch das Rütteln und Schütteln des Sturmes oder das Sprühen der Meereswogen, die an den Schiffswänden oder den Pfeilern und Bogen der mächtigen Brücken em-

vorschlagen. Manchmal auch weht es uns an wie wohlige Heimatluft; wir hören das behagliche Lachen des Humors, der auch der Trauer und dem Leid ihr Recht läßt, aber sie mildern möchte durch den warmen Trost der Hoffnung. Er war ja deren keiner, die am Dasein und seinen Rätseln kranken. Er war ein Verkünder arbeitsfrohen Lebens, dem er frisch und wohlgemut ins Auge sah. Er nannte sein eigen eine Seele voll Glauben und Vertrauen auf das Gute, ein Herz voll echter und treuer Begeisterung für alles Schöne und einen Mut, der ihn fröhlich und aufrecht erhielt im Kampf. Ein frommer Deutscher und ein echter Schwabe.

Th. Ebner.

**Thoreau.** Amerika bringt alljährlich in seiner Wanderung über den Ozean dem alten Europa den Zoll ehrerbietiger Pietät dar, aber es kommt nicht bloß zu uns wie ein Familienmitglied, das dem Ahnen eine äußerliche Ehrfurcht erweisen will, sondern es strebt danach, geistige Werte zu gewinnen. Umgekehrt haben auch wir Europäer in den Zentren amerikanischen Lebens Belehrung gesucht, allerdings meistens auf dem Gebiete politischer und materieller Kultur. Die amerikanische Geisteswelt wurde bei uns wenig bekannt. Und doch sind drüben Denker und Künstler groß geworden, die gehört zu werden verdienen. Da zieht uns vor allem ein leuchtender Stern nach Boston, als der Stadt, von der der bedeutendste geistige Einfluß ausgegangen ist. Dort wuchs abseits der Masse des Volkes, die sich mit aller Energie auf die technische Beherrschung der Natur und ihrer Hilfskräfte geworfen hatte, eine Elite von Geistesaristokraten heran, denen die glänzende Außenseite des Lebens mit ihrem gesteigerten Luxus und Raffinement schal dünkte und die wieder zu den ursprünglichen Tiefen des Menschenlebens vordringen wollte. Auf dem Boden von Concord-Boston finden wir neben Hawthorne, Margaret Fuller, Alcott, Curtis, den bekannteren Emerson und neben diesem als gleichgestimmten Denker: Thoreau, den amerikanischen Tolstoi.

Sein Leben ist mit wenigen Worten zu erzählen, denn auch bei ihm bewährt sich das Wort Emersons, daß die großen Genies die kürzeste Lebensgeschichte haben. Geboren 1817 in Concord, Massachusetts, als Sohn eines Bleistiftfabrikanten, studierte er in Harvard, ging zurück nach Concord, wo er zu der Gesellschaft der Transzendentalisten um Emerson gehörte, lebte zwei Jahre (1845—47) als Einsiedler im Walde am Waldenteich, dort sich nährend von seiner Hände Arbeit und die Gedanken niederschreibend, die seine Seele bewegten. Da sein Vater 1847 starb, und seine Angehörigen den Ernährer brauchten, kam er wieder unter Menschen, führte seines Vaters Geschäft fort und verbreitete seine Ideen. 1862 starb er.

In den Aufzeichnungen Thoreaus finden wir die Stelle: ‚Es gibt heutzutage Professoren der Philosophie, aber keine Philosophen. Jenen dünkt es herrlich, das vom Katheder zu verkünden, was den wunderbaren Lebensinhalt dieser ausmachte. Philosoph sein heißt nicht bloß scharfsinnige Gedanken haben, auch nicht eine Schule begründen, sondern die Weisheit in dem Maße zu lieben, daß man gemäß ihren Vorschriften ein Leben der Einfachheit, Selbständigkeit, Großmut und des Vertrauens lebt. Es heißt die Lebensprobleme nicht nur theoretisch, sondern praktisch lösen.‘ Gerade dadurch übt Thoreau die tiefste Wirkung aus, daß er wie die von ihm hochgeschätzten Weisen des Altertums zunächst selbst einmal ein Leben der Einfachheit und Wahrheit durchzuführen versuchte. Bei ihm findet sich kein Mißklang zwischen Lehre und Praxis: seine in einsamer Hütte niedergeschriebenen ehrlichen Erkenntnisse sind aus voller Harmonie zwischen Verstand und Leben geboren.

Thoreau sucht die Seele des Lebens und findet sie zunächst in der Einfachheit. Sein Sinn geht vorbei an den Augenblickswerten und richtet sich auf das Bleibende. ‚All die landläufigen Fragen der Menschheit um die äußere Existenz erscheinen ihm wechselvoll und darum übertrieben; sie lenken von den wahren Werten des Lebens ab. Dem Trieb-

und Tierartigen darf man nur das Notwendigste opfern, man muß sich besinnen auf seine Geistigkeit, sie weiten und steigern. Daher hat er selbst das Experiment einer aufs Äußerste beschränkten Existenz gemacht und erzählt uns nun, wie dieses Leben ihn verinnerlicht hat. Hören wir, wie der Dichterphilosoph mit der Natur im Einklange lebt, wie seine zarte Seele von ihr in Schwingung versetzt wird und wie dann der Geist aus der Stimmung geistige Werte zu gestalten weiß.

‚Jeder Morgen war eine frohe Einladung für mich, mein Leben einfach und unschuldig wie die Natur selbst zu gestalten . . . Das schwache Summen der Fliege, die im frühesten Morgengrauen, wenn ich bei offener Tür und offenem Fenster saß, ihren unsichtbaren und nicht nachzuzeichnenden Weg durch mein Zimmer nahm, wirkte ebenso stark auf mich, wie irgend ein Sang von altem Ruhme. Ich fühlte daraus die stets wirkende Kraft und Fruchtbarkeit der Welt. Der Morgen, der die denkwürdigste Tageszeit ist, ist die Stunde des Erwachens. Dann ist die Schläfrigkeit in uns am geringsten; wenigstens eine Stunde hindurch ist manches in uns aufgewacht, das den Rest des Tages und die Nacht hindurch schläft. Wenig kann man von dem Tage erwarten, zu dem uns nicht unser Genius weckt, sondern das Klopfen eines Dieners, zu dem uns nicht die neugewonnene Kraft, die von einer inneren himmlischen Musik begleitet wird, mit der Aufforderung zu einem höheren Dasein als das des letzten Tages einlädt. Die Vedas sagen: Alle Geisteskraft erwacht mit dem Morgen. Alle Künstler und Helden sind wie Memnon die Kinder der Morgenröte und lassen bei Sonnenaufgang ihre Musik ertönen . . . Ich kenne keine ermutigendere Tatsache als die, daß der Mensch die unbezweifelbare Fähigkeit besitzt, sein Dasein durch gewissenhaftes Bemühen zu erhöhen. Es ist schon etwas, ein Gemälde zu malen oder eine Statue zu schnitzen, aber weit wertvoller ist es, die Atmosphäre, in der wir leben, zu schaffen. Den Wert des Tages zu gestalten, das ist unsere höchste Kunst.‘

Aber Einfachheit des Lebens bedeutet Thoreau keineswegs Geistesverarmung. So ist er keineswegs der Lobredner der Naturmenschen. Man lese nur, wie entschieden er seinen Nachbar, den unkultivierten Iren abtut, der nur Sinn für seiner Hände Arbeit hat, dem aber die Frage nach dem Zweck und Wert des Menschenlebens ein verschlossenes Gebiet geblieben ist. Er ist ja auch nicht in die Wälder gegangen, um in dumpfem Hinbrüten allmählich stumpf zu werden, sondern um fern von dem unnützen Wirrwarr der auf Äußerliches und Vergängliches gerichteten menschlichen Tätigkeit zu den großen Genien der Menschheit vorzudringen und mit ihrer Hilfe die einzigen Notwendigkeiten des menschlichen Lebens zu erkennen. Die führenden Geister sind ihm neben der Heiligen Schrift die großen indischen Philosophen, die Griechen, Dante und Shakespeare. Diese Männer bedeuten ihm die Leiter, auf der der Mensch allmählich zum Himmel hinansteigen kann. Wer seinen Geist im Umgange mit diesen Heroen des Gedankens weitet, kann auf die meisten Mitmenschen verzichten und braucht sich doch nicht einsam zu fühlen. Einsamkeit, meint er, sei etwas, dem ein Geistesarbeiter nicht anheimfallen könne; gegen sie schütze zudem nicht der gesellige Verkehr mit der Mitwelt. Energisch wehrt sich Thoreau dagegen, ein Verächter seiner Mitmenschen zu sein; ‚wie ein Blutsauger würde er sich an den ersten vollblütigen Menschen hängen, der ihm in den Weg käme.‘ Er hat übrigens auch viele Gäste in seiner Hütte gehabt; allerdings zu den ‚vollblütigen‘ Menschen gehörten sie selten, davon zeugen die Portraits, die er mit wenigen markanten Strichen von seinen Gästen entworfen hat.

Thoreaus Bedeutung liegt auf ethischem Gebiete: nicht der Naturenthusiast, nicht der originelle Durchdenker der Menschheitsgeschichte, nicht der Philosoph, der aus der Mannigfaltigkeit der existierenden Welt zu der Einheit des Seienden vorzudringen sucht, heben ihn auf die Höhe, sondern der praktische Ethiker. Intellektuelle Durchdringung der Probleme am Studiertisch genügt ihm nicht, sondern sie müssen sein Leben gestalten. Darin scheint mir eine Äußerung

des praktischen amerikanischen Sinnes vorzuliegen, der über die intellektuelle Erkenntnis hinaus stets zu praktischer Gestaltung drängt. Auf dem Boden von Concord-Boston ist ja eine ganze Generation von Kulturethikern gewachsen, deren Pfadfinder Emerson war. Und ist nicht aus diesem Erdreich ganz naturgemäß die religiöse Theorie der Christian Science, einer Mrs. Eddy entsprungen? Hier wie dort finden wir den Ruf nach Einfachheit und das Wort ‚Leben' fast ausschließlich auf Geistigkeit gestimmt. Allerdings ist bei der Christian Science das Prinzip der Geistigkeit zur Einseitigkeit gesteigert.

Thoreau schreibt sehr gedrängt, mit einer Fülle packender Bilder; so himmelwärts sein Sinn gewandt ist, so erdwärts streift seine Feder über die Dinge der Welt und läßt in tausend frisch und kraftvoll gezeichneten Symbolen sich die große Wahrheit, die ihm am Herzen liegt, spiegeln. Dabei ist er fern vom Pathos; trotz seines französischen Vaters ist er darin ein echter Angelsachse, daß er neben die erhabensten Gedanken ab und zu einen unpersönlichen und nicht verletzenden Spott setzt oder über die ernste Wahrheit einen leichten Schleier von Humor webt.

Karl Eckermann.

## Kunst

### Ein Votum für den Backsteinbau.

Daß der Backsteinbau heute so in Mißkredit geraten ist, rührt von den billigen und schlechten, charakterlosen und mit baukastenmäßiger Ästhetik aufgeführten Bauten der letzten Jahrzehnte her. Die Backsteinbaukunst leidet also unter ihrer eigenen Schuld. Andererseits ist aber auch die Neigung vorhanden, die tatsächliche Unfähigkeit, die die Baukunst auf diesem Gebiete gezeigt hat, als eine ästhetisch notwendige hinzustellen und darzutun, daß es mit diesem künstlichen Material nicht möglich sei, charaktervolle Baukunst zu machen. Dem übertriebenen Streben nach Materialechtheit erscheint der Backstein als ein bloßes Surrogat, und die Bewegung für Heimatschutz und Landschaftskunst findet an ihm nicht die nötigen malerischen Werte. Man ist gleich bereit, den Backsteinbau als einen profillosen Paria niederer als die anderen Baustoffe zu stellen; und doch darf man nur etwa das backsteinerne Wahrzeichen Münchens, die Frauenkirche, nennen, um diesen Paria sofort mit anderen Augen zu betrachten.

Die ästhetische Verketzerung des Backsteinbaus schadet zunächst einer großen Backstein- und Verblendsteinindustrie, Terrakotten- und Buntfliesenfabrikation. Dieser volkswirtschaftliche Grund könnte indes nicht entscheidend sein, ein Votum für den Backsteinbau abzugeben, wenn es sich hier wirklich um eine geschmacklose Surrogatwirtschaft handeln würde. Gewiß erklären die schlechten Allerweltsbauten die Backsteinmüdigkeit, aber die Abneigung hängt doch noch mehr mit einer momentanen Geschmacksmode und mit dem Überwiegen der Malerarchitekten, zutiefst mit einem künstlerischen Unvermögen zusammen. Dies weist Baurat und Professor Albrecht Haupt in einer Schrift ‚Der deutsche Backsteinbau der Gegenwart und seine Lage'* überzeugend nach und führt zugleich in 45 Abbildungen gute alte und neue Backsteinbauwerke vor Augen.

Mit dem Untertitel ‚Auch eine Frage des Heimatschutzes' nimmt Haupt gegen einseitige Tendenzen der Heimatschutzbewegung Stellung, im besonderen gegen deren Vorkämpfer Paul Schultze-Naumburg, dessen Verdienste im übrigen anerkannt werden. Bei dessen bekannter Art, durch Beispiele und Gegenbeispiele ad oculos zu demonstrieren, sind, wie Haupt bei einer Schrift wenigstens feststellt, die ‚Beispiele, d. h. guten Muster ohne Ausnahme Putzbauten und zwar des letzten Jahrhunderts, hier und da mit etwas Fachwerk, die „Gegenbeispiele", d. h. Scheußlichkeiten fast ausnahmslos Backsteinbauten. Ganz natürlich bot sich dies; denn schon das Photographieren bringt mit sich, daß Backsteinbauten durch ihre Farbe und ihre zahllosen Fugen schwarz und ausdrucksvoll sich abbilden, während die Putzbauten von selbst Flächenwirkung, helle Gruppen im dunkeln Grün, kurz, vielerlei

* Leipzig, H. A. L. Degener, 60 Pf.

mit sich bringen, was bloß im Material liegt. Material an sich ist aber nichts Künstlerisches; die Art und Form seiner Verwendung allein ist die hier in Frage kommende Arbeit'. Haupt erklärt dieses Verfahren aus der ‚Richtung des Verfassers, seiner Vorliebe für die Biedermeierzeit und ihre Reize, andererseits aber aus dem Wunsch nach reizvoller Bildmäßigkeit bei der Auswahl der Photographien. Letzteres ergibt sich zum Teil daraus, daß der Verfasser eigentlich Maler ist, somit für ihn das vor allem anziehend, was sich als Bild gemalt nach dem Gefühl des Autors fein und stimmungsvoll ausnehmen würde und auch photographisch noch viel davon bietet'. Dieses argumentum ad hominem läßt sich aber auf eine starke Geschmacksrichtung von heute überhaupt verallgemeinern.

An der Ächtung des Backsteinbaus, die auch in staatlichen Verordnungen zum Ausdruck kommt, ist die bald mehr heimliche und unbewußte, bald ganz absichtliche Biedermeiermode der Moderne ganz wesentlich schuld. ‚Ganz plötzlich ist ein Strom der längst begrabenen Biedermeierei auf uns losgebrochen, der vor kurzem noch belächelten Philisterei der Großväter, die uns heute durch geschickte Darsteller als das Paradies gemütvoller Sinnigkeit und zarter, empfindungsvoller Kunst gepriesen wird ... Diese Richtung danken wir den Malern, die in den letzten Jahrzehnten einen ungeheuren Einfluß auf die Gestaltung unserer Häuser innen und außen gewonnen haben. Deren Eindringen hat das Letzte an Tradition, vor allem an beruflicher Überlieferung, zerrissen, das uns noch geblieben war. Sie haben es dahin gebracht, daß in kurzer Zeit der Schatz an Dingen, die man in der Technik der Dekoration und Architektur, wie im Handwerklichen und Formalen, lernen kann und lernen muß, verloren zu gehen droht. Schon jetzt bemerken wir Architekten auf unseren Ateliers, wie kläglich der Nachwuchs auf diesen Gebieten beschlagen ist, daß ein wenig Zeichnen und Malen in moderner Manier — mit Buntstiften, Federn und Bürsten — alles bedeutet, was der junge Mann mitbringt; von wirklich Gelerntem und Gewußtem ist häufig kaum mehr die Rede.'

Diese Erfahrungen über mangelndes architektonisches Gefühl bestätigt sich Haupt auch aus der Biedermeierzeit, aus der er erzählt: ‚Ich weiß aus Aufzeichnungen und vielen erhaltenen Zeichnungen, wie arg mühsam jene Zeit ihr Bißchen zusammenklaubte und — borgte, — wie sie in den elementarsten technischen Dingen von einer Unwissenheit und Stümperhaftigkeit, fast ganz frei von allem war, was man doch als Allerwenigstes gelernt gehabt haben sollte, auch formal, daß ich sicher bin, jene alten Herren würden sich arg wundern über den Kult, der heute mit ihren mühseligen Handwerkereien getrieben wird.'

Freilich ließen gewisse Backsteinbauten der letzten 30 Jahre die Abneigung dagegen wohl verstehen, aber sind die Putzbauten, die Zementkunstwerke jener Jahrzehnte im Durchschnitt vielleicht besser? Leider habe man in Deutschland den Backsteinbau während des 19. Jahrhunderts nur wenig künstlerisch weitergebildet, während er in Holland und England eine Blüte erlebte. Neben den ästhetischen betont Haupt noch eine Reihe praktischer Punkte, die für den Backsteinbau sprechen, wie Billigkeit, Dauerhaftigkeit und leichte Reinigungsmöglichkeit der Fassaden, besonders die Unempfindlichkeit gegen die schweflige Säure und andere giftige Ingredienzien der städtischen Atmosphäre.

Es ist bemerkenswert, daß die Gegenwart, die sich auf ihre Überwindung der dekorativen Drappierungen und ihr tektonisches Gefühl etwas zugute tut, mit dem Backsteinbau noch nicht viel zu machen weiß. Auch dies zeigt, daß dieses tektonische Gefühl noch zu sehr im Äußerlichen, Linear-Dünnen steckt — man denke an Bauten von Behrens, — daß es nicht recht organisch ist. Gerade eine ausgesprochen architektonisch kraftvolle Zeit wie die Gotik wußte sich des Backsteinmaterials aufs Beste zu bedienen, wofür die Kirchen und andere Bauten in der norddeutschen Tiefebene Beispiele sind. Dort sind die Backsteine beim Fehlen des natürlichen Gesteins das selbstverständliche Baumaterial.

Der Backsteinbau hat seine eigene Ästhetik und verwächst mit seinen großen Massen und Flächen und seinen klaren Umrissen aufs Schönste mit weiten, gesteinsarmen Ebenen. Eine wohlverstandene Heimatschutzbewegung, die nicht auf eine Geschmacksmode, sondern auf das natürlich organische Ineinanderwachsen von Landschaft und Bauwerk ausgeht, wozu freilich ein weiter Blick und lange Geduld gehört, die von einer organisierten Bestrebung leicht als Hindernisse des Schaffenseifers empfunden werden — eine solche Heimatschutzbewegung muß sich von kulturhistorischen Erscheinungen und Tatsachen belehren lassen, die auf die Wurzeln des volklichen und künstlerischen Wachstums zurückgehen. So etwa, wie es Riehl in ‚Land und Leute' gerade für unseren Fall einmal feststellt: ‚Wo der Backsteinbau ausschließend herrscht, werden Land und Leute fast immer nur nach breiten Massen gegliedert sein. Der Backstein und die ebenmäßigen breiten Wandflächen bedingen sich gegenseitig, und der Mensch ist enger mit seinem Haus verwachsen als man gemeinhin glaubt. Ich habe auf die Parallele zwischen den Marschen und Niederungen des deutschen Nordens am Saume des Meeres und den Mooren und Hochflächen des deutschen Südens am Fuße der Hochalpen hingewiesen, da nicht bloß die Bodengestalt, sondern auch die darin gewurzelte Verwandtschaft des Kulturlebens des Volkes zum Vergleich herausfordern. Und gerade diese letztere Verwandtschaft läuft in hundert Zweigen auf den gemeinsamen Mangel des Bruchsteins und die Aushilfe durch den gebrannten Stein zurück . . . Den Einfluß des Bruchsteins oder Backsteins auf den Volkscharakter in seiner ganzen Breite und Tiefe nachzuweisen, ist noch eine stattliche Aufgabe für einen Kulturhistoriker. Die Gegensätze, welche sich auf diese entscheidenden Rohstoffe der Zivilisation gründen, erweitern sich bei geschichtlichem Rückblick in riesigem Maßstabe; aus dem örtlichen Gegensatze wächst ein weltgeschichtlicher auf: der Orient des Altertums, der, wie Babylon durchaus, oder wie Indien zum großen Teil, auf den gebrannten Ton hingewiesen war, und das bruchsteinreiche Hellas und Rom; der backsteinbauende Nordosten Deutschlands im Mittelalter und die südwestdeutschen Bruchsteingegenden in demselben Zeitraum! Überall kommen wir auf gleiche Grundunterschiede zurück, die zuletzt in dem Bruchsteinhaus des Gebirgsbauern und in dem Lehm- oder Backsteinhaus des Flachland- oder Moorbauern zu dem kleinsten Maßstab zusammengeschrumpft, aber nicht erloschen sind.'

K. W.

## Musik

**Von der Münchener Hofoper.** Der Spielplan ist in den letzten Monaten durch zwei Neueinstudierungen bereichert worden, die eine gewisse historische Bedeutung beanspruchen können. Die erste davon betraf Bellinis ‚Norma', ein Werk, das sich von seiner ganzen musikgeschichtlichen Umgebung, der italienischen Virtuosenoper der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, durch einen vertieften tragischen Ernst und einen Hauch antiker Größe auszeichnet, der als Erbe Glucks durch Meister, wie F. Bertoni und Simon Mayr, der italienischen opera seria übermittelt ward. So rühmt z. B. der junge Wagner mit Recht von ‚Norma', sie schwinge sich ‚zur tragischen Höhe der Griechen auf', und auch Schopenhauer hat diesen künstlerischen Geist der Bellinischen Oper hervorgehoben. Bei solcher Sachlage darf einem Versuch, das Werk neu zu beleben, sicherlich besonderes Interesse entgegengebracht werden. In München ist es freilich nicht im Original, sondern in einer modernisierenden Bearbeitung geboten worden, die ihm Felix Mottl hatte angedeihen lassen, und die bereits am 20. März 1891 in Karlsruhe den Weg auf die Bühne gefunden hatte. Solche Bearbeitungen sind aber immer ein etwas zweischneidiges Ding: was sie in der einen Richtung bessern, zerstören sie andererseits wieder. Auch Mottl ist um diese Klippe nicht herumgekommen. Durch seine mächtige Unterstreichung der tragischen Grundlinien treten die doch nicht ganz ausrottbaren Züge des banalen italienischen Virtuosenstils nur um so empfindlicher hervor. So fallen z. B. gegenüber

dem mystisch-heroischen Pomp der Priesterszenen, der tiefempfundenen Seelentragik der Partien Normas und Adalgisas einzelne melodische Trivialitäten besonders schwer auf die Nerven, während sie bei der minder fein nuancierten, aber von elementarer Leidenschaft durchpulsten italienischen Durchschnittsauffassung im flutenden Strom des Ganzen schmerzlos untergehen. Das Wichtigste an Mottls Bearbeitung ist die Änderung des Schlusses, der mit dem rächenden Aufbruch der Gallier wider Rom an das ‚Nach Troja' der Wagnerschen ‚Iphigenia'-Bearbeitung erinnert, die prägnantere Fassung einiger sehr langatmiger Momente in der Formgebung und last not least eine glänzende Auffrischung der etwas fadenscheinigen Instrumentation Bellinis, wobei sich Mottl nicht nur auf klangliche Retouchen beschränkte, sondern auch die Stimmführung in der Orchesterbegleitung bereicherte, und damit tatsächlich manche Trivialitäten des Originals milderte. Im ganzen genommen darf darum jedenfalls die Mottlsche ‚Norma' als erfreulicher Versuch, ein wertvolles älteres Werk zu rehabilitieren, gebucht werden, wenn es auch, wie gesagt, dabei nicht ganz ohne Stilverwirrung abgeht.

Die zweite von Mottl gebotene Neueinstudierung betraf ein jüngeres Werk, das aber ebenfalls dem Geschmack der Gegenwart schon ziemlich entrückt erscheint: den ‚Cid', die spanische Heldenoper des sinnigen Liedermeisters Peter Cornelius. Es geht bei diesem Werk wie bei fast allen Opern unserer großen Lyriker: — trotz eines überschwänglichen Reichtums an wundersamen Detailschönheiten fehlt da regelmäßig etwas, was auf dem Theater letzten Endes doch den Ausschlag gibt: die dramatische Gesamtwirkung. Gerade auf die aber ist unser, das gewaltige Geisteserlebnis der Wagnerschen Kunst sein Eigen nennender Sinn besonders sensitiv eingestellt. Und da muß schon die Art, wie Cornelius die Historie von dem durch Herder in der deutschen Literatur populär gewordenen spanischen Nationalhelden dichterisch gefaßt hat, versagen. Der Aufbau des Dramas entbehrt der einheitlichen Steigerung; denn der Höhepunkt ist mit dem Schluß des zweiten Aktes, mit der inneren Umkehr Chimenens, dem Sieg ihrer Liebe zum Cid über ihre Rachegefühle wider ihn als den Mörder ihres Vaters, bereits erreicht. Der ganze langatmige dritte Akt erscheint demnach eigentlich überflüssig und das Interesse, statt zu wachsen, erlahmt gegen Ende mehr und mehr. Dieser dramatische Mangel tritt natürlich nicht in der Dichtung, sondern auch in der Musik zutage, in dieser übrigens außer im Gesamtbau auch in der detaillierten Formgebung. Der Cornelius-Biograph Adolf Sandberger vergleicht gelegentlich* den Standpunkt des Cid-Komponisten treffend mit einem Januskopf, der bald nach den geschlossenen ‚Nummern'-Schemen der älteren Oper, bald nach den freien szenischen Bildungen des modernen Musikdramas blickt. Das Zwiespältige im Stil, das das Werk dadurch erhält, ist ebenfalls seiner Wirkung nicht günstig und stört selbst bei musikalischen Perlen der Partitur, wie dem in der Stimmführung eminent feinen und kunstvollen Quartett des ersten Aktes. Der ‚Barbier von Bagdad', in dem Cornelius formal noch ganz den Bahnen der alten Oper folgt, hat da heute ein viel leichteres Spiel, wie überhaupt das Genre der heiteren Oper, was die Wirkung auf spätere Generationen anlangt, vor dem der seriösen stets stark im Vorteil ist. Man muß sich alles das klar machen, um zu verstehen, warum dieser ‚Cid' um gerechte Einschätzung so schwer zu kämpfen hatte und hat, trotz der zahllosen Schönheiten, die er in so üppigem Reichtum bietet. Denn blickt man mit dem Auge des dramatische Rücksichten außer Acht lassenden Musikers in diese Partitur, so ist des Staunens über die hier entfaltete Fülle subtilster und edelster Kunst kein Ende. Schon das feinnervige harmonische Gewand, in das Cornelius seine Tongedanken kleidet, darf als unvergleichliche Kabinettleistung gelten. Dazu dann das eminent charakteristische Lokalkolorit in Melodik und Klangfarbe, das gleich mit den ersten Takten der Introduktion:

* Dr A Sandberger. ‚Peter Cornelius' Cid'. Mit 32 Notenbeispielen. Verlag der G. Franz'schen Hofbuchhandlung. München. Preis 60 Pfg.




uns in den kulturhistorischen Rahmen bannt und den farbenprächtigen Prunk der stolzen spanischen Grandenwelt vor die Sinne zaubert. Am bedeutendsten zeigt sich aber hier wie überall der Lyriker Cornelius. Namentlich die Erscheinung Chimenens umwebt jener dem Meister so ureigene innige, weiche, ‚frauliche‘ Ton mit einem wundersamen Klangzauber, dem es auch an kräftigen Strichen der Leidenschaft nicht fehlt und der am Schluß des zweiten Aktes in der großen, den psychischen Wendepunkt bringenden Abschiedsszene des Cid von seiner Feindin sich zu einer Tiefe und Gewalt des Ausdrucks steigert, daß man, um in der Geschichte der Oper überhaupt ein Seitenstück dazu zu finden, schon nach dem Größten, wie etwa der Gartenszene des ‚Tristan‘, blicken muß. Angesichts solcher Momente muß jede Neubelebung der Oper heute als ein den Theateralltag verscheuchendes künstlerisches Fest empfunden werden. Der ‚Cid‘ ist übrigens mit der Geschichte unserer Hofoper noch besonders intim verknüpft. Denn die hiesige am 21. April 1891 stattgehabte glänzende Premiere unter Generalmusikdirektor Levi bedeutete für das ein Vierteljahrhundert vorher mit nur bescheidenem Erfolg in Weimar uraufgeführte Werk eigentlich erst den wirklichen künstlerischen Geburtstag.

Dr. Eugen Schmitz.

# Unsere Kunstbeilagen

sind in dem Aufsatz von Rudolf Klein über Antoine Watteau in ihrem künstlerischen und kulturpsychologischen Gehalte gewürdigt.

# Unsere Musikbeilage

zeigt einen Versuch, die in dem Aufsatz ‚Zigeunertonleitern und Vierteltonmusik‘ entwickelten Theorien praktisch zu verwerten.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln** (abwesend).
Mitglieder der Redaktion Dr Max Ettlinger (stellvertretend) und Konrad Weiß beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr Eugen Schmitz Starnberg.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für **Österreich-Ungarn** Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an Redaktion des Hochland München Bayerstraße 57/59.

# BEILAGE ZUM HOCHLAND

Aufführungsrecht vorbehalten!

## Traumland.

Lied mit Harfe, Akkordzither (Müllers „Monopol") oder mit Klavier von

GEORG CAPELLEN.

Text nach einem Gedicht von G. Fröding, übersetzt von W. Kolpytschew.




Indische Tonleiter, in welche Harfe oder Akkordzither zu stimmen: *G as h c d es fis g.* Im ganzen Liede kommen nur diese Töne vor.


Allegro moderato.
Sand und mit Schlös - sern, ge - zau - bert von Ak - bars
Hand, wär' plötz - lich mir dar - ge - bracht! 2. Ich
woll - te, mein Haus wär' aus Bam - bus - rohr, das
wür - zi - ge Win - de durch - wehn, von
f
mf
p
pp
mf
p


p
Pal - men be - schat - tet, ein Brun - nen da - vor, aus
mf poco a poco accel.
Dschun - geln - dik - kicht kläng's an mein
f
Vivace.
ff
Ohr von Ru - fen und Stamp - fen und Jagd -
ge - tön.
mf
Ped.



Allegro moderato.
p
mf
Andante.
pp
p
3. Ein
Mäd - chen, des Kör - per Maha - go - ni gleich, mit
Sei - de um Hüf - ten und Brust, ruht
rit.
pp
pp rit.


a tempo
mf
pp
aus in des Pal - menhains Schat - ten-be - reich, ich
a tempo
mf
Ped.
Più lento.
p
lehn - te mein Haupt an die Knie - e ihr weich und
pp
Ped.
lausch - te mit heim - li - cher Lust.
Ped.
Andante.
pp
rit.
4. Sie flü - ster-te leis, wie ein Säu - seln im
pp
una corda
Ped.

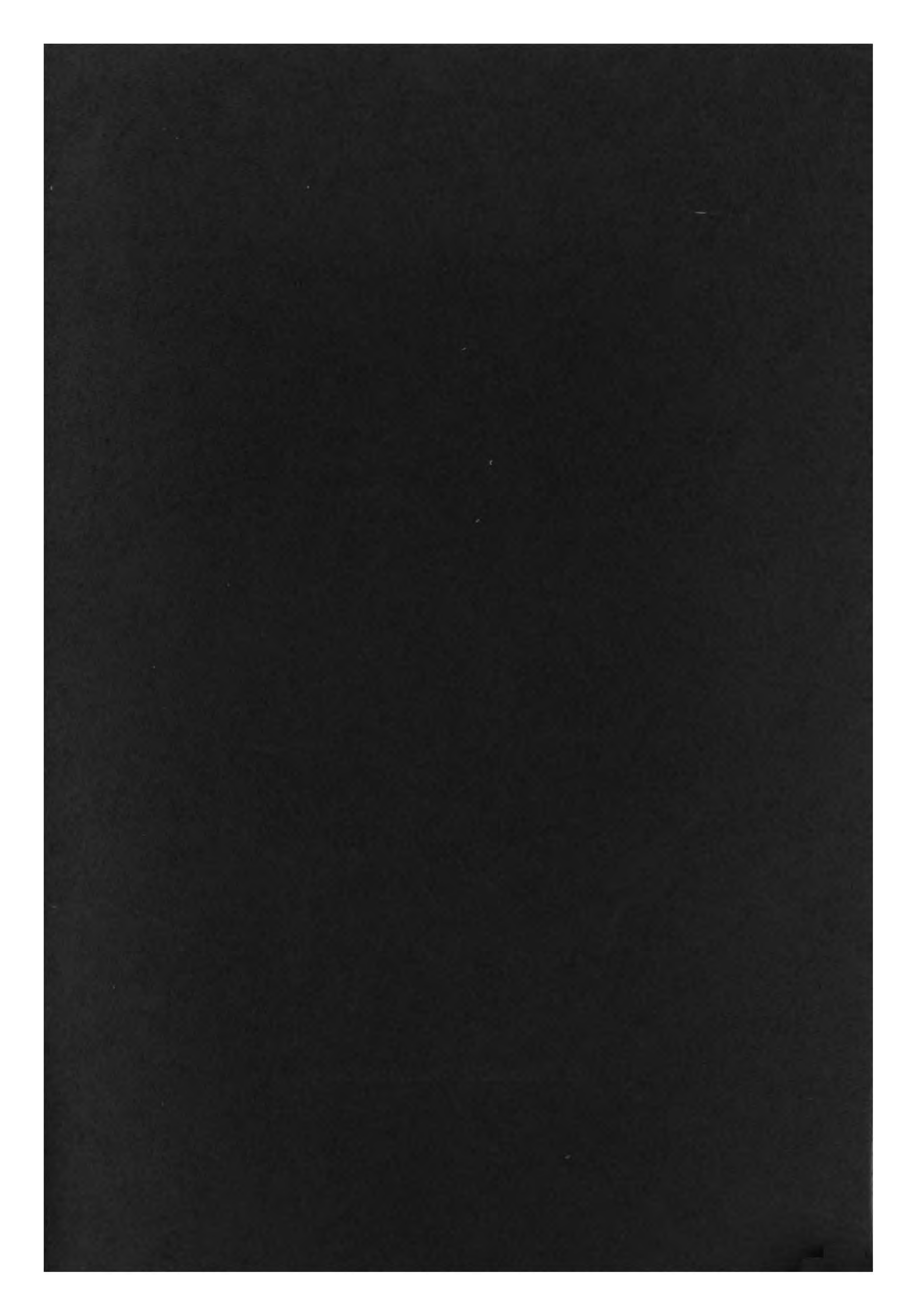


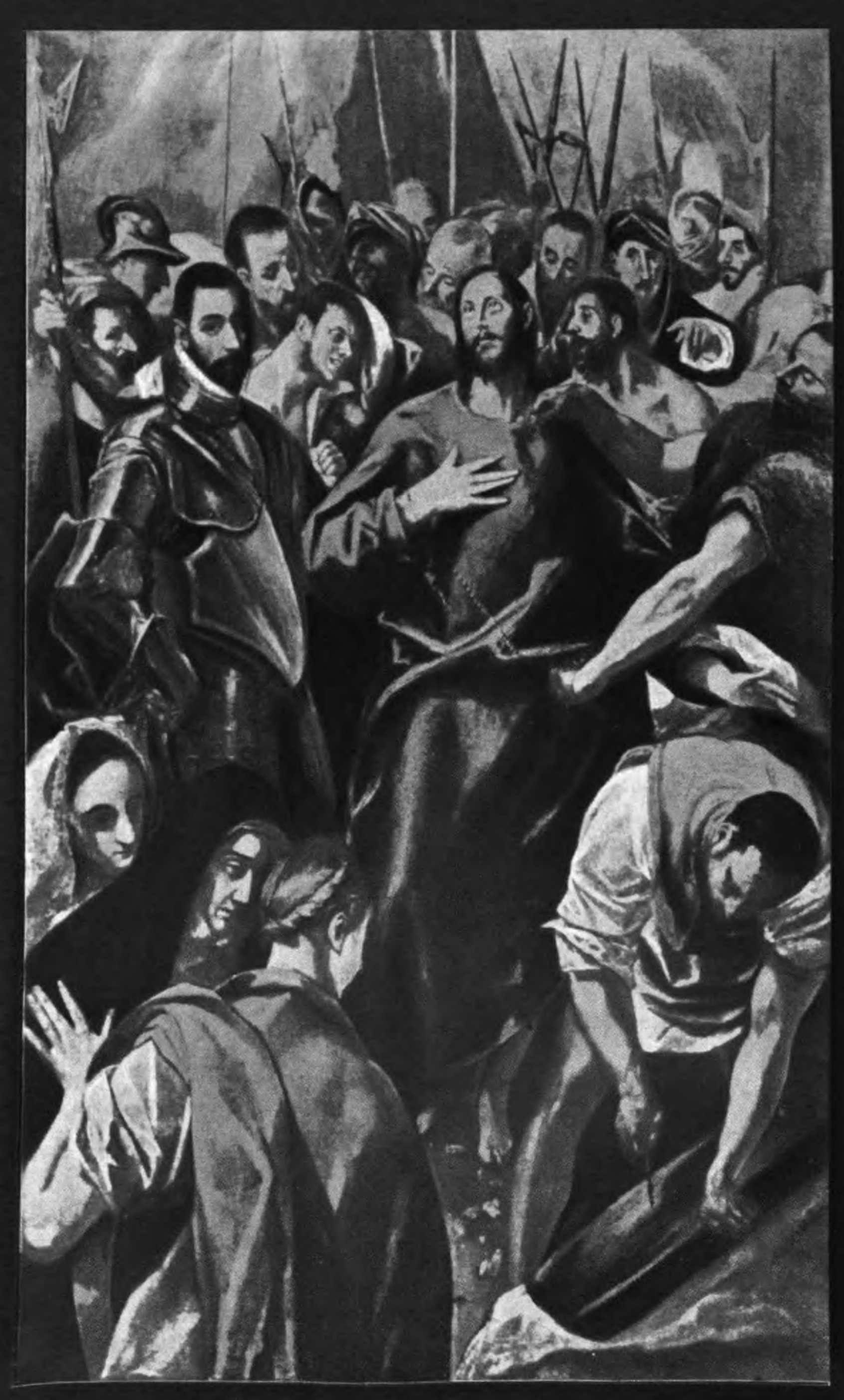
p a tempo
Moos, von See - len, zur Läut'-rung be - reit, von
mf
tre corde
Più mosso.
Kar - mas Kampf und A - ka - sas Los, von end - li - cher
f
Ped.
Lento.
p
pp
Ruh' in Nir - wa - nas Schoß, im Jen - seits der
Welt pro-phe - zeit.
cresc. e string.


Allegro moderato.
5. Ich wollt', mei - ner See - le er -
blüh - te der Lohn, zu flie - hen der Wa - chen-den
Strand und hä - mi-scher, heu - cheln-der
Andante.
Au - gen Hohn, ich wollte, ich wär' ei - nes



Traum - lands Sohn, ein Kind aus dem
In - - - - - di - er - land!
p ritard.





El Greco / Die Kleiderberaubung



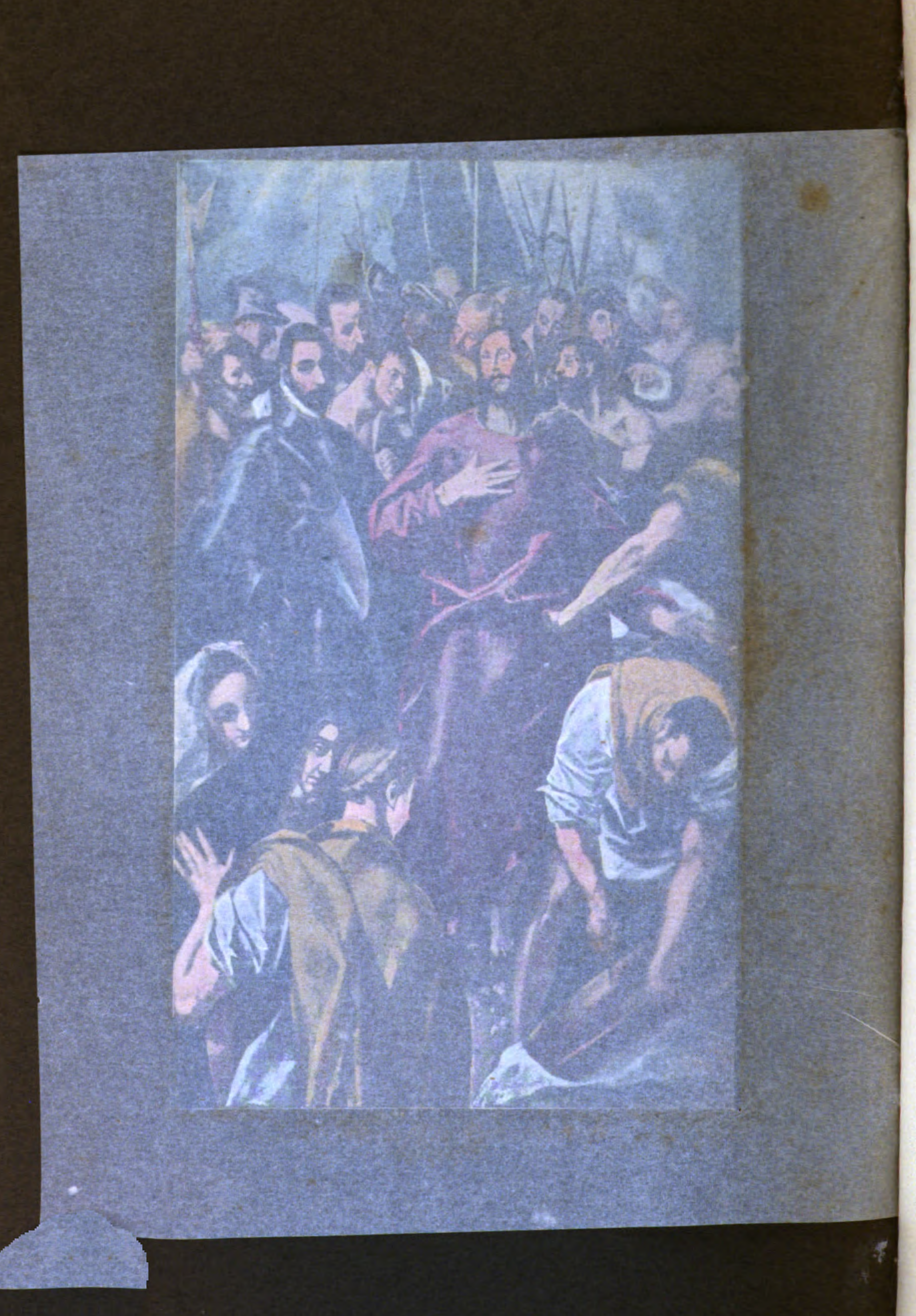

... Jahrgang März 1911

# ... / Von M. Lares

...felste Punkt in der Leidensgeschichte des Herrn ist, mo... und psycho...isch betrachtet, die Tat des Judas. Jeder ...kritiker gab sich mit Entdeckermut daran, die schwarze Tat ... verstehen, und die Tagebücher unserer besten Dichter beweisen, ...em sie alle gereizt hat; aber keiner hat es gelöst, und es ist ..., daß es nach dem vorliegenden Material jemals ganz ge...

...ationen gibt als Erklärung die ... Habsucht des Judas. ... Gesichtswinkel geht er als der ‚Erzschelm' durch die Jahrhunderte ... alljährlich in der Karwoche als der Schleicher mit dem fahlen, ...bergesicht und dem gierig umfaßten Beutel vor der Kirchtüre ... und die Jugend reibt sich vergnügt die Hände, daß das Scheusal ... wird. So hat ihn die Malerei mit Vorliebe dar...

... wollte sich unsere Zeit mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben. ...ll, so auch hier nach den Wurzeln der Tat, nach dem psycho...vorgang, und findet es unbegreiflich, daß schnöde Habgier ... nur das Hauptmotiv der Tat gewesen sei. Wie soll Judas ... er nur Gutes gesehen und nur Wohltaten empfangen, ... Weshalb hatte er ihm überhaupt angehangen? Wa... ... verlassen und war ihm nachgefolgt? Wohl kann ... ...beutel des Menschensohnes, der nicht hatte, wo ..., war sicher nicht so groß, daß sich bedeutende ... Aber wenn er ihm aus bessern Motiven gefolgt ... mehr nebenbei ergab, wie kam er dazu, seinen






Achter Jahrgang — März 1911

# Judas Iskariot / Von M. Laros

Der dunkelste Punkt in der Leidensgeschichte des Herrn ist, moralisch und psychologisch betrachtet, die Tat des Judas. Jeder Bibelkritiker gab sich mit Entdeckermut daran, die schwarze Tat zu verstehen, und die Tagebücher unserer besten Dichter beweisen, daß das Problem sie alle gereizt hat; aber keiner hat es gelöst, und es ist nicht abzusehen, daß es nach dem vorliegenden Material jemals ganz gelöst wird.

Die Tradition gibt als Erklärung die maßlose Habsucht des Judas. Unter diesem Gesichtswinkel geht er als der ‚Erzschelm' durch die Jahrhunderte und erscheint alljährlich in der Karwoche als der Schleicher mit dem fahlen, verzerrten Sündergesicht und dem gierig umfaßten Beutel vor der Kirchtüre am Judasfeuer, und die Jugend reibt sich vergnügt die Hände, daß das Scheusal wieder gründlich verbrannt wird. So hat ihn die Malerei mit Vorliebe dargestellt.

Und doch möchte sich unsere Zeit mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben. Sie sucht wie überall, so auch hier nach den Wurzeln der Tat, nach dem psychologischen Entwicklungsgang, und findet es unbegreiflich, daß schnöde Habgier das einzige oder auch nur das Hauptmotiv der Tat gewesen sei. Wie soll Judas seinen Meister, von dem er nur Gutes gesehen und nur Wohltaten empfangen, um 70 M. verkaufen? Weshalb hatte er ihm überhaupt angehangen? Weshalb hatte er Haus und Hof verlassen und war ihm nachgefolgt? Wohl kaum aus Habsucht; denn der Geldbeutel des Menschensohnes, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, war sicher nicht so groß, daß sich bedeutende Unterschlagungen machen ließen. Aber wenn er ihm aus bessern Motiven gefolgt war und der Gelderwerb sich mehr nebenbei ergab, wie kam er dazu, seinen

Glauben zu verlieren? Denn es ist ausgeschlossen, daß er Christum für den Sohn Gottes gehalten und doch verraten hätte. Sonst müßte man eine teuflische Besessenheit annehmen, wo überhaupt jede Psychologie aufhört. Die Bemerkung Joh. 13, 27, daß der Satan in ihn fuhr, braucht jedenfalls nicht so verstanden zu werden, und die meisten Exegeten, besonders v. Keppler, schließen diese Bedeutung a priori aus. Bleibt also nur ein voller Unglaube. Aber wie kam Judas dazu? Wir müssen nach 1900 Jahren die Wunderberichte der Evangelisten als absoluten Beweis für die göttliche Sendung Jesu annehmen: Judas sah sie mit eigenen Augen, in größerer Anzahl und glaubte doch nicht. Mußten die Wunder, logisch betrachtet, ihn nicht überzeugen, zumal er das Leben des Heilandes in seiner unantastbaren Heiligkeit aus nächster Nähe sehen konnte? — Er wollte also nicht; aber weshalb nicht? Welche Gründe hat er vorgeschützt, um den Unglauben vor sich selbst zu rechtfertigen? Und weshalb ist er da noch bei Jesus geblieben? Es war sicher keine leichte Sache, unter den gutwilligen und gläubigen Aposteln sich zu halten, ohne entdeckt zu werden, ja sich sogar eine Vertrauensstellung zu erringen, daß die Elfe ihm neidlos den Geldbeutel überließen. Wenn es auch für den Zyniker einen gewissen Reiz hat, die Menschen an der Nase herumzuführen und sich in der Vollkraft weltmännischer Gewandtheit zu fühlen: für die tausend und abertausend Akte der Selbstüberwindung und Selbstvernichtung müssen andere schwerwiegende Gründe und Absichten ausschlaggebend gewesen sein. Aber welche waren es? Was hielt den Zweifler und Ungläubigen noch länger bei Jesus, und was bestimmte ihn, schließlich für 30 Sekel den Verrat anzubieten? Und wenn er ein so gemeiner und gefühlloser Mensch war, wie kommt er denn so bald zur Reue, da er die Folgen der Tat vor sich sieht?

Das ist das Problem. Die Kritik fügt noch einige Schwierigkeiten hinzu, vor allem die, wie der allwissende Sohn Gottes dem Habsüchtigen den Geldbeutel habe anvertrauen können, gewissermaßen um ihn in Versuchung zu führen, und weshalb es noch eines Verräterkusses bedurft habe, um den Meister kenntlich zu machen, da ihn doch alle Welt, auch die Häscher seit langem kannten. Auf Grund dieser und anderer Schwierigkeiten hat ein Teil der Bibelkritiker die ganze Verrätergeschichte als Erfindung erklärt.

‚War Jesus so leicht von Judenknechten zu fangen, dann schwand ihm in der Volksphantasie ein Stück seiner Macht. Warum hatte er, von dessen Thaumaturgie das Judäerland widerhallte, nicht die Schritte der Häscher gehemmt? Da er's nicht tat, lag dem noch nicht fürs Evangelium gewonnenen Sinn die Vermutung nahe, das Gerücht habe die Wunderkraft des Wanderredners übertrieben. Wie aber wuchs die Gestalt, und wie innig mußte ihr Schicksal einfältige Seelen rühren, wenn gesagt werden konnte, einer, dem er vertraute, arglos den Schrein seines Herzens erschloß, habe den Meister dem Feinde verkauft! Und die mitleidige Wallung mußte noch höher steigen, wenn hinzugefügt wurde: Unser Herr wußte, wie um jegliches, auch um das Verrätertrachten und wehrte ihm nicht, weil er als guter Hirt dem verirrten Schaf Zeit lassen wollte, sich selbst auf den Herdenweg zurückzufinden.‘ (Zukunft, 29. April 1905 S. 155.)

Das ist allerdings die einfachste und radikalste Lösung, aber sie gründet sich auf Prinzipien, welche die Wissenschaft wieder aufgegeben hat, auf die Betrugshypothese des Reimarus und auf die Mythenhypothese des D. Fr. Strauß. Noch gröber ist die Annahme Volkmars, ‚die Pauliner hätten, um dem Heidenapostel im Rate der Zwölf einen Platz zu verschaffen, Judas als Verräter angeklagt und aus dem Kollegium gestoßen.‘ Renan nimmt die Tat als wirklich geschehen an und gibt als Grund die heimliche Eifersucht und den tiefen inneren Zwiespalt zweier Seelen. ‚Minder reinen Herzens als seine Genossen mag Judas, ohne es selbst zu wissen, die mit seinem Amt verbundene Engherzigkeit sich angeeignet haben. Zufolge einer Verkehrtheit, wie sie bei Ämtern gewöhnlich vorkommt, dürfte er dahin gekommen sein, die Interessen der Kasse über die des Werkes zu stellen, für das sie bestimmt war. L'administrateur aura tué l'apôtre.‘ (Vie de Jésus 274.)

Als Grund dieser Eifersucht scheint Renan den Ehrgeiz anzusehen. Paul Heyse meint, sich nie verleugnend, die Liebe. Judas habe Maria Magdalena, die Sünderin, geliebt; aber als diese ihn zurückgestoßen und sich in den Meister verliebt hätte, da habe die Eifersucht ihm keine Ruhe mehr gelassen. In rasender Liebesleidenschaft sei er zum Hohen Rat gegangen und habe sich zum Schein die 30 Silbersekel geben lassen; aber als er Jesum gefangen sah und wieder zur Besinnung kam, habe er das Geld in den Tempel geworfen und sich erhängt.

Andere sehen in Judas einen tragischen Helden, der sich und seinen guten Namen in die Schanze geschlagen, um endlich Israels Erlösung zu bewirken. Er habe Jesum wirklich für den Messias gehalten; aber er habe ihm zu langsam gemacht. Deshalb habe er den Meister in den Konflikt mit seinen Gegnern hineingestoßen in der festen Erwartung, daß er in diesem kritischen Momente siegen und auf den Trümmern der feindlichen Macht das Reich errichten werde. Das Geld habe er nur zum Schein genommen, um die Tempelhäupter über seine wahre Absicht zu täuschen oder um auch diesen kleinen Verdienst noch mitzunehmen.

Das scheint auch die Idee Hebbels gewesen zu sein, der seine Notizen zum Christusplan, von dem bekanntlich nur einige Verse zustande gekommen sind, mit den Worten schließt: ‚Judas war der allergläubigste.‘ Emil Kuh, der emsige Biograph Hebbels, konnte diese Worte nicht enträtseln und fragte einen gelehrten Theologen, was Hebbel sich wohl darunter gedacht haben könne. Dieser antwortete, ‚unter allen Jüngern Jesu sei Judas der klarste, nüchternste und verständigste. Er habe die Idee Jesu am tiefsten erfaßt, sei von ihr erfüllt gewesen, habe aber erkannt, daß sie erst Wurzel fassen werde, wenn Jesus sich ihr selbst zum Opfer gebracht habe. Die anderen Jünger hätten Jesus geliebt und seiner Person angehangen. Judas aber habe die Idee über die Person gestellt und sich, um das Werk zu retten, willig dem schlimmsten Verdacht ausgesetzt.‘ Es ließ sich bislang nicht sicher feststellen, was wirklich Hebbels Ansicht war. Jedenfalls schrieb er am 20. März 1854 das Gegenteil in sein Tagebuch: ‚Christus sah zwölf Leute bei sich zu Tisch, und es war nur ein einziger Judas darunter: woher jetzt elf Ehrliche nehmen?‘ Wenn man eine Hypothese wagen darf, so ist es die, daß der Schöpfer des Golo und des Hagen

von Tronje wirklich diese gewaltige tragische Idee hatte, sie aber später zugleich mit dem Christusplan vergessen und aus anderer Stimmung und in anderem Zusammenhang die letzten Worte niedergeschrieben hat. Es ist allerdings nur die Idee eines tragischen Dichters, den nicht so sehr das Problem der Bibel, wie Judas so handeln konnte, als das psychologische Charakterproblem an sich interessierte, wie überhaupt ein bestimmter Charakter in ähnlichen Verhältnissen handeln würde; die Daten der biblischen Erzählung wären dabei nur Staffage, Material, mit dem der Dichter schalten und walten könnte.

Harden hat es versucht, diese dichterische Idee auch exegetisch zu rechtfertigen. Nur so, meint er, könne es gewesen sein, und war's so, dann füllt jede Lücke sich der Erinnerung, und alles fügt sich bildsam zum größten Menschheitsgedicht:

‚Semitisches Rebellenblut. Nah im Wesen den alten Richtern und Propheten verwandt, die niemals mit einem gewordenen Zustand, einer herrschenden Volksstimmung zufrieden waren, denen die Zunge immer als Schwert, jedes Wort als Wurfgeschoß dienen mußte. Hassenswert dünkt ihn das Leben, die ganze Weltordnung ein abscheuliches Zerrbild göttlichen Wollens. Im Tempel selbst, vom Altar herab, grinst das Laster im Heuchelpurpur. Gewalt schmiedet das Recht, das ihr nützt und die Niedrigen knechtet.

Ward Israel durch das weichende Meer etwa nach Zion geführt, um dieses Ziel zu erreichen? Darum ihm der Legat des harten Tiberius auf den Nacken gesetzt, der übermütige Römer, dessen Herrenlaune auch den Sanftesten aus der Gelassenheit scheuchen müßte? Diese Menschen rühren sich nicht; lehnen sich höchstens auf, wenn ihrem Sinaigesetz sichtbare Verletzung droht, und solche Versuche hat Roms Kolonialklugheit bald lächelnd aufgegeben. Immer das alte Wortvolk, dem seit der Flucht aus Ägypten die in Tafeln gemeßte Lehre alles ist, Vaterland, König, Gott, und dems Todsünde schiene, auch nur den Gedanken zur Tat zu rüsten. Da ist keine Hoffnung; diesen dumpfen Käfig vergittert das Gesetz mit Buchstäben, durch die nur die Gier der Mächtigen bequem schlüpft, wenn Mammon sie von Jahwe wegwinkt. Kein Strahl leuchtet auf Israels Pfad; und der einsame Mann aus Kariot streift in finsterer Verzweiflung durch das Land, durch die Hürde des unfreien Volkes, dem Vitellius gnädig noch zu beten erlaubt.

So trifft er den Galiläer; und ihm gibt der Trotzige sich ganz, schickt sich fügsam sogar in das häßlichste Amt. Hier ist alles ja, was er in heißen Nächten vor fiebernden Sinnen sah; hier ist Erfüllung überschwingender Wünsche. Dieser allein meistert das Werk. Mild ist sein Blick und Vatergüte wohnt im Klang seiner Stimme: doch keine träge Nachsicht kennt er in der Haushalterpflicht. Mit hartem Besen kehrt er die Fliesen, rodet als Gärtner unbarmherzig das kleinste Unkräutlein und treibt mit der Geißel die Mammonsdiener zu Paaren. Vor ihm zittert die geistliche und weltliche Gewalt, wider die er die Sache der ohnmächtig wimmelnden Masse führt. Und jeder Tag mehrt seinen Anhang. In der Hauptstadt selbst, unter den Augen der Schriftgelehrten und Händler, ist er schon der Abgott aller Elenden. Morgen vielleicht ballt er den Haufen zum Schlag gegen den Priesterklüngel und bricht dann wohl auch Roms schlaue Tyrannis. Morgen? Noch scheint er sich für den Kampf nicht bereiten zu wollen. Er heilt Kranke, belebt versiechte Lichtquellen, ruft tot Geglaubte aus der Gruft, zieht, herrlich tönende Gleichnisrede auf rastloser Lippe, von Ort zu Ort und ruht, wo Güte ihn herbergt, oft behaglicher als dem Erwecker ziemt. Fürchtet er nicht Verspätung? Viel Volk strömt ihm zu; und wüßten sie ihn bei

Macht zu finden, ohne Gefahr, wären ihrer noch mehr. Was aber frommts? Diese Menschen lockt nur die Wundertat; mit dem schrillen Ton ihres Wesens, ihrer grellbunten, ewig überreizten Phantastik gleichen sie von fern wohl einem Rebellenheer, ducken sich schüchtern aber vor jeder Tat. Die läßt sich noch immer erwarten. Wie lange noch? Äßt auch dieser Wirt nur mit Worten? Dann geschieht, was jedesmal geschah, wenn Propheten, Richter, Wundertäter in Israel aufgetreten waren. Mit allen ist die herrschende Sippe früh oder spät fertig geworden. Was blieb von Eliahus Werk? Was, außer in Stein begrabenen Wortleichen, selbst von Mose? Schon kommt die Pharisäerzunft und das kleine Tempelgekröch mit vertraulichen Fragen, denen der seltsam gesänftigte Rabbi nicht Antwort versagt. Schon mahnt er, was des Kaisers ist, nicht dem Kaiser zu weigern. Gibts einen faulen, nichtsnutzigen Frieden, der die Ketten für kurze Frist lockert, doch das Elend im Grund ungemindert fortwuchern läßt? Im Kopf des Kajaphas und des Gamaliel wohnen feine Staatskünstlergedanken . . . Nein, das soll nicht geschehen. Der auszog, im gereinigten Gotteshaus den alten Bund zu erneuern, darf sich nicht mit kargem Menschheitgewinn abfinden lassen. ‚Nur wer seine Lehre lebt, wirkt durch die Zeiten; nur wenn du, Meister, für deine Lehre stirbst, wirst du ewig im Sinn der Menschen leben.' Judas ist stärker als die elf, die für die Sache nichts taten noch wagten, die vorher kleine Leute gewesen und nun zu Ansehen, zu achtbarer Pfründe und Agitatoreneinfluß gekommen waren; stärker und mutiger: denn er opfert den Ruf seiner Redlichkeit. Ist auch als Logiker so stark, daß er den Beredtesten zu überreden vermag. Unus vestrum me proditurus erit. Wird oder soll der eine verraten? Spricht Sorge oder getrostes Verlangen aus diesem Wort? Sicher nicht die Sorge. Jesus will nun den Verrat, dem der Allsichtige leicht sonst entgangen wäre, will das kirchenpolitische Werk, das die Flamme im Auge des Karioten ihn sehen hieß.'

Das ist Hardens ‚Lösung' des Problems; aber man weiß nicht, ob sie mehr dem ehemaligen Mitglied der Berliner ‚Freien Bühne' oder dem Schüler Renans und Strauß' alle Ehre macht. Er hält sie für durchaus neu und originell; aber Bischof v. Keppler hat bereits darauf hingewiesen, daß die Theologen Thieß, Paulus, Goldhorn, Wiener, Thiele, besonders Schollmeyer und Hase diese Hypothese aufgestellt haben, und daß sie von dem Engländer Hanna: The last day of our Lord's Passion, ganz im Sinne Hardens ausgebaut worden ist. Wenn ich nicht irre, ist das sogar die Idee gewesen, die einige Gnostiker, die Cainiten, veranlaßt haben, Judas zu loben, weil er aus Eifer für das Heil der Welt Jesum verraten habe. Die Bemerkungen einiger Kirchenväter scheinen wenigstens darauf hinzudeuten*.

Wie Hebbel, hat sich auch Ibsen Judas als die tragischste Gestalt des Neuen Testamentes gedacht. Im ersten Teil des Doppeldramas ‚Kaiser und Galiläer' begegnet Julian dem Judas und fragt ihn:

„Was warst du im Leben?" — „Des Weltenwagens zwölftes Rad." — „Das zwölfte? Schon das fünfte gilt als unnütz." — „Wohin wäre der Wagen ohne mich gerollt?" — „Wohin rollte er durch dich?" — „In die Herrlichkeit!" — „Warum halfst du?" — „Weil ich wollend war." — Was wolltest du?" — „Was ich wollen mußte." — „Wer erkor dich?" — Der Meister." — „War der Meister sich bewußt des Kommenden, da er dich erkor?" — „Ja, das ist das Rätsel."

---

* Irenaeus: Adv. haereses I, 3, 3; 31, 1; II, 20, 1; Tertullian: De praescr. c. 47. Vgl. die einschlägige Literatur Kirchenlexikon VI, 1922 f.

Nichts ist für Ibsen charakteristischer, als diese hingeworfene Szene. Mit dem Drama selbst hat sie so gut wie nichts zu tun; aber sie beweist, daß sich Ibsen mit dem Problem beschäftigt hat; im vorübergehen ergreift er es und skizziert es in so scharfem Dialog, daß es auf der Bühne unmöglich gleich verstanden werden kann, sondern erst ein reiferes Lesen und Nachdenken verlangt: Um der Erlöser der Menschheit zu werden, mußte Jesus in den Tod gehen, und dazu bediente er sich des Iskarioten, der willig und selbstlos die Schmach des Verrates und den Fluch der Jahrtausende auf sich nahm. Vielleicht schwebte ihm auch die tragische Weltanschauung Hebbels vor, daß sich Judas dieser heroischen Tat nicht bewußt wurde und nur aus irgend welchem Eigennutz handelte, so daß die Vorsehung sich seiner bediente und die Tragik nur eine objektive ist.

Dasselbe ist die Anschauung von Anatole France in seinem ‚Garten des Epikur', wo ein Mystiker des 18. Jahrhunderts auftritt und Judas als Martyrer verehrt, weil er sich allein der Hölle überantwortet, um der übrigen Menschheit den Himmel zu verdienen. Elise Schmidt, die sich so gern als Schülerin Hebbels ausgab, sieht Judas in derselben Perspektive und hat, wie es heißt, auch den Russen Leonid Andrejew zu seiner grandiosen Erzählung ‚Judas Iskariot und die andern' angeregt. Bekanntlich hat auch Geibel das Problem in Angriff genommen, kam aber nicht über einen in der Form gefälligen, inhaltlich jedoch nicht sehr tiefen Monolog ‚Judas Iskariot' hinaus. Viktor v. Strauß und Karl Weiser sehen die Lösung mehr in den politischen Bestrebungen des Apostels, während Feddersen in seinem vielgepriesenen ‚Jesus' und Giny Maderspach in ihrem gänzlich unbekannten ‚Judas, eine Charakteristik' die Tat durch plastische Vorführung der ganzen Gestalt und durch völlige Mischung der einzelnen Motive verständlich zu machen suchen.

In der Tat ist nur dichterische Intuition imstande, die verwickelte Psychologie des Judas verständlich und glaubhaft zu machen. Die exegetischen Erklärungen sind meist zu logisch, deduktiv; sie leiten die Handlungsweise des Verräters aus einem Hauptcharakterzug ab und übersehen, wie wenig sich im Leben einfacherer Menschen alle Handlungen logisch konsequent entwickeln lassen, wie viele Widersprüche und Imponderabilien wir in der eigenen Brust tragen. Judas aber war, wie aus allen Andeutungen hervorgeht, ein äußerst komplizierter, disharmonischer Charakter, der der einfachen Erklärung durch Habgier, Ehrgeiz oder Eifersucht Hohn spricht. Die richtige Instanz, welche all die kleinen und kleinsten Momente zu einem plastischen Gesamtbilde zusammenfaßte, wäre nur ein historischer Dichter. Der Nachdruck liegt auf beiden Wörtern. Es muß zunächst ein ganzer Dichter sein, und zwar ein großer, tragischer Dichter, der wirkliches Leben gestaltet, nicht nur erklärt und beschreibt, sondern handeln und leben läßt; aber ebenso muß er auch historisch geschult sein und sich unbedingt an die Angaben der Bibel halten; jedenfalls darf er sich nur die dichterische Freiheit mit dem historischen Material erlauben, die nach der biblischen Erzählung offen gelassen ist. Sonst kommt kein Judas, sondern eine beliebige tragische Gestalt heraus, wie das Beispiel

Hebbels beweist. An einer von beiden Forderungen sind die bisherigen dichterischen Lösungsversuche gescheitert. Deshalb kann es einstweilen für uns nur darauf ankommen, klarzustellen, was sich historisch über den Charakter des Judas und die Triebfedern seiner Tat ausmachen läßt. Als Unterlage können nur die Evangelien* gelten, und zwar als historisch vollwertige Quellen, weil wir sonst einem uferlosen Subjektivismus anheimfallen, von dem aus überhaupt keine festen Resultate zu gewinnen sind; und es wird sich zeigen, daß die gemeine Erklärung der Schrift (Matth. 26, Mark. 14, Luk. 22, Joh. 13 u. 18 u. 6, 65. 71) das Problem zum mindesten nicht schlechter oder unwahrscheinlicher zu lösen vermag als die willkürlichen Deutungen des Rationalismus.

Judas war gebürtig aus Kariot, einer Stadt in Judäa, südlich von Hebron, jetzt Kariatein. Über sein Vorleben wissen wir nichts; aber es liegt kein Grund vor, ihn mit Augustinus** von vornherein für einen Schuft zu halten. Er wird vielmehr im Grunde nicht viel schlechter gewesen sein als die übrigen Apostel; mit guten*** und schlechten Eigenschaften behaftet, sollte er sich unter der Leitung Jesu zu einem guten Menschen entwickeln. Damit erledigt sich auch die vielerörterte Frage, warum der Herr einen solchen Menschen wie Judas zum Apostel berufen habe. Diese Ehrenstelle ist wie alle Gaben Jesu eine Gabe und Aufgabe zugleich. In erzieherischer Hinsicht war den Aposteln eine furchtbare Aufgabe gestellt, sich zu der Reinheit und geistigen Höhe des Messiasideals durchzuarbeiten. Indem nun der Herr den Judas zu seinem Apostel berief, wollte er andeuten, daß alle Geistesrichtungen und Seelenlagen dazu berufen sind; es liegt nur an dem einzelnen, durch eigene Geistesarbeit sich den Weg zum Ideal zu erschließen. Nur von diesem Gesichtspunkt aus kann überhaupt die Erziehungsmethode Jesu an seinen Jüngern erfaßt werden.

Judas folgte also Jesus nach als dem großen Wundertäter, mit egoistisch-irdischen Messiasgedanken, ähnlich wie die übrigen Apostel; vielleicht auch etwas in der Stimmung des Einspänners, dem die aparten Reden Jesu über das Gottesreich nicht wenig imponieren mußten. Als der einzige Judäer — die übrigen waren alle Galiläer — stand er ohnehin den andern etwas fern, und auch als er sich ihnen äußerlich angeschlossen, gingen seine Gedanken und Pläne ganz andere Wege. Er redet nicht viel, hört und denkt aber desto mehr, und wenn er einmal den Mund auftut, ist es zur Opposition. Gleichwohl ist er seinen Kollegen an Schärfe des Verstandes und klugem, praktischem Geschäftsgeist weit überlegen, und weil er so sehr zur Eigenbrödelei neigt, macht ihn der Herr zu seinem vertrauten Säckelmeister, augenscheinlich, um sein Mißtrauen durch überlegene Güte und Liebe zu überwinden. Aber es scheint, daß der gemütlose Mann

---

* Natürlich dürfen außer den Notizen der Bibel nicht die Worte des hl. Joh. 21, 25 vergessen werden: ‚Noch vieles andere hat Jesus getan; wollte man dieses alles (καθ' ἕν) aufschreiben, so würde die Welt die Bücher nicht fassen, die da zu schreiben wären.'

** Tract. 27, 50 in Joh.

*** Das geht besonders aus der Reue hervor, die er bald nach der Tat empfand. Reue ist stets die Reaktion des bessern Seelenteiles gegen einen schlechteren, den er seiner nicht würdig fühlt.

dafür nicht recht empfänglich war, sondern durch das materielle Amt nur noch materieller wurde. Er gab sich nicht die nötige Mühe, wie die übrigen Apostel, den Egoismus niederzuringen; das geht deutlich aus der ersten Probe hervor, die der Herr an seinem Gefolge macht. Am zweitletzten Osterfeste will er die Früchte seiner Predigt und seines Beispiels sehen und verheißt ihnen sein Fleisch und Blut zur Speise und zum Tranke. Die Juden murren, viele Jünger gehen weg, und Jesus fragt die Apostel: ‚Wollt auch ihr gehen?‘ Und Petrus antwortet: ‚Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens! Und wir haben geglaubt und erkannt, daß du Christus, der Sohn Gottes bist.‘ Damit hatten die Apostel ihre Probe bestanden; aber der Herr fährt dunkel andeutend fort: ‚Habe ich nicht euch zwölf erwählt, und einer von euch ist ein Teufel?‘ (Joh. 6, 71.) Der Evangelist fügt aus dem Verständnis der folgenden Tatsachen hinzu, daß er Judas gemeint habe. Auch er glaubte nicht an die Verheißung des Meisters; sein kritischer Menschenverstand, der nur auf greifbare Vorteile bedacht ist, konnte diese hohe Mystik nicht fassen; und doch blieb er bei den Aposteln, wahrscheinlich, weil die Sache für ihn noch nicht spruchreif war. Er hatte zu hohe persönliche Hoffnungen auf ihn gesetzt, um gleich beim ersten Zweifel ihn zu verlassen. ‚Er konnte nicht wie die andern Apostel glauben, aber sicher war auch ihm in Jesus der Messias aufgegangen, wie er ihn für seine Begriffe und seine Bedürfnisse brauchte. Was der Meister von einem Reiche Gottes, das er gründen wolle, von der hohen Stellung, die darin seinen Aposteln beschieden sei, mit voller Bestimmtheit und immer wieder verkündigte, dies vor allem legte sich der Ungläubige in seinem Sinne zurecht und hielt es als schmeichelnde Hoffnung um so zuversichtlicher fest, als er damit wohl im allgemeinen sich mit der Vorstellung, mit der Messiashoffnung Israels in Übereinstimmung wußte: Natürlich handelte es sich ihm um ein irdisches Reich, das den Zwölfen als den berufenen höchsten Würdenträgern die verlockendsten Aussichten zeigte . . . Der Mann, der die Dämonen gebändigt, den Meereswogen geboten, mit einigen Broten viele Tausende gesättigt und einen Lazarus von den Toten erweckt hatte, wie sollte der einen Gegner finden, der im Ernstfalle ihm widerstehen und die Errichtung seines mächtigen Reiches streitig machen könnte*?‘ Und noch eins: Der Herr hatte sie schon vorher einmal ausgesandt und ihnen die Macht verliehen, Wunder zu wirken, Kranke zu heilen und Teufel auszutreiben**. Auch Judas war diese Kraft nicht versagt worden, und vielleicht liegt darin das kräftigste Band, das ihn an seinem Meister festhielt. So drängte sich das egoistische Moment in Judas' Gedankenwelt immer mehr in den Vordergrund, bis es schließlich zum allbeherrschenden wurde. Im einzelnen können wir diesen Entwicklungsgang nicht verfolgen, und es mag sein, daß andere Erlebnisse ihr Teil dazu beigetragen haben. Aber sicher ist, daß er sich von jenem Zeitpunkte an noch mehr von den übrigen Aposteln abgeschlossen und die Handlungen und Reden Jesu kritisch betrachtet hat. Die Folge war ein heimlicher, stiller Antagonismus, und wenn die Zwölfe untereinander

* Grimm: Leben Jesu, Pustet, Regensburg 1900. V, 687 ff.

** Matth. 10, 8; Luk. 9, 1.

Rangstreitigkeiten und ähnliches auszufechten hatten, dann haben sie sicher dem Iskarioten ihre wachsende Abneigung fühlen lassen. Der Herr behandelte dennoch alle mit gleicher Liebe; aber wie es bei hinterhältigen, selbstsüchtigen und disharmonischen Menschen zu geschehen pflegt — Judas dehnte gerade deshalb allmählich seine innere Unzufriedenheit auf Jesus selber aus. Dazu kam die immer wachsende Einsicht, daß das Messiasreich doch nicht von dieser Welt sei. Seine Pläne und Hoffnungen begannen zu wanken. Unzufrieden und grübelnd ging er Wochen und Monate umher und wußte nicht, wo aus noch ein. Im Unmute verbrannte er sich bisweilen den Mund, indem er die Handlungen des Meisters bekrittelte; so in Bethanien, als Maria Magdalena ihm die Füße mit kostbarem Öl salbte. Mit seinem angeborenen Geschäftsgeist sagte er murrend zu den andern: ‚Wozu diese Verschwendung der Salbe! Man hätte sie um mehr als 300 Denare (ungefähr 250 M.) verkaufen und den Armen geben können.'

Da fällt für ihn die Entscheidung. Der Herr antwortet auf das Murren: ‚Diese tat, was sie konnte; schon im voraus hat sie meinen Leib zum Begräbnisse gesalbt.' (Joh. 14, 8.) Schon vorher hatte er wenigstens viermal von seinem Leiden und Tod gesprochen und ihn dadurch nicht wenig ins Wanken gebracht. Jetzt aber gab er seine Sache selbst offen verloren, und zwar sollte die Entscheidung unmittelbar bevorstehen.

Sofort war die Situation für ihn klar. Keinen Augenblick durfte er länger bei Jesus bleiben. Wenn die Katastrophe hereinbrach und ihn an der Seite Jesu fand, dann würde er mit zerschlagen und war im ganzen Lande unmöglich. Deshalb galt es, sich jetzt möglichst unauffällig und klug auf die Seite der Gegner zu schlagen. Er fühlte sich zwar dem Meister verpflichtet; aber wozu mit ihm zugrunde gehen? Es konnte ihm doch nichts helfen. Darum zog er es vor, sich bei den Mächtigen Israels wieder zu rehabilitieren und seine Stellung für die Zukunft zu retten. Am besten konnte es durch irgend eine wichtige Hilfeleistung geschehen, und während er nach einer solchen Gelegenheit suchte, erließ das Synedrium den geheimen Befehl, jeder, der den Aufenthaltsort Jesu kenne, solle es unverzüglich anzeigen. Nichts konnte Judas gelegener kommen, um den Machthabern des Tempels näher zu treten. Es war in der Tat nicht leicht, bei den steten Wanderungen Jesu, ohne Aufsehen zu erregen, an ihn heranzukommen; nur einer der Zwölfe konnte sie sofort zum Ziele führen. So ging er denn wie ein folgsamer, reuiger Israelit zum Hohen Rat und bot ihm seine Hilfe an*.

Hier ist es vor allem charakteristisch, zu sehen, wie Judas gar nicht einmal auf den Gedanken kommt, das Messiasideal geistig zu fassen und sich die Idee des Leidens verständlich zu machen. Er war trotz aller Reden Jesu immer

* Man hat an der niedrigen Summe, 30 Sekel, Anstoß genommen und sie als erst später aus dem Propheten hineininterpretiert erklärt. Aber dabei wird übersehen, daß einerseits der hohe Rat an sich gar nichts zu geben brauchte, weil die Anzeige Pflicht jedes Juden war, und daß es sich für Judas andererseits nicht um den Lohn, sondern um Rehabilitierung seiner ganzen Zukunft handelte.

mehr in seinem kalten, egoistischen Menschenverstande versunken und konnte alles nur mehr vom Standpunkte der Nützlichkeit aus beurteilen. Man mag daraus ermessen, wie schwer und steil der Weg gewesen sein muß, den der Glaube der Apostel schon bis zu dieser Stufe gemacht hatte.

Nachdem der erste Schritt zum Verrate geschehen, gab es kein Zurück mehr. Das Gewissen mag noch einigemal gegen das treulose Beginnen revoltiert, das Herz auch bisweilen gezagt haben, aber die Sorge um die Zukunft erstickte alle guten Regungen, und er verschanzte sich innerlich hinter den Befehl des Synedriums, dem er wieder in Gehorsam folgen wolle und deshalb Anzeige habe erstatten müssen. So blieb er noch äußerlich bei den Zwölfen, um die günstigste Gelegenheit zur Gefangennehmung auszuspionieren. Sicher war ihm die Liebe des Meisters in den letzten Tagen eine furchtbare Folter. Wir empfinden es lebhaft, wie schrecklich es ihm gewesen sein muß, ihm auch seine Füße zum Waschen hinzureichen. Er mußte fühlen, daß seine Tat die schändlichste sei, die je unter der Sonne geschehen; aber die Zukunft, die Zukunft! Der Mann der klugen Berechnung mußte auch über das Herz hinweg seinem Sterne folgen. Der Herr gab seine Sache selbst verloren, und für ihn gab es nur eine Rettung aus dem gänzlichen Ruin; drum zu! Er läßt alles über sich ergehen, empfängt sogar das hl. Abendmahl* und steht auf, um den Verrat auszuführen. Noch einmal zaudert er, da er sich durch die Bemerkung Jesu durchschaut sieht; aber der Dämon treibt ihn blind vorwärts. Es war um die achte Stunde des Abends, als er den Saal verließ und der Menschensohn das furchtbare Wort über ihn sprach: ‚Es wäre besser, wenn er nicht geboren wäre.'

Gegen Mitternacht betrat Judas mit seiner Schar den Garten. Man fragt sich unwillkürlich, weshalb Judas bei der Gefangennehmung so in den Vordergrund tritt. Nach seiner ganzen Psychologie sollte man erwarten, daß er wie die Natter im Geheimen sticht und sich dann sofort wieder in das Dickicht zurückzieht. Wenn das hier nicht geschieht, so scheint der Grund nur darin zu liegen, daß die Rotte es verlangte. Die römische Kohorte, die die Burg Antonia besetzt hielt, sollte den Herrn gefangen nehmen, und da diese ihn offenbar in der Dunkelheit nicht kannten — er hatte fast nur im Tempel gepredigt —, so mußte Judas ihn von den übrigen Aposteln kenntlich machen. Es mag auch etwas Schadenfreude und Verachtung, die man gegen jeden Verräter empfindet, darin gelegen haben, daß sie ihn absichtlich peinigen wollten. Mit dieser Annahme verstehen wir auch die Art und Weise des Verrates. Judas stellte

* Die Exegeten haben lange darüber gestritten; es schien zu ungeheuerlich, daß der Herr dem Unwürdigsten, dem er ins Herz sah, seinen Leib und sein Blut gereicht habe. Aber nicht das Gefühl, sondern nur der Text kann darüber entscheiden. Knabenbauer hat zwar noch neuerdings die Frage verneint (Comm. in Matth. II, 438—40); aber die meisten und gerade die bedeutendsten Väter, Augustinus, Hieronymus, Chrysostomus haben sich dafür erklärt, und vor allem Grimm und Pölzl haben in der letzten Zeit die Gründe für den Empfang mit überzeugender Klarheit dargelegt. (Grimm: Leben Jesu, 2. Aufl. bearbeitet und ergänzt von Zahn, VI, 137 ff. Pölzl: Hl. Evangelien IV, 108—112). Mit Recht sehen die Exegeten darin ein Vorbild für die Handlungsweise der Kirche.

sich wie bisher, als ob er seine Geschäfte in der Stadt erledigt habe und zurückkomme, um den Meister zu begrüßen, und der stete Gruß wird der Friedenskuß gewesen sein. Während er nun mit ihm die gewöhnlichen Dinge besprach, konnten die Soldaten mit der Tempelwache, seiner Spur folgend, herankommen, das verabredete Zeichen beobachten und ganz unerwartet über Jesus herfallen.

Aber wie ein Donnerschlag tönt ihm die vorwurfsvolle Frage entgegen: ‚Judas, mit einem Kusse verrätst du den Menschensohn?' Das Zarteste und Heiligste, was es unter Menschen gibt, entehrst du mit der gemeinsten Sünde? Entsetzt wich er zurück. Also doch durchschaut! Und wie? Mit welcher Huld und Liebe hatte er seinen Gruß beantwortet! Wie fielen die Kriegsknechte auf einen Schlag zu Boden! Und doch ließ er sich geduldig gefangen nehmen, binden und wegführen! . . . Jetzt tritt ihm das Bild des Meisters wiederum in seinem vollen Glanze, mit all der Reinheit und Milde, die er seit Jahren an ihm gesehen, vor die Seele. Wie um sich die Bilder aus dem Kopfe wegzuwischen, hält er sich die Augen zu und eilt weg, weit weg von dem Orte der Schmach. Wie ein Wahnsinniger stürmt er durch die leeren Straßen der Stadt. Es leidet ihn nicht zu Hause; er muß unter Menschen; aber vor den Menschen fürchtet er sich; er hatte gehofft, seine Zukunft sicherzustellen, aber die Menschen dankten ihm für seine Tat nicht; sie verachteten ihn, und so fühlte er allmählich, wie der Boden ihm unter den Füßen verschwindet. Er kann den Morgen nicht erwarten, um zu sehen, was mit dem Meister geschehen soll. Er hört, daß sie ihn zum Tode verurteilen wollen. Und nicht nur das! Nach einigen Stunden sieht er ihn selber, schrecklich zugerichtet, gegeißelt, mit Dornen gekrönt, mit einem Purpurmantel bekleidet, bei Pilatus oben auf der Veranda der Gerichtshalle stehen, und das Volk ruft wie besessen: ‚Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!'

Da erfaßt den Verräter der volle Schauder vor der eigenen Tat und vor sich selber. Die dreißig Silberlinge brennen ihm in der Tasche. In wilder Verzweiflung eilt er in den Tempel, wo die Priester das gewohnte Morgenopfer darbrachten, und will ihnen das Blutgeld zurückgeben. So meint er die Tat wenigstens äußerlich los zu werden. Aber als jene höhnisch ihn abweisen, wirft er es ihnen vor die Füße, geht hinaus vor die Stadt und erhängt sich.

Mit Furcht und Zittern stehen wir vor diesem Ende des Verräters wie am Schluß einer Tragödie, die nicht erst erfunden zu werden braucht. Was konnte und sollte aus ihm werden, und was ist wirklich aus ihm geworden! Ganz langsam, allmählich, ohne daß er es selbst merkte! . . . Und wie eine ernste Mahnung tauchen die Worte der Bergpredigt, die er am Anfang der Laufbahn zu den Aposteln gesprochen, vor der Seele auf: ‚Ihr seid das Salz der Erde! Wenn aber das Salz schal wird, womit soll man dann salzen? Es taugt zu nichts weiter, als daß es hinausgeworfen und zertreten werde.' (Matth. 5, 13.)

# Philhellenismus und Turkomanie
## Von Engelbert Drerup

Es ist eine bekannte Tatsache, daß in der so berechnenden englischen Politik nicht selten auch die Gefühlsnote eine bemerkenswerte Rolle spielt. Der so hoch entwickelte politische Sinn des englischen Volkes hat sich trotz aller realistischen Erwägungen mehr als einmal zum Träger einer Schutzpolitik gemacht, die aus dem durch erschreckende Vorkommnisse in fremden Ländern beleidigten Volksgewissen entsprang. Mag es die kluge Politik der englischen Staatsmänner dann auch verstanden haben, solche Gefühlswerte in den internationalen Verhältnissen realpolitisch auszumünzen, die Tatsache bleibt bestehen, daß die oft verschriene ‚Krämerpolitik' der Engländer andern zivilisierten Nationen manchmal ein Vorbild internationaler Feinfühligkeit sein könnte, wenn es um den Schutz idealer Kulturgüter sich handelt.

Zumal uns Deutschen! Der großartige Aufschwung des Deutschen Reiches unter den Völkern, die den emporsteigenden Rivalen mit wachsendem Neide betrachteten, hat dem sprichwörtlichen Idealismus des deutschen Michels sozusagen die Scheuklappen angelegt, damit er nur die nächsten, realen Anforderungen des Tages zu schauen vermöge. Wohl geschieht es einmal, daß noch der alte Edelsinn explosiv sich Bahn bricht, — wer denkt nicht an den Burenkrieg! — aber man pflegt bereits über solche politischen ‚Verirrungen' zu lächeln, die nicht sogleich in Mark und Pfennig sich umrechnen lassen. Wie die soziale Kultur des Deutschtums mit dem zunehmenden Wohlstande, unter Vernachlässigung der idealen Güter des Lebens, mehr und mehr auf einen materialistischen Grundton gestimmt wird, so macht sich auch in den politischen Anschauungen mehr als billig ein Materialismus breit, der mit einer brutalen Machtpolitik dem Ansehen des Reiches am meisten zu dienen glaubt.

Wer einmal längere Zeit im Auslande zu leben gezwungen war, wird sich wohl anfänglich gewundert haben, selbst von wohlgesinnter Seite gelegentlich Urteile über das heutige Deutschtum zu vernehmen, die eher alles andere als Freundlichkeit verraten. So gab mir vor Jahren ein hochangesehener englischer Gelehrter den Abschiedsgruß mit auf den Weg: ‚. . . und melden Sie Ihren deutschen Landsleuten, daß wir Engländer keine Barbaren sind!' Das hatte nichts zu tun mit handelspolitischer Rivalität oder mit dem verletzten Machtbewußtsein einer großen Nation, sondern war gesprochen aus einer im Auslande — leider Gottes zum Teil mit Recht — weitverbreiteten Empfindung, daß der Deutsche unserer Zeit, pochend auf die Errungenschaften seines Volkes, dem Fremdländer manchmal mit Parvenüsallüren gegenübertritt. Rücksichtsloser Egoismus aber ist das unverkennbare Zeichen des echten Parvenüs!

Besinnen wir uns! Wenn das Ausland über deutsches Wesen absprechend zu urteilen begonnen hat, so ist das nicht, wie man es wohl zu beschönigen beliebt, unter allen Umständen ein Ehrentitel unserer Nation. Auch im Urteile des Gegners liegt oft ein Körnchen Wahrheit, und hier wird sicher mit Recht der Finger auf eine offene Wunde am Leibe des gegenwärtigen Deutschtums gelegt. Mehr Idealismus! Nicht nur im Leben des einzelnen, sondern auch im Rate der Nationen! Mehr Achtung vor den Idealen jedes Kulturvolkes, vor den Idealen der menschlichen Kultur überhaupt! —

Solche Empfindungen wurden in mir ausgelöst, als ich eine eben erschienene Broschüre durchblätterte, die, mit dem Stempel eines schönen politischen Idealismus versehen, Aufklärung bringen will über eine politische Schuld: ‚Philhellenismus und Turkophilie'. Ein Wort zur Aufklärung von Dr. Edgar Martini, Professor an der Universität Leipzig (Leipzig 1910, Emil Gräfe, 37 S. in 8⁰, M. 1,—).

Immer beschlich mich ein eigenartiges Gefühl, wenn ich in Briefen des Nestors der athenischen Universität, Professor Mistriotes, begeisterte Worte las über den ersten König der Hellenen, Otto, den Sohn des großen Bayernkönigs Ludwig, des ersten der Philhellenen. Man hat in Griechenland mit Undank gelohnt, gewiß, und doch ist heute noch unvergessen, was der Philhellenismus vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts für das schwer um seine politische Freiheit, ja um seine Menschenrechte ringende Griechentum getan hat. Gewiß hat jener Undank Neuhellas einen Teil der Sympathien geraubt, die ihm seit den Zeiten des Neuhumanismus in Deutschland in so reichem Maße entgegengebracht wurden; aber betrübend ist es, zu sehen, wie die am Realen hängende neue Generation die idealen Werte des Philhellenismus fast völlig über Bord geworfen hat, um sich dafür in eine fast lächerliche Turkomanie künstlich hineinzureden.

Verwandte Saiten sind beim deutschen Hurrapatrioten angeschlagen, wenn er in seinem Leibblatte von dem politischen Aufschwung des Jungtürkentums mit seinem liberalen Programme liest. Und wenn ihm deutsche Namen an der Spitze der militärischen Organisation des türkischen Reiches begegnen, wenn deutschem Kapital auf türkischem Boden eine gewinnbringende Anlage zu winken scheint, so locken ihn jene Realitäten, die dem für ein größeres Deutschland schwärmenden Jungdeutschen als die einzig erfolgreiche, ja einzig mögliche politische Betätigung des Deutschtums im Auslande gelten. Dennoch erhebt sich die Frage, die angesichts der immer mehr sich zuspitzenden Krisis im Orient eine sehr aktuelle Bedeutung besitzt: Sind wirklich die Türken unserer Sympathie in so hohem Maße wert, verdienen auf der anderen Seite die Hellenen wirklich so geringschätzig behandelt zu werden, wie es oft aus dem verletzenden Spotte der Tageszeitungen herausklingt?

Zu einer objektiven Beantwortung dieser Frage kann uns nur eine unvoreingenommene Würdigung der kulturpolitischen Rolle hinführen, die jenen beiden Nationen auf der Schwelle zwischen europäischer Zivilisation und asiatischer Barbarei zugefallen ist. Mit anerkennenswertem Freimute hat Martini hier die Sonde eingesetzt, nicht einseitig lobend, einseitig tadelnd, sondern in möglichster Unparteilichkeit die Vorzüge und die Schattenseiten des griechischen und des türkischen Volkes gegeneinander abwägend. Persönliche Kenntnis von Land und Leuten ermöglichte ihm einen freien Blick.

Zunächst die Griechen! Die echten Nachkommen der alten Hellenen! Eine durchgreifende Slawisierung Griechenlands im Mittelalter, wie ein Fallmerayer sie behauptete, hat ja nicht stattgefunden. Auch der albanesische Einschlag darf nicht überschätzt werden. Der Volkscharakter der Neuhellenen aber spiegelt in vielem die Tugenden und Untugenden der klassischen Vorfahren wieder.

Eine überaus begabte, intelligente Rasse, fleißig und betriebsam, alle von einer staunenswerten Lern- und Wißbegierde erfüllt. Tiefe und echte Frömmigkeit äußert sich am augenfälligsten in einem tadellos reinen Familienleben, in dem ‚Eheirrungen' zu den größten Seltenheiten gehören. Von einer Demimonde kaum etwas zu spüren. In der großen gemeinsamen Not der Türkenherrschaft ist auch ein starkes Nationalgefühl emporgewachsen, das mit berechtigtem Stolze auf die glorreiche Vergangenheit zurückschaut, obwohl die klassische Zeit des Hellenentums gerade das Gefühl einer nationalen Zusammengehörigkeit noch kaum gekannt hat. Der größte Fehler anderseits bei den heutigen Griechen ist ihre leichte Erregbarkeit, wie sie freilich dem südländischen Temperament überhaupt eigentümlich ist. Daher die Leidenschaftlichkeit der Parteikämpfe, die zweifellos eine gedeihliche Entwicklung des Landes öfters gehindert haben. Daher auch die schon den alten Athenern mit Recht vorgeworfene Wankelmütigkeit, die auch empfangene Wohltaten nur allzu schnell vergißt, um hinterher eine beklagenswerte Übereilung aufrichtig zu bereuen. Im ganzen aber kann das griechische Volk durchaus als gesund und frisch bezeichnet werden, wie es sich vor allem deutlich in dem Neubau seines staatlichen Organismus ausspricht.

Griechenland hat das Unglück gehabt, daß bei der Begründung des jungen Königtums keine Verfassung gefunden wurde, die seiner völkischen Eigenart völlig entsprochen hätte. Das Land, das eben erst aus der Barbarei der Türkenherrschaft erweckt war, erhielt eine Konstitution, die das gesamte Staatswesen von einem parlamentarischen Regime abhängig machte, ohne daß das Korrektiv einer starken Zentralgewalt den wirklichen Interessen des Landes hätte dienen können. Ein Senat, der unter König Otto noch zum Segen des Landes tätig war, ist später in einer unbegreiflichen Torheit abgeschafft worden. Infolgedessen ist viele Jahre hindurch von einer der Rotationsparteien — der Ausdruck ist durch die spanischen Zustände bei uns modern geworden — bei jedem Wechsel des Ministeriums der gesamte Beamtenapparat bis zu den niedersten Staatsdienern mit in den Strudel hineingezogen worden. Nicht geringer war die Mißwirtschaft auf dem Gebiete des Finanzwesens, zumal in der Verwaltung der öffentlichen Gelder, die bis in die Anfänge des neuen Königreichs zurückreicht. Griechenland war damals eine rauchende Brandstätte. Es hätte also nicht genügt, hier den Scheinstaat eines konstitutionellen Königtums zu errichten (ein folgenschwerer Irrtum des politischen Liberalismus, der in einer politischen Formel das Allheilmittel gegen jedweden Schaden zu besitzen glaubte!); vielmehr hätte es einer sofortigen und weitgehenden finanziellen Unterstützung bedurft, um den neugebildeten Staat wirklich lebenskräftig zu machen. Aber das geschah nicht. Ganz im Gegenteil, man zog die Grenzen des Staates so eng, daß in der territorialen Beschränkung eines Miniaturstaates die wirtschaftliche Entwicklung nach allen Seiten unterbunden war. Und bis auf den heutigen Tag noch ist Griechenland nicht einmal an das große Schienennetz des europäischen Eisenbahnverkehrs angeschlossen, da der Bau der noch fehlenden Anschlußstrecke Larisa—Saloniki, der vor einigen Jahren schon in Angriff genommen war, durch die begreifliche Rivalität der Türkei immer wieder hintertrieben worden ist.

Trotz der politischen Krisis aber, in die Griechenland gerade in den letzten Jahren durch politisierende Militärs hineingerissen worden ist, gehen die inneren Verhältnisse des Landes offensichtlich einer Gesundung entgegen. So z. B. sind seit dem Jahre 1897 durch den Unterrichtsminister Evtaxias zunächst die Volksschullehrer von dem Wechsel auf der ministeriellen Schaubühne unabhängig gemacht worden, durch Rhallis später auch die übrigen Kategorien der öffentlichen Lehrer, so daß nach dem heute geltenden Rechte diese nur wegen ihres Alters, moralischer Unwürdigkeit oder wissenschaftlicher Unfähigkeit aus dem Amte entfernt werden können. Freilich hat die allzu rigorose Anwendung dieser Bestimmungen gerade im letzten Jahre (1910) zu einem scharfen Zusammenstoß der Geister geführt bei der sogenannten ‚Reinigung' der Universität, die die Würde dieser ersten Bildungsanstalt des Landes in empfindlicher Weise verletzte, so daß selbst die Studentenschaft revoltierte. Die letzte Phase der griechischen Politik aber unter dem Kreter Venizelos scheint auch die so lange vermißte energische Führung der Staatsregierung, unabhängig vom Gefallen einer Rotationspartei, zur Tatsache zu machen.

Für eine Gesundung der Staatsfinanzen war es ein bemerkenswerter, wenn auch erst in einer späteren Zeit greifbarer Erfolg, daß im Jahre 1863 durch die Übernahme der Jonischen Inseln und wiederum im Jahre 1881 durch die Angliederung Thessaliens und eines Teiles von Epirus die wirtschaftliche Kraft des Landes eine wesentliche Stärkung erfuhr. Und wenn die jüngsten Zeitungsmeldungen nicht getrogen haben, so scheint endlich auch die volle wirtschaftliche Erschließung des reichen Thessaliens durch den Bahnbau von Larisa nach Saloniki von der Türkei zugestanden worden zu sein. Dagegen ist der von den Schutzmächten früher in Aussicht gestellte Anschluß Kretas, das de facto eine fast ganz griechische Insel geworden ist, infolge der neuesten politischen Entwicklung in der Türkei bislang noch nicht erreicht worden, obwohl durch die Stellung Kretas unter einen von den Schutzmächten zu ernennenden Oberkommissar die Insel tatsächlich bereits der türkischen Machtsphäre entrückt worden ist. Der endgültige Besitz Kretas aber ist für Griechenland, von allen nationalen Ansprüchen abgesehen, eine wirtschaftliche Existenzfrage, wie anderseits auch Kreta nur durch die Einverleibung in den griechischen Staatsverband zu wirklicher Blüte geführt werden kann.

Denn was hat nicht das von politischen Kämpfen zerrüttete kleine Griechenland in der kurzen Spanne von 80 Jahren kulturpolitisch tatsächlich geleistet? Der beste Maßstab für die Beurteilung kultureller Leistungsfähigkeit eines Staates ist sein Unterrichtswesen, das in Griechenland erst nach dem nationalen Befreiungskriege unter König Otto systematisch organisiert werden konnte. Und der Erfolg? Im Jahre 1832 gab es auf dem Territorium des heutigen Griechenlands etwa 96 Schulen, 1840 bereits 252, 1866 deren 1067, 1908 deren 3413! Gar nicht zu reden von den zahlreichen, wohlgeleiteten Bildungsanstalten, die im Herrschaftsbereiche des Halbmonds von den Griechen errichtet worden sind. Der Besuch der Volksschule ist nach griechischem Gesetze obligatorisch. An de[m] Elementarunterricht (gewöhnlich 4 Jahre, in größeren Städten 6 Jahre) schlie[ßt] sich die sogenannte ‚Hellenische Schule' (3 Jahre) und das Gymnasium (4 Jah[re])

dessen Absolvierung zum Besuche der Universität oder des Polytechnikums berechtigt. Im Mittelpunkte des Unterrichtsbetriebs in der ‚Hellenischen Schule' und im Gymnasium steht das griechische Altertum mit seinen Bildungsschätzen, die für das heutige Griechenland eine besondere nationale Bedeutung haben; daneben aber wird Französisch und Latein, Geschichte, Mathematik und Physik gelehrt. Das niedere Lehrpersonal, das seit 1905 in dem großen athenischen Zentralseminar geschult wird (daneben hier auch das schon ältere Lehrerinnenseminar des Arsakeion), ist seiner Aufgabe vollauf gewachsen. Auch die Gymnasien sind in vortrefflicher Weise organisiert und geleitet. Den besonderen Ruhm Griechenlands aber bildet die 1837 gestiftete und nach deutschem Muster eingerichtete Universität, deren fünf Fakultäten eine Reihe europäischer Berühmtheiten unter ihren Professoren zählen. Die Zahl der Studenten ist von 52 im Jahre 1837 auf mehr als 4000 gestiegen!

Auch das theologische Unterrichtswesen ist in Athen zentralisiert in dem 1844 von den Brüdern Rizares gegründeten sogenannten Rizareion, einem Mittelding zwischen Knaben- und Priesterseminar, in welchem in einem fünfjährigen Lehrkursus, dem Gymnasium parallel, die Kandidaten zum theologischen Studium hingeführt werden. Für ihre wissenschaftliche Ausbildung sorgt die theologische Fakultät der athenischen Universität. So verfügt Griechenland heute auch über einen gebildeten Klerus, der nach der Neubelebung des Predigtwesens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch einen bedeutsamen erzieherischen Einfluß auf das Volk gewonnen hat. Das Mönchstum hingegen, in der Türkenzeit hochverdient als der einzige Träger höherer Bildung in Griechenland, hat es noch nicht verstanden, sich den Anforderungen der neuen Zeit entsprechend neu zu organisieren: die zirka 1300 Insassen der 170 Männerklöster widmen sich nach alter Weise noch ganz dem beschaulichen Leben, ohne für die soziale Arbeit nach Art unserer katholischen Orden irgendein Verständnis oder Interesse zu besitzen. So urteilt auch Professor Don Daniel Quinn, der frühere Leiter des katholischen Priesterseminars in Athen, des Leonteion, in seinen sehr lesenswerten ‚Helladian vistas', die für die Beurteilung des modernen Griechenlands wertvolles Material bieten (Yellow Springs, Ohio, 1908, S. 190): ‚Das Mönchstum in Griechenland ist zu einer nutzlosen Einrichtung geworden, und ohne eine Erneuerung durch eine Reform von Grund aus wird es bald auch den geringen Einfluß verlieren, den es heute noch bewahrt.'

Dafür hat sich der Staat der Armen- und Krankenpflege in hervorragendem Maße angenommen, unterstützt durch namhafte Stiftungen hochherziger Bürger. Vor allem in der Hauptstadt des Landes sind die Wohltätigkeitsanstalten in großem Stil angelegt und zum größten Teile geradezu musterhaft eingerichtet: die Krankenhäuser, die beiden Waisenhäuser, das Armenhaus. Aber auch die Provinz ist nicht vernachlässigt, wenn auch nach dem Maße der verfügbaren Mittel natürlich nur in bescheidenerer Weise bedacht. Das akademisch gebildete Sanitätspersonal war schon im Jahre 1886 für das gesamte Königreich mehr als genügend. Auch die Sicherheit im Lande ist heute, dank einer ausgezeichneten Gendarmerie, durchaus eines zivilisierten Landes würdig: seit 40 Jahren



El Greco/Taufe Christi.



ist das Räuberunwesen der Klephthen, das unter der Türkenherrschaft großgezogen war, im Königreiche völlig ausgerottet.

Und nun die Türken! Allbekannt sind die ausgezeichneten militärischen Eigenschaften, Bravour und Todesverachtung, die vor 13 Jahren zuletzt das moderne Griechenland unliebsam verkostet hat. Auch die Ehrlichkeit im privaten Verkehr und eine gewisse Gutmütigkeit, solange nicht der religiöse Fanatismus erregt ist, dürfen gerühmt werden. Aber zur friedlichen Kulturarbeit fehlen dem Türken alle Qualitäten. Trägheit und fatalistische Indolenz im Verein mit hochmütiger Verachtung des Giaur und seiner Errungenschaften machen ihn unfähig, zivilisatorisch zu wirken. In der Tat bedient sich der Ackerbau heute noch vielfach des primitiven Pfluges wie vor 2000 Jahren, ja verschmäht sogar, zum Teil aus religiösen Gründen, die Düngung des Landes. Die Industrie, soweit überhaupt die heillose Steuerwirtschaft ihr eine bescheidene Entwicklung gestattet, liegt zumeist in den Händen kapitalkräftiger Ausländer. Die öffentlichen Straßen befinden sich zum großen Teile in einem desolaten Zustande der Verwahrlosung: ich selbst habe in Kleinasien auf wichtigen Verkehrsstraßen mehr als einmal Hals und Beine riskiert!

Geisteskultur und soziale Fürsorge steht auf einer denkbar niedrigsten Stufe. Ein geordneter Volksunterricht fehlt gänzlich. Nicht weniger fehlt es im höheren Unterricht. Selbst die Ausbildung der Geistlichkeit, für die in den Medresen (Seminarien) noch am besten gesorgt ist, kann nach europäischen Begriffen nur als gänzlich minderwertig bezeichnet werden. Auch nach dem jüngsten Lehrplane der geistlichen Lehranstalten in Stambul von 1910 — also schon unter dem Regiment der Jungtürken! — gipfelt der Unterricht hier in einer fanatisch beschränkten Systematisierung der Christenhetze. Die öffentliche Krankenpflege, Armenversorgung, Waisenschutz liegen vollständig darnieder. Von den Renommieranstalten Abdul Hamids in Konstantinopel kann nur der flüchtige Durchreisende sich täuschen lassen. Ich meinerseits denke mit Schaudern an einen Besuch in einem kleinasiatischen Provinzialirrenhause zu Magnesia (am Sipylos), wo die Irren, in Lumpen gehüllt, hinter einem großen Gitter wie in einem Tierkäfig oder Stalle eingesperrt waren! Dabei ist Magnesia Provinzialhauptstadt mit 50—60 000 Einwohnern und mehr als 20 Moscheen!

Die Regierungsmaxime der türkischen Provinzialverwaltung ist eben die denkbar einfachste: die Bevölkerung selbst bis aufs Blut auszusaugen, um selbst nach Möglichkeit faulenzen zu können. Die furchtbarste Geißel des Landes ist der Steuerpächter, der die Eintreibung des Zehnten zu den schamlosesten Erpressungen ausnutzt. Wie es aber mit der öffentlichen Sicherheit unter einer fanatisierten türkischen Bevölkerung bestellt ist, davon berichten die Zeitungen fast in jedem Jahre die erschreckendsten Dinge. Unordnung und Unsicherheit lasten auf dem ganzen ottomanischen Reiche.

Auch unter dem neuen Regime ist es hierin noch um keinen Deut besser geworden. Denn trotz der im Jahre 1908 in der ganzen Türkei feierlich proklamierten ‚Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit' sind auch heute noch die Nichtmohammedaner als Staatsbürger zweiter Klasse angesehen, die vor Gericht in Klagsachen wider Mohammedaner so gut wie rechtlos dastehen: eine

notwendige Folge der religiösen Intoleranz des Mohammedaners, die als eine undurchdringliche Scheidewand zwischen ‚Rechtgläubigen‘ und ‚Ungläubigen‘ errichtet ist. Der liberale Einschlag des jungtürkischen Programms kann darum auch gar nichts anderes sein als ein billiges Ornament, um die Sympathien des zivilisierten Europas zu gewinnen, da die proklamierte Gleichsetzung der Rassen und Religionen bei ihrer tatsächlichen Durchführung zweifellos den gefährlichsten Religionskrieg im Lande entfesseln würde. Auch das Jungtürkentum sucht vor allem andern nur Herrschaft und Macht, wie allein schon die gewaltigen Anstrengungen zur Verstärkung der militärischen Organisation und ihrer Schlagfertigkeit beweisen, neben denen selbst die allerdringendsten Kulturaufgaben, wie die Neugestaltung des Volks- und Mittelschulwesens, keinem Interesse begegnen. —

Ich habe in vorstehendem den Inhalt der Martinischen Broschüre, zum Teil mit ihren eigenen Worten, in den Hauptpunkten skizziert, sie aber nach eigener Anschauung und aus einigen vom Verfasser nicht benutzten Quellen (vgl. besonders Quinn) nach mehreren Richtungen hin zu ergänzen versucht. Meine eigenen Beobachtungen — und ich bin im Orient wohl noch weiter herumgekommen als der Verfasser — decken sich in allen wesentlichen Stücken mit den von ihm vorgetragenen Anschauungen, die aus sorgfältigem Studium der geschilderten Verhältnisse geschöpft sind. So kann ich mir auch seine Schlußfolgerung zu eigen machen: ‚Eine Erstarkung des türkischen Reiches kann dem Okzident nur Nachteile und Gefahren bringen. Was das Interesse Europas erheischt, ist ein starkes Königreich Griechenland, das, wie einst das vielverkannte Rhomäerreich, einen festen, unzerreißbaren Schutzwall bildet gegen die von Osten anbrandende Barbarei. Nur von diesem Gesichtspunkt aus ist die orientalische Frage, die wie ein Alp Europa bedrückt, in gerechter und ersprießlicher Weise zu lösen.‘

In der Tat, wenn irgendwo in der Weltpolitik der Begriff eines ‚Pufferstaates‘ aktuelle Bedeutung hat, so muß diese Aufgabe im höchsten Sinne dem heutigen Griechenland zugewiesen werden, das gegenüber der asiatischen Unkultur auf dem letzten, am weitesten vorgeschobenen Posten steht. Das moderne Griechentum ist der eigentliche Kulturträger des Orients, seine Universität das weithin leuchtende Symbol europäischer Geistesfreiheit und christlicher Zivilisation gegenüber intolerantem Despotismus und heidnischer Barbarei. Einst hat der Türke die fruchtbaren, hochzivilisierten Gefilde Kleinasiens, den klassischen Kulturboden von Hellas selbst in eine Wüste verwandelt. Und auch heute noch gilt das Wort: ‚Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr.‘ Das moderne Hellenentum hingegen hat in zähem Ringen Fuß um Fuß seines Heimatlandes sich zivilisatorisch wieder erobert, hat aus Trümmern einen modernen, christlichen Kulturstaat wieder aufgebaut. Wem also sollen unsere Sympathien gelten, wenn anders idealistische Erwägungen über die höchsten Güter der Menschheit in den internationalen Verhältnissen noch irgendwelche Geltung haben?

# Über das Sehen der Wirbeltiere, speziell der Haustiere* / Von Armin Tschermak Edlen von Seysenegg

Seit den ältesten Zeiten haben sowohl unter den Kulturvölkern als auch schon unter den Naturmenschen die Äußerungen des Sinnes- und des Gemütslebens der höheren Tiere, besonders der Haustiere, Interesse und Teilnahme erweckt, sowie den Versuch hervorgerufen, sie zu deuten und zu verstehen. Dabei war es ganz naturgemäß, daß der Mensch den Tieren im allgemeinen, und gar den Säugern, die er zu seinen Haus- und Wirtschaftsgenossen gemacht, einfach ein menschliches Sinnesleben zuschrieb. Trägt er doch überhaupt das seiner Erfahrung zuerst und unmittelbar Gegebene, seine eigenen Sinnesempfindungen, ihre Gattungen und Arten, förmlich sein eigenes Ich in die Außenwelt hinaus, die seinem Erkennen nur indirekt zugänglich ist. Der Mensch sieht alles sozusagen durch die Brille seiner Sinne; er vermag zunächst Außenvorgänge, beispielsweise das Licht, nur insoferne festzustellen, als sie in ihm besondere, eigentlich unvergleichbare Reaktionen, beispielsweise Gesichtseindrücke, auslösen. Niemals aber können wir ein Außending oder irgendeinen physikalischen Prozeß als solchen wahrnehmen. Wir verwenden Beschreibungsbilder, die, je nach Erfahrung und Mode, wechseln, und deren Grundstriche selbst vielfach wieder aus dem Sinnesleben entnommen sind. So finden wir in dem sogenannt objektiven Raumbild der Euklidschen Geometrie die drei rechtwinkeligen Dimensionen des subjektiven Raumsinnes wieder, wobei allerdings das Grundprinzip des Zählens und Messens, das heißt die objektive Wiederholung irgendeiner Einheit, ohne Rücksicht darauf, ob sie immer wieder denselben subjektiven Größeneindruck hervorruft, über die Grenzen des subjektiv Sinnlichen hinausführt.

Bezüglich der Sinne der Tiere schränkt allerdings schon die tägliche Erfahrung, noch mehr die exakte, vorurteilsfreie Untersuchung die Gleichstellung mit dem Menschen erheblich ein. Dennoch muß meines Erachtens eine systematische Untersuchung über die Sinne der Tiere, zumal der höheren Wirbeltiere, soll sie sich nicht auf die primitive Feststellung des Reagierens auf bestimmte äußere Reize beschränken, ihren Ausgangspunkt nehmen von der Sinnesphysiologie des Menschen, welche selbst wieder auf der unmittelbaren Selbsterfahrung und der Analyse unserer Empfindungen beruht.

Wir wollen also zunächst die Elemente des Sehens unserer Haustiere, ihre Gesichtsempfindungen oder die Qualitäten ihres Gesichtssinnes — ich meine die Weiß-Schwarz-Qualität, die vier farbigen Qualitäten, die Raumqualität mit ihren sechs Komponenten, die subjektive Größen- und Bewegungsqualität — ganz analog voraussetzen wie beim Menschen. Dann gilt es aber alsbald, diese Annahme auf ihre Wahrscheinlichkeit oder Richtigkeit zu prüfen. Dazu ist es notwendig, ganz besondere Methoden zu ersinnen, da uns im All-

* Akademische Rede bei der ersten feierlichen Rektorsinauguration an der k. und k. Tierärztlichen Hochschule in Wien.

gemeinen nur das äußerliche Verhalten der Tiere, ihre Ausdrucksbewegungen und Handlungen, kurz, ihre Reaktionen indirekte Schlüsse auf ihre Sinneseindrücke und deren Qualitäten gestatten.

Direkt und objektiv feststellbar ist allerdings der Vorgang der Bildererzeugung, sowie der Anpassung oder Akkommodation des bildererzeugenden Apparates. Doch haben die bezüglichen Einrichtungen nur die Bedeutung, die von außen eindringenden Lichtreize in zweckmäßiger Weise, d. h. in einer gewissen Abstufung der Gesamtstärke möglichst punktförmig und in einer der Anordnung der äußeren Lichtquellen möglichst ähnlichen Gruppierung an die einzelnen Nervenelemente des Aufnahmeapparates zu verteilen. Die Bildererzeugung im Auge bedeutet Reizverteilung; sie sagt zunächst nichts aus über den Reizeffekt, über das Sehen selbst.

Gleichwohl dürfen wir den biologischen Wert der Erkenntnisse über die Bilderzeugung im Tierauge keineswegs unterschätzen. Besonders gilt dies von Untersuchungen über den zweiäugigen Gesichtsraum. So konnte ich auf Grund einer Beobachtung der umgekehrten Bildchen, welche von einer Flamme in beiden Augen auf der Netzhaut entworfen werden und in günstigen Fällen durch die Augenhäute hindurchscheinen, das Bestehen eines gewissen, beiden Augen gemeinsamen Gesichtsfeldes nicht bloß bei Säugern, sondern auch bei Vögeln, Amphibien und Fischen nachweisen, obzwar deren Augen vielfach nahezu seitlich liegen, die Augenachsen also stark divergieren. Diese objektive Feststellung wurde ergänzt durch den Nachweis, daß beispielsweise Hühner, bei denen der Scheitel des Gesichtsraumwinkels für beide Augen etwa 2½ Zentimeter von der Schnabelspitze abliegt, vor dem Aufpicken eines Kornes jedesmal den Kopf um 3—4 Zentimeter zurückziehen, also so weit, daß eine deutliche Abbildung in beiden Augen stattfindet. Aus diesem Verhalten ist zu erschließen, daß der zweiäugige Eindruck zur sogen. Tiefenwahrnehmung verwertet wird, und zwar unabhängig davon, ob, wie bei den Säugern, speziell bei den höheren, die Kreuzung der Sehnerven eine unvollständige oder, wie bei den Fischen, Amphibien und Vögeln, eine totale ist. Der Mangel von Wahrnehmungsmöglichkeit für solche Objekte, welche in nächster Nähe vor der Mundöffnung gelegen sind, bringt andererseits keine Störung mit sich. Auf Grund des einmal gewonnenen Richtungs- und Entfernungseindruckes wird das Ziel, beispielsweise ein Futterkorn, wenn auch sozusagen blindlings, so doch mit hoher Präzision erreicht. Zur Veranschaulichung dieses Verhaltens denke man an die Sicherheit und Genauigkeit, mit welcher wir selbst beim Gehen oder Klettern die Füße auf bestimmte, vorher ins Auge gefaßte Stellen aufsetzen, wenn wir den Moment des Aufsetzens selbst nicht mehr sehen oder wenigstens nicht beachten.

Des weiteren ist es teils bereits erwiesen, teils mit Sicherheit zu erwarten, daß die Bildererzeugung im Auge unserer Haustiere ebenso mit bestimmten Fehlern und Mängeln behaftet ist, wie sie es im menschlichen Auge ist durch die verschiedenen Störungen, welche die Krümmungsweise, die Spiegelung und die mangelhafte Zentrierung der brechenden Flächen, ferner die Ungleichmäßigkeit der Brechkraft der Medien selbst für eine und dieselbe Lichtart, noch mehr für verschiedene Lichtarten, endlich das Hervortreten der Lichtbeugung am Pupillar-

rande mit sich bringt. Nicht minder wahrscheinlich ist es aber, daß das Tierauge auch über das physiologische Mittel zur Abhilfe verfügt, welches die Natur dem Menschen beschert hat in Form des simultanen Kontrastes. Jedes erregte Netzhautelement versetzt nämlich seine Nachbaren in den entgegengesetzten Zustand. So ruft durch Lichteinfall direkt erzeugtes Weiß indirekt Schwarz hervor. Das Kontrastschwarz arbeitet nun der Wirkung des verstreuten Lichtes entgegen, es umrandet die an sich unscharfen Lichteindrücke und schafft Punkte, Linien, Konturen, indem es die Folgen der verschiedenen Abbildungsfehler bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit verdeckt. So erhalten wir und wohl auch die Tiere scharfe Anschauungsbilder trotz unscharfer Netzhautbilder.

Der Ausbildungsgrad der Kontrastfunktion stellt überdies den wichtigsten unter den physiologischen Faktoren dar, welche neben gewissen physikalischen und anatomischen Momenten für die Sehschärfe entscheidend sind. Würde man bloß die beiden letzteren Momente, speziell die Größe des Netzhautbildes und die nur in geringem Umfange variierende Breite und die Dichte der Mosaikelemente berücksichtigen, so ergäbe sich eine nicht sehr wahrscheinliche Stufenleiter. Dann ständen Rind und Pferd weitaus am höchsten, der Mensch ihnen nahe; es folgten Schaf und Schwein, denen die Raubvögel etwa gleichkämen. Dann würden sich anreihen Katze, Kaninchen, Affe, Hund, Huhn und kleinere Vögel, Ratte, Igel, Forelle, während Schildkröte und Fledermaus sehr tief ständen. Doch sind wohl weder für das Scharfsehen ruhender Objekte, noch gar für den optischen Größensinn oder subjektiven Maßstab physikalisch-anatomische Einrichtungen allein entscheidend. Eine wirklich zuverlässige direkte Bestimmung der Sehleistung kann durch die Methode der vorbereitenden Dressur gelingen, beispielsweise wenn man einen Affen so abrichtet, daß er nur auf Vorzeigen eines Kreises als Futtersignal zum Fressen kommt, und dann die Unterschiedsempfindlichkeit ermittelt, d. h. bestimmt, bis zu welchem Grade die Zeichen verschieden sein müssen, um wirksam oder unwirksam zu sein. Auch ein Waschbär ließ sich auf eine bestimmte Form und Größe der Futtergefäße dressieren.

Allerdings müssen wir gerade beim Tier die Sehschärfe bezw. den optischen Lagesinn für ruhende und die Sehschärfe bezw. Eindrucksfähigkeit für bewegte Objekte, also für wandernde Eindrücke, klar unterscheiden. Erscheinen doch viele Tieraugen schon durch gewisse physikalische Einrichtungen, dann wohl auch durch eine besondere Leistung der äußeren Netzhautpartien geradezu vorbereitet für die so lebenswichtige Wahrnehmung von Bewegungen. Das Verhalten der spähenden Gemse, aber auch der ihr verwandten Ziege auf Bewegungseindrücke weist auf eine hohe Leistungsfähigkeit der letzteren hin. Das genau zielende Anfliegen der Tauchenten am Königssee läßt zudem eine hohe Präzision in der Richtungslokalisation erkennen.

Ich muß es mir versagen, näher auf die physikalischen Einrichtungen der Tieraugen einzugehen. Wir wollen uns vielmehr auf das Sehen im engeren Sinne beschränken.

Bezüglich des Weiß-Schwarzsinnes sprechen alle Untersuchungen für volle qualitative und zum Teil auch quantitative Gleichstellung der Haustiere mit dem Menschen. In der Steigerung der Weißerregbarkeit durch sog. Dunkeladap-

tation bei sehr schwacher Beleuchtung und damit an Orientierungsvermögen bei sogenannter Dunkelheit übertreffen allerdings gewiß manche Haustiere, beispielsweise die Katzen, den Menschen bei weitem. Aber auch gewisse, als typische Tagtiere betrachtete Arten entbehren der adaptativen Empfindlichkeitssteigerung nicht: so existiert die angebliche Nachtblindheit der Hühner einfach nicht. Hungrige Hühner — aber auch albinotische Lachtauben — picken vielmehr nach erreichter Adaptation auch bei sehr verminderter Beleuchtung nach vorgelegten Körnern und hören beiläufig bei demselben Lichtstärkeminimum zu picken auf, bei welchem das mitbeobachtende menschliche Auge selbst versagt. In anderen Versuchen ergab sich, daß die Sichtbarkeitsgrenze der einzelnen Lichtarten des Spektrums am roten Ende für Huhn und Mensch zusammenfällt, am blauen Ende hingegen für das Huhn hochgradig verkürzt ist — eine Folge der Einlagerung roter und orangefarbener Ölkugeln in der Zapfenschicht. Auch die als Purkinjesches Phänomen bezeichnete Erscheinung, daß wir nämlich im dunkeladaptierten Zustande langwellige, d. h. rote und gelbe Lichter von mäßiger Stärke relativ dunkel, rot geradezu wie schwarz sehen, grüne und blaue Lichter relativ hellgrau empfinden, erweist sich als gleichartig gültig für das Vogelauge, wenigstens gewisser Arten. So picken dunkeladaptierte Hühner, solange die Beleuchtung noch schwach ist, nach Körnern — und zwar sind am besten schwarz aufgemalte zu verwenden — zwar auf grünem oder blauem Grunde, nicht aber auf gelbem oder gar auf rotem. Im Hellzustande wird hingegen in allen vier Feldern annähernd mit derselben Häufigkeit gepickt. An japanischen Mäusen wurden ferner Versuche bezüglich der Unterschiedsempfindlichkeit für Lichtstärken bezw. bezüglich der Feinheit der Abstufung des Helligkeitssinnes gemacht. Die Tiere waren auf Hineingehen in das weiße Abteil eines Doppelkastens dressiert und unterschieden daraufhin auch zwischen einem hellgrau und einem minder hellgrau tapezierten Abteil bis zu einer erheblichen Feinheit.

Besonderes Interesse hat seit langem die Frage erweckt, ob die Wirbeltiere, speziell die höheren, Lichter von verschiedener Wellenlänge zu unterscheiden bezw. gleich dem Menschen Farben zu sehen vermögen. Dabei gilt es zunächst, sich frei zu machen von mancherlei in der Laienwelt verbreiteten Vorurteilen: so über die Bedeutung der eigentlichen Farbe des Köders beim Fischfang oder über die reizende Wirkung des roten Lichtes für den Truthahn. Bei der experimentellen Beantwortung ist streng zu unterscheiden zwischen Reaktionen, welche zunächst bloß auf eine Abstufung oder Gleichheit des Helligkeitswertes zu beziehen sind, und solchen, welche direkt auf eine Sonderung der Eindrücke nach farbigen Qualitäten hinweisen. Keine sichere Entscheidung zwischen den beiden Reaktionsgruppen gestattet die Methode eines bloßen Wählenlassens, sei es auf Grund natürlicher Neigung oder erworbener Bevorzugung zwischen verschiedenfarbig belichteten Kammerhälften. Dasselbe gilt von den an sich gewiß interessanten Dressurversuchen an japanischen Mäusen, welche bei Betreten des roten Raumes einen elektrischen Schlag erhielten, nicht so bei Betreten des grünen. Auch die Methode der Wahl unter verschiedenfarbigen Gläsern, unter denen beispielsweise das rote allein Futter enthielt, an Affen, Tauben und Sperlingen ausgeführt, gestattet nur einen beschränkten Wahr-

scheinlichkeitsschluß. Weit exakter ist die Prüfung auf spontane Verteilung der Versuchstiere, speziell Fische, in einem von einem Spektrum bestrahlten Troge. So gelang es, an gewissen deutlich lichtempfindlichen Fischarten nachzuweisen, daß ihre Reaktion (Zuschwimmen) auf sogenannt grüne Strahlungen am stärksten, auf sogenannte rote sehr gering ist. Aus den sehr exakten Versuchen dieser Art ist zu schließen, daß das Fischauge das Spektrum nahezu oder ganz mit jener Helligkeitsverteilung sieht, welche für den typischen total farbenblinden Menschen gilt. Es liegt also kein Grund vor, den betreffenden Fischarten Farbensinn zuzuschreiben.

Wohl mit Sicherheit ist hingegen ein wahres Farbenunterscheidungsvermögen für den Hund erwiesen. Es gelang nämlich, einen Pudel auf das Apportieren von Kugeln oder Stäben von bestimmter, mit Namen benannter Farbe zu dressieren. Das Tier lernte auf das Kommando ‚Such rot' oder blau oder grün aus einer großen Zahl von farbigen Proben von verschiedener Helligkeit bezw. Sättigung und Nuance die feuer- oder scharlachroten, dann die erdbeer-, karmesin- oder selbst dunkelroten, endlich zögernd noch leuchtendes orange zusammensuchen. Ein anderer Hund bewies, daß er — wenn auch nicht ganz ohne Fehler und nicht ohne viel Übung — es lernte, Farbe, speziell grün, zu unterscheiden von einer ganzen Serie von Graustufen. Er ließ sich nämlich dahin bringen, nur in einem farbig bezeichneten Kasten nach Brot zu suchen, nicht in dem grau bezeichneten Parallelkasten; allerdings erwies sich an anderen Versuchen die Form des auf den Kasten geklebten Zeichens als von größerem Eindruck auf seine Orientierung wie die Farbe. — Ebenso hat das Studium der bedingten Reflexe, beispielsweise die Dressur auf Fressen nur bei bestimmten Farbreizen, ein Farbenunterscheidungsvermögen für den Hund erwiesen. Auf Rot als sogenannte Freßfarbe dressierte Hunde griffen bei blauem Glaslicht sehr selten fälschlich zu, bei grünem öfter, noch häufiger bei gelbem bezw. bei orangefarbenem; auf blau dressierte Tiere begingen fast nie Verwechslungen mit rot, häufiger solche mit grün.

Einen Schluß auf die Verteilung, welche die subjektive Helligkeit in einem Spektrum für eine bestimmte Tierart, für ein bestimmtes Individuum und für einen bestimmten Zustand seines Sehorgans aufweist, gestattet ferner die Bestimmung der abgestuften Wirkung der einzelnen Lichter auf die Weite der Pupille sowie auf das elektromotorische Verhalten des Augapfels bezw. der Netzhaut.

Dem Gesagten zufolge ist das Problem des Farbensinnes der Wirbeltiere zwar als noch keineswegs gelöst zu betrachten, wohl aber ist den Säugern mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit ein Farbensinn zuzuschreiben, welcher dem des Menschen gleichgeartet ist, wenn auch seine Auswertung zur Orientierung eine relativ bescheidene Rolle zu spielen scheint. Eine nicht unerhebliche Wahrscheinlichkeit gleicher Art besteht für die Tagvögel, in geringerem Maße für die bisher untersuchten Reptilien und Amphibien. Hingegen ist bezüglich der bisher genau untersuchten Fischarten kein zuverlässiger Beweisgrund gefunden, ihnen Farbensinn zuzuschreiben.

Noch beschränkter als unser Wissen über den Farbensinn der Tiere ist

unsere exakte Kenntnis von deren elementarem optischen Raumsinn, obzwar gerade hierin eine weitgehende Analogie mit dem Menschen von vornherein sehr nahegelegt erscheint. So ist es gewiß, daß hier wie dort ein Aufrechtsehen trotz des umgekehrten Netzhautbildes besteht, und zwar dadurch, daß die sogenannten Lokalzeichen, d. h. die physiologischen Grundlagen für den Höhen- und Breiteneindruck von Geburt auf gegensinnig an die einzelnen Netzhautelemente verteilt sind.

Das Bestehen von Einfachsehen und von Tiefenwahrnehmung mit beiden Augen war nach dem oberflächlichen Urteil über die Augenstellung und nach indirekten Schlüssen, die man aus dem anatomischen Verhalten der Sehnerven gezogen hatte, für die Wirbeltiere, speziell für die Nichtsäuger, in Frage gestellt, ja geradezu verneint worden.

Doch hat sich, wie bereits früher erwähnt, das Vorhandensein eines gewissen, wenn auch beschränkten zweiäugigen Gesichtsraumes bei allen bisher genau untersuchten Wirbeltieren objektiv nachweisen lassen. Die Auswertung dieser Einrichtung zu zweiäugigem Einfachsehen und zu zweiäugiger Tiefenwahrnehmung ist an sich bereits sehr wahrscheinlich. Allerdings kommt bei den niederen Wirbeltieren nur je der äußerste Netzhautteil dafür in Betracht. Die Ausdehnung dieses Bezirkes, welcher sich durch einen besonderen Bau auszeichnen dürfte, nimmt aber in der Wirbeltierreihe sichtlich, wenn auch nicht stetig zu, erreicht speziell bei den Raubvögeln und den Raubsäugern einen erheblichen Betrag. Bei den menschenähnlichen Affen endlich fällt die Mitte dieses Bezirkes schon nahezu mit dem Fußpunkt der Augenachse zusammen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß zwischen den Netzhautelementen der betreffenden Bezirke beiderseits eine ebensolche paarweise Verknüpfung besteht, wie sie beim Menschen als sogenannte Korrespondenz bezeichnet wird, und daß diese hier wie dort Einfachsehen mit beiden Augen vermittelt. Davon kann jedenfalls keine Rede sein, daß etwa einem Huhn mit seinen stark seitlich gelegenen Augen bald ein wirklich vor dem Schnabel befindliches Objekt, bald ein in einer der beiden Gesichtslinien gelegenes Korn am gleichen Orte, beispielsweise gerade vorne, erschiene. Schematisch kann man wohl sagen, daß sowohl die beiden zweiäugigen Bezirke vereint als auch der einäugige Anteil jeder Netzhaut, speziell auch deren Zentralteile, die Außendinge angenähert an ihrem wirklichen Orte sehen dürften. Nur dürften im Gesamtfelde gleichzeitig, wenn auch eventuell unter Wechsel des Eindruckswertes bezw. der Aufmerksamkeit drei verschiedene Stellen — nämlich die Eindrücke der Mitte des zweiäugigen und der Mitten der beiden einäugigen Bezirke — besonders deutlich erscheinen. Die weite Ausdehnung des Gesichtsfeldes, welches in bestimmten Fällen selbst nach rückwärts teilweise geschlossen sein mag, verleiht gewiß dem optischen Raumsinne vieler Tiere einen besonderen Charakter.

Die wohl den gesamten Wirbeltieren zukommende funktionelle Beziehung beider Netzhäute erstreckt sich, wenigstens in vielen Fällen bestimmt, auch auf die Vermittlung von Tiefen- und Reliefeindrücken, indem wie beim Menschen eine gleichzeitige Reizung korrespondierender Netzhautelemente den verschmolzenen Eindruck in einer bestimmten Fläche vor dem Tiere, der sogenannten Kernfläche, erscheinen läßt, hingegen Reizung von nichtkorrespondenten, der Quere nach

verschiedenen zwangmäßig den Eindruck ‚näher‘ oder ‚ferner‘ erweckt. Die Grundlage für den Tiefeneindruck wird gewiß auch bei den Tieren nicht etwa erst durch Augenbewegungen geschaffen, ebensowenig wie die Tiere mit so gut wie fixer Augenstellung deshalb der Tiefenwahrnehmung entbehren müssen.

Der Besitz von Tiefenlokalisation verrät sich bei Hühnern und Tauben bereits dadurch, daß, wie schon erwähnt, die Pickhöhe und der Abstand für binokulare Abbildung übereinstimmen; anscheinend stufen diese Tiere auch den Muskelimpuls von vornherein nach dem Entfernungseindruck ab. — Geradezu als Virtuosen in der Tiefenlokalisation und im Erhaschen von Brotstücken, die nach Emporwerfen herunterfallen, erwiesen sich mir die Möven des Genfersees. Ähnliches gilt von der Fischbrut, welche nach der Fallstrecke eines ins Wasser geworfenen Zuckerstückchens hascht. Nicht minder hervorragendes an Tiefenwahrnehmung scheinen die Gemsen zu leisten, wie man nach ihrer Sicherheit bei raschem Laufe und beim Springen auf stark unebenem Terrain schließen kann. Günstig wirkt dabei hier wie auch bei den größeren Säugern der verhältnismäßig große Abstand beider Augen. Ähnliches vermute ich für das Eichhörnchen. Selbst die Schildkröte zeigt beim Herabspringen von einem verstellbaren Tischchen auf den Boden einen wachsenden Zeitraum des Zögerns, je höher man die Platte rückt. Die Forelle legt sich gleich anderen Fischen in einem gewissen Abstand von dem Köder auf die Lauer und schießt eventuell dann gerade auf ihn los, anscheinend den Impuls nach dem Entfernungseindruck abstufend; jedenfalls sieht sie ein gerade vorne in der Mittellinie des Körpers befindliches Objekt relativ deutlich. Alle diese Tiere dürften ebenso, wie dies wiederholt an Pferden festgestellt wurde, nach plötzlichem Verlust oder Verdecken des einen Auges deutliche Störungen, beispielsweise in der Beurteilung der Weite eines zu nehmenden Hindernisses, aufweisen. Bei langsamer Erblindung und nach längerer Zeit kann durch Auswertung von Anhaltspunkten für eine einäugige Tiefenauslegung eine gewisse Kompensation eintreten.

Für den Besitz einer angeborenen Grundlage für das optische Orientierungsvermögen wird ferner seit alters das Verhalten neugeborener Hühnchen angeführt, welche bereits korrekt picken, selbst kratzen, um Futter zu suchen, ebenso neugeborener Enten, welche bereits zu schwimmen vermögen.

Obzwar wir keine Ahnung haben, wie weit etwa bei Tieren das beim Menschen nach Individualität und Übung stark variierende Verschmelzungsvermögen für nicht korrespondente, der Quere nach verschiedene Eindrücke gehen mag, darf man es doch als wahrscheinlich bezeichnen, daß auch bei den Wirbeltieren die Tiefenlokalisation auf Grund von Doppelbildern eine große Rolle spielt. Besonders wichtig dürfte diese Einrichtung sein bei plötzlichem Sichtbarwerden von Hindernissen in nächster Nähe und bei solchen Tierarten, deren Augenstellung eine so gut wie konstante ist.

Besonderer Erörterung bedarf die Frage, ob zwischen Besitz und Ausbildungsgrad von zweiäugigem und stereoskopischem Sehen einerseits und der Struktur der Sehnervenkreuzung andererseits ein einfacher, direkter Zusammenhang bestehe. Bekanntlich besagt ein seit langem aufgestellter Satz, daß nur

jenen Wirbelwesen ein gemeinschaftliches Gesichtsfeld und damit zweiäugiges und zwar plastisches Sehen zukomme, deren Sehnerven eine bloß teilweise, keine vollständige Kreuzung erfahren: das wären bloß der Mensch und die höheren Säuger, mit Einschluß des Pferdes, nicht aber die niederen Säuger, beispielsweise Kaninchen, Maus und Ratte mit nur einzelnen ungekreuzten Fasern, nicht die Mehrzahl der Vögel, z. B. Taube, Huhn, selbst Eule, nicht die Reptilien, Amphibien und Fische. Die angeführte These scheint durch keinerlei physiologische Beobachtung gestützt. Die Verneinung eines zweiäugigen Gesichtsraumes für die niederen Säuger und die übrigen tieferstehenden Wirbeltiergruppen ist zudem — wie schon früher erwähnt — heute bereits direkt widerlegt, und damit scheint der obige Satz im wesentlichen umgestürzt.

Danach liegt aber auch kein Grund vor, noch eine Rückzugsposition zu halten, nämlich die Annahme zu vertreten, daß bei den Wirbeltieren mit totaler Sehnervenkreuzung zwar ein zweiäugiges Sehen bestehe, dieses aber kein plastisches sei, indem ein solches nur Fleischfressern zukomme. Viel wahrscheinlicher ist es doch, daß allen Wirbeltieren nicht bloß ein zweiäugiges, sondern zugleich ein stereoskopisches Sehen zukommt, wenn es auch von sehr verschiedener Ausdehnung und Feinheit sein dürfte. Die Entscheidung kann auch hier nur die Tierbeobachtung und das physiologische Experiment bringen, nicht aber irgendwelcher indirekter Schluß aus an sich gewiß interessanten anatomischen Befunden!

Was endlich die Stellung und die Beweglichkeit der Augen der Wirbeltiere anbelangt, so vermag schon der Laie zwei Klassen zu unterscheiden, die eine mit nach vorne liegenden Augen und mäßigem Auseinanderstreben der Augenachsen — es sind dies die Affen, die Raubsäuger und die Raubvögel —, die andere Gruppe mit seitlicher Lage der Augen und erheblichem Auseinanderstreben. Von den letzteren Tieren zeigen die Fische, Amphibien und viele Reptilien eine so gut wie völlige Starrheit der Augenstellung. Ein Fisch läßt nur kurz, ehe er eine plötzliche Wendung im Schwimmen ausführt, für einen Moment seine beiden Augen nach der beabsichtigten Bewegungsrichtung hin zucken. Aber auch die Vögel lassen höchstens ganz kleine spontane Änderungen ihrer Augenstellung erkennen. Selbst das Kaninchen ist noch außerordentlich arm an optisch ausgelösten Augenbewegungen. Die Aufgabe der oft recht stark entwickelten Augenmuskeln ist bei diesen Tieren mit starren Augen darin zu suchen, daß sie durch einen Spannungstonus die Augen in einer ganz bestimmten Stellung, der sogenannten Grundstellung, erhalten.

Gegenüber den Wirbeltieren mit fixer Grundstellung vermögen Affen, Raubsäuger, speziell Hunde in erheblichem Grade, Huftiere, speziell Pferde, und unter den Wiederkäuern die Ziege in recht bescheidenem Ausmaße ihre Augen aus der Grundstellung zu Minderung des Auseinanderstrebens der Achsen zu bringen, wenn ein nahes oder ein sich näherndes Objekt ihre Aufmerksamkeit erweckt. So folgt ein Pferd zweiäugig bis auf ein oder anderthalb Meter, erst bei stärkerer Annäherung wendet es den Kopf seitlich und schaut mit bloß einem Auge. Katzen bewegen ihre Augen nur wenig; unter den Hunden äugen vorwiegend die Terrier und die Dachshunde. Zieht ein seitlich oder oben gelegenes Objekt die Aufmerksamkeit auf sich, so führt jedoch das Tier viel

eher eine entsprechende Bewegung des Kopfes aus, als eine erhebliche Blickbewegung mit den Augen. Soweit spontane Augenbewegungen nachweisbar oder solche künstlich durch Reizung der verschiedensten Leitungsstellen auslösbar sind, lassen dieselben, auch bereits bei neugeborenen Tieren, eine gemeinsame Wirkung auf beide Augäpfel erkennen. Selbst beim Chamäleon bedürfte es erst genauer Feststellung, ob eine wirklich und nicht bloß eine scheinbar einseitige und freie Beweglichkeit jedes Einzelauges vorliegt; wenigstens zeigt dieses Tier bei der Nahrungsaufnahme symmetrische Minderung des Auseinanderstrebens beider Augachsen. Deutlich ist der beiderseitig gleichmäßige Effekt auch an den Augenbewegungen bezw. Stellungsänderungen, welche vom Labyrinth her auszulösen sind. So senkt ein Fisch, den man dem Wasser entnimmt und auf eine Seite legt, das nach oben gerichtete Auge ebenso stark, als er das nach unten gerichtete Auge hebt.

Diese Daten mögen genügen; überhaupt steht unsere Kenntnis von den Augenbewegungen der Tiere noch ziemlich im Anfange.

Ich bin am Ende meiner zum Teile wohl nur aphoristischen Darlegungen. Doch glaube ich sagen zu dürfen, daß das von uns nur im Fluge durcheilte Gebiet, so eng begrenzt, ja kleinlich es uns anfangs erscheinen mochte, sich als reich an interessanten Ergebnissen, noch reicher schier an reizvollen Problemen erwiesen hat. Weit davon entfernt, das Tier zu vermenschlichen oder zu vergöttern, aber auch ebenso weit davon entfernt, es zu unterschätzen und zu mißachten, haben wir das exakte Studium seines Sehens, seines Sinneslebens gewiß als bedeutsam erkannt für die Theorie und die Praxis der Tierheilkunde, zugleich aber es auch schätzen gelernt als ein Mittel zur Befriedigung des höchsten und edelsten m e n s c h l i c h e n Bedürfnisses, des Strebens nach Erkenntnis der Wahrheit.



# Robert Wilhelm Bunsen, der Begründer der Spektralanalyse / Von Franz Bosch

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts folgten in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften wichtige Entdeckungen in schneller Folge. Das Prinzip vom gemeinsamen Aufbau der Tiere und Pflanzen wurde durch Schwann 1839 erstmals aufgestellt. Liebig begründete die Agrikulturchemie, indem er 1840 die Frage nach der Ernährung der Pflanzen erfolgreich angriff. Um die Mitte der vierziger Jahre gelangte der Heilbronner Arzt Robert Mayer zu der Bestimmung des mechanischen Äquivalents der Wärmeeinheit und durch die Erkenntnis des Gesetzes von der Erhaltung der Energie in der ganzen belebten und unbelebten Natur zu der Auffassung vom organischen Zusammenhang aller ihrer Erscheinungen. Der Gedanke von der Veränderlichkeit der Arten erlebte 1859 durch Darwin seine Wiedergeburt und erhielt in der Deszendenztheorie einen umfassenden Ausdruck, in der Selektionslehre einen Versuch zu seiner Begründung. Kirchhoff und Bunsen schufen 1860 die Spektralanalyse. Dasselbe Jahr brachte die geniale Widerlegung der Urzeugungslehre durch Pasteur. Die mechanische Wärmetheorie, ausgehend von den genialen Überlegungen des französischen Offiziers Sadi Carnot und fußend auf dem Prinzip Mayers, reifte ihrer Vollendung entgegen und fand ihren Abschluß durch das von Clausius 1865 formulierte Entropiegesetz dahin, daß nur ein Teil der bei einem Prozeß aufgewendeten Wärme in Arbeit verwandelt wird, der Rest aber für die Gewinnung von Arbeit dauernd verloren ist. Auch der Grundstein zu der gewaltigen Entwicklung der Elektrotechnik fällt in diese Jahre, indem 1866 Werner Siemens das dynamoelektrische Prinzip aussprach. Alle diese großen Gedanken wurden auf dem Höhepunkt, in den besten Jahren eines arbeitsreichen Lebens gedacht, und so ist es zeitlich leicht zu erklären, daß die ersten Dezennien des zwanzigsten Säkulums vielfach Gelegenheit bieten, uns jener Pfadpfinder auf dem Erkenntniswege bei der Zentenarfeier ihrer Geburt zu erinnern. Im Februar des Jahres 1909 erneuerten wir aus diesem Anlaß das Andenken an Charles Darwin. Noch vor wenigen Monaten gedachten wir an dieser Stelle des Schöpfers der Zellenlehre*. In diesen Tagen versetzen wir uns an die Wiege eines der größten Meister der physikalisch-chemischen Wissenschaften, der berufen war, diesen neue Wege zu weisen und ihnen wissenschaftliche Hilfsmittel von größter Fruchtbarkeit an die Hand zu geben.

In eine Periode, die nicht nur für die Naturwissenschaften, sondern auf fast allen Gebieten des Wissens, der Literatur und Kunst in großer Fülle weittragende Ideen und zukünftige Vertreter großer Gedanken aus ihrem Schoße gebar, fällt auch Bunsens Geburtsjahr. Am 31. März 1811 wurde dem Professor der neueren Sprachen und Bibliothekar an der Universität Göttingen, Christian Bunsen, sein Sohn Robert Wilhelm geboren**. Der Name Bunsen

---

* Vgl. Hochland 1910, Dezemberheft: ‚Die Begründung der Zellenlehre‘.

** Eine Anzahl Daten für die hier gegebene Lebensskizze Bunsens sind der Schrift seines Schülers entnommen: ‚Erinnerungen an Robert Wilhelm Bunsen und seine wissenschaftlichen Leistungen‘ von Heinrich Debus, Kassel 1901.

wird wohl mit dem von den Vorfahren Bunsens durch lange Zeit innegehabten Amt eines waldeckschen Münzmeisters in Verbindung gebracht, da das Wort ‚bunzen' oder ‚bunsen' in jener Gegend gleichbedeutend ist mit ‚Prägestempel' und ‚bunzeln' das entsprechende Zeitwort bedeutet. Der junge Bunsen besuchte das Gymnasium in Holzminden und trieb dann in seiner Vaterstadt naturwissenschaftliche Studien. Den Umfang derselben bezeichnete er selbst später durch das Wort: ‚Damals studierte man Naturwissenschaften und nicht, wie es jetzt häufig geschieht, eine derselben.' Mit ausgedehnten Reisen, die ihn 1832 und 33 nach Berlin, Paris und Wien führten, verfolgte er den Zweck, industrielle Anlagen des In- und Auslandes kennen zu lernen. Die erste Zeit seiner Lehrtätigkeit stand unter dem Zeichen eines häufigen Wechsels. Im Januar 1834 habilitierte er sich in Göttingen, trat aber schon 1836 eine Lehrstelle an der höheren Gewerbeschule in Cassel an als Nachfolger des durch bahnbrechende Forschungen in der organischen Chemie berühmten Friedrich Wöhler. Auf die Dauer war diese Stellung aber für einen Bunsen zu eng. Schon 1839 wurde er außerordentlicher Professor an der Universität Marburg und 1841 ebenda Ordinarius. Dieses Amt bekleidete er bis zum Ende des Wintersemesters 1850/51, dann aber veranlaßten ihn die traurigen politischen Verhältnisse in Kurhessen, einen Ruf nach Breslau anzunehmen. Bereits 1852 vertauschte er Breslau mit Heidelberg. Hier hat er bis 1889 segensreich gewirkt. Im Jahre vorher begann ‚ein chronischer Gelenk- und Muskelrheumatismus ihn am Schreiben und Experimentieren aufs peinlichste zu hindern' (Brief B's. an Debus vom Dezember 1888), und ‚er hielt es infolgedessen für seine Pflicht gegen die Universität und gegen sich selbst, seine akademische Wirksamkeit aufzugeben und in jüngere Hände zu legen' (ebda.). Da er unverheiratet war, blieb sein Alter einsam. Seinem Leben, das sowohl nach seinem äußeren Umfang als nach seinem inneren Gehalt die Grenzen des gewöhnlichen menschlichen Daseins weit überschritten hatte, war am 16. August 1899 ein Ziel gesetzt.

In Bunsen verband sich, was nicht immer der Fall ist, ein ausgezeichneter Lehrer mit einem erfolgreichen Forscher, jedoch so, daß er in strenger Auffassung seiner Pflichten sich seinen eigenen wissenschaftlichen Arbeiten immer erst nach seiner amtlichen Tätigkeit widmete. Es werden von seinen Schülern zahlreiche Äußerungen des Lobes und der Bewunderung berichtet, die ihn als einen Meister des Vortrags, als einen gewandten Experimentator und als einen für Fragen stets zugänglichen, liebenswürdigen Menschen charakterisieren. Seine Herzensgüte war so groß, daß er von armen, aber auch von fleißigen Studenten keine Honorare annahm. Jenes Lob verdichtet sich in dem Ausspruch eines Mannes, der später selbst an der Universität London einen Lehrstuhl ehrenvoll bekleidete, des Physikers Tyndall: ‚Nach vieljähriger eigener Erfahrung kommt Bunsen meinem Ideal eines akademischen Lehrers am nächsten.' Seinen Forschungsdrang bezahlte Bunsen mit dem Verlust eines Auges, gewiß eine herbe Ironie des Schicksals für einen Spektralanalytiker. Er verlor dieses durch eine Explosion bei einem Experiment im Jahre 1836. In seinem Äußeren, ‚schlank und groß gewachsen, wohlproportioniert, war er ein schöner Mann. Der Kopf mit dunkelbraunem, fast schwarzem, schwach gelocktem und dichtem Haar besetzt,

hatte in seinen Dimensionen nichts Ungewöhnliches. Aber was dem Ganzen das Gepräge gab, waren die edlen Gesichtszüge. Die echte Humanität, die reinste Herzensgüte strahlte aus dem dunklen Auge, ein hoher sittlicher Ernst sprach aus jedem Zug des schönen Antlitzes.' (Debus.) Der eben genannte Tyndall sagt von seiner Erscheinung: ,He was every inch a Gentleman.' Die Geselligkeit brachte er der Wissenschaft zum Opfer. Nächst der Arbeit schien ihm das Rauchen den größten Genuß zu gewähren; er ließ selten die Zigarre ausgehen. Im Laboratorium rauchte er fast immer, ,und zwar ein Kraut, das nicht in Havanna gewachsen war. Die von ihm begünstigten Zigarren nannte man Bunsensche Zigarren. Sie kosteten 5 Taler oder 15 Mark das Tausend.' In politischen Dingen war er freisinnig, konstitutionell gesinnt, doch verhielt er sich der Politik gegenüber, selbst in der aufgeregten Zeit von 1848, passiv. Gegen Orden und Ehrenzeichen war er gleichgültig. ,Eines Tages, als ihm ein Freund zu einem empfangenen Orden gratulierte, erwiderte er: „Solche Dinge hatten nur Wert für mich, weil sie meine Mutter erfreuten; sie ist nun tot."' Bei akademischen Aufzügen in der Aula erschien Bunsen selten oder nie.

Die Anzahl der wissenschaftlichen Arbeiten Bunsens ist fast unübersehbar. Die Aufzählung ihrer Titel füllt mehrere Seiten, und es ist nicht möglich, ihre Bedeutung hier auch nur andeutungsweise zu würdigen. Wenn wir uns darum auf den Versuch beschränken, eine seiner Schöpfungen in ihrem historischen Werdegang zu entwickeln, so war für die Wahl maßgebend, daß gerade diese weiteren Kreisen bekannt geworden ist und auch andere Wissensgebiete außerordentlich befruchtet hat, dann aber auch vor allem der Umstand, daß sich bei der Spektralanalyse an Hand der veröffentlichten Arbeiten Bunsens und seiner mündlichen und schriftlichen Mitteilungen am besten ein Einblick in die Werkstätte seines Genius gewinnen läßt. Ein solcher Einblick aber hat für die Auffassung des Problems selbst großen Wert, gewissermaßen den gleichen Wert, den das Experiment für den naturwissenschaftlichen Unterricht besitzt. Hier wie dort ist es dankbar und wichtig, nicht erst die vollendete Tatsache, die in der Formulierung eines Lehrsatzes oder allgemeinen Gesetzes ihren Ausdruck findet, darzubieten, sondern das Ergebnis noch einmal vor uns entstehen zu lassen. Bunsens Name ist auch weithin bekannt geworden durch die mannigfaltigen technischen Vervollkommnungen, die seiner geschickten Hand zu verdanken sind. Schon in seiner Jugend war er bemüht, unter Anleitung eines Mechanikus in Göttingen seine Geschicklichkeit auszubilden. Auf diesen Umstand, der ihm später bei schwierigen Versuchen sehr zu statten gekommen ist, lassen sich auch eine Anzahl wissenschaftlicher Apparate zurückführen, die jeder Schüler einer höheren Lehranstalt bereits aus seinem Lehrbuch der Physik kennen zu lernen pflegt. Ein Photometer, ein Kalorimeter, das Spektroskop, zwei elektrische Elemente, ein vielgebrauchter Gasbrenner — tragen Bunsens Namen.

Die Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete sind oft erst ermöglicht worden durch die Beschaffung neuer technischer Hilfsmittel oder durch wichtige Verbesserungen der bereits vorhandenen. Die Bereicherung des Wissens stellt sich oft als unmittelbare Folge technischer Vervollkommnung ein. So ist unsere

Kenntnis von der lebendigen Zelle erst ermöglicht worden durch ausgezeichnete Fortschritte in der Mikroskopie und der Optik des Mikroskops. Besonders deutlich wird der Zusammenhang zwischen Technik und Wissenschaft dann, wenn die neuen Errungenschaften in beiden sich an denselben Namen knüpfen. Dies ist bei Bunsen der Fall. Die verhältnismäßig einfache Verbesserung, welche der Gasbrenner durch ihn erfuhr, war ein wichtiger, vorbereitender Schritt zur Untersuchung der Spektra der chemischen Elemente. Jene besteht bekanntlich darin, daß der Sauerstoff der Luft, der die Flamme unterhält, mit dem Leuchtgas bereits vor dessen Eintritt in die Flamme vermischt wird. Der nach diesem Prinzip gebaute Bunsenbrenner liefert eine Flamme, die zwar wenig leuchtet, aber dafür um so intensivere Heizkraft entwickelt. Diese anscheinend so geringfügige Abänderung ermöglichte vor allem, die Spektra in viel größerer Reinheit zu erkennen. Hierüber berichtet Kirchhoff: ‚Die Versuche wurden (vor uns) in der Weise angestellt, daß man das zu untersuchende Salz in Alkohol löste und die Flamme des Alkohols durch das Prisma betrachtete. Bunsen und ich ersetzten bei einer gemeinsamen Arbeit die Alkoholflamme durch die Bunsensche Gasflamme, die weniger leuchtet und eine höhere Temperatur besitzt. Die Erscheinungen, die sich uns darboten, gehören zu den glänzendsten optischen Phänomenen, welche man hervorrufen kann. Wir sahen nur das dem angewandten Salz entsprechende Spektrum, während bei den früheren Versuchen das Eigentümliche desselben durch das Licht des verbrennenden Alkohols zum größten Teil verdeckt wurde.‘

Die Entdeckung der Spektralanalyse hat wie alle großen Erfindungen ihre Geschichte. Schon vor Bunsens und Kirchhoffs Zeit liegen eine Reihe von vorbereitenden Schritten. Bereits anderthalb Jahrhunderte vorher wurde die Tatsache bekannt, daß im weißen Licht eine Anzahl bunter Strahlen gemischt enthalten ist. Man fand, daß alle diese Strahlen beim Übertritt in ein lichtbrechendes Medium verschieden stark von ihrer Richtung abgelenkt werden, und erhielt damit die Möglichkeit, durch ein Glasprisma das Sonnenlicht in seine verschiedenfarbigen Bestandteile zu zerlegen. Die Gesamtheit der farbigen, ineinander übergehenden Bilder einer spaltförmigen Lichtöffnung, die durch diese Zerlegung entstehen, nannte man ein Spektrum. Diese Tatsachen wurden fortan die Grundlagen der Wissenschaft vom Licht. Newton war der erste, der sie experimentell dartat und sie bereits 1675 in einer Abhandlung über die Optik vor der Royal Society beschrieb. Der Münchener Physiker Fraunhofer wies (1814) in dem so gewonnenen Spektrum der Sonne eine Anzahl dunkler Streifen nach, die nach ihm genannten Fraunhoferschen Linien. Die Erklärung für deren Auftreten lieferte allerdings erst die Spektralanalyse. Fraunhofer, der Astronom John Herschel (1792—1871) und Fox Talbot (1800—77), dessen Namen mit der Entdeckung der Photographie eng verknüpft ist, gingen auch bereits dazu über, die Spektren von Flammen zu untersuchen, die durch eine Verbrennung von Stoffen buntfarbig geworden sind. So konnten denn Bunsen und Kirchhoff in ihrer berühmten Schrift ‚Chemische Analyse durch Spektralbeobachtungen‘ es als bekannt hinstellen, ‚daß manche Substanzen die Eigenschaft haben, wenn sie in eine Flamme ge-

bracht werden, in dem Spektrum derselben gewisse helle Linien hervortreten zu lassen'. Nun haben Bunsen und Kirchhoff die einzelnen von ihnen gemachten Untersuchungen vervollkommnet, außerordentlich erweitert und auf fast alle bekannten Elemente ausgedehnt. Aber der Kern ihrer Entdeckung liegt eigentlich in einer anderen Richtung. Indem sie das Auftreten der Linien mit der Verbrennung von Stoffen in innigen Zusammenhang brachten und aus der merkwürdigen Erscheinung auf die Beschaffenheit der Ursache zu schließen lehrten, schufen sie eine neue wissenschaftliche Methode von eminenter Tragweite. Schon das Wort ,Spektral a n a l y s e' besagt, daß es sich hier in der Hauptsache nicht um die Beschreibung neuer Tatsachen handelt, sondern daß diese die Erschließung eines bisher unbekannten Weges und eines noch nicht betretenen Zuganges zur Lösung großer Aufgaben bedeutet. Insofern hat diese Erfindung vor allem eine hervorragende erkenntnistheoretische Bedeutung. So können wir auf Bunsen und Kirchhoff die Worte anwenden, die Ettlinger* zur Charakterisierung des Darwinschen Lebenswerkes gebraucht: ,Als Organisatoren ihrer Wissenschaft haben sie in den Vorstellungen ihrer Fachgenossen von ihrer Arbeitsmethode den fruchtbarsten Umschwung hervorgerufen'. Nicht nur zeitlich fällt die Entdeckung der Spektralanalyse mit der Aufstellung der Deszendenz- und Selektionstheorie zusammen. Auch eine gewisse Wesensverwandtschaft ist festzustellen. Denn auch jene stellt ,die nachhaltige Neubefruchtung weiter wissenschaftlicher Arbeitsfelder' dar, und als solche ,bedeutet sie weit mehr als eine bloße Zuhäufung zu unserer Erkenntnismenge' (ebenda).

In zwei kleinen Abhandlungen unter dem vorhin genannten gemeinsamen Titel, deren Umfang zu der Größe ihres Inhaltes in keinem Verhältnis steht, hat Bunsen mit Kirchhoff zusammen zuerst der Welt das Ergebnis seiner Beobachtungen mitgeteilt und die aus ihnen fließende neue Methode entwickelt. Sie erschienen zuerst 1860 und 1861 in einem wissenschaftlichen Fachorgan, den Annalen Poggendorffs. In der Überschrift wird neben Bunsen der Heidelberger Physiker Gustav Kirchhoff als Mitverfasser genannt. Denn wenn auch Text und Inhalt wesentlich von Bunsen herrühren, entsprechend dem Gegenstand, der vorwiegend auf chemische Fragen gerichtet ist, so gebührt doch Kirchhoff ein wichtiger Anteil an den Ergebnissen. Ostwald, der die beiden Schriften in seiner Sammlung der Klassiker der exakten Naturwissenschaften neu herausgegeben hat, stellt die Beteiligung der beiden Forscher an ihrem Werk ,gemäß den unmittelbaren Mitteilungen des einen noch lebenden Verfassers, Geheimrat Bunsen', folgendermaßen fest:

,Bunsen hatte sich bereits einige Zeit mit der Verwendung der Flammenfärbungen, die durch verschiedene Salze hervorgerufen werden, zu analytischen Zwecken beschäftigt. Um scheinbar gleichgefärbte Flammen voneinander zu unterscheiden, hatte er sich farbiger Gläser und Lösungen bedient und auch auf diesem Wege einige Erfolge erhalten. Bei einem Gespräche mit seinem jungen physikalischen Kollegen über diesen Gegenstand erklärte ihm dieser, daß man den angestrebten Zweck viel vollkommener erreichen könne, wenn man das Licht

* ,Hochland', Februarheft 1909, S. 585.

El Greco/Kreuzigung.



der farbigen Flammen durch spektrale Zerlegung vollständig in seine Bestandteile sondert, und war Bunsen bei der Ausführung dieses Gedankens behilflich. Daß die gelbe Linie, die in so vielen Flammen auftritt und die von Bunsen als dem Natrium gehörig erkannt wurde, mit der D-Linie des Sonnenspektrums* zusammenfällt, war schon bekannt. Vollkommen unerwartet war dagegen eine Erscheinung, welche Kirchhoff gelegentlich dieser Arbeiten beobachtete, als er die mit Natrium gefärbte Alkoholflamme vor den Spalt des Spektralapparates brachte, während gleichzeitig Sonnenlicht hineinfiel; die Natriumlinie erschien auffallend dunkel und stark, während doch eher eine helle Linie an der Stelle der dunklen zu erwarten war. Kirchhoff vermochte im Augenblick keine Erklärung zu geben; nach vierundzwanzig Stunden hatte er indessen das Prinzip gefunden, welches seinen Namen trägt, und nach welchem ein Körper gerade diejenigen Strahlen stark absorbiert, welche er vorzugsweise aussendet. Damit hatte er gleichzeitig die wissenschaftliche Unterlage für die astronomische Anwendung der Spektralanalyse, welche es vorwiegend mit den Absorptionslinien zu tun hat, gewonnen.‘

Die Untersuchung Bunsens, die den ersten Ausgangspunkt der gemeinsamen Arbeit mit Kirchhoff bildete, wurde am 25. August 1859 veröffentlicht. Unter dem wenig anziehenden Titel ‚Lötrohrversuche‘ entwickelte er die Methode, durch den bloßen Anblick ihrer Lötrohrflamme gewisse Verbindungen zu unterscheiden. Kirchhoffs erste Mitteilung an die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin über seine Erklärung für den Ursprung der Fraunhoferschen Linien folgt denn auch zeitlich unmittelbar auf diese Arbeit. Sie ist datiert vom 20. Oktober desselben Jahres. Für die weitere Entstehung der Spektralanalyse folgen wir wieder den Aufzeichnungen des Schülers und Assistenten Bunsens, Debus, und einigen durch ihn veröffentlichten Briefen seines großen Lehrers. Man kann sich im ersten Augenblick einer gewissen Verwunderung nicht erwehren, daß Kirchhoffs Abhandlungen über diesen Gegenstand nur dessen Namen tragen, während Bunsen ‚seine Arbeiten mit anderen in der liberalsten Weise teilte‘. Warum — so fragt Debus — ist Kirchhoff von diesem Brauche abgewichen? Die Antwort, die er selbst gibt, lautet: Wahrscheinlich hat es die Selbstlosigkeit von Bunsen so gewollt. Er wollte keinen Anteil an einer Entdeckung haben, der ihm im strengsten Sinne nicht zukam. Dagegen geht auch noch aus zwei Briefen Bunsens mit aller Deutlichkeit hervor, daß er an der Ausarbeitung der ‚Spektralbeobachtungen‘ am meisten beteiligt war, insbesondere daß die Entdeckung der zwei neuen Elemente, von der noch weiter unten die Rede sein wird, durch ihn bewirkt wurde. Der erste ist ein Brief an den englischen Chemiker Sir H. Roscoe, bei Debus abgedruckt. Er ist vom 10. April 1860 datiert und lautet: ‚Ich habe mittels der Spektralanalyse volle Gewißheit erlangt, daß neben Kalium, Natrium und Lithium noch ein viertes Alkalimetall existiert und mich mit der Isolierung einer Verbindung der neuen Substanz beschäftigt. Dieses Metall kommt immer in so kleinen Mengen vor, daß ich fast die Hoff-

* Fraunhofer hatte die wichtigsten Linien mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet.

nung verliere, dasselbe zu isolieren, es müßte denn sein, daß ich eine ausgiebigere Quelle entdecke.' Und nachdem diese zu Dürkheim gefunden war, heißt es weiter am 6. November — die Adresse ist nicht genannt —: ,Die Isolierung meines neuen Metalles ist gelungen; ich habe 50 Gramm des fast reinen Platindoppelsalzes erhalten. Es ist wahr, daß diese 50 Gramm von nicht weniger als 40 Tonnen des Mineralwassers extrahiert sind. . . . Ich nenne das neue Metall Caesium nach der schönen blauen Linie in seinem Spektrum*. Nächsten Sonntag hoffe ich die erste Atomgewichtsbestimmung machen zu können.' Wiewohl hier von Kirchhoff nicht die Rede ist, sagt Bunsen an anderer Stelle in einem Schreiben an den Gießener Professor Kopp, das zur Veröffentlichung bestimmt war, seinen Schatz neidlos mit Kirchhoff teilend: ,Die erste ausführliche Untersuchung der beiden neuen, von Kirchhoff und mir durch Spektralanalyse gefundenen Elemente hoffen wir in kurzer Zeit vollendet zu haben.' Die beiden Männer, welche die Spektralanalyse zusammengeführt hatte, haben ein weiteres gemeinsames Arbeitsfeld nicht mehr gefunden.

Die oben genannten kleinen Schriften zur Spektralanalyse sind, wie kaum eine andere, das Muster klassischer Darstellung. ,Man wird' — wie Ostwald sagt — ,bei ihrem Studium auf die merkwürdige Verbindung weitester Gesichtspunkte mit einer fast zärtlich zu nennenden Sorgfalt und Liebe in der experimentellen Ausarbeitung ihrer Einzelheiten aufmerksam, welche die Arbeiten Bunsens so deutlich vor allen anderen auszeichnen.' Darum ist auch die Bedeutung solcher Schriften mit der rein referierenden Wiedergabe der in ihnen enthaltenen Gedanken keineswegs erschöpft. Ebenso wie in den klassischen Werken der schönen Literatur stecken auch in denen der Naturwissenschaften höchst wichtige Momente ästhetischer und erziehlicher Art. Denn hier treten uns die großen Ideen vielfach zwar im schlichten Kleide entgegen, aber auch im Gewande ihrer ursprünglichen Frische und Reinheit, in der sie der denkende Geist zur Welt gebar, und darum in geradezu kristallener Klarheit und Schönheit, von der nachher auf der langen Wanderschaft durch viele Köpfe und viele Federn so manches verloren geht. Auch werden wir, die wir die Höhe jetzt auf gebahntem Weg ohne Mühe erreichen, die mitunter merkwürdigen Irrfahrten gewahr, welche die Wissenschaft gemacht, ehe sie den königlichen Weg zum Gipfel der Wahrheit gefunden. Keine Kulturgeschichte des alten Hellas und Rom vermag die eigene Lektüre eines Homer, Plato, Tacitus und die aus ihnen unmittelbar fließende

* Es ist vielleicht nicht uninteressant, daß die Benennung der neuen Metalle durch Bunsen eine klassische Motivierung erfährt. Sie erfolgte nach zwei Stellen aus einer Schrift des Aulus Gellius (um 130 n. Chr.), ,Attische Nächte' betitelt. Diese lauten für das Caesium: ,Nostris autem veteribus caesia dicta est, quae a Graecis γλαυκῶπις, ut Nigidius ait, de colore coeli quasi coelia' (Aulus Gellius, Noctes Atticae II, 26 nach Nigidius Figulus); für das Rubidium, welches im Spektrum besonders durch zwei dunkelrote Linien ausgezeichnet ist: ,Rubidus autem est rufus atrior et nigrore multo inustus'. (Aulus Gellius, Noctes Atticae II, 26.) Nach Kirchhoff und Bunsen, Chemische Analyse durch Spektralbeobachtungen S. 30 und 31. Von dem Anlaß zur Benennung anderer, später neuentdeckter Elemente ist noch weiterhin im Text die Rede.

Anschauung antiken Lebens und Denkens zu ersetzen. Aber ebenso ist es notwendig, um zu einer tieferen Einsicht in das Werden der Naturerkenntnis zu gelangen, zu den Quellen vorzudringen. In der Tat: die Schriften eines Galilei, Kepler, Newton, Helmholtz, Kirchhoff, Bunsen, Galvani, Volta, Darwin, Schwann, Schleiden, Pasteur und vieler anderer — sie sind nicht nur für die Geschichte der Naturwissenschaften wertvolle Dokumente, sondern gleichwie der Historiker nur aus dem Studium der Urkunden und Akten eine richtige Auffassung vergangener Zeiten zu gewinnen vermag, so sind auch jene klassischen Schriften für die unmittelbare Erfassung der Probleme unentbehrlich. Denn in ihnen sind die Keime und Samenkörner enthalten, die inzwischen aufgegangen sind und unsere jetzigen Anschauungen über Wesen und Walten der Natur und ihrer Kräfte als Frucht hervorgebracht haben.

Die wissenschaftliche Tragweite der Bunsen-Kirchhoffschen Entdeckung war eine außerordentliche. Sie blieb nicht auf das Gebiet der Chemie beschränkt, sondern griff auch auf mehr oder weniger verwandte Gebiete über; Physik, Geologie, Astronomie und spezielle Gebiete der Biologie erfuhren durch sie nachdrückliche Förderung. In der technischen Handhabung der Methode ist freilich ein Umschwung eingetreten. Im Lauf der späteren Entwicklung erfolgte wie auch heute die genaue Bestimmung der Spektra vielfach nicht mehr nach dem Bunsenschen Verfahren durch Prismenzerlegung, sondern an sogenannten Gittern, deren Wirkungsweise auf die optischen Beugungsvorgänge zurückgeht.

Zuvörderst wurde durch die Spektralanalyse ein Reaktionsmittel von ‚unerhörter Empfindlichkeit' geschaffen, welches in dieser Hinsicht die bis dahin allein üblichen Methoden der chemischen Analyse bei weitem übertraf. Nachdem Bunsen und Kirchhoff einen Spektralapparat, ein sogenanntes Spektroskop, in der Hauptsache aus Prisma und Fernrohr bestehend, konstruiert hatten, war sie jener auch durch den Vorzug größerer Einfachheit überlegen. Daß die Strahlen einer leuchtenden Flamme, durch ein Prisma hindurchgegangen, in ein breites Farbenband zerlegt werden, ist bereits in der vorangehenden geschichtlichen Darlegung erwähnt worden. Werden aber in die Flamme Spuren gewisser Elemente hineingebracht, so treten an Stelle eines solchen ‚kontinuierlichen' Spektrums einzelne, scharf abgegrenzte bunte Streifen auf. Man nennt diese im Gegensatz zu den genannten die ‚diskontinuierlichen' Spektren der betreffenden Elemente und vergleicht sie nach ihrer Farbe und Lage mit einem Spektrum des Sonnenlichtes, das unmittelbar über ihnen entworfen wird. Durch diese beiden Kennzeichen ist das Spektrum eines jeden Elementes mit größter Sicherheit charakterisiert. ‚Die Stellen, welche sie im Spektrum einnehmen, bedingen eine chemische Eigenschaft, die so unwandelbarer und fundamentaler Natur ist, wie das Atomgewicht der Stoffe, und lassen sich daher mit einer fast astronomischen Genauigkeit bestimmen.' (Bunsen.) Die Farbe der Streifen wird durch die Dazwischenkunft fremder Stoffe nicht verändert. Man mag alle möglichen Verbindungen eines Elementes untersuchen, sein Spektrum bleibt dasselbe. ‚Unter der großen Zahl aller von uns bisher untersuchten Salze, die durch ihre Flüchtigkeit in der Flamme eine spektralanalytische Untersuchung gestatten, haben wir auch nicht ein einziges gefunden, welches nicht trotz der größten Verschieden-

heiten der darin mit dem Metall verbundenen Elemente die Lichtlinien des Metalls hervorgebracht hätte.' Welches auch der Grund dieser letzteren merkwürdigen Tatsache sein mag, — jedenfalls ist das regelmäßige, in allen Verbindungen wiederkehrende Auftreten der Streifen ein untrügliches Kennzeichen des Vorhandenseins gewisser Stoffe.

Die Zahlen, durch welche die Empfindlichkeit der Methode beleuchtet wird, übersteigen durch ihre geringe Größe das menschliche Vorstellungsvermögen. ,Wir verpufften', so sagt Bunsen, ,in einer vom Standort unseres Apparates möglichst entlegenen Ecke des Beobachtungszimmers, welches ungefähr 60 Kubikmeter Luft faßt, 3 Milligramm chlorsaures Natron, während die nicht leuchtende Lampe vor dem Spalt beobachtet wurde. Schon nach wenigen Minuten gab die allmählich sich fahlgelblich färbende Flamme eine starke Natriumlinie, welche erst nach 10 Minuten wieder völlig verschwunden war.' Die Berechnung ergab dann, daß auf diese Weise das Auge noch weniger als ein Dreimillionstel eines Milligramms des Natriumsalzes mit aller Deutlichkeit zu erkennen vermag. Auch die gewöhnliche atmosphärische Luft, d. h. also jede in ihr brennende Flamme, zeigt die Natriumreaktion, und zwar infolge der Anwesenheit des salzhaltigen Wasserdampfes, den die Meeresoberfläche durch Verdunstung der Atmosphäre zuführt. Auch hinsichtlich der zu beschaffenden Quantität des Untersuchungsmaterials zeigte sich das Spektroskop der Analyse überlegen. ,Mineralwässer, bei welchen Lithium kaum noch in 1 Liter nach dem gewöhnlichen analytischen Verfahren nachgewiesen werden kann, zeigen die Lithiumlinie oft schon, wenn man nur einen Tropfen davon an einem Platindraht in die Flamme bringt.' So konnten also Quellen, Solen, Mutterlaugen, Aschen von Tier- und Pflanzenstoffen, Milch und Blut, Minerale auf ihre Bestandteile und Beimischungen untersucht werden, und es zeigten sich solche oft dort, wo man sie gar nicht erwartet hatte oder wo wegen der geringen Menge ihres Vorkommens die bisher üblichen Methoden unzulänglich geblieben waren. Für den gegenwärtigen Zustand unserer Erdrinde bewiesen die angestellten Versuche, daß Kalium, Natrium, Lithium, Strontium zu den in ihr verbreitetsten Stoffen gezählt werden müssen. Aber auch über die Verteilung und Anordnung derselben in den geologischen Formationen gab die Spektralanalyse Aufschluß.

Fast noch wichtiger als der Nachweis geringer Quantitäten bekannter Stoffe war die Neuentdeckung noch unbekannter Elemente. Die Hoffnung, daß die Spektralanalyse dieses leisten werde, spricht sich bei Bunsen in folgenden Worten aus: ,Wenn es Stoffe gibt, die so sparsam in der Natur verbreitet sind, daß uns die bisherigen Mittel der Analyse bei ihrer Erkennung und Abscheidung im Stiche lassen, so wird man hoffen dürfen, viele solcher Stoffe durch die einfache Betrachtung ihrer Flammenspektren noch in Menge zu erkennen und zu bestimmen, die sich auf gewöhnlichem Wege jeder chemischen Wahrnehmung entziehen.' Von der Verwirklichung dieser Hoffnung, die Bunsen im Anschluß an diesen Satz hier bereits andeutet, brachte schon das folgende Jahr sichere Kunde. In der zweiten seiner auf die Spektralanalyse bezüglichen Abhandlungen konnte Bunsen bereits über die Auffindung von zwei neuen Elementen

berichten, Rubidium und Caesium, welche die Reihe der sogen. Alkalimetalle auf fünf vermehrten. Es bedurfte freilich der Verarbeitung von nicht weniger als 44 000 Kilogramm Solwassers aus der Saline zu Dürkheim in der Rheinpfalz und 150 Kilogramm sächsischen Lepidoliths, eines Glimmerminerals — Zahlen, die an die Gewinnung der Radiumsalze aus der Pechblende erinnern — um nur wenige Gramm Material für die Untersuchung zu erhalten. Die beiden neuen Elemente ließen sich durch ihr Verhalten gegen Reagentien vom Kalium nicht unterscheiden; es kann also nicht wundernehmen, daß sie unbekannt blieben, bis das Spektroskop in ihren glühenden Dämpfen neue Linien im Spektrum aufwies. Wenige Tausendstel Milligramm wurden jetzt mit Sicherheit aufgefunden Denn ihre Spektren erwiesen sich als höchst charakteristisch und zeichneten sich durch große Schönheit aus. Aber auch in der Folge ist dieselbe Methode das wichtigste Hilfsmittel zur Entdeckung neuer Elemente gewesen. Durch die Spektralanalyse entdeckte bereits 1861 Crookes ein neues Element in Schwefelkiesen und Zinkblenden und gab ihm wegen seiner schönen grünen Linie den Namen Thallium nach θάλλος = grüner Zweig; bald nachher (1863) folgte das Indium, das aus Zinkerzen ermittelt wurde und seinen Namen seiner indigoblauen Linie im Spektrum verdankt; aus pyrenäischer Zinkblende erhielt man 1875 ein neues, zu Ehren Frankreichs Gallium genanntes Metall. Im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts fanden auf spektroskopischem Wege die Engländer Rayleigh und Ramsay eine Anzahl gasförmiger Elemente in winzigen Mengen in der uns umgebenden Luft: Neon (1894), Helium (1895), Krypton (1896), Xenon (1900). Auch in der modernen Radiumforschung hat das Spektroskop manches Ergebnis gezeitigt.

Aber die Spektralanalyse sollte der chemisch-physikalischen Forschung noch weiterhin ein Gebiet eröffnen, das bisher völlig verschlossen war, ein Gebiet, das — nach Bunsens Worten — weit über die Grenzen der Erde, ja selbst unseres Sonnensystems hinausreicht. Für die spektralanalytische Untersuchung eines Körpers war weiter kein Erfordernis zu erfüllen, als daß derselbe dem Auge sichtbar sei. Deshalb drängte sich Bunsen der Gedanke auf, die neue Methode ‚auf die Atmosphäre der Himmelskörper und der helleren Fixsterne anzuwenden.' An der Durchführung dieses Gedankens gebührt Kirchhoff ein hervorragender Anteil. Es geht dies bereits aus den zitierten Worten Ostwalds hervor, nach welchen Kirchhoff es war, der die ersten Erscheinungen der sogenannten Absorptionsspektren beobachtete und erklärte. Kirchhoff hat in mehreren berühmten Abhandlungen die Gesetze und Bedingungen ihres Zustandekommens untersucht und den Beweis für seine Theorie durch die strenge Form der höheren Mathematik erbracht.

Es wurde vorhin der im Sonnenspektrum auftretenden schwarzen Streifen, der Fraunhoferschen Linien, gedacht. Im Spektrum einer gewöhnlichen irdischen Lichtquelle kommen diese nicht vor. Es gelang aber, Gebilde, die den Fraunhoferschen Linien ganz ähnlich sind, künstlich in einem Spektrum der letztgenannten Art hervorzurufen, in dem sie auf natürliche Weise nicht vorkommen. Bunsen sowohl wie Kirchhoff geben dafür zahlreiche Beispiele an. So stellten sie zwischen den Kalkzylinder des Drummondschen Lichtes und den Spalt des

Spektralapparates eine Flamme, in die etwas Kochsalz gebracht wurde. Da in diesem Natrium enthalten ist, so traten, wie oben erwähnt, im Spektrum der Lichtquelle genau an der Stelle der Natriumlinien schwarze Streifen auf, die in jeder Hinsicht mit der Fraunhoferschen Linie D des Sonnenspektrums übereinstimmten. ‚Das Spektrum eines glühenden Gases wird also umgekehrt, d. h. die hellen Linien verwandeln sich in dunkle, wenn hinter dasselbe eine Lichtquelle von hinreichender Intensität gebracht wird, die an sich ein kontinuierliches Spektrum (ohne solche Linien) gibt.'

Hiermit war der Weg erschlossen, der zur Untersuchung der Himmelskörper führt. Denn die beiden Forscher zogen jetzt den wohlbegründeten Schluß, daß die genannte dunkle, mit der Natriumlinie zusammenfallende Linie D des Sonnenspektrums von einem Natriumgehalt der Sonnenatmosphäre hervorgerufen werde, weiter ‚daß das ganze Sonnenspektrum mit seinen dunklen Linien nichts anderes ist, als die Umkehrung des Spektrums, welches die Sonnenatmosphäre für sich zeigen würde'. Die große Zahl der Fraunhoferschen Linien rührt davon her, daß zahlreiche Körper in der Sonne vorhanden sind, die infolge der hohen Temperatur in Dampf verwandelt in die Umgebung der Sonne entweichen. Die schwarzen Streifen werden durch Absorption von Lichtstrahlen in dieser Hülle erzeugt. Um die Natur dieser Körper festzustellen, brauchte man nur diejenigen irdischen Stoffe aufzusuchen, deren Spektrallinien mit den dunklen Linien des Sonnenspektrums zusammenfallen. Dieser Aufgabe hat sich als erster Kirchhoff unterzogen. ‚Ein Blick auf die von mir entworfenen Tafeln zeigt eine große Zahl von (solchen) Koinzidenzen. Besonders auffallend ist es, daß an den Örtern aller von mir beobachteten Eisenlinien ausgezeichnete dunkle Linien im Sonnenspektrum sich vorfinden . . . Die beobachtete Tatsache erklärt sich durch die Annahme, daß die Lichtstrahlen, welche das Sonnenspektrum geben, durch Eisendämpfe gegangen sind und hier die Absorption erlitten haben, welche Eisendämpfe ausüben müssen . . . Die Beobachtungen des Sonnenspektrums scheinen mir die Gegenwart von Eisendämpfen in der Sonnenatmosphäre mit einer so großen Sicherheit zu beweisen, wie sie in den Naturwissenschaften überhaupt erreichbar ist.' Kirchhoff hat noch eine große Anzahl von irdischen Elementen auf diese Weise in der Sonne nachgewiesen, und in der Folge gelang es, diese im wesentlichen als der Erde gleichartig zusammengesetzt zu erweisen. Diese Beobachtung wurde eine wichtige Stütze der Kant-Laplaceschen Theorie. Auf die übrigen Himmelskörper gerichtet, lehrte das Spektroskop, daß die Planeten und ihre Monde dasselbe Spektrum wie die Sonne besitzen, also nur ihr Licht zurückstrahlen; anderseits ließen neue Absorptionsbänder auf das Vorhandensein eigener Atmosphären schließen. Für die Fixsterne kommt zur Ermittlung ihrer Beschaffenheit nur die spektroskopische Untersuchung in Frage, die bei diesen Weltkörpern die Grenzen unseres Sonnensystems überschreitet. Die dunklen Linien in ihren Spektren sind sowohl unter sich als von denen der Sonne verschieden. Nach Kirchhoffs Erklärung folgt daraus, daß ihre Atmosphären verschiedene sind, doch zeigt die Übereinstimmung mit denen irdischer Elemente, ‚daß der Hauptsache nach die nämlichen Elemente im weiten Weltenraum, soweit er bis jetzt erforscht

ist, verbreitet sind, und so findet die berühmte Nebeltheorie des Laplace auch in der Chemie eine weitere Stütze.' (Roscoe.) Die Astrophysik als die Wissenschaft von der Zusammensetzung der Himmelskörper ist durch die Spektralanalyse erst ermöglicht worden und noch heute ist diese ihr wichtigstes Hilfsmittel.

Die Erscheinungen der Absorption sind auch für die Praxis der Nahrungsmittelkunde und der gerichtlichen Medizin von Bedeutung. Denn es gibt eine ganze Anzahl von farbigen Stoffen, welche von den verschiedenen Strahlen des Spektrums ganz bestimmte auswählen, gewissermaßen verschlucken und dadurch im Spektrum charakteristische Absorptionsstreifen hervorrufen. Hierdurch sind z. B. die geringsten Spuren von Blut und auch von Verfälschungen noch mit Sicherheit aufzufinden. Die Vergleichung solcher Absorptionsspektren hat auch bereits in der Physiologie auf interessante Verwandtschaften hingelenkt. Obwohl in ihren physiologischen Funktionen verschieden, zeigen die Spektren von Abbauprodukten des pflanzlichen Blattgrüns und des tierischen Blutfarbstoffs weitgehende Ähnlichkeit.

Gegenüber einem Hilfsmittel von geradezu universeller Anwendungsmöglichkeit, wie es die hier in ihrem Werdegang verfolgte spektralanalytische Methode geworden ist, verwischen sich die Grenzen, durch welche eine künstliche Einteilung die Gebiete der verschiedenen Disziplinen der Naturwissenschaft absteckt. Auch in den Mitteln, durch welche wir in ihre Geheimnisse eindringen, fügt die Natur sich keinem starren Schema. In der Spektralanalyse vereinigen sich für alle Zeit Physik und Chemie, die Wissenschaften von den Kräften und Stoffen, in ihren mannigfaltigen Ausgestaltungen zu glänzender Arbeitsgemeinschaft und zu erfolgreicher Arbeit an der Lösung großer Aufgaben, sowie eine jede von ihnen ihren Anteil zu der Begründung und Sicherstellung jener Forschungsmethode beitrug. Die Geschichte der Spektroskopie aber zeigt bereits in ihren Anfängen das Symbol friedlichen, edlen Wettstreites benachbarter Zweige einer Wissenschaft in dem Zusammenwirken der beiden Männer, welche die Spektroskopie ihre Väter nennt — in dem Werk des Physikers Gustav Kirchhoff und des Chemikers Robert Wilhelm Bunsen.



# Die Stunde kommt / Von Franz Herwig

(Schluß.) Es ist noch eine Stunde bis Sonnenaufgang, aber fast scheint es, als wolle es schon jetzt dämmern. Wenigstens ist es, als riesele ein feiner spärlicher Lichtregen durch das Dunkel. Schon sehe ich die weiße Mauer zur Linken, die mitten durch die Stätte des ehemaligen Parkes geht und den Weingarten des Pfarrers begrenzt, in matten Umrissen. Ich muß plötzlich daran denken, daß vor wenig Tagen noch der Pflug drüben einen Block Alabaster aufwarf, der das Wappen der Gonzaga trug. Jene Erde muß mit Trümmern erfüllt sein! Mir ist, als sähe ich die Werkleute Ghisellis die Tonnen Pulver unter die ragenden Mauern vergraben und hörte, wie der wahnwitzige Alte den Befehl zum losbrennen gibt. Ehe seines Palastes Ende und sein eigenes kam, lebte Doktor Ghiselli aber noch zwei Jahre im Hause der Gonzagas.

◆ ◆ ◆

Da ein unsicheres Gerücht nach Maderno gedrungen war, als sei der Doktor Ghiselli ein Geisterbeschwörer und Wunderarzt, so umgaben Märchen und Sagen das Leben des mürrischen Alten, der in Gemeinschaft der wunderschönen blassen Maddalena im Palazzo Gonzaga hauste. Anfangs wagten es besorgte Mütter, die um das Leben eines Kindes zitterten, oder junge Mädchen, deren Liebster untreu war, den schweren Klopfer am Tor des Palastes in Bewegung zu setzen. Einige behaupteten sogar, daß der Doktor ihnen geholfen habe, andere dagegen schwuren, daß sie mit scheltenden Worten davongejagt seien und sie rächten sich dafür, indem sie erzählten, daß der Doktor mit dem Teufel im Bunde stehe.

Ghiselli selbst verließ den Palast nicht. Niemand bediente ihn. In einem Winkel des Hauses wohnte er mit Maddalena in zwei riesengroßen gewölbten Gemächern, die kalt waren wie Kirchen. Auf einem Rost, den er in einen der prächtigen Kamine aus numidischem Marmor stellte, bereitete er das Essen; zweimal in der Woche, abends in der Dunkelheit, ging er mit seinem großen geflochtenen Korbe in den kleinsten und schmutzigsten Laden des Dorfes, wo er einen großen Laib an der Sonne getrockneten Brotes, ein wenig Öl, Paste und ein handgroßes Stück Käse kaufte. In seinem Garten wuchsen die Tomaten wild, der Salat wucherte, da niemand ihn schnitt, die Feigen platzten in der Fülle ihres Saftes und faulten im Grase. Fleisch verabscheute Ghiselli. Er behauptete, daß Fleischesser unreine Gedanken hätten, irdischen Sinnes seien und daß ein feines Empfinden ihnen abgehe. Er führte selbst den Besen aus Hühnerfedern und holte im Kupfereimer Wasser aus dem Ziehbrunnen im Garten. Er litt nicht, daß Maddalena irgend etwas verrichtete; denn sie war für ihn der kostbare Schrein, der das große Geheimnis umschloß. Dieses Geheimnis beschäftigte ihn unaufhörlich. Die Worte aus dem Munde Maddalenas, die sie so oft wiederholte, als sie in Starrschlaf sank, bewiesen ihm,

daß der mystische Goldschatz irgendwo existierte, daß er erreichbar war, indem man nach ihm grub; aber wo war er? Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß die Geister durch den Mund des Mädchens wahr gesprochen hatten, denn sonst hätten sie es nicht so oft wiederholt. Er mußte der Erwählte sein, dem die erdbewegende Macht zufallen sollte, denn sonst wären nicht ihm diese unaufhörlichen Hinweise gekommen. Aber weshalb wurde ihm das Geheimnis nicht völlig entdeckt? War er noch nicht reif genug? Forderten die Geister von ihm eine Probezeit? Wohlan, er war bereit, sein Inneres zu der einen Sehnsucht zu verdichten, ja nichts anderes zu sein als diese Sehnsucht. Es sollte nichts geben, was außer dieser Sehnsucht ihn beschäftigte. Er sah nicht mehr die Berge, die ihre kahlen, erhabenen Stirnen im See spiegelten, nicht die Haine der Ölbäume und Lorbeeren, die unter dem Fenster des Hauses rauschten, nicht die Ranken der Capern, die riesenhafte Fabelblumen schaukelten, und die faustgroßen Rosen nicht, die an einem Tage aufblühten und verblätterten.

Dieses Leben machte ihn vor der Zeit alt. Um sein immer gesenktes Haupt hingen verworrene Haare, die jeden Tag mehr ergrauten. Seine Haut vergilbte, sein Leib magerte ab, die Füße ließen sich nur unwillig mitschleppen und aus seinem Munde fiel unaufhörlich ein halblautes Gemurmel, das die Hände mit zuckenden Gesten begleiteten.

Dieser Zustand dauerte monatelang. An einem Tage im Herbst, als die Wolken schwarz und drohend über den See hingen, mußte er plötzlich daran denken, daß er alt werde, und mit diesem Gedanken überfiel ihn eine heiße Unruhe. Die Tage vergingen zwecklos! Die Geister schwiegen! Sein Traum schwebte fern! Wieviel Jahre blieben ihm noch. Er kam sich uralt vor. Er hauste schon ein Menschenalter in diesem kalten Hause. An diesem Abende zwang er Maddalena wieder in den hellseherischen Schlaf. Sie sprach nicht. Er versuchte es an den nächsten Tagen. — Schweigen, nichts als Schweigen!

Da begann er zu fürchten, daß die Geister ihn verlassen hätten; aber vielleicht hatten nur die geistigen Fähigkeiten Maddalenas sich vermindert? Ohne Zweifel war es so. Er plagte sie mit seinen gebieterischen Blicken, er zwang sie mit der gesammelten Kraft seines Wollens ganze Nächte durch schlafend zu bleiben, er warf sich vor ihr in die Knie und beschwor sie. Aber auf ihrem Totengesicht veränderte sich der gequälte Ausdruck nicht und sie blieb stumm.

In seiner Angst durchwühlte er die uralten Handschriften, die er besaß; er forschte nach Formeln und Gebräuchen, die dazu dienen sollten, die Geister willig zu machen. Er wartete bestimmte Nächte ab, prüfte die Konstellation der Gestirne und versuchte die Beschwörung von neuem. — Schweigen, nichts als Schweigen.

Da brach er zusammen wie ein Krüppel, den die kraftvolle Hand des Führers losgelassen. Er stieß Flüche aus, die von den Wölbungen widerhallten und schlug mit den knochigen Fäusten seine Stirne. Er tobte, indes Maddalena in der Ecke des Gemaches zusammengekauert saß und ihn mit erschreckten Augen schweigend anstarrte. Seine Verzweiflung ließ nicht nach, bis ein dumpfer Schlaf seine Sinne dem Schrecklichen entzog. Jedoch erwachte er mitten in der Nacht von einer Berührung. Er fuhr empor und sah den Raum matt erhellt, ohne daß eine Lichtquelle da zu sein schien. In der Ecke hockte noch immer Maddalena. Aber der starre Ausdruck ihres Gesichtes war verschwunden. Sie lächelte verklärt vor sich hin und bewegte die Lippen. Ghiselli rief leise:

‚Maddalena‘.

Sie hörte ihn nicht. Da merkte er, daß sie entrückt war und regte sich nicht.

Plötzlich begann das Mädchen zu sprechen:

‚O, das Gold! Grabe doch darnach! Du mußt tief graben, sehr tief. Wie es leuchtet!‘

Dann schwieg sie.

Die Freude drohte Ghiselli zu töten. Er war überzeugt, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo ihm das große Geheimnis preisgegeben würde, und erst als alles still blieb, packte ihn wieder die Angst.

Er erhob sich, ging auf Maddalena zu, erhob die Arme und raunte, vor Erregung heiser:

‚Mehr! Sprecht weiter! Wie finde ich das Gold! Wo soll ich graben?‘

Schweigen! Maddalenas Mund blieb stumm. Da ergriff den Mann eine rasende Wut; er warf sich über das Mädchen und unter unflätigen Schimpfworten schlug er ihr unbewegliches Gesicht, trat ihren wehrlosen Leib und ließ nicht eher ab, bis ihn die Kräfte verließen.

Es schien, als solle Maddalena nie wieder erwachen. Sie blieb liegen, wohin die Wut ihres Meisters sie gestoßen. Als der Tag kam, wich der Wahnsinn von Ghiselli. Langsam, auf Zehen, schlich er sich näher; sie zu berühren wagte er nicht. Er stand nur stundenlang vor dem verwüsteten Körper und konnte seine Augen nicht von dem geschwollenen, blutbedeckten Gesicht abwenden. ‚Ich habe sie getötet‘, sagte er. Er hoffte im innersten, daß sie noch lebe. Aber er zwang sich nicht dazu, ihren Herzschlag zu belauschen oder eine Flaumfeder vor ihren weit geöffneten Mund zu halten, aus Furcht, erfahren zu müssen, daß das Leben sie wirklich verlassen.

Scheu und leise wendete er sich ab. Er schlich sich davon, indem er zuweilen den Atem gewaltsam anhielt, um den rasenden Schlag seines

Herzens zu dämpfen. Er blieb an der Wand stehen, den Kopf an die Steine gelegt und grübelte.

Was sollte er beginnen? Wenn sie tot war, sollte er sie im Garten vergraben? Hatten die dicken Mauern auch den Lärm zurückgehalten oder gab es einen Menschen, der irgendwo gelauscht hatte? Man würde ihn dann anklagen, ergreifen, töten. Er schlich sich aus dem Zimmer, öffnete Türen und blickte furchtsam in Gemächer, in denen der abgefallene Kalk handhoch lag. Niemand war darin. Die Öde erschreckte ihn. Er schloß sich schnell wieder ein, öffnete die Fenster und blickte vorsichtig hinaus. Es war noch früh. Auf der Gasse war noch niemand. Im Garten lärmten die Vögel. Der Doktor Ghiselli trat zurück. Der Hauch der freien Natur machte ihm Unbehagen, die strahlende Sonne blendete ihn.

Maddalena lag noch immer regungslos.

Das Schrecklichste war, er hatte die Geister erzürnt. Sie würden ihm abgewendet sein für immer! Welchen Zweck hatte sein Leben, wenn der große Sieg es niemals krönen würde? Aber vielleicht lebte Maddalena. Er sah sie verzehrend an. Sie regte sich nicht. Die Angst stieß ihn zu Boden; er ergriff ihren Kopf und rief mit gellender Stimme: ‚Maddalena! Maddalena!‘

Er spürte keinen Atem; als er den Kopf entsetzt losließ, fiel er nieder wie ein Stein.

Aber es war doch Wärme in ihr! Eine matte, laue Wärme, als zögere das Leben noch ein wenig, ehe es entfloh! Aber kein Herzschlag war fühlbar. Wenn sie tot war, mußte ihr Körper längst gänzlich erkaltet sein. Eine schnelle Hoffnung kam ihm. Er stürzte davon, wühlte in seinen Kästen und kniete wieder neben ihr nieder, indem er ihren Arm ergriff. Blitzschnell tauchte der spitze Stahl in das weiße Fleisch. Ah! — er atmete auf: das Blut floß.

Er richtete sich auf und ließ den Strom seiner magnetischen Kraft sich über sie ergießen. Er schien verschwendet; sie regte sich nicht. Aber er hatte doch die Gewißheit, daß sie lebte. Er wusch das entstellte Gesicht, er bettete ihren Kopf weicher und setzte sich dann erschöpft und doch beruhigt entfernt von ihr nieder. Den ganzen Tag blieb er so. Hunger und Durst spürte er nicht, er wartete nur geduldig darauf, sie wieder die Augen aufschlagen zu sehen, damit er gewiß war, daß die Geister ihre Seele in seinen Diensten ließen.

Am späten Nachmittag wurde die Hitze stechend. Um den Gipfel des Pizzocolo stand Rauch. Er ballte sich zusammen und wurde eine Wolke, die sich sehr schnell vergrößerte, gegen den Felsen stieß, sich teilte und wieder zusammenschob; und plötzlich, während der See noch tiefblau,

hie und da von einem weichen Atem gekräuselt, dalag, stand eine ungeheure Wolkensäule über dem Pizzocolo, die in den Himmel ragte und schwankte. Um diese Achse begannen nun Wolken, aus nichts entstanden, zu kreisen. Ein Sturm, der auf der Erde kein Blatt bewegte, riß Fetzen von ihnen ab und wehte sie über den Himmel. Aus den Fetzen wurden dunkelfarbige Ungeheuer, die die Sonne verschlangen. Es begann zu regnen. Zuerst klatschten wenige große Tropfen in den weißen Staub der Straßen, aber plötzlich, als wenn da oben ungeheure Wasserschläuche auf einmal platzten, stürzten Wassermassen herab, die in den Gassen im Nu gurgelnde Bäche bildeten.

Das alles geschah in wenig Minuten.

Und dann, als wenn eine Bombe platzte, ertönte ein wilder Knall; ein gewaltiger, blendender blauer Schein zerriß die Wolken und schon donnerte an den Hängen des Berges Baldo das Echo wie ein Bergsturz. In dem Augenblicke, als der Schein aufflammte, erwachte Maddalena und richtete sich auf. Doktor Ghiselli fuhr empor, stürzte zu ihr und nahm ihre kühlen Hände. Sie sah ihn lächelnd an.

Als er ihr Gesicht streicheln wollte, zuckte sie zusammen. ‚Wie das schmerzt,‘ sagte sie und sah sich erstaunt um.

‚O Maddalena,‘ rief der Doktor, ‚ich schlug dich; ich war sinnlos! O, wie ich litt, als ich sah, daß du nicht wieder erwachtest!‘

‚Weshalb klagst du dich an? Du bist mein Herr, ich bin dein Eigentum.‘

‚Nein, nein,‘ sagte er eifrig. ‚Du sollst teilhaben an meinem Glanz, einst, wenn ich das große Geheimnis besitze. Bist du nicht ein Weib? Du sollst in Gemächern von Elfenbein wohnen, in Purpur dich kleiden; ich will dich mit Perlen behängen wie ein wundertätiges Bild.‘

Sie schüttelte den Kopf, versonnen lächelnd.

‚Du willst nicht?‘ fragte er.

‚Nein, nein, das alles lockt mich nicht. Ich würde nichts fühlen von dem, was du mir verheißest.‘

‚Aber, was ist dein Wunsch?‘

‚Immer bei dir zu sein und zuweilen ein wenig im Schatten der besonnten Bäume zu ruhen.‘

Ghiselli stand schweigend auf. Es war kein Zweifel, sie gehörte ihm. Er glaubte jetzt mit einer ruhigen Zuversicht, daß sie ihm als unberührbare Gefährtin vorbestimmt war. Also mußten die machtvollen Geister gewisse Absichten mit ihnen beiden haben, und da aus ihrem Munde bereits die ein- und tiefdeutige Verheißung geströmt war, konnte er nicht im Zweifel sein, was die Absichten der geheimnisvoll Herrschenden waren.

Draußen hatte der Regen aufgehört. Bereits strahlte die Sonne. Die Welt schien an Glanz gewonnen zu haben.

Doktor Ghiselli nahm Maddalena an der Hand und führte sie in den Garten, der von Düften überquoll. Er eilte zurück, schleppte das Rohrlager hinaus und bettete das Mädchen sanft, indem er sie in Tücher hüllte.

Sie lag mit geschlossenen Augen, ruhig und beglückt atmend, wie ein sattes Kind.

Ghiselli sah es; dann begann er wie immer auf den Fliesen der Terrasse mit schlürfenden Schritten auf und nieder zu gehen und erhob den gesenkten Kopf nur zuweilen, um befriedigt nach der Ruhenden zu blicken.

Aber Ghiselli irrte sich, wenn er glaubte, nun bald der erlösenden Enthüllung des großen Geheimnisses teilhaftig zu werden. Seit jener Nacht, in der er Maddalena geschlagen, war mit ihr eine deutliche Änderung vorgegangen. Sie war schwächer als früher. Ihr Gewand schien keinen Körper mehr zu umhüllen. Ihre Haut war durchsichtig wie alter Alabaster und kühl wie er. Sie schien quälende Gedanken zu haben, da über ihr reines Gesicht, wie über einen klaren Bergseespiegel, dunkle Wolken zogen. Auch ehedem hatte sie selten gesprochen. Jetzt wurde sie stumm. Dagegen gewannen ihre Augen an Ausdrucksfähigkeit. Wenigstens verstand Ghiselli alles, was die auf ihn gerichteten Blicke sagten. Zwar diente er ihr nach wie vor, oder vielmehr nicht ihr, sondern der fremden Macht, die über sie herrschte; aber nach wenigen Wochen bereits konnte er seine Ungeduld nicht länger zügeln und fragte sie:

‚Meinst du nicht, Maddalena, ob die Geister uns nichts zu sagen haben?' und er näherte sich ihr. Sie aber erhob abwehrend beide Hände und der Ausdruck ihrer Augen war so qualvoll und flehend, daß er von ihr abließ. Er murrte. Halblaut und erregt redete er vor sich hin, indes er sich quer durch das Gemach hin- und herschob. Aus Furcht aber, die Geister zu erzürnen, wagte er nicht, ihr näher zu kommen. Er glich in diesem Augenblicke einem hungrigen Raubtier, das ein ruhendes Lager von hellen Feuern umgeben sieht, die es schrecken.

Gegen den Sonnenuntergang schien es regelmäßig, als lebe Maddalena inbrünstiger. Zur Zeit des Angelusläutens waren ihre Mienen immer von einem heimlichen Strahlen umglänzt, das Ghiselli erwartete und mißtrauisch kommen sah. Wenn die Kirchen am Ufer entlang ihre hellklingenden Glocken mit peinigender Hast schwangen, oder ein ehrgeiziger Küster sogar die Glocken im Takt springen ließ wie Tänzer, dann wendete Maddalena ihr Gesicht ab. Aber da oben, über Maderno war ein schlanker Campanile, der das Dörfchen Maclino überragte, und der

Mann, der die drei Glocken dieses Turmes läutete, schien ein Mystiker zu sein. Er verschmähte die Kunststücke der anderen Glöckner. Wenn der gellende Aufruhr der Töne jedoch ringsum schwieg, ließ er seine Glocken leise anschlagen, erst die eine, nach einer langen Pause zart die zweite und endlich die dritte. Diese drei Töne schwebten einzeln über den See. Ihr sanfter Schall schien langsamer zu fliegen, wie der anderer Glocken. Es war, als wenn in langen Zwischenräumen Engel über das im Abendschein schwimmende, schweigende Land flogen und Träume von Göttlichkeit und Himmelsnähe aus ihren reinen Händen niedersinken ließen. Oder es mag in einem Zauberwald solche Klänge geben, die alle Kreaturen an sich ziehen mit unwiderstehlicher Glut.

Und diese drei Glockentöne waren es, die Maddalena allabendlich erwartete. Der Doktor Ghiselli sah dann, wenn Maclino läutete, mit kalter Mißgunst auf dem Gesichte Maddalenas einen zauberhaften Ausdruck von Erlöstsein sich niederlassen. Wenn er auch überzeugt war, daß es lediglich der Klang war, der auf das Mädchen so wirkte, so konnte er doch seinen verächtlichen Zorn nicht unterdrücken, wenn er daran dachte, daß dieser Klang von Kirchenglocken kam und in den Gedanken Gläubiger eine besondere Bedeutung hatte.

O, nicht daß er etwas fürchtete, nein, nein! Maddalena war zwölf Jahre alt, als er sie fand und seitdem waren fast 14 Jahre vergangen und nie hatte er aus ihrem Munde irgend ein Wort gehört, das mit christlichen Dingen sich beschäftigte. In Berlin hatten doch auch Glocken geläutet. Vielleicht hatte sie auch zuweilen Orgelspiel gehört, wenn er mit ihr an einer Kirche vorbeifuhr; sogar den schwerfälligen Gesang der Gemeinde. Sie hatte nie ein Zeichen gegeben, daß sie bei solchen Klängen irgend etwas empfand.

Aber es war doch eine graue Eifersucht in ihm. Es war kein Grund da, gewiß, er wußte es ja. Aber ein alter, mürrischer Mann kann der handgreiflichen Treue seines jungen Gemahls doch sicher sein und vor Eifersucht erblassen, wenn ein bewundernder Blick sie trifft, oder des Morgens eine Rose vor ihrem geschlossenen Fenster liegt.

Immerhin ertrug Ghiselli die Seltsamkeiten Maddalenas. Es kam ja nun auch der Winter mit seinen kalten Regen und den lauten Winden, die das Wasser des Sees aufwühlten. Da war während mehreren Wochen nur das Tosen der wilden Elemente hörbar. Der Klang der Glocken wurde von ihm verschlungen.

In dem riesigen Zimmer war es eisig. Maddalena lag mit Tüchern und Decken beladen, wie eine Eidechse, die in ihrem winterlichen Schlupfwinkel sich unter welken Blättern verbirgt, auf ihrem Lager. Die spärliche Wärme des Kamins, in dem große Stücke Olivenholz mit leisem

Zischen schwelten, drang nicht bis zu ihr. Sie dämmerte so hin. Ab und zu aufgeschreckt durch das Toben Ghisellis, der ihren Starrschlaf erzwingen wollte. Nach solchen Wutausbrüchen des Doktors bekam sie Schreikrämpfe, die den Schuldigen der Verzweiflung nahe brachten. Er stand wie der Mann im Märchen vor dem geschlossenen Felsentor, hinter dem die Wunder schliefen und schlug sich die Knöchel wund an dem harten Gestein.

Zuweilen begann er zu flehen.

‚Maddalena,‘ sagte er, ‚ich habe nicht lange Zeit mehr. Mein Leben neigt sich, ich muß das Geheimnis wissen, das ich so nahe weiß. Nur du stehst dazwischen. Wir wollen diesen tückischen Körper forträumen, damit ich auf strahlender Brücke in das Wissen eingehen kann. Ich fühle mich krank und schwach. Ich sehe meine im Dienste der Geister geopferten Jahre, meine verbrannten Jahre! Werde ich nicht bald erhört, so ist es zu spät.‘

Sie antwortete:

‚Wenn du wüßtest, wie ich leide! Könnte ich dir helfen! Immer, wenn ich deinen Willen tun will, packt mich grauenvolle Angst, fürchterliche Angst.‘

Da schwieg er. Er beruhigte sich selber. Warte nur, sprach er zu sich, eine kleine Weile, die Geister haben Gründe, sich mir zu verbergen.

Und er wartete. Darüber kam der Frühling. Er hoffte viel von ihm, auch für Maddalena. Aber als er zum ersten Male in den Garten kam, fand er ihn versumpft, von feuchten Dünsten erfüllt, die unter den Baumkronen sich nicht regten. Eine Stunde atmen in dieser Fieberluft würde Maddalena töten, fühlte er. So heiß die Sonne auch an den Mittagen brannte, sie vermochte die Giftwolken nicht zu vertreiben, ja sie schienen dichter und gefährlicher zu werden. Ungeheuere Scharen von Mücken und Fliegen wogten wie Rauch in den Büschen hin und her. Ein übler Dunst stieg auf. Ghiselli dachte keinen Augenblick daran, Arbeiter zu dingen, die Wildnis zu lichten; er fürchtete die Nähe fremder und lauter Menschen. Er half sich, indem er die Fenster nach dem Garten verschlossen hielt. Wollte Maddalena Sonne und Luft haben, nun wohl, so würde er sie auf den schmalen Balkon der Gassenseite betten, der hoch über den Dächern der Dorfhäuser sich erhob und ringsum vergittert war wie ein Käfig.

Dort verbrachte Maddalena nun ihre Tage. Da ihr Lager den schmalen Raum gänzlich ausfüllte, so mußte Ghiselli im Gemach bleiben, das für Maddalena, die in der strahlenden Helle war, immer ein wenig dunkel zu sein schien. Sie empfand das ruhelose Wandern, das halb-

laute, kaum abbrechende Murren wie Zeichen der Anwesenheit eines gefährlichen Tieres in seiner Höhle.

Aber an jedem Abend wartete sie nun wieder auf die geliebten Glockentöne.

An einem Tage im März hörte sie die Glocken nicht. In der Nacht lag sie wach vor übergroßer Enttäuschung. Als auch am anderen Tage die Sonne unterging, ohne daß die Glocken ihren melodischen Mund öffneten, überkam sie eine so große Traurigkeit, daß sie dem Tode sich nahe wähnte.

Sie glaubte nun nie wieder jenes unerklärliche Glück fühlen zu können, das sie beseligt hatte. Am dritten Tage vermochte sie kaum auf den Füßen zu stehen. Sie zitterte wie eine Schwerkranke.

Ghiselli ging mit glühenden Augen um sie herum. Zuweilen knirschten seine Zähne.

Sie verbrachte den Tag, ohne ein Gefühl vom Leben zu haben.

Die Sonne vermochte nicht mehr, sie zu erwärmen. Mit geschlossenen Augen blieb sie liegen.

Das Gestirn neigte sich. Der Horizont wurde golden. Die Berge entzündeten sich. Es wurde sehr still. Violette und grünliche Ströme fluteten über den Himmel. Dann wurden die Ränder grau, verbreiterten sich und schließlich war es, als wenn eine dichte, gewaltige Decke sich über den farbigen Schein breite, der nur noch hie und da, in Pünktchen, matt durch das Gewebe schimmerte.

Dann kam die Dunkelheit.

Es war kein Schimmer von Licht noch auf der Erde, als plötzlich mit gewaltiger Kraft die Glocken von St. Andreas zu läuten begannen. Sofort fielen die der neuen Pfarrkirche, die dem heiligen Herkulanus geweiht war, ein, und dieser tönende Gesang war so stark, daß Maddalena in ein krampfhaftes Zittern fiel. Sie richtete den Oberkörper auf. Auch Maclino läutete jetzt. Es verschmähte die träumerischen und weichen Töne und ließ ohne Hemmung seinen dreistimmigen Jubelgesang erschallen. Die Berge hallten wider. Es schien, als müßten die Kirchen des ganzen Landes ein überschwengliches Glück hinausschreien. Diese Töne schienen die Dunkelheit mit Licht zu durchdringen; jeder, der sie wahrnahm, mußte befreit aufatmen, als sei eine lange, finstere Nacht endlich vorbei.

Maddalena empfand das so.

Aber kaum ließ der freudige Schrecken in ihr ein wenig nach, als sie erstaunt und zweifelnd den Kopf hob. Klang da nicht Musik? Gesang im Chor?

Sie blickte in die Gasse hinab, die tief unter ihr lag wie ein schwarzer

El Greco/Detail aus dem Begräbnis des Grafen Orgaz.



Abgrund. Sie sah nur den hohen Torbogen, der vom Palazzo aus die Straße überspannte, dunkel gegen den ein wenig helleren Himmel sich abheben. Aber dieser Bogen wurde jetzt von unten durch Kerzen erleuchtet, die Menschen unter ihm dahintrugen. Und sofort erklang auch deutlich eine einfache Melodie, die klar und ruhig war wie glückliches Gemüt, erklang aus den Kehlen von Männern und Frauen, deren Gesichter im Kerzenschein glänzten, wurde lauter und erfüllte schließlich ganz die Gasse, an deren Häusern ungeheuerliche Schatten schwankten. Eine Gruppe von Musikern schritt langsam im Takt dahin. Ihre Instrumente warfen Blitze. Ein Kreuz schwebte im Zuge; auf großen Bannern glänzte die Goldstickerei; weißgekleidete Kinder mit bunten Lämpchen an Stangen zogen heran, die Lichter schaukelten hastig wie in einer holden Verlegenheit. Dann erschienen Männer, paarweise wandelnd; ihre eisenbeschlagenen Schuhe dröhnten auf dem Pflaster, ihre gebräunten Gesichter mit dem weitgeöffneten Munde, aus dem die Töne strömten, hielten ein kindliches Lächeln fest. Auch sie trugen große Kerzen, die sie geneigt hielten und die wie Fackeln flackerten. Und dann quollen aus dem Torbogen Scharen von Frauen, die den Kopf mit schwarzen Tüchern verhüllt hatten. Maddalena verstand, was die klaren und scharfen Stimmen sangen:

‚Mors et vita, duello conflixere mirando: dux vitae, mortuus, regnat vivus.‘

Wer war dieser ‚Herr des Lebens‘, von dem die Frauen sangen?

Etwa jene lebensgroße Figur, die Hände zum Segen erhoben, die hoch über den Köpfen, von Jungfrauen getragen, dahinschwebte? — Duftwolken stiegen auf, farbige Gewänder schimmerten; es klingelten Glöckchen, und ein weißhaariger Greis, der versöhnt lächelte, trug ein Etwas in den Händen, von dem Strahlen ausgingen. Der Gesang brach ab. Dann fragten einstimmig die Sänger:

‚Dic nobis Maria Magdalena, quid vidisti in via?‘

Und die Jungfrauen sangen:

‚Sepulcrum Christi viventis: et gloriam vidi resurgentis.‘

Sie haben die Herrlichkeit des Auferstandenen gesehen!

Aus Maddalena rang sich ein Erinnern los, ein unsicheres Erinnern an Erlebnisse ihrer frühesten Kindheit; es war ihr als wenn ein Licht in ihrem Herzen zu brennen beginne. Sie sah mit Entzücken auf diesen unsicheren Schein. Sie ging ihm nach durch die schwarze Finsternis ihrer Seele, begierig, einen bekannten, vertrauten Ort zu finden. Aber sie fand ihre Kindheit nicht wieder. Und doch glaubte sie so sicher zu wissen, daß sie schon einmal diesen Kerzenschein, die Musik, den Gesang erlebt hatte. Sie suchte die Erinnerung festzuhalten, aber sie entglitt ihr.

Da sank sie auf ihr Lager zurück. Die Gasse tief unter ihr war

wieder finster. Die Glocken schwiegen. Nur sehr fern, irgendwo klang verweht vom nächtlichen Winde ein Geläut, verschollen wie ihre Kindheit.

Sie weinte. Es war nicht jenes krampfartige Weinen, das sie sonst mit fremder Gewalt überfiel. Nein, es kam aus ihrem Innern, es war schmerzlich, aber süß.

Der Doktor Ghiselli schüttelte sie.

‚Komme herein!' rief er. Seine Stimme hatte einen bösen Klang.

Er packte sie rauh. Sie erhob sich taumelnd. Im Gemach war Licht. Ghiselli gewahrte ihre tränenden Augen.

Er stieß sie von sich und stand wie jemand, der gern noch mehr tun würde, wenn er nicht irgend etwas fürchtete.

‚Weshalb hast du geweint?' fragte er.

‚Ich weiß nicht.'

‚Hat dich der Mummenschanz so sehr gerührt? Weibertorheit! Haben unsere Meister nicht ebenso große Wunder vollbracht, wie jener es tat, den sie preisen? Wir haben auch Lahme gehend gemacht, sind auf den Wellen gegangen, haben Teufel ausgetrieben und sind über Bergesgipfeln geschwebt.'

Maddalena antwortete nicht.

Aber in Ghiselli klang eine Stimme: Die Zeichen und Wunder sind nicht das Wesentliche. Sind je so unabsehbare Scharen von einem irdischen Menschen also im Innersten g e w a n d e l t? Haben deine armen Künste je Menschen im Tiefsten beglückt?

Er stampfte mit dem Fuße auf, so daß Maddalena erschrocken emporfuhr.

‚Was starrst du mich an?' schrie er. ‚Flehe die Unsichtbaren an, daß sie dich würdigen, ihre Botschaft an mich auszurichten! Ich will nicht mehr dein Narr sein; ich muß Klarheit haben, in dieser Stunde noch, jetzt! Leg dich nieder, schließe die Augen, schick deinen Willen weg! Du gehörst mir, gehorche! Ich kann nicht mehr warten! Lausche, was die Geister sprechen, ich muß wissen, was ihre Absicht ist! Zeig mir das Gold! Wo ist sein Quell? Ist es eine Zauberformel, die das erdbewegende Metall ins Leben ruft? Ist es ein Stein, dessen Berührung alle Gegenstände in Gold verwandelt? Wo liegt das Geheimnis?'

Er hielt inne. Maddalena schien wirklich zu schlafen. Sie lag regungslos, mit geschlossenen Augen.

Ein schwaches, triumphierendes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Er erhob die Arme:

‚Die Stunde ist da! Ich fühle es! Die Zeit ist erfüllt! Ja, m e i n Ostern kommt! Du willst auferstehen, heiliges Gold!'

Er löschte die Kerze. Es war tiefe Nacht. Irgendwoher klang ge-

dämpft vielstimmiger Gesang. Welche Stimmen waren es? Waren es Menschen, die sangen, oder vernahm er die Chöre der Geister? Eine große Bewegung war in seinem Innersten. Er glaubte zu fühlen, daß etwas Wunderbares ihm näher und näher schwebte.

Da sprach Maddalena, unhörbar fast, begleitet von dem geheimnisvollen Gesange:

‚Gold. — Unermeßliches Gold!' — —

Heiser raunte er:

‚Wo, wo? Wohin soll ich gehen es zu finden? Antworte, sprich!'

‚Du — brauchst nicht — weit zu gehen! — Bleibe stehen — wo du bist! — Das Gold ist da — wo du bist! — Du mußt tief graben — sehr tief!'

Ghiselli stieß einen erstickten Schrei aus.

‚Hier ist es!'

Verstand er recht? Hier im Palaste? Wo — hier? Vielleicht eingebettet zwischen den Mauern? In den Fundamenten etwa? Oder tief in der Erde, auf der jetzt der Palast stand?

„Maddalena!' rief er.

Sie richtete sich auf.

‚Hast du kein Wort mehr für mich? Maddalena!'

‚O Ghiselli,' sagte sie, ‚du wirst nie wieder eine Botschaft erhalten.'

Also war diese letzte Botschaft die entscheidende! Wo sollte er anfangen. Vielleicht brauchte er nur die Fliesen aufzureißen. Er taumelte ziellos umher. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er stürzte zu seiner Truhe, stopfte sich die Taschen voll Geld, dann eilte er aus dem Hause. Seine gellende Stimme füllte die Gasse:

‚Arbeiter! Werkleute! Hier ist Geld! Wer will in meine Dienste treten?'

Aus den Schenken wankten Bezechte. Es wurden Fensterläden aufgestoßen.

‚Ich will euch reich machen! Das ganze Dorf soll reich werden!'

Sie sahen Ghiselli an und flüsterten untereinander.

‚Er will uns Geld geben? — Jetzt in der Nacht sollen wir arbeiten? Madonna mia, er ist wahnsinnig geworden!'

Ghiselli griff in die Taschen; die Goldstücke glänzten in seiner geöffneten Hand.

‚Spaten und Hauen herbei!' rief er. ‚Bringt Fackeln!'

Ein junger Bursche schob den Hut in den Nacken und trat vor den Doktor:

‚Nun,' sagte er, ‚was soll ich tun?'

Andere traten trotzig lachend hinzu: ‚Geld ist selten in Maderno, wir sind nicht Narren genug, es zu verschmähen.'

‚Kommt!' rief Ghiselli und ging voran. Das Gemach, worin ihm soeben die Offenbarung gekommen, war leer. Maddalena war verschwunden. Was kümmerte es ihn? Er rief die Arbeiter an:

‚Hierher! Reißt die Fliesen auf!'

Ein Mann zog zuerst die Jacke aus, indessen die andern sich noch ein wenig zweifelnd ansahen, spie in die Hände und erhob die Spitzhacke und führte den ersten Schlag.

◆ ◆ ◆

Von nun an erfüllte der Lärm der Werkleute den Palast. Doktor Ghiselli ließ Tag und Nacht arbeiten. Er war unermüdlich und lief von einem zum andern. Zuerst wurde der Fußboden des Gemaches zerschlagen. Unter ihm fand man nichts. Dann wurden die Wände eingerissen. Sie bargen kein Geheimnis. Man stieg in das Erdgeschoß, in den Keller. Man stieß auf ungeheure Fundamente aus Quadern, an denen das Eisen zerbrach. Ghiselli verlangte Pulver. Ein alter Arbeiter sagte ihm, daß das ganze Haus dann über ihnen zusammenstürzen würde. Schließlich war es besser, dachte der Doktor, erst an einem Ende zu beginnen. Er dingte neue Scharen von Leuten. Alle diese Menschen schlugen mit wütenden Gesichtern auf die ragenden Wände ein; sie zerbrachen die gewölbten Decken. Der Doktor glaubte plötzlich sicher zu wissen, daß die mütterliche Erde das Geheimnis berge. Der Garten füllte sich mit Schuttbergen; unaufhörlich fuhren die Maultierkarren hin und her. Staubsäulen stiegen auf und verdunkelten die Luft. Allmählich wurde das Haus kleiner, seine ungeheuren Wunden dampften. Die Landleute kamen von nah und ferne herbei und betrachteten stumpfsinnig die ragende Ruine. Und immer mehr feuerte Ghiselli die Arbeiter an. Er zahlte Löhne, die die Arbeiter mit schwindelndem Glück erfüllten. Es war ein wildes Getöse auf der Stätte der Vernichtung, das von den Bergen widerhallte. Kaum waren die Fundamente einige Meter breit freigelegt, als Ghiselli mit dem Graben beginnen ließ. Man durchwühlte die Erde, die gemauerten Blöcke zerbrachen krachend unter der Gewalt der Pulverexplosionen, tiefe Höhlen entstanden in dem braunen Erdboden. Am Rande der Schächte hockte Ghiselli und sah mit gierigen Augen in die Tiefe. Zweifellos würde plötzlich ein magisches Licht aus dem Boden dringen, oder eine marmorne Kammer würde zum Vorschein kommen, die das Geheimnis barg. Die Arbeit ging ihm zu langsam vorwärts. Derjenige, der einst diesen Palast gebaut hatte, konnte nicht inbrünstiger seine Vollendung herbeigesehnt haben, als Doktor Ghiselli sich sehnte, ihn dem Erdboden gleich zu sehen. Diese unaufhörliche Tätigkeit machte ihn glücklich. Er sah doch nun mit seinen Augen, wie das Haus von Tag zu Tag mehr zusammenschrumpfte. Alles regte sich nach seinem Willen, der verworrene Lärm der Arbeit entzückte

ihn; er schrie um sich verständlich zu machen Befehle umher wie ein Feldherr. Er war mit Schutt bedeckt wie ein Knecht. Er achtete es nicht. Mit seinem leichenblassen Gesicht, in dem die Augen brannten, mit seinem schwarzen Samtgewand, das schmutzig war, schien er aus dem Grabe entstanden zu sein. Die Menschen sahen ihn nicht ohne Grauen. Und immer noch zu langsam ging ihm das Abtragen der Mauern. Er wünschte alle die vielen Arbeiter, die jetzt an den Vorbereitungen tätig waren, mit dem Umwühlen des Erdbodens zu beschäftigen. Er befahl deshalb, in die Fundamente Löcher zu hauen und sie mit Säcken voll Pulver zu füllen. Als es geschehen war, ließ er alle sich zurückziehen. Er selbst stand hoch auf einem der riesigen Schuttberge im Garten und erhob dann die Hand, zum Zeichen, daß die Lunten entzündet werden sollen. Mit betäubendem Donner zerplatzte das mächtige Gebäude, wurde in einer schwarzen Wolke emporgehoben und stürzte zusammen. Nur ein Viertel des Hauses blieb stehen, ein schmales Stück, in dessen Wänden riesige Risse klafften. In den folgenden Wochen wurde der weite Park mit seinen toten Springbrunnen, seinen Lorbeerdickichten, seinen Olivenhainen, den dornigen Wildnissen der Rosen, die Weinspaliere — alles, unter dem Schutte begraben. Zwischen Ziegelhaufen ragten halbzertrümmerte Marmorplatten auf, Balken von poliertem Granit, mit Bildhauerarbeit geschmückt; große Stücke der Wände lagen dort, die noch Bruchstücke von Malereien trugen, bronzene Türen, zerbeult und verbogen, kunstvoll geschmiedete Gitter, deren Stangen wie Speere emporragten. Und darüber stand unbeweglich Tag und Nacht eine gigantische Staubsäule, die die Schiffer auf dem See mit Grauen betrachteten. Als die Stätte, wo ehemals der Palast der Gonzaga gestanden hatte, nur noch nackter Erdboden war, begannen Hunderte von Spaten und Hacken den Grund zu durchwühlen. Eine weite Grube entstand. Zuerst standen die Arbeiter bis zu den Knöcheln darin, dann bis zu den Knien. Sie sanken langsam tiefer, bis zu den Hüften, bis zur Brust; endlich ragten nur noch die Köpfe daraus empor; bis auch diese unsichtbar wurden. Dann gewahrte man nur, wie von unsichtbaren Schaufeln geworfen mit mächtigem Schwunge die Erdschollen emporflogen und an den Rändern der Grube gewaltige Wälle bildeten.

Aber nur Erde zeigte sich, Sand und Steine.

Nichts anderes.

Ghiselli sprach nicht mehr. Die Handbewegungen, mit denen er die Leute anfeuerte, waren zuckend und sinnlos. An der Stelle seines Gehirns fühlte er den Fanatismus wie einen Bleiklumpen.

An einem Tage im Herbst, gegen Mittag, zog einer der Arbeiter den Spaten, den er soeben in die Erde gestoßen hatte, entsetzt zurück, denn aus der Wunde quoll Wasser auf. Im Nu stand er bis zu den Knöcheln im

Sumpf. Er schrie laut auf, warf sein Werkzeug hin und lief davon. Seine Nachbarn taten es ihm nach. Das Wasser, das unaufhörlich mit drohendem Gurgeln aus dem Erdboden quoll, lief ihnen nach. Schreie ertönten ringsumher:

‚Der See kommt!'

Doktor Ghiselli sah den Aufruhr und hörte die Rufe; die Aufseher eilten zu ihm mit erhobenen Armen.

‚Der See kommt! Wir können nicht tiefer graben.'

‚Verfluchte Hunde,' schrie Ghiselli, ‚an die Arbeit!'

‚Aber so seht doch!' —

Ghiselli sah dort, wo die Grube gewesen war, einen Teich mit schmutzigem, quellendem Wasser gefüllt, das noch immer stieg. Sah er es wirklich? Er schloß die Augen. Wahnsinn! Er träumte gewiß! Neben ihm sagte jemand: ‚Unter dieser Halbinsel ist der See. Alle unsere Brunnen führen in den See!'

Sie riefen die Hilfe der Madonna an, daß das Wasser nicht steige und ihre Häuser bedrohe. Einer nach dem andern ging davon. Eine kleine Schar blieb noch unsicher stehen. Sie blickten auf den Doktor, der, das Gesicht in den Händen gestützt, regungslos dasaß. Als er sich endlich erhob und sie nicht sah, machten sie sich davon, indem sie nach den Goldstücken in ihren Taschen fühlten.

Michele Ghiselli stieg, ohne zu wissen, was er tat, auf den Trümmern umher. Ab und zu hob er irgend ein glänzendes Stück Marmor oder Bronze auf, starrte es minutenlang an und ließ es dann wieder fallen. Zuweilen nickte er blöde vor sich hin. Endlich setzte er sich auf einem Trümmerberg nieder, das Gesicht dem See zugewendet, die Hände zwischen die Knie gepreßt. Wenn er den Kopf sinken ließ, blickte er auf ein Stück Mauer, das bemalt war. Die Farbe zog ihn an. Er schien wieder zum Kind geworden zu sein, das an Glanz und Farbe Gefallen findet. Mit einem albernen Grinsen sah er auf eine Weiberbrust, die sich von dem Stein ihm entgegen zu heben schien. Eine Weiberbrust, vom Halse bis zu den Hüften. Seine Hand befühlte zögernd den Stein, dann streichelte sie ihn. O wie hell und leuchtend die Farben wurden! Er hockte sich geschäftig nieder und wischte mit beiden Händen ruhelos auf der glatten Fläche umher. Niemand störte ihn bei seiner wichtigen Arbeit. Ab und zu, wie ein Gassenjunge, spie er auf die Farbe und freute sich, als dieser verstümmelte Frauenkörper zu glänzen begann. Schade, die Schufte von Arbeiter hatten diese zarte Brust mit ihren Spaten zerkratzt; er rieb eifriger die zerkratzte Stelle und machte ein blödes Gesicht, als er sah, daß die Kratzspuren Sinn und Ordnung hatten, daß sie Buchstaben waren. Zweifellos waren es Buchstaben. Ganz deutlich las er ‚Ve . . .', aber dann fand er

nicht weiter. Erst am Ende wurden die Zeichen deutlicher. Endlich hatte er's: ‚hora'. Ah, ‚die Stunde!' Eifrig glitten seine Finger nun wieder zurück. Plötzlich lachte er: es hieß ‚Venit'. Er las es jetzt ganz deutlich: ‚Venit hora'.

Doch in diesem Augenblicke, als er ohne Verständnis diese zwei Worte vor sich hinsprach, stürzte hinter ihm einer der Erdwälle, vom See unterwühlt, klatschend in das Wasser. Er sprang auf, alles stand vor ihm! Er stieß einen Schrei aus und sah wild umher. Er gewahrte nur die Stätte der Verwüstung, auf die die Häupter der Berge und der ewige Himmel ernst herabsahen. Es war, als schrie ihm das ungeheure Trümmerfeld zu: ‚Die Stunde kommt!'

Um diesen Ruf zu übertönen, begann er zu schreien mit heiserer Kehle, wie ein Raubvogel, den das Eisen gefaßt.

Aber trotzdem hörte er unaufhörlich den schrecklichen Ruf. Da stürzte er davon, fiel nieder, raffte sich wieder auf, lief weiter mit zerschundenen Gliedern, ohne zu überlegen; nur um dem gewaltigen Ruf, der ihn peinigte, zu entfliehen, irrte er auf dem Schutt seines Hauses herum, bis er endlich vor der noch aufrecht stehenden Ruine Halt machte. In Schulterhöhe war ein vergittertes Fenster. Ein einziger Gedanke kam ihm noch. Er hob einen Strick auf, der am Boden lag, zog ihn durch die Stäbe und legte die Schlinge um seinen Hals; dann ließ er sich fallen. Und nach einem kurzen Schwanken hing sein Körper dort wie ein wertloses Bündel Kleider, das die Werkleute zurückgelassen.

◆ ◆ ◆

Nach diesen Gesichten lacht mir nun der junge Tag! Angelina klappert mit ihren winzigen Pantöffelchen nach dem Brunnen. Sie sieht nach meinem Fenster hinauf. Ich stoße die Flügel auf und winke hinunter.

Ach, diese köstlichen Atemzüge in der kühlen Luft; der See glänzt wie ein ungeheurer stählerner Schild. In den Rebengärten singen die jungen Mädchen.

Ich muß hinaus!

Ein einziges überschwengliches Gefühl des Dankes ist in mir, daß noch vor mir der junge Tag seine Siegesfahnen schwingt.

Angelina kommt mir mit dem Kupfereimer entgegen, in dem das kristallklare Wasser schwankt. Ein brüderliches Empfinden übermannt mich. Ich biete ihr die Hand und plötzlich ist es mir, als hätte ich hier in diesem zertrümmerten Palast, der ehemals ‚die Wonne von Maderno' hieß, nichts mehr zu schaffen. Nach dieser gesegneten Nacht komme ich mir vor wie verwandelt. Es ist kein klares Gefühl; nur sehe ich die Dinge jetzt mit anderen Augen an. Mir ist es, als hätte ich wertvolles gewonnen, das nichts und niemand mir wieder nehmen kann. Ich fühle

keine Unrast, sondern ich habe einen frommen und bescheidenen Wunsch nach Ruhe.

‚Höre, Angelina,‘ sprach ich: ‚Mir ist, als müßte ich nun doch abreisen.‘

Sie sieht mich ein wenig bestürzt an und neigt dann den Kopf. Ich sehe wohl, daß sie Tränen in den Augen hat. Aber ich weiß auch, daß, wenn ich bleibe, sie eines Tages noch mehr weinen wird. Deshalb ziehe ich sie neben mich auf die Bank und spreche:

‚Angelina, ich habe in dieser Nacht ein erschütternd Erlebnis gehabt; ich habe diejenigen gesehen, die vor mir dieses Haus bewohnten, arme Menschen, die alle das Glück auf falschen Wegen suchten und für die alle die Stunde des Erwachens kam. Es waren Menschen, die ihr Leben mit hoher Wissenschaft füllten und glaubten, daß der äußere Glanz des Lebens ihnen das Glück geben könnte. Dann solche, die in der Lust der Liebe satt zu werden sich vermaßen, andere, die ihr Leben mit Macht und Reichtum zu erfüllen gedachten. Den Frieden Gottes erstrebten sie nicht. Aber ihr Dasein hat mich gelehrt, den rechten Weg nicht zu verfehlen. Ich trug viel Schweres, bis gestern noch; es scheint heute alles von mir abgefallen zu sein. Ich habe wieder Mut, mich an Aufgaben zu erproben; ich spüre wieder Kräfte in mir. Ich muß dorthin, wohin ich gehöre: in die Heimat. Ich darf keine Stunde säumen, verstehst du mich?‘

‚Ich verstehe, daß Ihr fortgeht.‘

‚Auch, daß ich fortgehen muß?‘

Sie schüttelt den Kopf.

‚Aber vielleicht ist es besser so.‘

Dann geht sie ins Haus. Ich aber schreite zum See hinunter. Draußen am Dampfersteg steht der junge Zollwächter, dem ich bei Angelina im Wege war. Ich will ihm Freude machen.

‚Guten Morgen, Giovanni!‘

Er murrt etwas Unverständliches vor sich hin.

‚Höre, Giovanni, ich reise heute ab!‘

‚Ist es wahr?‘

‚Ja, mit dem Frühschiff. Willst du nicht Angelina helfen, meinen Koffer auf den Dampfer bringen?‘

Er sieht mich zweifelnd an, dann sagt er leise:

‚Angelina, Herr? Angelina ist eine Kokette!‘

‚Giovanni! Ein vernünftiger Bursch wie du sollte so etwas nicht sagen. Angelina ist in Wahrheit ein Engelchen.‘

Er lacht mit strahlendem Gesicht. ‚Meint Ihr?‘

‚Ich schwöre es dir; liebe ich sie doch selber wie ein Bruder. Aber du . . . he —? Du liebst sie ein wenig anders; gestehe es nur, Teufelskerl, der du bist!‘

‚O Herr!‘ macht er und grinst, dann geht er davon, dreht den Schnurrbart und drückt mit der linken Hand das Kreuz seines Seitengewehres herunter, daß die schwarze Lederscheide unternehmungslustig in die Welt sieht.

‚Werft nur alles in den Koffer!‘ rufe ich ihm nach. ‚Ich setze keinen Fuß mehr in das Haus, aber eilt euch!‘ —

Vor mir liegt der See. Hinter dem grünen Vorgebirge von Fasano mit seinen bunten Villen sind die dumpfen Räderschläge des Dampfers bereits hörbar. Und da erscheint auch das weiße Schiff und macht die Wendung in die Bucht hinein.

Also noch zehn Minuten.

Meine Freunde sammeln sich um mich her. Der Teufel soll den Giovanni holen! Gewiß hat er in jedes Haus geschrien, daß ich abreise.

Der Kaffeehausbesitzer eilt herbei, er hüpft wie ein Affe und beschwört mich, zu bleiben. Die Tabakshändlerin akkompagniert ihm mit ihrer tiefen Männerstimme. Der Schuhmacher, die Obstfrau, mein Bootsmann und alle die, die sonst auf den Stufen der Markussäule sich in der Sonne räkeln, — alle umstehen mich und verschwören ihr Seelenheil, wenn es nicht wenig freundschaftlich von mir sei, so rasch abzureisen. Indessen kommt der Dampfer näher. Auch Angelina und Giovanni kommen heran, den Koffer schleppend und eifrig zusammensprechend.

‚Lebt wohl!‘

Ich drücke wahllos Hände, denn der Dampfer legt an. Angelina streichele ich die Backe. Sie lächelt ein wenig. Giovanni erhält einen kräftigen Schlag auf die Schulter, aber er läßt mich nicht los, ohne mich an seine Brust gezogen zu haben und mir zwei laute Küsse auf die Wange zu drücken.

Jetzt schwankt das Schiff unter meinen Füßen; die Räder schlagen an.

Drüben auf der Brücke, die in den Schaumwellen auf und nieder schwankt, stehen sie alle und rufen einmal über das andere:

‚A rivederla Signore;‘

‚A rivederci!‘

Ganz vorn aber steht ein Paar, das mit Tüchern winkt, ich sehe es klein und kleiner werden. Sie winken noch immer, bis der Dampfer in rascher Fahrt um das Vorgebirge biegt. Nun liegt Maderno hinter mir.

Über die Gärten aber ragt noch immer der dunkelrot getünchte Giebel des Palazzo Gonzaga, jener arme Rest, den die Pulvertonnen Ghisellis verschont, und hinter ihm steigt der Berg an, der einst den Seraglio trug. Aber bald schrumpft alles zusammen; während der Berg Pizzocolo höher und höher seine scharfe silbergraue Spitze erhebt, wie das Ewige, das über den winzigen und verworrenen Geschicken der Menschen sich reckt.

# Greco Ein Problem der modernen Malerei
## Von Konrad Weiß

El Greco, der Grieche, ein in Italien gebildeter und in Spanien tätiger, also national entwurzelter Künstler, ein Geist, der die klassischen Elemente der Renaissance in seinen lodernden Schöpfungen verbrannte, ein mystischer Ekstatiker, dem gerade die geheimnisvollsten Wunder der christlichen Geschichte die liebsten Stoffe waren, ein Barockmaler, und zwar einer der frühesten, intensivsten und selbst manieriertesten, ein Gestalter, dem die Echtheit der Natur nichts, die Sprache der reinen, erdenlosen Formen alles ausdrückte, dessen Kunst ein Symbol, eine Formel ist, — dieser Künstler ist heute ein Ideal der Modernsten, ein Problem für unsere letzten Formsucher, vielleicht mit Hans von Marées zusammen — wie sehr sind die beiden selber wieder verschieden — eine Grundlage für die neue große Kunst, die wir von der nächsten Zukunft erwarten. Etwas Unklassisches und zugleich doch Naturfernes wäre also Ende und Bekrönung eines Jahrhunderts, das seine wissenschaftlichen und künstlerischen Kräfte teils bei der Durchforschung der klassischen Welt gesetz- und regelsicher geschult zu haben meinte, teils bei der Eroberung der Natur aufgerieben und zersetzt hatte! Der Anfang unseres neuen Jahrhunderts würde also das unlängst vergangene verleugnen als einen unfruchtbaren Wucherer, der klassische Formen nutzlos aufhäufte, als einen Bauern und Taglöhner, der im Werkeltag und in der erdigen Materie erstickte!

Das eine ist gewiß: der Anfang des letzten und der Anfang unseres Jahrhunderts sind nicht Kinder des gleichen Geistes. Freilich sind nie zwei Jahrhunderte gleiche geistige Gesinnungsbrüder. Und doch stellt sich immer wieder der Irrtum ein, als ob man eine frühere geistige Ausdrucksform, einen Stil wiederholen könnte. Das letzte Jahrhundert ist von diesem Irrtum gestempelt. An seinem Anfang stehen die architektonischen und plastischen Posen des Klassizismus. Vor hundertundzehn Jahren war Goethe der Anwalt der Klassik gegen den Naturalisten Schadow. Doch schien die Stunde der hellenischen Schemen geschlagen zu haben. Schon einige Jahre vor Goethes Polemik hatte Wackenroder seine ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders' geschrieben. Und heute vor hundert Jahren hatte sich die Sezession der Lukasbruderschaft von der Wiener Akademie bereits vollzogen; Overbeck war mit seinen paar Genossen nach Rom gepilgert und dort hatte sich Cornelius angeschlossen. Während nun aber in Rom allzufern vom charakterbildenden Leben einsame Ideale gepflegt wurden, kamen in Deutschland die Befreiungskriege, und die nationale Romantik rührte sich. Das Bäumlein der Kunst zog Saft aus heimischen Bodenwurzeln, und es ging ein leises Zittern durch seine Zweige gleich den lyrischen Schwingungen in gotischen Landschaften. Doch der gotische Geist konnte nicht erwachen. Schneewittchen mußte weiter schlafen; denn niemand nahm ihm den vergifteten Apfel aus dem Munde. Das ist der gleisende goldene Apfel der Hesperiden, das sind die glatten, runden Formen der klassischen, arkadischen Gärten. Cornelius verfiel dem erstarrenden klassischen Hauche. Overbeck und die Nazarener suchten den romantischen und christlichen

Geist auch zu sehr in klassischen Formen und konnten ihn deshalb nicht freimachen. Klassische Formen und gotische nationale Empfindungen gingen geistlose Kompromisse ein in den theatralischen Szenerien der Historienbilder. Die herbere hellenische Klassik verweichlichte und verluderte in weichlichen Renaissanceformen wie bei Makart, oder wucherte in üppigen Schmarotzerschößlingen aus wie bei Böcklin. Der klassische Geist, die absolute Vermenschlichung des Daseins, trägt den Todeskeim in sich. Eine ähnliche Schwere liegt auf den Werken von Feuerbach und Marées; dort die Schwermut einer Schöpfung, die Erinnerung bleibt, hier die Tragik eines absoluten Schönheitswillens, der keinen Zweck kennt.

Es blieb den gedanklich schaffenden Deutschen vorbehalten, die Kunst zu diesem Ende zu führen. Den reiner, künstlerischer, formaler gestaltenden Franzosen fiel die Aufgabe zu, die Malerei, das war eben die Kunst, in der das unmonumentale neunzehnte Jahrhundert sich am leichtesten ausdrücken konnte, in engeren Grenzen lebendig zu erhalten, ja neue Blüten treiben zu lassen. Aber auch dort konnte zunächst nicht die formenstarke Energie des großen Romantikers Delacroix beibehalten werden. Die Natureroberer brauchten Intensität im kleinen, nächstliegenden. Achtzig Jahre sind es, daß in der Schule der Barbyzoner der Paysage intime aufzublühen begann. Die Landschaftskunst Constables war vorausgegangen, vielleicht der einzige Fall, daß von England auf künstlerischem Gebiete etwas Gutes kam. Die Natureroberung, das Einfangen des Wirklichen, echter Realismus, Naturalismus war die Losung der kommenden Jahrzehnte. War sie es wirklich? Oder ist nicht vielmehr die ganze naturalistische Theorie eine Täuschung? Die intime Landschaft wirkte mehr durch ihren lyrischen Schmelz, der noch teilweise Härte aus Unvermögen ist, als durch ihr natürliches Aussehen. Der realistische Fanatiker Courbet ist ein Künstler, nicht weil er die Natur noch echter wiedergab, sondern weil er gleichgültige Dinge durch seine malerische Genauigkeit episch dauerhaft und bedeutsam machte. Und dann zog sich die Kunst gleich wieder weiter in ihre eigene Sphäre zurück, die Scheidewand der Form zwischen sich und der gemeinen Wirklichkeit aufrichtend. Die Impressionisten haben die Natur ihrer Schwere entkleidet, entmaterialisiert, formalisiert. Die großen Häupter des Impressionismus und seine Zerstörer, ein Cézanne und van Gogh, haben neue geistige Ausdrucksformen, neue Rhythmen aus den Dingen herausgewonnen, die nie noch so nah an den Dingen gehaftet hatten, z. B. an gegenständlich primitivsten Stilleben, und doch noch nie auch so frei und losgelöst über ihnen als geistige Impressionen geschwebt hatten. Die Natur ist nie der Zweck der künstlerischen Darstellung, sondern nur ein Mittel des geistigen Ausdrucks, der Form. Die Natur ist auch immer die gleiche, die Form aber ist die Sprache der Zeit, immer verschieden, immer neu, der Träger der Menschheitsideen und ihr zeitliches Kleid.

Während sich die gedankliche, hauptsächlich klassizistische, wenig gotische Kunst des 19. Jahrhunderts an Formen, meist Erinnerungsformen klammerte, vollzog sich die eigentliche malerische Entwicklung in der Farbe. Die Farbe ist nicht die Sprache des Gedankens, aber in ihr dramatisiert sich die Intensität

der Empfindung. Und wenn sie in Bewegung kommt, sich rhythmisch ballt und teilt, anzieht und abstößt, so wird das farbige Chaos Wille, Schöpfung, Leben, Kunst. Immer häufiger tauchte der Schatten des Delacroix in der Moderne auf und hinter ihm sein größerer Ahne Rubens. Die Farbe will immer materielle Konzentration des Ausdrucks, sie neigt zum Formalismus, aber auch zur intensivsten Impression. Deshalb ersteht der machtvoll dekorative Rubens, aber auch der seelisch abgründige Rembrandt. Neu ersteht die problematische Zeit des Barock. Kein Wunder, daß einer der frühesten, kühnsten, geistigsten und formal seltsamsten Barockmaler eben auch für die Allgemeinheit neu ersteht, nachdem er kaum für die engsten Feinschmeckerkreise entdeckt ist, el Greco.

‚Der Grieche', diesen Namen als Bezeichnung seiner Nationalheimat erhielt er in seiner neuen Wahlheimat; und dieser sein spanischer Name ist heute ein nom de guerre in den Kunstsensationen. Sein eigentlicher Name ist Domenico Theotokópuli; geboren ist er zu Candia auf Kreta. Sein Geburtsdatum wird zwischen die Jahre 1545 und 50 gesetzt. Der Insulaner entstammt also dem Machtbereich der venetianischen Handelsrepublik. Er kam aus einem Lande, das im nächsten Jahrhundert den Türken zufallen sollte, und ging in ein Land, das vor einigen Jahrhunderten noch großenteils unter maurischer Herrschaft gelebt, und in dem die maurischen Kunsteinflüsse mit ihren flächigen Impressionen noch immer nachgewirkt hatten. Vielleicht ist die Einwirkung der flächig-rhythmischen islamischen Kunst auf die Entwicklung der Barockkunst noch nicht genügend gewürdigt. Die weiteren bekannten Daten aus Grecos Leben sind klein beisammen. Sein Weg führte ihn nach Venedig. Ein Markstein ist das Jahr 1570, da hatte er als Schüler die ganze farbige Fülle der Renaissancemalerei bei Tizian erlebt, war auch schon mit dem neuen Chaos der Formen in Berührung gekommen, in das Tintoretto die wohlgefügte Kunst seines Lehrers Tizian hineinriß und zu neuen Gebilden verschmolz; und jetzt war er auf dem Wege nach Rom. Dort hat ihn wohl Michelangelo, der gewaltige Zerstörer der selbstgefälligen Renaissance und der Stifter einer wiederum transzendentaleren Kunstform, vollends aus dem arkadischen Garten der Renaissance herausgerissen, seine Augen gegen die weichen Sinnenfarben der Lagunenstadt gefeit und den rhythmischen Schwung seiner Seele beschleunigt. Die Seele des Malers aber flog leichter beschwingt als die Seele des Plastikers. Während Michelangelo ein Kämpfer gewesen war sein Leben lang, das er 1564 beschlossen hatte, können wir uns Greco nur denken als feinen, klaren, hochgebildeten Geist, der seine Formen in Entzücken schuf. Im besten Sinne ein Artist, einsam in seinen Kunstgebilden schwelgend, die ihm höchster geistiger Genuß waren, aber doch ein anders Einsamer auch als Rembrandt, dem die Einsamkeit eine liebe Bitternis, dem die Kunst kein Ergötzen, sondern nichts mehr und nichts weniger war als seine eigene Seele und als die Seele der Menschheit. Greco ist mit Michelangelo und Rembrandt verglichen ein seltener, problematischer K ü n s t l e r, Formfinder, Formalist, jene beiden, vor allem Rembrandt, sind seltene problematische M e n s c h e n, keine bloßen Formfinder, sondern selber künstlerische Urformen. Vielleicht kann nur der national fest verwurzelte Künstler Urformen schaffen, während der international Fortgetragene hohe Kulturformen

ausbildet und mit Wahl Boden und Hintergrund dafür findet. Wenigstens hätte Greco keinen harmonischeren Kontrast für seine vornehmen Gestalten und seine mystischen Schilderungen finden können als das auf schroffem granitenem Hügel aufragende, durch mächtige Brücken über den Tajo in seinem Eindruck von Unnahbarkeit bestärkte ‚kaiserliche' Toledo, die jahrhundertelang umkämpfte Feste, mit deren Namen auch der Name des Nationalhelden Cid verbunden ist, in deren Mauern die christlichen Kirchen die maurischen Moscheen verdrängten, aber die moreske dekorative Kunst, das Mudejar, angenommen hatten, wo diese Kunstweise in die Gotik hineingewuchert war und im plateresken Stil der Renaissance ähnlich wirkenden kleinrhythmischen, ziselierten Impressionen begegnete. Schon hatte die glänzende Stadt aber, als Greco daselbst kurz vor dem Jahre 1577 sich angesiedelt hatte, angefangen, von ihrer Höhe als Mittelpunkt Spaniens und damit der Monarchie herabzusinken, deren Herrschaft die alte und auch die neuentdeckte neue Welt umspannte. Fünfzehn Jahre früher war die Residenz nach Madrid verlegt worden, und der Zauber der Vereinsamung und des Verfalles fing an, die stolze Bergstadt langsam einzuspinnen. Hier war der Ort, wo Greco seine flimmernden Formen in kühlen und doch glühenden Farben schuf, seltsame Phänomene, fast Irrlichtern gleich, oder Lavaflämmchen, die auf den erstarrenden Massen einer alten, aber künstlerisch oder wenigstens malerisch noch wenig originellen und fruchtbaren Kultur aufleuchteten. In Toledo ist Greco im Jahre 1614 gestorben.

Als Greco starb, war Velazquez 15 Jahre alt. Dieser große spanische Barockmaler hat nun plötzlich in seinem bisher fast kaum genannten Vorläufer einen gefährlichen Rivalen erhalten, der ihn aus dem Geschmack der modernsten Kunstkreise verdrängt und selbst in seiner kunstgeschichtlichen Stellung erschüttert, wenn er ihn auch nicht stürzen wird. Greco hatte in Cossio seinen grundlegenden spanischen Biographen bereits erhalten, auch der Kunsthandel hatte seine Werke bereits als exquisite Wertobjekte entdeckt, als Julius Meier-Graefe seine ‚Spanische Reise'* machte, um seinen bis dahin hochgeschätzten Velazquez an Ort und Stelle zu verehren, und nun seinerseits Greco entdeckte. Meier-Graefes Enthusiasmus für Greco ging ganz auf Kosten von Velazquez; er fand, daß ‚Velazquez kein großer Maler, noch weniger ein großer Künstler war'; bald war ihm das ganze Velazquezproblem überhaupt langweilig. Das war dann die deutsche Kunstsensation der letzten Jahre. Über Meier-Graefe spottet man oder entrüstet sich, aber mit Greco beschäftigt man sich und sucht Kunstgesetze kaum weniger als bei Hans von Marées, den ebenfalls Meier-Graefe vollends in Mode gebracht hat.

Daß Greco als eine eigenartige Erscheinung neben Velazquez bestehen kann, geben die Freundwilligen und Fortschrittlichen zwar zu. Den Kunsthistorikern, die absolute Wertstufen festlegen wollen, ist es aber immer un-

---

* Die Reiseberichte, kritischen Kunstbetrachtungen u. a. sind unter obigem Titel in einem gediegen ausgestatteten Buche erschienen, in dem die meisten der besprochenen Bilder, nicht nur von Greco, wiedergegeben sind. (111 Abb.) S. Fischer, Verlag, Berlin. 12 u. 14 M.

angenehm, wenn in ihre Staffelung nun plötzlich Verschiebungen kommen. Solche müssen aber immer wieder eintreten. Die moderne Kunst ist und bleibt doch immerfort wenn auch nicht der absolute Gradmesser, so doch die lebendigste und empfindlichste Neuprüfung der alten Kunst. In der modernen Kunst ist immer irgendein Element der alten Kunst besonders lebendig und für die modernste Kunst, die den Materialismus und Naturalismus überwinden, die nicht wiedergeben, sondern gestalten möchte, ist Greco, nicht Greco als formales Vorbild, aber Greco als geistiger Gestalter, intensiver Empfindungsmensch, als Naturüberwinder wichtiger als Velazquez. Diese Witterung, die man nur bei innigster Vertrautheit mit der Kunst haben kann, hat Meier-Graefe gehabt. Was der Realist Velazquez für die positivistischen Impressionisten von 1870, für Maler wie Manet war, das kann Greco für die heutige neue Generation — nicht sein. An den Realisten Velazquez war leichter anzuknüpfen, zumal der Anschluß mehr äußerlich und zufällig war und die malerische Tüchtigkeit des analysierenden Spaniers mit der analytischen Naturanschauung und malerischen Entwicklung parallel ging. An den Idealisten Greco, an einen stark formenbildenden, synthetischen Künstler kann nur angeknüpft werden, indem man eine ähnliche formbildende Ausdruckskraft zugrunde legt, indem oder wenn man seelischen Gehalt hat; das ist keine Bedingung, sondern eine Vorbedingung. Andernfalls verfällt man dem Formalismus und der Manier; von dieser ist denn auch z. B. Hofer, ein Führer der allerdings noch in jeder Beziehung ungeklärten modernsten Moderne nicht frei.

Seit Jahren wird als die Kernfrage der Kunst, auch in der Kunstgeschichte, die Naturwahrheit, der Fortschritt in der Wiedergabe der Wirklichkeit betrachtet. Und doch liegt das Wesen der Kunst nicht in der Naturdarstellung, sondern in der Formfindung, in der Ideendarstellung, oder da dies mißverständlich, gedanklich klingt, in der Darstellung seelischen Gehaltes. Freilich schließt auch die Naturdarstellung seelischen Gehalt ein, aber hier bleibt er immer zu sehr an das Natürliche, Gegenständliche gebunden, unfrei. Außer man benützt die Natur zu einfachen, jäh wirkenden rhythmischen Bewegungsformen wie Cézanne oder läßt sie alles Gegenständliche und Materielle in sich einsaugen, daß nur noch herbe rhythmische Symbole übrig bleiben, Fetische beinahe des Lebens, denen ein urweltlich starker und doch aus unserer eigenen Brust gesättigter Odem eingehaucht erscheint wie bei van Gogh. Aber ist damit die ganze Fülle unseres menschlichen, die genaue allseitige Bestimmtheit unseres modernen Seins objektiviert? Findet der Mensch in der Natur die Grenzen und Enden seines Wesens? Die Fortschritte in der Naturdarstellung bedeuten nur eine Weiterentwicklung der Kunst, aber keine Höherentwicklung; sie bedeuten eine unerläßlich notwendige Verbreiterung der künstlerischen Basis, aber keine Überwölbung; sie sind eine Orientierung nach unten, nach vorne, auch nach innen, aber nicht nach oben. Nun setzt die Reaktion gegen den Naturfanatismus langsam kräftiger ein*. Bei den Modernsten schlägt sie aber bereits

* Meier-Graefe ist schon lange, besonders auch in seiner ‚Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst', ihr Fürsprecher; er ist ein Dogmatiker, neigt zum Formalismus, faßt

ins Extrem um. Greco ist auch ein Extrem gegenüber allem Naturalismus; er ist ein um so lehrreicheres Problem der modernen Malerei.

Die Bilder Grecos sind voller Fehler, d. h. die Klassiker und die Naturalisten müssen daran eine Menge Unwahrheiten und anatomische Unmöglichkeiten finden. Die Körper sind unnatürlich in die Länge gezogen, die Hälse verdehnt, die Glieder verdreht, die Gesten der Hände z. B. bei dem Engel auf der ‚Kreuzigung' so selbständig betont, daß sie wie losgelöst, weggeschleudert erscheinen, die Gestalt Johannes des Täufers willkürlich muskulös und abgemagert, um die Lichter spielen zu lassen, die Engel auf dem gleichen Bilde gespannt wie Bogensehnen, übermäßig und jäh verkürzte Haltungen, die Gewänder, Wolken, Felsen nicht natürlich materiell, sondern immaterielle knitterige Fluten, die sämtlichen Bildelemente, lebende Körper und leblose Gegenstände aufs Äußerste konzentriert, nach der Mitte gedrängt, schon auf seinen früheren Bildern, wie auf der ‚Kleiderberaubung', deren Komposition aus seinen ersten spanischen Jahren stammt, noch mehr in seinen späteren, dem ‚Begräbnis des Grafen Orgaz', der ‚Taufe Christi', einer ‚Unbefleckten Empfängnis'* und allen andern. Immer mehr wallen die Elemente ineinander, immer substanzloser werden die Körper; immer flackernder die lichten Formen. Die Bilder verlieren alle Erdenschwere, drängen nach oben, schweben, die Erde entschwindet, der Himmel öffnet sich, die Szenen fließen ineinander über in einer neuen Welt. Die Gebärden der Menschen und Geister sind in Verzückung erstarrte, in Inbrunst lodernde Gesten, ein inbrünstiges Chaos, in dem alles irdisch Organische, alle Natur verzehrt wird, und neue reine Formen, eine gleich viel wert der andern, eine geistige Materie, eine Übernatur leuchtend ersteht. Diese Kunst ist das Ende der Welt, der jüngste Tag der Natur. Der Geist entschwebt als schlacken- und hüllenlose reine Form, als reiner Ausdruck.

So sind die sogenannten Mängel nur notwendige Äußerungsformen, Träger des Ausdrucks. Form und Ausdruck sind so sehr aufs innigste verbunden, daß sie einfach dasselbe sind, Bildgehalt, Seele. Der mystische und ekstatische und dabei doch wieder in kühlen Farben geklärte, in blauen Azur getauchte Ausdruck in den Werken Grecos ist nur in seinen individuellen Formen möglich. Seine Bilder sind seine Seele. Die ganze Seele freilich des Künstlers und der Menschheit bleibt unfaßbar hinter den Formen. Die Formen fließen daraus hervor, nehmen individuelle Gestalt, nehmen den stilistischen Ausdruck ganzer Epochen an, formen sich nach den Eigenarten der Völker, wandeln in erstaunlicher und unerschöpflicher Vielfältigkeit durch die Jahrhunderte, erscheinen und verschwinden zu ihren Zeiten. Und die Seele bleibt unfaßbar

---

vom Gehalt fast nur die Äußerungsform, die Oberfläche, das artistisch Faßbare. Sei's drum, mag manches Unsympathische mitunterlaufen; sein Wirken ist doch verdienstvoll und in Künstlerkreisen sehr geschätzt. Es ist eine notwendige Gegenwirkung, ein großer und wertvoller Fortschritt gegen Muthers feuilletonistische Kulturpsychologie.

* Diese, eines der seltsamsten und vergeistigtsten Bilder Grecos, eine mit genialer religiöser Intuition geschaffene, mit innerlicher Erregung erfaßte und in einer wunderbaren Kompositionsrhythmik gestaltete Schöpfung war während des Januars mit einigen anderen Grecowerken in der Galerie Heinemann, München, zu sehen.

hinter ihnen, der reinste Ausdruck läßt stets die reinste Form ahnen und läßt sie nie entstehen.

Wie die Seele stets zwischen sich und der Form ein ungelöstes Rätsel läßt, das zeigen besonders deutlich nationale Unterschiede in der Bildgestaltung. Greco, der in Spanien tätige Grieche, ist im wesentlichen, er mag auch ganz im allgemeinen durch die glänzende islamische Flächenrhythmik beeinflußt sein, ein romanischer Gestalter; er projiziert den Ausdruck möglichst voll in die Formen, er objektiviert seine künstlerischen Träume, er verlegt seine Seele in das Werk und behält sozusagen nichts mehr zurück. Und dann, er liebt seine Schöpfung als etwas Zweites, von ihm Getrenntes, er spiegelt sich darin. Ein germanischer Künstler wie Rembrandt spiegelt sich nicht in seiner Schöpfung, sie bleibt immer ein Teil von ihm, er bleibt ein Teil von ihr. Er verlegt das Werk in seine Seele. Er gibt dem Bild nicht viele positive Formen, er läßt seine Seele sozusagen in den Zwischenräumen stehen. Der Romane, könnte man sagen, hat seinen Ausdruck in dem, was da ist, der Germane in dem, was nicht da ist. Das Problem Greco ist für die moderne deutsche Malerei deshalb gefährlich. Der Deutsche berührt sich mit dem Romanen leicht aus Gegensatz. Wenn ihm der Ausdruck fehlt, stellt er gern die Form dafür ein. Was aber dem Romanen echter Formalismus ist, wird bei dem Germanen dann Manier. Wir täuschen uns gewiß nicht ganz mit der Annahme, daß bei der plötzlichen Vorliebe für Greco äußerliche Neuerungssucht und Manierismus mitspricht. Man fühlt unklar die Mängel der heutigen Malerei und nimmt sich als Ideal ein Extrem, einen Endpunkt, wo wir an einem Anfangspunkt stehen. Greco ist das Produkt einer malerischen Hochkultur und einer noch einheitlichen hochkultivierten Zeit. Daher das Weltmännische in seinen religiösen Bildern und der Eindruck des fast Morbiden in seinen Darstellungen. Wo ist aber, abgesehen von einigen Großen, in der Gegenwart mit ihrer öden Naturpinselei und ihrem Stimmungsdunst trotz aller reinen Malerei ein hohes malerisches Niveau? Und vor allem, wo ist heute der Gehalt, der zwingend neue Formen schüfe? Ohne diesen wird das Resultat ebenfalls Manier sein. Denn ohne Gehalt ist immer leichter, mit der Natur gute Kunst machen, als ohne und gegen sie.

Das Verhältnis von Seele und Form zu verschiedenen Zeiten ist der Zeitstil, der Zeitgehalt. Greco ist ein Barockmaler. Er hat das Wesen der Renaissance überwunden, die wohlgeordneten Bildelemente gestürzt, den sinnenfreudigen Menschenkult in seinen enggeschichteten Bildern wie auf Scheiterhaufen verbrannt. Die Historiker messen den Zeitraum der Renaissance im allgemeinen zu weit, da sie einige Fortschrittselemente wie Bewußtwerden des Menschen, organische Raumgliederung einseitig betonen, und betrachten das Barock dann viel zu sehr als eine Fortsetzung und Degeneration der Renaissance. Das Barock hat aber einen von der Renaissance weit verschiedenen, entgegengesetzten geistigen Gehalt; es ist auch als Stil der Gegenreformation zu eng gefaßt. Das Barock ist die wieder intensive Anknüpfung an das Außermenschliche, eine Überwindung der Renaissance und trotz der teilweisen, formalen Weiterentwicklung von dieser aus — sein anderer Stilteil ist naturalistisch — ein energischer Wiederanschluß an das religiöse Mittelalter. Es hat trotz

El Greco/Begräbnis des Grafen Orgaz.





tiefster Gegensätze viele Elemente mit der Gotik gemeinsam. Es ist weiterhin ein Kampfstil, voll rebellischer, formalistischer und naturalistischer Elemente im Innern und mit nicht mehr ungebrochenen Kräften nach außen; ein Triumphstil, der mit Kraftnaturen wie Rubens paradiert, dem aber die Gestaltung des religiösen inneren Lebens nicht immer gelingt. Wo sie gelingt, da wird das Tiefste, aber auch das Problematischste gegeben wie bei Rembrandt. Vielleicht liegen aber gerade in den Anfängen der barocken Erregung, bei Tintoretto, bei Greco vorbildliche Möglichkeiten, neuen seelischen Gehalt auszuformen. Vielleicht hat Greco, nicht der barocke Formalist, aber der Immaterialist für eine neue christliche Kunst Bedeutung. Dabei fassen wir Greco, der schon zu seiner Zeit keine Schule bilden konnte, nicht als Lehrer und Vorbild, sondern natürlich als malerisches Problem. An die Renaissance oder auch an den modernen Klassiker Marées kann eine zukünftige christliche Kunst nicht anknüpfen. Anknüpfungsversuche wurden bisher, wie z. B. von den Nazarenern, den Präraffaeliten, an die Spätgotik, an die Frührenaissance gemacht. Das Quattrocento unterscheidet sich noch wesentlich von der Renaissance, und seine junge Naturhaftigkeit konnte für eine naturhafte religiöse Kunst sehr förderlich sein, nicht besonders allerdings für die Nazarener, denen gerade die Naturhaftigkeit fehlte. Wäre nun vielleicht nicht gerade das Frühbarock, eine an der Natur schon malerisch geschulte, von ihr geläuterte Kunst vorbildlich für eine neue geistigere christliche Kunst? Nicht als Modell und nicht als letztes Ideal. Denn dem Barock eignet nicht der innerliche Organismus der Gotik, der eigentlichen christlichen Kunst. Es neigt zu einem formalen Materialismus. Aber heute, nachdem die künstlerischen Kräfte an der Natur geschult, die malerischen Grundlagen geschaffen sind, ist das barocke Problem zeitgemäß. Auch drängt der ganze Geist der Moderne, die Unstäte, die stets bewegte Seele nach einem zwar durch die Jahrhunderte getrennten, aber ähnlich gerichteten neuen Ausdruck.

Das Barock neigt wie auch die Moderne zu einem formalen Materialismus. Die außerordentliche Konzentration ist nicht ohne Hypertrophie. Die Bilder, z. B. die ‚Kreuzigung‘, bei der die Komposition besonders durchsichtig ist, die ‚Taufe Christi‘ und vor allem die ‚Auferstehung‘ eines von Grecos eigenartigsten Werken, weisen und führen in Diagonalen, Zickzacklinien und bewegten Kurven intensiv, fast gewaltsam einwärts und aufwärts, zur Konzentration und Vergeistigung, kaum daß etwas Landschaft oder auch nur der Boden der Handlung angegeben ist. — Welch guter Landschafter Greco indes sein konnte, zeigt der Blick auf ‚Toledo‘, eine wabernde Lohe und doch eine architektonische Ruhe. — Alles dient dem Zweck der Intensität, und doch tut gerade die Hypertrophie der Formen, die vermutlich den Modernen gerade am meisten gefällt, der Geistigkeit der Wirkung Abtrag. Auch Greco, der gerade Wunder, Geheimnisse und geistige Vorgänge, das Pfingstwunder, Mariä Krönung, Mariä Himmelfahrt, die Immakulata, Visionen des hl. Franziskus, den wunderbaren Vorgang beim Begräbnis des Grafen Orgaz, den die Heiligen Stephanus und Augustinus selber, zum Dank für besondere fromme Verdienste, in der Trauerversammlung erscheinend, zur Erde bestatten, die Verkündigung,

das Wunder, wie Maria ihrem Verteidiger, dem hl. Ildefons, erscheint, u. a. am liebsten schilderte, hat dem Barock seinen Tribut geleistet; der Mystiker wird ein Formalist und berührt sich so fast mit dem Extrem, mit dem Materialisten, natürlich nur formal, nicht inhaltlich.

Hierin berührt sich Greco mit Marées, beide als malerische Probleme betrachtet. Auch Marées, der in modernen Kunstkreisen so schnell größte Sympathien gewonnen hat und dem Meier-Graefe ein in seinen Grenzen gediegenes dreibändiges Werk widmete, ist ein Formalist im weiteren Sinne als Greco; er ist ein Sucher monumentaler Formen, ein Stilist, der die reine Monumentalität der absoluten Schönheit finden will. Er ist im Wollen weiter als Greco, und ist doch in engeren Grenzen geblieben. Es sind die alten klassischen Ideale, mit modernem Bewußtsein zu gestalten gesucht.

Greco ist ein engerer Formalist, pointierterer, bedingterer Artist, aber seine Grenzen sind weiter. Ja er wäre grenzenlos, wenn er nicht eben formalistisch pointiert wäre. Während die Klassik, die Renaissance sich selber beschränken, neigt das Barock zur Unbeschränktheit, Schrankenlosigkeit. Wieder ein Punkt, der sich mit der Moderne berührt. Ganz deutlich zeigt sich der Unterschied zwischen Greco und Marées in der Bildgestaltung. Marées hat seine Formen und Linien im Raum zur Raumklärung, Raumdurchfühlung, in sich zusammenschließenden Rhythmik. Grecos Linien, die leuchtenden Muskeln, die leitenden Bewegungen, die Gewandfalten liegen alle nach der Fläche zu, sind Impressionen, die die Vorgänge aus einem geheimnisvollen Hintergrund hervorstrahlen, Leitlinien der Formen und des Ausdrucks. Greco will den Raum nicht klären, sondern verdrängen, überwinden. Eine raumlose Kunst, eine zeitlose Impression. Während ferner bei Marées der besondere Gesichtsausdruck keine Rolle spielt, die anatomische Körperform vielmehr Bildträger ist, beruhen die Wirkungen Grecos ganz vorzugsweise auf in Ausdrucksformen verlegten seelischen Stimmungen, Schmerz- und Freudeäußerungen, so bei den Gestalten der Kreuzigung im großen, bei den um den toten Grafen Orgaz trauernd versammelten Rittern im kleinen. Schon deshalb sind die Linien bei Marées Wesenslinien, die ohne Affekt fast wesenlos werden, bei Greco Affektlinien, die allerdings ihrerseits wieder das Wesen überschneiden und verzerren können.

Wie schwer gestaltbare seelische Vorgänge Greco sich unternahm, dafür scheint mir ein Beispiel die Haltung der beiden heiligen Frauen und des Jüngers Johannes auf dem Bilde der ‚Kleiderberaubung', wo sie mit dem den Kreuzarm anbohrenden Henkersknecht, wie das Greco will, den Boden und Vorgrund verdecken und dem ganzen Bilde die Höhenrichtung geben. Ein Kritiker hat tadeln zu müssen geglaubt, daß im schroffsten Gegensatz zu der seelisch bewegten Christusgestalt ‚Johannes, Maria und Magdalena ohne jegliche Spur inneren Mitfühlens, ohne jeden Schmerzausdruck mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit dem Henkersknecht zuschauen, als ob sie noch nie in ihrem ganzen Leben ein Loch in ein Holz hätten bohren sehen'. Einem Künstler wie Greco ist eine solche Geschmacklosigkeit doch von vornherein nicht zuzutrauen. Die drei Gestalten — der Künstler brauchte die Gruppe als ruhigeren Unterbau für die obere, bewegtere Szene — blicken nicht teilnahmslos, sondern

mit im Schmerz erstarrten Haltungen und Bewegungen, in momentaner Selbstvergessenheit vor innerer Trauer auf die geschäftigen Bewegungen des Henkers. Der Schmerz und die pointierte Ablenkung spricht auch aus den Farben, besonders dem Zitronengelb. Eine Ablenkung der Blicke von Christus, aber eine Ablenkung, wie der Künstler nicht leicht eine schmerzlichere und mehrsagende hätte finden können! Und so fort. So seltsam Greco auf den ersten Anblick erscheint, so viel künstlerisch und menschlich Fesselndes ist an ihm.

Und seine Bedeutung gegenüber Velazquez? In unseren Fragen nach den tiefen Ausdrucksmöglichkeiten der Kunst ist Velazquez nicht vorgekommen. Es gibt eben Künstler, die für die positive malerische Entwicklung äußerst fruchtbar und bahnbrechend sind, die auch gerade den Stil ihrer Zeit besonders charakteristisch verkörpern. So Velazquez. Und es gibt Künstler, die keine Nachahmer finden können, die die Malerei als solche eher auf Abwege führen, die aber, seltene Geister, die Kunst in ihrer seltsamsten Geistigkeit, in ihren abstraktesten Formen und ihrer doch gerade deshalb individuellsten und natürlichsten Bedingtheit, in ihrer alleinigen seelischen Verankerung erkennen lassen. So Greco. Der eine verbreitert die Grundlagen, der andere bildet die Spitzen, zeigt die Enden der Kunst. Velazquez behauptet seine kunsthistorische Stellung unerschütterlich, Greco konnte vergessen werden, er kann aber wie ein Meteor wieder aufleuchten. Und daß er in der Gegenwart aufleuchtet, ist ein Zeichen der Zeit und eine Mahnung für unsere Kunst.

Das eine ist gewiß: Am Anfange unseres neuen Jahrhunderts liegt keine mit klassischen Skulpturen verzierte Schwelle; es breitet sich auch kein weicher Rasen und keine lockende Natur aus. Vor der neuen Kunst hängt ein Vorhang, auf dem rhythmische Formen leuchten, die Formen einer neuen geistigen Kunst. Die Periode des Barock war für die Menschheit eine schwere Zeit, aber künstlerisch war sie großartig; es war eine Lust zu leben. Die Gegenwart ist wenigstens an Geisteskämpfen reich genug. Und auch heute rührt sich künstlerisches Wesen, so daß man sagen möchte: Es ist eine Lust zu leben.



# Die Religion im Leben der Königin Viktoria
## Von Urban Zurburg

### IV. Viktorias Stellung zur Staatskirche und zum Episkopat.

Königin Viktoria war dem Ritualismus schon deshalb nicht wenig abhold, da diese Bewegung den eisernen Bestand ihrer Kronrechte ernstlich in Gefahr brachte. ‚Freiheit für die Kirche' war die Parole, welche in manchen Kreisen ihr Echo fand und mit logischer Konsequenz die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche herbeiführen mußte. Vertreter der hochkirchlichen Richtung und Führer im geistigen Kampfe mit Lord Halifax an der Spitze haben gegen die Suprematie der Krone in geistlichen Angelegenheiten entschieden protestiert und den Geheimen Rat, das Privy Council, in seinen gerichtlichen Entscheidungen in kirchlichen Fragen als völlig unkompetent zurückgewiesen. Viktoria glaubte, früheren Traditionen folgend, von den Rechten der Krone nichts opfern zu können.

Als Feindin kirchlicher Sonderbestrebungen drückte Viktoria dem Ministerium (30. Dezember 1842) offen ihr Mißbehagen aus, als in Schottland sich die Antipatronatvereinigung bildete und gegen diese Bevormundung durch die Krone Stellung nahm. Trotzdem Peel eine Kirchentrennung in Schottland befürchtete, wollte er der Königin nicht anraten, den Forderungen kirchlicher Reformer nachzugeben und mit Preisgabe bedeutender Zwilrechte der Krone eine protestantische Denomination der staatlichen Kontrolle zu entheben. Die Königin bezeichnete die Forderungen dieser Mitglieder der schottischen Generalversammlung (General Assembly), welche die Ausübung des Laienpatronats beschränkt wissen wollte, als ‚außerordentlich und unzulässig'. Die schottische Kirchentrennung, d. h. der Austritt von fünfhundert Geistlichen unter Chalmers aus der Old Kirk erfolgte am 18. Mai 1843. Die Getrennten bildeten seither die schottische ‚Free Kirk'. Diese nicht unwichtige Kontroverse, welche diese Sezession herbeigeführt hatte, veranlaßte Peel, der Königin einen Rat zu erteilen, den sie, wie oben angedeutet wurde, nicht ganz unbeachtet ließ. Der Minister schreibt: ‚Ihre Majestät wird erkennen, daß bei obwaltendem Stande der Kontroverse in der Kirche Schottlands ganz besonderer Grund vorliegt, die größte Sorge darauf zu legen, daß jeder Geistliche, der für eine Kronpfründe präsentiert wird, nicht bloß einwandfrei, sondern wenn möglich ganz eminent für sein Pastoralamt befähiget sei.' Chalmers war der erastianischen Auffassung der Krone entgegengetreten, und die vielfach willkürliche Besetzung geistlicher Ämter auch mit Unwürdigen hatte in jener Sezession unter Chalmers den folgenschweren Protest gefunden. Gladstone, der als junger Politiker mit Interesse diese Bestrebungen verfolgt hatte, nannte Chalmers, dessen Propaganda er als ‚wahrhaft nobel' bezeichnete, ‚einen Mann mit der Energie eines Riesen und der Einfachheit eines Kindes'.

Als 1874 die schottische Kirchenpatronatbill, welche das Laienpatronat durch Gemeindewahl ersetzte, in Frage kam, war Viktoria selber für diese Neuerung. Sie wollte es jedenfalls nicht mehr zu einer neuen Spaltung und Schwächung der Krone kommen lassen.

Gegen die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche hatte Viktoria mit jeder Faser ihres Herzens sich gewehrt. Von ihrer Opposition

gegen die Entstaatlichung der irischen Kirche war bereits die Rede. Die Vorlage für die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Wales brachte ihr manche Sorgen; die zweite Lesung dieses Entwurfes erfolgte am 1. April 1895. Die Königin konnte sich mit dem Ministerium Rosebery schon dieser Vorlage wegen nicht befreunden, wenn sie auch vorher Gladstones Sturz mit Genugtuung entgegennahm. Von Gladstones Stellung zu dieser Frage schreibt sein Biograph: ,Seit dem Jahre 1850 fürchtete sich Gladstone keineswegs vor der Entstaatlichung; im Gegenteil, er fürchtete vielmehr die Gefahren, welche die Verstaatlichung für die Integrität des Glaubens hatte.' Erzbischof Temple sah in der Trennung von Kirche und Staat in England ,einen Schritt nach abwärts für die ganze Nation'. Bischof Creighton, ebenfalls ein Freund der Königin, schrieb 1894: ,Wir müssen bei dem bleiben, was wir gehabt haben; die Entstaatlichung wäre nicht bloß ein großer Schlag für die Zivilisation in England, sondern in Europa überhaupt, wenn das alte England seine Verbindung mit der Religion aufgäbe*.' Übrigens fürchtete er von der Entstaatlichung mit Recht für den Anglikanismus in England eine rasche Auflösung, von der auch die Kirche im Gesamtreiche bald ebenfalls betroffen würde. Erzbischof Benson wies auf die Nachteile hin, welche durch die Entstaatlichung für die anglikanische Kirche in Irland schon entstanden seien; die Kirche stehe nicht besser da, die Entstaatlichung von 1868 sei ein großer Schlag gewesen. Der Gedanke an die Entstaatlichung der Kirche in England hatte ihn schon früh mit Wehmut erfüllt. Er setzte seine Hoffnung auf die Königin; kurz vor seiner Thronbesteigung als Primas der englischen Kirche bemerkte er von Viktoria: ,Sie hat sehr ernste Absichten, was die Aufrechterhaltung der Staatskirche betrifft.' Die Idee der Entstaatlichung gewann immer mehr Anhänger unter der hochkirchlichen Partei, doch warnte ihr Führer Pusey vor allzu voreiligen Schritten, als zirka tausend Geistliche für dieselbe sich ausgesprochen hatten.

Viktoria fühlte wohl mehr als ihre Freunde im Episkopat das Sonderbare ihrer Stellung als geistliches Oberhaupt der Kirche. Ein Gefühl von Scheu überkam sie immer, wenn sie den Huldigungseid der Bischöfe, die zu ihren Füßen knieten und ihr die Hand küßten, entgegenzunehmen hatte. Mancher Bischof empfand es, wenn die Königin so indifferent, kurz und frostig sich erwies. Der fromme Erzbischof Tait war ganzer Erastianer, der in der Staatskirche, wie Stanley, eine gnädige Fügung der Vorsehung erblickte. Schon 1857 erklärte er als Bischof in einer Versammlung der Bischöfe entgegen den hochkirchlichen Anschauungen, die Bischof Wilberforce verfocht: ,Die Königin ist, theologisch gesprochen, das Haupt der Kirche,' sie hat in dieser ihrer Stellung auch die Kompetenz, ,über die Lehrsätze zu entscheiden', ,die Berufung vom Erzbischof zur Königin hat mit gleichem Recht wie jene vom Bischof zum Erzbischof zu erfolgen'. ,In katholischen Ländern', sagte er, ,erhalten die Bischöfe ihre Sendung vom Papste, in unserm Lande erhalten sie ihre Mission von der Königin, welche die Stelle des Papstes einnimmt.' In dieser Gesinnung und Überzeugung kniete er vor Viktoria, um ihr den Huldigungseid abzulegen, und

* Mrs. Creighton Life and Letters of Mandell Creighton (London 1904) I, 99.

sein Tagebuch enthält noch eine dankbare Erinnerung an die Gefühle, die in jenem für ihn hochfeierlichen Augenblicke ihn erfüllten. Die Kirche als göttliche Stiftung und vom Staate unabhängige Heilsanstalt existierte für ihn nicht.

Die anglikanische Bischofswahl ist durch die Rechte, welche die Reformation dem Throne eingeräumt hat, fast zur Spielerei der Fürstenlaune geworden. Wohl wird die Wahl des neuen Bischofes vom Domkapitel in feierlichem Gottesdienste vorgenommen, dieses hat aber durch Weisung des Premierministers, der auch den Kandidaten vorschlug resp. bestimmte, gebundene Hände. Noch kein Kapitel wagte es, den vom Ministerium bestimmten Kandidaten zurückzuweisen; eine andere Nomination wird überhaupt nie aufgestellt. Jede Opposition gegen die Kandidatur scheitert an den strengen Bestimmungen der königlichen Suprematie (Praemunire), so daß Emerson über den kirchlichen Wahlakt, dem die feierliche Anrufung des hl. Geistes vorangeht, die sarkastische Bemerkung gemacht hat: ‚Der hl. Geist tut immer, was die Königin will.‘ Selbst Erzbischof Benson stieß sich an den ‚grotesken Zeremonien‘ der Feier in St. Mary-the-Bow, welche der Wahl zu folgen hat. Über die unwürdige Stellung der anglikanischen Kirche hat sich Bischof Wilberforce selber ausgesprochen, wenn er schreibt: ‚Die gesetzliche Staatskirche ist recht eigentlich ein Geschöpf dieser Welt, eine Maschine, um das geistliche Element in der wechselnden öffentlichen Meinung des Tages zu verkörpern. Ihre Regierung durch den Premierminister, ihre passive Untätigkeit, ihr beharrliches Schweigen, die absolute Nichtigkeit ihrer Rügen, die Tausende ihrer erklärten Anhänger, welche laut auflachen, sobald ihre Diener die bescheidene Sphäre von Beamten einer Nationalanstalt überschreiten, das alles sind Zeichen und Merkmale einer Knechtschaft, welcher auch die niedrigste Jumpersekte (Methodisten) sich nicht unterwerfen möchte, welche aber in unserm Departement des öffentlichen Gottesdienstes natürlich und angemessen wird.‘

Daß Viktoria jede Kritik ihrer kirchlichen Oberhoheit, wie sie ihr durch das Gesetz zukam, schwer empfand, zeigt ihr Verhalten gegen Bischof Philpotts von Exeter. Die Königin hat allerdings nie eine Lehrentscheidung getroffen; dies besorgte, wenigstens indirekt, ihr aus Laien bestehender Geheimer Rat, dessen Gerichtskomitee fast ausschließlich bei Streitfragen zugunsten der der Häresie Angeklagten entschied. Ein solcher Entscheid hat im Falle Gorham die satyrische und wenig dezente Bemerkung hervorgerufen, Kanzler Westbury habe ‚die ewigen Strafen der Verdammten mit Kostenfolge abgewiesen‘*. Erzbischof Gray von Capstadt hat anläßlich seines Streitfalles mit Bischof Colenso, dem er häretische Ansichten nachwies, der aber trotz seiner Verwendung schließlich von der obersten Instanz geschützt wurde, geschrieben: ‚Entweder wird der Geheime Rat die Kirche zerstören oder die Kirche muß den Geheimen Rat vernichten.‘

Die Königin mischte sich, wie oben angedeutet wurde, nicht stark in die theologischen Streitfragen ihrer Kirche. Jedenfalls gehörte es

* Gorham hatte unter anderem die Ewigkeit der Höllenstrafe geleugnet. Der Bischof, der sich gegen seine Anstellung gewehrt hatte wurde vom Geheimen Rat abgewiesen.

zu den seltenen Ausnahmen, wenn sie eine kirchenpolitische oder gar theologische Schrift zur Hand nahm; geschah es, so war es nur aus Rücksicht gegen ihre Freunde im kirchlichen Amte. So bemerkt Erzbischof Tait in seinem Tagebuch (22. Mai 1881): ‚Die Königin sagte mir, sie lese meine bischöflichen Anreden (Charges), was mich nicht wenig in Erstaunen setzte. Ich bemerkte ihr, ich dächte, sie würde dieselben zu langweilig finden, aber sie wollte dies nicht gelten lassen.'

Dechant Stanley, der intime Freund des Kronprinzen und früherer Begleiter auf der Palästinareise, hatte seinen bedeutenden lukrativen Posten in Westminster, der ihn jeder bischöflichen Jurisdiktion enthob, der besondern Gunst der Königin zu verdanken. Seine äußerst freisinnige Auffassung kirchlicher Lehre, vor allem seine extreme erastianische Färbung und alles umfassende Toleranz mochten Viktoria nicht unsympathisch berühren*. In einer Tagebuchnotiz bemerkte Stanley von seiner Privatunterhaltung mit der Königin und Prinzessin Alice: ‚Wir hatten eine längere Konversation über „Essays und Reviews" (siehe oben), über die Apokalypse und die Psalmen — sehr interessant.' Schon vorher hatte sich Viktoria mit dem Inhalt einer Broschüre Stanleys gegen den Subskriptionseid oder die Verpflichtung der anglikanischen Geistlichen auf die 39 Artikel der Kirchenverfassung bekannt gemacht. Die dogmatische Fassung dieser Artikel hatte schon früh in Stanley Bedenken hervorgerufen, die ihm den Eintritt ins geistliche Amt erschwerten. Später beruhigte er sich aber und war einer der ersten Kämpfer gegen diesen vermeintlich ungebührlichen Zwang. Jedenfalls war die bald folgende Broschüre ganz im Sinne der ‚liberalen Ideen', die Bischof Creighton der Königin nachrühmt. Viktoria äußerte ihrer Hofdame Lady Augusta Bruce, der spätern Gemahlin Stanleys, ihren Wunsch, von Stanley dessen Broschüre zu verlangen. Dieser war darüber hocherfreut und bemerkte bei Übersendung seiner Broschüre: ‚Ich hätte nicht gewagt, meine Schrift zu senden, denn ich möchte mir durchaus nicht den Anschein geben, als wollte ich unsere politischen wie kirchlichen Streitigkeiten ihr aufdrängen. Ich erblicke manchmal das Vorrecht einer hohen Stellung gerade darin, daß sie über solche kleinlichen Reibereien kleiner Kreise und besonderer Berufe erhaben ist.'

Im Gegensatz zur früheren Zurückhaltung der Königin dem Episkopat gegenüber trat in den späteren Jahren eine Änderung ein. Gegen Erzbischof Tait († 1881) und Benson († 1896) bewahrte Viktoria stets eine zarte, rücksichtsvolle, ja mütterliche Haltung; eine ebenfalls freundschaftliche Beziehung verband sie mit Erzbischof Temple († 1902) und Bischof Creighton von London († 1901). Es waren dies die Männer, welche das englische Kirchenschiff durch die erregten Wasser der religiösen Wechselströmung zu führen hatten. Alle arbeiteten mit Klugheit und Takt nach den Prinzipien der Broad Church, die für die kirchliche ‚Comprehensivesness' oder Weitherzigkeit des

* Sein Biograph nennt ihn ‚einen Dogmatiker in seiner Zurückweisung des Dogmas' l. c. I, 377. Tait bemerkt aber: ‚Stanley bestärkte im Glauben an den Herrn Jesus Christus eine Großzahl von Personen, die sonst von ihm sich abgewandt hätten'.

anglikanischen Kirchenbegriffes plaidierte. Tait hatte noch viel von seinem schottischen Presbyterianismus bewahrt, Benson aus der Low Church hervorgegangen, bildete mit seinen Freunden, den Gelehrten Lightfoot, Westcott und Hort eine gewisse christliche Nuance der Broad Church, huldigte aber nicht weniger einer kirchlichen Ästhetik, wodurch er in mancher Hinsicht auch mit den ritualistischen Bestrebungen wieder einig ging. Temple und Creighton bemühten sich, die Schärfen innerhalb der verschiedenen kirchlichen Richtungen möglichst zu mildern, was ihnen von der Königin bestens anerkannt wurde.

Viktoria teilte natürlich nicht in allen Punkten die Meinungen ihrer Freunde auf dem bischöflichen oder erzbischöflichen Stuhle. Die Königin war gegen den Antrag, ‚den Dissenters die Beerdigung ihrer Toten auf den Gemeindekirchhöfen nach ihrem konfessionellen Ritus zu gestatten'. Die ‚Burial Bill' wurde 1861 noch mit einer Majorität von 81 Stimmen vom Unterhaus zurückgewiesen. Jeder Dissenter oder Katholik, der auf einem Gemeindekirchhof sollte begraben werden, mußte also weiterhin unter anglikanischem Zeremoniell und unter Leitung eines episkopalen Geistlichen bestattet werden, d. h., wie man sich ausdrückte, bei seinem Tode wieder in den Schoß der anglikanischen Kirche zurückkehren. Es war übrigens früher schon anglikanischen Geistlichen der obligatorische Gebrauch des ‚Burial Service' aus dem offiziellen Gebetbuche auch für Andersgläubige und Unwürdige selber als unstatthaft erschienen und 1851 hatten 4000 Geistliche eine Änderung verlangt. Der Erzbischof von Canterbury überlegte die Sache mit einer Anzahl Bischöfe, fand aber, daß jeder Versuch einer Änderung auf unübersteigbare Hindernisse stoßen würde.

Viktoria war deshalb gegen die Burial Bill, welche die Zulassung der Beerdigung auch nach dem Ritus anderer Bekenntnisse befürwortete, denn sie sah in dieser Änderung ein Stück Entstaatlichung ihrer Kirche. Die Vorlage wurde wiederholt eingebracht. Bischof Wordsworth von Lincoln sah in diesem Gesetz, wenn es zustande käme, ‚das Begräbnis der Kirche Englands, nicht zwar als Religion, aber als nationale Staatsreligion'. Eine Petition auf Zurückweisung dieser Vorlage war von 16 000 anglikanischen Geistlichen unterzeichnet. Tait konnte in dieser Neuerung keine Entweihung der Friedhöfe finden. Er verwendete sich sehr um das Zustandekommen dieses neuen Gesetzes. Die Vorlage wurde 1881 Gesetz, und nachdem sich die Befürchtungen anglikanischer Kreise, wonach die Friedhöfe ‚Wildnisse', ‚Stätten von Aufruhr und Streit' würden, nicht erfüllt hatten, war die Königin ebenfalls befriedigt. Sie zürnte es dem Erzbischof keineswegs, zur Versöhnung der getrennten Konfessionen etwas beigetragen zu haben.

So uneinig wie die Bischöfe der Staatskirche in wichtigen kirchlichen Fragen waren, so uneinig war die Königin oft mit sich selber; von einer Grundsätzlichkeit in diesen kirchlichen Anschauungen war bei ihr auf dem Boden der stets sich nach den Zeitbedürfnissen richtenden Broad Church nicht die Rede. Das staatliche Ehescheidungsgesetz von 1857 (Act of Divorce and Matriomonial Causes), das an Stelle der früheren kostspieligen Parlamentsverhandlungen bei Ehescheidungsklagen (Divorce Bills) einen Ehescheidungsgerichtshof einführte, brachte den anglikanischen Episkopat in arge Verlegenheit. Die

Debatten im Parlamente, wo ein Bischof Wilberforce, ein Gladstone usw. die Vorlage ernstlich bekämpften, Erzbischof Tait sie aber unterstützte, bewiesen die stete Unsicherheit der anglikanischen Kirche in wichtigen Fragen. Der Begriff von der Unauflöslichkeit der Ehe dem Bande nach mußte von der Kirche in ihrer totalen Abhängigkeit vom Staate in praxi fallen gelassen werden. Erzbischof Tait erwirkte bloß für den anglikanischen Klerus die Vergünstigung, zur Einsegnung der Ehe des ‚schuldigen' Teils der staatlich Geschiedenen bei einer neuen Verbindung nicht gezwungen werden zu können. Jedoch darf kein Pfarrer einen anderen Geistlichen, der dies mit seinem Gewissen nicht unvereinbar findet, verhindern, diese Einsegnung in seiner Kirche vorzunehmen.

Der Begriff der Unauflöslichkeit der Ehe fand bei der Königin ebenfalls keine Gnade; wenigstens hat sie in jenem Falle die Heiligkeit der Ehe preisgegeben, wo einer der Kontrahenten das Unglück hatte, nicht aus fürstlichem Geblüte zu sein, und ihre persönliche Zuneigung zu gewinnen. So zwang sie den Großherzog von Hessen-Darmstadt, seine zweite morganatisch angetraute Gemahlin, Frau von Kalomine, zu entlassen. Eine Konsequenz und grundsätzliche Auffassung war um so weniger von ihr zu erwarten, als eine heillose Meinungsverwirrung auch selbst im höheren und niedern anglikanischen Klerus obwaltet.

Die Königin sah ferner mit Befriedigung der Aufhebung des staatskirchlichen Verbotes der Ehe mit der Schwägerin entgegen (Deceased Wifes Sister Bill). Das Gesetz selber kam erst nach ihrem Tode zustande und war von ihrem Sohne Eduard sehr befürwortet worden. In diesen ihren Bestrebungen hatte sie auch wiederum Bischöfe auf ihrer Seite, obwohl die gesetzlichen Bestimmungen des Alten Testamentes im Buche Levitikus (im Gegensatz zur katholischen Auffassung) als unabänderliche göttliche Bestimmung für alle Zeiten geltend vom offiziellen Prayerbook anerkannt worden sind.

Was in der Frage der Ehegesetzgebung und Ehescheidung der Königin zu bedenken gab, waren Punkte rein sekundärer und praktischer Natur. Bald nach Einführung des staatlichen Ehescheidungsgerichtes schrieb Viktoria an den Lordkanzler Campbell (26. Dez. 1859): ‚Die Königin möchte den Lordkanzler fragen, ob keine Schritte unternommen werden können, die jetzige Veröffentlichung der Verhandlungen vor dem neuen Ehescheidungsgerichte zu verhindern. Diese Fälle, welche notwendigerweise sich vermehren werden, sobald das neue Gesetz mehr und mehr bekannt wird, füllen jetzt schon fast täglich einen großen Teil der Zeitungsblätter an und sind so ärgerlichen Charakters, daß es einem fast unmöglich wird, ein solches Blatt einem jungen Mädchen oder Burschen in die Hand zu geben. Keine der schlimmsten französischen Novellen, vor welchen besorgte Eltern ihre Kinder zu schützen suchen, kann so schlecht sein, als das, was gebracht und auf den Frühstückstisch jeder gebildeten englischen Familie gelegt wird. Es muß dies von ganz verderblicher Wirkung für die öffentlichen Sitten des Landes sein.' Lord Campbell erwiderte, er könne leider nichts tun, da er mit einer entsprechenden Vorlage im Parlamente nicht durchgedrungen sei. Der gute Wille und die edle Absicht der Königin muß anerkannt werden, mehr von ihr verlangen, wäre bei der sonderbaren Haltung, welche der Episkopat

in dieser Frage einnimmt, fast unbillig. Auf der dritten pananglikanischen Synode im Lambethpalast im Juli 1897 konnten die 194 anglikanischen Prälaten, die auch von der Königin empfangen worden waren, keine Entscheidung in dieser wichtigen Frage geben. Die Synode legte bloß Verwahrung ein wider allzu häufige Anstellung von Prozessen bei den staatlichen Ehescheidungsgerichten. Selbst der liberale ‚Spektator' ereiferte sich über diese Entscheidung mit folgenden Worten: ‚Die Bischöfe sollten doch wissen, daß die weite Kreise der Geistlichen und Laien beängstigende Frage nicht darin bestehe, ob Gesuche um Ehescheidung zu oft oder zu leicht bewilligt werden, sondern ob das richterliche Urteil auch die Kraft in foro conscientiae besitzt, dieses „höchstfeierliche Band" aufzulösen.' Die Stellung der hochkirchlichen Partei ist bei all ihrer Unkonsequenz noch immer die allgemein christliche, denn Lord Halifax betonte: Das Gesetz der Kirche ist durch die Divorce-Akte von 1857 nicht berührt. Die Unauflöslichkeiit der christlichen Ehe bleibt nach wie vorher, ... die kirchliche Gesetzgebung kann durch Staatsgesetze nicht beeinträchtigt werden.'

Seit dem Tode des Prinzgemahls 1861 zeigte Viktoria eine ganz besondere Abneigung gegen die Ehe der Witwen. Der Umstand, daß sie selber der zweiten Ehe ihrer Mutter entstammte, kam hier nicht in Betracht. Diese gleiche Abneigung äußerte sie auch gegen geschiedene Frauen; ob dieselben als ‚schuldiger' oder ‚unschuldiger' Teil aus dem Scheidungsprozesse hervorgegangen, war der Königin ebenfalls belanglos. Sie wurden weder am Hofe empfangen noch durfte ihnen von den Gesandten mehr Ehre erwiesen werden. Zwei unglückselige Ehescheidungen in ihrer eigenen Familie hätten, wenn die Königin noch länger gelebt, vielleicht auch hierin das Urteil Viktorias gemildert, denn Gewissensbedenken über die Ehescheidung als solche waren bei ihrer eigenen freien und undogmatischen Auffassung wie der unbestimmten Haltung des Episkopates keineswegs zu befürchten.

Einig war der englische Episkopat wohl nur in Anerkennung der Verdienste der Königin um die Religion. Am 25. Januar 1901, drei Tage nach Viktorias Ableben, glaubte Erzbischof Temple im Haus der Lords rühmend hervorheben zu dürfen: ‚Ihr Einfluß als der einer Frau, und ich darf hinzufügen, als einer religiösen Frau, war weit größer, als was vom weisesten Staatsmann und geschicktesten Administrator hätte ausgeübt werden können ... Sie war eine religiöse Frau, sie betete für ihr Volk.' Mit einer übertriebenen Lobeserhebung schließt Walsh sein so einseitiges Bild über Viktorias religiösen Einfluß: ‚Es muß zugegeben werden, daß seit Beginn des Christentums keine wahrhafter gottesfürchtige Monarchin auf einem irdischen Throne saß.'

An Viktorias aufrichtig christlicher Gesinnung soll nicht gezweifelt werden; menschliche Schwächen spielten auch bei ihr wie bei niedrigeren Sterblichen eine Rolle; die Gloriole der Heiligen ziert sie nicht. Zur Erhaltung des christlichen Sinnes innerhalb ihrer Nation hat sie ohne Zweifel durch Wort und Beispiel viel getan. England und auch Europa darf sich glücklich schätzen, wenn unter dem neuen Könige die christlichen Traditionen Viktorias und ihres Zeitalters bestimmend weiterwirken.

# Kleine Bausteine

## Christian Dietrich Grabbe / Von Josef Gieben

Daß dem wirklichen Künstler die Anerkennung oft bei Lebzeiten versagt bleibt, ist bei den meisten großen Dramatikern der nachklassischen Periode wahr geblieben. Kleist, Grillparzer, Hebbel sind in ihrer tatsächlichen Bedeutung für die Allgemeinheit erst sehr spät erkannt worden. Das Wort des jüngst verstorbenen Lyrikers, dessen Gemeinde doch schließlich über ganz Deutschland verbreitet war, daß Deutschland seine Dichter hungern lasse, hat Grabbe fast buchstäblich erfahren. Es sei Arthur Ploch zugegeben, daß Autoritäten der Zeit in ihren literarischen Blättern Grabbes Dramen verhältnismäßig günstig begrüßten — so war es mit dieser Anzeige kurz nach dem Erscheinen doch meistens getan. Wenn Grabbe nicht ganz am leiblichen Brote verhungerte — die Sehnsucht und der Hunger nach Liebe ist ihm nie gestillt worden; die ihm gebührende Anerkennung hat er zeitlebens kaum gefunden. Die Bühnen blieben ihm mit wenigen Ausnahmen verschlossen (Lortzing führte verschiedentlich ‚Faust und Don Juan' auf). Das deutsche Volk kannte den nicht, der in der Zeit zwischen Kleist und Hebbel sein größter Dramatiker war, dessen letztes heiliges Gefühl, Heimat und Vaterland, in wunderbaren Naturlauten Ausdruck fand. Gewiß hat Grabbe seine Gemeinde. Das beweisen die vielen Veröffentlichungen der letzten Jahre. Auch einige Funde der allerletzten Zeit halten das Interesse wach. So das Manuskript der Rezension über den Goethe-Schillerschen Briefwechsel, über dessen Wiederentdeckung ich in Nr. 2 des 2. Jahrgangs von ‚Über den Wassern' einige Hoffnung setzte. Grabbes Urteil und schroff ablehnende Haltung gegenüber Goethe, im besonderen sein Ekelempfinden über die Veröffentlichung des Briefwechsels, worüber wir schon in seiner eigenen Korrespondenz erfahren, spricht sich darin in stärksten Ausdrücken aus. Sodann hat Nieten neuerdings 19 Briefe der Frau Grabbe an Ferdinand Freiligrath wieder entdeckt, die von neuem das Verhältnis der beiden Gatten beleuchten und natürlich für die Schreiberin werben. Aber mein weiter unten angegebenes Urteil können sie doch nicht ändern. Frau Lucie befand sich in Verteidigungsstellung, zu der Pathos und Sentimentalität gut passen. Wir können manchen Entschuldigungsgrund gelten lassen und das Recht, die Sachen mit eigenen Augen anzusehen. Aber gegen das ehrliche Zeugnis von Augen- und Ohrenzeugen kämpft sich vergebens. All diese Literaturarbeit jedoch hat für Grabbe nicht eine Bewegung wie für Hebbel hervorgerufen. Eine solche wird es nie geben, schon deshalb nicht, weil meines Erachtens der günstige Zeitpunkt vorüber ist. Nur die dramatische Unfruchtbarkeit der Zeit könnte auf ihn zurückzwingen. Und bei ihm liegen, wie ich im ‚Hochland' (März 1909) darlegte, viele Anknüpfungspunkte weiterer Entwicklung.

Damals habe ich bei Gelegenheit der Ausgabe von Nieten (Hesse), deren Zahl jüngst im Bibliographischen Institut durch Albin Franz und Paul Zaunert vergrößert wurde und im Sommer 1911 noch um eine neue der Goldenen Klas-

sikerbibliothek durch Vacadinovic vermehrt werden wird, eine kurze Würdigung der künstlerischen Bedeutung Grabbes gegeben. In diesen dort gezogenen Hauptlinien bewegt sich auch Nietens Biographie*. Eine solche gründliche und allseitige Würdigung des Menschen und Dichters war umsomehr nötig, als alle möglichen Leute in mehr als dilettantenhafter Art sein Bild verdunkelten, und die wissenschaftlichen Arbeiten der letzten Jahre — abgesehen von den Ausgaben von Griesebach und Nieten — sich ganz einseitig auf das Krankhafte seiner Persönlichkeit (Piper) oder subjektiv beengt und historisch beschränkt auf das Urteil seiner Zeit festlegten (Ploch), und so keine vorurteilslose Anschauung gestatteten. Bei Beurteilung der Werke muß man gewiß oft auf die dahinterstehende Persönlichkeit zurückkommen. In unserer Vorstellung ist Goethe und sein Werk unlösbar miteinander verquickt. Auch bei Kleist und Hebbel und Ludwig, bei Heine, Annette Droste und Liliencron wird auf diese Weise manches erklärt, was uns sonst fremd oder dunkel berührte. Aber ein ästhetisch-künstlerischer Maßstab ist dadurch nicht gegeben. So auch bei Grabbe. Wenn ich heute auf sein Leben besonders eingehe, so denke ich doch, daß sich daraus großes Verständnis für das Eigenartige seines dichterischen Werkes gerade bei ihm herleiten läßt.

Nieten stattet ihn mit den Instinkten des Proletariers aus. Dagegen würde ich die erbliche Belastung kaum betonen, so sehr Nieten die Briefe der Lucie Grabbe für diese These beweiskräftig hält (vgl. ‚Westfäl. Magazin', neue Folge, II. Jg., Nr. 12/13, 1910). Das ist ein Versuch ex post. Grabbes Frau spricht ebenfalls, nachdem sich Stimmen gegen sie erheben. Sie muß sich rechtfertigen. Sie hat von vornherein gegen die Eltern ein Vorurteil. Und trotz der niedrigen Stellung der Eltern und Grabbes unmöglichem Lebenslauf nehmen ganz ehrenwerte und angesehene Leute für die Mutter gegen Frau Lucie Stellung. Solche Vorstellungen über die Eltern kann man nur aus Lucies Reden konstruieren. Die Belastung kann sonst gar nicht erwiesen werden. Man darf doch nicht vom ‚Belasteten' ausgehen, gewisse Eigenheiten rückwärts projizieren, Eigentümlichkeiten der Eltern stark umdeuten usw., wie es schon versucht worden ist. Die Mutter war eine einfache resolute Frau aus dem Volke. In ihrer Einfachheit steht sie hoch über der blaustrümpfelnden Gattin des Dichters. Bei dieser Resolutheit aber war ein Frieden mit der eingebildeten Tochter des Archivrats Clostermeyer, die im kleinen Detmold zu den besseren Kreisen rechnete, auf die Plebejerin verächtlich herabsah und ihrem Gatten nicht verzeihen konnte, daß er eine solche Frau zur Mutter hatte, ausgeschlossen. Auch der Vater, ein kleiner Beamter (Zuchthausmeister), war ein einfacher, genügsamer Mann, der ruhig den Weg seiner Pflicht ging, der wohl wenig im Hause zu kommandieren hatte, der etwas einsam gelebt zu haben scheint, aber nicht im geringsten blöde, sondern im Gegenteil nicht ganz ohne Bildungsinteressen war.

Man macht Grabbe sein verpfuschtes Leben zum Vorwurf; er war in der Jugend ausschweifend, und holte sich allerhand Krankheiten, er trank, und,

---

* Otto Nieten, Chr. D. Grabbe, sein Leben und seine Werke, Schriften der Literar-historischen Gesellschaft Bonn N. Dortmund, Ruhfus, 1908, 10 Mk.

als Auditeur angestellt, vernachlässigte er die Geschäfte, bis er entlassen wurde; den Anschauungen der Gesellschaft unterwarf er sich in seinem bürgerlichen Leben auch nicht, machte sich alle Freunde und Gönner zu Feinden, oder versetzte sie doch in ablehnende Verlegenheit. Man hat Freiligraths Wort zurückgewiesen, der in seinem dichterischen Nachruf vom Kainsmal der Dichtung sprach. Und doch ist etwas Richtiges daran. Wenn man natürlich persönliche Schuld auch nicht ableugnen kann, so war es von vornherein doch fast unmöglich, daß Grabbe eine seiner würdige Stellung im Leben je hätte einnehmen können. Das einzig Passende, was sein Vaterländchen ihm vielleicht bieten konnte, war die Stelle eines Archivars, zu der er ausnehmend befähigt und vorgebildet war. Er wäre dann der Nachfolger des Archivrats Clostermeyer geworden, des Vaters seiner späteren Frau. Aber die Stelle am Archiv, die ihm Clostermeyer auch verschaffen wollte, bekam durch Protektion ein anderer, der als Zeugnis seiner Befähigung für dieses Amt nur eben seine Fürsprache hatte. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob Grabbe geeignet war, ein enges, beschränktes Beamtenleben in dem Krähwinkelländchen auszufüllen. Er selbst glaubte es nicht und sah sich nach einem anderen Berufe um. Er fühlte in sich den Dramatiker, also meinte er, zum Interpreten auf der Bühne, zum Schauspieler berufen zu sein. Es war eine Täuschung, und eine bittere. Nachdem er auf diesem Wege alles versucht hatte, kam er ohne jede Aussicht für seine Zukunft als Gescheiterter in Detmold an. Was sollten die Detmolder für ein ‚verkommenes Genie' tun? Sie wußten ja nicht einmal, daß er ein Genie sei. Er hatte ja noch nicht einmal etwas veröffentlicht. Aber nach einiger Zeit machte er ohne viel Umstände sein juristisches lippisches Staatsexamen, als sei das eine Kleinigkeit. Ein Beweis, daß er doch während seiner Universitätszeit in Leipzig und Berlin im Studium seine Pflicht getan hatte. Nun wurde er Substitut des Militärauditeurs und später selber Auditeur.

Seine Geschäfte besorgte er anfangs gut. Er hatte allen Ansprüchen auf eine hohe Zukunft entsagt. Aber diese Resignation in ein bürgerliches Leben konnte nicht immer dauern. Wenn er sich von der Schwäche erholte und innerlich wieder auflebte, so mußte diese kleine äußere Lebensform wieder zerbrechen. Das Angebot eines Studienfreundes (Kettenbeil), seine Werke zu verlegen, war der zündende Funke für die Flamme, an der seine bürgerliche Existenz zuerst und dann sein leibliches Leben zugrunde ging. Ihm fehlte zur Dichterkraft die körperliche und moralische, die der Phantasie das Gleichgewicht geboten hätten. Sie hätte gereicht für nicht zu ungünstige Verhältnisse. Aber vorerst glaubte er nun wieder an seinen Stern. Er dichtete auf äußere Anregung hin noch im Stile des ‚Gothland' die Doppeltragödie ‚Don Juan und Faust'. In dem sicheren Gefühle der Kraft und Ruhe schuf er dann die beiden wunderbaren Hohenstaufendramen. Glaubte auch an inneres Glück in der Liebe. Leider verstanden sich die beiden Menschen nicht. Das Bürgermädchen war in zu einfachen Verhältnissen aufgewachsen. Es fehlte ihr auch der Geist. Henriot Maier zog sich zurück.

Grabbe fühlte wohl, daß er eine Frau nötig habe, die den geruhigen Untergrund für seine schweifende Phantasie bilden sollte. Er setzte bei der gebildeten

Lucie Clostermeyer auch mehr Verständnis voraus, als er sich ihr zum zweiten Male näherte, die jetzt nach dem Tode ihrer Eltern und beim Herannahen des Jungfernalters einwilligte, den allmählich berühmt gewordenen Dichter zu heiraten. Sie heiratete nicht den Mann, nicht einmal den Dichter, sondern nur den Namen eines Dichters; denn auch für seine Dichtung hatte sie wenig Verständnis und Interesse. Grabbe war damals in der Periode eines neu aufsteigenden Lebens, in der Regenerationszeit seines Denkens und Fühlens. Was hätte eine gute Frau, eine gute Ehe da wirken können. Über diese unglückliche Ehe richtig zu urteilen, ist schwer. Aber unglücklich war sie. Gewiß haben beide Teile schuld. Aber wenn man Frau Lucie nach ihrem Benehmen am Todesbette ihres Mannes beurteilt — und das darf man trotz ihrer Briefe an Ferdinand Freiligrath —, dann wird uns ein Bild erschreckender Gefühllosigkeit enthüllt, das durch schwärmerische Aussprüche der sich gelehrt gebenden Dame über ihren Dichter und einige Sentimentalitäten nicht gemildert, sondern nur unangenehm getönt wird.

Nun geht der Weg rapid abwärts. Zuerst geht seine bürgerliche Existenz durch Unordnung in der Geschäftsführung, durch Trunk und Körperschwäche unter. Grabbe sieht sich nach Hilfe um: als Dichter. Aber wer soll helfen? Die Welt kannte ihn nur mit dem Stigma des Gothlanddichters behaftet, wie es auch heute noch Leute gibt, die meinen, er habe nur hilflos sich gerierende, titanenmäßig übergeschnappte Großmaulhelden zustande gebracht. Sie sind bei der Lektüre über den ‚Gothland' nicht hinausgekommen. Schon das Fragment ‚Marius und Sulla' zeigt die selbständige Begabung. Die Gestalten eines Barbarossa, Heinrich des Löwen, Heinrich VI., Napoleon und Hannibal sind von so eigener Größe und Prägung, daß sie herrliche deutsche Figuren für unsere Bühne wären. Grabbe ging nach Frankfurt, er ging nach Düsseldorf. Aber in welchen Kreis hätte dieser phantasie- und alkoholtrunkene Proletarier voll Welt-, Menschen- und Lebensverachtung wohl hineingepaßt? In die ästhetische Gesellschaft des Appellationsgerichtsrates Immermann mit dem salonfeudalen Dramenschreiber Üchtritz, die sich um die geistreiche Elise von Ahlefeldt sammelte? Eine solche Dame fehlte Grabbe — früher; da er noch durch liebevolles Verständnis zum Weltbürger hätte erzogen werden können. Jetzt war es zu spät. Er fand in Düsseldorf zu viel Mitleid, aber zu wenig Verständnis für seine Dichtung und für seine Persönlichkeit. Immermann schämte sich ein wenig dieses in verlotterter Auditeuruniform daherwankenden Diogenes, der ein Fuß- und Augenübel hatte. Er behandelte ihn nicht wie einen gleichstrebenden Genossen. Er benahm sich herablassend. Wohl hat er ihm ein schönes Denkmal gesetzt — nach Jahren — in seiner biographisch-literarischen Skizze. Aber warum hat er ihn nicht aufgeführt? Er soll an den Napoleon gedacht haben. Das wäre für die Düsseldorfer Bühne etwas Unmögliches gewesen. Warum griff er nicht zu den Hohenstaufen? Vielleicht weil er Grabbe den Erfolg nicht gönnte oder zutraute, der seinem eigenen ‚Friedrich II.' nicht vergönnt war. Sicher hat auch Üchtritz Grabbe entgegengearbeitet, seiner Person und seinen Werken. Diesem Manne haben meines Erachtens die Grabbe-Biographen für die Erklärung der Entzweiung der beiden befreundeten Dichter viel zu wenig

Beachtung geschenkt. Üchtritz hatte wohl noch von Berlin her Grund, gegen Grabbe zu intrigieren, und für die Verhöhnung im ‚Hannibal' mag er sich auch gerächt haben. Diese Lücke finde ich auch bei Nieten. Aber es mag sein, daß nichts Handgreifliches zu finden ist. Es kam zum völligen Bruche. Grabbe sank dem Künstlerkneipenleben in die Arme, bis der Dichter todkrank seiner Heimat zuwankte, um zu sterben in den Armen der fast allein treu gebliebenen Mutter, und endlich Ruhe zu finden in der Heimaterde, die er so geliebt hat.

Nieten hat diese Lebenstragödie ergreifend beschrieben, und auch die Seelentragödie dieses leidenden dämonischen Denkers mit Unerschrockenheit und Verständnis bloßgelegt. Doch nicht nur biographisch, psychologisch und ästhetisch hat er uns die Schwierigkeiten und Probleme in befriedigender, teilweise glänzender Analyse gelöst, die geleistete literarhistorische und philologische Arbeit ist fast erschöpfend. Nicht als ob Grabbes Werke, Leben und Charakter keine Seiten mehr böten, die eine besondere Einzelbearbeitung gestatteten oder einer solchen bedürften; hat er doch selbst nach den neuen Funden in Einzelheiten seine Meinung revidieren oder präzisieren können und weitere Ergänzungen zum Buche in Aussicht gestellt. Aber für eine Gesamtdarstellung hat Nieten mehr geleistet, als nach den vorhandenen Vorarbeiten zu erwarten war. Zwar hat Ploch in seiner 1905 erschienenen Studie behauptet, der Zeitpunkt einer abschließenden Biographie, des Grabbebuches, sei gekommen, weil mit seiner Veröffentlichung die Vorarbeiten zum Abschluß gebracht seien. Und nach ihm ist vor Nietens Arbeiten nichts Nennenswertes erschienen. Wie viel aber noch zu tun war und von Nieten wirklich geleistet ist, das zeigt schon ein oberflächliches Blättern in dem Grabbewerk. Besonders liebevoll hat er sich mit der literarhistorischen, philosophischen und ästhetischen Analyse von ‚Don Juan und Faust' beschäftigt, wozu er selbst eine Vorarbeit in einem Duisburger Programm niederlegte. Daß alle Tendenzen, die zu Grabbes Zeit noch wirksam waren, oder die in ihr ihre Wurzeln haben, bei Grabbe lebendig sind, darf nicht weiter wundernehmen. Eine spezielle Zugehörigkeit zu einer Schule oder eine besondere Abhängigkeit von großen Vorgängern als die eines Epigonen läßt sich nach Nietens Buch nicht mehr behaupten, das allen hin und her laufenden Beziehungen mit großer Sorgfalt nachgeht, und zwar deshalb nicht, weil neben dem im Zeitalter Lebendigen so viel Eigenes und Selbständiges, so viel rein Grabbisches hier Gestalt gewonnen hat, wie etwa bei Hebbel und bei Ludwig, bevor dieser an Shakespeare zugrunde ging. Grabbe hat sich frühzeitig durch die ‚Shakespearomanie' von dem Schatten des größten germanischen Dramatikers befreit. Er hat von Shakespeare gelernt, stand in seinen Erstlingswerken sehr unter seinem Einfluß, war ihm in mancher Hinsicht verwandt, besonders im Aufbau der Charaktere; aber ihn einen Shakespearianer zu heißen, wird nach Nieten nur noch der Oberflächlichkeit möglich sein. Außerdem ist es zweifelhaft, ob nicht Schiller, den Grabbe geradezu verehrte, einen viel größeren Einfluß auch auf den jungen Grabbe ausübte, ohne ihn gerade in Abhängigkeit zu bringen. Das eine wenigstens könnte unsere Zeit von Grabbe lernen nach all den ins Leere verlaufenden Versuchen der modernen Bühne: wo die Wurzeln unserer Kraft sind und unsere Lehrmeister und in welcher Richtung die Entwicke-

lung des deutschen Dramas einzig möglich ist. Shakespeare, Schiller, Kleist; Shakespeare, Schiller, Hebbel; Shakespeare, Schiller, Grabbe; Shakespeare und Schiller dürfen nicht vergessen werden. Kleist, Hebbel und Grabbe weisen alle in die Zukunft, Hebbel noch am wenigsten, Grabbe am meisten, vielleicht weil seine positive Leistung die geringere ist. — Wer nach Nietens Buch noch an der künstlerischen Bedeutung dieses Eigenen zweifelt, dem fehlt wie Wilhelm Scherer wirklich das Organ.

---

# Richard Strauß' ‚Rosenkavalier'

## Von Eugen Schmitz

Die Wendezeit des alten zum neuen Jahr brachte diesmal auf dem Gebiet der Oper eine Reihe interessanter Novitäten. Das längst mit Spannung erwartete neue Werk von Puccini ‚Das Mädchen aus dem goldnen Westen' erlebte mit großem Erfolg in New-York seine Erstaufführung, kurz darauf erfolgte an gleicher Stelle nicht minder glücklich das Debut der Neubearbeitung von Humperdincks ‚Königskindern', und nun hat in Dresden und in rascher Folge auf einer Anzahl anderer großer Bühnen Deutschlands auch die schon seit Monaten als Sensation angekündigte neue Oper von Richard Strauß, ‚Der Rosenkavalier', das Licht der Lampen erblickt. Es ist etwas ganz eigenartiges um so eine Straußpremiere. Ist es da wirklich nur die ja gewiß nicht eben diskrete Reklame, die die Affäre zu einem ‚Ereignis' hinaufschraubt, oder ist es etwas anderes, ist es ein gewisses dunkeles Empfinden, daß es sich hier in der Tat um etwas Ungewöhnliches, sonst im Kunstschaffen der Gegenwart nirgends Gegebenes handelt? Die Zukunft wird darüber entscheiden — uns bleibt die Pflicht, nicht vorschnell pro oder contra abzuurteilen, sondern vor allem v e r s t e h e n zu lernen. Das macht uns nun Strauß in seinem neuen Werk viel leichter als sonst. Wieder hat er als dichterischen Führer H o f m a n n s t h a l erkoren, aber der bewegt sich diesmal nicht in den Gefilden der krassen Tragik einer ‚Elektra', sondern leitet uns auf anmutenderen Bahnen in die goldstrotzenden Salons des Wien der Maria Theresia, wo statt des tierischen Racheschreis der Agamemnonstochter gemütliche Walzerklänge locken und gepuderte Kavaliere ihre amoureusen Abenteuer liefern. Der ‚Rosenkavalier' ist eine h e i t e r e Oper, und es darf gewiß als entwicklungsgeschichtlich bedeutsam gelten, daß Strauß nun auch den gerade für die Gegenwart so wichtigen Problemen dieses Genres wieder näher getreten ist. Seine ‚Feuersnot' hielt sich zu sehr in den Bahnen der rasch verblaßten Überbrettlsatire, um trotz aller musikalischen Genialität führende Bedeutung erlangen zu können. Der ‚Rosenkavalier' aber darf als bedeutsamer Beitrag den wertvollsten Versuchen, die die neuere Zeit auf diesem Gebiete gebracht hat — wie z. B. Verdis ‚Falstaff' — an die Seite treten. Was im übrigen die jüngsten Werke von Strauß vor fast all ihren Parallelerscheinungen in der Opernwelt aus-


El Greco / Selbstbildnis



zeichnet, das ist die literarische Qualität ihrer Dichtungen, über deren ästhetischen Wert man ja wohl verschiedener Ansicht sein kann, die aber in jedem Fall künstlerisch anregend wirken. Das gilt auch für Hofmannsthals Buch zum ‚Rosenkavalier‘. Die Handlung ist in den Grundzügen sehr einfach. Der Baron Ochs auf Lerchenau will zur Auffrischung seiner Finanzen sich herablassen, Sophie Faninal, die Tochter eines reichen Parvenüs, zu ehelichen. Nach hochadeliger Gepflogenheit muß er seiner Erwählten die Werbung durch einen Kavalier mit Überreichung einer silbernen Rose vermitteln. Zu diesem Ehrenamt des ‚Rosenkavaliers‘ wird ihm von seiner Freundin, der Marschallin Werdenberg, deren Liebhaber, der kleine Oktavian, empfohlen, der sich bei dieser Gelegenheit aber selbst in die ihren plumpen Zukünftigen verabscheuende Braut verliebt. Um diese für sich zu gewinnen, bestellt er in der Maske einer Kammerzofe den Baron zum Rendezvous in eine verrufene Kneipe und läßt sich dort, nachdem er ihn durch allerlei tollen Hokuspokus verwirrt gemacht hat, optima forma vom erhofften Schwiegerpapa Faninal überraschen, worauf dieser, in seiner neuadeligen Ehre aufs tiefste gekränkt, die Verlobung seiner Tochter natürlich sofort auflöst. Nun ist die Bahn für Oktavian frei, und da auch die alternde Marschallin mit sentimentalem Entschluß ihrem jugendlichen Liebhaber entsagt, steht dem Glück des jungen Paares nichts mehr im Weg. — Das ist, wie man sieht, eine an sich nichts weniger als originelle Fabel; aber in der Art, wie sie der Dichter ausgeführt hat, birgt sie doch eine Fülle anziehender Momente. Zunächst verfehlt schon diese ganze Art der Mischung von ein bißchen Frivolität, ein bißchen Sentimentalität und derb possenhaften Elementen die Wirkung auf das Publikum nie. Auch die bekannten Komödientypen, denen wir hier begegnen, der alte, plumpe, geldgierige und zuletzt geprellte Liebhaber (Baron Ochs), der aufgeblasene Parvenü (Faninal), das verkleidete naive Weaner Kammermädel usw., werden immer wieder gerne gesehen. Endlich gewinnt das Sujet einen Hauptreiz durch die feinsinnige Entwicklung des Details vor allem mit der intimen Milieuschilderung, die von der glänzend belebten Leverszene im Boudoir der vornehmen Dame bis zum tollen Mummenschanz im Separé des Wiener Beisels eine bunte Reihe stets effektvoller Kontraste durchläuft. Freilich macht dabei der Dichter in der Entwicklung und dem Aufbau des Ganzen von den bezüglich der Wahrscheinlichkeitsforderung im Komödienstil gegebenen Lizenzen sehr reichlich Gebrauch; das durch nichts motivierte plötzliche Erscheinen der Marschallin als deus ex machina zur Schlichtung der nächtlichen Tumultszenen im Wiener Beisel weist schon fast auf das Operettenniveau hin.

Auch von Strauß' Musik hat man das behauptet; andererseits glaubte man sie dann gar wieder Mozart und seinem ‚Figaro‘ zur Seite stellen zu können. Beide Extreme entbehren wohl in gleichem Maße der Begründung. Die Parallele ‚Figaro‘ — ‚Rosenkavalier‘ könnte sich höchstens darauf stützen, daß es sich in beiden Fällen um eine höfische Intriguenkomödie aus der Rokokozeit handelt, mithin die musikalische Grundstimmung beiderseits natürlich dieselbe sein muß. Die Art aber, wie der moderne Künstler diese Grundstimmung technisch faßt, ist von der des klassischen Meisters so verschieden, daß schon

dadurch ein Vergleich hinfällig wird, ganz abgesehen von der heiklen, aber wohl nicht ernstlich zweifelhaften Frage nach einer Abwägung der beiderseitigen geistigen, schöpferischen Momente. Im allgemeinen sei zunächst konstatiert, daß mit dem ‚Rosenkavalier' ein prinzipiell neuer Stil im Schaffen von Strauß nicht fixiert erscheint. Was man da zu hören bekommt, das kennt man im wesentlichen schon aus den früheren Arbeiten des Künstlers; nur die Art der Zusammenfassung der Ausdrucksnuancen im einzelnen ist neu. Natürlich erfordert die Salonkomödie im Zopfstil einen besonderen musikalischen Jargon, und Strauß müßte nicht der geistvolle Techniker sein, der er ist, um den nicht mühelos zu finden. Zunächst in der Führung der Singstimmen. Da finden sich wohl vereinzelt noch sehr deutliche Anklänge an den exaltierten Deklamationston von ‚Salome' und ‚Elektra', aber im allgemeinen ist die stimmliche Behandlung natürlicher, schlichter, ‚musikalischer' als in den früheren Werken mit teilweise recht glücklicher Verwirklichung eines leichten, gewandten Konversationsstils. Ähnlich verhält es sich mit dem Orchesterpart. Hier ist zwar wieder der ganze üppige Farbenreichtum entfaltet, den man bei Strauß von jeher gewohnt ist; ein wahrer Funkenregen sprühender klanglicher Witzraketen scheint über die Partitur ausgegossen; aber bei aller Fülle des Details ist im ganzen doch eine diskrete Zurückhaltung zur Norm erhoben, die den vokalen Part weit souveräner und selbständiger hervortreten läßt, als dies bei modernen Werken sonst der Fall ist. Freilich von einer ‚mozartartigen' Einfachheit kann dabei nirgends die Rede sein; eine solche wenigstens bis zu einem gewissen Grade könnte man z. B. wohl in den Buffoopern von Wolf-Ferrari mit ihren teilweise bewußt rückschauenden melodischen Wendungen konstatieren; bei Strauß fehlt auch der leiseste Anhaltspunkt dazu, selbst in dem am intimsten sich gebenden und musikalisch jedenfalls am reifsten und geschlossensten ersten Akt. Später wird dann sogar sehr grobes Geschütz aufgefahren und namentlich zuletzt bei der nächtlichen Tumultszene im Wirtshaus eine sehr reiche Auswahl der bekannten orchestralen Krafteffekte des ‚Salome'- und ‚Elektra'-Komponisten entfaltet. Verwandte Beobachtungen sind bezüglich der melodischen Erfindung der neuen Oper zu machen. Daß Strauß da zur Illustrierung etlicher grotesk komischer Partien zu Ende des zweiten und namentlich im dritten Akt die Ausdruckswelt des unverfälschten Wiener Walzers beschworen, darf an sich nicht als operettenhafte Entgleisung gebrandmarkt werden. Zwar ist das Haupt- und Leitmotiv dieser Walzerepisoden:



allerdings ungeheuer ‚echt'; allein diese ganze Ausdruckssphäre ist schon durch den outrierten Kontrast zum übrigen so durchaus auf den Ton der Satire gestimmt, daß sie, auch abgesehen von ihrem originellen musikalischen Reiz, allein schon dadurch ihre künstlerische Rechtfertigung findet. Aber auch durch die spezifisch musikalisch-technische Durchführung, namentlich die pikanten, im intimsten Anschluß an den dichterischen Ausdruck gestalteten harmonischen Schattierungen erheben sie sich in die höhere Sphäre des feincharakterisierenden Lust-

spieltons. Jedenfalls sind sie nicht der schlechteste Einfall des Komponisten; sie verdienen entschieden den Vorzug vor den in dem Werk leider nicht seltenen Momenten, wo Erfindung überhaupt nicht mehr mitgesprochen hat, sondern die Musik sich nur mit technisch glänzender, nie verlegener, in der Wahl der Mittel aber oft recht stilloser Routine forthilft. Das mehrfache Vorkommen solcher Partien läßt in der volle vier Stunden dauernden Oper denn auch entschiedene Längen empfinden, und im Interesse der Gesamtwirkung wird man da vor einer Reihe diskreter Kürzungen in Zukunft nicht scheuen dürfen. Meisterhaft erscheint überall als Parallele zur feinen Milieuschilderung der Dichtung auch das Lokal- und Zeitkolorit getroffen; die gezierten Manieren von Rokoko und Zopf mit den französischen Kompliments und Kratzfüßen erhalten verschiedentlich ein tönendes Relief, das ebenso witzig wie charakteristisch wirkt; man sehe etwa das drastisch verschnörkelte Motiv, mit dem der Baron der Marschallin seine Aufwartung macht:



Schade nur, daß sich diese Art des auf den momentanen drastischen Bluff zugespitzten Situationswitzes etwas gar zu breit in der Partitur entfaltet. Sie büßt dadurch an Wirkung entschieden ein. Denn führend sollte in der heiteren Oper nicht solche musikalische Spaßmacherei sein, sondern jener psychisch fein timbrierte Humor, den Strauß in einigen lyrischen Partien entfaltet, die durch Intensität des Ausdrucks hervorstechen; so haben namentlich die dichterisch recht schwachen sentimentalen Anwandlungen der Marschallin am Schluß des ersten Akts in der Musik eine mächtige Vertiefung erfahren, die diese Episoden als die vielleicht musikalisch überhaupt bedeutendsten der ganzen Partitur erscheinen läßt. Die gleiche Stimmung nimmt auch der Schluß des dritten Aktes wieder auf, und da sind es namentlich zwei Ensembles, die Strauß von seiner besten Seite zeigen. Das eine ist ein tief empfundenes Terzett Oktavians, Sophiens und der Marschallin, das dem Meistersingerquintett stimmungsverwandt erscheint, — auch die Tonart, Des-dur, ist die gleiche, — und in dem die Marschallin dem Liebespaar gegenüber beiläufig die Rolle des Hans Sachs spielt. Dieses Terzett ist übrigens auch technisch eine Meisterleistung in der feinen klanglichen Verschmelzung und doch individualisierenden Führung der drei hohen Singstimmen. Von entzückend intimem Reiz ist das weiterhin folgende Schlußduett der Liebenden:




dessen rührend schlichte, tief zu Herzen sprechende Melodik den Hörer mit einem nach den vorangegangenen lärmenden, derb komischen Tumultszenen ungemein erfrischenden Eindruck entläßt. —

Es wäre, wie schon zu Eingang gesagt, verfrüht, heute schon ein abschließendes Urteil über den ‚Rosenkavalier' fällen oder sich gar in Prophezeihungen bezüglich der Zukunft des Werkes gefallen zu wollen. Nur das eine kann man sagen, daß es die Oper jedenfalls aus technischen Gründen schwer haben wird, sich dauernd durchzusetzen. Denn ihre Anforderungen an die Besetzung sind enorme, sowohl was die Durchführung der Hauptaufgaben anlangt, als auch hinsichtlich entsprechender Vertretung der ebenso zahlreichen wie schwierigen Episodenrollen. Ebenso erfordert die szenische Ausstattung einen Aufwand, dem voll gerecht zu werden wohl auch nur die größten Bühnen vermögen. Das sind nun freilich für ein Werk, das in erster Linie das populär heitere Genre vertreten soll, nicht eben günstige Verhältnisse, und so ist es leicht möglich, daß der ‚Rosenkavalier' in nicht allzu ferner Zeit in die kaum beneidenswerte Gesellschaft der nicht eben wenigen Opern gerät, die man stets mit großem Respekt nennt, aber — nicht aufführt. —

# Die Flugmaschine / Von Fr. Pieper

Im Jahre 1909 noch wäre ein Vergleich über die Leistungsfähigkeit des Lenkballons und der Flugmaschine unbedingt zugunsten des ersteren ausgefallen. Das war auch ganz natürlich bei den großen Erfolgen der Luftschiffe in ihrem Entwicklungsstadium. Was wollte es einer ununterbrochenen Fahrt eines Luftschiffes von 36 Stunden gegenüber bedeuten, wenn der Franzose Farman mit seinem Doppeldecker zum Schluß des Jahres 1909 einen vierstündigen Dauerflug absolvierte.

Das Bild hat sich im verflossenen Jahre zugunsten der Flugmaschine verschoben. In dem eifrigen Wettbewerb um die hochdotierten Preise stürzte ein Rekord den andern, die Flugveranstaltungen waren so zahlreich, daß die Arrangeure in Verlegenheit kamen, Termine zu finden, die nicht mit anderen kollidierten. Dieser Umschwung zeigte sich charakteristisch auf der Luftschiffahrtsausstellung in Paris, dem sogenannten ‚äronautischen Salon', wo in diesem Jahre nur Flugmaschinen ausgestellt waren. Ein kleiner französischer Lenkballon ‚Zodiak' schwebte zwar unter dem Dache der Halle, wurde aber wenig beachtet.

Nichts ist imstande, den raschen Siegeslauf des ‚Flugzeuges' aufzuhalten; das bezeugen die hohen Summen, die für dieses Jahr für die junge Industrie gezeichnet sind. Schon die Überlandflüge werden allein in Deutschland in diesem Jahre zusammen zirka 1½ Millionen Mark an Preisen aufzuweisen haben. Sie beweisen, daß unsere heimische Industrie, die sich solange dem Flugzeuge gegenüber abwartend verhalten hat, anfängt sich zu besinnen und gewillt ist, den großen Vorsprung unserer westlichen Nachbarn einzuholen. Leicht wird es nicht werden! Wie früher in der Automobilindustrie, so werden auch hier einige Jahre ins Land gehen, bis die deutsche Flugmaschinenindustrie mit den Markt beherrscht. Wie das kommt?

Die Franzosen machen eben ungeheure Anstrengungen, um den einmal gewonnenen Vorsprung zu wahren, fortwährend neue Vorteile aus dem jungen Industriezweige zu ziehen und, was die Hauptsache ist, sich das Ausland als Absatzgebiet immer weiter zu erobern. In Frankreich sind die Haupttriebfeder die offiziellen Kreise, die Regierung, die Stadtparlamente und das Kriegsministerium. Man hat dort der ganzen aviatischen Bewegung einen nationalen Anstrich gegeben. Die Zeitungen tun das Ihrige, um den Enthusiasmus anzufachen und nutzen dabei die gegebenen Verhältnisse geschickt zu eigener Reklame aus. Kann es da wundernehmen, wenn das französische Kriegsministerium allein für die militärische Verwendung der Äroplane für das laufende Jahr 1 200 000 Frs. an Preisen auswirft; Preise, die diesmal nicht allein den Fliegern, sondern auch den Konstrukteuren zufallen, und dem von ihnen einen großen Auftrag von Flugzeugen sichern, der das beste Material liefert.

Was will es da besagen, wenn das preußische Kriegsministerium zum Schluß des vorigen Jahres ganze fünf Flugmaschinen kaufte und sich heute noch überlegt, ob es auch wohl zu dem großen nationalen Fluge Aachen—Berlin 100 000 Mark auswerfen soll.

Der Hauptgrund, der die junge Industrie so hemmend beeinflußt, ist darin zu suchen, daß sich vorläufig zu wenig Käufer für Flugzeuge finden. Wie kann eine Industrie aber sich entwickeln, wenn sie kein Absatzgebiet hat! Die Ursache hierzu liegt wiederum an den vielen Unglücksfällen des letzten Jahres, die auf die Gemüter abschreckend wirken und Kauflustige zurückhalten. Das ist ja auch ganz berechtigt. Solange die Konstrukteure nicht mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, die Sicherheit des Fliegens zu erhöhen, durch Verbesserung der Stabilitätsvorrichtungen, durch die Konstruktion einer Motorentype, die mit der Zuverlässigkeit — sagen wir einmal unserer Dampfmaschine arbeitet, solange wird eben das Flugzeug auch nur ein beschränktes Absatzgebiet finden und nicht zu einem Verkehrsmittel werden. Und hier ist es zu begrüßen, daß verschiedene Preisausschreibungen dieses Jahres weniger die erreichte Geschwindigkeit, Höhe und Distanz mitbewerten, sondern die Zuverlässigkeit und Haltbarkeit des Materials. Hierdurch werden die Konstrukteure von selbst gezwungen, diesem Punkte mehr Aufmerksamkeit zu schenken als bisher, und nicht sich in aufreibender Konkurrenz mit der Konstruktion von ‚Rennmaschinen' zu befassen, um Rekorde zu brechen.

Ob dann in stets weiterer Entwicklung die heutige Form der Flugmaschine, der ‚Drachenflieger', sich behaupten wird, darüber kann man nur Vermutungen anstellen.

Eigentlich ist die heutige Type des Flugzeuges an sich unökonomisch, insofern nämlich, als man Kraft verschwendet. Bekanntlich wird der Flug dadurch möglich gemacht, daß die Tragflächen mit einer gewissen Geschwindigkeit gegen die Luft vorwärts bewegt werden. Durch diese Bewegung wird auf die Tragflächen infolge der sie treffenden Luftmassen ein Druck ausgeübt. Ist dieser Druck groß genug, so schwebt das Flugzeug vom Boden ab.

Es wird also mehr oder weniger ein großer Prozentsatz der eingebauten Motorenstärke dafür verwandt, erst die sogenannte Schwebegeschwindigkeit her-

zustellen, was dann noch an P. S. übrig bleibt, kann für größere Geschwindigkeit oder mitzuführende Last verbraucht werden.

Im vergangenen Jahre haben wir Maschinen mit großen Motorenstärken, die 100 und mehr P. S. im Leibe hatten, am Start gesehen. Zur Hauptsache waren diese kräftigen Motoren eingebaut, um große Geschwindigkeiten herauszuholen. Und das ist voll und ganz gelungen. Denn Schnelligkeiten von mehr als 100 km/sh sind verschiedentlich erreicht worden. In dieser wachsenden Geschwindigkeit liegt ja mit der Hauptvorzug, den die Flugmaschine vor dem Lenkballon hat. Der Geschwindigkeitsrekord der Luftschiffe steht schon seit dem Schlusse des Jahres 1909 auf 59 km/sh; er wird gehalten von ‚M III'. Bis 80 km/sh wird man aus den Luftschiffen der nächsten Jahre wohl herausholen können; hier gibt es eine natürliche Grenze, die sich aus dem Luftwiderstande an den Wandungen ergibt. Dieser steigert sich nämlich nicht in demselben Verhältnis wie die Geschwindigkeit, sondern je nach der Bauart in der zweiten bis zur dritten Potenz. Hieraus folgt von selbst, daß man sehr starke Motoren einbauen muß, um die Geschwindigkeit zu steigern, und den rapide anwachsenden Stirnwiderstand zu überwinden. Starke Motoren bedeuten aber an sich nicht nur vermehrtes Gewicht, sondern an Brennstoffverbrauch mindestens wiederum das Doppelte. Dieses vermehrte Gewicht kann nur durch Vergrößerung des Volumens des Luftschiffes gehoben werden. Größeres Volumen hat aber wieder wachsenden Stirnwiderstand zur Folge, — und so geht es weiter. Es ist nach unserer heutigen Erfahrung im höchsten Grade unökonomisch, nach dem Stande der jetzigen Motoren über 60 km/sh herauszugehen.

An und für sich bedeuten aber 50—60 km/sh Fahrgeschwindigkeit, wie sie unsere modernen Lenkballone aufweisen, nicht viel, denn in 200—400 m Höhe, der Fahrtzone der Luftschiffe, haben wir oft Windstärken in derselben Größe. Aus dieser Tatsache ergibt sich sofort die Schlußfolgerung, daß ein regelrechter *fahrplanmäßiger* Verkehr mit unsern Lenkballons ausgeschlossen ist, da sie verschiedentlich gezwungen sein werden, wegen widriger Windverhältnisse nicht auszufahren. Sie werden sich vorläufig nur zu Vergnügungsfahrten verwenden lassen, wo man nicht ohne weiteres an eine bestimmte Abfahrtszeit gebunden ist.

Ganz anders liegen in bezug auf das Wechselverhältnis von Geschwindigkeit und Luftwiderstand die Verhältnisse bei den Flugmaschinen. Bei ihnen spielt ja allerdings im Fluge der zu überwindende Stirnwiderstand auch eine Rolle, aber er verschwindet gegenüber der Tatsache, daß der durch die erhöhte Geschwindigkeit sich vermehrende Luftdruck nur günstig auf die Flugmaschine wirkt, da er ja den Druck auf die Tragflächen und damit die Tragfähigkeit vermehrt. Die Folge davon ist, daß moderne Rennmaschinen, so z. B. die Blériots, mit sehr kleinen Tragflächen (14 qm) konstruiert sind. Kleinere Tragflächen bedeuten aber auf der andern Seite vermindertes Gewicht, sich verringernden Stirnwiderstand und erhöhte Festigkeit.

Es ist natürlich, daß sich kleine Tragflächen bedeutend leichter mit dem Rumpf der Maschine zu einem starren Ganzen verarbeiten lassen, als weitausladende Flügel. Wachsende Geschwindigkeit ist also bei den Flugzeugen bedeu-

tend leichter konstruktionsmäßig durchzuführen wie bei den Lenkballonen. Auf der andern Seite hat sie auch noch große Vorteile insofern, als sie auf die Stabilität der Flugmaschine günstig einwirkt. Die eben erwähnte Verkleinerung der Tragflächen macht es möglich, das Hauptgewicht immer mehr in die Nähe des Schwerpunktes, der in der Mittelkiellinie liegt, zu plazieren. Wir haben dann als Folge kleine, in der Mitte schwere und schnelle Flugmaschinen, die natürlich in ihrer steigenden Geschwindigkeit und Masse eine vermehrte Energiequelle besitzen, da in ihnen ganz andere Kräfte aufgespeichert sind, als in einer leichten, dazu noch langsam fliegenden Maschine. Vermehrte Energie bedeutet aber hier wachsende Stabilität. Denn es muß für einen seitlich kommenden Windstoß viel schwerer sein, ein schnelles und schwerwiegendes Flugzeug aus der Flugbahn zu werfen, wie ein leichtes und langsam fliegendes.

Das Jahr 1910 hat zwar Eindecker und Doppeldecker in stetem Konkurrenzkampfe gesehen, aber trotzdem kann man nicht sagen, daß die Flieger sich zugunsten einer Type entschieden hätten. Es sind augenblicklich bedeutend mehr Eindecker in Gebrauch, aber das kommt lediglich daher, daß die Monoplane wegen ihres geringen Stirnwiderstandes eine größere Schnelligkeit entwickeln. Nach den bis jetzt gewonnenen Erfahrungen kann man lediglich feststellen, daß beide Systeme ihre Vorteile haben und sich voraussichtlich auch nebeneinander weiter entwickeln werden. Der Doppeldecker ist schwerer, widerstandsfähiger und zur Aufnahme von größeren Lasten befähigt. Der Eindecker ist leichter, schneller, wendiger in den Kurven und in kurzer Zeit zu demontieren.

Was die militärische Verwendung der Flugmaschine anbelangt, so kann man augenblicklich noch wenig sagen, da geringe praktische Erfahrungen vorliegen. Die Franzosen sind uns, wie erwähnt, in dieser Beziehung weit voraus. Bei den letzten großen Herbstmanövern haben die französischen Militärflieger ausreichende Verwendung gefunden und in mancher Beziehung die kavalleristische Aufklärung zu ersetzen verstanden. Man wird die Flugmaschine im Felde zunächst zur Hauptsache in doppelter Weise sich entwickeln sehen — im Aufklärungs- und Nachrichtenübermittelungsdienste.

Neuerdings wendet man in militärischen Kreisen, namentlich in England, der Flugmaschine als Angriffswaffe erhöhte Aufmerksamkeit zu. Nach dieser Richtung hin sind sowohl bei uns als auch in Amerika schon kleinere Versuche angestellt worden. Es kann sich vorläufig weniger darum handeln, Maschinengewehre in die Aeroplane einzubauen, wie dies z. B. ein Farmanapparat auf dem Pariser Salon besaß, sondern Explosivgeschosse aus großer Höhe auf die feindlichen Linien zu werfen. Abgesehen von der großen Zerstörungsfähigkeit würde dies natürlich eine große moralische Wirkung auf die Truppen ausüben, da man gegen eine derartige unvorhergesehene und gleichsam über dem Haupte schwebende Gefahr sich wenig schützen kann. Man kann leicht nachrechnen, daß ein Geschoß aus nur 1200 m Höhe dieselbe Durchschlagskraft besitzt wie ein Schuß aus 1400 m Entfernung aus einem unserer Feldgeschütze. Neuerdings, wo man in großen und leistungsfähigen Maschinen eine Last von acht Personen befördert hat, scheint die noch vor nicht allzu langer Zeit als Utopie bezeichnete Idee festere Formen anzunehmen, und es ist höchst wahrscheinlich,

daß die nächsten Manöver nach dieser Richtung hin schon die verschiedensten Versuche bringen werden.

Man hat naturgemäß neben den Ballonkanonen auch Schnellfeuergeschütze zur Abwehr der Aeroplane konstruiert, die aber in den letzten französischen Manövern vollkommen versagt haben, teils weil der bedienenden Mannschaft die nötige Übung im Richten und Zielen fehlte, teils weil die Geschwindigkeit der Flugmaschinen so groß war, daß man sie gar nicht ins Visier bekam.

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, eine Idee zu bewundern, deren Durchführung, wenn sie sich in der Praxis bewährt, für Militärflugzeuge von Bedeutung werden kann, nämlich die Tragflächen aus einem Rahmen von Drahtgeflecht mit aufgelegtem Zelluloid zu arbeiten. Da diese Masse durchsichtig ist, würde eine derartige Flugmaschine in größerer Höhe unsichtbar bleiben.

Auch in der Marine hat man sich mit Versuchen über die Verwendungsmöglichkeit der Flugzeuge beschäftigt; neben den französischen Marinebehörden sind es namentlich die Amerikaner, die nach dieser Richtung hin praktisch sich betätigen. Abgesehen davon, daß das Flugzeug von dem auf einem Schiffe aufgebauten Abfluggerüst sich erhob und — was bedeutend schwieriger ist — auch wieder gelandet ist, hat man in allerneuester Zeit sehr gute Erfolge mit Aeroplanen gehabt, die mit Schwimmkörpern versehen, auf dem Wasser fuhren, aufstiegen und auch niedergingen.

Auch die drahtlose Telegraphie sucht man neuerdings nutzbringend bei den Flugzeugen zu verwerten; es ist gelungen, eine Verständigung bis auf 40 km herbeizuführen. Weitere Fortschritte nach dieser Richtung hin würden ja auch für militärische Zwecke — ich erinnere hier nur an die Beobachtung der Wirkung des Artilleriefeuers und laufende Benachrichtigung an die rückwärtigen Truppenteile — von eminenter Bedeutung sein.

Schwierigkeiten für die militärische Verwendung bietet die Tatsache, daß die Flugmaschinen zum Auffliegen und Landen ein größeres geeignetes Gelände benötigen. Um einen sofortigen Abflug vom Erdboden zu ermöglichen, hat man schon die verschiedensten Versuche mit Schraubenfliegern angestellt, aber noch keine günstigen Resultate erzielt. Auch hier fehlt der betriebssichere Motor. Denn versagt er im Schraubenflieger, so ist eine Katastrophe unausbleiblich, weil diese Art Flieger keine Tragflächen besitzen, die einen in etwa gesicherten Gleitflug garantieren, sondern lediglich mit Hubschrauben gehoben werden.

Nebenbei sei gleich erwähnt, daß auch die andere Art der Flugmaschine — der sogenannte Schwingenflieger — bis jetzt noch nicht in brauchbarer Form vorhanden ist. Die Übertragungsform der motorischen Kraft auf die Schwingen bedeutet wegen ihrer fortwährenden Veränderung eine große Konstruktionsschwierigkeit; denn es ist nicht leicht, das konstante Drehmoment des Motors in eine fortwährend wechselnde Schlagbewegung zu übertragen.

Die Drachenflieger werden also in ihrer jetzigen Form vorläufig den Markt beherrschen. Es wird interessant sein, zu beobachten, was sie in diesem Jahre und den folgenden leisten werden, und wie die einschlägige Industrie in zäher Arbeit daran schaffen wird, das jüngste vielversprechende Produkt der Technik zu einem modernen Verkehrs- und Kriegsmittel zu machen.

# Kritik

## Neue Romane* / Von Franz Herwig

Einen Roman aus der Zeit der Reformation zu schreiben, ohne bei einer der beteiligten Konfessionen ‚Anstoß zu erregen‘, scheint mir unmöglich zu sein. Ein Dichter, der auf innere wie äußere Wahrheit hält, wird Dinge darstellen müssen, die sowohl einem Katholiken wie einem Protestanten bitter zu sehen sind. Ich glaube, Ilse von Stach hat es mit ihrem ersten Roman ‚Die Sendlinge von Voghera‘ keinem recht gemacht. Den Protestanten sicher nicht; denn eine Zeitschrift hatte sich bereits während der Veröffentlichung des Romans im ‚Hochland‘ über diese angeblich tendenziöse Arbeit beschwert, und wenn auch eine gedruckte Entrüstung eines katholischen Organs noch nicht vorliegt, so wird es, wie die Dinge bei uns nun einmal liegen, gewiß den einen oder anderen Kunstfreund geben, der den Roman nur unter die politisch-konfessionelle Lupe nimmt.

Aber von einem höheren Standpunkt aus, von dem vor allem die geschichtliche Wahrheit und nicht die vorübergehende politische Wirkung maßgebend ist, muß man den Roman als eine ehrliche und gediegene Leistung ansprechen. Hervorsticht vor allem eine starke Besonnenheit, die sich im Aufbau, in der Gruppierung der Personen und in der ruhigen formstarken Sprache zeigt. Und das ist, wenn eine Dame die Verfasserin ist, schon sehr viel. Der ruhige Fluß der Erzählung tut wohl. Man fühlt, daß man nichts Ungewöhnliches, aber auch nichts Geschmackloses vorgesetzt bekommt. Die Zeitstimmung ist vorzüglich festgehalten, und zwar die Stimmung, wie sie in Italienern sich offenbaren mußte. Denn wie die Schauplätze auch zwischen Italien, Deutschland und der Schweiz wechseln: immer sind die eigentlichen Träger der Handlung Italiener, eben die Sendlinge von Voghera. Da der Inhalt des Romans den Hochlandlesern noch bekannt sein dürfte, genügt es, auf die zwei Hauptmotive hinzuweisen, die den Roman tragen: die christliche Nächstenliebe der Mönche von Voghera, die der eigenen Strapazen, Entbehrungen und Schmähungen nicht achtet, um den in die Irre gegangenen Bruder zu retten, und das Selbstbestimmungsrecht, das dem Glückswillen des einzelnen den Frieden der anderen opfert. Dieses letzten Endes kurzsichtige Glücksbegehren läßt Benjamin seine Gelübde verraten, seine Gattin verraten, läßt ihn die ihm vertrauensvoll geöffnete Seele der entlaufenen Nonne zum schlechtesten wenden. Die brüderliche Liebe seiner ehemaligen Ordensbrüder unternimmt die tatkräftigsten Versuche, ihn zu retten, und als es ihr gelungen ist, ihn von Wittenberg zu lösen, bleibt sie bei ihm und hilft ihm das Schwere, das, von seiner Schuld herbeibeschworen, über ihn hereinbricht, tragen, so daß auch dem großen Sünder noch ein Lebensabend in Frieden und Gotteskindschaft beschieden ist.

Ohne Zweifel gibt es kaum eine Romanidee, die reiner und edler wäre als die der ‚Sendlinge von Voghera‘. Und wenn nun noch, wie es der Fall ist, jede Seite die Wärme eines echten dichterischen Empfindens ausströmt, so kann man sich dieser Gabe herzlich freuen. Daß jemand in seiner ersten größeren Arbeit ein Meisterwerk geben wird, kann niemand erwarten. In diesem Roman ist die Charaktergestaltung noch nicht recht entwickelt. Am festesten auf den Füßen stehen die Mönche von Voghera selbst, besonders der Prior Balthasar, der ein Mann von wahrhaft evangelischen Quali-

---

* Ilse v. Stach, ‚Die Sendlinge von Voghera‘ (Jos. Kösel, Kempten). Hermann Popert, ‚Helmut Harringa‘ (Alexander Köhler, Dresden). Bernhard Kellermann, ‚Das Meer‘ (S. Fischer, Berlin). José Pous, ‚Gori, der Rebell‘ (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.).

täten ist. Auch Bruder Benjamin, der eigentliche Held, ist eine lebenswahre Gestalt. Die starke Psychologie der Verfasserin beweist sich besonders an dem Umstand, daß Benjamin lediglich einem an sich äußerlichen Rückfall im Mönchsempfinden seine Erlösung von Wittenberg verdankt. Erst später, nach der Entfernung, macht sich der innere Einfluß der vertrauten Gedankengänge bemerkbar. Unzureichend motiviert ist jedoch Margarete, seine protestantische Ehefrau. Dieses kühle und herbe norddeutsche Weib, deren ganzes Wesen Nüchternheit elementarer Art ist, endet im Roman als eine überschwängliche Katholikin. Hier ist, der Fabel zuliebe, ein Charakter verbogen. Benjamins Sohn trägt die deutlichen Spuren seiner Herkunft aus einem Frauenkopf an sich. Er ist ganz der starke, blonde, edle, überzeugungswütige jugendliche Held; ein Milchbruder Jesses oder des Leutnants Herliberg. Daß er unter dem Schwert der Inquisition sein junges Leben lassen muß, ist traurig, vermag uns aber nicht nahe zu gehen. Was nun zum Schluß Luther betrifft, so redet er in seinen eigenen, überlieferten Worten. Wenn dies nicht befriedigt, so ist das nicht die Schuld der Dichterin. Ein Protestant hat durchaus keine Ursache, hier von Tendenz zu reden.

* * *

Viel eher hätten die Katholiken Ursache, über ein Buch ungehalten zu sein, das der Dürerbund bereits in 20 000 Exemplaren unter das deutsche Volk gebracht hat. Es ist eine ‚Geschichte aus unserer Zeit' von Hermann Popert: ‚Helmut Harringa'. Darin finden sich z. B. Sätze wie dieser: ‚Noch einmal hat das Licht gesiegt, als Luther die Kräfte des Nordens befreite, als an Englands Küste die spanische Armada zerbrach, als Gustav Adolf die Fesseln zerriß, die Finsternis geschmiedet hatte für die Lichtsöhne. Und weiter wird es schlagen und siegen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wer tritt in sein Heer, daß er mitkämpfe in seinen Schlachten?' Und Helmut Harringa leistet den Fahneneid: ‚Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts.' Da nun der Held dieses Buches seiner Aufgabe dadurch zu dienen sucht, daß er ein Führer im Kampfe gegen den Alkoholismus und seine gefährlichste Gefolgschaft, die Unsittlichkeit, zu sein trachtet, die Tätigkeit der ‚Lichtsöhne' also sich auf die Niederwerfung katholischen Geisteszwanges, des Alkoholismus, der öffentlichen Unsittlichkeit bezieht, so wird der Katholizismus gewissermaßen den größten Lastern unserer Zeit gleichgestellt. Das ist keine mühsam aus dem Text herausgeholte Definition, sondern aus dem ganzen Buche spricht die Überzeugung, daß der Katholizismus ein dem Deutschen nicht zusagendes Glaubensbekenntnis sei, daß er seine besten Kräfte lähme, und somit ebenso zu bekämpfen sei, wie alles das, was den Deutschen sonst noch herunterzieht. Es ist schade, daß der Dürerbund hier nichts Besseres zu tun weiß, als seine Leser mit dem Geiste des ‚Evangelischen Bundes' zu erfüllen. Dadurch wird auch das, was das Buch sonst empfehlenswert machen könnte, illusorisch. Es ist keine Frage, daß der Kampf gegen den Alkoholismus, den das Buch in erster Linie führt, von allen Deutschen die lebhafteste Unterstützung verdient. Es ist auch keine Frage, daß Herrmann Popert es versteht, mit gewaltiger Wucht die schrecklichen Folgen der Trunksucht vor uns erstehen zu lassen, und es kann gleicherweise keinem Zweifel unterliegen, daß die Abschreckungstheorie, die der Verfasser anwendet, ein gutes, ja für Tausende von Menschen das einzige Mittel ist, sie vor der Gefahr zurückzutreiben. Auch auf unserer Seite hat man sich mehr und mehr dazu bekehrt, die Dinge nicht mehr zu verschweigen oder zu beschönigen, sondern sie in aller ihrer Entsetzlichkeit dem Leser zu heilsamem Ende vor die Augen zu stellen. Das Büchlein ‚Aus der Klinik' von Theodor Temming (Kevelaer, Butzon & Bercker) führt z. B. die Leser an das Schmerzenslager aller derer, die durch das Laster frühzeitig ihre Gesundheit untergraben haben. Ähnlich will auch Popert wirken. Er zeigt, wie das Familienleben zerrüttet, wie

der Wohlstand untergraben, wie die Ehre verloren wird, wie Krankheit und Not der Trunksucht auf dem Fuße folgt. Er zeigt vor allem auch, wie der Alkohol die Widerstandskraft lähmt, wie er zu Unsittlichkeit, kurz zu allen Verbrechen verleitet, und tut das lediglich so, daß er die gewaltige Wucht der Tatsachen reden läßt. Das Übel an diesem Buche ist eben, daß es an der Verfolgung seines gewiß erhabenen Zieles nicht genug hat, sondern außerdem noch all die unnützen und kindlichen Phantasien wiedergibt, die ich oben gekennzeichnet habe.

* * *

Prof. Dr. Eberhard Vogel erfüllt eine sehr dankenswerte Aufgabe, indem er dem deutschen Leser durch eine Reihe vorzüglicher Übersetzungen aus dem Katalanischen die besten Romanwerke des nordöstlichen Spaniens zugänglich machte. Den von ihm übersetzten düsteren Roman ‚Lazarus' Tod' habe ich im vorigen Jahrgang bereits gewürdigt. Jetzt erscheint nun, ebenfalls von Vogel übersetzt, ein Roman von José Pous: ‚Gori, der Rebell', dessen Held eine Art spanischer Michael Kohlhaas ist. Dieser Gori hat von Jugend auf nichts anderes getan, als Streichhölzer gemacht. Als nun die spanische Regierung das Monopol für die Fabrikation von Streichhölzern sich vorbehält, kann es Gori nicht verstehen, daß man ihm verwehren will, auf seine alten Tage das weiter zu tun, was er zeit seines Lebens getan hat: nämlich Streichhölzer zu machen. Er hört wohl, daß seine guten Freunde ihn warnen, vernimmt auch die dunklen Gerüchte, die von der Bestrafung solcher, wie er einer ist, reden. Aber all das vermag nur ein ungläubiges Lächeln auf sein Gesicht zu bringen; er zieht die Schultern, geht davon und macht weiter Streichhölzer. Das geht nun zwar eine Weile. Aber eines Tages kommt doch der Steuerpächter mit den Gendarmen, hält Haussuchung bei ihm und konfisziert sein ganzes Warenlager. Mit einer unübertrefflichen Meisterschaft hat der katalanische Dichter den Seelenzustand Goris nach dieser Katastrophe geschildert. Für den alten Mann sind diejenigen Leute, die ihn an der Ausübung seines altgewöhnten Gewerbes hindern, schlimmer als die ärgsten Diebe und Mörder. Die Regierung, die diese Leute abschickt, ist eine schlechte; sein ganzes primitives Rechtsempfinden empört sich gegen diese Vergewaltigung. Aber weit entfernt, daß die Gefängnisstrafe, die er zudiktiert erhält, ihn zur Vernunft bringt, verbeißt er sich immer mehr in seinen Trotz, der etwas rührend Heroisches an sich hat. Da er in seinem Hause nicht mehr sicher ist, sucht er verlassene Hütten und die Schluchten der Gebirge auf, wo er in der Heimlichkeit der Nacht sein geliebtes Gewerbe weiter betreibt, und trotzdem ihm die Gendarmen fortwährend auf der Spur sind, entzieht er sich allen Verfolgungen, indem er seinen Arbeitsort unaufhörlich wechselt. Der Verkauf seiner Ware gelingt ihm jetzt besser als früher; denn die Bevölkerung des Landes hält zu ihm; niemals gelingt es den Schergen der Regierung, ihn auf seinen Schmuggelwegen zu erwischen. Mit Hilfe der Bauern glückt es ihm immer wieder, zu entkommen, bis allerdings auch für ihn einmal der Unglückstag kommt, wo der Zufall ihn verrät. Nach einer hitzigen Verteidigung endet er unter den Trümmern seiner in Brand geratenen Hütte.

Dieser ‚Rebell' ist prachtvoll gezeichnet. In ihm offenbart sich wie in einer Konzentration der ganze starre und dabei gutmütige Charakter der Katalanen. Er hat nicht die fanatische Unbeugsamkeit unseres Michael Kohlhaas, sondern er weist eine Fülle humoristischer Züge auf, die das Wilde und Harte seines Charakters eigenartig umranken. Dieser Rebell ist schlauer, verschlagener als der Kleistsche. Er verschmäht es nicht, mit Hilfe eines gerissenen Advokaten der Regierung bezw. den Monopolinhabern einen Streich zu spielen, dessen feine Komik einem Lustspiel Calderons entlehnt zu sein scheint. Daß Prof. Vogel uns auch diese charakteristische

Probe katalanischer Romankunst vermittelt hat, wissen wir ihm Dank. Man möchte wünschen, daß er einmal versuchen möchte, eine durchweg humoristische Arbeit dort unten ausfindig zu machen, die eines großen Lesepublikums bei uns sicher wäre.

* * *

Es ist eine merkwürdige Tatsache, die die Entwicklung unserer Literatur mit sich gebracht hat, daß wir wohl unerreichte Schilderer in Fülle, aber wenig Dichter haben. Wenn man den neuen Roman von Bernhard Kellermann ‚Das Meer' liest, so fällt man aus einem Erstaunen in das andere. Es ist geradezu verblüffend, mit welcher Beobachtungskraft das tausendfältige Leben des Meeres in diesem Buche festgehalten ist. Die Veränderungen, die ein Sturmstoß auf der Oberfläche des Wassers hervorruft, das Farbenspiel einer sonnenbeschienenen Brandungswelle, die ruhige See am Abend, die wilden Sturmnächte, alles dies ist mit einer wirklichen Meisterschaft dargestellt. Aber diese Meisterschaft in der Erfassung und Wiedergabe der Natur ist eine rein äußerliche. Die Erfassung und Schilderung der dieser Natur angehörenden Menschen ist es gleichfalls. Es ist keine Wärme in dem Buch, keine Seele. Man hat nicht das Gefühl, dem Leben gegenüberzustehen; denn das, woraus das Leben entsteht, wie seine tieferen Beziehungen, bleibt uns dunkel. Kellermann arbeitet, ich möchte sagen, wie ein Maler, dessen Ehrgeiz es ist, so wie die Dinge dem kühlen Auge erscheinen, sie wiederzugeben. Diese Dinge stehen mit starkem Glanz und wundervoller Farbe vor uns. Aber der künstlerische Wille, der die Erscheinungen bändigt, fehlt. Das Buch rührt nicht an die eigentlichen Gründe des Lebens. Es enthält keinen Ton, der unsere Seele erschüttert und in den Bann zwingt; es rauscht vorüber, wie eine glänzend instrumentierte Sinfonie, und nach einer Stunde schon wissen wir nicht mehr, was wir gehört haben. Die Töne sind verhallt, ohne in uns haften zu bleiben.

# Vom neuen Historiendrama / Von J. Sprengler

Ein Gang durch die Galerie geschichtlicher Dramen ist um dessentwillen verlockend, weil sie uns alle Arten innerer und äußerer Form, alle Techniken widerspiegelt, weil sie uns ein Gesamtbild des künstlerischen, des menschlichen Ringens und Bildens bietet. In der Distanz der Historie mag sich der Dichter jenes schöpferische Welt- und Lebensgefühl erobern, das ihn alle Kreatur kosend umfassen und überlegen begreifen läßt: Shakespeare. Im Geist der Geschichte mag der Dichter auf einen der zündenden Funken, auf eine der philosophischen Ideen stoßen, an denen der Menschheit Genius neu aufflammt: Schiller. An den geschichtlichen Stoffen mag er jenes grollende Anklagepathos gewinnen, das er seinen dumpfen Zeitgenossen entgegenschleudert: Heinrich von Kleist, im weiten Abstand davon die Jungdeutschen. Oder er mag das Historienschauspiel gebrauchen, daran gewaltige Kulturprozesse, Kulturschicksale aufzudeuten: Hebbel, Ferdinand Lassalle. Oder die Szenen sind geschrieben, um den raffinierten geistigen Duft, die Essenz einer Bildungsepoche darin zu fangen: Gobineau, oder um die Nöte, die physische Gebundenheit eines ungelenken, tappenden Volkskörpers in der lastenden, realen Schwere wiederzugeben: Gerhart Hauptmann, oder endlich die Geschichte dient nur als Ausdrucksmittel, sei es für psychologische, sei es für artistische Zwecke.

Für die neuere geschichtliche Dramatik ist es charakteristisch, daß sie keinen be-

stimmten Charakter hat, daß sie nicht in straffen Zügeln geht, so daß wir zwar im allgemeinen von literarischen Richtungen, aber kaum von geschlossenen Gruppen sprechen dürfen. Nur eine, wie wir sehen werden, beginnt, sich herauszukristallisieren.

Hans Karl Abel* gibt in seiner Historie ‚Michelangelo' Kulturskizzen im Sinne der Gobineauschen ‚Renaissance', mit der sie ja die Hauptperson gemein hat. Überschaut man die Gegensätze, die er auf die Unterfläche zeichnet, Sinnlichkeit — Geistigkeit, Sinnenfreude — Askese, so kommt einem auch die Erinnerung an Thomas Manns ‚Fiorenza'. Nur sind in ‚Fiorenza' die Konturen gewaltiger, die symbolischen Gestalten schlackenfreier, tiefer, seelisch geweiteter, eine Welt umprankend, ein Weltprinzip verkörpernd, während sich hier in die Künstlergemeinde allerhand Kleines, Bedeutungsloses, Zufälliges nistet. Zum Teil schreibt sich das von den dramaturgischen Absichten Abels her, davon, daß er den fein schwingenden Gesprächen den augenfälligen Gestus gesellen wollte, wie ihn die Bühne verlangt. Indem er nun zu beleben suchte, umrandete er das Kernprinzip mit Intrigen. Dabei bleiben aber seine stürmischsten Aktionen: Raufhändel, Klingenkreuzen, Dolchblitzen undramatisch, weil sie an keinem Zentralwillen entbrannt sind, weil sie nicht wie Schmiedefunken aus den Reden fliegen, sondern losgelöst neben den Zwiegesprächen hergleiten. Ja, Zwiesprache ist es, was er gibt, nicht Dialog. Zu diesem fehlt die geistige Reibung, die geistige Gegeneinanderspannung. Wo sich die Rede um Kulturfragen dreht, verschraubt sie sich sogar in das Buchdeutsch des Feuilletons. Anderwärts gelingt eine mild durchsonnte, weise verzichtende Altersstimmung. Ein Abendlicht verschwebt über den gedämpften Worten. Ein Gedicht läutet auf wie eine Vesperglocke. Aber die Künstlertragik Michelangelos — es soll sein Fresko in der Sixtina im Namen der Sittlichkeit übermalt werden — ist ebensowenig bezwingend gestaltet, wie sein seelischer Triumph über die Kleinheit des Mitgeschlechts befreiend aushallt. Abschluß, Rundung mangelt überhaupt den Szenen.

Ein anderes Stück der Renaissance verlebendigt Miriam Eck** in ‚Caterina v. Siena'. Es ist religiöse Renaissance, obschon sich auch hier das Treiben des beweglichen, oberflächlichen, daseinsdurstigen, launisch überschäumenden, frivolen Humanistenvölkchens hineinverschlingt. Wenn Massimo Poggio, der Literat, an der üppig besetzten Tafel ein feingeschliffenes, spiegelklares Anekdötchen zum besten gibt, oder wenn die Heilige in ihrer schönen, schimmernden, vergeistigten Blässe vor den in allen Lebenskünsten und Lebenslüsten verstrickten Kavalier Niccolo Tuldo tritt, fordernd und den Tod kündend, so mag man sich wiederum ähnlicher Szenen, ähnlicher Farbenkontraste in ‚Fiorenza' entsinnen. Und doch schlägt Ecks Schauspiel in eine ganz andere Stilsphäre. Wie sie die wirren Triebe und den ordnenden Willen veranschaulicht und plastisch formt, das ist psychologischer Realismus, ein Realismus, der durch die Schule, durch die physiologische, neurotische Auffassung der Neuromantik gegangen ist. Und darum deckte es sich wenig, wenn man das Drama schlankhin als religiöses bezeichnete, und darum trifft auch Franz Dülberg fehl, wenn er es lediglich den ‚Vereinen für katholische Theaterkunst' empfohlen wissen will. Katholisch ist es nur der äußeren, nicht der inneren Form nach. Ja gerade der Auftakt, durch den die Verfasserin das Drama in eine transzendente Höhe rücken möchte, dieser Reigen der drei Hexen (Macbeth): Wollust, Hoffart, Vernichtung und darein das Fallen des Lichtscheins in Kreuzesform, gerade das scheint mir künstlicher Aufputz, scheint mir Klebewerk. Es ist nichts anderes, als was uns im neueren Drama öfter begegnet, beispielsweise bei Else Lasker-Schüler, und was ich disziplinierte Romantik nennen möchte: das phantastische Relief von großen, leitenden, symbolisch geballten

* Hans Karl Abel, ‚Michelangelo', Historie in 5 Aufzügen. (Cotta).
** Miriam Eck, Caterina v. Siena. Schauspiel in 6 Akten. (Berlin-Charlottenburg, Axel Junker.)

Lebensmächten und Lebenskräften. Daß dieser visionäre Spuk übrigens auch poetisch am wenigsten durchschimmert ist, dafür nur ein Beleg. Die Hexen umtanzen im nächtlichen Schleierweben den Hinrichtungsplatz in Siena, da beginnt der erste Geist: ‚Wer dächte daran, . . . daß es Mai ist in Deutschland,‘ und schon ist mit dieser allzu geographischen Bewußtheit die überräumliche, überzeitliche dämonische Stimmung zerrissen. Gedankliches lyrisch zu verschmelzen, zu versilbern, scheint ihr überhaupt versagt. Ihre Sprache hat weniger Fluß als Kraft und aufgespeicherte Energie. Sie schreckt auch vor Herbem und Derbem und Widrigem nicht zurück, falls es ihr durch die persönliche Kennzeichnung bedingt scheint. Sind doch Wortprägung, Redeweise und stilistische Formung genau an den historischen Quellen, an den Briefen der Heiligen studiert. Das ganze Schauspiel ist so um den einen Charakter herumgeschrieben.

Es ist da von Reiz, der Dichtung Ecks ein anderes Catharinendrama, das Leo Tepes van Heemstede*, gegenüberzustellen, nicht etwa, um beide aneinander zu messen, sondern um ihr Besonderes schärfer zu umgrenzen. Ecks Catharina steht um ihretwillen selber da. Tepes Heilige ist das Werkzeug des Himmels, auserlesen, in Tagen der Drangsal für die Kirche zu wirken. Im Mittelpunkte steht also die Kirche, um die sich ein ewiger Himmel wölbt. Alle Guten und Frommen blicken nach oben. Alle Guten und Frommen sind in ihren Beziehungen an die Kirche geknüpft. In Ecks Drama lassen sich die Menschen nur von dem übermenschlichen Weibe bestimmen und bannen. Ehe Niccolo Tuldo zum Quell der Gnadenlehre findet, verliert er sich in den Anblick des ‚Kunstwerkes‘ Katharina, verfängt er sich in den sinnlichen Zauber ihrer Rede. Um die Heilige weht ein sinnlicher Odem. Sie ist nicht gefestigt, nicht in sich fertig, nicht die leidenschaftslose Tepes. Sie ringt mit sich, sie stöhnt fiebrig auf unter den Versuchungen, unter den Trieben, unter den finsteren Gewalten, die sie schütteln. In allem ein Renaissancetypus. Tepes Drama weist in seiner gläubigen Frömmigkeit, in seiner kollektivistischen Darstellung, die nicht loszulösen, sondern einzugliedern sucht, zurück ins Mittelalter.

Vielleicht ist mit diesen Inhalten auch schon etwas von der künstlerischen Form verraten. Tepes Schauspiel stellt ausdrucksblasse Figuren vor einen altmeisterlich getönten Goldgrund. Es hat die seelische und gedankliche Geschlossenheit einer Weltanschauung. Daher der breite Ausklang im feierlichen Trochäusschritt. Ecks verstandesmäßig kühle Analyse schneidet jäh ab, aber sie weiß eine komplizierte Seele bis in die einzelnste Fiber zu entfasern. Da stehen in einer Gestalt erotisch bespülte Regungen und Askese, aufbrausendes herrisches Wesen und sanfte, kindliche Demut, Härte und süße Anmut, Energie und Entsagung, visionäres Entrücktsein und zielbewußte, augenscharfe, sachliche Klarheit schroff nebeneinander, und das ergibt einen ganzen Menschen, einen Mischcharakter, den uns erst die Moderne so recht verstehen lehrte. So pflanzt Eck in ihre Dichtung das vermenschlichte Leben, die Psyche, Tepe die aufrichtende Idee. Zu dramatischem Wuchs erhebt sich keines der beiden Werke; das eine nicht, weil es episch verläuft, das andere, weil es sich in Zustandsschilderung vergarnt.

Als ein Epigonenstück ohne eine Spur modernen Kunstgeistes stellt sich Siegfried Heckschers** Trauerspiel ‚Karl I.‘ dar. Shakespeare ist der Wechsel von Prosa und Blankvers, von humorigen und tragischen Vorgängen abgeguckt, Shakespeare die gelockerte Szenenführung, Shakespeare, wenn er den Abgang einer Figur, den Abschluß einer Szene durch Reimbindung markiert. Anderes lenkt auf Schiller: Die zuweilen abstrakte Blässe der schmückenden Beiwörter, die Neigung zur lyrisch schwärmenden Reflexion und morali-

* Leo v. Heemstede, ‚Catharina v. Siena‘. Drama in 5 Aufzügen. (Junfermann, Paderborn.)

** Siegfried Heckscher, ‚König Karl der Erste‘. Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen. (‚Hilfe‘, Berlin-Schöneberg.)

sierenden Sentenz, ein gewisses ethisches Pathos, wie der Preis der edlen Frauen als ‚holder Himmelsgabe'. Aber wie weit ist das Ganze von den Vorbildern entfernt, wie vernüchtert in der Farbe, wie lahm in den dramatischen Schlägen, wie ohne Schöpferkraft im Gegenspiel. Aus dem unglücklichen Stuart, dessen Haupt der Revolution zum Opfer fiel, wäre ja nie ein tragischer Held von großen Maßen, aber immerhin eine psychologisch interessante Gestalt zu bilden gewesen. Eine problematische Natur, ein Richard II. etwa, ein weicher Träumer, einer, der sich zu sehr in den Legitimitätswahn verspann, einer, der tatenlos an das Wunder glaubte und darüber ein Mannesleben und eine Königskrone verspielte. In der Anlage ist ja alles bei Hedscher gegeben, aber es steigert sich nicht über Worte hinaus zum ergriffenen Leben, zum ergreifenden Schicksal. Um dann doch eine Art tragischer Stimmung zu erzeugen, baut er szenische Schlußbilder auf, in denen er den König als heroischen Dulder zeichnet und ihn von den Seinen, gleich Maria Stuart, rührenden Abschied nehmen läßt.

Ganz auf kernige, vierschrötige Kraft, auf urwüchsige Gesundheit, auf gestemmte Beine stellt Karl Albrecht Bernoulli* seine Typen. Der könnte uns ein Volksdrama bescheren, seit Schillers Tell das erste, wenn er die Linie zum Drama fände, der ist realistisch geartet und geschult. Sein ‚Ulrich Zwingli' lag freilich noch zu sehr im Schlepptau der Hauptmannschen Florian Geyerdichtung, noch zu sehr, da hier die lärmenden, gestikulierenden, erregten Massen nicht zum Anprall gerollt, nicht zu einem verhältnisgleichen Widerstand geführt wurden. Es ist, als ob sich der archaisierte, behaglich-behäbige, schwere, knorrige Schweizer Dialekt wie ein Bleigewicht an den Fortschritt des Geschehens hängte. Anders formuliert würde es lauten: Der Dichter ist vom sprachkünstlerischen, kulturellen Problem noch nicht zum dramatischen vorgerückt. Bühnengemäßer ist ‚Der Ritt nach Fehrbellin' geworden, aber kaum dramatischer, sofern man nicht die Abwicklung einer abenteuerlichen, süß-traurigen Herzensgeschichte, die um des großen Kurfürsten Stallmeister Froben geschlungen ist, schlankhin als dramatisch bezeichnen will. Damit ist schon das Element angedeutet, womit jetzt Bernoulli den völkisch verwurzelten Boden zu beleben, effektvoll zu beleuchten sucht, mit Romantik. Romantisch in dem Sinne von Mondlicht, das über dem Walddickicht silbern verperlt, von Loreleien, überm Felsen hängend, von Sonnwendnächten mit Feuerlohe, von Prophetien und Ekstasen, von wildschönen, schwarztollen, spanisch erglühten Mädchen mit einem Schuß Hysterie, von Liebeszauber im Holunderbusch.

Man könnte sagen, was man von Wildenbruch gesagt hat: veräußerlichter Kleist, müßte dann aber hinzusetzen: verinnerlichter, mit heimatlichen Säften neu durchströmter Wildenbruch. Mit beiden hat er das allweg gut Brandenburgische, stramm Hohenzollerische gemein. Mit Wildenbruch den akzentuierten Opfergedanken. ‚Kein Sonderleben, im ganzen aufgehen! Sonderlich sein ist Siechtum. Gliedsein ist Kraft.' Das stünde wörtlich ebensogut in den ‚Quitzows', im ‚Generalfeldoberst'. Daß er diese Idee durch das Ganze zog, das war nicht bloß für die Einheit der Dichtung von Heil, das gab auch den sprachkünstlerischen Reizen Gemütswerte zur Seite. Und um so viel steht das Drama ‚Fehrbellin' höher denn ‚Zwingli', als es aus dem reformiert Schweizerischen ins Deutsche, aus dem Deutschen ins Menschliche steigt, als es auf schlichten und doch seelisch großen Motiven errichtet ist: auf Pflichtgefühl, auf Freundschaft, auf Treue, auf Liebe, auf Vaterlandsliebe. ‚Die Sonne, die Sonne', geht es vom Munde eines auf dem Schlachtfeld Sterbenden durch die Reihen der Verwundeten hin, ‚die Sonne', das ist das letzte Wort des Dramas, und das klingt wie ein Jauchzen, wie eine Fanfare, so ganz anders als jener lebensferne, lebensmüde Sonnenruf des

* Carl Albrecht Bernoulli, ‚Ulrich Zwingli'. Schauspiel in 5 Akten. (S. Fischer, Berlin.) Derselbe, ‚Der Ritt nach Fehrbellin'. Schauspiel in 5 Akten. (Eugen Diederichs, Jena.)

Glockengießers Heinrich und als jenes grausige Lallen um die Sonne in den ‚Gespenstern'. Auf eine technische Eigentümlichkeit sei noch verwiesen. Je breitspuriger die volkstümliche Sprache stampft, eine je stärkere Illusion sie von Scholle und Leuten zu geben sucht, desto mehr werden andererseits Hauptgestalten ins Heroische, ins Mystische stilisiert, desto raschzügiger, kürzer, schnellender wird die zur Aktion ausholende Gebärde. Zuweilen beschaut es sich wie der robuste Pinselstrich Wildenbruchs. Ein Traum wird erzählt, ein Sehnen wird verlautbar und schon erfüllt es sich mit Hussa und Pferdegetrappel.

Ein Gegenstück zu Bernoullis liebevollem Erfassen des Mutterbodens bildet Emanuel von Bodmans* Tragödie ‚Die heimliche Krone'. Hier sind Zeit und Ort neutralisiert, das Geschehen in fremde Fernen gerückt. Es geht gegen das Jahr 1300. Dem Königreich Georgien droht ein vernichtender Krieg von den Mameluden. Des Königs Sohn, Prinz Dimitri, hat ihn heraufbeschworen, indem er bei diplomatischen Verhandlungen aus einer jugendlich jähen, unbesonnenen Aufwallung heraus den Fehdehandschuh hinwarf. Die Lage ist um so verwickelter, als auch im Innern des Reiches, um das Königsherrschaft und Priestertum den eisernen Ring der Macht geschlagen haben, ein Aufruhr emporglimmt. Des Königs Neffe, Prinz Gurgin, der sich längst von den Seinen gesondert hat, sammelt hier die hellen Stimmen der Jugend um sich. ‚In einem Hause', sagt Eva, sein Weib, während sie das nächtliche Feuer mit Scheiten speist, ‚muß die Flamme leuchten im dunklen Tiflis'. Gurgin bekennt sein Herz zur lodernden Flamme. Ihr wird er einst Altar und Tempel bauen, da Krone und Kanzel in ihrem Schimmer verblaßt sind. Bis dahin will er auch die goldenen Tafeln mit den Weisheitssprüchen in Sorgfalt verbergen und hüten. Die goldenen Tafeln: Du sollst das Leben bewußt erfassen. Du sollst die Seele nicht von den Sinnen und Freuden lösen, wie die Priester lehren. Die heimliche Krone ist jene, die um die Stirne der Edlen glänzt, der Vollbeseelten, der nur sich Eigenen, nur sich Verantwortlichen, der Herren ihres Schicksals. Und diese Krone ist durch keine Vererbung im königlichen Blute bedingt.

Gurgin nun empfängt im Laufe der Ereignisse zum inneren Adelsdiadem auch noch die Krone des Reiches. Und das bildet den Höhepunkt des Dramas, an den sich sofort der Abstieg und die tragischen Konflikte schließen. Wird ihn der äußere Schmuck in den Grund ziehen? Wird er in die bekämpfte Tradition, in Staat und Kirche hineinwachsen und so seinem Tiefsten untreu werden? Oder wird er seinen Tempel errichten und die freie Flamme wehen lassen? Im Ritardando des vierten Aktes scheint es, als ob die Tragik aus gärenden seelischen Gründen wüchse, als ob dieser überbedächtige, dieser ruhige, verschlossene Zauderer, dieser Verzögerer klarer, weckender Tat, der sogar seine Jünger dem Pöbel und Henker preisgibt, an sich selber scheiterte, als ob seine Gemüts- und Willensmächte an der Staatsräson zerschellten. Aber im Katastrophenakt, wo er wieder, laut fordernd, Worte für seinen Tempeltraum gewinnt, durchbricht er alle Rücksichten und Hemmungen. Jetzt erst wird er ein wahrer König, da er in eigenwilligem Verzicht den Purpurmantel ablegt, und nie ist er so ungebunden und edelfrei gewesen, als da sie ihm die Hände fesseln, und nie hat er ein köstlicheres, reicheres, innigeres, glühenderes Leben gelebt, als da er zum Henkerblock in den Tod schreitet. So die tragische Formulierung, so die tragischen Paradoxien.

Bodmans Dichtung ist kein Historiendrama, das vergangene Wirklichkeiten in leuchtenden Visionen auferweckte. Die Fabel des Spiels hat sich kaum je zugetragen, ja in einzelnen, allzusehr der politischen Gegenwart angepaßten Situationen ist die geschichtliche Möglichkeit sogar ausgeschlossen. Dichterisch von Schaden sind nun die schreienden Anachronismen insofern, als sie die mythische Dämmerstimmung zerreißen. Was soll beispielsweise in einer so bewußten Zeit, die ihre Denk- und Erfahrungsbegriffe gleich

* Emanuel v. Bodman, ‚Die heimliche Krone'. Tragödie in 5 Aufzügen. (Julius Bard, Berlin.)

El Greco/Toledo.



der unseren festgefügt hat, in einem so straff, ja brutal organisierten Staats- und Kirchenwesen, wie es Bodman schildert, noch der gefühlsmäßige, unbestimmte, verschwommene Kultus der Flamme? In Gerhart Hauptmanns ‚Versunkene Glocke', in diesen ungewissen kulturellen Farben und Lichtern, in diesem Spuk und Drängen elementarer Naturgewalten, in diesem ursprünglichen Ineinanderfluten von Christenheit und Heidentum mochte ein Marmortempel, der Allmutter Sonne geweiht, noch zu lebensvollem, lebenzeugendem Symbol werden. In einer fertigen Zivilisation erstarrt er zur lebensfremden, kühlen Allegorie. Darin wurzelt überhaupt die Schwäche des Dramas, daß Bodman sein Empfinden zu rationalistisch durchsetzt, daß sich ihm das Politische, Tendenziöse, Gegenwärtige zu breit in das Menschheitliche, Dichterische, Ewige drängt. Seine Lyrik läuft in polemische Stacheln aus, seine Historie wird zum durchsichtigen Kostüm. So ist er zwar ideell faßbarer, bodenständiger, willenskräftiger als Gerhart Hauptmann, aber auch nüchterner, derber. Nicht, daß seine Verssprache des farbigen Glanzes ermangelte, — ihre Reize liegen allerdings mehr in der schweren plastischen Formung als im Kolorit — aber man fühlt hinter den Rhythmen nicht jenes zitternde, persönliche, schöpferische Erlebnis, das uns im Sonnenhymnus des Glockengießers immerhin ergreifen mag.

Ich stelle Bodmans Drama absichtlich immer gegen das Märchen von der ‚Versunkenen Glocke', nicht bloß, weil beide Dichtungen aus gleichen seelischen Quellen und Regungen aufgesprungen sind, sondern weil sie dartun, wie sich die Romantik gewandelt hat, wie sie diszipliniert, positiv, geistig bewußter, stärker im Zielstreben und in den Linienrissen geworden ist. Babs Drama ‚Blut' zählt in diese Gattung. Sorgfalt um die dramatische Architektur, stramme Spannung der Gegensätze, festere, tragische Verknotung, das dürften in künstlerischem Betracht die sonderlichen Merkmale der jüngeren Richtung sein. Ohne in der ‚Heimlichen Krone' das Erzwungene der Grundsituation, ohne den epischen Zufallsverlauf der ersten Hälfte zu verkennen, mag man doch in den letzten Akten an der planvollen Verschränkung von innerer und äußerer Handlung, von inneren und äußeren Kämpfen und Siegen, an diesem gegenseitig bedingten Ansteigen und Abschwellen der Schicksalswogen sein artistisches Wohlgefallen finden.

Bodman läßt sich, gleichsam in jungdeutscher Art, zu sehr von außerdichterischen Absichten lenken, als daß man ihn rundweg der nun folgenden Gruppe der Neutragiker beigesellen könnte, obschon er neben dem Willen zur formalen Rundung und antithetischen Zuspitzung auch inhaltlich und literarhistorisch manches mit ihnen gemein hat: Die Anklänge an Hebbel (Traummotiv z. B.) und an Nietzsche (Höchste Glücksteigerung im Herrenmenschen; Distanz zum Knecht und Sklaven). Ganz in den Kreis der neueren Tragiker hat sich Samuel Lublinski* mit seiner Tragödie ‚Kaiser und Kanzler' begeben. Ursprünglich Naturalist und im Banne von Karl Marx, noch im ‚Peter von Rußland' der Milieutheorie erliegend, noch in ‚Günther und Brunhild' zu breit in der Entfaltung des Gegenspiels, wenn auch schon näher an Schiller, hat er hier zum erstenmal das Drama streng als Formproblem gefaßt.

Das ist nämlich die Heilsbotschaft der neueren dramatischen Kunst, deren Finder und Künder Wilhelm von Scholz gewesen ist: Das Drama ist ein Spiel der Vorstellung mit Antithesen, kein Lebensausschnitt mehr, kein Lebensabklatsch, nicht mehr Verwicklung und Entwirrung von psychologischen Einzelfällen. Die Tragödie ist eine Form wie das Epigramm, ist ein witziges Paradoxon, dessen Gegensätze sich in unerbittlichen, heißesten Kampfschlägen lösen. Die tragischen Kontraste lagern schon apriorisch in unserer Gedanken- und Gefühlswelt. Sie sind bereits begrifflich gegeben, worauf der

* Samuel Lublinski, ‚Kaiser und Kanzler'. Tragödie in 5 Akten. (Xenien-Verlag Leipzig). Dieser Aufsatz lag schon vor dem Tode Lublinskis im Drucke fertig.

Hauptton zu legen ist. Ihre Feindschaft ist zugleich in ihrem ursprünglichen, untrennbarem ideellen Zusammenhang begründet. Liebe beispielsweise und Haß, Keuschheit und Sinnlichkeit, Kraft und Ohnmacht fluten gegeneinander, stoßen sich ab, vermählen sich, ‚eine absolute Synthese zweier absoluter Antithesen‘. Als Wilhelm v. Scholz seine Aphorismen* festheftete, hat er nicht versäumt, leise an ihre Wurzeln zu rühren, an die Romantik, an die romantische Ironie. ‚Ironie ist die Form des Paradoxen, ist klares Bewußtsein in die ewige Agilität des Chaos,‘ so hat es Friedrich Schlegel definiert. Zur Tragödie sind allerdings die Frühromantiker nicht gelangt, vielleicht weil ihr Ergötzen zu sehr am spielerischen, tollen Wirbel hing, an dem souveränen, übermütigen, humorigen Verneinen glatter Gewohnheiten und verzahnter Ordnungsreihen. Die Neueren lassen ihr Schaffen durch das Ja bestimmen, durch eine alle Widersprüche bindende, höhere objektive Notwendigkeit. Ihr schreiten sie heroisch zu. Sie sind Willenskünstler. Kurz, sie sind die Nachgeborenen Hebbels und Nietzsches. Wenn man nun, wie es geschehen ist, die Träger dieser jüngsten dramatischen Entwicklung als Neuklassizisten bezeichnet, so darf man nur nicht vergessen, daß wohl ihr Ziel und Zweck, das Aufspüren kosmischer Einheiten und Harmonien und deren sinnliche Ausstrahlung und künstlerisch abgetönte Wiedergabe, dieses In-Einklangbringen von Welt- und Individualseele, diese Steigerung des Menschlichen ins Heldische im Klassizismus inbegriffen ist, daß aber ihre Ursprünge sich in den Dämmergrund der Romantik verlieren. Romantisch ist nicht bloß der Reflexlichtertanz der Kontraste und Paradoxien. Romantischer Einschlag ist noch eine andere Erscheinung, die bisher kaum als Merkmal dieser Dramatikergruppe erkannt wurde und die gerade für die tragische Einspannung bedeutsam ist: der mystische Unterstrom. Mystik ist es, wie der Theoretiker Scholz an den Anfang die unentrinnbar verklammernde Situation, das Schicksal stellt und nicht mehr den Charakter. Mystik, wie er Charakter und Endbestimmung in geheimnisvollen Schleiern verwebt, Mystik, wie er den tragisch sich Reckenden in einen ‚dunklen, oft nicht verständlichen, wahlverwandten‘ Bezug zu seinem Schicksal setzt.

In ‚Kaiser und Kanzler‘ kehren alle diese Zeichen wieder. Nur daß Lublinski zu verstandeskühl oder, schroff gesagt, zu nüchtern ist, um sich dem Zwielicht mystisch gebreiteter Ahnungen und Stimmungen gefangen zu geben. Er zerlegt das Drama gedanklich, in seine antithetische Urform, und schlägt so aus der Fabel alle möglichen epigrammatischen Funken. Der zweite Friedrich, der Staufer, und sein Kanzler Peter von Vinea sind im ‚Glutbrand der Männerfreundschaft‘ aneinandergekettet. Selbst die Liebe zum Sohn und Erben muß dagegen verbleichen. Und gerade in diesem eng geschmiegten, Herz an Herz entzündenden Verhältnis lauert grundtief Verkennung, Mißtrauen, Verrat, Feindschaft bis zum grausamen Zerstörungshaß geglüht. Wie der Kanzler erst mit dem Gedanken der Untreue tändelt, bis das Spiel zur Wahrheit wird, das ist ein Motiv, das Schiller im ‚Wallenstein‘ viel farbiger im Hintergrund und viel tönender, rollender und grollender und schicksalswuchtiger gestaltet hat. Wie aber Peter seinen Freund und Herrn verrät, nur um ihn zu retten, und wie dieser, weil er den Kanzler so innig umschließt, nur die Täuschung sieht und nicht die Rettung, das, in diesem scharfen Augenwinkel gesehen, ist die neue tragische Formulierung. Noch viele Antithesen schillern da ineinander: Friedrich, ein entrückter Träumer, der Kanzler, der gegenwartfeste Erdensohn. Friedrich, der starre Gegner des Papsttums, wird in seinem Bestreben, den Menschen zu idealisieren, zu vergöttlichen, zu entsinnlichen, selber zum Papst. (So nämlich faßt Lublinski in motivischem Anklang an ‚Canossa‘ von Paul Ernst die sittliche Idee des Papsttums auf.) Am Ende aber vollzieht sich

* Wilhelm von Scholz, ‚Gedanken zum Drama‘. (Georg Müller, München.) Derselbe außerdem in der ‚Schaubühne‘ I, Nr. 8—10.

in Wechselwirkung die tragische Wandlung und Reinigung: Nun ragt der Kanzler in übermenschlich geistige Kreise, und der Kaiser, aus seiner sehnenden Versonnenheit gerissen, wächst in die Erkenntnis der greifbaren Tatsachen, des Menschenmöglichen hinein.

Soweit das Drama ein Spiel der Vorstellung mit Antithesen ist, soweit geht hier das Exempel glatt auf. Die Schwäche aber, die vernichtende Schwäche, hebt da an, wo das wahlverwandte Schicksal seine Schatten und Netze wirft, in der sechsten Szene des Höhenaktes. Peter von Vinea, der schon Ungetreue, reicht, ohne es zu wissen, dem Kaiser den Giftbecher. Ohne es zu wissen? Ja, darin liegt es, daß er hätte vermuten können, nein, daß er hätte wissen können, nein, daß er, der Erdensohn, der Menschenkenner, der kluge Realpolitiker, der diplomatisch Tastende, hätte wissen müssen, welch ein käuflicher Schuft der Leibarzt war. Bleibt er ihm gegenüber, meinetwegen aus Edelsinn, blind, so fehlt seiner Persönlichkeit das geistige Vollgewicht und der Tragödie die unentrinnbare Situation. Und damit ist Lublinski tragisch nicht weiter gelangt als beispielsweise Wildenbruch in einem Halbdutzend seiner auf Zufall gesetzten Trauerspiele. Auch dem Kaiser versagen wir lange unser tragisches Mitgefühl, weil sein Streben zu sehr in der Abstraktion stecken bleibt, weil seine Ideen nicht in Fleisch und Blut gestaltet sind, weil wir nur Exposition und nicht Handlung, Aufgabe und nicht Lösung sehen. Sprachlich bedeutet das Stück gegenüber den prosaischen Jambenketten von ‚Günther und Brunhild‘ einen Fortschritt. Es fließen Rhythmen (im V. Akt) von warmer Innerlichkeit ein, obschon die syntaktisch verrenkten und die leeren, trockenen, kalten, trivialen Verse keineswegs ausgeschieden sind. Interessant ist dabei für den Kenner die Vermengung von Hebbelscher und Schillerscher Ausdrucksweise. Hier das schwelgende, weitgeschlungene Gleichnis, dort die versteinte, trotzig aufgeballte Hyperbel. (Vergleiche das Zwischenspiel des Hauptmanns V, 4.)

Solche eindringliche, bildhafte Prägungen gießt auch Paul Ernst* des öfteren, nur daß er sich in edlen Maßen hält, indessen Lublinski zuweilen ins Rohe, Gewalttätige überspringt.

Ernst ist der statisch Verharrende, er ist der Plastiker der neuen Gruppe, wenn man seine Gestalten ins Auge faßt, er ist ihr Architekt, wenn man den Aufriß seiner Dramen verfolgt, und er ist vielleicht jener, dessen künstlerisches Wesen sich am engsten mit dem Begriff des Klassischen deckt. Ich will hier nicht auf sein Trauerspiel ‚Canossa‘ eingehen. Ich habe mich darüber im dritten Bande des ‚Jahrbuches der Zeit- und Kulturgeschichte‘ auseinandergesetzt. Nur so viel: Wie die ‚Familie Selicke‘ ein Schulbeispiel für die Naturalisten war, so ist ‚Canossa‘ eines für die Neutragik. Als solches mußte es dichterisch fehlschlagen. Ernst hat vor ‚Canossa‘ einen ‚Demetrios‘ geschrieben. Der Name weckt einen klagenden Ton, weckt eine Stimmung trauerverhängter Weihe. Wir erinnern uns, daß zwei ganz Großen darüber die Feder entsank: Schiller und Hebbel.

Den Schillerschen Demetrius zu vollenden, schalt Heinrich Theodor Rötscher ein ‚an Vermessenheit grenzendes Selbstvertrauen‘. Wie oft ist da in Vermessenheit gesündigt worden!

Bloß im Vorübergehen möchte ich auf zwei Bearbeitungen aus jüngster Zeit verweisen. Die eine von Walter Flex** ist in der Exposition insofern eigen gefaßt, als sie den Demetrius von vornherein in der Erkenntnis des abgekarteten Spieles zeigt, als sie ihn aber nur widerwillig, von politischen Ränkespinnern gestoßen, mit stierem Sinn und verkrampftem Herzen auf die Intrige eingehen läßt. Schon die Stellung

* Paul Ernst, ‚Canossa‘, Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Inselverlag, Leipzig). Derselbe, ‚Demetrios‘, Tragödie in 5 Akten. (Ebenda).

** Walter Flex, ‚Demetrius‘, Trauerspiel in 5 Akten. (Bureau Fischer. Berlin-Friedenau.)

des Themas legt die künstlerischen Schwierigkeiten bloß: Auf der einen Seite kein geheimnisvolles Geschick, das seine Dämmer über die offenen Sinne der Menschen zöge, das ihre Taten in den Wirbel übermoralischer Notwendigkeiten zwänge. Und andererseits kein Held, kein brutaler Glücksserraffer, keiner, den die Dämonie des Ruhmes oder des Lebensdranges aus der Sphäre des Gemeinen höbe. Immerhin war einem Seelenkünder noch die Möglichkeit gegeben, innere Wirkungen zu durchleuchten, das Gemüt zu bewegen. Vielleicht hätte er die tragischen Gewichter verschoben: aus dem auswirkenden Willen in das zögernde Gewissen. Flex blieb in allem und jedem ein Dilettant. Er fand keinen tragischen, ja kaum einen dramatischen Akzent. Er wußte seine Motive nicht zu befrachten, und seine letzten Akte stellen in dem jähen Platzen der Geschehnisse, in dem Aufspringen von immer neuen Figuren einen Greuel der Verwüstung dar.

Schaarschmidt* wollte einen Torso ergänzen und hat sich dabei in den Charakteren, in den Motiven, in der Szenenfolge getreu, in architektonischer Hinsicht sogar zu eng an Schillers Plan geschmiegt. Und doch ist das Sprachganze so unschillerisch wie möglich. Die Monologe, in denen die Geistes- und Gefühlsschwere ruhte, sind alle karg und dürftig geraten: Jambisch skandierte Prosa. Man denke sich einen Helden Schillers, der in Erregung ‚Essig, Essig' zwischen den Zähnen murmelt, oder man horche auf eine Wendung, wie: ‚Im Romane deiner Vergangenheit ist alles möglich.'

Paul Ernst hielt sich an den Hebbelschen Demetrius. Er dachte nicht an eine Vollendung, sondern wollte etwas Eigenes schaffen. Dieses Eigene ruht bei ihm nicht so sehr in den Affekten, in den szenischen Erfindungen und Posen, im Widerspiel der Gruppen, die er nach Bedarf herüberholte, auch nicht darin, daß er die Fabel historisch ummodelte, daß er sie in das Sparta um 200 vor Christus verlegte, dieses Eigene dringt vielmehr aus dem Problem. Bei Schiller und Hebbel steht im ideellen Mittelgrunde der betrogene Betrüger, der falsche Demetrius. Es bedeutet Gipfel und Peripetie, leidenschaftliches Aufschnellen und innerste Erschütterung, wenn sich dem Sieggekrönten die Herkunft aus der Niederung, der Anstieg aus den Intrigen enthüllt. Das Problem ist ein seelisches. Anders bei Ernst. Hier liegt der Akzent auf dem Einfall der Situationen. Den Sklaven Pytheas erheben sonderbare Umstände, ein wahlverwandtes Geschick plötzlich zum König. Wird er nun die Sklavenfesseln des Landes brechen? Er wird zum Tyrannen. Daß er auf dem Throne nicht seinem Königsgedanken leben kann, daß er sein Bestes verraten, daß er seinem Glauben, seinen Gefühlen abschwören muß, daß er gerade als Herrscher wieder zum Sklaven herabsänke, um das schließt sich das tragische Epigramm. Dem Sklaven war sein Sinnen adelig frei und königlich hochgerichtet. Den König bändigt das Gemeine. Das Drama ist ein Spiel der Vorstellung mit Antithesen.

Was mich an der Dichtung packte, war freilich nicht das tragisch-ironische Wechselspiel, das war allerlei menschlich Schönes, das hier aus Herzensgründen quillt, das war beispielsweise die in ihren verschiedenen Ausstrahlungen gespiegelte Mutterliebe. Die bangende Mutter in Tritäa, in Dyme die von Rache aufgewühlte. Dort die Niedergeborene, die Sklavin, die Listige, die überhastend Triebhafte, die überklug Unkluge, die keine faul gleißende Lockung, keine Lüge, keine seelische Besudelung verschmäht, ihn, nur ihn zu erhalten. Und im Gegensatz dazu die gefaßte, bewußte, statuarische Gebärde der Dyme. Diese Gestalt gegen die Schillersche Marfa zu halten, ist von Reiz, zumal sich Ernst bei ihrer Konzeption ebenso an Schiller wie an Hebbel lehnte. Auch

* Karl Emil Schaarschmidt, ‚Demetrius', Trauerspiel in 5 Akten. (Hermann Zieger, Leipzig.)

in Marfa ist das erste die lodernde Rache, doch eine kurze Spanne, und ihren aufbegehrenden Willen streichelt ein weiches Gefühl fraulichen Hoffens und mütterlichen Sehnens. Ihr Fühlen, nicht ihr Wollen, ihr Herz, nicht ihr Kopf wird sie bestimmen. Die Dyme ist ganz vom Intellekt gestählt.

> ,Ich aber weiß es: Daß wir Tag und Nacht,
> Im Reif des Morgens und des Mittags Glut,
> Des Winters Regen und des Sommers Dürre,
> Eines bedenken, eines endlich finden,
> Wir müssen's finden, wenn wir immer denken.
> Wie wir von Nabis holen unsre Rache.'

Schillers Marfa-Monolog ist ein lyrisches Verströmen, das dem Jauchzen Leas in Otto Ludwigs ,Makkabäern' gleicht.

Die Ernstischen Verse sind von einer Statik, die an die Griechen gemahnt. Auch die Technik (noch mehr in seiner jüngsten Dichtung ,Brunhild') erinnert an die antike Tragödie, an die Sophokleische Art, ein Vergangenes, Geheimes, Ungekanntes mählich grausam zu enthüllen. Aber weil bei Ernst der tragische Ton nicht auf das Problem fällt, ob falsch oder echt, so verpufft die Wirkung des Kunstmittels. Im übrigen ist seine dramatische Ökonomie bis ins einzelnste durchdacht. Wie er motivisch einstimmt, wie er keine Gedanken setzt, ohne in sie die notwendige Keimkraft zu späteren Aktionen hineinzulegen, und kaum eine Aktion, die nicht in Wort und Farbe knapp angedeutet wäre, wie er auch das Physiologische, die Außenerscheinung der Menschen den Zwecken des Vorwärtsdrängens und des Retardierens unterwirft, das ist die Schule Ibsens.

Aber die Entwicklung des neueren Dramas führt bereits über die Kunstabsichten des nordischen Meisters hinaus. So unerreicht er in der Einfädelung, in dem feinen Stich von Hin- und Widerrede, in der szenischen Ironie und Entspannung dasteht, sein letztes Trachten blieb doch immer die ethische Fragestellung und die psychologische Durchbildung. Die innere dramatische Form zu erobern, oder weniger fachgemäß gesprochen, urfeindliche Gegensätze aufzuspüren und herauszutreiben, die ohne örtliches und persönliches Kolorit, in sich selber, durch sich selber, gegen sich selber wirken, das blieb erst den neueren Tragikern vorbehalten. Wilhelm von Scholz und Paul Ernst sind die Führenden, Lublinski ein Geführter. Bodman zählte, wie gesagt, in der paradoxen Prägung zu ihnen, ebenso Leo Greiner mit seinem Drama ,Herzog Bonaneras Ende', wenn er sein schwerblütiges, verdüstertes Temperament nicht in den Farben- und Seelenrausch der Neuromantik strudeln ließe.

Die Formel der Neutragiker auf das Historiendrama angewendet, bedeutet, daß die geschichtliche Fabel nur mehr Ausdrucksmittel einer künstlerischen Idee ist. In dem Stück Vergangenheit, das wieder zum Leben emporgerafft wird, hat zunächst jener begrifflich sich selbst setzende Konflikt unterirdisch zu lagern. Die Frage nach den Trägern der Aktion, nach den menschlichen Leidenschaften, nach dem Rhythmus der einstürmenden Taten und Ereignisse, nach dem Zeitbewußtsein, nach den kulturellen Schwingungen ist sekundär, und vollends jenes engere Problem, um dessen Lösung der Hamburger Dramaturg geschürft hat, ob die Fakta, ob die Charaktere zu verändern seien, scheint ausgeschaltet. Das geschichtliche Drama hat sich von der Geschichte losgelöst. Daher die verblaßten, neutralen Szenen bei Lublinski wie bei Ernst. Es ist fast, als ob sich ein Ring in der Entwicklung schlösse; denn auch das Historiendrama Schillers stand wie ja sein ganzes Dichten im Dienste der Idee. Nur war es mehr eine sittliche, weniger eine künstlerische: Die schöne Menschlichkeit. H. Th. Rötscher hat allerdings in seiner geistreichen Weise aufzuzeigen gesucht, daß Schiller fortschreitend immer näher an die Wirklichkeit

gerückt sei und daß er gerade im Demetrius das Menschliche, Geschichtliche und Nationale zu einem sich lebendig durchdringenden Ganzen vereint hätte. Aber erst Hebbel wollte für sein Drama vom falschen Prätendenten den Humus der zerrissenen slavischen Welt gefunden haben.

Wie weit jedoch darüber hinaus eine Erfassung des Gegenständlichen, ein szenisches Bezwingen des breiten gesellschaftlichen Wurzelbodens möglich war, ob und wie sich das Klima einer Zeitwende, ihre Sprache, ihre ringende Gebärde, ihr Massenschrei einfangen ließ, das zu erweisen oblag zuletzt dem Naturalismus. Die Spitze in dieser Richtung heißt Florian Geyer. Hierzu aber bildet ‚Canossa' wiederum den polaren Gipfelpunkt. Die Neutragiker sind zur Idee heimgekehrt. Und auf diesem Pfad haben sie ein anderes funkelndes Kleinod neuerdings gefunden, das ebenfalls Schiller verschwenderisch reich in seine Dramen verstreute: die Sentenz. Freilich hat auch sie gleich der Idee sich gewandelt, indem sie gemäß dem Ganzen, aus dem sie gesprengt ist, die kantige, epigrammatische Schärfe und den dunklen Glanz des Tragischen abbekam.

# Paul Deussens Lebenswerk
## Von Alfred Frhrn. von Mensi

In Friedrich Nietzsches Briefen an Peter Gast, die dieser im Inselverlag (Leipzig 1908) herausgegeben hat, finden wir in einem aus Sils vom 8. September 1887 datierten Briefe nachstehende Stelle: ‚. . . Eine Unterbrechung gab es, komisch und rührend: Mein alter Freund Deussen aus Berlin erschien (auf der Reise nach Griechenland mit einem liebenswürdigen Umschweif über Sils; er will Ende Oktober wieder in Berlin sein), brachte seine kleine Frau und seine eben erfolgte Ernennung zum Professor der Philosophie. Der Fall ist historisch: Deussen ist der erste eingeständliche Schopenhauerianer, der eine Professur in Deutschland erhalten hat, — und daß Deussen Schopenhauers glühendster Verehrer und Verkündiger ist (übrigens eminent rationell), daran bin ich schuld: er hat mir auf emphatische Weise für die Hauptwendung seines Lebens gedankt. Das Wesentlichste (in meinen Augen) ist, daß er der erste Europäer ist, der von innen her der indischen Philosophie nahegekommen ist: er brachte mir seine eben erschienenen Sutras des Vedanta, ein Buch raffinierter Scholastik des indischen Denkens, in dem der Scharfsinn der modernsten europäischen Systeme (Kantismus, Atomistik, Nihilismus usw.) einige Jahrtausende früher vorweggenommen ist (es sind Seiten darin, die wie „Kritik der reinen Vernunft" klingen, und nicht nur klingen). Das Werk ist auf Kosten der Berliner Akademie der Wissenschaften gedruckt; ich nehme an, daß Deussen bald genug ihr Mitglied sein wird. Er ist eine Spezialität; auch die sprachgelehrtesten Engländer (wie Max Müller), die ähnliche Ziele verfolgen, sind gegen Deussen Esel, weil ihnen „der Glaube fehlt", das Herauskommen aus Schopenhauer-Kantschen Voraussetzungen. Er übersetzt jetzt die Upanishads: Was würde Schopenhauer für eine Freude haben!!' — Dieser Brief ist charakteristisch für den Schreiber wie für den Empfänger. Als Professor Deussen 1901 ‚Erinnerungen an Friedrich Nietzsche' (F. A. Brockhaus, Leipzig) herausgab, fiel schon der wohlwollende Protektorton auf, in dem Nietzsche an den nur um ein Jahr jüngeren Freund schreibt, und im Gegensatz dazu die bescheidene, hie und da fast unterwürfige Art, in der Deussen von und zu Nietzsche spricht. Nun hat allerdings Nietzsche einmal von sich geschrieben, er habe den Deutschen ‚die tiefsten Bücher' gegeben; wir aber, die wir uns nicht ganz und gar

durch die moderne Massensuggestion Nietzschescher Antisophie blenden lassen, wissen, daß dieses Wort frevelhaften Größenwahns in einem der letzten Werke Nietzsches steht, und daß kein Mensch heute sagen kann, bis zu welchem Jahr zurück die ersten unmerklichen Spuren seines Wahnsinns, also seiner Unzurechnungsfähigkeit reichen mögen.

Wie wir noch mitten in der Wagnerbewegung stehen, so auch in der starken Einflußsphäre Nietzsches, und da ist schlecht zu prophezeien. Nur eine ferne Zukunft kann mich widerlegen oder mir recht geben: trotzdem möchte ich mit meiner Meinung nicht zurückhalten, daß Deussens Werke Nietzsches ‚tiefste Bücher' weit überdauern werden. Auch über Nietzsche wird man einmal zur Tagesordnung übergehen, Deussens Bücher aber, die Nietzsche oben in seinem Briefe nennt: die Sutras des Vedanta, die Upanishads, haben Jahrtausende überlebt, bevor sie Deussen übersetzen konnte, und werden auch noch Nietzsche mindestens überleben. Deussen ist uns freilich nur ein Vermittler derselben, aber einer, der sein ganzes Leben darangesetzt hat, seine Nation den Vorsprung wieder einholen zu lassen, den die Engländer in der Erkenntnis, Übertragung und Popularisierung der ältesten Urkunden indischen Denkens und Fühlens in einem Jahrhundert gewonnen hatten. Paul Deussen hat die Sutras des Vedanta (1887), jene merkwürdigen und ohne Kommentar unverständlichen kurzen Leitsätze der vedantistischen Philosophie mit dem Kommentar des Cankara, er hat ‚Sechzig Upanishads des Veda' (1897) und er hat die ‚Vier philosophischen Texte des Mahabharatam' (1906) übersetzt — lauter umfangreiche Bücher, von denen eines schon genügen würde, einem Gelehrten einen Namen zu machen. Alle diese Sanskritübertragungen aber waren immer zugleich nur Vorarbeiten für die kommentierende philosophische Ausdeutung dieser tiefsinnigen ältesten Dokumente arischen Denkens. So entstand Deussens ‚System des Vedanta' (1883) und vor allem die Idee zu seiner ‚Allgemeinen Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen', die, auf sechs Bände angelegt, wohl als sein Lebenswerk bezeichnet werden kann. Im Jahre 1894 erschien der erste Band: Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishads, 1899 der zweite Band: Die Philosophie der Upanishads. Seit zwei Jahren (1908) liegt nun der dritte Band, oder, wie die eigentlich unzutreffende und ungeschickte Bezeichnung will: die dritte Abteilung des ersten Bandes vor: Die nachvedische Philosophie der Inder,* zu welcher die Übertragung der vier philosophischen Texte des Mahabharatam die Vorarbeit bildete — eine Vorarbeit von rund tausend Seiten!

An Geschichten der Philosophie ist nun freilich kein Mangel. Vom kleinen Leitfaden bis zum bändereichen Kompendium ist alles vorhanden. Ein Mangel ist ihnen aber allen gemeinsam: sie kennen eigentlich alle nur eine abendländische Philosophie, über die orientalische gehen sie kurz hinweg. In der großen dreibändigen Geschichte der Philosophie von Überweg, eine der besten, und was die Literaturangaben betrifft, die vollständigste, die wir haben, ist der Orient mit — sechs Seiten abgetan. Eine Folge davon ist, daß Philosophie und Religion der stärkeren Hälfte der Menschheit selbst dem gebildeten Europäer in der Regel eine terra incognita ist; für ihn beginnt alle Philosophie fast immer mit den Griechen, mit Platon. Hier tritt nun Deussens großes Werk ergänzend in die Bresche. Er erblickt in der ostasiatischen, genauer in der indischen Philosophie die einzige wirkliche Parallele zu jener. Er weist darauf hin, daß Indien als Land schon ebenso groß ist wie das ganze philosophierende Europa zusammengenommen, daß ferner die Inder früher als die Europäer über die Rätsel des Daseins nachzudenken begannen, und daß vor allem, was am häufigsten unterschätzt wird, was die Intensität des philo-

---

* Sämtliche Werke Dr. Paul Deussens sind im Verlage von F. A. Brockhaus, alle mit Ausnahme des 1908 erschienenen Bandes, bereits in zweiter Auflage erschienen. Vergl. im übrigen den Artikel des Verfassers ‚Vedanta und Buddhismus und ihre Schätzung durch die Gegenwart' im ‚Hochland' August 1908.

sophischen Interesses betrifft, das durch so viele andere Dinge in Anspruch genommene Europa mit Indien schwerlich einen Vergleich aushalten kann. Ein zweites unterscheidendes Hauptmerkmal des Deussenschen Buches ist das Hereinziehen der Religionen in den Kreis seiner Betrachtungen. Er sagt: ‚Es gibt nur e i n e ewige Wahrheit, und alle Systeme, mögen sie religiöser oder philosophischer Art sein, sind mannigfache Wege zu diesem einen Ziele hin. Auch besteht nur im Abendlande jener Gegensatz und so oft hervortretender Konflikt zwischen religiöser und philosophischer Erkenntnis. Es ist ein Symptom der Ungesundheit unseres geistigen Lebens, und wir hoffen auf eine Zeit, wo der Gegensatz verschwinden und alle echten religiösen und philosophischen Errungenschaften des Menschengeistes zur organischen Einheit der allem empirischen Erkennen zum Trotze sich behauptenden Metaphysik zusammenwachsen werden. Oder will man den Gegensatz zwischen Philosophie und Religion dahin verstehen, daß die erstere dem Bereiche des Erkennens, die letztere dem Gefühlsleben angehört? Dem müssen wir entgegenhalten, daß es schlecht um eine Religion bestellt ist, welche nicht mit allen wirklichen Ergebnissen der Wissenschaft in vollem Einklange sich weiß, und schlecht um eine Philosophie, welche nur beim kalten Erkennen stehen bleibt und nicht den ganzen Menschen ergreift, Kopf und Herz gleichmäßig befriedigt und in ihrem moralischen Teile in einer religiösen Spitze ausläuft. Im Orient und speziell in Indien ist denn auch ein solcher Gegensatz zwischen Religion und Philosophie, wie er unserm Bewußtsein leider geläufig ist, gar nicht vorhanden; die Upanishads wie der Vedanta, der Buddhismus wie das Sankhya-System haben gleichen Anspruch darauf, als Religion und als Philosophie zu gelten.‘

Von diesem Standpunkt aus, auf dem Deussen unter seinen akademischen Kollegen ebenso ziemlich einsam stehen dürfte wie in bezug auf seinen oben von Nietzsche erwähnten ‚Glauben‘, daß von den Indern, bezw. vom Vedanta eine Linie führe über Platon, Kant zu Schopenhauer, ja zum Christentum, wie er es auffaßt, hat der Kieler Professor vor fünfzehn Jahren seine Allgemeine Geschichte der Philosophie begonnen und ist nun zur Vollendung der ersten Hälfte gelangt, die mit ihren drei Bänden eben die Philosophie und Religionen des Orients umfaßt. Selbst der Gegner müßte ihm seine Bewunderung für dieses grandiose Stück Arbeit nicht versagen. Aber wie selbst der objektivste Forscher unwillkürlich wärmer und ausführlicher wird, wo er sich auf dem ureigensten Arbeitsgebiete befindet, so auch Paul Deussen. In dem vorliegenden dritten Bande behandelt er die nachvedische Philosophie der Inder: die Philosophie des epischen Zeitalters, insbesondere des Mahabharatam, dann den Buddhismus, ferner die zahlreichen anderen philosophischen Systeme, darunter vor allem die wichtigsten, das Sankhyam des Kapila und den Vedanta des Cankara und Sadananda. Der Buddhismus ist im Verhältnis zur Wichtigkeit und zur ganzen Ökonomie des Buches (728 S.) auffallend kurz (S. 115 bis 190) behandelt. Das Bestreben, die Leitsätze des Buddhismus schon in den Upanishaden zu finden, tritt merklich hervor. Mit ganzer Seele ist Deussen nur beim Vedanta des Cankara, durch welchen er den für die Menschheit höchst erreichbaren Standpunkt der Philosophie erklommen sieht. Hier findet Deussen auch die meisten Parallelen zu den platonischen und nachplatonischen Ideen, zu Kant, Schopenhauer und dem Neuen Testament. Im übrigen hat der Verfasser in keinem der früheren Bände so viel übersetzt, d. h. die Urkunden für sich sprechen lassen. Gewiß war dies notwendig, und wir lernen dadurch sonst fast unzugängliche Dokumente indischen Denkens kennen; aber man möchte doch oft Deussen selbst hören und, wie in den vorhergegangenen beiden Bänden, seine Meinung, Exkurse und Vergleiche mit modernen Systemen des Okzidents vernehmen. So aber kritisiert (Seite 192—344) jedes dieser zahlreichen Systeme das vorige und der Verfasser keines. Anhangweise wird uns einiges über die Philosophie der Chinesen und Japaner, insbesondere natürlich über Confucius und Lao-tse mitgeteilt. Da Deussen ja ein ganzes Buch über das System des Vedanta geschrieben, reproduziert er daraus

außerdem noch die dort im Anhang gegebene zusammenfassende kurze Darstellung des Ganzen. Wo Deussen aber auch den schwierigsten philosophischen Stoff noch so sehr komprimiert, klar und genußreich bleibt er immer; er hat seinen Stil wirklich dem klassischen Schopenhauers nachgebildet. Gesuchte Wortbildungen wie ‚Wieheit der Geburten‘ (S. 526), ‚Geschicktheiten von aller Art‘ (S. 551) und ‚Stimmigkeit‘ (S. 664, 666) bleiben ganz vereinzelt.

Als Brockhaus vor sechzehn Jahren Deussens Geschichte der Philosophie ankündigte, wünschten die zahlreichen Verehrer des Kieler Indologen dem Autor, daß es ihm wenigstens vergönnt sein möge, die erste Hälfte des Werkes zu vollenden: eben die Geschichte der orientalischen Philosophie, denn diese mangelte uns, und auf diesem Gebiete konnte Deussen uns sein allereigenstes bieten. Nun darf er aber, trotzdem daß diese drei Bände fünfzehn Jahre in Anspruch genommen haben und Deussen heute 66 Jahre alt ist, hoffen, daß er auch die drei weiteren erleben wird. Ihnen brauchen nicht so weit ausgreifende Vorarbeiten vorauszugehen wie der ersten Hälfte, denn die Texte und die Vorarbeiten zur griechischen, römischen, zur mittelalterlichen und neueren Philosophie liegen ja vor, und hier konkurriert Deussen mit bereits vorhandenen guten Geschichten der Philosophie. Er wird also weniger Eigenes zu bieten haben wie bisher, und doch des Originellen und Bleibenden nicht entbehren, dessen sind wir sicher; denn er wird eben auch die abendländische Philosophie von dem Standpunkt eines Forschers ansehen, der auch ihr Gegenstück kennt, und er wird vor allem, seinem Programm getreu, auch die Religionen hereinbeziehen, eine ebenso anziehende wie dankbare und — gefährliche Aufgabe. Möge er sie besser und vorurteilsloser lösen, als sie sein berühmter Freund, der große Hasser des Christentums, Nietzsche, gelöst haben würde. Inzwischen freilich hat sich Deussen ein neues schönes Hindernis der Vollendung bereitet: er hat die Herausgabe der ersten historisch-kritischen Ausgabe von Schopenhauers sämtlichen Werken, die bei R. Piper & Co. in München erscheinen soll, übernommen — also eine Aufgabe, die ihm besonders am Herzen liegen wird und für die er wohl wie kaum ein anderer berufen ist. Seit Gustav Friedrich Wagner in seiner kürzlich von mir an dieser Stelle (s. ‚Hochland‘, September 1910) angezeigten großen Schopenhauer-Enzyklopädie nachgewiesen hat, daß die Ausgabe Ed. Grisebachs (bei Reclam) auf das Prädikat einer kritischen keinen Anspruch erheben kann, obwohl sie bis jetzt von aller Welt für eine solche gehalten worden, ist das Bedürfnis nach einer wirklich fehlerlosen — 50 Jahre nach dem Tode des Philosophen — neuerdings gerechtfertigt. Deussens Ausgabe soll in drei Jahren vollständig in zehn Bänden vorliegen, die nicht nur die Werke Schopenhauers, sondern auch seinen Nachlaß, seine Briefe, Porträts, alle Varianten usw. umfassen sollen. Es ist im Interesse des philosophischen Publikums, und nicht nur in dem der Schopenhauergemeinde, zu wünschen, daß es dem greisen Gelehrten vergönnt sein möge, auch diese große Aufgabe n e b e n seiner Geschichte der Philosophie glücklich und ohne weitere Störung, als ihm sein geschwächtes Augenlicht ohnehin schon bereiten mag, zu Ende zu führen.



# Hochland-Echo

## Auf dem Wege zur Weltsprache?

Fast noch enthusiastischer als seinerzeit das ‚Volapük' wird in unseren Tagen das ‚Esperanto' als künftige Weltsprache proklamiert und verbreitet. In Tausenden von Vereinen wird bereits eine Unsumme von Zeit, Mühe und — Geld auf die Erlernung dieser neuen Weltsprache verwandt, so daß die Frage einer ernstlichen Prüfung wert ist, ob aller dieser Aufwand seinen Zweck erreichen kann oder vergebens verschwendet wird. Bereits 1907 und 1908 hat einer der besten Kenner der tatsächlichen Lebensgesetze und Entwicklungsnotwendigkeiten aller menschlichen Sprachen, der Leipziger Indogermanist Brugmann, in zwei Schriften die Unzulänglichkeit der bisherigen Bemühungen um eine Weltsprache dargetan. Ihm gesellt sich nun in einer umfassenderen Schrift mit dem Titel ‚Auf dem Wege zur europäischen Sprache?' ein offenbar nicht minder hervorragender, ungenannter Sachkenner*, dessen Erwägungen hoffentlich schon deshalb allgemeineren Eindruck machen, weil sie sich zu der Möglichkeit einer internationalen Verkehrssprache keineswegs grundsätzlich ablehnend verhalten, sondern vor allem einmal die notwendigen Vorbedingungen einer solchen aufhellen wollen. Die Grundeinsicht, von welcher der Verfasser ausgeht, formuliert er in folgenden Sätzen:

‚Der fundamentale Irrtum, der bisher stets begangen ist, wo und wie man die Lösung des Problems in Angriff nahm, scheint mir in folgender Fehlerquelle zu wurzeln: alle bisherigen Weltsprachler haben dem naiven Glauben gehuldigt, ihre Aufgabe bestehe darin, eine komplette, gebrauchsfertige Sprache auszutüfteln, die — frisch wie ihr „Schöpfer" oder „Erfinder" sie der staunenden Mitwelt präsentiert — sofort zur Übersetzung von wissenschaftlichen Werken und Aufführung von Theaterstücken, Abfassung internationaler Staatsverträge und Herausgabe von Zeitschriften jeden Genres zureichend sei und, wenn bloß die Regierung ihre Zustimmung erteilt, nächsten Montag früh um neun Uhr in allen Schulen eingeführt werden kann.

Diese merkwürdige Auffassung erinnert lebhaft an das Bild, das vor 50 bis 100 Jahren der Sozialismus in seiner sogenannten „utopischen" Periode bot. Wie damals nach- und nebeneinander eine ganze Anzahl von sozialistisch empfindenden Denkern auftrat und der staunenden Mitwelt ein im Schweiße ihres Angesichts im Studierstübchen ausgeklügeltes sozialistisches „System" präsentierte, das als einzig wahre, gerechte, praktische, rationelle Gesellschaftsordnung der Menschheit zur „Annahme" empfohlen wurde, wie sie dann durch emsige Werbearbeit „Anhänger" dieses Systems zu sammeln sich bemühten, um mit ihnen, als Keimzelle der künftigen idealen Weltordnung, eine nach diesem System selig werdende sozialistische Kolonie zu gründen, wie diese verschiedenen Systemgründer nichts auf der Welt so wütend bekämpften als Kollegen, die ein anderes Weltbeglückungssystem ausgedacht hatten, wie schließlich hier und dort tatsächlich eine solche Zukunftskolonie entstand, um nach längerer oder kürzerer Zeit an den schroffen Klippen des praktischen Lebens hoffnungslos

* Berlin 1911, Verlag Liebheit & Thiesen. 331 S. Brosch. M. 3.—

zu zerschellen, — ebenso sehen wir im Laufe der letzten drei Jahrzehnte immer wieder neue Erfinder von Weltsprach-„Systemen" auftauchen, die für ihr auf dem Papier wunderschön ausgedachtes Idiom „Anhänger" suchen, auch in mehr oder minder großer Zahl finden, mit ihnen internationale Sprachsekten gründen, sich gegenseitig aufs erbittertste bekämpfen und schließlich nach mehr oder minder starker Entfaltung den Weg alles Fleisches gehen.'

So wenig als man künftige Gesellschaftsordnungen auf dem Papier konstruieren kann, ebensowenig eine künftige Menschheitssprache. Hier wie dort ist es zum mindesten nötig, die Daseins- und Entwicklungsgesetze der bestehenden Ordnung zu erkennen, ehe man über künftige Entwicklungstendenzen etwas Bestimmtes vorhersagen oder gar bestimmend in sie eingreifen kann.

Auch so hochbegabte Dilettanten wie der Pfarrer Schleyer, der Erfinder des Volapük, oder der Augenarzt Samenhof, der Konstrukteur des Esperanto, verfügen dazu nicht über die nötigen universellen Vorkenntnisse. Das zeigt sich schon in dem geradezu naiven Versuch Samenhofs, die Grammatik und das erste Wörterbuch seiner Sprache als ein ‚heiliges Buch' zu erklären, welches auf ewig unveränderlich bleiben sollte. Tatsächlich hat er denn auch nicht hindern können, daß bereits eine ganze Reihe von weiteren Reformen seiner Erfindung ausgedacht worden ist — die wichtigste das ‚Ido' —, deren Anhänger aus der Organisation ausgeschieden sind und neue Vereinigungen gebildet haben.

Solange eine jede neue Weltsprache noch so offenbare Mängel aufweist, wie jede der bisherigen, wird keine menschliche Macht die stete Wiederkehr solcher Spaltungen und Zersplitterungen hindern, die letzten Endes zum Untergang des gesamten Systems führen müssen. Man hat dies auch bereits in einigen Kreisen der Weltsprachler eingesehen und bemüht sich in gemeinsamer Arbeit um die wissenschaftliche, d. h. den Gesetzen der lebenden Sprachen nachspürende Vertiefung der eigenen Absichten:

‚Es zeigen sich neuerdings Ansätze zu einer solchen wissenschaftlich-rationellen Behandlung auch unseres Problems. Schon die (aus den Ausläufern des Volapükismus geborene) Schule des „Idiom Neutral" und in noch vollkommen höherem Maße die (aus dem Esperantismus abzweigende) des „Ido" haben erkannt, daß nicht ein einzelner Mann eine Sprache „ausdenken" und — womöglich à la Samenhof in einem unantastbaren „Fundamento", einem „heiligen Buch" — festlegen kann, sondern daß es hierzu eines mühevollen, langfristigen, planmäßigen Zusammenwirkens vieler gleichgesinnten, sachverständigen Menschen aus den verschiedenen Nationen bedarf, die sich gemeinschaftlich bestreben, aus den lebenden Nationalsprachen diejenigen Formen aufzufinden und herauszuschälen, die, als gemeinsames Gut aller, als das Skelett der künftigen Internationalsprache dienen können. Diesem Zweck dienen die bei beiden Richtungen geschaffenen Sprachakademien. Auch das „Universal" hat neuerdings eine ähnliche Einrichtung, während die gleichbenannte Organisation der Esperantisten an das Samenhofsche „Fundamento" gebunden und deshalb in ihrer Tätigkeit stark beschränkt ist.'

Aber alle diese Verbesserungsbestrebungen knüpfen noch viel zu leichtgläubig an die bereits vorhandenen künstlichen ‚Weltsprachen' an und vernachlässigen viel zu sehr die unbefangene Würdigung jener Erkenntnisse, die sich aus dem Studium der naturgesetzlich entwickelten sprachlichen Praxis aller Völker im ganzen und im einzelnen ergeben.

Die Probleme sind denn doch tiefere und schwerere, als die Weltsprachenthusiasten sich träumen lassen, und der Verfasser der vorliegenden Schrift bietet in ausführlicher Darlegung all der gesetzmäßigen Gleichartigkeiten und Verschiedenheiten, welche im Lautmaterial, der Betonungsweise, dem Wortschatz und der Wortbildung tatsächlich in der sprachlichen Praxis bestehen, die ganze Fülle seines Wissens auf, um darzutun, wie vielen Ansprüchen jede Sprache naturnotwendig genügen muß, wenn sie sich in der freien Praxis bewähren und behaupten soll. Dies im einzelnen hier auch nur anzudeuten, ginge weit über den Rahmen eines ‚Echos' hinaus. Interessenten mögen diese glänzenden Kapitel im Originale nachlesen.

Nur eine Grundeinsicht noch des Verfassers kann hier allen Freunden und Gegnern der Weltsprachversuche zum Bedenken dargeboten werden:

Zu den unbedingten Erfordernissen einer Weltsprache müßte ihre peinliche Neutralität gegenüber den bisherigen Nationalsprachen gehören. Daran hat sich bisher noch keine der ‚Weltsprachen' gehalten; denn sie berücksichtigen sämtlich die eigentümliche Sprech- und Denkweise der außereuropäischen Menschheit überhaupt nicht. Aber auch wenn man annimmt, es handle sich zunächst nur um eine intereuropäische Sprache — und diese allein faßt der Verfasser näher ins Auge —, ist die Parteinahme zu Gunsten der romanischen Idiome in allen bisherigen ‚Weltsprachen' noch eine ganz augenfällige. Am bezeichnendsten bestätigt dies eine im deutschen Organ der Reformesperantisten zur vermeintlichen Empfehlung des ‚Ido' mitgeteilte Anekdote:

> ‚Ein Deutscher, der so gut wie gar kein Italienisch konnte, trug einem Italiener, der nicht viel mehr Deutsch konnte, den ersten Vers von „Santa Lucia" in Ido vor und fragte ihn dann, ob er „dieses Italienisch" verstehe, worauf der andere antwortete: „Ja, ick versteh scho, aber Sie mack viel Fehler."'

Eine solche Sprache, die dem Franzosen, Italiener, Spanier nur als verderbte eigene vorkäme, während sie dem Deutschen, Engländer, Russen gänzlich ‚spanisch' vorkommt, hat sicher niemals Aussicht, paneuropäisch durchzudringen.

> ‚Könnte die Ignorierung des Prinzips strikter Neutralität, die Bevorzugung des romanischen Elementes überhaupt in Betracht kommen, dann wäre es schon allemal noch weit eher diskutierbar, gleich die lebende französische Sprache, wie sie ist, zu adoptieren. Denn die dem französischen Volke damit gewährte Bevorzugung wäre dann ja doch nur noch graduell eine etwas stärkere, dieser Unterschied aber würde vom germanisch-slavischen Standpunkte aus reichlich dadurch wett gemacht, daß alsdann wenigstens nicht gleichzeitig auch noch der Italiener, Spanier und Portugiese ebenso stark bevorzugt würde, sondern daß diese Völker dann mit uns annähernd „in gleicher Verdammnis" wären und sich ebenfalls der Mühe unterziehen müßten, eine Fremdsprache zu erlernen. Und wenn weiter die gewählte Nationalsprache den Nachteil hat, erheblich schwerer zu sein als eine rationell und regulär aufgebaute Kunstsprache, so böte sie dafür den schwer ins Gewicht fallenden Vorteil, daß demjenigen, der sie einmal einigermaßen zu beherrschen gelernt hat, damit zugleich dann auch die reiche und hochwertige Nationalliteratur dieses führenden Kulturvolkes erschlossen wäre, seine gegenwärtige und zukünftige wie seine vergangene.'

Tatsächlich haben denn auch wieder für den demnächst tagenden Brüsseler

Weltkongreß der internationalen Gesellschaften 60 namhafte Gelehrte verschiedener Völker den Antrag gestellt, es sollen künftig die ständigen Bureaus dieser Vereinigungen ausschließlich die französische Sprache (welche ja auch noch immer als Diplomatensprache herrscht) für ihre Korrespondenzen anwenden. Alle künstlichen ‚Weltsprachen' werden von den Antragstellern ausdrücklich als unbrauchbar abgelehnt, und zudem wird noch von ihnen betont:

> ‚Überdies sind die neueren in Vorschlag gekommenen Kunstsprachen vollständig neuromanischen Charakters und eigentlich nichts als ein Abklatsch des Französischen.'

Dann sollte man also doch lieber gleich Französisch wählen, oder was für gelehrte Zwecke stets am nächsten liegt, Latein.

Bei einer neuen, etwa künftig herauszukristallisierenden ‚Weltsprache' aber könnten die germanischen Völker keineswegs ihre sprachliche Eigenart einfach von den Romanen unterdrücken lassen, zumal die germanischen Sprachen schon heute für mindestens 50 Millionen Menschen mehr als Muttersprache dienen denn die romanischen Sprachen und auf dem wichtigen Anwendungsgebiet des Welthandels noch viel stärker überwiegen. Die Erlernungsschwierigkeiten einer etwaigen solchen ‚Weltsprache', die selbstverständlich stets nur neben der Muttersprache in Betracht käme, müßten wenigstens für die europäischen Hauptidiome einigermaßen gleichmäßig abgewogen werden und keinesfalls für die einfluß- und zukunftsreichsten am größten sein.

Jedenfalls also ergibt sich aus alledem die praktische Schlußfolgerung: daß man es vorerst den berufenen Sprachgelehrten — und etwa noch ahnungslosen Phantasten wie dem Chemiker W. Ostwald — überlassen kann, sich über die künftige ‚Weltsprache', ihre prinzipielle Möglichkeit und tatsächlich zu wählende Form den Kopf zu zerbrechen. Wir anderen, gewöhnlichen Sterblichen tun besser daran, uns vor allem die Pflege unserer Muttersprache angelegen sein zu lassen und daneben, soweit es möglich ist, der Aneignung der wichtigsten anderen Kultursprachen uns zu befleißigen. Dieser Aufwand an Zeit und Mühe allein wird sicherlich reichlich gelohnt. r.

---

# Ein Wortführer des ethischen Idealismus

‚Der Verfall der festen Ideale' bildet das Grundthema eines ernsten, inhaltreichen Aufsatzes, in welchem sich die älteste und angesehenste Zeitschrift des katholischen England, die ‚Dublin Review'*, speziell auch mit der jüngsten Entwicklung des deutschen Geisteslebens auseinandersetzt:

> ‚Ein Teil des englischen Publikums ist gewohnt, Deutschland als ein besonders festes Bollwerk des Materialismus anzusehen, und hat sich noch nicht vergegenwärtigt, daß in diesem Lande eine mächtige Reaktion eingesetzt hat, welche rasch den Materialismus zur überwundenen Denkmode stempelt.'

Als einen Führer dieser idealistischen Gegenbewegung und als ‚einen der glänzendsten deutschen Denker' überhaupt würdigt der Aufsatz dann vornehmlich

* Herausgegeben von Wilfrid Ward. Der obenzitierte Aufsatz steht im Januarheft 1911 des laufenden 74. Jahrganges.

F. W. Foerster mit allen seinen Lehren und Schriften und hebt noch ganz besonders sein Werk ‚Autorität und Freiheit' als das wohl höchststehende mit Nachdruck hervor. Für deutsche Leser, die Foersters Gesamtwerk bereits kennen und nach Gebühr schätzen, ist von ganz besonderem Interesse die Parallele, in welche hier Foerster zu einem englischen Denker unserer Tage gestellt wird, nämlich zu dem schottischen Moralphilosphen Edward Caird, dessen Neuhegelianismus immer ausgesprochener in eine Verherrlichung der christlichen Grundlehren einmündet. Auch aus dem Denken von William James und den Erfahrungen weitblickender Sozialhygieniker werden eindrucksvolle Zustimmungsbelege angeführt. Dagegen wird von jeder kritischen Einwendung Abstand genommen, offenbar um den heilsamen Einfluß ganz ungeschwächt wirken zu lassen, der diesem Wortführer im ethischen Idealismus unserer Zeit auch für die englische Geisteslage im höchsten Maße zu wünschen ist.

Alle Grundbedeutung von Foersters ethischem Idealismus findet M. Booth, der Verfasser des genannten Aufsatzes, schließlich noch einmal prägnant in dessen einem Satze zusammengefaßt:

> ‚Wahre Einsicht in unsre geistige Natur kann nicht erlangt werden durch die Methoden der Wissenschaft und das Studium der äußeren Welt, sondern allein durch Selbsterkenntnis und Selbstvervollkommnung.'

und unterstreicht sie mit der eigenen Schlußbetonung:

> ‚Wenn das zwanzigste Jahrhundert die Erziehung des persönlichen Charakters zu seinem höchsten Ziele macht, dann wird alles gut werden.'

Sollte es nicht in Deutschland, auch im katholischen Deutschland, noch Leute genug geben, die Grund haben, auf diese englische Stimme zu hören und aus ihren Worten zu lernen? E.



# Rundschau

## Kirchengeschichte

**Gallia docet. Der satirische Plauderer** Sheehan sagt einmal über die katholischen Theologen, sie seien die vornehmsten Großkaufleute, aber die schlechtesten Detaillisten. Es ist etwas Wahres daran. Größeres hat niemand zu geben als der Gottesgelehrte, aber wie wenig verstehen wir es, dies Große in lesbarer angenehmer Form den nicht fachmännisch Vorgebildeten darzubieten. Jesus war ein vollkommener Lehrer im ganzen und im einzelnen. Wenn er wollte, so verstanden ihn die Armen und Ungebildeten von den Gassen und Hecken. Früher gab es ein Sprichwort: Germania docet. Es will scheinen, als müsse dieses Wort eine Änderung erfahren, wenigstens was den ‚Detailverkauf' der theologischen Wissenschaft angeht, wenn wir die Bibliothek der neueren katholischen Theologie in Frankreich ansehen. Tixeronts Dogmengeschichte liegt in fünfter Auflage vor zu einer Zeit, wo wir in Deutschland noch nichts dergleichen haben an Handlichkeit und Gründlichkeit. Fouards Paulusbiographie erlebte 1908 schon die zehnte, sein ‚Johannes und das apostolische Zeitalter' die fünfte Auflage. Dies sind nur einige Namen, aber sie bestätigen das Urteil von Ehrhard und Adolf Franz über die neuere französische Theologie und ihre derzeitige Überlegenheit wenigstens auf literarischem Gebiet gegenüber der deutschen. Wir können sagen: Bezüglich des ‚Detailverkaufs' der Theologie im Sheehanschen Sinne dürfen wir zurzeit ruhig an Stelle des ‚Germania docet' das ‚Gallia docet' setzen. Sie können Bücher machen, die Franzosen. Ich rechne zu letzteren übrigens auch die Belgier. Haben wir in Deutschland etwas, was der literarischen Leistung des Institut supérieur de Philosophie von der Löwener Universität gleichkommt? Was Kardinal Mercier dort vor 30 Jahren begonnen, hat in vorbildlicher Weise sich ausgewachsen.

Bei dieser Lage der Dinge begrüßen wir es, daß der Köselsche Verlag, der ja schon vor 2 Jahren durch die Übersetzung der Psychologie von Mercier eine Probe der belgischen philosophischen Leistungen weiteren Kreisen dargeboten hat, uns nun auch in dem von Dr. Seppelt-Breslau übersetzten Werke von Batiffol, ‚L'église naissante' eine Probe französischer theologischer Literatur vorlegt*. Über das Werk hat sich Harnack seinerzeit geäußert: ‚Mit größerer Sachkenntnis kann man den Beweis für die wurzelhafte Einheit von Christentum, Katholizismus und römischem Primat nicht unternehmen, als es hier geschehen ist.' In 8 Kapiteln und 5 Exkursen führt uns Batiffol durch die jüdische Diaspora und die ältesten Christengemeinden, schildert die Entstehung der Kirche nach den Briefen Pauli, dem Evangelium, dem Clemensbrief und den Ignatiusbriefen, prüft die protestantischen Theorien über die Entstehung des Katholizismus, stellt den Katholizismus des Irenäus im Rahmen der ihn umgebenden literarischen und monumentalen Zeugnisse als eine innerlich mit der alten Kirche verbundene Lehre dar, widmet je einen kurzen Ausblick dem Marcionitismus und dem Ende des Judenchristentums, behandelt in eigenen größeren Abschnitten Clemens von Alexandrien, Tertullian und Origenes, und kommt schließlich zu dem für unsere Tage in Deutschland besonders interessanten Thema: Cyprian und Rom.

Die Frage nach der wirklichen Einheit von Urchristentum und

---

* ‚Urkirche und Katholizismus' von Pierre Batiffol, übersetzt und eingeleitet von Dr theol. Frz. Xaver Seppelt, Privatdozent an der Universität Breslau Kempten und München 1910. 8°. XXX und 420 S. M. 4.50, geb. M. 5.50.

katholischer Kirche ist in gegenwärtiger Zeit brennender als je, da durch die Arbeiten von Schnitzer und Koch die bisher nur in der protestantischen Theologie heimatberechtigte These vom Auseinanderklaffen der Wegrichtung Jesu und derjenigen unserer Kirche nun auch in kompendiöser Zusammenfassung der Beweise unter das katholische Volk geworfen worden ist. Batiffols Arbeit hat auf Schnitzer und Koch noch nicht Bezug nehmen können. Um so interessanter ist es, in ihr ein Kompendium der Gegenargumente gegenüber jenen Aufstellungen zu finden. Leider ist allerdings die Eschatologie der Jesusreden, dieses schwierigste Problem, auf welches Schnitzer den Hauptnachdruck legt, und das überhaupt wegen des Wortlautes einiger Herrenworte der Erklärung die größten Schwierigkeiten bietet, durch den Hinweis auf Batiffols früheres Werk ‚L'enseignement de Jésus' nur ganz kurz behandelt. Immerhin gibt aber auch das über ‚Die Kirche im Evangelium' Gebotene bei aufmerksamer Lektüre noch genug, um die rein eschatologische Auffassung des Reiches bei Jesus als eine der grandiosesten Verirrungen der neutestamentlichen Wissenschaft nachzuweisen. Geben wir es ruhig zu: Wir haben für einige eschatologisch lautende Herrenworte noch nicht die vollständige Lösung. Aber wir haben so viel unzweifelhafte Herrenworte, die unter dem ‚Reiche' die ‚Herrschaft Gottes in den Seelen', hier und dereinst im Himmel, erkennen lassen, daß wir eine lediglich eschatologische Auffassung des komplizierten Reich-Gottes-begriffes als eine plumpe Art, einen Schriftsteller zu erklären, zurückweisen dürfen. Die Ablehnung des Herrenwortes ‚Du bist Petrus usw.' ist ein tendenziöser Versuch, die erwähnte Art von Schriftinterpretation noch zu stützen. Batiffol weist mit Recht darauf hin, daß der Wortlaut dieser Stelle dem rabbinischen Sprachgebrauche entspricht, verwendet aber merkwürdigerweise diesen Hinweis nicht für die Echtheitsfrage der Stelle. Der rabbinische Sprachgebrauch wäre doch unmöglich, wenn die Stelle erst später gefälscht worden wäre, als nur noch hellenistische Heiden die Kirche füllten. Privatdozent Dr. Heer in Freiburg (Breisgau) hat kürzlich in einem öffentlichen Vortrag gerade diesen Gedanken eingehend behandelt und gezeigt, daß die Übertragung der ‚Binde- und Lösegewalt' eine durchaus nicht bildliche, sondern streng jüdisch-juristische Verleihung der höchsten Lehr- und Richtergewalt darstellt, wie sie im damaligen Judentum nur dem Rabban und seinen schriftgelehrten Beisitzern eignete. Es wäre zu wünschen, daß Msgr. Batiffol diese Gedanken in seiner Arbeit bei einer neuen Auflage gerade mit Rücksicht auf Schnitzer mit recht reichlichem Material aus der ihm bekannten jüdischen Literatur noch eingehender behandeln möge.

Bezüglich des Cyprianproblemes vermag Batiffols Studie sehr vielen die Augen zu öffnen. Mit ein paar Worten läßt sich die Frage nicht lösen, wie Cyprian sich zum Primat stellt, aber ebensowenig mit einer Untersuchung, welche gleichzeitig den Zweck verfolgt, einen neuzeitlichen Abfall von der Kirche zu rechtfertigen. Die Objektivität der ruhigen Prüfung ist hier vor allem nötig. Es ist darum auch nicht möglich, hier in wenig Worten die Lösung Batiffols zu zeichnen. Es sei nur kurz bemerkt, daß er Dom Chapmans Ansicht nicht teilt, wonach die Schrift über die kirchliche Einheit sich gegen das Schisma des Felizissimus in Karthago richtet, sondern vielmehr ihre Spitze gegen Novatians Schisma in Rom gewendet sieht. Demgemäß hält Batiffol nun auch den Text A, welcher stärker die Autorität Petri hervorhebt, für das cyprianische Original der damaligen polemischen Gelegenheitsschrift und betrachtet Text B, welcher sich bemüht, die Gleichheit der Autorität der Apostel und Petri zu betonen, als eine von Cyprian selbst vorgenommene zweite Redaktion, welche der ehemaligen Gelegenheitsschrift eine für alle Kirchen passende Bedeutung zu geben vermochte. Man kann hierüber streiten. Es muß nur jeder seine Beweise gewissenhaft vorbringen zur Stütze seiner Theorie. Die weiteren historischen Darlegungen Batiffols zeigen, wie in der Erregung der Streitig-

keiten, besonders des Ketzertaufstreites, die Liebe zur Einheit der Kirche nicht verloren ging, sondern schließlich in machtvollsten Zeugnissen für das alle beseelende Einheitsbewußtsein sich ausgesprochen hat. ‚Der römische Primat allein scheint auf den ersten Blick eine Einbuße gegenüber dem, was er am Ende des zweiten Jahrhunderts bedeutete, erlitten zu haben.‘ Dies nun aber einseitig als Zeugnis der afrikanischen oder gar der ganzen abendländischen Kirche gegen den Primat Roms auszubeuten, ‚das heißt vergessen, daß in glücklichen Stunden Cyprian dem römischen Stuhl eine besondere Bedeutung zuerkennt, weil er der Stuhl des Apostels ist, dem Christus die apostolischen Gewalten zuerst erteilt hat, um so die Einheit dieser Gewalten und damit die Einheit der auf denselben ruhenden Kirche unmißverständlich zu zeigen. In einer schweren Krisis, die Cyprian in seiner eigenen Gemeinde zu bestehen hatte, hat er sich auf die römische Kirche berufen, als sei die Gemeinschaft mit dieser Kirche die Gewähr der Wahrheit. Die concordia episcoporum, die durch einen solchen Primat bedingt ist, hat mit Gallikanismus nichts zu tun. Die traditionelle römische Stellung wird von dem nicht verkannt, der einmal von der ecclesia principalis, unde unitas sacerdotalis exorta est, und vom römischen Stuhle als dem Platz Petri, locus Petri, gesprochen hat. Diese Sprache war die überlieferte.‘ — Es gibt nichts eindrucksvolleres, als nach der Durcharbeitung des Batiffolschen Buches seine schönen ‚Schlußbemerkungen‘ zu lesen. Das mühevoll Erworbene gleitet hier als die Beweiskette eines glaubensfrohen Katholiken noch einmal am Geistesauge vorüber und endet mit der unerschütterlichen Sicherung der Überzeugung: Das Urchristentum war die katholische Kirche. Ist es unbescheiden, wenn wir unter diesem Eindruck dem Übersetzer, welchem wir im übrigen den allerherzlichsten Dank schulden, unser Bedauern aussprechen, daß er den Titel des Buches, wenn er ihn nun einmal nicht wörtlich übersetzen wollte, nicht umschrieben hat mit dem nach unserer Ansicht richtigeren Wortgefüge: ‚Urchristentum und katholische Kirche‘?

Dr. E. Krebs.

## Psychologie

**Dämonenglauben und Geister-Erscheinungen.** Es gibt auch heute noch zahlreiche Menschen, für welche jede ‚Erscheinung‘ oder ‚Vision‘ ein so wunderbares Ereignis bedeutet, daß sie dabei sofort an eine Offenbarung aus einer andern Welt denken. Dieser Glaube ist dem menschlichen Geiste gleichsam so angeboren, daß wir ihn heute gerade so gut wie in den ältesten Epochen, je nach den Anschauungen der Zeit in den verschiedensten Formen, im Heidentum sowohl wie im Christentum antreffen. Ist auch diese naive Gläubigkeit einerseits das Zeichen einer unzersetzten, einheitlichen Gemütsverfassung, so hat sie doch auch andererseits bei vielen aufrichtig suchenden Menschen zu einer großen Verwirrung des Geistes geführt. Nicht nur die Ungebildeten, auch die geistigen Führer des Volkes kamen oft in eine peinliche Verlegenheit bei der Frage, ob eine Erscheinung eine göttliche Offenbarung oder aber ein Blendwerk des Teufels sei. Da aber bis zum Beginn der neuesten Zeit nur eine von diesen beiden Erklärungen möglich war, so wurde nicht selten unbedeutenden Visionen der Stempel göttlicher Weihe aufgedrückt, während andere, im Wesen nicht sonderlich verschiedene Erscheinungen dem Teufel zugeschrieben wurden, so daß man versuchte, ihnen mit Exorzismen beizukommen oder sogar die bedauernswerten Opfer solcher Sinnestäuschungen als Hexen verbrannte. Theologen, Ärzte und Laien jener Zeit teilten diese Auffassung, die doch im Grunde aus dem Heidentum stammt und nur mit zu sehr materialistisch erfaßten christlichen Vorstellungen verquickt ist.

Die neuere Psychiatrie hat solche Sinnestäuschungen (Halluzinationen), mögen sie nun das Gesicht (‚Visionen‘), das Gehör (‚Stimmen‘) oder die übrigen Sinne betreffen, meist als krankhafte Reizungen der betreffenden Sinnesorgane erkannt. Man kann sie durch gewisse Gifte oder direkt erzeugen. Geistige Überanstrengung, starke, besonders mit Angst verbundene Erregung,

fieberhafte Krankheiten, ungenügende Ernährung, angeborene krankhafte Anlage sind Zustände, in denen Halluzinationen sehr leicht aufkommen. Im Traume, manchmal auch im Übergangszustand zwischen Schlaf und Wachen sind sie eine ganz regelmäßige Erscheinung. Nicht allzu selten trifft man Menschen, denen das sogenannte ‚zweite Gesicht' eigen ist, d. h. Leute, die ohne besondere Veranlassung im wachen Zustande Halluzinationen haben. Einer der bekanntesten dieser Halluzinanten war Swedenborg, der seine Stimmen für göttliche Eingebungen hielt, und dem es vermöge seiner bedeutenden Intelligenz gelang, Gemeinden zu begründen, die zum Teil auch jetzt noch bestehen.

Solche Halluzinationen üben auf den Laien als unerklärliche, fremdartige, scheinbar übernatürliche Erscheinungen auch heute noch eine merkwürdige, mächtige Wirkung aus, die zum Glück durch wachsende Einsicht immer mehr eingeschränkt wird. Aber immer sind es noch zu viele, welche diesem Okkultismus anhängen. In keiner größern Stadt fehlen z. B. Gemeinden von Spiritisten, Geistersehern, falschen Propheten usw., die ihre ganze Lebensanschauung aus solchen Sinnestäuschungen herleiten. Der dem Menschen innewohnende Glaube an übernatürliche Einwirkungen kann ihn gar leicht dazu verführen, göttliche Offenbarungen auch da zu sehen, wo es sich nur um menschliche, wenn auch seltsame und schwer verständliche Phänomene handelt. Das Studium der neuern Psychiatrie und des Hypnotismus würde mit Recht manches Luftgebäude zerstören, das auf Kosten eines tieferen innerlichen Glaubens zu einer äußerlichen geistlosen Verehrung zu verleiten fähig ist.

Sehr erfreulich ist es, daß man, gewiß im Interesse einer verfeinerten Auffassung, nun auch anfängt, die mittelalterlichen Heiligengeschichten von diesem Standpunkte aus zu untersuchen und das oft übertrieben in den Vordergrund gestellte Unwesentliche vom Wesentlichen zu scheiden.

Dr. theol. Jos. Stoffels in Bonn hat in einer gründlichen, von sehr feinem Verständnis zeugenden Studie* diese Untersuchungen in bezug auf den Einsiedler Antonius durchgeführt und viele überaus lehrreiche Äußerungen zusammengestellt, die auf die Auffassungen der Kirchenväter in diesem Punkte ein helles Licht werfen. Der Einsiedler Antonius eignet sich zu einer solchen Untersuchung deshalb besonders gut, weil er trotz der Befangenheit in dem Dämonenglauben seiner Zeit eine auffallend richtige Einsicht in den Wert solcher Halluzinationen hat und er sehr klar die psychischen Bedingungen erkennt, unter denen dieselben auftreten und wieder verschwinden. Mit tiefer Einsicht in das Wesen einer geistigen Persönlichkeit vermeidet Dr. Stoffels bei seiner Darstellung die Übertreibungen jener Psychiater, die, wie z. B. Lombroso, Sinnestäuschungen stets als Symptom von Geisteskrankheiten deuten und führt ganz richtig an, daß auch Napoleon und Goethe gelegentlich Halluzinationen hatten. Die Möglichkeit und Tatsächlichkeit übernatürlicher Visionen bestreitet er natürlich nicht. Nur gegen Leichtgläubigkeit und Mißbrauch richten sich seine Ausführungen. Am Schlusse des Aufsatzes tritt der Autor mit schöner Begeisterung dafür ein, daß die Heiligen der katholischen Kirche wieder auferstehen müssen ‚in ihrer genialen religiösen Kraft und in ihrem Heroismus an Glauben, Demut, Hingabe und Liebe'. Dazu müsse aber aufgeräumt werden mit der kritiklosen Wiedergabe aller möglichen Spukgeschichten, und die vertieften Erkenntnisse über die Gesetze des psychischen Lebens müßten auch in der Betrachtung der Heiligen eine immer größere Beachtung finden, damit nicht das Ideal der Heiligkeit und der wahren Frömmigkeit schädlichen Mißdeutungen ausgesetzt werde.

Dr. med. M. Kesselring.

# Literatur

**Von Bernard Shaws Philosophie** zu reden, wird Mode, obwohl es nur in gewissem Sinne Berechtigung hat. Denn vielfach handelt es sich da nur um ein luf-

* Die Angriffe der Dämonen auf den Einsiedler Antonius. Ein Beitrag zur Geschichte der Mystik. (‚Theologie und Glaube', 2. Jahrg., 9. u. 10. Heft.

tiges Spiel mit Kleinigkeiten, bei dem geistige Dinge als Fangball dienen, und manchmal um Sprengbomben, die auf die gesellschaftlichen und moralischen Anschauungen der Gesellschaft geschleudert werden. Aber der englisch-irische Dramatiker ist im Grunde doch wohl eine ernste Persönlichkeit, die sich wohl oft zu verstecken sucht, die aber eine gewisse Naturschwere mit einem tiefen Glauben an die literarische und religiöse Bedeutung Bunyans verbindet, dessen ‚Pilgrims Progress' für den Engländer eine religiöse Offenbarung ist. Man sieht das wieder in der jüngst in London aufgeführten sonderbaren Studie ‚The Showing-up of Blanco Posuet'. Im ‚Major Barbara' zeigt er tiefere Sympathien für die Heilsarmee, die für England religiöse Bedeutung hat. Und das Stück ‚The Doctors Dilemma' ist ein Beweis, daß er für den überästhetischen Standpunkt des L'art pour l'art wohl viel Verständnis, aber wenig Sympathie hat. Und wenn wir puritanische oder gar kalvinistische Züge an ihm entdecken, so ist es doch nicht ganz paradox zu behaupten, er habe so etwas wie eine eigene Philosophie. Nur gehört sie weniger zu seiner ethisch-religiösen Persönlichkeit als zu seiner kritischen Seite. Es ist nicht so sehr Philosophie im Sinne einer Deutung des Lebens als vielmehr kritischer Skeptizismus in bezug auf einige halbverstandene und unbewußt aufgenommene Maximen der Allgemeinheit. Die Philosophie von Bernard Shaw ist ganz eine Sache des kritischen Verstandes, destruktiver Zurüstung mehr, als aufbauender Tätigkeit.

Vorgänger und Vorbild Shaws ist Ibsen — abgesehen von der Technik, die dieser in der Schule Scribes lernte. Ibsen ist ein Meister der Konstruktion. Einige Gesellschaftsstücke sind geradezu Musterbeispiele von pièces bien faites. Aber Ibsen war noch etwas mehr als ein bloßer Konstrukteur. Er wollte die modernsten Tendenzen, die in der Seele von Mann und Weib von heute wirksam sind, aufdecken. Von dieser Seite ist Shaw durch ihn beeinflußt und angeregt worden. Auch dieser stellt uns möglichst viele anarchistische Strebungen der Zeit dar. Seine Männer und Frauen sind von denen seiner Vorgänger so verschieden, wie Shakespeares Gestalten von denen eines Christopher Marlowe. Aber bei Ibsens sorgfältigem dramatischem Aufbau sind wir auf das Kommende immer gut vorbereitet, und er weiß durch die verschiedensten Kunstgriffe unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Er vermeidet in der Regel willkürliche und plötzliche Entwicklungen. Dabei liegt ihm daran, den tragischen Ausgang der gewöhnlichsten Situationen und der unbedeutendsten Charaktere zu zeigen. Ebenso macht es sich Shaw zur Aufgabe, die Tragödie, die in der Unbedeutsamkeit liegen kann, aufzudecken und die innere Bedeutung des Gemeinplatzes zum Ausdruck zu bringen. Aber im Vergleich mit Ibsen macht der Charakter seiner Philosophie den dramatischen Bau schwach und unüberzeugend.

Die ganze Lehre Shaws läßt sich auf einige Sätze reduzieren. Er hat eine intuitiv-gefühlsmäßige Abneigung gegen leeren Schall und äußeren Schein — überhaupt gegen die bloße Erscheinung, und sucht überall nach der Wirklichkeit. Der größte und anstößigste Humbug ist ihm alles, was mit Ausdrücken wie Idealismus und Romantik zusammengefaßt wird. Sie haben kein Äquivalent im wirklichen Leben. Sie gehören nur zu jenem Vorstellungsgebiet in unserem Geiste, kraft dessen wir Tatsachen ausschmücken, anstatt sie zu untersuchen. Aus demselben Grunde mißtraut Shaw jeder Gemütsregung. Selten gibt er uns in seinen Spielen etwas, was einer Liebesszene auch nur annähernd ähnlich sieht; oder wenn er solche Dinge mit den Fingerspitzen berührt, berühren sie uns eigentümlich herzlos und fast zynisch. Bei seiner Verneinung von ‚Idealismus' und ‚Romantik' und seinem schrecklichen Mißtrauen gegen Gemütsbewegungen bleibt Shaw nichts mehr als nur — der Glaube an die Urinstinkte der Menschheit: der Urinstinkt z. B., der den Mann gewinnsüchtig, selbstisch, selbsterhaltend macht; oder der andere Urinstinkt, der jedes Weib von Natur auf die Fährte des Mannes als eines Wildes setzt. Die menschliche Natur macht Shaw hüllenlos und ohne

Scheu zum Gegenstand seiner Dramen. Wenn das Ergebnis nicht sehr lieblich ist, so ist das, wie er versichern würde, nicht sein Fehler, sondern der Fehler der menschlichen Natur. ‚Nature is what you call immoral,' schreibt er irgendwo, ‚J blush for it, but J cannot help it*. Er sieht also seine Aufgabe darin, alle die bequemen Scheuklappen wegzureißen, die sich die Menschen vor die Augen gebunden haben; sie frei zu machen von den sogenannten edlen Gefühlen; ihre moralischen Grundsätze zu zerlegen; die Hohlheit des gesellschaftlichen Herkommens aufzuzeigen. Shaws Philosophie ist eigentlich eine alte Geschichte, die schon bei den Sophisten im alten Griechenland anfängt, die an die Relativität des Wissens und die Relativität moralischer Anschauungen glaubten. Darnach ist das, was einem wahr scheint, für ihn wahr, und was einem recht scheint, für ihn recht. Absolutes Wissen ist daher unmöglich; denn wenn jedermann nur seine eigenen Jnstinkte als Führer hat, wird er nicht zu allgemeinen moralischen Sätzen gelangen, die in gleicher Weise für alle verbindlich sind. Hier liegt auch wohl der Grund, warum Shaws Stücke Kaviar fürs Volk, auch fürs englische, sind. Sie stellen nicht Mann und Weib dar, wie man sie um sich herum sieht, mit all ihren ererbten Vorurteilen und Anschauungen und gelegentlichen Anfällen von Gemütsregungen und Empfindungen, sondern es sind Untersuchungen für einen zukünftigen Menschen, der ganz geistig ist und ganz nur sich selbst sucht. Es ist das Drama eines Kritikers. Gerade wie es schwierig ist, ein philosophisches System aus purem Kritizismus herauszustellen, so ist es in gleicher Weise schwierig, ein Drama mit nur negativen Eigenschaften zu bauen. So kommen wir zu dem schon angedeuteten Schlusse, daß Shaw mangelhaft im dramatischen Aufbau ist; daß er eigentlich ein Jbsen ist ohne die außerordentliche technische und konstruktive Geschicklichkeit, die dem norwegischen Drama den mächtigsten Einfluß in der modernen Zeit verschafft hat. Shaws Philosophie ist ein rein kritisches und in der Hauptsache destruktives System mit sophistischer Pose gegenüber Wissen und Moral, auch dies eine Entfernung von seinem Meister, dessen ernste ethische Absichten nirgends verborgen sind.

Joseph Sieben.

* Die Natur ist, was ihr unmoralisch nennt. Jch schäme mich dessen, aber ich kann es nicht ändern.

## Auswahlen älterer deutscher Lyrik.*

‚Nemt frowe disen kranz'. Unter diesem Titel faßt der bekannte Kunstpädagoge M. Spanier ‚Fünfzehn Gedichte Walthers von der Vogelweide' zusammen. Er nennt das feine Büchlein eine ‚Einführung'. Er bietet die Originale, in der richtigen Erkenntnis, daß selbst die besten Übertragungen zuviel vom eigentlichen Reiz verflüchtigen, von dem ‚geheimen Leben' des Gedichts, ‚das in der Einheit von Rhythmus, Klang und Sprachbedeutung wirkt'; er bietet wenige, die aber ein geschlossenes Bild von dem Gesamtschaffen Walthers geben, und mit glücklichstem Griff nur solche, ‚die ihrer ganzen Art nach von uns noch mit Genuß gelesen werden können'. Gerade bei Walther finden sich ja einige die Stimmung rein künstlerisch lösende und Seelenzustände voll auswirkende Gedichte, die dem modernen Empfinden wesensverwandt und fast ohne Glossar noch verständlich sind. Denn überhaupt ist das Mittelhochdeutsche unserm Sprachempfinden, wie das Vorwort mit Recht betont, noch keineswegs in allem so fremd, daß wir uns mit Übertragungen behelfen brauchen, anstatt die Originale zu genießen. Die Schwierigkeiten, die norddeutsche Dialektdichter, etwa Reuter, den Süddeutschen und die süddeutschen den Norddeutschen böten, seien kaum geringer. Weshalb sich also von einem so vielseitigen Genuß abschrecken lassen? ‚Für den Anfang ist dabei freilich eine Führung nötig': der des Mittelhochdeutschen unkundigste Leser wird sich unter dieser kundigen Führung

* ‚Nemt frowe disen kranz'. Fünfzehn Gedichte Walthers von der Vogelweide. Eine Einführung von M. Spanier. Hamburg. Alfred Janssen. — ‚Die Meisterstücke des deutschen Volks- und Kirchenliedes' ausgewählt von R. M. Meyer. Berlin. Wilhelm Weicher. M. 0,75. — ‚Der Dom'. Sagen und Lieder. Von Martin Lang. München, M. Moerikes Verlag. 2 M.

daß wundern, wie noch verständlich, ohne erhebliche Schwierigkeit noch genießbar diese Gedichte auch im Original sind. Die Führung beschränkt sich auf das Allernotwendigste und verschmäht vollständig jene bekannte Eitelkeit der meisten Führer, ihr Wissen mehr leuchten zu lassen als der Sache dienlich ist, sie ist so unphilologenhaft philologisch, sprachliebend und lieben lehrend, daß der Leser sofort die innigste Verwandtschaft mit unserm heutigen Sprachausdruck fühlt und faßt, und am Schlusse wohl ein tieferes, lebendigeres Verhältnis zur Sprache, zum Dichter und seiner Zeitumgebung hat, als der schulmäßige Unterricht zumeist erreicht. Jeder ‚Gebildete' und auch mancher ‚Ungebildete' kann sich durch das Büchlein zu einem reichen Genuß anleiten lassen, und für Schulen ist es wohl der einzig richtige Weg zu einem fruchtbringenden Literaturunterricht, der von selbst den Liebhaber und Fachbegabten zu weiterem Studium anregt. Welch eine Unsumme von Klein- und vor allem Feinarbeit in dieser liebevollen Einführung steckt und restlos in der Aufgabe aufgeht, das wird den Kenner entzücken; der mit der wissenschaftlichen Materie nicht vertraute Leser wird es kaum merken, sondern rein im Genuß ein, Gedicht um Gedicht und Zug für Zug, sich abrundendes eindringliches Bild vergangenen Literaturlebens, wirkungsvoll für die eigene lebendige Gegenwart, gewinnen.

‚Die Meisterstücke des deutschen Volks- und Kirchenliedes' hat R. M. Meyer im ersten Bändchen der ‚Weichers Kunstbüchern' nachgebildeten Sammlung der ‚Meisterstücke der deutschen Lyrik' ausgewählt und ‚der Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti in verehrungsvoller Freundschaft' gewidmet. Das billige Bändchen ist schon allein der guten Einleitung wegen empfehlenswert, worin besonders das Werden und Wesen des Volksliedes nach dem Stande der neuesten Forschung kurz und fein klargestellt wird, während mir beim Kirchenliede das Urteil nicht allwegs zusagt. Gern hätte ich auch noch deutlicher betont gefunden, daß das volksliedmäßige — nicht das volkstümliche — Gedicht, die mißverstandene Forderung und Lobpreisung der Volksliedmäßigkeit vor allem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur eine durchweg unfruchtbare Nachempfindung bis hinunter zur bloß artistischen Spielerei und vielfach der Deckmantel des reinsten Dilettantismus war; und noch schärfer betont, daß die Entwicklung der eigentlichen neueren Lyrik nicht so sehr oder doch erst punktuell im Volkslied, vielmehr im Kirchen-, im geistlichen Liede linear vorgebildet wird und von ihm seinen direkten Ausgang nahm, wenn auch das Volkslied alsdann die sich in der an das geistliche Lied anschließenden Lyrik entwikkelnde Gefahr des reinen Idealismus wieder ausgleichen half. Auf dem geistlichen Liede, nicht auf dem Volksliede, beruht in nächster Folge die neuere Lyrik. Vom eigentlichen Volksliede finden sich bei all den Vertretern, von denen die neuere Lyrik ausgeht, bei Gerhardt, Spee, Scheffler, Fleming, Gryphius, Hofmannswaldau, Günther, Haller, Klopstock, Claudius kaum einige Spuren und zumeist dann noch nur mit dem geistlichen Liede verschmolzene, aber das geistliche Lied, in dem auch das vielfache Problematische der neueren Lyrik schon wirksam war, hat auf all diese die Entwicklung organisch fördernden Dichter, dann weiter auf Goethe, Novalis, Brentano, Droste-Hülshoff, Mörike den stärksten Einfluß gehabt, während die ausschließlicher auf das Volkslied gegründeten Dichter durchweg im Engidyllischen oder auch in der bloß ästhetischen Nachempfindung beschlossen blieben und nicht die bedeutenden Persönlichkeiten, die eigentlichen treibenden Kräfte und gestaltenden Mächte in der neueren Lyrik sind. In diesem Sinne wäre eine solche Sammlung wertvoll, die das Volkslied als den quellenden Keim, das geistliche Lied und die daran anschließende Entwicklung als das ringende Werden und Wachsen und immer vollere Entfalten des nationalen Wesens in individueller Mannigfaltigkeit erkennbar werden läßt. Die an sich durchweg gute Auswahl vermag mit dem Genuß wohl auch diese im nationalen Trachten durchaus nicht unwichtige Erkenntnis der organischen Folge — sie trifft keineswegs für die Lyrik allein zu — zu

fördern und neue Entwicklungslinien daraus folgern zu lassen. Wer die geistliche Dichtung im besonderen genießen und studieren will, dem wird ‚Der Dom‘, eine Auswahl von Martin Lang, eine erste ergiebige Anregung sein. Christoph Flaskamp.

**Etwas über Canon Sheehan und sein letztes Buch***. Wer sich für auswärtige Literaturerzeugnisse interessiert, kennt die Werke Canon Sheehans: seinen ‚My new curate‘ und ‚Luke Delmege‘ sicherlich oder hat von ihnen gehört. Es liegt etwas merkwürdig Fesselndes in dem etwas disparaten Talent des irischen Seelenhirten. Auch sein letztes Buch: ‚The blindness of Dr. Gray‘ fand in dem britischen Reich raschen Absatz. Des öfteren gefragt, ob es sich zur Übersetzung eigne, mußte ich es jedesmal mit gutem Gewissen verneinen. Dr. Gray, der eifrige, würdige Priester einer kleinen Ortschaft, geistig gebildet, von lauterem, vornehmem Sinn, einzig für das Wohl seiner ihm anvertrauten Seelen besorgt, besitzt einen starren, unbeugsamen Charakter. Tief veranlagt, bleibt sein Gesichtspunkt eng, seine Ansichten unabänderlich. Trotz aller Hingabe für seine Pfarrkinder fehlt es ihm an innigem Verständnis für sie und wird von diesen mehr gefürchtet als geliebt. Unduldsam für die Jugend und streng, jagt er selbst das Kind seiner Schwester, ein hochherziges Mädchen, das er bei sich aufgenommen, aus dem Hause, weil er sich mit ihren Ideen nicht einverstanden erklären kann. Eine allmählich eintretende Blindheit zwingt ihn, von seinem Amt zurückzutreten. Er sieht sich bald allein, arm, hilflos, verlassen von Freunden und Verwandten, starren, traurigen Sinnes. — Jahre vergehen. — Seine Nichte (die inzwischen Pflegerin geworden) faßt sich ein Herz und klopft an seine Türe. Er erkennt sie nicht. Ihre Güte und Wärme wecken den Einsamen zum Leben. Es wird hell in seinem Herzen, Tag in seiner Seele. Er erkennt, daß nicht das Gesetz Macht über die Menschen hat, sondern die Liebe allein, daß die Liebe mächtiger ist als das Gesetz. Die Idee ist gut, jedoch nicht neu. Und wenn das Buch interessant ist, so ist es nicht vom Standpunkt der Erzählung, deren Hergang man fast kindlich nennen möchte, sondern vom kultur-historischen Standpunkt. Es hat wohl kein Irländer sein Land, dessen Sitten und in der Welt einzig dastehende Eigenheiten so klar gesehen und geschildert wie Sheehan. Selbst ganz Irländer, fällt er in die typischen Fehler: er trägt mit Farbe und Licht zu stark auf, übertreibt, aber . . . kargt mit dem Stift. Er vergißt Goethes weise Mahnung — er vergißt das Maß in der Bewegung. So möchte ich fast sagen, daß seine Charaktere unzulänglich gezeichnet sind (sie haben überlebensgroße Augen und zu kleine Beine); wo es aber gilt, der Sprache seiner Landsleute zu lauschen, ihre Sitten zu schildern, ist er ein Meister, und kaum ein Dickens wird uns eine Gerichtsszene besser und plastischer vor Augen bringen, als Sheehan es in diesem beinahe 500 Seiten starken Band tat. Canon Sheehan — ein schlichter Landpfarrer eines kleinen Dorfes in Süd-Irland — weiß, trotz seiner Belesenheit und trotz seiner Domherrnwürde, nichts von der Welt; er kennt sie nicht und will sie nicht kennen, er kennt nur seine Pfarrkinder, die er über alles liebt und von der Welt abschließen möchte, weil sein mystischer Sinn sie fürchtet. Er kennt die Bauern, und sieht sie, wie sie sind, edel, unverdorben, stolzen Sinnes*, überschwenglich witzig, melancholisch und übermütig, abergläubisch, aber vor allem gläubig, von einem Glauben, den keine Martern der Welt ihnen entreißen würden — in unserer Zeit wohl etwas Seltenes.

Als Romanschriftsteller wird Sheehan kaum leben — als Persönlichkeit, als irischer Typus ist er unsterblich. Er gehört einer alten Schule an und könnte vor 150 Jahren gelebt haben. Wie eine graue, verblichene, der Vergangenheit lebende Gestalt hebt er sich von jenen leuchtenden, jedoch heidnischen modernen Iren ab, die wie ‚W. B. Yeats‘ und der kürzlich verstorbene ‚Synge‘, eine

* The blindness of Dr. Gray bei Longman Green & Co., London 39, Paternoster-Street erschienen.

* Die meisten rühmen sich von Königen abzustammen und in der Tat haben ihre Gestalt und ihre hoheitsvollen Manieren etwas Königliches.

neue Schule, das ‚Abbeytheatre' zu Dublin, ins Leben gerufen haben. G. S.

# Theater

**Berliner Theater. Von Gerhart Hauptmann,** der im Lessingtheater sein neuestes Drama, die Tragikomödie ‚Die Ratten' spielen ließ, läßt sich diesmal mit etwas mehr Freundlichkeit reden. Spürt man den in den Hauptträgern des Stückes, dem verkrachten Theaterdirektor Hassenreuter und der Mauerpoliersgattin Frau John gegründeten intellektuellen und psychischen Vorbedingungen der Handlung nach, so kommt man freilich bald dahinter, daß auch dieses Stück kein Drama ist, man wird sich wieder mit seltener Deutlichkeit der durchgreifenden Mängel der Hauptmannschen Gestaltungsart klar, d. h. seiner Unfähigkeit, geistig in strenger Logik ein Gerüst aufzurichten, darum sich die Handlungen der Personen schlingen wie das Astwerk vom Stamm eines Baumes aus. Das Stück spielt in einer Mietskaserne des Berliner Ostens, in deren Erdgeschoß ein fleißiger Mauerpolier wohnt, auf dessen Dachboden der Theaterdirektor seine letzte Habe an Kulissen, Kostümen und Requisiten untergebracht hat, und dazwischen haust allerlei verbrecherisches Gesindel, Zuhälter und Dirnen. Nicht wenig überrascht ist man daher, den Theaterdirektor mit ordenübersätem Frack gerade in diesem zweifelhaften Milieu auftauchen zu sehen — er kommt just von einer Audienz bei einem Prinzen in Potsdam — und erledigt hier oben seine Korrespondenzen, zärtlichen Heimlichkeiten und erteilt dort seinen Theaterunterricht. Dieser Dachboden wird aber auch von Frau John einem schwangeren polnischen Dienstmädchen zu ähnlichen Dingen überlassen, wie ihn schließlich die Tochter des Theaterdirektors dazu benützen möchte. Man sieht: ein Theaterdirektor wie aus der Posse hergeholt, und so endet denn auch der erste Akt ganz in diesem Sinne. Hassenreuter ist in der Grundanlage eine unmögliche Figur, doch, wohl gemerkt, mehr nach dem Äußeren hin, d. h. in bezug auf Existenz und Lebensschicksal, das hier gezeichnet wird; Faselhänse seiner Art gibt es unter den Komödianten sonst schon, wenn auch nicht unbedingt in dieser Kaliberstärke. Umgekehrt ist es jedoch bei seiner Partnerin Frau John, der Mauerpoliersgattin, die Hassenreuter diesen Bodenraum sauber hält, nebenbei Pfandleiherin ist und Beziehungen zu allerlei fragwürdigem Volk, so zu ihrem eigenen Zuhälterbruder aufrecht hält. Hinsichtlich des Äußeren wäre hier auch zu sagen: Was veranlaßt den tüchtigen Arbeiter John dazu, gerade in Altona zu arbeiten und seine Frau in der Spelunke allein zu lassen? Es wäre doch für ihn weit natürlicher, seine kinderlose Frau mit dorthin zu nehmen. Begeht er diese Trennung nur, um Herrn Hauptmann die Möglichkeit an die Hand zu geben, seine Frau zur Verbrecherin werden zu lassen? Wie diese als ein Inbegriff der Tugend, nämlich an Fleiß, Sparsamkeit und Mutterliebe geschilderte Frau dazu kommt, wird uns ebensowenig angedeutet und klar, wie wir sie plötzlich bei der Arbeit sehen, der verzweifelten polnischen Dienstmagd den zu erwartenden Bastard abzuhandeln und ihrem ehrlichen in Altona auf dem Bau weilenden Mann als eigenen Sproß unterzuschieben. Wir sagen uns: ist es möglich, daß diese Frau nicht einen Moment das Gefühl des Verbrecherischen empfindet! Sie begeht diese Dinge, als handele es sich um Kaffeetrinken und Spazierengehen; als sei es nur ein Akt der Gutmütigkeit gegen die verlassene Dienstmagd. Wenn der Dichter den verbrecherischen Charakter der Frau aber als selbstverständlich annehmen sollte, etwa weil sie die Schwester des Zuhälterbruders ist, so bringt dies in der Zeichnung wieder gar nicht durch: denn dann müßte sie ganz anders zu ihrem Prachtexemplar von Mann kontrastieren, und dürften uns ihre Beziehungen zum verlotterten Bruder nicht als Ausfluß reiner Güte und Familienanhänglichkeit gezeigt werden. Dazu kommt, daß die Frau — es wird mit keiner Silbe erwähnt, daß sie, da das eigene Kind starb, nicht in der Lage ist, einem zweiten das Leben zu geben — die Unterschiebung auf die denkbar dümmste Weise anstellt. Als dritter

Grundfehler der dramatischen Expositionsrechnung wäre die zwangsweise Zusammenziehung der Parteien Hassenreuter-John anzusehen, — Hassenreuter geht mit Frau und Tochter (stets elegant gekleidet) tagtäglich in der Spelunke aus und ein, — die vom Dichter nur vollzogen wurde, um den Begriff ‚Tragikomödie' zu rechtfertigen: den hat er aber doch wohl nicht ganz verstanden. Die Tragikomödie entsteht, wenn der mit den Anzeichen tragischen Schicksals auf seinem Lebensweg belastete Held so voll menschlicher Schwächen als Ursache seines Geschickes ist, daß man diesem seinem Geschick mit einem feuchten und einem lachenden Auge zusieht: so ist Shylock die rechte Tragikomödienfigur. Herr Hauptmann macht sich die Sache bequemer — er zeigt das Tragische in der allerdings sinnlosen Handlungsweise der Frau John und läßt von Hassenreuter die Komödie dazu spielen.

Es ist nicht zu leugnen: dieses Rattengebäude steht auf schwachen Füßen. Wenn ich nun trotzdem sagte, man stehe diesmal der Arbeit Hauptmanns freundlicher gegenüber, so hat es seinen Grund darin, daß im Verlauf der Handlung an nicht wenigen Stellen des Dichters alte Kraft durchbricht in der in die Breite gehenden, nach der malerischen Seite hin entwickelten Schilderung der seelischen Zustände. Das Wort ‚Schilderung', so wenig es beim Drama Anwendung finden sollte, ist hier dennoch eher am Platze als ‚Gestaltung', denn die im Augenblick für uns glaubwürdigen und nicht selten fesselnden Vorgänge im Kampf um das untergeschobene Kind zwischen Mutter, Adoptivmutter und deren Mann, entwickeln sich ja nicht logisch aus dem oben gezeichneten Fundament, und um sie hinnehmen zu können, darf man sich jener teils lächerlichen, teils unglaubwürdigen und unmöglichen Voraussetzungen nicht erinnern; aber wir müssen gestehen: wir wurden an mehr als einer Stelle endlich wieder einmal bei Hauptmann wie von der Gefühlskraft eines echten Dichters gepackt, dessen Wort nicht an der Kleinmalerei der Äußerlichkeit haftete, sondern Funken schlug, die aus dem Innern kamen. Das trifft freilich immer nur auf einige Situationen zu, im Verlauf ist manches der Ereignisse ebenso unmöglich und konstruiert wie in der Voraussetzung. Ein treffend beobachteter Zug ist z. B. die Schilderung des Zuhälterbruders, der der Schwester Frau John zuliebe das polnische Dienstmädchen, die Mutter des untergeschobenen Kindes, aus dem Wege räumt, damit jene vor den Quälereien dieser Ruhe habe; ein Akt, der jedoch das Gegenteil bewirkt, indem er zur Aufdeckung der Lage und damit zur Katastrophe führt: der Zuhälter geht über die Grenze, der ehrsame Mauerpolier will seine Frau verlassen, diese stürzt sich in einem Anfall von Wahn aus dem Fenster. Dazwischen ist noch als kleinere Episode der Familienzwist eines Pastorssohns, Hassenreuters Schüler, eingeflochten, der das Theologiestudium an den Nagel steckt, wider den Willen seines Vaters, und dessen eigene Schwester im Sumpf verkam durch die Hartherzigkeit des einen Fehltritt nicht verzeihen wollenden Alten. Diese Episode dient als Bindeglied der beiden so ungleichartigen Parteien und soll den Charakter des Tragikomischen verschärfen. Gespielt wurde nicht schlecht; vielleicht, daß die Lehmann ein wenig zu weinerlich, zu rührselig, zu nervös die in der Anlage doch grobkantige Maurersfrau gab und dadurch der Absicht des Dichters eher schadete als nützte, indem sie diese Frau John zu weit von ihrem Zuhälterbruder abrückte, so daß sie eher die Schwester des biederen Mannes hätte sein können. Aber für all dies ist schließlich der Grund in der schwankenden und unausgeglichenen Charakterezeichnung des Dichters zu suchen. Ein Einwand wäre gegen die Regie zu erheben: das Wesentliche des Lokalcharakters in diesem Stück ist doch der Umstand, daß es teils im Erdgeschoß, teils unter den Dachsparren einer Mietskaserne sich abspielt: der Empfindung war man nie. Man glaubte sich stets im Souterrain eines Vorstadthauses. Gerade jenes aber hätte sichtbar gemacht werden müssen, etwa durch Durchblicke auf abgrundtiefe, lärmerfüllte Höfe, durch Geräusche von der Straße herauf.

Im vergangenen Winter hatte Reinhardt einem Kammerspiel-Publikum das Graldrama ‚Gawân‘ als eine kleine Sensation aufgetischt. Dem heutigen in Geschmackswünschen und Urteilsschlüssen ziemlich unklaren und unsicheren Berlin-W-Publikum mundete die nicht schlecht gereimte, doch in psychologisch-gestaltender Hinsicht verworrene Mystik des Archäologen Eduard Stucken nicht übel. Man nahm sie als einen angenehmen Gegensatz zu den Darbietungen des Metropoltheaters hin; denn das ästhetische Bedürfnis dieser Leute schwankt zwischen erkünsteltem, grell aufgeputztem Ästhetizismus und plattester Frivolität. Da konnte es nicht wundernehmen, daß ein findiger Theaterdirektor auch nach dem Rest der dichterischen Produktion begehrte, die jahrelang unbeachtet im Schreibpult des Autors verstaubte: nun er uns in diesem Winter mit ‚Lanzelot‘ das zweite Stück seines Artuszyklus geboten hat, müssen wir wenigstens zugeben, daß er von vornherein den Griff für das bessere der drei hatte, und mit diesem nun versucht, wie weit das Interesse des Publikums geht, während das dritte, ‚Lanval‘, von einer anspruchsvolleren Wiener Zuhörerschaft und der dortigen Kritik einstimmig abgelehnt wurde. Dem Baron Berger, der hinter Berlin nicht zurückbleiben wollte, blieb nichts anderes als das dritte übrig. Vor ‚Lanzelot‘, einer durchwegs langweiligen Arbeit, an der höchstens die gewandte Sprache wieder zu erwähnen wäre, bleibt nun nichts anderes zu bemerken übrig, als daß es im Prinzip eine schwache Wiederholung der in ‚Gawân‘ gestellten Aufgabe ist, d. h. des Hymnus auf vergangene Tugenden, wie: Heldentreue, Ritterehre, Frauenliebe. Aber auch nicht in einer Figur werden uns diese als Träger eigen individualisierter Menschen vorgeführt. Stuckens Gestalten sind Marionetten, die geistreichelnd schöne Reden darüber hatten, was sie verkörpern sollen. Im Aufbau nicht ungeschickt — da es sich nicht um seelisch-individuelle Konflikte, sondern um Paradigmen handelt, ist dies nicht eben schwer — zeichnen diese Dichtungen sich dennoch durch eine empfindliche Unklarheit der Rede aus, so daß der Hörer ohne Kenntnis des Textes nicht leicht zu folgen vermag: ein Umstand, dem wir uns vor dem tiefsten aber klar gebauten Drama nie gegenüberfinden, weil die Worte in ihm die Handlung formend begleiten; hier aber als ornamentale Arabesken den langsam schleppenden Gang des im Grunde simplen Motivs überwuchern. Vielleicht daß der Dichter als Epiker genießbarer wäre denn als Dramatiker. Doch was würde er als solcher mehr sein denn einer der vielen aus dem Georgekreis! Man nehme seinen Dramen — vor allem diesem ‚Lanzelot‘ — den christlich-mystischen Anstrich und es bleibt nichts anderes an dichterischer Gestaltungskraft als ein Sudermannschmarren à la ‚Strandkinder‘.

Rudolf Klein.

**Münchener Theater.** Im Münchener Schauspielhaus fand am 5. Januar die Erstaufführung von Schönherrs ‚Glaube und Heimat‘ statt. Der Beifall war ehrlich und stark, aber nicht berauscht, nicht erregt und erregend, nicht in Siedehitze aufschäumend, nicht stürmisch demonstrativ wie am Wiener deutschen Volkstheater. Hierzu fehlt uns in Bayern, gottlob, immer noch der vulkanisch zerwühlte, konfessionell-politische Untergrund. Immerhin hat sich auch hier das Stück protestantisch angelassen. Man braucht bloß auf das Echo der Tageskritik hinzuhorchen. Hat nun der Dichter derlei in der Anlage beabsichtigt? Ich glaube, nein. Aber daß Stoff und Komposition im Engeren so wirken würden, dessen durfte, dessen konnte er sich nicht verschließen.

‚Glaube und Heimat‘ soll die Tragödie eines Volkes sein. Sie rollt sich zur Zeit der österreichischen Gegenreformation ab. Die Alpendörfler, die sich zur unveränderten Augsburger Konfession bekennen, werden aus dem Lande vertrieben. Die Minderjährigen jedoch müssen bleiben, um der seligmachenden Lehre bewahrt zu werden. So brennt sich in die Familie des Christofer Rott das tiefste Herzeleid. Er und sein zweiundachtzigjähriger Vater sind längst heimlich Lutheraner. Wenn nachts die Fensterscheiben verhängt und die Türen verriegelt sind, dann holt der eine unter der

Viele die messingbeschlagene Bibel hervor und unterm Kienspannlicht lesen sie darin. Und dann fällt Gottes Wort auf sie wie ein Alpdruck, weil sie den Mantel auf beiden Achseln tragen, weil sie zag und weder kalt noch warm sind, weil sie nicht bekennen. Aber auch diese mutige, starke, sprengende Stunde kommt über sie. Und wie sie nun hinauswandern müssen, von Haus und Scheune fort, der Christofer und sein Weib, — den Alten hat es schon vorausgetrieben, denn er hört des ewigen Schnitters Sichel rauschen und fürchtet den Schindanger, — da trifft sie jenes letzte bitterste Schicksalsleid. Ihr einziger Bub, ihr ‚Spatz', ihr ‚Zuchtstierl' springt, als ihn der wilde Reiter, der Fanghund fassen will, in den Mühlbach und gerät unter das große Schaufelrad.

Ein überraschendes, kein notwendiges und damit kein tragisches Ende. Aber es ist interessant, daß solche willkürliche Zufallsschlüsse, die eben keine Schlüsse sind, bei Schönherr die Regel bilden, ja daß er sie beinahe gleichförmig drechselt. Schon in dem Genrebild ‚Karrnerleut' rennt Füchsl ebenso jäh in den Mühlbach. Und nichts ist so bezeichnend für die wenn nicht undramatische, so doch dramatisch lockere Schaffensweise, als daß der Dichter selbst wiederholt umgestaltend in das Ende seiner Dramen eingriff. So ließ er in der ersten Fassung des ‚Königreichs' den jungen Fiedelspieler in den Teich gehen und in dem vorletzten Bühnenstück ‚Über die Brücke' war ursprünglich geplant, daß sich das Mädel in die Wellen wirft. In der endgültigen Prägung ziehen dann beide ins Leben.

Nun soll allerdings ‚Glaube und Heimat' nicht lediglich als Familientragödie die Rottbauern umgrenzen. Es sollte ja die Tragödie eines Volkes erstehen. Und da fragt sich etwas anderes. Wie, in welchem Grade und bis in welche seelische Tiefen leiden, und was tun die Zweihundertdreizehn, denen die absolute Macht für morgen den Schubpaß in die krampfigen Finger preßt? Löst sich ihnen der Schmerzensruf, der Racheschrei in den Gurgeln? Drängt es sie wie die schlesischen Hungerweber zur Aktion, wenn auch zu einer blindwütigen? Nein, sie leiden, sie tragen, sie keuchen, sie stöhnen, oder sie tragen es nicht, werden stumpf, werden wirr, werden entwurzelt. Also eine Tragödie der Passivität. Wenn aber dem Heimatgefühl, den Empfindungen des Verwurzeltseins, des Verkettetseins an Haus und Hof und Herd nicht die zermalmende, große, tragische Gewichtsschwere innewohnte, wenn sich ein muskelfester Volksschlag von gesundem Blut und frischen Sinnen davon nicht unterzwingen ließe, und wenn das Heimatsehnen eher ein lyrisches Element abgäbe? Lyrik, die in unsere Träume den linden Schmerz und in unseren Willen den Weckton senkte? Ich denke an die rollenden Elegien des Jeremias, an die trauerdunklen Terzinen Dantes.

Ein geistreicher Kritiker in der Frankfurter Zeitung hat wohl diese Schwäche der Tragik gespürt und hat darum in den Begriff Heimat einen reichen Gedanken- und Gefühlskomplex hineingelegt, ihn nicht bloß als Boden der Kindheit gefaßt, sondern auch als Freundeshand, Frauenherz und endlich als Glück und Leben. Nur schade, daß Schönherr selbst seinen Menschen, ihren Worten, Reden und Gesten nicht diese suggestiven, durchschimmernden Deutungen gegeben hat wie beispielsweise der nordische Symboliker Ibsen. Und lediglich die Dichtung ist entscheidend und nicht eine nachträgliche Interpretation, und der Dichter hat die Heimat ganz derb real gepackt, ja zuweilen materialistisch, als Naturgebundenheit, so daß sogar die durchgeistigende, durchfühlende Lyrik zurücktritt. Den landverwiesenen Peter Rott ‚treibt es immer wieder heim wie das Vieh in sein' Stall'.

Immerhin bleibt dem historischen Lebensausschnitt als Tragödie viel Schönes, Einfaches, schlicht Menschliches und auch Edles, das alles uns rührt. Wäre noch das andere Grundmotiv, der Glaube, zu prüfen. Den Glauben setzt der Dichter im Titel zuerst. Insofern mit Recht, als der Glaubens-, der Gewissenskonflikt den Anstoß des Geschehens und Leidens gibt, als er die

tragische Zündung herausklopft. Aber dieser Glaube bleibt unverkennbar Exposition. Er entfaltet sich nicht in den Menschen. Er enthüllt nicht seinen ethischen und seelischen Inhalt. Und darum verblüfft es uns, wenn gegen Ende die christliche Idee wie ein Morgenstern der Verheißung hereinglitzert, wenn da der Rott um Christi Lehre und um Christi Blut willen dem Fanghund, dem wilden Reiter die verzeihende Hand beut, so daß dieser innerlich zernichtet sein Schwert entzweitritt. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich hörte bei der Aufführung zunächst die Theaterangel störend knarren. Aber vielleicht waren es gerade die krönenden Schlußposen.

Wie fein dieses Spiel wieder in den technischen Einzelheiten durchdacht und durchfeilt ist, in den abschattenden Kontrasten, in den verstärkenden Gestalten- und Wortparallelen, in den durchklingenden Leitmotiven, in den umschlingenden Refrains, das ist mir erst bei späterer Lektüre aufgegangen. Schönherr war bisher schon, zum mindesten seit der ‚Erde‘, ein Meister lebendigmachender Sinnbildlichkeit, ein Meister der dramatischen Ökonomie, der pointierten Szene und des zusammenfassenden, gestrafften, federspitzen Dialogs. Seit Ibsen wohl der Erste. ‚Glaube und Heimat‘ nun stellt in artistischem Betracht einen Gipfel seines Gesamtwerkes dar, wohl gemerkt, im Artistischen, denn der Höhenflug der Idee und des Stilstrebens ward im ‚Königreich‘ getan. Nur die Zwecke seiner Refrains seien hier kurz vermerkt. Ein Gedanke, ein Satzgefüge kehrt wieder, kehrt im Lauf der Akte dreimal, viermal wieder und die Absicht ist, die Idee, die Stimmung zu nuancieren, ins Heitere, oder ins Ironisch-Tragische, oder ins Liedhafte zu tönen. Die Worte, ja sogar die Dialogfolgen wiederholen sich aber auch, um die Personen individuell, scharf zu charakterisieren, ihren Vorstellungs- und Gefühlskreis. Ein Beispiel der Alt-Rott, dem die Gedanken immer wieder gleich schweren Vogelschwingen der Erde, dem Grabe zusinken. Das Merkwürdigste aber ist, daß der Refrain bisweilen auch in Leuten aufspringt, die während des Spiels diese Worte, diese Sätze weder gesprochen noch gehört haben. Und damit soll die geistige Enge des Milieus, der Heimat eindringlich werden. Wie der Kirschbaum vor dem Haussöller Jahr für Jahr die gleichen Blüten und Früchte trägt, und wie das rebellische Blut durch die Generationen der Rott hindurchflutet, ohne zu verebben, immer der gleiche Strom und Pulstakt, so kehren auch dieselben Gedanken wieder in dieser Gemeinde, dieselben Sprachbilder, dieselben Assoziationen. So wäre denn selbst rein technisch jene materialistische Naturgebundenheit zum Ausdruck gebracht.

Vom Schauspieler aus besehen enthält Schönherrs Volkstragödie verschiedene Arten darstellender Verkörperung. Einen realistischen Typ in den Bauern mit ihren ungelenken, schiebenden und schleppenden Gebärden, einen bildmäßigen, untermalenden, dekorativen: das Vagantenpaar, und einen symbolisch aufgewuchteten: den wilden Reiter. ‚Er reitet Brand und Bluet.‘ ‚Es geht die Sage, er sei einmal in der Mönchskutte gesteckt und von reichem Adel.‘ ‚Er dampft von Blut und Schweiß und zieht wie ein Wetter auf.‘ Das ist weniger szenisch als balladesk, nicht so sehr Drama als Volkslied.

Dr. Joseph Sprengler.

# Kunst

**Zwei malerische Gegenpole sind die** beiden Künstler, deren Werke in der Winterausstellung der Münchener Sezession zu sehen waren. Beide sind Künstler, deren Schöpfungen aus Naturvorbildern hervorgehen, beide naturhaft gebunden und deshalb nicht monumental. Aber der Abstand zwischen der voraussetzungslosen Naturwiedergabe Heinrich Zügels und der stilisierenden Einfühlung Karl Haiders in die Natur kann kaum größer sein. Jener, der Tiermaler von anerkanntem Rufe, denkt an nichts anderes, als wie er die Gegenstände, Tiere und Menschen und ihre Bewegungen, am besten in Farbe übersetzt, ein farbiges Abbild der Natur getreuer als eine Impression schafft; dieser, ein Künstlertypus, den man heute ähnlich wie Thoma in besonderem Sinne als deutsch bezeichnet, sucht

nur sich selber in der Natur, die Bäume, Felsen, Hügel, Menschen leihen ihm Formen und Farben für seine eigenen Gefühle. Zügel ist ein Meister der Farbe, ein Lehrmeistertalent für eine bestimmte Art malerischen Gestaltens, der die Natur benützt, wie sie sich ihm bietet, ohne ihr Zwang antun zu wollen. Haider ist eine ganz bestimmte, eng begrenzte Individualität, schon mehr ein Eigenbrödler, der die Natur auswählt, in Formen zwingt und im Bilde um ihr natürliches Eigensein bringt. Und doch liebt Haider die Natur mehr, das heißt tiefer und wesentlicher als Zügel.

Auch Heinrich von Zügel, der, aus Murrhardt in Württemberg als Sohn eines Schäfers gebürtig, im Oktober des letzten Jahres seinen 60. Geburtstag erlebt hatte, ist eine Individualität, wenn wir den Nachdruck nicht mit deutscher Vorliebe auf die persönliche Eigenart legen, sondern einen in der Kunstentwicklung zeitlich notwendigen oder doch wichtigen, die bestimmte malerische Auffassung einiger Jahrzehnte in sich zur Schau stellenden und stark schulebildenden, also auch eine weitere Generation vorausformenden Künstler darunter verstehen. Bei solchen Künstlern pflegt, in Deutschland mehr als anderwärts, das persönliche Element hinter der fleißigen malerischen Arbeit und Gründlichkeit des Vortrags zurückzutreten. Tiermaler insbesondere verlieben sich in die äußere Erscheinung, die Rassigkeit und das charakteristische Gebahren ihrer Modelle und sind eher Naturforscher als Stilsucher, denen die realistische Treue näher liegt als die höhere Stileinheit und innerliche Verbundenheit mit den Ausdruckskräften und Formen ihrer Zeit. Freilich haben sie trotzdem an ihrem charakteristischen Zeitstil teil, um so deutlicher sogar, je mehr ihre Formen von der Außenseite der Natur gewonnen sind; denn die äußerlichen Stilelemente sind deutlicher als die innerlichen. Franz Snyders z. B., der Genosse des Rubens, hat die äußere Wucht und den aufprallenden Schwung des Barock in seinen Tierkämpfen sichtbarer als der größere Meister und ist doch nicht so wirklich lebendig wie dieser. Constantin Troyon hat von den Meistern des Paysage intime die belebtesten, natürlichsten Bilder, doch fehlt ihm etwas zu der feineren Poesie dieser Landschafter. Gabriel Max — ein weiter Absprung — weiß in seiner sentimentalen Salonkunst das anekdotische Tierbild am psychologischsten zu pointieren; — doch hier läßt sich die Parallele nicht weiterführen, denn hier kann nicht von Stil und nicht von Natur geredet werden. Im Grunde auch gar nicht von Psychologie; denn das Tierbild muß seine Psychologie durch die innere Erfassung des tierischen Wesens, nicht durch anekdotische Pointen erhalten. Von der anekdotischen Tierdarstellung ist nun Zügel — und das ist der gesunde moderne Fortschritt — so weit als möglich entfernt; ähnlich weit wie die moderne Bauerndarstellung etwa des Grafen Kalckreuth von dem Salontirolertum; das sind äußerste Gegensätze. Selbst in einem frühen Bild ‚Hunde vor dem Kunstverein‘, dessen Titel ganz nach anekdotischer Darstellung klingt, interessieren ihn vor allem die charakteristischen Typen und Stellungen der gelangweilten Vierfüßer. Immer mehr wird ihm die unmittelbarste, getreueste Wiedergabe der Natur und der Tiere, dazu die Tagesbeleuchtung, in der sie sich darbieten, Selbstzweck, alleinige malerische Aufgabe. Während die frühen Bilder noch etwas tonig schwimmend sind, werden die späteren immer reiner farbig, ganz in farbige Materie gebrochen und aufgeteilt, die Tiere dabei immer größer gegeben und näher vor Augen gerückt, so daß ihr ganzer Organismus in eine möglichst ausgiebige malerische Struktur verwandelt werden kann. Eine sehr reiche und lebhafte Übersetzung in farbige Werte ist das Wesen von Zügels Kunst; aber in der zu ausschließlichen Befolgung eines nur farbig darstellenden Prinzips liegt auch die Beschränkung dieser Kunst. Die farbige Zerlegung des Lichtes in seinen Bildern ist stärker als ihre Atmosphäre. Auch das ist ein Fortschritt. Je näher die Gegenstände rücken, desto mehr trennen sie sich von ihren atmosphärischen Bedingtheiten und werden wesentlicher. Schon die Impressionisten hoben diese wesentliche Schönheit gegenüber der atmo-

sphärischen Stimmung hervor. Sie fanden den farbigen und formalen Rhythmus, der diese Schönheit ausdrückt. Dieser Rhythmus, der sich in der tonigen Schwebung der früheren Bilder noch stärker fand, fehlt nun Zügel in seinen weiteren Werken ziemlich, und dies ist nun der Abstand seiner getreuen Naturwiedergabe von einer höheren Stileinheit. Freilich ist in dem Deutschland seiner Generation und auch heute noch überhaupt nicht viel von dem wesentlicheren farbigen Organismus zu spüren, der hier nötig wäre. Wie dieser tiefere Bildorganismus nicht stark ist, so ist auch der Organismus der dargestellten Tiere nicht stark gestaltet. Zügel schafft von außen, nicht von innen, forciert die Außenseite in farbigen Lichteffekten und gibt so ein sehr wirkungssicheres Bild des Daseins der Tiere, nicht ihres Wesens. So sehr das Gespann pflügender Stiere an die Scholle gefesselt ist, so fein die Herde dem Zug des Weges sich anschmiegt, z. B. in ‚Meine Heimat‘, so gut die Heidschnucken mit der Lüneburger Heide in ruhiger, plumper Schwere zusammengehen, so ist doch stets weniger das animalische Sein, als das gegenständliche, farbig übersetzte Dasein geschildert. Besonders bei großformatigen Bildern wird dies auch deutlich als ein Stilmangel empfunden. Die groß wiedergegebenen Menschen und Tiere bleiben samt ihrer farbigen Materie zu stofflich. Man spürt ein Mißverhältnis zwischen Masse und Wirkung, zwischen gegenständlicher und darstellerischer Überfülle und wesentlichem Ausdruck. Eines der Geheimnisse der Kunst ist, mit möglichst wenig möglichst viel zu sagen. Wenn die Barockmaler, z. B. Snyders, an den Zügels ‚Sauhatz‘ erinnert, große Formate hatten, so war auch die Bildkomposition im ganzen mächtig über die Natur hinausgehoben, und dies war möglich, da auch der Tierorganismus im einzelnen weniger gegenständlich als wesentlich erfaßt war. Dies hindert nicht, daß Deutschland in Zügel einen sehr tüchtigen und ehrlichen Tiermaler schätzen darf. Tüchtig sind besonders auch Zügels Zeichnungen, in denen bei einem dem Farbensehen ähnlichen Sehen von Licht- und Schattenflecken oft interessante fast skelettartig anatomisch wirkende Darstellungen der Tierkörper sich ergeben. In ihnen wie auch auf manchen Gemälden, z. B. ‚Liegendes Scheckvieh‘, finden sich oft recht glückliche Kompositionen und Ponderierungen der Bildfläche.

Wenn bei dem Begriff Künstler vor allem an das original schaffende Gefühl gedacht wird, dann ist Karl Haider mehr Künstler als Zügel. Der jetzt 65jährige Meister, der, ein geborener Münchener, in Schliersee wohnt, ist eine ziemlich einzigartige Erscheinung, denn er hebt sich auch von manchen Ähnlichartigen wie Thoma oder Steppes, mit denen er viel zusammengenannt wird, deutlich ab. Besonders deutlich und nur zu seinem Vorteil hebt er sich aber auch von der üblichen Münchener Malerei der Gegenwart ab. Man pflegt eine dünne, fast tüftelnde Malerei wie die Haiders heute gerne tadelnd als nicht malerisch zu bezeichnen, als ob ein Künstler die Pflicht hätte, sich nur der allgemein gebräuchlichen Ausdrucksweise zu bedienen. Allerdings liegt die Zukunft in der zusammenfassenden Fortentwicklung der gegenwärtigen Malerei; wenn aber ein Künstler seine Gefühle besser mit selbst zurecht gemachten Mitteln ausdrückt, die für andere meistens nicht taugen, dann liegt eben in diesen Mitteln, sobald nur seine schaffenden Gefühle echt sind, seine Enge, aber auch seine Echtheit und Unnachahmlichkeit. In der Malerei der letzten Jahrzehnte war viel von Stimmung die Rede, die sich in atmosphärischen Farbentönungen aussprach. Für Haider würden diese farbigen Stimmungselemente nicht ausreichen, sie würden zu unwesentlich sein. Seine schaffende künstlerische Kraft ist die Empfindung; das ist mehr als Stimmung, tiefer, formbildender, weiter ins persönliche Leben eingewurzelt. Man kann Haider einen sonderlich deutschen Künstler nennen. Er besitzt eine frühlinghafte, viel mehr lineare als farbige Gabe der Formfindung, ein sozusagen gotisches Naturell, das sich in feinen Zickzacklinien der Landschaften, in spitzigen Wölbungen der baumbesäumten Hügel, in

den Zacken der Waldränder fast wie in ganz dünnen, silhouettierten gotischen Krabben an Strebebögen ausdrückt. Nur fehlt die freie Aufwärtsbewegung. Die welligen Flächen der Landschaften, die Hügel, die mächtigen Felsen z. B. auf dem bekannten Charonbilde sind durch die zackigen scharfen Linien eingefaßt und gespannt, in Enge und Spannung gehalten, die Bildteile sind schmal, fast kulissenhaft hintereinander geordnet, aber lagern sich weit nach den Seiten, bieten wenig satte Ein- und Durchblicke, aber hie und da weite Aus- und Überblicke und langgestreckte Horizonte. Dadurch kommt mit Hilfe der dünnen Modellierung etwas Gedrücktes und Enges, etwas Abweisendes, eine leise Gespanntheit in die Bilder, ein stiller abendlicher Ernst und in den Frühlingsbildern ein leises Träumen. Die Bäume und Felsen nehmen selber geheimnisvolle Formen, verschlossene Gestalten an. Die Natur ist hier nicht mehr Selbstzweck, sie wird Symbol der Empfindung. Auch die Farben sind bei Haider von der gleichen, ernsten und stillverhaltenen Wirkung. Die Naturerscheinungen werden so Reflexe der Seele, die Gewitterstimmungen wollen keine an sich prächtigen Phänomene sein, sondern drücken das Schauern der Naturgeschöpfe aus; die knospenden Bäume im Frühling gleichen den erwachenden Menschenknospen. Auch die Menschenbilder, die Gesichter erhalten durch die Betonung und scharfe Umzeichnung leichtgewellter Wölbungen den Ausdruck des verhaltenen Gefühles, der leisen Gespanntheit, der erwartenden oder entsagenden Empfindung. Es liegt eine stille Gediegenheit in den asketisch mageren Formen der Werke Haiders.

Allerdings wie die Ausdrucksmittel einseitig sind, so ist auch der Gehalt ein begrenzter. Das zeigt sich an manchen Landschaften wie noch mehr an den Menschendarstellungen, und am deutlichsten an manchen Landschaften mit symbolisch dazu in Beziehung gesetzter Staffage, z. B. dem ‚Dante- und Beatrice'bild. Die Magerkeit und zu absichtliche Symbolbeziehung der Formen wirkt nicht selten unfrei und gekünstelt. Die Linien beschränken, statt zu weiten, die Poesie wird zu sehr an die Formen geheftet und dadurch verkleinlicht, die gewollte Beziehung zwischen Mensch und Landschaft zu deutlich gezeigt und dadurch gehemmt, der Ernst zu steif. Doch ist auch dies noch künstlerisch bedeutungsvoller als manche aufgeblähte moderne, malerische Nichtigkeiten, die als etwas erscheinen, bloß weil sie im allgemeinen Strom zu schwimmen verstehen. Haider ist ein Künstler, der zu allen Zeiten seinen Wert behält*.

Und die Stellung dieser beiden malerischen Gegenpole zu einer typischen Höhe der Kunst? Heinrich Zügel ist ganz unmonumental; Elemente malerischer Monumentalität liegen aber in der Fortsetzung seiner Kunst, die allerdings noch kein Schüler aufgegriffen hat, keiner ist überhaupt bis jetzt über den Meister hinausgekommen. In Karl Haiders Kunst liegen kaum entwicklungsfähige monumentale Keime, und doch sind seine Werke nicht ohne echte Größe und den Abglanz von Erhabenheit.

Konrad Weiß.

## Musik

**Hans Pfitzner und sein ‚Armer Heinrich'.** (Zur Straßburger Aufführung.) Die Gewalt der Dinge, der sich der Kluge aus Scheu vor der Trivialität ohne Debatte beugt, bringt es mit sich, daß man aus den Wirkungsstätten der Herren Mottl, Richard Strauß usw. nach Stuttgart, Straßburg oder Wien reisen muß, um ein Werk von Hans Pfitzner zu hören.

Die nächsten Freunde Pfitzners mögen das bedauern. Der ruhigere Beobachter findet es allmählich ganz in der Ordnung; ja, je wahrer seine Verehrung der Pfitznerschen Kunst in tiefem Erkennen wurzelt, desto mehr kann sie ihn über das äußerlich Fatale hemmender Erscheinungen hinweg noch an deren psychologischen Zusammenhängen ungetrübte Freude empfinden lassen. Denn

---

* Bei dieser Gelegenheit sei auf die unlängst im Kunstwartverlag G. D. W. Callwey in München erschienene Haider-Mappe empfehlend hingewiesen, die neben einem mehr poetischen als gehaltvollen Text und 13 Textbildern eine Reihe von Haiders Hauptwerken in 14 großen und sehr gut reproduzierten Einzelblättern enthält. 6 M.

Pfitzner ist der einzige wahrhaft geniale Musikdramatiker seit Wagner, und in seines Wesens Art der aristokratischste Empfinder unter den Lebenden. Sympathie und Antipathie sind gegenüber solchen Erscheinungen nie zufällig.

Die Straßburger Aufführung des ‚Armen Heinrich‘, die der Komponist als Dirigent und Regisseur leitet, stellt dieses Werk in den denkbar würdigsten Rahmen. Es wirkt heute noch genau so neu und elementar wie vor mehr als fünfzehn Jahren, da es der seltsame Mann, kaum der Schulbank des Konservatoriums entwachsen, der entzückten und bestürzten Mitwelt zum erstenmal vorlegte. Das stilistisch Neue, das neben der kühnen Harmonik damals die meisten Rätsel zu raten gab, ist für uns, die wir inzwischen sein reifstes Werk, die ‚Rose‘, kennen gelernt haben, noch klarer geworden. Wie durch ein unbegreifliches Wunder scheinen sich hier die unversöhnlichsten Gegensätze, die die Musikgeschichte kennt, zusammengefunden zu haben; was ein spekulativer Phantast vielleicht träumen konnte, ist durch eine geniale schöpferische Synthese Ereignis geworden: eine von Schumann herkommende musikalische Diktion hat die Kraft und Plastik Wagnerschen Ausdrucks erhalten, während ein unverkennbar von Wagner beeinflußtes Stilelement wiederum von Schumannscher Innerlichkeit geadelt, und von jenen Schlacken des allzu Theatralischen, Demokratischen, Eklatanten gereinigt wurde, wie sie den Werken des Bayreuther Meisters bis zum ‚Lohengrin‘ unverkennbar noch anhaften. So mußte ein junger, Schumann geistesverwandter Musiker von Genie schreiben, für den das Wagnersche Musikdrama kein Problem mehr, sondern eine Erfahrung war. Die tiefe mittelalterliche Legende mit ihrem Reichtum an leidenschaftlichen, rührenden und frommen Zügen war ganz dazu angetan, die in dem jungen Pfitzner schlummernden Werte zu wecken, und er hat die getreue Dichtung Gruns mit einer Welt von aufgepeitschter Verzweiflung, mystischer Inbrunst und visionärer Seligkeit erfüllt. Die überzeugende Kraft, mit der hier die mannigfaltigsten Gefühlsgegensätze gestaltet sind, die absolut musikalische Art, in der sie auseinander herauswachsen, und die Sicherheit, mit der das alles immer noch im Rahmen mittelalterlicher Legendenstimmung knapp zusammengehalten wird, geben einen Begriff davon, was für ein musikalisches Universum der Vierundzwanzigjährige in sich herumgetragen und mit welch stilistischer Kultur er seine reiche Palette auf seinen Gegenstand abgestimmt hat. Gerade diese Stileinheitlichkeit und -treue haben auch die Gegner gefühlt, aber sie haben sie mißverstanden und als Einseitigkeit bezeichnet, was der Triumph höchster künstlerischer Selbstdisziplin war. Hätten sie sich nur die Erzählung Dietrichs im ersten Akt, dieses gedrängte Kompendium Pfitznerscher Frühkunst, genau angesehen! Wie kühn türmen sich da die seltsamsten Harmonien, wie schneidend gellen die Dissonanzen, wenn Dietrich von den Stürmen und Gefahren des Alpenübergangs berichtet! Und wie weit und hoch wölben sich die Bogen der Melodie, wenn wir hören, wie sich vor dem Wandernden zum erstenmal die italische Ebene ausbreitet! Wie glänzen da die Streicher in der Höhe! Wenn der Erzähler den Spruch des Salerner Arztes kündet, wie bäumt sich da nach langem Stocken das Orchester zu starrer Größe auf! Und dann kommt das Kleinod dieser Erzählung, die wundersame Botschaft von der unschuldigen Maid, deren Opfer den Sündigen erlösen kann. Die Pfitznersche Tonsprache nähert sich der Stelle mit jener heiligen Scheu, die vor dem Wunderbaren fast verstummt. Wir hören Klänge von einer beinahe körperlosen mystischen Weihe, die aus dem Halbdunkel mittelalterlicher Dome zu kommen scheinen.

Ich kenne in der ganzen modernen Musik keinen zweiten Fall, in dem sich eine so blühende Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, eine solche Fülle gegensätzlicher Stimmungen und Bilder in so engem Raum zusammengefunden haben.

Und diese Erzählung ist ein Miniaturbild des ganzen Werkes. Man muß es unter Pfitzners Leitung gehört haben, muß mit Darstellern und Orchestermusikern unter dem Banne dieses Mannes gestanden sein,

um es in all' den ihm innewohnenden Schönheiten restlos zu empfinden. Wie er seine Werke dirigiert, wissen wir längst. Daß er aber auch sein bester Regisseur ist, haben wir in Straßburg erfahren. Er hatte die ganze Darstellungsweise auf den Ton schlichter Menschlichkeit gestimmt, und es war bewundernswert, wie Theodor Wilke als Heinrich, Marie Gärtner als Hilde, Ernestine Croissant als Agnes und Wilhelm Wissiak als Arzt seinen Intentionen folgten. Nur der als Sänger so vortreffliche Weil, der für den erkrankten von Manoff die Rolle des Dietrich übernommen hatte, fügte sich darstellerisch nicht recht in das Ensemble ein. Er trug die akademische Pose landläufiger Wagnerdarstellung wie einen weiten, kunstvoll drapierten Theatermantel zur Schau — eine Pilotysche Figur in dem Bild eines mittelalterlichen Meisters. Aus ähnlichen Gesichtspunkten habe ich auch den Prospekt der Frühlingslandschaft im ersten Akt etwas störend empfunden. Nur als Gemälde betrachtet ist er sicherlich gut, aber als bühnenkünstlerisches Ausdrucksmittel entspricht er in seiner peinlichen Ausführlichkeit einer Geschmacksrichtung, der die große Einfachheit, mit der z. B. in der Münchener Inszenierung von ‚Pelleas und Melisande' Wunder gewirkt wurden, noch fremd geblieben ist. Doch das sind schließlich angesichts des überwältigenden Gesamteindrucks der Aufführung nur Kleinigkeiten.

Dr. Alexander Berrsche.

# Unsere Kunstbeilagen

Noch vor wenigen Jahren hätte die Empfänglichkeit für eine so geistige und auch formalistische Kunst, wie sie aus den Bildern von Domenico Theotokópuli, genannt ‚el Greco', spricht, fast ganz gefehlt. Gewiß ist auch heute die Grecoschwärmerei teilweise nur Mode. Trotzdem ist allein die Tatsache, daß ein solcher Künstler überhaupt lebhaftes Interesse finden konnte, ein Beweis, daß sich im modernen Kunstempfinden eine Umwandlung vollzieht. Diese Umwandlung gilt es möglichst auch vom bloß Artistischen weg und auf den tieferen Gehalt hinzulenken und in diesem Sinne wurde in unserem Hauptartikel Greco als ein Problem der modernen Malerei behandelt.

Unser Farbendruck gibt die wichtigste Neuerwerbung Hugo von Tschudis für die Münchener Pinakothek wieder; Tschudi hat damit den spanischen Saal um ein Zugstück, aber auch um ein außerordentlich wertvolles Kunstwerk bereichert. Das Selbstbildnis von Greco ist dem Märzheft 1908 der ‚Monatshefte für Kunstwissenschaft' entnommen, Leipzig, Klinkhardt & Biermann. In den ‚Stätten der Kultur' des gleichen Verlags ist ein Bändchen ‚Toledo' von Max von Boehn erschienen, in dem die wechselvolle Stadtgeschichte kulturgeschichtlich vorgeführt wird.

# Offene Briefe

**An alle Freunde christlicher Kunst.** Wir befürworten die folgende Bitte im Interesse der Sache aufs lebhafteste: Unterzeichneter ist damit betraut, in dem von Reg.-Rat Dr. M. Dreger im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht herauszugebenden Werke über die ‚Religiösen Romantiker Österreichs' die Zusammenstellung der Werke Josef Ritter von Führichs und der Arbeiten über diesen Meister zu verfassen und richtet an alle Freunde christlicher Kunst hierdurch wiederholt die höfliche Bitte, entsprechende Mitteilungen ihm gütigst zukommen zu lassen.

Heinrich von Wörndle, Innsbruck, Kaiser Josef-Straße 1/4.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
**Für Österreich-Ungarn** Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.**
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.



Princeton University Library
32101 076381217

| DATE ISSUED | DATE DUE |
|---|---|
| JUN 2 2 1967 | |
| XXXXXXX | |
| RETURNED JAN 14 '80 | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |



daß die nächsten Manöver nach dieser Richtung hin schon die verschiedensten Versuche bringen werden.

Man hat naturgemäß neben den Ballonkanonen auch Schnellfeuergeschütze zur Abwehr der Aeroplane konstruiert, die aber in den letzten französischen Manövern vollkommen versagt haben, teils weil der bedienenden Mannschaft die nötige Übung im Richten und Zielen fehlte, teils weil die Geschwindigkeit der Flugmaschinen so groß war, daß man sie gar nicht ins Visier bekam.

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, eine Idee zu bewundern, deren Durchführung, wenn sie sich in der Praxis bewährt, für Militärflugzeuge von Bedeutung werden kann, nämlich die Tragflächen aus einem Rahmen von Drahtgeflecht mit aufgelegtem Zelluloid zu arbeiten. Da diese Masse durchsichtig ist, würde eine derartige Flugmaschine in größerer Höhe unsichtbar bleiben.

Auch in der Marine hat man sich mit Versuchen über die Verwendungsmöglichkeit der Flugzeuge beschäftigt; neben den französischen Marinebehörden sind es namentlich die Amerikaner, die nach dieser Richtung hin praktisch sich betätigen. Abgesehen davon, daß das Flugzeug von dem auf einem Schiffe aufgebauten Abfluggerüst sich erhob und — was bedeutend schwieriger ist — auch wieder gelandet ist, hat man in allerneuester Zeit sehr gute Erfolge mit Aeroplanen gehabt, die mit Schwimmkörpern versehen, auf dem Wasser fuhren, aufstiegen und auch niedergingen.

Auch die drahtlose Telegraphie sucht man neuerdings nutzbringend bei den Flugzeugen zu verwerten; es ist gelungen, eine Verständigung bis auf 40 km herbeizuführen. Weitere Fortschritte nach dieser Richtung hin würden ja auch für militärische Zwecke — ich erinnere hier nur an die Beobachtung der Wirkung des Artilleriefeuers und laufende Benachrichtigung an die rückwärtigen Truppenteile — von eminenter Bedeutung sein.

Schwierigkeiten für die militärische Verwendung bietet die Tatsache, daß die Flugmaschinen zum Auffliegen und Landen ein größeres geeignetes Gelände benötigen. Um einen sofortigen Abflug vom Erdboden zu ermöglichen, hat man schon die verschiedensten Versuche mit Schraubenfliegern angestellt, aber noch keine günstigen Resultate erzielt. Auch hier fehlt der betriebssichere Motor. Denn versagt er im Schraubenflieger, so ist eine Katastrophe unausbleiblich, weil diese Art Flieger keine Tragflächen besitzen, die einen in etwa gesicherten Gleitflug garantieren, sondern lediglich mit Hubschrauben gehoben werden.

Nebenbei sei gleich erwähnt, daß auch die andere Art der Flugmaschine — der sogenannte Schwingenflieger — bis jetzt noch nicht in brauchbarer Form vorhanden ist. Die Übertragungsform der motorischen Kraft auf die Schwingen bedeutet wegen ihrer fortwährenden Veränderung eine große Konstruktionsschwierigkeit; denn es ist nicht leicht, das konstante Drehmoment des Motors in eine fortwährend wechselnde Schlagbewegung zu übertragen.

Die Drachenflieger werden also in ihrer jetzigen Form vorläufig den Markt beherrschen. Es wird interessant sein, zu beobachten, was sie in diesem Jahre und den folgenden leisten werden, und wie die einschlägige Industrie in zäher Arbeit daran schaffen wird, das jüngste vielversprechende Produkt der Technik zu einem modernen Verkehrs- und Kriegsmittel zu machen.

# Kritik

## Neue Romane* / Von Franz Herwig

Einen Roman aus der Zeit der Reformation zu schreiben, ohne bei einer der beteiligten Konfessionen ‚Anstoß zu erregen', scheint mir unmöglich zu sein. Ein Dichter, der auf innere wie äußere Wahrheit hält, wird Dinge darstellen müssen, die sowohl einem Katholiken wie einem Protestanten bitter zu sehen sind. Ich glaube, Ilse von Stach hat es mit ihrem ersten Roman ‚Die Sendlinge von Voghera' keinem recht gemacht. Den Protestanten sicher nicht; denn eine Zeitschrift hatte sich bereits während der Veröffentlichung des Romans im ‚Hochland' über diese angeblich tendenziöse Arbeit beschwert, und wenn auch eine gedruckte Entrüstung eines katholischen Organs noch nicht vorliegt, so wird es, wie die Dinge bei uns nun einmal liegen, gewiß den einen oder anderen Kunstfreund geben, der den Roman nur unter die politisch-konfessionelle Lupe nimmt.

Aber von einem höheren Standpunkt aus, von dem vor allem die geschichtliche Wahrheit und nicht die vorübergehende politische Wirkung maßgebend ist, muß man den Roman als eine ehrliche und gediegene Leistung ansprechen. Hervorsticht vor allem eine starke Besonnenheit, die sich im Aufbau, in der Gruppierung der Personen und in der ruhigen formstarken Sprache zeigt. Und das ist, wenn eine Dame die Verfasserin ist, schon sehr viel. Der ruhige Fluß der Erzählung tut wohl. Man fühlt, daß man nichts Ungewöhnliches, aber auch nichts Geschmackloses vorgesetzt bekommt. Die Zeitstimmung ist vorzüglich festgehalten, und zwar die Stimmung, wie sie in Italienern sich offenbaren mußte. Denn wie die Schauplätze auch zwischen Italien, Deutschland und der Schweiz wechseln: immer sind die eigentlichen Träger der Handlung Italiener, eben die Sendlinge von Voghera. Da der Inhalt des Romans den Hochlandlesern noch bekannt sein dürfte, genügt es, auf die zwei Hauptmotive hinzuweisen, die den Roman tragen: die christliche Nächstenliebe der Mönche von Voghera, die der eigenen Strapazen, Entbehrungen und Schmähungen nicht achtet, um den in die Irre gegangenen Bruder zu retten, und das Selbstbestimmungsrecht, das dem Glückswillen des einzelnen den Frieden der anderen opfert. Dieses letzten Endes kurzsichtige Glücksbegehren läßt Benjamin seine Gelübde verraten, seine Gattin verraten, läßt ihn die ihm vertrauensvoll geöffnete Seele der entlaufenen Nonne zum schlechtesten wenden. Die brüderliche Liebe seiner ehemaligen Ordensbrüder unternimmt die tatkräftigsten Versuche, ihn zu retten, und als es ihr gelungen ist, ihn von Wittenberg zu lösen, bleibt sie bei ihm und hilft ihm das Schwere, das, von seiner Schuld herbeibeschworen, über ihn hereinbricht, tragen, so daß auch dem großen Sünder noch ein Lebensabend in Frieden und Gotteskindschaft beschieden ist.

Ohne Zweifel gibt es kaum eine Romanidee, die reiner und edler wäre als die der ‚Sendlinge von Voghera'. Und wenn nun noch, wie es der Fall ist, jede Seite die Wärme eines echten dichterischen Empfindens ausströmt, so kann man sich dieser Gabe herzlich freuen. Daß jemand in seiner ersten größeren Arbeit ein Meisterwerk geben wird, kann niemand erwarten. In diesem Roman ist die Charaktergestaltung noch nicht recht entwickelt. Am festesten auf den Füßen stehen die Mönche von Voghera selbst, besonders der Prior Balthasar, der ein Mann von wahrhaft evangelischen Quali-

* Ilse v. Stach, ‚Die Sendlinge von Voghera' (Jos. Kösel, Kempten). Hermann Popert, ‚Helmut Harringa' (Alexander Köhler, Dresden). Bernhard Kellermann, ‚Das Meer' (S. Fischer, Berlin). José Pous, ‚Gori, der Rebell' (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.).

täten ist. Auch Bruder Benjamin, der eigentliche Held, ist eine lebenswahre Gestalt. Die starke Psychologie der Verfasserin beweist sich besonders an dem Umstand, daß Benjamin lediglich einem an sich äußerlichen Rückfall im Mönchsempfinden seine Erlösung von Wittenberg verdankt. Erst später, nach der Entfernung, macht sich der innere Einfluß der vertrauten Gedankengänge bemerkbar. Unzureichend motiviert ist jedoch Margarete, seine protestantische Ehefrau. Dieses kühle und herbe norddeutsche Weib, deren ganzes Wesen Nüchternheit elementarer Art ist, endet im Roman als eine überschwängliche Katholikin. Hier ist, der Fabel zuliebe, ein Charakter verbogen. Benjamins Sohn trägt die deutlichen Spuren seiner Herkunft aus einem Frauenkopf an sich. Er ist ganz der starke, blonde, edle, überzeugungswütige jugendliche Held; ein Milchbruder Jesses oder des Leutnants Herliberg. Daß er unter dem Schwert der Inquisition sein junges Leben lassen muß, ist traurig, vermag uns aber nicht nahe zu gehen. Was nun zum Schluß Luther betrifft, so redet er in seinen eigenen, überlieferten Worten. Wenn dies nicht befriedigt, so ist das nicht die Schuld der Dichterin. Ein Protestant hat durchaus keine Ursache, hier von Tendenz zu reden.

* * *

Viel eher hätten die Katholiken Ursache, über ein Buch ungehalten zu sein, das der Dürerbund bereits in 20 000 Exemplaren unter das deutsche Volk gebracht hat. Es ist eine ‚Geschichte aus unserer Zeit' von Hermann Popert: ‚Helmut Harringa'. Darin finden sich z. B. Sätze wie dieser: ‚Noch einmal hat das Licht gesiegt, als Luther die Kräfte des Nordens befreite, als an Englands Küste die spanische Armada zerbrach, als Gustav Adolf die Fesseln zerriß, die Finsternis geschmiedet hatte für die Lichtsöhne. Und weiter wird es schlagen und siegen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wer tritt in sein Heer, daß er mitkämpfe in seinen Schlachten?' Und Helmut Harringa leistet den Fahneneid: ‚Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts.' Da nun der Held dieses Buches seiner Aufgabe dadurch zu dienen sucht, daß er ein Führer im Kampfe gegen den Alkoholismus und seine gefährlichste Gefolgschaft, die Unsittlichkeit, zu sein trachtet, die Tätigkeit der ‚Lichtsöhne' also sich auf die Niederwerfung katholischen Geisteszwanges, des Alkoholismus, der öffentlichen Unsittlichkeit bezieht, so wird der Katholizismus gewissermaßen den größten Lastern unserer Zeit gleichgestellt. Das ist keine mühsam aus dem Text herausgeholte Definition, sondern aus dem ganzen Buche spricht die Überzeugung, daß der Katholizismus ein dem Deutschen nicht zusagendes Glaubensbekenntnis sei, daß er seine besten Kräfte lähme, und somit ebenso zu bekämpfen sei, wie alles das, was den Deutschen sonst noch herunterzieht. Es ist schade, daß der Dürerbund hier nichts Besseres zu tun weiß, als seine Leser mit dem Geiste des ‚Evangelischen Bundes' zu erfüllen. Dadurch wird auch das, was das Buch sonst empfehlenswert machen könnte, illusorisch. Es ist keine Frage, daß der Kampf gegen den Alkoholismus, den das Buch in erster Linie führt, von allen Deutschen die lebhafteste Unterstützung verdient. Es ist auch keine Frage, daß Herrmann Popert es versteht, mit gewaltiger Wucht die schrecklichen Folgen der Trunksucht vor uns erstehen zu lassen, und es kann gleicherweise keinem Zweifel unterliegen, daß die Abschreckungstheorie, die der Verfasser anwendet, ein gutes, ja für Tausende von Menschen das einzige Mittel ist, sie vor der Gefahr zurückzutreiben. Auch auf unserer Seite hat man sich mehr und mehr dazu bekehrt, die Dinge nicht mehr zu verschweigen oder zu beschönigen, sondern sie in aller ihrer Entsetzlichkeit dem Leser zu heilsamem Ende vor die Augen zu stellen. Das Büchlein ‚Aus der Klinik' von Theodor Temming (Kevelaer, Butzon & Berder) führt z. B. die Leser an das Schmerzenslager aller derer, die durch das Laster frühzeitig ihre Gesundheit untergraben haben. Ähnlich will auch Popert wirken. Er zeigt, wie das Familienleben zerrüttet, wie

der Wohlstand untergraben, wie die Ehre verloren wird, wie Krankheit und Not der Trunksucht auf dem Fuße folgt. Er zeigt vor allem auch, wie der Alkohol die Widerstandskraft lähmt, wie er zu Unsittlichkeit, kurz zu allen Verbrechen verleitet, und tut das lediglich so, daß er die gewaltige Wucht der Tatsachen reden läßt. Das Übel an diesem Buche ist eben, daß es an der Verfolgung seines gewiß erhabenen Zieles nicht genug hat, sondern außerdem noch all die unnützen und kindlichen Phantasien wiedergibt, die ich oben gekennzeichnet habe.

* * *

Prof. Dr. Eberhard Vogel erfüllt eine sehr dankenswerte Aufgabe, indem er dem deutschen Leser durch eine Reihe vorzüglicher Übersetzungen aus dem Katalanischen die besten Romanwerke des nordöstlichen Spaniens zugänglich machte. Den von ihm übersetzten düsteren Roman ‚Lazarus' Tod' habe ich im vorigen Jahrgang bereits gewürdigt. Jetzt erscheint nun, ebenfalls von Vogel übersetzt, ein Roman von José Pous: ‚Gori, der Rebell', dessen Held eine Art spanischer Michael Kohlhaas ist. Dieser Gori hat von Jugend auf nichts anderes getan, als Streichhölzer gemacht. Als nun die spanische Regierung das Monopol für die Fabrikation von Streichhölzern sich vorbehält, kann es Gori nicht verstehen, daß man ihm verwehren will, auf seine alten Tage das weiter zu tun, was er zeit seines Lebens getan hat: nämlich Streichhölzer zu machen. Er hört wohl, daß seine guten Freunde ihn warnen, vernimmt auch die dunklen Gerüchte, die von der Bestrafung solcher, wie er einer ist, reden. Aber all das vermag nur ein ungläubiges Lächeln auf sein Gesicht zu bringen; er zieht die Schultern, geht davon und macht weiter Streichhölzer. Das geht nun zwar eine Weile. Aber eines Tages kommt doch der Steuerpächter mit den Gendarmen, hält Haussuchung bei ihm und konfisziert sein ganzes Warenlager. Mit einer unübertrefflichen Meisterschaft hat der katalanische Dichter den Seelenzustand Goris nach dieser Katastrophe geschildert. Für den alten Mann sind diejenigen Leute, die ihn an der Ausübung seines altgewöhnten Gewerbes hindern, schlimmer als die ärgsten Diebe und Mörder. Die Regierung, die diese Leute abschickt, ist eine schlechte; sein ganzes primitives Rechtsempfinden empört sich gegen diese Vergewaltigung. Aber weit entfernt, daß die Gefängnisstrafe, die er zudiktiert erhält, ihn zur Vernunft bringt, verbeißt er sich immer mehr in seinen Trotz, der etwas rührend Heroisches an sich hat. Da er in seinem Hause nicht mehr sicher ist, sucht er verlassene Hütten und die Schluchten der Gebirge auf, wo er in der Heimlichkeit der Nacht sein geliebtes Gewerbe weiter betreibt, und trotzdem ihm die Gendarmen fortwährend auf der Spur sind, entzieht er sich allen Verfolgungen, indem er seinen Arbeitsort unaufhörlich wechselt. Der Verkauf seiner Ware gelingt ihm jetzt besser als früher; denn die Bevölkerung des Landes hält zu ihm; niemals gelingt es den Schergen der Regierung, ihn auf seinen Schmuggelwegen zu erwischen. Mit Hilfe der Bauern glückt es ihm immer wieder, zu entkommen, bis allerdings auch für ihn einmal der Unglückstag kommt, wo der Zufall ihn verrät. Nach einer hitzigen Verteidigung endet er unter den Trümmern seiner in Brand geratenen Hütte.

Dieser ‚Rebell' ist prachtvoll gezeichnet. In ihm offenbart sich wie in einer Konzentration der ganze starre und dabei gutmütige Charakter der Katalanen. Er hat nicht die fanatische Unbeugsamkeit unseres Michael Kohlhaas, sondern er weist eine Fülle humoristischer Züge auf, die das Wilde und Harte seines Charakters eigenartig umranken. Dieser Rebell ist schlauer, verschlagener als der Kleistsche. Er verschmäht es nicht, mit Hilfe eines gerissenen Advokaten der Regierung bezw. den Monopolinhabern einen Streich zu spielen, dessen feine Komik einem Lustspiel Calderons entlehnt zu sein scheint. Daß Prof. Vogel uns auch diese charakteristische

Probe katalanischer Romankunst vermittelt hat, wissen wir ihm Dank. Man möchte wünschen, daß er einmal versuchen möchte, eine durchweg humoristische Arbeit dort unten ausfindig zu machen, die eines großen Lesepublikums bei uns sicher wäre.

* * *

Es ist eine merkwürdige Tatsache, die die Entwicklung unserer Literatur mit sich gebracht hat, daß wir wohl unerreichte Schilderer in Fülle, aber wenig Dichter haben. Wenn man den neuen Roman von Bernhard Kellermann ‚Das Meer' liest, so fällt man aus einem Erstaunen in das andere. Es ist geradezu verblüffend, mit welcher Beobachtungskraft das tausendfältige Leben des Meeres in diesem Buche festgehalten ist. Die Veränderungen, die ein Sturmstoß auf der Oberfläche des Wassers hervorruft, das Farbenspiel einer sonnenbeschienenen Brandungswelle, die ruhige See am Abend, die wilden Sturmnächte, alles dies ist mit einer wirklichen Meisterschaft dargestellt. Aber diese Meisterschaft in der Erfassung und Wiedergabe der Natur ist eine rein äußerliche. Die Erfassung und Schilderung der dieser Natur angehörenden Menschen ist es gleichfalls. Es ist keine Wärme in dem Buch, keine Seele. Man hat nicht das Gefühl, dem Leben gegenüberzustehen; denn das, woraus das Leben entsteht, wie seine tieferen Beziehungen, bleibt uns dunkel. Kellermann arbeitet, ich möchte sagen, wie ein Maler, dessen Ehrgeiz es ist, so wie die Dinge dem kühlen Auge erscheinen, sie wiederzugeben. Diese Dinge stehen mit starkem Glanz und wundervoller Farbe vor uns. Aber der künstlerische Wille, der die Erscheinungen bändigt, fehlt. Das Buch rührt nicht an die eigentlichen Gründe des Lebens. Es enthält keinen Ton, der unsere Seele erschüttert und in den Bann zwingt; es rauscht vorüber, wie eine glänzend instrumentierte Sinfonie, und nach einer Stunde schon wissen wir nicht mehr, was wir gehört haben. Die Töne sind verhallt, ohne in uns haften zu bleiben.

# Vom neuen Historiendrama / Von J. Sprengler

Ein Gang durch die Galerie geschichtlicher Dramen ist um dessentwillen verlockend, weil sie uns alle Arten innerer und äußerer Form, alle Techniken widerspiegelt, weil sie uns ein Gesamtbild des künstlerischen, des menschlichen Ringens und Bildens bietet. In der Distanz der Historie mag sich der Dichter jenes schöpferische Welt- und Lebensgefühl erobern, das ihn alle Kreatur kosend umfassen und überlegen begreifen läßt: Shakespeare. Im Geist der Geschichte mag der Dichter auf einen der zündenden Funken, auf eine der philosophischen Ideen stoßen, an denen der Menschheit Genius neu aufflammt: Schiller. An den geschichtlichen Stoffen mag er jenes grollende Anklagepathos gewinnen, das er seinen dumpfen Zeitgenossen entgegenschleudert: Heinrich von Kleist, im weiten Abstand davon die Jungdeutschen. Oder er mag das Historienschauspiel gebrauchen, daran gewaltige Kulturprozesse, Kulturschicksale aufzudeuten: Hebbel, Ferdinand Lassalle. Oder die Szenen sind geschrieben, um den raffinierten geistigen Duft, die Essenz einer Bildungsepoche darin zu fangen: Gobineau, oder um die Nöte, die physische Gebundenheit eines ungelenken, tappenden Volkskörpers in der lastenden, realen Schwere wiederzugeben: Gerhart Hauptmann, oder endlich die Geschichte dient nur als Ausdrucksmittel, sei es für psychologische, sei es für artistische Zwecke.

Für die neuere geschichtliche Dramatik ist es charakteristisch, daß sie keinen be-

stimmten Charakter hat, daß sie nicht in straffen Zügeln geht, so daß wir zwar im allgemeinen von literarischen Richtungen, aber kaum von geschlossenen Gruppen sprechen dürfen. Nur eine, wie wir sehen werden, beginnt, sich herauszukristallisieren.

Hans Karl Abel* gibt in seiner Historie ‚Michelangelo' Kulturskizzen im Sinne der Gobineauschen ‚Renaissance', mit der sie ja die Hauptperson gemein hat. Überschaut man die Gegensätze, die er auf die Unterfläche zeichnet, Sinnlichkeit — Geistigkeit, Sinnenfreude — Askese, so kommt einem auch die Erinnerung an Thomas Manns ‚Fiorenza'. Nur sind in ‚Fiorenza' die Konturen gewaltiger, die symbolischen Gestalten schlackenfreier, tiefer, seelisch geweiteter, eine Welt umprankend, ein Weltprinzip verkörpernd, während sich hier in die Künstlergemeinde allerhand Kleines, Bedeutungsloses, Zufälliges nistet. Zum Teil schreibt sich das von den dramaturgischen Absichten Abels her, davon, daß er den fein schwingenden Gesprächen den augenfälligen Gestus gesellen wollte, wie ihn die Bühne verlangt. Indem er nun zu beleben suchte, umrandete er das Kernprinzip mit Intrigen. Dabei bleiben aber seine stürmischsten Aktionen: Raufhändel, Klingenkreuzen, Dolchblitzen undramatisch, weil sie an keinem Zentralwillen entbrannt sind, weil sie nicht wie Schmiedefunken aus den Reden fliegen, sondern losgelöst neben den Zwiegesprächen hergleiten. Ja, Zwiesprache ist es, was er gibt, nicht Dialog. Zu diesem fehlt die geistige Reibung, die geistige Gegeneinanderspannung. Wo sich die Rede um Kulturfragen dreht, verschraubt sie sich sogar in das Buchdeutsch des Feuilletons. Anderwärts gelingt eine mild durchsonnte, weise verzichtende Altersstimmung. Ein Abendlicht verschwebt über den gedämpften Worten. Ein Gedicht läutet auf wie eine Vesperglocke. Aber die Künstlertragik Michelangelos — es soll sein Fresko in der Sixtina im Namen der Sittlichkeit übermalt werden — ist ebensowenig bezwingend gestaltet, wie sein seelischer Triumph über die Kleinheit des Mitgeschlechts befreiend aushallt. Abschluß, Rundung mangelt überhaupt den Szenen.

Ein anderes Stück der Renaissance verlebendigt Miriam Eck** in ‚Caterina v. Siena'. Es ist religiöse Renaissance, obschon sich auch hier das Treiben des beweglichen, oberflächlichen, daseinsdurstigen, launisch überschäumenden, frivolen Humanistenvölkchens hineinverschlingt. Wenn Massimo Poggio, der Literat, an der üppig besetzten Tafel ein feingeschliffenes, spiegelklares Anekdötchen zum besten gibt, oder wenn die Heilige in ihrer schönen, schimmernden, vergeistigten Blässe vor den in allen Lebenskünsten und Lebenslüsten verstrickten Kavalier Niccolo Tuldo tritt, fordernd und den Tod kündend, so mag man sich wiederum ähnlicher Szenen, ähnlicher Farbenkontraste in ‚Fiorenza' entsinnen. Und doch schlägt Ecks Schauspiel in eine ganz andere Stilsphäre. Wie sie die wirren Triebe und den ordnenden Willen veranschaulicht und plastisch formt, das ist psychologischer Realismus, ein Realismus, der durch die Schule, durch die physiologische, neurotische Auffassung der Neuromantik gegangen ist. Und darum deckte es sich wenig, wenn man das Drama schlankhin als religiöses bezeichnete, und darum trifft auch Franz Dülberg fehl, wenn er es lediglich den ‚Vereinen für katholische Theaterkunst' empfohlen wissen will. Katholisch ist es nur der äußeren, nicht der inneren Form nach. Ja gerade der Auftakt, durch den die Verfasserin das Drama in eine transzendente Höhe rücken möchte, dieser Reigen der drei Hexen (Macbeth): Wollust, Hoffart, Vernichtung und darein das Fallen des Lichtscheins in Kreuzesform, gerade das scheint mir künstlicher Aufputz, scheint mir Klebewerk. Es ist nichts anderes, als was uns im neueren Drama öfter begegnet, beispielsweise bei Else Lasker-Schüler, und was ich disziplinierte Romantik nennen möchte: das phantastische Relief von großen, leitenden, symbolisch geballten

* Hans Karl Abel, ‚Michelangelo', Historie in 5 Aufzügen. (Cotta).
** Miriam Eck, Caterina v. Siena. Schauspiel in 6 Akten. (Berlin-Charlottenburg, Axel Junker.)

Lebensmächten und Lebenskräften. Daß dieser visionäre Spuk übrigens auch poetisch am wenigsten durchschimmert ist, dafür nur ein Beleg. Die Hexen umtanzen im nächtlichen Schleierweben den Hinrichtungsplatz in Siena, da beginnt der erste Geist: ‚Wer dächte daran, . . . daß es Mai ist in Deutschland,' und schon ist mit dieser allzu geographischen Bewußtheit die überräumliche, überzeitliche dämonische Stimmung zerrissen. Gedankliches lyrisch zu verschmelzen, zu versilbern, scheint ihr überhaupt versagt. Ihre Sprache hat weniger Fluß als Kraft und aufgespeicherte Energie. Sie schreckt auch vor Herbem und Derbem und Widrigem nicht zurück, falls es ihr durch die persönliche Kennzeichnung bedingt scheint. Sind doch Wortprägung, Redeweise und stilistische Formung genau an den historischen Quellen, an den Briefen der Heiligen studiert. Das ganze Schauspiel ist so um den einen Charakter herumgeschrieben.

Es ist da von Reiz, der Dichtung Ecks ein anderes Catharinendrama, das Leo Tepes van Heemstede*, gegenüberzustellen, nicht etwa, um beide aneinander zu messen, sondern um ihr Besonderes schärfer zu umgrenzen. Ecks Catharina steht um ihretwillen selber da. Tepes Heilige ist das Werkzeug des Himmels, auserlesen, in Tagen der Trangsal für die Kirche zu wirken. Im Mittelpunkte steht also die Kirche, um die sich ein ewiger Himmel wölbt. Alle Guten und Frommen blicken nach oben. Alle Guten und Frommen sind in ihren Beziehungen an die Kirche geknüpft. In Ecks Drama lassen sich die Menschen nur von dem übermenschlichen Weibe bestimmen und bannen. Ehe Niccolo Tuldo zum Quell der Gnadenlehre findet, verliert er sich in den Anblick des ‚Kunstwerkes' Katharina, verfängt er sich in den sinnlichen Zauber ihrer Rede. Um die Heilige weht ein sinnlicher Odem. Sie ist nicht gefestigt, nicht in sich fertig, nicht die leidenschaftslose Tepes. Sie ringt mit sich, sie stöhnt fiebrig auf unter den Versuchungen, unter den Trieben, unter den finsteren Gewalten, die sie schütteln. In allem ein Renaissancetypus. Tepes Drama weist in seiner gläubigen Frömmigkeit, in seiner kollektivistischen Darstellung, die nicht loszulösen, sondern einzugliedern sucht, zurück ins Mittelalter.

Vielleicht ist mit diesen Inhalten auch schon etwas von der künstlerischen Form verraten. Tepes Schauspiel stellt ausdrucksblasse Figuren vor einen altmeisterlich getönten Goldgrund. Es hat die seelische und gedankliche Geschlossenheit einer Weltanschauung. Daher der breite Ausklang im feierlichen Trochäusschritt. Ecks verstandesmäßig kühle Analyse schneidet jäh ab, aber sie weiß eine komplizierte Seele bis in die einzelnste Fiber zu entfasern. Da stehen in einer Gestalt erotisch bespülte Regungen und Askese, aufbrausendes herrisches Wesen und sanfte, kindliche Demut, Härte und süße Anmut, Energie und Entsagung, visionäres Entrücktsein und zielbewußte, augenscharfe, sachliche Klarheit schroff nebeneinander, und das ergibt einen ganzen Menschen, einen Mischcharakter, den uns erst die Moderne so recht verstehen lehrte. So pflanzt Eck in ihre Dichtung das vermenschlichte Leben, die Psyche, Tepe die aufrichtende Idee. Zu dramatischem Wuchs erhebt sich keines der beiden Werke; das eine nicht, weil es episch verläuft, das andere, weil es sich in Zustandsschilderung vergarnt.

Als ein Epigonenstück ohne eine Spur modernen Kunstgeistes stellt sich Siegfried Heckschers** Trauerspiel ‚Karl I.' dar. Shakespeare ist der Wechsel von Prosa und Blankvers, von humorigen und tragischen Vorgängen abgeguckt, Shakespeare die gelockerte Szenenführung, Shakespeare, wenn er den Abgang einer Figur, den Abschluß einer Szene durch Reimbindung markiert. Anderes lenkt auf Schiller: Die zuweilen abstrakte Blässe der schmückenden Beiwörter, die Neigung zur lyrisch schwärmenden Reflexion und morali-

---

* Leo v. Heemstede, ‚Catharina v. Siena', Drama in 5 Aufzügen. (Junfermann, Paderborn.)

** Siegfried Heckscher, ‚König Karl der Erste'. Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen. (‚Hilfe', Berlin-Schöneberg.)

sierenden Sentenz, ein gewisses ethisches Pathos, wie der Preis der edlen Frauen als ‚holder Himmelsgabe'. Aber wie weit ist das Ganze von den Vorbildern entfernt, wie vernüchtert in der Farbe, wie lahm in den dramatischen Schlägen, wie ohne Schöpferkraft im Gegenspiel. Aus dem unglücklichen Stuart, dessen Haupt der Revolution zum Opfer fiel, wäre ja nie ein tragischer Held von großen Maßen, aber immerhin eine psychologisch interessante Gestalt zu bilden gewesen. Eine problematische Natur, ein Richard II. etwa, ein weicher Träumer, einer, der sich zu sehr in den Legitimitätswahn verspann, einer, der tatenlos an das Wunder glaubte und darüber ein Mannesleben und eine Königskrone verspielte. In der Anlage ist ja alles bei Hedscher gegeben, aber es steigert sich nicht über Worte hinaus zum ergriffenen Leben, zum ergreifenden Schicksal. Um dann doch eine Art tragischer Stimmung zu erzeugen, baut er szenische Schlußbilder auf, in denen er den König als heroischen Dulder zeichnet und ihn von den Seinen, gleich Maria Stuart, rührenden Abschied nehmen läßt.

Ganz auf kernige, vierschrötige Kraft, auf urwüchsige Gesundheit, auf gestemmte Beine stellt Karl Albrecht Bernoulli* seine Typen. Der könnte uns ein Volksdrama bescheren, seit Schillers Tell das erste, wenn er die Linie zum Drama fände, der ist realistisch geartet und geschult. Sein ‚Ulrich Zwingli' lag freilich noch zu sehr im Schlepptau der Hauptmannschen Florian Geyerdichtung, noch zu sehr, da hier die lärmenden, gestikulierenden, erregten Massen nicht zum Anprall gerollt, nicht zu einem verhältnisgleichen Widerstand geführt wurden. Es ist, als ob sich der archaisierte, behaglich-behäbige, schwere, knorrige Schweizer Dialekt wie ein Bleigewicht an den Fortschritt des Geschehens hängte. Anders formuliert würde es lauten: Der Dichter ist vom sprachkünstlerischen, kulturellen Problem noch nicht zum dramatischen vorgerückt. Bühnengemäßer ist ‚Der Ritt nach Fehrbellin' geworden, aber kaum dramatischer, sofern man nicht die Abwicklung einer abenteuerlichen, süß-traurigen Herzensgeschichte, die um des großen Kurfürsten Stallmeister Froben geschlungen ist, schlankhin als dramatisch bezeichnen will. Damit ist schon das Element angedeutet, womit jetzt Bernoulli den völkisch verwurzelten Boden zu beleben, effektvoll zu beleuchten sucht, mit Romantik. Romantisch in dem Sinne von Mondlicht, das über dem Walddickicht silbern verperlt, von Loreleien, überm Felsen hängend, von Sonnwendnächten mit Feuerlohe, von Prophetien und Ekstasen, von wildschönen, schwarztollen, spanisch erglühten Mädchen mit einem Schuß Hysterie, von Liebeszauber im Holunderbusch.

Man könnte sagen, was man von Wildenbruch gesagt hat: veräußerlichter Kleist, müßte dann aber hinzusetzen: verinnerlichter, mit heimatlichen Säften neu durchströmter Wildenbruch. Mit beiden hat er das allweg gut Brandenburgische, stramm Hohenzollerische gemein. Mit Wildenbruch den akzentuierten Opfergedanken. ‚Kein Sonderleben, im ganzen aufgehen! Sonderlich sein ist Siechtum. Gliedsein ist Kraft.' Das stünde wörtlich ebensogut in den ‚Quitzows', im ‚Generalfeldoberst'. Daß er diese Idee durch das Ganze zog, das war nicht bloß für die Einheit der Dichtung von Heil, das gab auch den sprachkünstlerischen Reizen Gemütswerte zur Seite. Und um so viel steht das Drama ‚Fehrbellin' höher denn ‚Zwingli', als es aus dem reformiert Schweizerischen ins Deutsche, aus dem Deutschen ins Menschliche steigt, als es auf schlichten und doch seelisch großen Motiven errichtet ist: auf Pflichtgefühl, auf Freundschaft, auf Treue, auf Liebe, auf Vaterlandsliebe. ‚Die Sonne, die Sonne', geht es vom Munde eines auf dem Schlachtfeld Sterbenden durch die Reihen der Verwundeten hin, ‚die Sonne', das ist das letzte Wort des Dramas, und das klingt wie ein Jauchzen, wie eine Fanfare, so ganz anders als jener lebensferne, lebensmüde Sonnenruf des

* Carl Albrecht Bernoulli, ‚Ulrich Zwingli'. Schauspiel in 5 Akten. (S. Fischer, Berlin.) Derselbe, ‚Der Ritt nach Fehrbellin'. Schauspiel in 5 Akten. (Eugen Diederichs, Jena.)

Glockengießers Heinrich und als jenes grausige Lallen um die Sonne in den ‚Gespenstern‘. Auf eine technische Eigentümlichkeit sei noch verwiesen. Je breitspuriger die volkstümliche Sprache stampft, eine je stärkere Illusion sie von Scholle und Leuten zu geben sucht, desto mehr werden andererseits Hauptgestalten ins Heroische, ins Mystische stilisiert, desto raschzügiger, kürzer, schnellender wird die zur Aktion ausholende Gebärde. Zuweilen beschaut es sich wie der robuste Pinselstrich Wildenbruchs. Ein Traum wird erzählt, ein Sehnen wird verlautbar und schon erfüllt es sich mit Hussa und Pferdegetrappel.

Ein Gegenstück zu Bernoullis liebevollem Erfassen des Mutterbodens bildet Emanuel von Bodmans* Tragödie ‚Die heimliche Krone‘. Hier sind Zeit und Ort neutralisiert, das Geschehen in fremde Fernen gerückt. Es geht gegen das Jahr 1300. Dem Königreich Georgien droht ein vernichtender Krieg von den Mameluken. Des Königs Sohn, Prinz Dimitri, hat ihn heraufbeschworen, indem er bei diplomatischen Verhandlungen aus einer jugendlich jähen, unbesonnenen Aufwallung heraus den Fehdehandschuh hinwarf. Die Lage ist um so verwickelter, als auch im Innern des Reiches, um das Königsherrschaft und Priestertum den eisernen Ring der Macht geschlagen haben, ein Aufruhr emporglimmt. Des Königs Neffe, Prinz Gurgin, der sich längst von den Seinen gesondert hat, sammelt hier die hellen Stimmen der Jugend um sich. ‚In einem Hause‘, sagt Eva, sein Weib, während sie das nächtliche Feuer mit Scheiten speist, ‚muß die Flamme leuchten im dunklen Tiflis‘. Gurgin bekennt sein Herz zur lodernden Flamme. Ihr wird er einst Altar und Tempel bauen, da Krone und Kanzel in ihrem Schimmer verblaßt sind. Bis dahin will er auch die goldenen Tafeln mit den Weisheitssprüchen in Sorgfalt verbergen und hüten. Die goldenen Tafeln: Du sollst das Leben bewußt erfassen. Du sollst die Seele nicht von den Sinnen und Freuden lösen, wie die Priester lehren. Die heimliche Krone ist jene, die um die Stirne der Edlen glänzt, der Vollbeseelten, der nur sich Eigenen, nur sich Verantwortlichen, der Herren ihres Schicksals. Und diese Krone ist durch keine Vererbung im königlichen Blute bedingt.

Gurgin nun empfängt im Laufe der Ereignisse zum inneren Adelsdiadem auch noch die Krone des Reiches. Und das bildet den Höhepunkt des Dramas, an den sich sofort der Abstieg und die tragischen Konflikte schließen. Wird ihn der äußere Schmuck in den Grund ziehen? Wird er in die bekämpfte Tradition, in Staat und Kirche hineinwachsen und so seinem Tiefsten untreu werden? Oder wird er seinen Tempel errichten und die freie Flamme wehen lassen? Im Ritardando des vierten Aktes scheint es, als ob die Tragik aus gärenden seelischen Gründen wüchse, als ob dieser überbedächtige, dieser ruhige, verschlossene Zauderer, dieser Verzögerer klarer, weckender Tat, der sogar seine Jünger dem Pöbel und Henker preisgibt, an sich selber scheiterte, als ob seine Gemüts- und Willensmächte an der Staatsräson zerschellten. Aber im Katastrophenakt, wo er wieder, laut fordernd, Worte für seinen Tempeltraum gewinnt, durchbricht er alle Rücksichten und Hemmungen. Jetzt erst wird er ein wahrer König, da er in eigenwilligem Verzicht den Purpurmantel ablegt, und nie ist er so ungebunden und edelfrei gewesen, als da sie ihm die Hände fesseln, und nie hat er ein köstlicheres, reicheres, innigeres, glühenderes Leben gelebt, als da er zum Henkerblock in den Tod schreitet. So die tragische Formulierung, so die tragischen Paradoxien.

Bodmans Dichtung ist kein Historiendrama, das vergangene Wirklichkeiten in leuchtenden Visionen auferweckte. Die Fabel des Spiels hat sich kaum je zugetragen, ja in einzelnen, allzusehr der politischen Gegenwart angepaßten Situationen ist die geschichtliche Möglichkeit sogar ausgeschlossen. Dichterisch von Schaden sind nun die schreienden Anachronismen insofern, als sie die mythische Dämmerstimmung zerreißen. Was soll beispielsweise in einer so bewußten Zeit, die ihre Denk- und Erfahrungsbegriffe gleich

* Emanuel v. Bodman, ‚Die heimliche Krone‘. Tragödie in 5 Aufzügen. (Julius Bard, Berlin.)

El Greco/Toledo.





der unseren festgefügt hat, in einem so straff, ja brutal organisierten Staats- und Kirchenwesen, wie es Bodman schildert, noch der gefühlsmäßige, unbestimmte, verschwommene Kultus der Flamme? In Gerhart Hauptmanns ‚Versunkene Glocke', in diesen ungewissen kulturellen Farben und Lichtern, in diesem Spuk und Drängen elementarer Naturgewalten, in diesem ursprünglichen Ineinanderfluten von Christenheit und Heidentum mochte ein Marmortempel, der Allmutter Sonne geweiht, noch zu lebensvollem, lebenzeugendem Symbol werden. In einer fertigen Zivilisation erstarrt er zur lebensfremden, kühlen Allegorie. Darin wurzelt überhaupt die Schwäche des Dramas, daß Bodman sein Empfinden zu rationalistisch durchsetzt, daß sich ihm das Politische, Tendenziöse, Gegenwärtige zu breit in das Menschheitliche, Dichterische, Ewige drängt. Seine Lyrik läuft in polemische Stacheln aus, seine Historie wird zum durchsichtigen Kostüm. So ist er zwar ideell faßbarer, bodenständiger, willenskräftiger als Gerhart Hauptmann, aber auch nüchterner, derber. Nicht, daß seine Verssprache des farbigen Glanzes ermangelte, — ihre Reize liegen allerdings mehr in der schweren plastischen Formung als im Kolorit — aber man fühlt hinter den Rhythmen nicht jenes zitternde, persönliche, schöpferische Erlebnis, das uns im Sonnenhymnus des Glockengießers immerhin ergreifen mag.

Ich stelle Bodmans Drama absichtlich immer gegen das Märchen von der ‚Versunkenen Glocke', nicht bloß, weil beide Dichtungen aus gleichen seelischen Quellen und Regungen aufgesprungen sind, sondern weil sie dartun, wie sich die Romantik gewandelt hat, wie sie diszipliniert, positiv, geistig bewußter, stärker im Zielstreben und in den Linienrissen geworden ist. Babs Drama ‚Blut' zählt in diese Gattung. Sorgfalt um die dramatische Architektur, stramme Spannung der Gegensätze, festere, tragische Verknotung, das dürften in künstlerischem Betracht die sonderlichen Merkmale der jüngeren Richtung sein. Ohne in der ‚Heimlichen Krone' das Erzwungene der Grundsituation, ohne den epischen Zufallsverlauf der ersten Hälfte zu verkennen, mag man doch in den letzten Akten an der planvollen Verschränkung von innerer und äußerer Handlung, von inneren und äußeren Kämpfen und Siegen, an diesem gegenseitig bedingten Ansteigen und Abschwellen der Schicksalswogen sein artistisches Wohlgefallen finden.

Bodman läßt sich, gleichsam in jungdeutscher Art, zu sehr von außerdichterischen Absichten lenken, als daß man ihn rundweg der nun folgenden Gruppe der Neutragiker beigesellen könnte, obschon er neben dem Willen zur formalen Rundung und antithetischen Zuspitzung auch inhaltlich und literarhistorisch manches mit ihnen gemein hat: Die Anklänge an Hebbel (Traummotiv z. B.) und an Nietzsche (Höchste Glücksteigerung im Herrenmenschen; Distanz zum Knecht und Sklaven). Ganz in den Kreis der neueren Tragiker hat sich Samuel Lublinski* mit seiner Tragödie ‚Kaiser und Kanzler' begeben. Ursprünglich Naturalist und im Banne von Karl Marx, noch im ‚Peter von Rußland' der Milieutheorie erliegend, noch in ‚Günther und Brunhild' zu breit in der Entfaltung des Gegenspiels, wenn auch schon näher an Schiller, hat er hier zum erstenmal das Drama streng als Formproblem gefaßt.

Das ist nämlich die Heilsbotschaft der neueren dramatischen Kunst, deren Finder und Künder Wilhelm von Scholz gewesen ist: Das Drama ist ein Spiel der Vorstellung mit Antithesen, kein Lebensausschnitt mehr, kein Lebensabklatsch, nicht mehr Verwicklung und Entwirrung von psychologischen Einzelfällen. Die Tragödie ist eine Form wie das Epigramm, ist ein witziges Paradoxon, dessen Gegensätze sich in unerbittlichen, heißesten Kampfschlägen lösen. Die tragischen Kontraste lagern schon apriorisch in unserer Gedanken- und Gefühlswelt. Sie sind bereits begrifflich gegeben, worauf der

* Samuel Lublinski, ‚Kaiser und Kanzler'. Tragödie in 5 Akten. (Xenien-Verlag Leipzig). Dieser Aufsatz lag schon vor dem Tode Lublinskis im Drucke fertig.

Hauptton zu legen ist. Ihre Feindschaft ist zugleich in ihrem ursprünglichen, untrennbarem ideellen Zusammenhang begründet. Liebe beispielsweise und Haß, Keuschheit und Sinnlichkeit, Kraft und Ohnmacht fluten gegeneinander, stoßen sich ab, vermählen sich, ‚eine absolute Synthese zweier absoluter Antithesen‘. Als Wilhelm v. Scholz seine Aphorismen* festheftete, hat er nicht versäumt, leise an ihre Wurzeln zu rühren, an die Romantik, an die romantische Ironie. ‚Ironie ist die Form des Paradoxen, ist klares Bewußtsein in die ewige Agilität des Chaos,‘ so hat es Friedrich Schlegel definiert. Zur Tragödie sind allerdings die Frühromantiker nicht gelangt, vielleicht weil ihr Ergötzen zu sehr am spielerischen, tollen Wirbel hing, an dem souveränen, übermütigen, humorigen Verneinen glatter Gewohnheiten und verzahnter Ordnungsreihen. Die Neueren lassen ihr Schaffen durch das Ja bestimmen, durch eine alle Widersprüche bindende, höhere objektive Notwendigkeit. Ihr schreiten sie heroisch zu. Sie sind Willenskünstler. Kurz, sie sind die Nachgeborenen Hebbels und Nietzsches. Wenn man nun, wie es geschehen ist, die Träger dieser jüngsten dramatischen Entwicklung als Neuklassizisten bezeichnet, so darf man nur nicht vergessen, daß wohl ihr Ziel und Zweck, das Aufspüren kosmischer Einheiten und Harmonien und deren sinnliche Ausstrahlung und künstlerisch abgetönte Wiedergabe, dieses In-Einklangbringen von Welt- und Individualseele, diese Steigerung des Menschlichen ins Heldische im Klassizismus inbegriffen ist, daß aber ihre Ursprünge sich in den Dämmergrund der Romantik verlieren. Romantisch ist nicht bloß der Reflexlichtertanz der Kontraste und Paradoxien. Romantischer Einschlag ist noch eine andere Erscheinung, die bisher kaum als Merkmal dieser Dramatikergruppe erkannt wurde und die gerade für die tragische Einspannung bedeutsam ist: der mystische Unterstrom. Mystik ist es, wie der Theoretiker Scholz an den Anfang die unentrinnbar verklammernde Situation, das Schicksal stellt und nicht mehr den Charakter. Mystik, wie er Charakter und Endbestimmung in geheimnisvollen Schleiern verwebt, Mystik, wie er den tragisch sich Reckenden in einen ‚dunklen, oft nicht verständlichen, wahlverwandten‘ Bezug zu seinem Schicksal setzt.

In ‚Kaiser und Kanzler‘ kehren alle diese Zeichen wieder. Nur daß Lublinski zu verstandeskühl oder, schroff gesagt, zu nüchtern ist, um sich dem Zwielicht mystisch gebreiteter Ahnungen und Stimmungen gefangen zu geben. Er zerlegt das Drama gedanklich, in seine antithetische Urform, und schlägt so aus der Fabel alle möglichen epigrammatischen Funken. Der zweite Friedrich, der Staufer, und sein Kanzler Peter von Vinea sind im ‚Glutbrand der Männerfreundschaft‘ aneinandergekettet. Selbst die Liebe zum Sohn und Erben muß dagegen verbleichen. Und gerade in diesem eng geschmiegten, Herz an Herz entzündenden Verhältnis lauert grundtief Verkennung, Mißtrauen, Verrat, Feindschaft bis zum grausamen Zerstörungshaß geglüht. Wie der Kanzler erst mit dem Gedanken der Untreue tändelt, bis das Spiel zur Wahrheit wird, das ist ein Motiv, das Schiller im ‚Wallenstein‘ viel farbiger im Hintergrund und viel tönender, rollender und grollender und schicksalswuchtiger gestaltet hat. Wie aber Peter seinen Freund und Herrn verrät, nur um ihn zu retten, und wie dieser, weil er den Kanzler so innig umschließt, nur die Täuschung sieht und nicht die Rettung, das, in diesem scharfen Augenwinkel gesehen, ist die neue tragische Formulierung. Noch viele Antithesen schillern da ineinander: Friedrich, ein entrückter Träumer, der Kanzler, der gegenwartfeste Erdensohn. Friedrich, der starre Gegner des Papsttums, wird in seinem Bestreben, den Menschen zu idealisieren, zu vergöttlichen, zu entsinnlichen, selber zum Papst. (So nämlich faßt Lublinski in motivischem Anklang an ‚Canossa‘ von Paul Ernst die sittliche Idee des Papsttums auf.) Am Ende aber vollzieht sich

* Wilhelm von Scholz, ‚Gedanken zum Drama‘. (Georg Müller, München.) Derselbe außerdem in der ‚Schaubühne‘ I, Nr. 8—10.

in Wechselwirkung die tragische Wandlung und Reinigung: Nun ragt der Kanzler in übermenschlich geistige Kreise, und der Kaiser, aus seiner sehnenden Versonnenheit gerissen, wächst in die Erkenntnis der greifbaren Tatsachen, des Menschenmöglichen hinein.

Soweit das Drama ein Spiel der Vorstellung mit Antithesen ist, soweit geht hier das Exempel glatt auf. Die Schwäche aber, die vernichtende Schwäche, hebt da an, wo das wahlverwandte Schicksal seine Schatten und Netze wirft, in der sechsten Szene des Höhenaktes. Peter von Vinea, der schon Ungetreue, reicht, ohne es zu wissen, dem Kaiser den Giftbecher. Ohne es zu wissen? Ja, darin liegt es, daß er hätte vermuten können, nein, daß er hätte wissen können, nein, daß er, der Erdensohn, der Menschenkenner, der kluge Realpolitiker, der diplomatisch Tastende, hätte wissen müssen, welch ein käuflicher Schuft der Leibarzt war. Bleibt er ihm gegenüber, meinetwegen aus Edelsinn, blind, so fehlt seiner Persönlichkeit das geistige Vollgewicht und der Tragödie die unentrinnbare Situation. Und damit ist Lublinski tragisch nicht weiter gelangt als beispielsweise Wildenbruch in einem Halbdutzend seiner auf Zufall gesetzten Trauerspiele. Auch dem Kaiser versagen wir lange unser tragisches Mitgefühl, weil sein Streben zu sehr in der Abstraktion stecken bleibt, weil seine Ideen nicht in Fleisch und Blut gestaltet sind, weil wir nur Exposition und nicht Handlung, Aufgabe und nicht Lösung sehen. Sprachlich bedeutet das Stück gegenüber den prosaischen Jambenketten von ‚Günther und Brunhild' einen Fortschritt. Es fließen Rhythmen (im V. Akt) von warmer Innerlichkeit ein, obschon die syntaktisch verrenkten und die leeren, trockenen, kalten, trivialen Verse keineswegs ausgeschieden sind. Interessant ist dabei für den Kenner die Vermengung von Hebbelscher und Schillerscher Ausdrucksweise. Hier das schwelgende, weitgeschlungene Gleichnis, dort die versteinte, trotzig aufgeballte Hyperbel. (Vergleiche das Zwischenspiel des Hauptmanns V, 4.)

Solche eindringliche, bildhafte Prägungen gießt auch Paul Ernst* des öfteren, nur daß er sich in edlen Maßen hält, indessen Lublinski zuweilen ins Rohe, Gewalttätige überspringt.

Ernst ist der statisch Verharrende, er ist der Plastiker der neuen Gruppe, wenn man seine Gestalten ins Auge faßt, er ist ihr Architekt, wenn man den Aufriß seiner Dramen verfolgt, und er ist vielleicht jener, dessen künstlerisches Wesen sich am engsten mit dem Begriff des Klassischen deckt. Ich will hier nicht auf sein Trauerspiel ‚Canossa' eingehen. Ich habe mich darüber im dritten Bande des ‚Jahrbuches der Zeit- und Kulturgeschichte' auseinandergesetzt. Nur so viel: Wie die ‚Familie Selicke' ein Schulbeispiel für die Naturalisten war, so ist ‚Canossa' eines für die Neutragik. Als solches mußte es dichterisch fehlschlagen. Ernst hat vor ‚Canossa' einen ‚Demetrios' geschrieben. Der Name weckt einen klagenden Ton, weckt eine Stimmung trauerverhängter Weihe. Wir erinnern uns, daß zwei ganz Großen darüber die Feder entsank: Schiller und Hebbel.

Den Schillerschen Demetrius zu vollenden, schalt Heinrich Theodor Rötscher ein ‚an Vermessenheit grenzendes Selbstvertrauen'. Wie oft ist da in Vermessenheit gesündigt worden!

Bloß im Vorübergehen möchte ich auf zwei Bearbeitungen aus jüngster Zeit verweisen. Die eine von Walter Flex** ist in der Exposition insofern eigen gefaßt, als sie den Demetrius von vornherein in der Erkenntnis des abgekarteten Spieles zeigt, als sie ihn aber nur widerwillig, von politischen Ränkespinnern gestoßen, mit stierem Sinn und verkrampftem Herzen auf die Intrige eingehen läßt. Schon die Stellung

* Paul Ernst, ‚Canossa', Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Inselverlag. Leipzig). Derselbe, ‚Demetrios', Tragödie in 5 Akten. (Ebenda).

** Walter Flex, ‚Demetrius', Trauerspiel in 5 Akten. (Bureau Fischer. Berlin-Friedenau.)

des Themas legt die künstlerischen Schwierigkeiten bloß: Auf der einen Seite kein geheimnisvolles Geschick, das seine Dämmer über die offenen Sinne der Menschen zöge, das ihre Taten in den Wirbel übermoralischer Notwendigkeiten zwänge. Und andererseits kein Held, kein brutaler Glückserraffer, keiner, den die Dämonie des Ruhmes oder des Lebensdranges aus der Sphäre des Gemeinen höbe. Immerhin war einem Seelenkünder noch die Möglichkeit gegeben, innere Wirkungen zu durchleuchten, das Gemüt zu bewegen. Vielleicht hätte er die tragischen Gewichter verschoben: aus dem auswirkenden Willen in das zögernde Gewissen. Flex blieb in allem und jedem ein Dilettant. Er fand keinen tragischen, ja kaum einen dramatischen Akzent. Er wußte seine Motive nicht zu befrachten, und seine letzten Akte stellen in dem jähen Platzen der Geschehnisse, in dem Aufspringen von immer neuen Figuren einen Greuel der Verwüstung dar.

Schaarschmidt* wollte einen Torso ergänzen und hat sich dabei in den Charakteren, in den Motiven, in der Szenenfolge getreu, in architektonischer Hinsicht sogar zu eng an Schillers Plan geschmiegt. Und doch ist das Sprachganze so unschillerisch wie möglich. Die Monologe, in denen die Geistes- und Gefühlsschwere ruhte, sind alle karg und dürftig geraten: Jambisch skandierte Prosa. Man denke sich einen Helden Schillers, der in Erregung ‚Essig, Essig' zwischen den Zähnen murmelt, oder man horche auf eine Wendung, wie: ‚Im Romane deiner Vergangenheit ist alles möglich.'

Paul Ernst hielt sich an den Hebbelschen Demetrius. Er dachte nicht an eine Vollendung, sondern wollte etwas Eigenes schaffen. Dieses Eigene ruht bei ihm nicht so sehr in den Affekten, in den szenischen Erfindungen und Posen, im Widerspiel der Gruppen, die er nach Bedarf herüberholte, auch nicht darin, daß er die Fabel historisch ummodelte, daß er sie in das Sparta um 200 vor Christus verlegte, dieses Eigene dringt vielmehr aus dem Problem. Bei Schiller und Hebbel steht im ideellen Mittelgrunde der betrogene Betrüger, der falsche Demetrius. Es bedeutet Gipfel und Peripetie, leidenschaftliches Aufschnellen und innerste Erschütterung, wenn sich dem Sieggekrönten die Herkunft aus der Niederung, der Anstieg aus den Intrigen enthüllt. Das Problem ist ein seelisches. Anders bei Ernst. Hier liegt der Akzent auf dem Einfall der Situationen. Den Sklaven Pytheas erheben sonderbare Umstände, ein wahlverwandtes Geschick plötzlich zum König. Wird er nun die Sklavenfesseln des Landes brechen? Er wird zum Tyrannen. Daß er auf dem Throne nicht seinem Königsgedanken leben kann, daß er sein Bestes verraten, daß er seinem Glauben, seinen Gefühlen abschwören muß, daß er gerade als Herrscher wieder zum Sklaven herabsänke, um das schließt sich das tragische Epigramm. Dem Sklaven war sein Sinnen adelig frei und königlich hochgerichtet. Den König bändigt das Gemeine. Das Drama ist ein Spiel der Vorstellung mit Antithesen.

Was mich an der Dichtung packte, war freilich nicht das tragisch-ironische Wechselspiel, das war allerlei menschlich Schönes, das hier aus Herzensgründen quillt, das war beispielsweise die in ihren verschiedenen Ausstrahlungen gespiegelte Mutterliebe. Die bangende Mutter in Tritäa, in Dyme die von Rache aufgewühlte. Dort die Niedergeborene, die Sklavin, die Listige, die überhastend Triebhafte, die überklug Unkluge, die keine faul gleißende Lockung, keine Lüge, keine seelische Besudelung verschmäht, ihn, nur ihn zu erhalten. Und im Gegensatz dazu die gefaßte, bewußte, statuarische Gebärde der Dyme. Diese Gestalt gegen die Schillersche Marfa zu halten, ist von Reiz, zumal sich Ernst bei ihrer Konzeption ebenso an Schiller wie an Hebbel lehnte. Auch

* Karl Emil Schaarschmidt, ‚Demetrius'. Trauerspiel in 5 Akten. (Hermann Zieger, Leipzig.)

in Marfa ist das erste die lodernde Rache, doch eine kurze Spanne, und ihren aufbegehrenden Willen streichelt ein weiches Gefühl fraulichen Hoffens und mütterlichen Sehnens. Ihr Fühlen, nicht ihr Wollen, ihr Herz, nicht ihr Kopf wird sie bestimmen. Die Dyme ist ganz vom Intellekt gestählt.

,Ich aber weiß es: Daß wir Tag und Nacht,
Im Reif des Morgens und des Mittags Glut,
Des Winters Regen und des Sommers Dürre,
Eines bedenken, eines endlich finden,
Wir müssen's finden, wenn wir immer denken.
Wie wir von Nabis holen unsre Rache.'

Schillers Marfa-Monolog ist ein lyrisches Verströmen, das dem Jauchzen Leas in Otto Ludwigs ,Makkabäern' gleicht.

Die Ernstischen Verse sind von einer Statik, die an die Griechen gemahnt. Auch die Technik (noch mehr in seiner jüngsten Dichtung ,Brunhild') erinnert an die antike Tragödie, an die Sophokleische Art, ein Vergangenes, Geheimes, Ungekanntes mählich grausam zu enthüllen. Aber weil bei Ernst der tragische Ton nicht auf das Problem fällt, ob falsch oder echt, so verpufft die Wirkung des Kunstmittels. Im übrigen ist seine dramatische Ökonomie bis ins einzelnste durchdacht. Wie er motivisch einstimmt, wie er keine Gedanken setzt, ohne in sie die notwendige Keimkraft zu späteren Aktionen hineinzulegen, und kaum eine Aktion, die nicht in Wort und Farbe knapp angedeutet wäre, wie er auch das Physiologische, die Außenerscheinung der Menschen den Zwecken des Vorwärtsdrängens und des Retardierens unterwirft, das ist die Schule Ibsens.

Aber die Entwicklung des neueren Dramas führt bereits über die Kunstabsichten des nordischen Meisters hinaus. So unerreicht er in der Einfädelung, in dem feinen Stich von Hin- und Widerrede, in der szenischen Ironie und Entspannung dasteht, sein letztes Trachten blieb doch immer die ethische Fragestellung und die psychologische Durchbildung. Die innere dramatische Form zu erobern, oder weniger fachgemäß gesprochen, urfeindliche Gegensätze aufzuspüren und herauszutreiben, die ohne örtliches und persönliches Kolorit, in sich selber, durch sich selber, gegen sich selber wirken, das blieb erst den neueren Tragikern vorbehalten. Wilhelm von Scholz und Paul Ernst sind die Führenden, Lublinski ein Geführter. Bodman zählte, wie gesagt, in der paradoxen Prägung zu ihnen, ebenso Leo Greiner mit seinem Drama ,Herzog Bonaneras Ende', wenn er sein schwerblütiges, verdüstertes Temperament nicht in den Farben- und Seelenrausch der Neuromantik strudeln ließe.

Die Formel der Neutragiker auf das Historiendrama angewendet, bedeutet, daß die geschichtliche Fabel nur mehr Ausdrucksmittel einer künstlerischen Idee ist. In dem Stück Vergangenheit, das wieder zum Leben emporgerafft wird, hat zunächst jener begrifflich sich selbst setzende Konflikt unterirdisch zu lagern. Die Frage nach den Trägern der Aktion, nach den menschlichen Leidenschaften, nach dem Rhythmus der einstürmenden Taten und Ereignisse, nach dem Zeitbewußtsein, nach den kulturellen Schwingungen ist sekundär, und vollends jenes engere Problem, um dessen Lösung der Hamburger Dramaturg geschürft hat, ob die Fakta, ob die Charaktere zu verändern seien, scheint ausgeschaltet. Das geschichtliche Drama hat sich von der Geschichte losgelöst. Daher die verblaßten, neutralen Szenen bei Lublinski wie bei Ernst. Es ist fast, als ob sich ein Ring in der Entwicklung schlösse; denn auch das Historiendrama Schillers stand wie ja sein ganzes Dichten im Dienste der Idee. Nur war es mehr eine sittliche, weniger eine künstlerische: Die schöne Menschlichkeit. H. Th. Rötscher hat allerdings in seiner geistreichen Weise aufzuzeigen gesucht, daß Schiller fortschreitend immer näher an die Wirklichkeit

gerückt sei und daß er gerade im Demetrius das Menschliche, Geschichtliche und Nationale zu einem sich lebendig durchdringenden Ganzen vereint hätte. Aber erst Hebbel wollte für sein Drama vom falschen Prätendenten den Humus der zerrissenen slavischen Welt gefunden haben.

Wie weit jedoch darüber hinaus eine Erfassung des Gegenständlichen, ein szenisches Bezwingen des breiten gesellschaftlichen Wurzelbodens möglich war, ob und wie sich das Klima einer Zeitwende, ihre Sprache, ihre ringende Gebärde, ihr Massenschrei einfangen ließ, das zu erweisen oblag zuletzt dem Naturalismus. Die Spitze in dieser Richtung heißt Florian Geyer. Hierzu aber bildet ‚Canossa' wiederum den polaren Gipfelpunkt. Die Neutragiker sind zur Idee heimgekehrt. Und auf diesem Pfad haben sie ein anderes funkelndes Kleinod neuerdings gefunden, das ebenfalls Schiller verschwenderisch reich in seine Dramen verstreute: die Sentenz. Freilich hat auch sie gleich der Idee sich gewandelt, indem sie gemäß dem Ganzen, aus dem sie gesprengt ist, die kantige, epigrammatische Schärfe und den dunklen Glanz des Tragischen abbekam.

# Paul Deussens Lebenswerk
## Von Alfred Frhrn. von Mensi

In Friedrich Nietzsches Briefen an Peter Gast, die dieser im Inselverlag (Leipzig 1908) herausgegeben hat, finden wir in einem aus Sils vom 8. September 1887 datierten Briefe nachstehende Stelle: ‚. . . Eine Unterbrechung gab es, komisch und rührend: Mein alter Freund Deussen aus Berlin erschien (auf der Reise nach Griechenland mit einem liebenswürdigen Umschweif über Sils; er will Ende Oktober wieder in Berlin sein), brachte seine kleine Frau und seine eben erfolgte Ernennung zum Professor der Philosophie. Der Fall ist historisch: Deussen ist der erste eingeständliche Schopenhauerianer, der eine Professur in Deutschland erhalten hat, — und daß Deussen Schopenhauers glühendster Verehrer und Verkündiger ist (übrigens eminent rationell), daran bin ich schuld: er hat mir auf emphatische Weise für die Hauptwendung seines Lebens gedankt. Das Wesentlichste (in meinen Augen) ist, daß er der erste Europäer ist, der von innen her der indischen Philosophie nahegekommen ist: er brachte mir seine eben erschienenen Sutras des Vedanta, ein Buch raffinierter Scholastik des indischen Denkens, in dem der Scharfsinn der modernsten europäischen Systeme (Kantismus, Atomistik, Nihilismus usw.) einige Jahrtausende früher vorweggenommen ist (es sind Seiten darin, die wie „Kritik der reinen Vernunft" klingen, und nicht nur klingen). Das Werk ist auf Kosten der Berliner Akademie der Wissenschaften gedruckt; ich nehme an, daß Deussen bald genug ihr Mitglied sein wird. Er ist eine Spezialität; auch die sprachgelehrtesten Engländer (wie Max Müller), die ähnliche Ziele verfolgen, sind gegen Deussen Esel, weil ihnen „der Glaube fehlt", das Herauskommen aus Schopenhauer-Kantschen Voraussetzungen. Er übersetzt jetzt die Upanishads: Was würde Schopenhauer für eine Freude haben!!' — Dieser Brief ist charakteristisch für den Schreiber wie für den Empfänger. Als Professor Deussen 1901 ‚Erinnerungen an Friedrich Nietzsche' (F. A. Brockhaus, Leipzig) herausgab, fiel schon der wohlwollende Protektorton auf, in dem Nietzsche an den nur um ein Jahr jüngeren Freund schreibt, und im Gegensatz dazu die bescheidene, hie und da fast unterwürfige Art, in der Deussen von und zu Nietzsche spricht. Nun hat allerdings Nietzsche einmal von sich geschrieben, er habe den Deutschen ‚die tiefsten Bücher' gegeben; wir aber, die wir uns nicht ganz und gar

durch die moderne Massensuggestion Nietzschescher Antisophie blenden lassen, wissen, daß dieses Wort frevelhaften Größenwahns in einem der letzten Werke Nietzsches steht, und daß kein Mensch heute sagen kann, bis zu welchem Jahr zurück die ersten unmerklichen Spuren seines Wahnsinns, also seiner Unzurechnungsfähigkeit reichen mögen.

Wie wir noch mitten in der Wagnerbewegung stehen, so auch in der starken Einflußsphäre Nietzsches, und da ist schlecht zu prophezeien. Nur eine ferne Zukunft kann mich widerlegen oder mir recht geben: trotzdem möchte ich mit meiner Meinung nicht zurückhalten, daß Deussens Werke Nietzsches ‚tiefste Bücher‘ weit überdauern werden. Auch über Nietzsche wird man einmal zur Tagesordnung übergehen, Deussens Bücher aber, die Nietzsche oben in seinem Briefe nennt: die Sutras des Vedanta, die Upanishads, haben Jahrtausende überlebt, bevor sie Deussen übersetzen konnte, und werden auch noch Nietzsche mindestens überleben. Deussen ist uns freilich nur ein Vermittler derselben, aber einer, der sein ganzes Leben darangesetzt hat, seine Nation den Vorsprung wieder einholen zu lassen, den die Engländer in der Erkenntnis, Übertragung und Popularisierung der ältesten Urkunden indischen Denkens und Fühlens in einem Jahrhundert gewonnen hatten. Paul Deussen hat die Sutras des Vedanta (1887), jene merkwürdigen und ohne Kommentar unverständlichen kurzen Leitsätze der vedantistischen Philosophie mit dem Kommentar des Cankara, er hat ‚Sechzig Upanishads des Veda‘ (1897) und er hat die ‚Vier philosophischen Texte des Mahabharatam‘ (1906) übersetzt — lauter umfangreiche Bücher, von denen eines schon genügen würde, einem Gelehrten einen Namen zu machen. Alle diese Sanskritübertragungen aber waren immer zugleich nur Vorarbeiten für die kommentierende philosophische Ausdeutung dieser tiefsinnigen ältesten Dokumente arischen Denkens. So entstand Deussens ‚System des Vedanta‘ (1883) und vor allem die Idee zu seiner ‚Allgemeinen Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen‘, die, auf sechs Bände angelegt, wohl als sein Lebenswerk bezeichnet werden kann. Im Jahre 1894 erschien der erste Band: Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishads, 1899 der zweite Band: Die Philosophie der Upanishads. Seit zwei Jahren (1908) liegt nun der dritte Band, oder, wie die eigentlich unzutreffende und ungeschickte Bezeichnung will: die dritte Abteilung des ersten Bandes vor: Die nachvedische Philosophie der Inder,* zu welcher die Übertragung der vier philosophischen Texte des Mahabharatam die Vorarbeit bildete — eine Vorarbeit von rund tausend Seiten!

An Geschichten der Philosophie ist nun freilich kein Mangel. Vom kleinen Leitfaden bis zum bändereichen Kompendium ist alles vorhanden. Ein Mangel ist ihnen aber allen gemeinsam: sie kennen eigentlich alle nur eine abendländische Philosophie, über die orientalische gehen sie kurz hinweg. In der großen dreibändigen Geschichte der Philosophie von Überweg, eine der besten, und was die Literaturangaben betrifft, die vollständigste, die wir haben, ist der Orient mit — sechs Seiten abgetan. Eine Folge davon ist, daß Philosophie und Religion der stärkeren Hälfte der Menschheit selbst dem gebildeten Europäer in der Regel eine terra incognita ist; für ihn beginnt alle Philosophie fast immer mit den Griechen, mit Platon. Hier tritt nun Deussens großes Werk ergänzend in die Bresche. Er erblickt in der ostasiatischen, genauer in der indischen Philosophie die einzige wirkliche Parallele zu jener. Er weist darauf hin, daß Indien als Land schon ebenso groß ist wie das ganze philosophierende Europa zusammengenommen, daß ferner die Inder früher als die Europäer über die Rätsel des Daseins nachzudenken begannen, und daß vor allem, was am häufigsten unterschätzt wird, was die Intensität des philo-

* Sämtliche Werke Dr. Paul Deussens sind im Verlage von F. A. Brockhaus, alle mit Ausnahme des 1908 erschienenen Bandes, bereits in zweiter Auflage erschienen. Vergl. im übrigen den Artikel des Verfassers ‚Vedanta und Buddhismus und ihre Schätzung durch die Gegenwart‘ im ‚Hochland‘ August 1908.

sophischen Interesses betrifft, das durch so viele andere Dinge in Anspruch genommene Europa mit Indien schwerlich einen Vergleich aushalten kann. Ein zweites unterscheidendes Hauptmerkmal des Deussenschen Buches ist das Hereinziehen der Religionen in den Kreis seiner Betrachtungen. Er sagt: ‚Es gibt nur e i n e ewige Wahrheit, und alle Systeme, mögen sie religiöser oder philosophischer Art sein, sind mannigfache Wege zu diesem einen Ziele hin. Auch besteht nur im Abendlande jener Gegensatz und so oft hervortretender Konflikt zwischen religiöser und philosophischer Erkenntnis. Es ist ein Symptom der Ungesundheit unseres geistigen Lebens, und wir hoffen auf eine Zeit, wo der Gegensatz verschwinden und alle echten religiösen und philosophischen Errungenschaften des Menschengeistes zur organischen Einheit der allem empirischen Erkennen zum Trotze sich behauptenden Metaphysik zusammenwachsen werden. Oder will man den Gegensatz zwischen Philosophie und Religion dahin verstehen, daß die erstere dem Bereiche des Erkennens, die letztere dem Gefühlsleben angehört? Dem müssen wir entgegenhalten, daß es schlecht um eine Religion bestellt ist, welche nicht mit allen wirklichen Ergebnissen der Wissenschaft in vollem Einklange sich weiß, und schlecht um eine Philosophie, welche nur beim kalten Erkennen stehen bleibt und nicht den ganzen Menschen ergreift, Kopf und Herz gleichmäßig befriedigt und in ihrem moralischen Teile in einer religiösen Spitze ausläuft. Im Orient und speziell in Indien ist denn auch ein solcher Gegensatz zwischen Religion und Philosophie, wie er unserm Bewußtsein leider geläufig ist, gar nicht vorhanden; die Upanishads wie der Vedanta, der Buddhismus wie das Sankhya-System haben gleichen Anspruch darauf, als Religion und als Philosophie zu gelten.‘

Von diesem Standpunkt aus, auf dem Deussen unter seinen akademischen Kollegen ebenso ziemlich einsam stehen dürfte wie in bezug auf seinen oben von Nietzsche erwähnten ‚Glauben‘, daß von den Indern, bezw. vom Vedanta eine Linie führe über Platon, Kant zu Schopenhauer, ja zum Christentum, wie er es auffaßt, hat der Kieler Professor vor fünfzehn Jahren seine Allgemeine Geschichte der Philosophie begonnen und ist nun zur Vollendung der ersten Hälfte gelangt, die mit ihren drei Bänden eben die Philosophie und Religionen des Orients umfaßt. Selbst der Gegner müßte ihm seine Bewunderung für dieses grandiose Stück Arbeit nicht versagen. Aber wie selbst der objektivste Forscher unwillkürlich wärmer und ausführlicher wird, wo er sich auf dem ureigensten Arbeitsgebiete befindet, so auch Paul Deussen. In dem vorliegenden dritten Bande behandelt er die nachvedische Philosophie der Inder: die Philosophie des epischen Zeitalters, insbesondere des Mahabharatam, dann den Buddhismus, ferner die zahlreichen anderen philosophischen Systeme, darunter vor allem die wichtigsten, das Sankhyam des Kapila und den Vedanta des Cankara und Sadananda. Der Buddhismus ist im Verhältnis zur Wichtigkeit und zur ganzen Ökonomie des Buches (728 S.) auffallend kurz (S. 115 bis 190) behandelt. Das Bestreben, die Leitsätze des Buddhismus schon in den Upanishaden zu finden, tritt merklich hervor. Mit ganzer Seele ist Deussen nur beim Vedanta des Cankara, durch welchen er den für die Menschheit höchst erreichbaren Standpunkt der Philosophie erklommen sieht. Hier findet Deussen auch die meisten Parallelen zu den platonischen und nachplatonischen Ideen, zu Kant, Schopenhauer und dem Neuen Testament. Im übrigen hat der Verfasser in keinem der früheren Bände so viel übersetzt, d. h. die Urkunden für sich sprechen lassen. Gewiß war dies notwendig, und wir lernen dadurch sonst fast unzugängliche Dokumente indischen Denkens kennen; aber man möchte doch oft Deussen selbst hören und, wie in den vorhergegangenen beiden Bänden, seine Meinung, Exkurse und Vergleiche mit modernen Systemen des Okzidents vernehmen. So aber kritisiert (Seite 192—344) jedes dieser zahlreichen Systeme das vorige und der Verfasser keines. Anhangweise wird uns einiges über die Philosophie der Chinesen und Japaner, insbesondere natürlich über Confucius und Lao-tse mitgeteilt. Da Deussen ja ein ganzes Buch über das System des Vedanta geschrieben, reproduziert er daraus

außerdem noch die dort im Anhang gegebene zusammenfassende kurze Darstellung des Ganzen. Wo Deussen aber auch den schwierigsten philosophischen Stoff noch so sehr komprimiert, klar und genußreich bleibt er immer; er hat seinen Stil wirklich dem klassischen Schopenhauers nachgebildet. Gesuchte Wortbildungen wie ‚Wieheit der Geburten' (S. 526), ‚Geschicktheiten von aller Art' (S. 551) und ‚Stimmigkeit' (S. 664, 666) bleiben ganz vereinzelt.

Als Brockhaus vor sechzehn Jahren Deussens Geschichte der Philosophie ankündigte, wünschten die zahlreichen Verehrer des Kieler Indologen dem Autor, daß es ihm wenigstens vergönnt sein möge, die erste Hälfte des Werkes zu vollenden: eben die Geschichte der orientalischen Philosophie, denn diese mangelte uns, und auf diesem Gebiete konnte Deussen uns sein allereigenstes bieten. Nun darf er aber, trotzdem daß diese drei Bände fünfzehn Jahre in Anspruch genommen haben und Deussen heute 66 Jahre alt ist, hoffen, daß er auch die drei weiteren erleben wird. Ihnen brauchen nicht so weit ausgreifende Vorarbeiten vorauszugehen wie der ersten Hälfte, denn die Texte und die Vorarbeiten zur griechischen, römischen, zur mittelalterlichen und neueren Philosophie liegen ja vor, und hier konkurriert Deussen mit bereits vorhandenen guten Geschichten der Philosophie. Er wird also weniger Eigenes zu bieten haben wie bisher, und doch des Originellen und Bleibenden nicht entbehren, dessen sind wir sicher; denn er wird eben auch die abendländische Philosophie von dem Standpunkt eines Forschers ansehen, der auch ihr Gegenstück kennt, und er wird vor allem, seinem Programm getreu, auch die Religionen hereinbeziehen, eine ebenso anziehende wie dankbare und — gefährliche Aufgabe. Möge er sie besser und vorurteilsloser lösen, als sie sein berühmter Freund, der große Hasser des Christentums, Nietzsche, gelöst haben würde. Inzwischen freilich hat sich Deussen ein neues schönes Hindernis der Vollendung bereitet: er hat die Herausgabe der ersten historisch-kritischen Ausgabe von Schopenhauers sämtlichen Werken, die bei R. Piper & Co. in München erscheinen soll, übernommen — also eine Aufgabe, die ihm besonders am Herzen liegen wird und für die er wohl wie kaum ein anderer berufen ist. Seit Gustav Friedrich Wagner in seiner kürzlich von mir an dieser Stelle (s. ‚Hochland', September 1910) angezeigten großen Schopenhauer-Enzyklopädie nachgewiesen hat, daß die Ausgabe Ed. Grisebachs (bei Reclam) auf das Prädikat einer kritischen keinen Anspruch erheben kann, obwohl sie bis jetzt von aller Welt für eine solche gehalten worden, ist das Bedürfnis nach einer wirklich fehlerlosen — 50 Jahre nach dem Tode des Philosophen — neuerdings gerechtfertigt. Deussens Ausgabe soll in drei Jahren vollständig in zehn Bänden vorliegen, die nicht nur die Werke Schopenhauers, sondern auch seinen Nachlaß, seine Briefe, Porträts, alle Varianten usw. umfassen sollen. Es ist im Interesse des philosophischen Publikums, und nicht nur in dem der Schopenhauergemeinde, zu wünschen, daß es dem greisen Gelehrten vergönnt sein möge, auch diese große Aufgabe n e b e n seiner Geschichte der Philosophie glücklich und ohne weitere Störung, als ihm sein geschwächtes Augenlicht ohnehin schon bereiten mag, zu Ende zu führen.



# Hochland-Echo

## Auf dem Wege zur Weltsprache?

Fast noch enthusiastischer als seinerzeit das ‚Volapük' wird in unseren Tagen das ‚Esperanto' als künftige Weltsprache proklamiert und verbreitet. In Tausenden von Vereinen wird bereits eine Unsumme von Zeit, Mühe und — Geld auf die Erlernung dieser neuen Weltsprache verwandt, so daß die Frage einer ernstlichen Prüfung wert ist, ob aller dieser Aufwand seinen Zweck erreichen kann oder vergebens verschwendet wird. Bereits 1907 und 1908 hat einer der besten Kenner der tatsächlichen Lebensgesetze und Entwicklungsnotwendigkeiten aller menschlichen Sprachen, der Leipziger Indogermanist Brugmann, in zwei Schriften die Unzulänglichkeit der bisherigen Bemühungen um eine Weltsprache dargetan. Ihm gesellt sich nun in einer umfassenderen Schrift mit dem Titel ‚Auf dem Wege zur europäischen Sprache?' ein offenbar nicht minder hervorragender, ungenannter Sachkenner*, dessen Erwägungen hoffentlich schon deshalb allgemeineren Eindruck machen, weil sie sich zu der Möglichkeit einer internationalen Verkehrssprache keineswegs grundsätzlich ablehnend verhalten, sondern vor allem einmal die notwendigen Vorbedingungen einer solchen aufhellen wollen. Die Grundeinsicht, von welcher der Verfasser ausgeht, formuliert er in folgenden Sätzen:

> ‚Der fundamentale Irrtum, der bisher stets begangen ist, wo und wie man die Lösung des Problems in Angriff nahm, scheint mir in folgender Fehlerquelle zu wurzeln: alle bisherigen Weltsprachler haben dem naiven Glauben gehuldigt, ihre Aufgabe bestehe darin, eine komplette, gebrauchsfertige Sprache auszutüfteln, die — frisch wie ihr „Schöpfer" oder „Erfinder" sie der staunenden Mitwelt präsentiert — sofort zur Übersetzung von wissenschaftlichen Werken und Aufführung von Theaterstücken, Abfassung internationaler Staatsverträge und Herausgabe von Zeitschriften jeden Genres zureichend sei und, wenn bloß die Regierung ihre Zustimmung erteilt, nächsten Montag früh um neun Uhr in allen Schulen eingeführt werden kann.

Diese merkwürdige Auffassung erinnert lebhaft an das Bild, das vor 50 bis 100 Jahren der Sozialismus in seiner sogenannten „utopischen" Periode bot. Wie damals nach- und nebeneinander eine ganze Anzahl von sozialistisch empfindenden Denkern auftrat und der staunenden Mitwelt ein im Schweiße ihres Angesichts im Studierstübchen ausgeklügeltes sozialistisches „System" präsentierte, das als einzig wahre, gerechte, praktische, rationelle Gesellschaftsordnung der Menschheit zur „Annahme" empfohlen wurde, wie sie dann durch emsige Werbearbeit „Anhänger" dieses Systems zu sammeln sich bemühten, um mit ihnen, als Keimzelle der künftigen idealen Weltordnung, eine nach diesem System selig werdende sozialistische Kolonie zu gründen, wie diese verschiedenen Systemgründer nichts auf der Welt so wütend bekämpften als Kollegen, die ein anderes Weltbeglückungssystem ausgedacht hatten, wie schließlich hier und dort tatsächlich eine solche Zukunftskolonie entstand, um nach längerer oder kürzerer Zeit an den schroffen Klippen des praktischen Lebens hoffnungslos

---

* Berlin 1911, Verlag Liebheit & Thiesen. 331 S. Brosch. M. 3.—

zu zerschellen, — ebenso sehen wir im Laufe der letzten drei Jahrzehnte immer wieder neue Erfinder von Weltsprach-„Systemen" auftauchen, die für ihr auf dem Papier wunderschön ausgedachtes Idiom „Anhänger" suchen, auch in mehr oder minder großer Zahl finden, mit ihnen internationale Sprachsekten gründen, sich gegenseitig aufs erbittertste bekämpfen und schließlich nach mehr oder minder starker Entfaltung den Weg alles Fleisches gehen.'

So wenig als man künftige Gesellschaftsordnungen auf dem Papier konstruieren kann, ebensowenig eine künftige Menschheitssprache. Hier wie dort ist es zum mindesten nötig, die Daseins- und Entwicklungsgesetze der bestehenden Ordnung zu erkennen, ehe man über künftige Entwicklungstendenzen etwas Bestimmtes vorhersagen oder gar bestimmend in sie eingreifen kann.

Auch so hochbegabte Dilettanten wie der Pfarrer Schleyer, der Erfinder des Volapük, oder der Augenarzt Samenhof, der Konstrukteur des Esperanto, verfügen dazu nicht über die nötigen universellen Vorkenntnisse. Das zeigt sich schon in dem geradezu naiven Versuch Samenhofs, die Grammatik und das erste Wörterbuch seiner Sprache als ein ‚heiliges Buch' zu erklären, welches auf ewig unveränderlich bleiben sollte. Tatsächlich hat er denn auch nicht hindern können, daß bereits eine ganze Reihe von weiteren Reformen seiner Erfindung ausgedacht worden ist — die wichtigste das ‚Ido' —, deren Anhänger aus der Organisation ausgeschieden sind und neue Vereinigungen gebildet haben.

Solange eine jede neue Weltsprache noch so offenbare Mängel aufweist, wie jede der bisherigen, wird keine menschliche Macht die stete Wiederkehr solcher Spaltungen und Zersplitterungen hindern, die letzten Endes zum Untergang des gesamten Systems führen müssen. Man hat dies auch bereits in einigen Kreisen der Weltsprachler eingesehen und bemüht sich in gemeinsamer Arbeit um die wissenschaftliche, d. h. den Gesetzen der lebenden Sprachen nachspürende Vertiefung der eigenen Absichten:

‚Es zeigen sich neuerdings Ansätze zu einer solchen wissenschaftlich-rationellen Behandlung auch unseres Problems. Schon die (aus den Ausläufern des Volapükismus geborene) Schule des „Idiom Neutral" und in noch vollkommen höherem Maße die (aus dem Esperantismus abzweigende) des „Ido" haben erkannt, daß nicht ein einzelner Mann eine Sprache „ausdenken" und — womöglich à la Samenhof in einem unantastbaren „Fundamento", einem „heiligen Buch" — festlegen kann, sondern daß es hierzu eines mühevollen, langfristigen, planmäßigen Zusammenwirkens vieler gleichgesinnten, sachverständigen Menschen aus den verschiedenen Nationen bedarf, die sich gemeinschaftlich bestreben, aus den lebenden Nationalsprachen diejenigen Formen aufzufinden und herauszuschälen, die, als gemeinsames Gut aller, als das Skelett der künftigen Internationalsprache dienen können. Diesem Zweck dienen die bei beiden Richtungen geschaffenen Sprachakademien. Auch das „Universal" hat neuerdings eine ähnliche Einrichtung, während die gleichbenannte Organisation der Esperantisten an das Samenhofsche „Fundamento" gebunden und deshalb in ihrer Tätigkeit stark beschränkt ist.'

Aber alle diese Verbesserungsbestrebungen knüpfen noch viel zu leichtgläubig an die bereits vorhandenen künstlichen ‚Weltsprachen' an und vernachlässigen viel zu sehr die unbefangene Würdigung jener Erkenntnisse, die sich aus dem Studium der naturgesetzlich entwickelten sprachlichen Praxis aller Völker im ganzen und im einzelnen ergeben.

Die Probleme sind denn doch tiefere und schwerere, als die Weltsprachenthusiasten sich träumen lassen, und der Verfasser der vorliegenden Schrift bietet in ausführlicher Darlegung all der gesetzmäßigen Gleichartigkeiten und Verschiedenheiten, welche im Lautmaterial, der Betonungsweise, dem Wortschatz und der Wortbildung tatsächlich in der sprachlichen Praxis bestehen, die ganze Fülle seines Wissens auf, um darzutun, wie vielen Ansprüchen jede Sprache naturnotwendig genügen muß, wenn sie sich in der freien Praxis bewähren und behaupten soll. Dies im einzelnen hier auch nur anzudeuten, ginge weit über den Rahmen eines ‚Echos' hinaus. Interessenten mögen diese glänzenden Kapitel im Originale nachlesen.

Nur eine Grundeinsicht noch des Verfassers kann hier allen Freunden und Gegnern der Weltsprachversuche zum Bedenken dargeboten werden:

Zu den unbedingten Erfordernissen einer Weltsprache müßte ihre peinliche Neutralität gegenüber den bisherigen Nationalsprachen gehören. Daran hat sich bisher noch keine der ‚Weltsprachen' gehalten; denn sie berücksichtigen sämtlich die eigentümliche Sprech- und Denkweise der außereuropäischen Menschheit überhaupt nicht. Aber auch wenn man annimmt, es handle sich zunächst nur um eine intereuropäische Sprache — und diese allein faßt der Verfasser näher ins Auge —, ist die Parteinahme zu Gunsten der romanischen Idiome in allen bisherigen ‚Weltsprachen' noch eine ganz augenfällige. Am bezeichnendsten bestätigt dies eine im deutschen Organ der Reformesperantisten zur vermeintlichen Empfehlung des ‚Ido' mitgeteilte Anekdote:

> ‚Ein Deutscher, der so gut wie gar kein Italienisch konnte, trug einem Italiener, der nicht viel mehr Deutsch konnte, den ersten Vers von „Santa Lucia" in Ido vor und fragte ihn dann, ob er „dieses Italienisch" verstehe, worauf der andere antwortete: „Ja, ick versteh scho, aber Sie mack viel Fehler."'

Eine solche Sprache, die dem Franzosen, Italiener, Spanier nur als verderbte eigene vorkäme, während sie dem Deutschen, Engländer, Russen gänzlich ‚spanisch' vorkommt, hat sicher niemals Aussicht, paneuropäisch durchzudringen.

> ‚Könnte die Ignorierung des Prinzips strikter Neutralität, die Bevorzugung des romanischen Elementes überhaupt in Betracht kommen, dann wäre es schon allemal noch weit eher diskutierbar, gleich die lebende französische Sprache, wie sie ist, zu adoptieren. Denn die dem französischen Volke damit gewährte Bevorzugung wäre dann ja doch nur noch graduell eine etwas stärkere, dieser Unterschied aber würde vom germanisch-slavischen Standpunkte aus reichlich dadurch wett gemacht, daß alsdann wenigstens nicht gleichzeitig auch noch der Italiener, Spanier und Portugiese ebenso stark bevorzugt würde, sondern daß diese Völker dann mit uns annähernd „in gleicher Verdammnis" wären und sich ebenfalls der Mühe unterziehen müßten, eine Fremdsprache zu erlernen. Und wenn weiter die gewählte Nationalsprache den Nachteil hat, erheblich schwerer zu sein als eine rationell und regulär aufgebaute Kunstsprache, so böte sie dafür den schwer ins Gewicht fallenden Vorteil, daß demjenigen, der sie einmal einigermaßen zu beherrschen gelernt hat, damit zugleich dann auch die reiche und hochwertige Nationalliteratur dieses führenden Kulturvolkes erschlossen wäre, seine gegenwärtige und zukünftige wie seine vergangene.'

Tatsächlich haben denn auch wieder für den demnächst tagenden Brüsseler

Weltkongreß der internationalen Gesellschaften 60 namhafte Gelehrte verschiedener Völker den Antrag gestellt, es sollen künftig die ständigen Bureaus dieser Vereinigungen ausschließlich die französische Sprache (welche ja auch noch immer als Diplomatensprache herrscht) für ihre Korrespondenzen anwenden. Alle künstlichen ‚Weltsprachen' werden von den Antragstellern ausdrücklich als unbrauchbar abgelehnt, und zudem wird noch von ihnen betont:

‚Überdies sind die neueren in Vorschlag gekommenen Kunstsprachen vollständig neuromanischen Charakters und eigentlich nichts als ein Abklatsch des Französischen.'

Dann sollte man also doch lieber gleich Französisch wählen, oder was für gelehrte Zwecke stets am nächsten liegt, Latein.

Bei einer neuen, etwa künftig herauszukristallisierenden ‚Weltsprache' aber könnten die germanischen Völker keineswegs ihre sprachliche Eigenart einfach von den Romanen unterdrücken lassen, zumal die germanischen Sprachen schon heute für mindestens 50 Millionen Menschen mehr als Muttersprache dienen denn die romanischen Sprachen und auf dem wichtigen Anwendungsgebiet des Welthandels noch viel stärker überwiegen. Die Erlernungsschwierigkeiten einer etwaigen solchen ‚Weltsprache', die selbstverständlich stets nur n e b e n der Muttersprache in Betracht käme, müßten wenigstens für die europäischen Hauptidiome einigermaßen gleichmäßig abgewogen werden und keinesfalls für die einfluß- und zukunftsreichsten am größten sein.

Jedenfalls also ergibt sich aus alledem die praktische Schlußfolgerung: daß man es vorerst den berufenen Sprachgelehrten — und etwa noch ahnungslosen Phantasten wie dem Chemiker W. Ostwald — überlassen kann, sich über die künftige ‚Weltsprache', ihre prinzipielle Möglichkeit und tatsächlich zu wählende Form den Kopf zu zerbrechen. Wir anderen, gewöhnlichen Sterblichen tun besser daran, uns vor allem die Pflege unserer Muttersprache angelegen sein zu lassen und daneben, soweit es möglich ist, der Aneignung der wichtigsten anderen Kultursprachen uns zu befleißigen. Dieser Aufwand an Zeit und Mühe allein wird sicherlich reichlich gelohnt. r.

# Ein Wortführer des ethischen Idealismus

‚Der Verfall der festen Ideale' bildet das Grundthema eines ernsten, inhaltreichen Aufsatzes, in welchem sich die älteste und angesehenste Zeitschrift des katholischen England, die ‚Dublin Review'*, speziell auch mit der jüngsten Entwicklung des deutschen Geisteslebens auseinandersetzt:

‚Ein Teil des englischen Publikums ist gewohnt, Deutschland als ein besonders festes Bollwerk des Materialismus anzusehen, und hat sich noch nicht vergegenwärtigt, daß in diesem Lande eine mächtige Reaktion eingesetzt hat, welche rasch den Materialismus zur überwundenen Denkmode stempelt.'

Als einen Führer dieser idealistischen Gegenbewegung und als ‚einen der glänzendsten deutschen Denker' überhaupt würdigt der Aufsatz dann vornehmlich

* Herausgegeben von Wilfrid Ward. Der obenzitierte Aufsatz steht im Januarheft 1911 des laufenden 74. Jahrganges.

F. W. Foerster mit allen seinen Lehren und Schriften und hebt noch ganz besonders sein Werk ‚Autorität und Freiheit' als das wohl höchststehende mit Nachdruck hervor. Für deutsche Leser, die Foersters Gesamtwerk bereits kennen und nach Gebühr schätzen, ist von ganz besonderem Interesse die Parallele, in welche hier Foerster zu einem englischen Denker unserer Tage gestellt wird, nämlich zu dem schottischen Moralphilosphen Edward Caird, dessen Neuhegelianismus immer ausgesprochener in eine Verherrlichung der christlichen Grundlehren einmündet. Auch aus dem Denken von William James und den Erfahrungen weitblickender Sozialhygieniker werden eindrucksvolle Zustimmungsbelege angeführt. Dagegen wird von jeder kritischen Einwendung Abstand genommen, offenbar um den heilsamen Einfluß ganz ungeschwächt wirken zu lassen, der diesem Wortführer im ethischen Idealismus unserer Zeit auch für die englische Geisteslage im höchsten Maße zu wünschen ist.

Alle Grundbedeutung von Foersters ethischem Idealismus findet M. Booth, der Verfasser des genannten Aufsatzes, schließlich noch einmal prägnant in dessen einem Satze zusammengefaßt:

> ‚Wahre Einsicht in unsre geistige Natur kann nicht erlangt werden durch die Methoden der Wissenschaft und das Studium der äußeren Welt, sondern allein durch Selbsterkenntnis und Selbstvervollkommnung.'

und unterstreicht sie mit der eigenen Schlußbetonung:

> ‚Wenn das zwanzigste Jahrhundert die Erziehung des persönlichen Charakters zu seinem höchsten Ziele macht, dann wird alles gut werden.'

Sollte es nicht in Deutschland, auch im katholischen Deutschland, noch Leute genug geben, die Grund haben, auf diese englische Stimme zu hören und aus ihren Worten zu lernen? E.



# Rundschau

## Kirchengeschichte

**Gallia docet.** Der satirische Plauderer Sheehan sagt einmal über die katholischen Theologen, sie seien die vornehmsten Großkaufleute, aber die schlechtesten Detaillisten. Es ist etwas Wahres daran. Größeres hat niemand zu geben als der Gottesgelehrte, aber wie wenig verstehen wir es, dies Große in lesbarer angenehmer Form den nicht fachmännisch Vorgebildeten darzubieten. Jesus war ein vollkommener Lehrer im ganzen und im einzelnen. Wenn er wollte, so verstanden ihn die Armen und Ungebildeten von den Gassen und Hecken. Früher gab es ein Sprichwort: Germania docet. Es will scheinen, als müsse dieses Wort eine Änderung erfahren, wenigstens was den ‚Detailverkauf‘ der theologischen Wissenschaft angeht, wenn wir die Bibliothek der neueren katholischen Theologie in Frankreich ansehen. Tixeronts Dogmengeschichte liegt in fünfter Auflage vor zu einer Zeit, wo wir in Deutschland noch nichts dergleichen haben an Handlichkeit und Gründlichkeit. Fouards Paulusbiographie erlebte 1908 schon die zehnte, sein ‚Johannes und das apostolische Zeitalter‘ die fünfte Auflage. Dies sind nur einige Namen, aber sie bestätigen das Urteil von Ehrhard und Adolf Franz über die neuere französische Theologie und ihre derzeitige Überlegenheit wenigstens auf literarischem Gebiet gegenüber der deutschen. Wir können sagen: Bezüglich des ‚Detailverkaufs‘ der Theologie im Sheehanschen Sinne dürfen wir zurzeit ruhig an Stelle des ‚Germania docet‘ das ‚Gallia docet‘ setzen. Sie können Bücher machen, die Franzosen. Ich rechne zu letzteren übrigens auch die Belgier. Haben wir in Deutschland etwas, was der literarischen Leistung des Institut supérieur de Philosophie von der Löwener Universität gleichkommt? Was Kardinal Mercier dort vor 30 Jahren begonnen, hat in vorbildlicher Weise sich ausgewachsen.

Bei dieser Lage der Dinge begrüßen wir es, daß der Köselsche Verlag, der ja schon vor 2 Jahren durch die Übersetzung der Psychologie von Mercier eine Probe der belgischen philosophischen Leistungen weiteren Kreisen dargeboten hat, uns nun auch in dem von Dr. Seppelt-Breslau übersetzten Werke von Batiffol, ‚L'église naissante‘ eine Probe französischer theologischer Literatur vorlegt*. Über das Werk hat sich Harnack seinerzeit geäußert: ‚Mit größerer Sachkenntnis kann man den Beweis für die wurzelhafte Einheit von Christentum, Katholizismus und römischem Primat nicht unternehmen, als es hier geschehen ist.‘ In 8 Kapiteln und 5 Exkursen führt uns Batiffol durch die jüdische Diaspora und die ältesten Christengemeinden, schildert die Entstehung der Kirche nach den Briefen Pauli, dem Evangelium, dem Clemensbrief und den Ignatiusbriefen, prüft die protestantischen Theorien über die Entstehung des Katholizismus, stellt den Katholizismus des Irenäus im Rahmen der ihn umgebenden literarischen und monumentalen Zeugnisse als eine innerlich mit der alten Kirche verbundene Lehre dar, widmet je einen kurzen Ausblick dem Marcionitismus und dem Ende des Judenchristentums, behandelt in eigenen größeren Abschnitten Clemens von Alexandrien, Tertullian und Origenes, und kommt schließlich zu dem für unsere Tage in Deutschland besonders interessanten Thema: Cyprian und Rom.

Die Frage nach der wirklichen Einheit von Urchristentum und

* ‚Urkirche und Katholizismus‘ von Pierre Batiffol, übersetzt und eingeleitet von Dr theol. Frz. Xaver Seppelt, Privatdozent an der Universität Breslau Kempten und München 1910. 8°. XXX und 420 S. M. 4.50, geb. M. 5.50.

katholischer Kirche ist in gegenwärtiger Zeit brennender als je, da durch die Arbeiten von Schnitzer und Koch die bisher nur in der protestantischen Theologie heimatberechtigte These vom Auseinanderklaffen der Wegrichtung Jesu und derjenigen unserer Kirche nun auch in kompendiöser Zusammenfassung der Beweise unter das katholische Volk geworfen worden ist. Batiffols Arbeit hat auf Schnitzer und Koch noch nicht Bezug nehmen können. Um so interessanter ist es, in ihr ein Kompendium der Gegenargumente gegenüber jenen Aufstellungen zu finden. Leider ist allerdings die Eschatologie der Jesusreden, dieses schwierigste Problem, auf welches Schnitzer den Hauptnachdruck legt, und das überhaupt wegen des Wortlautes einiger Herrenworte der Erklärung die größten Schwierigkeiten bietet, durch den Hinweis auf Batiffols früheres Werk ‚L'enseignement de Jésus' nur ganz kurz behandelt. Immerhin gibt aber auch das über ‚Die Kirche im Evangelium' Gebotene bei aufmerksamer Lektüre noch genug, um die rein eschatologische Auffassung des Reiches bei Jesus als eine der grandiosesten Verirrungen der neutestamentlichen Wissenschaft nachzuweisen. Geben wir es ruhig zu: Wir haben für einige eschatologisch lautende Herrenworte noch nicht die vollständige Lösung. Aber wir haben so viel unzweifelhafte Herrenworte, die unter dem ‚Reiche' die ‚Herrschaft Gottes in den Seelen', hier und dereinst im Himmel, erkennen lassen, daß wir eine lediglich eschatologische Auffassung des komplizierten Reich-Gottes-begriffes als eine plumpe Art, einen Schriftsteller zu erklären, zurückweisen dürfen. Die Ablehnung des Herrenwortes ‚Du bist Petrus usw.' ist ein tendenziöser Versuch, die erwähnte Art von Schriftinterpretation noch zu stützen. Batiffol weist mit Recht darauf hin, daß der Wortlaut dieser Stelle dem rabbinischen Sprachgebrauche entspricht, verwendet aber merkwürdigerweise diesen Hinweis nicht für die Echtheitsfrage der Stelle. Der rabbinische Sprachgebrauch wäre doch unmöglich, wenn die Stelle erst später gefälscht worden wäre, als nur noch hellenistische Heiden die Kirche füllten. Privatdozent Dr. Heer in Freiburg (Breisgau) hat kürzlich in einem öffentlichen Vortrag gerade diesen Gedanken eingehend behandelt und gezeigt, daß die Übertragung der ‚Binde- und Lösegewalt' eine durchaus nicht bildliche, sondern streng jüdisch-juristische Verleihung der höchsten Lehr- und Richtergewalt darstellt, wie sie im damaligen Judentum nur dem Rabban und seinen schriftgelehrten Beisitzern eignete. Es wäre zu wünschen, daß Msgr. Batiffol diese Gedanken in seiner Arbeit bei einer neuen Auflage gerade mit Rücksicht auf Schnitzer mit recht reichlichem Material aus der ihm bekannten jüdischen Literatur noch eingehender behandeln möge.

Bezüglich des Cyprianproblemes vermag Batiffols Studie sehr vielen die Augen zu öffnen. Mit ein paar Worten läßt sich die Frage nicht lösen, wie Cyprian sich zum Primat stellt, aber ebensowenig mit einer Untersuchung, welche gleichzeitig den Zweck verfolgt, einen neuzeitlichen Abfall von der Kirche zu rechtfertigen. Die Objektivität der ruhigen Prüfung ist hier vor allem nötig. Es ist darum auch nicht möglich, hier in wenig Worten die Lösung Batiffols zu zeichnen. Es sei nur kurz bemerkt, daß er Dom Chapmans Ansicht nicht teilt, wonach die Schrift über die kirchliche Einheit sich gegen das Schisma des Felizissimus in Karthago richtet, sondern vielmehr ihre Spitze gegen Novatians Schisma in Rom gewendet sieht. Demgemäß hält Batiffol nun auch den Text A, welcher stärker die Autorität Petri hervorhebt, für das cyprianische Original der damaligen polemischen Gelegenheitsschrift und betrachtet Text B, welcher sich bemüht, die Gleichheit der Autorität der Apostel und Petri zu betonen, als eine von Cyprian selbst vorgenommene zweite Redaktion, welche der ehemaligen Gelegenheitsschrift eine für alle Kirchen passende Bedeutung zu geben vermochte. Man kann hierüber streiten. Es muß nur jeder seine Beweise gewissenhaft vorbringen zur Stütze seiner Theorie. Die weiteren historischen Darlegungen Batiffols zeigen, wie in der Erregung der Streitig-

keiten, besonders des Ketzertaufstreites, die Liebe zur Einheit der Kirche nicht verloren ging, sondern schließlich in machtvollsten Zeugnissen für das alle beseelende Einheitsbewußtsein sich ausgesprochen hat. ‚Der römische Primat allein scheint auf den ersten Blick eine Einbuße gegenüber dem, was er am Ende des zweiten Jahrhunderts bedeutete, erlitten zu haben.' Dies nun aber einseitig als Zeugnis der afrikanischen oder gar der ganzen abendländischen Kirche gegen den Primat Roms auszubeuten, ‚das heißt vergessen, daß in glücklichen Stunden Cyprian dem römischen Stuhl eine besondere Bedeutung zuerkennt, weil er der Stuhl des Apostels ist, dem Christus die apostolischen Gewalten zuerst erteilt hat, um so die Einheit dieser Gewalten und damit die Einheit der auf denselben ruhenden Kirche unmißverständlich zu zeigen. In einer schweren Krisis, die Cyprian in seiner eigenen Gemeinde zu bestehen hatte, hat er sich auf die römische Kirche berufen, als sei die Gemeinschaft mit dieser Kirche die Gewähr der Wahrheit. Die concordia episcoporum, die durch einen solchen Primat bedingt ist, hat mit Gallikanismus nichts zu tun. Die traditionelle römische Stellung wird von dem nicht verkannt, der einmal von der ecclesia principalis, unde unitas sacerdotalis exorta est, und vom römischen Stuhle als dem Platz Petri, locus Petri, gesprochen hat. Diese Sprache war die überlieferte.' — Es gibt nichts eindrucksvolleres, als nach der Durcharbeitung des Batiffolschen Buches seine schönen ‚Schlußbemerkungen' zu lesen. Das mühevoll Erworbene gleitet hier als die Beweiskette eines glaubensfrohen Katholiken noch einmal am Geistesauge vorüber und endet mit der unerschütterlichen Sicherung der Überzeugung: Das Urchristentum war die katholische Kirche. Ist es unbescheiden, wenn wir unter diesem Eindruck dem Übersetzer, welchem wir im übrigen den allerherzlichsten Dank schulden, unser Bedauern aussprechen, daß er den Titel des Buches, wenn er ihn nun einmal nicht wörtlich übersetzen wollte, nicht umschrieben hat mit dem nach unserer Ansicht richtigeren Wortgefüge: ‚Urchristentum und katholische Kirche'?

Dr. E. Krebs.

# Psychologie

**Dämonenglauben und Geister-Erscheinungen.** Es gibt auch heute noch zahlreiche Menschen, für welche jede ‚Erscheinung' oder ‚Vision' ein so wunderbares Ereignis bedeutet, daß sie dabei sofort an eine Offenbarung aus einer andern Welt denken. Dieser Glaube ist dem menschlichen Geiste gleichsam so angeboren, daß wir ihn heute gerade so gut wie in den ältesten Epochen, je nach den Anschauungen der Zeit in den verschiedensten Formen, im Heidentum sowohl wie im Christentum antreffen. Ist auch diese naive Gläubigkeit einerseits das Zeichen einer unzersetzten, einheitlichen Gemütsverfassung, so hat sie doch auch andererseits bei vielen aufrichtig suchenden Menschen zu einer großen Verwirrung des Geistes geführt. Nicht nur die Ungebildeten, auch die geistigen Führer des Volkes kamen oft in eine peinliche Verlegenheit bei der Frage, ob eine Erscheinung eine göttliche Offenbarung oder aber ein Blendwerk des Teufels sei. Da aber bis zum Beginn der neuesten Zeit nur eine von diesen beiden Erklärungen möglich war, so wurde nicht selten unbedeutenden Visionen der Stempel göttlicher Weihe aufgedrückt, während andere, im Wesen nicht sonderlich verschiedene Erscheinungen dem Teufel zugeschrieben wurden, so daß man versuchte, ihnen mit Exorzismen beizukommen oder sogar die bedauernswerten Opfer solcher Sinnestäuschungen als Hexen verbrannte. Theologen, Ärzte und Laien jener Zeit teilten diese Auffassung, die doch im Grunde aus dem Heidentum stammt und nur mit zu sehr materialistisch erfaßten christlichen Vorstellungen verquickt ist.

Die neuere Psychiatrie hat solche Sinnestäuschungen (Halluzinationen), mögen sie nun das Gesicht (‚Visionen'), das Gehör (‚Stimmen') oder die übrigen Sinne betreffen, meist als krankhafte Reizungen der betreffenden Sinnesorgane erkannt. Man kann sie durch gewisse Gifte oder direkt erzeugen. Geistige Überanstrengung, starke, besonders mit Angst verbundene Erregung,

fieberhafte Krankheiten, ungenügende Ernährung, angeborene krankhafte Anlage sind Zustände, in denen Halluzinationen sehr leicht aufkommen. Im Traume, manchmal auch im Übergangszustand zwischen Schlaf und Wachen sind sie eine ganz regelmäßige Erscheinung. Nicht allzu selten trifft man Menschen, denen das sogenannte ‚zweite Gesicht' eigen ist, d. h. Leute, die ohne besondere Veranlassung im wachen Zustande Halluzinationen haben. Einer der bekanntesten dieser Halluzinanten war Swedenborg, der seine Stimmen für göttliche Eingebungen hielt, und dem es vermöge seiner bedeutenden Intelligenz gelang, Gemeinden zu begründen, die zum Teil auch jetzt noch bestehen.

Solche Halluzinationen üben auf den Laien als unerklärliche, fremdartige, scheinbar übernatürliche Erscheinungen auch heute noch eine merkwürdige, mächtige Wirkung aus, die zum Glück durch wachsende Einsicht immer mehr eingeschränkt wird. Aber immer sind es noch zu viele, welche diesem Okkultismus anhängen. In keiner größern Stadt fehlen z. B. Gemeinden von Spiritisten, Geistersehern, falschen Propheten usw., die ihre ganze Lebensanschauung aus solchen Sinnestäuschungen herleiten. Der dem Menschen innewohnende Glaube an übernatürliche Einwirkungen kann ihn gar leicht dazu verführen, göttliche Offenbarungen auch da zu sehen, wo es sich nur um menschliche, wenn auch seltsame und schwer verständliche Phänomene handelt. Das Studium der neuern Psychiatrie und des Hypnotismus würde mit Recht manches Luftgebäude zerstören, das auf Kosten eines tieferen innerlichen Glaubens zu einer äußerlichen geistlosen Verehrung zu verleiten fähig ist.

Sehr erfreulich ist es, daß man, gewiß im Interesse einer verfeinerten Auffassung, nun auch anfängt, die mittelalterlichen Heiligengeschichten von diesem Standpunkte aus zu untersuchen und das oft übertrieben in den Vordergrund gestellte Unwesentliche vom Wesentlichen zu scheiden.

Dr. theol. Jos. Stoffels in Bonn hat in einer gründlichen, von sehr feinem Verständnis zeugenden Studie* diese Untersuchungen in bezug auf den Einsiedler Antonius durchgeführt und viele überaus lehrreiche Äußerungen zusammengestellt, die auf die Auffassungen der Kirchenväter in diesem Punkte ein helles Licht werfen. Der Einsiedler Antonius eignet sich zu einer solchen Untersuchung deshalb besonders gut, weil er trotz der Befangenheit in dem Dämonenglauben seiner Zeit eine auffallend richtige Einsicht in den Wert solcher Halluzinationen hat und er sehr klar die psychischen Bedingungen erkennt, unter denen dieselben auftreten und wieder verschwinden. Mit tiefer Einsicht in das Wesen einer geistigen Persönlichkeit vermeidet Dr. Stoffels bei seiner Darstellung die Übertreibungen jener Psychiater, die, wie z. B. Lombroso, Sinnestäuschungen stets als Symptom von Geisteskrankheiten deuten und führt ganz richtig an, daß auch Napoleon und Goethe gelegentlich Halluzinationen hatten. Die Möglichkeit und Tatsächlichkeit übernatürlicher Visionen bestreitet er natürlich nicht. Nur gegen Leichtgläubigkeit und Mißbrauch richten sich seine Ausführungen. Am Schlusse des Aufsatzes tritt der Autor mit schöner Begeisterung dafür ein, daß die Heiligen der katholischen Kirche wieder auferstehen müssen ‚in ihrer genialen religiösen Kraft und in ihrem Heroismus an Glauben, Demut, Hingabe und Liebe'. Dazu müsse aber aufgeräumt werden mit der kritiklosen Wiedergabe aller möglichen Spukgeschichten, und die vertieften Erkenntnisse über die Gesetze des psychischen Lebens müßten auch in der Betrachtung der Heiligen eine immer größere Beachtung finden, damit nicht das Ideal der Heiligkeit und der wahren Frömmigkeit schädlichen Mißdeutungen ausgesetzt werde.

Dr. med. M. Kesselring.

# Literatur

**Von Bernard Shaws Philosophie** zu reden, wird Mode, obwohl es nur in gewissem Sinne Berechtigung hat. Denn vielfach handelt es sich da nur um ein Luf-

* Die Angriffe der Dämonen auf den Einsiedler Antonius. Ein Beitrag zur Geschichte der Mystik. (‚Theologie und Glaube', 2. Jahrg., 9. u. 10. Heft.

tiges Spiel mit Kleinigkeiten, bei dem geistige Dinge als Fangball dienen, und manchmal um Sprengbomben, die auf die gesellschaftlichen und moralischen Anschauungen der Gesellschaft geschleudert werden. Aber der englisch-irische Dramatiker ist im Grunde doch wohl eine ernste Persönlichkeit, die sich wohl oft zu verstecken sucht, die aber eine gewisse Naturschwere mit einem tiefen Glauben an die literarische und religiöse Bedeutung Bunyans verbindet, dessen ‚Pilgrims Progress' für den Engländer eine religiöse Offenbarung ist. Man sieht das wieder in der jüngst in London aufgeführten sonderbaren Studie ‚The Showing-up of Blanco Posuet'. Im ‚Major Barbara' zeigt er tiefere Sympathien für die Heilsarmee, die für England religiöse Bedeutung hat. Und das Stück ‚The Doctors Dilemma' ist ein Beweis, daß er für den überästhetischen Standpunkt des L'art pour l'art wohl viel Verständnis, aber wenig Sympathie hat. Und wenn wir puritanische oder gar kalvinistische Züge an ihm entdecken, so ist es doch nicht ganz paradox zu behaupten, er habe so etwas wie eine eigene Philosophie. Nur gehört sie weniger zu seiner ethisch-religiösen Persönlichkeit als zu seiner kritischen Seite. Es ist nicht so sehr Philosophie im Sinne einer Deutung des Lebens als vielmehr kritischer Skeptizismus in bezug auf einige halbverstandene und unbewußt aufgenommene Maximen der Allgemeinheit. Die Philosophie von Bernard Shaw ist ganz eine Sache des kritischen Verstandes, destruktiver Zurüstung mehr, als aufbauender Tätigkeit.

Vorgänger und Vorbild Shaws ist Ibsen — abgesehen von der Technik, die dieser in der Schule Scribes lernte. Ibsen ist ein Meister der Konstruktion. Einige Gesellschaftsstücke sind geradezu Musterbeispiele von pièces bien faites. Aber Ibsen war noch etwas mehr als ein bloßer Konstrukteur. Er wollte die modernsten Tendenzen, die in der Seele von Mann und Weib von heute wirksam sind, aufdecken. Von dieser Seite ist Shaw durch ihn beeinflußt und angeregt worden. Auch dieser stellt uns möglichst viele anarchistische Strebungen der Zeit dar. Seine Männer und Frauen sind von denen seiner Vorgänger so verschieden, wie Shakespeares Gestalten von denen eines Christopher Marlowe. Aber bei Ibsens sorgfältigem dramatischem Aufbau sind wir auf das Kommende immer gut vorbereitet, und er weiß durch die verschiedensten Kunstgriffe unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Er vermeidet in der Regel willkürliche und plötzliche Entwicklungen. Dabei liegt ihm daran, den tragischen Ausgang der gewöhnlichsten Situationen und der unbedeutendsten Charaktere zu zeigen. Ebenso macht es sich Shaw zur Aufgabe, die Tragödie, die in der Unbedeutsamkeit liegen kann, aufzudecken und die innere Bedeutung des Gemeinplatzes zum Ausdruck zu bringen. Aber im Vergleich mit Ibsen macht der Charakter seiner Philosophie den dramatischen Bau schwach und unüberzeugend.

Die ganze Lehre Shaws läßt sich auf einige Sätze reduzieren. Er hat eine intuitiv-gefühlsmäßige Abneigung gegen leeren Schall und äußeren Schein — überhaupt gegen die bloße Erscheinung, und sucht überall nach der Wirklichkeit. Der größte und anstößigste Humbug ist ihm alles, was mit Ausdrücken wie Idealismus und Romantik zusammengefaßt wird. Sie haben kein Äquivalent im wirklichen Leben. Sie gehören nur zu jenem Vorstellungsgebiet in unserem Geiste, kraft dessen wir Tatsachen ausschmücken, anstatt sie zu untersuchen. Aus demselben Grunde mißtraut Shaw jeder Gemütsregung. Selten gibt er uns in seinen Spielen etwas, was einer Liebesszene auch nur annähernd ähnlich sieht; oder wenn er solche Dinge mit den Fingerspitzen berührt, berühren sie uns eigentümlich herzlos und fast zynisch. Bei seiner Verneinung von ‚Idealismus' und ‚Romantik' und seinem schrecklichen Mißtrauen gegen Gemütsbewegungen bleibt Shaw nichts mehr als nur — der Glaube an die Urinstinkte der Menschheit: der Urinstinkt z. B., der den Mann gewinnsüchtig, selbstisch, selbsterhaltend macht; oder der andere Urinstinkt, der jedes Weib von Natur auf die Fährte des Mannes als eines Wildes setzt. Die menschliche Natur macht Shaw hüllenlos und ohne

Scheu zum Gegenstand seiner Dramen. Wenn das Ergebnis nicht sehr lieblich ist, so ist das, wie er versichern würde, nicht sein Fehler, sondern der Fehler der menschlichen Natur. ‚Nature is what you call immoral,' schreibt er irgendwo, ‚J blush for it, but J cannot help it*. Er sieht also seine Aufgabe darin, alle die bequemen Scheuklappen wegzureißen, die sich die Menschen vor die Augen gebunden haben; sie frei zu machen von den sogenannten edlen Gefühlen; ihre moralischen Grundsätze zu zerlegen; die Hohlheit des gesellschaftlichen Herkommens aufzuzeigen. Shaws Philosophie ist eigentlich eine alte Geschichte, die schon bei den Sophisten im alten Griechenland anfängt, die an die Relativität des Wissens und die Relativität moralischer Anschauungen glaubten. Darnach ist das, was einem wahr scheint, für ihn wahr, und was einem recht scheint, für ihn recht. Absolutes Wissen ist daher unmöglich; denn wenn jedermann nur seine eigenen Instinkte als Führer hat, wird er nicht zu allgemeinen moralischen Sätzen gelangen, die in gleicher Weise für alle verbindlich sind. Hier liegt auch wohl der Grund, warum Shaws Stücke Kaviar fürs Volk, auch fürs englische, sind. Sie stellen nicht Mann und Weib dar, wie man sie um sich herum sieht, mit all ihren ererbten Vorurteilen und Anschauungen und gelegentlichen Anfällen von Gemütsregungen und Empfindungen, sondern es sind Untersuchungen für einen zukünftigen Menschen, der ganz geistig ist und ganz nur sich selbst sucht. Es ist das Drama eines Kritikers. Gerade wie es schwierig ist, ein philosophisches System aus purem Kritizismus herauszustellen, so ist es in gleicher Weise schwierig, ein Drama mit nur negativen Eigenschaften zu bauen. So kommen wir zu dem schon angedeuteten Schlusse, daß Shaw mangelhaft im dramatischen Aufbau ist; daß er eigentlich ein Jbsen ist ohne die außerordentliche technische und konstruktive Geschicklichkeit, die dem norwegischen Drama den mächtigsten Einfluß in der modernen Zeit verschafft hat. Shaws Philosophie ist ein rein kritisches und in der Hauptsache destruktives System mit sophistischer Pose gegenüber Wissen und Moral, auch dies eine Entfernung von seinem Meister, dessen ernste ethische Absichten nirgends verborgen sind.

Joseph Sieben.

* Die Natur ist, was ihr unmoralisch nennt. Ich schäme mich dessen, aber ich kann es nicht ändern.

## Auswahlen älterer deutscher Lyrik.*

‚Nemt frowe disen kranz'. Unter diesem Titel faßt der bekannte Kunstpädagoge M. Spanier ‚Fünfzehn Gedichte Walthers von der Vogelweide' zusammen. Er nennt das feine Büchlein eine ‚Einführung'. Er bietet die Originale, in der richtigen Erkenntnis, daß selbst die besten Übertragungen zuviel vom eigentlichen Reiz verflüchtigen, von dem ‚geheimen Leben' des Gedichts, ‚das in der Einheit von Rhythmus, Klang und Sprachbedeutung wirkt'; er bietet wenige, die aber ein geschlossenes Bild von dem Gesamtschaffen Walthers geben, und mit glücklichstem Griff nur solche, ‚die ihrer ganzen Art nach von uns noch mit Genuß gelesen werden können'. Gerade bei Walther finden sich ja einige die Stimmung rein künstlerisch lösende und Seelenzustände voll auswirkende Gedichte, die dem modernen Empfinden wesensverwandt und fast ohne Glossar noch verständlich sind. Denn überhaupt ist das Mittelhochdeutsche unserm Sprachempfinden, wie das Vorwort mit Recht betont, noch keineswegs in allem so fremd, daß wir uns mit Übertragungen behelfen brauchen, anstatt die Originale zu genießen. Die Schwierigkeiten, die norddeutsche Dialektdichter, etwa Reuter, den Süddeutschen und die süddeutschen den Norddeutschen böten, seien kaum geringer. Weshalb sich also von einem so vielseitigen Genuß abschrecken lassen? ‚Für den Anfang ist dabei freilich eine Führung nötig': der des Mittelhochdeutschen unkundigste Leser wird sich unter dieser kundigen Führung

* ‚Nemt frowe disen kranz'. fünfzehn Gedichte Walthers von der Vogelweide. Eine Einführung von M. Spanier. Hamburg. Alfred Janssen. — ‚Die Meisterstücke des deutschen Volks- und Kirchenliedes' ausgewählt von R. M. Meyer. Berlin, Wilhelm Weicher. M. 0,75. — ‚Der Dom'. Sagen und Lieder. Von Martin Lang. München, M. Moerikes Verlag. 2 M.

daß wundern, wie noch verständlich, ohne erhebliche Schwierigkeit noch genießbar diese Gedichte auch im Original sind. Die Führung beschränkt sich auf das Allernotwendigste und verschmäht vollständig jene bekannte Eitelkeit der meisten Führer, ihr Wissen mehr leuchten zu lassen als der Sache dienlich ist, sie ist so unphilologenhaft philologisch, sprachliebend und lieben lehrend, daß der Leser sofort die innigste Verwandtschaft mit unserm heutigen Sprachausdruck fühlt und faßt, und am Schlusse wohl ein tieferes, lebendigeres Verhältnis zur Sprache, zum Dichter und seiner Zeitumgebung hat, als der schulmäßige Unterricht zumeist erreicht. Jeder ‚Gebildete' und auch mancher ‚Ungebildete' kann sich durch das Büchlein zu einem reichen Genuß anleiten lassen, und für Schulen ist es wohl der einzig richtige Weg zu einem fruchtbringenden Literaturunterricht, der von selbst den Liebhaber und Fachbegabten zu weiterem Studium anregt. Welch eine Unsumme von Klein- und vor allem Feinarbeit in dieser liebevollen Einführung steckt und restlos in der Aufgabe aufgeht, das wird den Kenner entzücken; der mit der wissenschaftlichen Materie nicht vertraute Leser wird es kaum merken, sondern rein im Genuß ein, Gedicht um Gedicht und Zug für Zug, sich abrundendes eindringliches Bild vergangenen Literaturlebens, wirkungsvoll für die eigene lebendige Gegenwart, gewinnen.

‚Die Meisterstücke des deutschen Volks- und Kirchenliedes' hat R. M. Meyer im ersten Bändchen der ‚Weichers Kunstbüchern' nachgebildeten Sammlung der ‚Meisterstücke der deutschen Lyrik' ausgewählt und ‚der Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti in verehrungsvoller Freundschaft' gewidmet. Das billige Bändchen ist schon allein der guten Einleitung wegen empfehlenswert, worin besonders das Werden und Wesen des Volksliedes nach dem Stande der neuesten Forschung kurz und fein klargestellt wird, während mir beim Kirchenliede das Urteil nicht allwegs zusagt. Gern hätte ich auch noch deutlicher betont gefunden, daß das volksliedmäßige — nicht das volkstümliche — Gedicht, die mißverstandene Forderung und Lobpreisung der Volksliedmäßigkeit vor allem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur eine durchweg unfruchtbare Nachempfindung bis hinunter zur bloß artistischen Spielerei und vielfach der Deckmantel des reinsten Dilettantismus war; und noch schärfer betont, daß die Entwicklung der eigentlichen neueren Lyrik nicht so sehr oder doch erst punktuell im Volkslied, vielmehr im Kirchen-, im geistlichen Liede linear vorgebildet wird und von ihm seinen direkten Ausgang nahm, wenn auch das Volkslied alsdann die sich in der an das geistliche Lied anschließenden Lyrik entwickelnde Gefahr des reinen Idealismus wieder ausgleichen half. Auf dem geistlichen Liede, nicht auf dem Volksliede, beruht in nächster Folge die neuere Lyrik. Vom eigentlichen Volksliede finden sich bei all den Vertretern, von denen die neuere Lyrik ausgeht, bei Gerhardt, Spee, Scheffler, Fleming, Gryphius, Hofmannswaldau, Günther, Haller, Klopstock, Claudius kaum einige Spuren und zumeist dann noch nur mit dem geistlichen Liede verschmolzene, aber das geistliche Lied, in dem auch das vielfache Problematische der neueren Lyrik schon wirksam war, hat auf all diese die Entwicklung organisch fördernden Dichter, dann weiter auf Goethe, Novalis, Brentano, Droste-Hülshoff, Mörike den stärksten Einfluß gehabt, während die ausschließlicher auf das Volkslied gegründeten Dichter durchweg im Engidyllischen oder auch in der bloß ästhetischen Nachempfindung beschlossen blieben und nicht die bedeutenden Persönlichkeiten, die eigentlichen treibenden Kräfte und gestaltenden Mächte in der neueren Lyrik sind. In diesem Sinne wäre eine solche Sammlung wertvoll, die das Volkslied als den quellenden Keim, das geistliche Lied und die daran anschließende Entwicklung als das ringende Werden und Wachsen und immer vollere Entfalten des nationalen Wesens in individueller Mannigfaltigkeit erkennbar werden läßt. Die an sich durchweg gute Auswahl vermag mit dem Genuß wohl auch diese im nationalen Trachten durchaus nicht unwichtige Erkenntnis der organischen Folge — sie trifft keineswegs für die Lyrik allein zu — zu

fördern und neue Entwicklungslinien daraus folgern zu lassen. Wer die geistliche Dichtung im besonderen genießen und studieren will, dem wird ‚Der Dom', eine Auswahl von Martin Lang, eine erste ergiebige Anregung sein.

Christoph Flaskamp.

**Etwas über Canon Sheehan und sein letztes Buch***. Wer sich für auswärtige Literaturerzeugnisse interessiert, kennt die Werke Canon Sheehans: seinen ‚My new curate' und ‚Luke Delmege' sicherlich oder hat von ihnen gehört. Es liegt etwas merkwürdig Fesselndes in dem etwas disparaten Talent des irischen Seelenhirten. Auch sein letztes Buch: ‚The blindness of Dr. Gray' fand in dem britischen Reich raschen Absatz. Des öfteren gefragt, ob es sich zur Übersetzung eigne, mußte ich es jedesmal mit gutem Gewissen verneinen. Dr. Gray, der eifrige, würdige Priester einer kleinen Ortschaft, geistig gebildet, von lauterem, vornehmem Sinn, einzig für das Wohl seiner ihm anvertrauten Seelen besorgt, besitzt einen starren, unbeugsamen Charakter. Tief veranlagt, bleibt sein Gesichtspunkt eng, seine Ansichten unabänderlich. Trotz aller Hingabe für seine Pfarrkinder fehlt es ihm an innigem Verständnis für sie und wird von diesen mehr gefürchtet als geliebt. Unduldsam für die Jugend und streng, jagt er selbst das Kind seiner Schwester, ein hochherziges Mädchen, das er bei sich aufgenommen, aus dem Hause, weil er sich mit ihren Ideen nicht einverstanden erklären kann. Eine allmählich eintretende Blindheit zwingt ihn, von seinem Amt zurückzutreten. Er sieht sich bald allein, arm, hilflos, verlassen von Freunden und Verwandten, starren, traurigen Sinnes. — Jahre vergehen. — Seine Nichte (die inzwischen Pflegerin geworden) faßt sich ein Herz und klopft an seine Türe. Er erkennt sie nicht. Ihre Güte und Wärme wecken den Einsamen zum Leben. Es wird hell in seinem Herzen, Tag in seiner Seele. Er erkennt, daß nicht das Gesetz Macht über die Menschen hat, sondern die Liebe allein, daß die Liebe mächtiger ist als das Gesetz. Die Idee ist gut, jedoch nicht neu. Und wenn das Buch interessant ist, so ist es nicht vom Standpunkt der Erzählung, deren Hergang man fast kindlich nennen möchte, sondern vom kultur-historischen Standpunkt. Es hat wohl kein Irländer sein Land, dessen Sitten und in der Welt einzig dastehende Eigenheiten so klar gesehen und geschildert wie Sheehan. Selbst ganz Irländer, fällt er in die typischen Fehler: er trägt mit Farbe und Licht zu stark auf, übertreibt, aber . . . kargt mit dem Stift. Er vergißt Goethes weise Mahnung — er vergißt das Maß in der Bewegung. So möchte ich fast sagen, daß seine Charaktere unzulänglich gezeichnet sind (sie haben überlebensgroße Augen und zu kleine Beine); wo es aber gilt, der Sprache seiner Landsleute zu lauschen, ihre Sitten zu schildern, ist er ein Meister, und kaum ein Dickens wird uns eine Gerichtsszene besser und plastischer vor Augen bringen, als Sheehan es in diesem beinahe 500 Seiten starken Band tat. Canon Sheehan — ein schlichter Landpfarrer eines kleinen Dorfes in Süd-Irland — weiß, trotz seiner Belesenheit und trotz seiner Domherrnwürde, nichts von der Welt; er kennt sie nicht und will sie nicht kennen, er kennt nur seine Pfarrkinder, die er über alles liebt und von der Welt abschließen möchte, weil sein mystischer Sinn sie fürchtet. Er kennt die Bauern, und sieht sie, wie sie sind, edel, unverdorben, stolzen Sinnes*, überschwenglich witzig, melancholisch und übermütig, abergläubisch, aber vor allem gläubig, von einem Glauben, den keine Martern der Welt ihnen entreißen würden — in unserer Zeit wohl etwas Seltenes.

Als Romanschriftsteller wird Sheehan kaum leben — als Persönlichkeit, als irischer Typus ist er unsterblich. Er gehört einer alten Schule an und könnte vor 150 Jahren gelebt haben. Wie eine graue, verblichene, der Vergangenheit lebende Gestalt hebt er sich von jenen leuchtenden, jedoch heidnischen modernen Iren ab, die wie ‚W. B. Yeats' und der kürzlich verstorbene ‚Synge', eine

* The blindness of Dr. Gray bei Longman Green & Co., London 39, Paternoster-Street erschienen.

* Die meisten rühmen sich von Königen abzustammen und in der Tat haben ihre Gestalt und ihre hoheitsvollen Manieren etwas Königliches.

neue Schule, das ‚Abbeytheatre‘ zu Dublin, ins Leben gerufen haben. G. S.

# Theater

**Berliner Theater. Von Gerhart** Hauptmann, der im Lessingtheater sein neuestes Drama, die Tragikomödie ‚Die Ratten‘ spielen ließ, läßt sich diesmal mit etwas mehr Freundlichkeit reden. Spürt man den in den Hauptträgern des Stückes, dem verkrachten Theaterdirektor Hassenreuter und der Mauerpoliersgattin Frau John gegründeten intellektuellen und psychischen Vorbedingungen der Handlung nach, so kommt man freilich bald dahinter, daß auch dieses Stück kein Drama ist, man wird sich wieder mit seltener Deutlichkeit der durchgreifenden Mängel der Hauptmannschen Gestaltungsart klar, d. h. seiner Unfähigkeit, geistig in strenger Logik ein Gerüst aufzurichten, darum sich die Handlungen der Personen schlingen wie das Astwerk vom Stamm eines Baumes aus. Das Stück spielt in einer Mietskaserne des Berliner Ostens, in deren Erdgeschoß ein fleißiger Mauerpolier wohnt, auf dessen Dachboden der Theaterdirektor seine letzte Habe an Kulissen, Kostümen und Requisiten untergebracht hat, und dazwischen haust allerlei verbrecherisches Gesindel, Zuhälter und Dirnen. Nicht wenig überrascht ist man daher, den Theaterdirektor mit ordenübersätem Frack gerade in diesem zweifelhaften Milieu auftauchen zu sehen — er kommt just von einer Audienz bei einem Prinzen in Potsdam — und erledigt hier oben seine Korrespondenzen, zärtlichen Heimlichkeiten und erteilt dort seinen Theaterunterricht. Dieser Dachboden wird aber auch von Frau John einem schwangeren polnischen Dienstmädchen zu ähnlichen Dingen überlassen, wie ihn schließlich die Tochter des Theaterdirektors dazu benützen möchte. Man sieht: ein Theaterdirektor wie aus der Posse hergeholt, und so endet denn auch der erste Akt ganz in diesem Sinne. Hassenreuter ist in der Grundanlage eine unmögliche Figur, doch, wohl gemerkt, mehr nach dem Äußeren hin, d. h. in bezug auf Existenz und Lebensschicksal, das hier gezeichnet wird; Faselhänse seiner Art gibt es unter den Komödianten sonst schon, wenn auch nicht unbedingt in dieser Kaliberstärke. Umgekehrt ist es jedoch bei seiner Partnerin Frau John, der Mauerpoliersgattin, die Hassenreuter diesen Bodenraum sauber hält, nebenbei Pfandleiherin ist und Beziehungen zu allerlei fragwürdigem Volk, so zu ihrem eigenen Zuhälterbruder aufrecht hält. Hinsichtlich des Äußeren wäre hier auch zu sagen: Was veranlaßt den tüchtigen Arbeiter John dazu, gerade in Altona zu arbeiten und seine Frau in der Spelunke allein zu lassen? Es wäre doch für ihn weit natürlicher, seine kinderlose Frau mit dorthin zu nehmen. Begeht er diese Trennung nur, um Herrn Hauptmann die Möglichkeit an die Hand zu geben, seine Frau zur Verbrecherin werden zu lassen? Wie diese als ein Inbegriff der Tugend, nämlich an Fleiß, Sparsamkeit und Mutterliebe geschilderte Frau dazu kommt, wird uns ebensowenig angedeutet und klar, wie wir sie plötzlich bei der Arbeit sehen, der verzweifelten polnischen Dienstmagd den zu erwartenden Bastard abzuhandeln und ihrem ehrlichen in Altona auf dem Bau weilenden Mann als eigenen Sproß unterzuschieben. Wir sagen uns: ist es möglich, daß diese Frau nicht einen Moment das Gefühl des Verbrecherischen empfindet! Sie begeht diese Dinge, als handele es sich um Kaffeetrinken und Spazierengehen; als sei es nur ein Akt der Gutmütigkeit gegen die verlassene Dienstmagd. Wenn der Dichter den verbrecherischen Charakter der Frau aber als selbstverständlich annehmen sollte, etwa weil sie die Schwester des Zuhälterbruders ist, so dringt dies in der Zeichnung wieder gar nicht durch: denn dann müßte sie ganz anders zu ihrem Prachtexemplar von Mann kontrastieren, und dürften uns ihre Beziehungen zum verlotterten Bruder nicht als Ausfluß reiner Güte und Familienanhänglichkeit gezeigt werden. Dazu kommt, daß die Frau — es wird mit keiner Silbe erwähnt, daß sie, da das eigene Kind starb, nicht in der Lage ist, einem zweiten das Leben zu geben — die Unterschiebung auf die denkbar dümmste Weise anstellt. Als dritter

Grundfehler der dramatischen Expositionsrechnung wäre die zwangsweise Zusammenziehung der Parteien Hassenreuter-John anzusehen, — Hassenreuter geht mit Frau und Tochter (stets elegant gekleidet) tagtäglich in der Spelunke aus und ein, — die vom Dichter nur vollzogen wurde, um den Begriff ‚Tragikomödie' zu rechtfertigen: den hat er aber doch wohl nicht ganz verstanden. Die Tragikomödie entsteht, wenn der mit den Anzeichen tragischen Schicksals auf seinem Lebensweg belastete Held so voll menschlicher Schwächen als Ursache seines Geschickes ist, daß man diesem seinem Geschick mit einem feuchten und einem lachenden Auge zusieht: so ist Shylock die rechte Tragikomödienfigur. Herr Hauptmann macht sich die Sache bequemer — er zeigt das Tragische in der allerdings sinnlosen Handlungsweise der Frau John und läßt von Hassenreuter die Komödie dazu spielen.

Es ist nicht zu leugnen: dieses Rattengebäude steht auf schwachen Füßen. Wenn ich nun trotzdem sagte, man stehe diesmal der Arbeit Hauptmanns freundlicher gegenüber, so hat es seinen Grund darin, daß im Verlauf der Handlung an nicht wenigen Stellen des Dichters alte Kraft durchbricht in der in die Breite gehenden, nach der malerischen Seite hin entwickelten Schilderung der seelischen Zustände. Das Wort ‚Schilderung', so wenig es beim Drama Anwendung finden sollte, ist hier dennoch eher am Platze als ‚Gestaltung', denn die im Augenblick für uns glaubwürdigen und nicht selten fesselnden Vorgänge im Kampf um das untergeschobene Kind zwischen Mutter, Adoptivmutter und deren Mann, entwickeln sich ja nicht logisch aus dem oben gezeichneten Fundament, und um sie hinnehmen zu können, darf man sich jener teils lächerlichen, teils unglaubwürdigen und unmöglichen Voraussetzungen nicht erinnern; aber wir müssen gestehen: wir wurden an mehr als einer Stelle endlich wieder einmal bei Hauptmann wie von der Gefühlskraft eines echten Dichters gepackt, dessen Wort nicht an der Kleinmalerei der Äußerlichkeit haftete, sondern Funken schlug, die aus dem Innern kamen. Das trifft freilich immer nur auf einige Situationen zu, im Verlauf ist manches der Ereignisse ebenso unmöglich und konstruiert wie in der Voraussetzung. Ein treffend beobachteter Zug ist z. B. die Schilderung des Zuhälterbruders, der der Schwester Frau John zuliebe das polnische Dienstmädchen, die Mutter des untergeschobenen Kindes, aus dem Wege räumt, damit jene vor den Quälereien dieser Ruhe habe; ein Akt, der jedoch das Gegenteil bewirkt, indem er zur Aufdeckung der Lage und damit zur Katastrophe führt: der Zuhälter geht über die Grenze, der ehrsame Mauerpolier will seine Frau verlassen, diese stürzt sich in einem Anfall von Wahn aus dem Fenster. Dazwischen ist noch als kleinere Episode der Familienzwist eines Pastorssohns, Hassenreuters Schüler, eingeflochten, der das Theologiestudium an den Nagel steckt, wider den Willen seines Vaters, und dessen eigene Schwester im Sumpf verkam durch die Hartherzigkeit des einen Fehltritt nicht verzeihen wollenden Alten. Diese Episode dient als Bindeglied der beiden so ungleichartigen Parteien und soll den Charakter des Tragikomischen verschärfen. Gespielt wurde nicht schlecht; vielleicht, daß die Lehmann ein wenig zu weinerlich, zu rührselig, zu nervös die in der Anlage doch grobkantige Maurersfrau gab und dadurch der Absicht des Dichters eher schadete als nützte, indem sie diese Frau John zu weit von ihrem Zuhälterbruder abrückte, so daß sie eher die Schwester des biederen Mannes hätte sein können. Aber für all dies ist schließlich der Grund in der schwankenden und unausgeglichenen Charakterezeichnung des Dichters zu suchen. Ein Einwand wäre gegen die Regie zu erheben: das Wesentliche des Lokalcharakters in diesem Stück ist doch der Umstand, daß es teils im Erdgeschoß, teils unter den Dachsparren einer Mietskaserne sich abspielt: der Empfindung war man nie. Man glaubte sich stets im Souterrain eines Vorstadthauses. Gerade jenes aber hätte sichtbar gemacht werden müssen, etwa durch Durchblicke auf abgrundtiefe, lärmerfüllte Höfe, durch Geräusche von der Straße herauf.

Im vergangenen Winter hatte Reinhardt einem Kammerspiel-Publikum das Graldrama ‚Gawân' als eine kleine Sensation aufgetischt. Dem heutigen in Geschmackswünschen und Urteilsschlüssen ziemlich unklaren und unsicheren Berlin-W-Publikum mundete die nicht schlecht gereimte, doch in psychologisch-gestaltender Hinsicht verworrene Mystik des Archäologen Eduard Stucken nicht übel. Man nahm sie als einen angenehmen Gegensatz zu den Darbietungen des Metropoltheaters hin; denn das ästhetische Bedürfnis dieser Leute schwankt zwischen erkünsteltem, grell aufgeputztem Ästhetizismus und plattester Frivolität. Da konnte es nicht wundernehmen, daß ein findiger Theaterdirektor auch nach dem Rest der dichterischen Produktion begehrte, die jahrelang unbeachtet im Schreibpult des Autors verstaubte: nun er uns in diesem Winter mit ‚Lanzelot' das zweite Stück seines Artuszyklus geboten hat, müssen wir wenigstens zugeben, daß er von vornherein den Griff für das bessere der drei hatte, und mit diesem nun versucht, wie weit das Interesse des Publikums geht, während das dritte, ‚Lanval', von einer anspruchsvolleren Wiener Zuhörerschaft und der dortigen Kritik einstimmig abgelehnt wurde. Dem Baron Berger, der hinter Berlin nicht zurückbleiben wollte, blieb nichts anderes als das dritte übrig. Vor ‚Lanzelot', einer durchwegs langweiligen Arbeit, an der höchstens die gewandte Sprache wieder zu erwähnen wäre, bleibt nun nichts anderes zu bemerken übrig, als daß es im Prinzip eine schwache Wiederholung der in ‚Gawân' gestellten Aufgabe ist, d. h. des Hymnus auf vergangene Tugenden, wie: Heldentreue, Ritterehre, Frauenliebe. Aber auch nicht in einer Figur werden uns diese als Träger eigen individualisierter Menschen vorgeführt. Stuckens Gestalten sind Marionetten, die geistreichelnd schöne Reden darüber hatten, was sie verkörpern sollen. Im Aufbau nicht ungeschickt — da es sich nicht um seelisch-individuelle Konflikte, sondern um Paradigmen handelt, ist dies nicht eben schwer — zeichnen diese Dichtungen sich dennoch durch eine empfindliche Unklarheit der Rede aus, so daß der Hörer ohne Kenntnis des Textes nicht leicht zu folgen vermag: ein Umstand, dem wir uns vor dem tiefsten aber klar gebauten Drama nie gegenüberfinden, weil die Worte in ihm die Handlung formend begleiten; hier aber als ornamentale Arabesken den langsam schleppenden Gang des im Grunde simplen Motivs überwuchern. Vielleicht daß der Dichter als Epiker genießbarer wäre denn als Dramatiker. Doch was würde er als solcher mehr sein denn einer der vielen aus dem Georgekreis! Man nehme seinen Dramen — vor allem diesem ‚Lanzelot' — den christlich-mystischen Anstrich und es bleibt nichts anderes an dichterischer Gestaltungskraft als ein Sudermannschmarren à la ‚Strandkinder'.

Rudolf Klein.

**Münchener Theater.** Im Münchener Schauspielhaus fand am 5. Januar die Erstaufführung von Schönherrs ‚Glaube und Heimat' statt. Der Beifall war ehrlich und stark, aber nicht berauscht, nicht erregt und erregend, nicht in Siedehitze aufschäumend, nicht stürmisch demonstrativ wie am Wiener deutschen Volkstheater. Hierzu fehlt uns in Bayern, gottlob, immer noch der vulkanisch zerwühlte, konfessionell-politische Untergrund. Immerhin hat sich auch hier das Stück protestantisch angelassen. Man braucht bloß auf das Echo der Tageskritik hinzuhorchen. Hat nun der Dichter derlei in der Anlage beabsichtigt? Ich glaube, nein. Aber daß Stoff und Komposition im Engeren so wirken würden, dessen durfte, dessen konnte er sich nicht verschließen.

‚Glaube und Heimat' soll die Tragödie eines Volkes sein. Sie rollt sich zur Zeit der österreichischen Gegenreformation ab. Die Alpendörfler, die sich zur unveränderten Augsburger Konfession bekennen, werden aus dem Lande vertrieben. Die Minderjährigen jedoch müssen bleiben, um der seligmachenden Lehre bewahrt zu werden. So brennt sich in die Familie des Christofer Rott das tiefste Herzeleid. Er und sein zweiundachtzigjähriger Vater sind längst heimlich Lutheraner. Wenn nachts die Fensterscheiben verhängt und die Türen verriegelt sind, dann holt der eine unter der

Viele die messingbeschlagene Bibel hervor und unterm Kienspannlicht lesen sie darin. Und dann fällt Gottes Wort auf sie wie ein Alpdruck, weil sie den Mantel auf beiden Achseln tragen, weil sie zag und weder kalt noch warm sind, weil sie nicht bekennen. Aber auch diese mutige, starke, sprengende Stunde kommt über sie. Und wie sie nun hinauswandern müssen, von Haus und Scheune fort, der Christofer und sein Weib, — den Alten hat es schon vorausgetrieben, denn er hört des ewigen Schnitters Sichel rauschen und fürchtet den Schindanger, — da trifft sie jenes letzte bitterste Schicksalsleid. Ihr einziger Bub, ihr ‚Spatz‘, ihr ‚Zuchtstierl‘ springt, als ihn der wilde Reiter, der Fanghund fassen will, in den Mühlbach und gerät unter das große Schaufelrad.

Ein überraschendes, kein notwendiges und damit kein tragisches Ende. Aber es ist interessant, daß solche willkürliche Zufallsschlüsse, die eben keine Schlüsse sind, bei Schönherr die Regel bilden, ja daß er sie beinahe gleichförmig drechselt. Schon in dem Genrebild ‚Karrnerleut‘ rennt Füchsl ebenso jäh in den Mühlbach. Und nichts ist so bezeichnend für die wenn nicht undramatische, so doch dramatisch lockere Schaffensweise, als daß der Dichter selbst wiederholt umgestaltend in das Ende seiner Dramen eingriff. So ließ er in der ersten Fassung des ‚Königreichs‘ den jungen Fiedelspieler in den Teich gehen und in dem vorletzten Bühnenstück ‚Über die Brücke‘ war ursprünglich geplant, daß sich das Mädel in die Wellen wirft. In der endgültigen Prägung ziehen dann beide ins Leben.

Nun soll allerdings ‚Glaube und Heimat‘ nicht lediglich als Familientragödie die Rottbauern umgrenzen. Es sollte ja die Tragödie eines Volkes erstehen. Und da fragt sich etwas anderes. Wie, in welchem Grade und bis in welche seelische Tiefen leiden, und was tun die Zweihundertdreizehn, denen die absolute Macht für morgen den Schubpaß in die krampfigen Finger preßt? Löst sich ihnen der Schmerzensruf, der Racheschrei in den Gurgeln? Drängt es sie wie die schlesischen Hungerweber zur Aktion, wenn auch zu einer blindwütigen? Nein, sie leiden, sie tragen, sie keuchen, sie stöhnen, oder sie tragen es nicht, werden stumpf, werden wirr, werden entwurzelt. Also eine Tragödie der Passivität. Wenn aber dem Heimatgefühl, den Empfindungen des Verwurzeltseins, des Verkettetseins an Haus und Hof und Herd nicht die zermalmende, große, tragische Gewichtsschwere innewohnte, wenn sich ein muskelfester Volksschlag von gesundem Blut und frischen Sinnen davon nicht unterzwingen ließe, und wenn das Heimatsehnen eher ein lyrisches Element abgäbe? Lyrik, die in unsere Träume den linden Schmerz und in unseren Willen den Weckton senkte? Ich denke an die rollenden Elegien des Jeremias, an die trauerdunklen Terzinen Dantes.

Ein geistreicher Kritiker in der Frankfurter Zeitung hat wohl diese Schwäche der Tragik gespürt und hat darum in den Begriff Heimat einen reichen Gedanken- und Gefühlskomplex hineingelegt, ihn nicht bloß als Boden der Kindheit gefaßt, sondern auch als Freundeshand, Frauenherz und endlich als Glück und Leben. Nur schade, daß Schönherr selbst seinen Menschen, ihren Worten, Reden und Gesten nicht diese suggestiven, durchschimmernden Deutungen gegeben hat wie beispielsweise der nordische Symboliker Ibsen. Und lediglich die Dichtung ist entscheidend und nicht eine nachträgliche Interpretation, und der Dichter hat die Heimat ganz derb real gepackt, ja zuweilen materialistisch, als Naturgebundenheit, so daß sogar die durchgeistigende, durchfühlende Lyrik zurücktritt. Den landverwiesenen Peter Rott ‚treibt es immer wieder heim wie das Vieh in sein' Stall‘.

Immerhin bleibt dem historischen Lebensausschnitt als Tragödie viel Schönes, Einfaches, schlicht Menschliches und auch Edles, das alles uns rührt. Wäre noch das andere Grundmotiv, der Glaube, zu prüfen. Den Glauben setzt der Dichter im Titel zuerst. Insofern mit Recht, als der Glaubens-, der Gewissenskonflikt den Anstoß des Geschehens und Leidens gibt, als er die

tragische Zündung herausklopft. Aber dieser Glaube bleibt unverkennbar Exposition. Er entfaltet sich nicht in den Menschen. Er enthüllt nicht seinen ethischen und seelischen Inhalt. Und darum verblüfft es uns, wenn gegen Ende die christliche Idee wie ein Morgenstern der Verheißung hereinglitzert, wenn da der Rott um Christi Lehre und um Christi Blut willen dem Fanghund, dem wilden Reiter die verzeihende Hand beut, so daß dieser innerlich zernichtet sein Schwert entzweitritt. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich hörte bei der Aufführung zunächst die Theaterangel störend knarren. Aber vielleicht waren es gerade die krönenden Schlußposen.

Wie fein dieses Spiel wieder in den technischen Einzelheiten durchdacht und durchfeilt ist, in den abschattenden Kontrasten, in den verstärkenden Gestalten- und Wortparallelen, in den durchklingenden Leitmotiven, in den umschlingenden Refrains, das ist mir erst bei späterer Lektüre aufgegangen. Schönherr war bisher schon, zum mindesten seit der ‚Erde', ein Meister lebendigmachender Sinnbildlichkeit, ein Meister der dramatischen Ökonomie, der pointierten Szene und des zusammenfassenden, gestrafften, federspitzen Dialogs. Seit Ibsen wohl der Erste. ‚Glaube und Heimat' nun stellt in artistischem Betracht einen Gipfel seines Gesamtwerkes dar, wohl gemerkt, im Artistischen, denn der Höhenflug der Idee und des Stilstrebens ward im ‚Königreich' getan. Nur die Zwecke seiner Refrains seien hier kurz vermerkt. Ein Gedanke, ein Satzgefüge kehrt wieder, kehrt im Lauf der Akte dreimal, viermal wieder und die Absicht ist, die Idee, die Stimmung zu nuancieren, ins Heitere, oder ins Ironisch-Tragische, oder ins Liedhafte zu tönen. Die Worte, ja sogar die Dialogfolgen wiederholen sich aber auch, um die Personen individuell, scharf zu charakterisieren, ihren Vorstellungs- und Gefühlskreis. Ein Beispiel der Alt-Rott, dem die Gedanken immer wieder gleich schweren Vogelschwingen der Erde, dem Grabe zusinken. Das Merkwürdigste aber ist, daß der Refrain bisweilen auch in Leuten aufspringt, die während des Spiels diese Worte, diese Sätze weder gesprochen noch gehört haben. Und damit soll die geistige Enge des Milieus, der Heimat eindringlich werden. Wie der Kirschbaum vor dem Haussöller Jahr für Jahr die gleichen Blüten und Früchte trägt, und wie das rebellische Blut durch die Generationen der Rott hindurchflutet, ohne zu verebben, immer der gleiche Strom und Pulstakt, so kehren auch dieselben Gedanken wieder in dieser Gemeinde, dieselben Sprachbilder, dieselben Assoziationen. So wäre denn selbst rein technisch jene materialistische Naturgebundenheit zum Ausdruck gebracht.

Vom Schauspieler aus besehen enthält Schönherrs Volkstragödie verschiedene Arten darstellender Verkörperung. Einen realistischen Typ in den Bauern mit ihren ungelenken, schiebenden und schleppenden Gebärden, einen bildmäßigen, untermalenden, dekorativen: das Vagantenpaar, und einen symbolisch aufgewuchteten: den wilden Reiter. ‚Er reitet Brand und Bluet.' ‚Es geht die Sage, er sei einmal in der Mönchskutte gesteckt und von reichem Adel.' ‚Er dampft von Blut und Schweiß und zieht wie ein Wetter auf.' Das ist weniger szenisch als balladesk, nicht so sehr Drama als Volkslied.

Dr. Joseph Sprengler.

# Kunst

**Zwei malerische Gegenpole sind die** beiden Künstler, deren Werke in der Winterausstellung der Münchener Sezession zu sehen waren. Beide sind Künstler, deren Schöpfungen aus Naturvorbildern hervorgehen, beide naturhaft gebunden und deshalb nicht monumental. Aber der Abstand zwischen der voraussetzungslosen Naturwiedergabe Heinrich Zügels und der stilisierenden Einfühlung Karl Haiders in die Natur kann kaum größer sein. Jener, der Tiermaler von anerkanntem Rufe, denkt an nichts anderes, als wie er die Gegenstände, Tiere und Menschen und ihre Bewegungen, am besten in Farbe übersetzt, ein farbiges Abbild der Natur getreuer als eine Impression schafft; dieser, ein Künstlertypus, den man heute ähnlich wie Thoma in besonderem Sinne als deutsch bezeichnet, sucht

nur sich selber in der Natur, die Bäume, Felsen, Hügel, Menschen leihen ihm Formen und Farben für seine eigenen Gefühle. Zügel ist ein Meister der Farbe, ein Lehrmeistertalent für eine bestimmte Art malerischen Gestaltens, der die Natur benützt, wie sie sich ihm bietet, ohne ihr Zwang antun zu wollen. Haider ist eine ganz bestimmte, eng begrenzte Individualität, schon mehr ein Eigenbrödler, der die Natur auswählt, in Formen zwingt und im Bilde um ihr natürliches Eigensein bringt. Und doch liebt Haider die Natur mehr, das heißt tiefer und wesentlicher als Zügel.

Auch Heinrich von Zügel, der, aus Murrhardt in Württemberg als Sohn eines Schäfers gebürtig, im Oktober des letzten Jahres seinen 60. Geburtstag erlebt hatte, ist eine Individualität, wenn wir den Nachdruck nicht mit deutscher Vorliebe auf die persönliche Eigenart legen, sondern einen in der Kunstentwicklung zeitlich notwendigen oder doch wichtigen, die bestimmte malerische Auffassung einiger Jahrzehnte in sich zur Schau stellenden und stark schulebildenden, also auch eine weitere Generation vorausformenden Künstler darunter verstehen. Bei solchen Künstlern pflegt, in Deutschland mehr als anderwärts, das persönliche Element hinter der fleißigen malerischen Arbeit und Gründlichkeit des Vortrags zurückzutreten. Tiermaler insbesondere verlieben sich in die äußere Erscheinung, die Rassigkeit und das charakteristische Gebahren ihrer Modelle und sind eher Naturforscher als Stilsucher, denen die realistische Treue näher liegt als die höhere Stileinheit und innerliche Verbundenheit mit den Ausdruckskräften und Formen ihrer Zeit. Freilich haben sie trotzdem an ihrem charakteristischen Zeitstil teil, um so deutlicher sogar, je mehr ihre Formen von der Außenseite der Natur gewonnen sind; denn die äußerlichen Stilelemente sind deutlicher als die innerlichen. Franz Snyders z. B., der Genosse des Rubens, hat die äußere Wucht und den aufprallenden Schwung des Barock in seinen Tierkämpfen sichtbarer als der größere Meister und ist doch nicht so wirklich lebendig wie dieser. Constantin Troyon hat von den Meistern des Paysage intime die belebtesten, natürlichsten Bilder, doch fehlt ihm etwas zu der feineren Poesie dieser Landschafter. Gabriel Max — ein weiter Absprung — weiß in seiner sentimentalen Salonkunst das anekdotische Tierbild am psychologischsten zu pointieren; — doch hier läßt sich die Parallele nicht weiterführen, denn hier kann nicht von Stil und nicht von Natur geredet werden. Im Grunde auch gar nicht von Psychologie; denn das Tierbild muß seine Psychologie durch die innere Erfassung des tierischen Wesens, nicht durch anekdotische Pointen erhalten. Von der anekdotischen Tierdarstellung ist nun Zügel — und das ist der gesunde moderne Fortschritt — so weit als möglich entfernt; ähnlich weit wie die moderne Bauerndarstellung etwa des Grafen Kalckreuth von dem Salontirolertum; das sind äußerste Gegensätze. Selbst in einem frühen Bild ‚Hunde vor dem Kunstverein', dessen Titel ganz nach anekdotischer Darstellung klingt, interessieren ihn vor allem die charakteristischen Typen und Stellungen der gelangweilten Vierfüßer. Immer mehr wird ihm die unmittelbarste, getreueste Wiedergabe der Natur und der Tiere, dazu die Tagesbeleuchtung, in der sie sich darbieten, Selbstzweck, alleinige malerische Aufgabe. Während die frühen Bilder noch etwas tonig schwimmend sind, werden die späteren immer reiner farbig, ganz in farbige Materie gebrochen und aufgeteilt, die Tiere dabei immer größer gegeben und näher vor Augen gerückt, so daß ihr ganzer Organismus in eine möglichst ausgiebige malerische Struktur verwandelt werden kann. Eine sehr reiche und lebhafte Übersetzung in farbige Werte ist das Wesen von Zügels Kunst; aber in der zu ausschließlichen Befolgung eines nur farbig darstellenden Prinzips liegt auch die Beschränkung dieser Kunst. Die farbige Zerlegung des Lichtes in seinen Bildern ist stärker als ihre Atmosphäre. Auch das ist ein Fortschritt. Je näher die Gegenstände rücken, desto mehr trennen sie sich von ihren atmosphärischen Bedingtheiten und werden wesentlicher. Schon die Impressionisten hoben diese wesentliche Schönheit gegenüber der atmo-

sphärischen Stimmung hervor. Sie fanden den farbigen und formalen Rhythmus, der diese Schönheit ausdrückt. Dieser Rhythmus, der sich in der tonigen Schwebung der früheren Bilder noch stärker fand, fehlt nun Zügel in seinen weiteren Werken ziemlich, und dies ist nun der Abstand seiner getreuen Naturwiedergabe von einer höheren Stileinheit. Freilich ist in dem Deutschland seiner Generation und auch heute noch überhaupt nicht viel von dem wesentlicheren farbigen Organismus zu spüren, der hier nötig wäre. Wie dieser tiefere Bildorganismus nicht stark ist, so ist auch der Organismus der dargestellten Tiere nicht stark gestaltet. Zügel schafft von außen, nicht von innen, forciert die Außenseite in farbigen Lichteffekten und gibt so ein sehr wirkungssicheres Bild des Daseins der Tiere, nicht ihres Wesens. So sehr das Gespann pflügender Stiere an die Scholle gefesselt ist, so fein die Herde dem Zug des Weges sich anschmiegt, z. B. in ‚Meine Heimat', so gut die Heidschnucken mit der Lüneburger Heide in ruhiger, plumper Schwere zusammengehen, so ist doch stets weniger das animalische Sein, als das gegenständliche, farbig übersetzte Dasein geschildert. Besonders bei großformatigen Bildern wird dies auch deutlich als ein Stilmangel empfunden. Die groß wiedergegebenen Menschen und Tiere bleiben samt ihrer farbigen Materie zu stofflich. Man spürt ein Mißverhältnis zwischen Masse und Wirkung, zwischen gegenständlicher und darstellerischer Überfülle und wesentlichem Ausdruck. Eines der Geheimnisse der Kunst ist, mit möglichst wenig möglichst viel zu sagen. Wenn die Barockmaler, z. B. Snyders, an den Zügels ‚Sauhatz' erinnert, große Formate hatten, so war auch die Bildkomposition im ganzen mächtig über die Natur hinausgehoben, und dies war möglich, da auch der Tierorganismus im einzelnen weniger gegenständlich als wesentlich erfaßt war. Dies hindert nicht, daß Deutschland in Zügel einen sehr tüchtigen und ehrlichen Tiermaler schätzen darf. Tüchtig sind besonders auch Zügels Zeichnungen, in denen bei einem dem Farbensehen ähnlichen Sehen von Licht- und Schattenflecken oft interessante fast skelettartig anatomisch wirkende Darstellungen der Tierkörper sich ergeben. In ihnen wie auch auf manchen Gemälden, z. B. ‚Liegendes Scheckvieh', finden sich oft recht glückliche Kompositionen und Ponderierungen der Bildfläche.

Wenn bei dem Begriff Künstler vor allem an das original schaffende Gefühl gedacht wird, dann ist Karl Haider mehr Künstler als Zügel. Der jetzt 65jährige Meister, der, ein geborener Münchener, in Schliersee wohnt, ist eine ziemlich einzigartige Erscheinung, denn er hebt sich auch von manchen Ähnlichartigen wie Thoma oder Steppes, mit denen er viel zusammengenannt wird, deutlich ab. Besonders deutlich und nur zu seinem Vorteil hebt er sich aber auch von der üblichen Münchener Malerei der Gegenwart ab. Man pflegt eine dünne, fast tüftelnde Malerei wie die Haiders heute gerne tadelnd als nicht malerisch zu bezeichnen, als ob ein Künstler die Pflicht hätte, sich nur der allgemein gebräuchlichen Ausdrucksweise zu bedienen. Allerdings liegt die Zukunft in der zusammenfassenden Fortentwicklung der gegenwärtigen Malerei; wenn aber ein Künstler seine Gefühle besser mit selbst zurecht gemachten Mitteln ausdrückt, die für andere meistens nicht taugen, dann liegt eben in diesen Mitteln, sobald nur seine schaffenden Gefühle echt sind, seine Enge, aber auch seine Echtheit und Unnachahmlichkeit. In der Malerei der letzten Jahrzehnte war viel von Stimmung die Rede, die sich in atmosphärischen Farbentönungen aussprach. Für Haider würden diese farbigen Stimmungselemente nicht ausreichen, sie würden zu unwesentlich sein. Seine schaffende künstlerische Kraft ist die Empfindung; das ist mehr als Stimmung, tiefer, formbildender, weiter ins persönliche Leben eingewurzelt. Man kann Haider einen sonderlich deutschen Künstler nennen. Er besitzt eine frühlinghafte, viel mehr lineare als farbige Gabe der Formfindung, ein sozusagen gotisches Naturell, das sich in feinen Zickzacklinien der Landschaften, in spitzigen Wölbungen der baumbesäumten Hügel, in

den Zacken der Waldränder fast wie in ganz dünnen, silhouettierten gotischen Krabben an Strebebögen ausdrückt. Nur fehlt die freie Aufwärtsbewegung. Die welligen Flächen der Landschaften, die Hügel, die mächtigen Felsen z. B. auf dem bekannten Charonbilde sind durch die zackigen scharfen Linien eingefaßt und gespannt, in Enge und Spannung gehalten, die Bildteile sind schmal, fast kulissenhaft hintereinander geordnet, aber lagern sich weit nach den Seiten, bieten wenig satte Ein- und Durchblicke, aber hie und da weite Aus- und Überblicke und langgestreckte Horizonte. Dadurch kommt mit Hilfe der dünnen Modellierung etwas Gedrücktes und Enges, etwas Abweisendes, eine leise Gespanntheit in die Bilder, ein stiller abendlicher Ernst und in den Frühlingsbildern ein leises Träumen. Die Bäume und Felsen nehmen selber geheimnisvolle Formen, verschlossene Gestalten an. Die Natur ist hier nicht mehr Selbstzweck, sie wird Symbol der Empfindung. Auch die Farben sind bei Haider von der gleichen, ernsten und stillverhaltenen Wirkung. Die Naturerscheinungen werden so Reflexe der Seele, die Gewitterstimmungen wollen keine an sich prächtigen Phänomene sein, sondern drücken das Schauern der Naturgeschöpfe aus; die knospenden Bäume im Frühling gleichen den erwachenden Menschenknospen. Auch die Menschenbilder, die Gesichter erhalten durch die Betonung und scharfe Umzeichnung leichtgewellter Wölbungen den Ausdruck des verhaltenen Gefühles, der leisen Gespanntheit, der erwartenden oder entsagenden Empfindung. Es liegt eine stille Gediegenheit in den asketisch mageren Formen der Werke Haiders.

Allerdings wie die Ausdrucksmittel einseitig sind, so ist auch der Gehalt ein begrenzter. Das zeigt sich an manchen Landschaften wie noch mehr an den Menschendarstellungen, und am deutlichsten an manchen Landschaften mit symbolisch dazu in Beziehung gesetzter Staffage, z. B. dem ‚Dante- und Beatrice'bild. Die Magerkeit und zu absichtliche Symbolbeziehung der Formen wirkt nicht selten unfrei und gekünstelt. Die Linien beschränken, statt zu weiten, die Poesie wird zu sehr an die Formen geheftet und dadurch verkleinlicht, die gewollte Beziehung zwischen Mensch und Landschaft zu deutlich gezeigt und dadurch gehemmt, der Ernst zu steif. Doch ist auch dies noch künstlerisch bedeutungsvoller als manche aufgeblähte moderne, malerische Nichtigkeiten, die als etwas erscheinen, bloß weil sie im allgemeinen Strom zu schwimmen verstehen. Haider ist ein Künstler, der zu allen Zeiten seinen Wert behält*.

Und die Stellung dieser beiden malerischen Gegenpole zu einer typischen Höhe der Kunst? Heinrich Zügel ist ganz unmonumental; Elemente malerischer Monumentalität liegen aber in der Fortsetzung seiner Kunst, die allerdings noch kein Schüler aufgegriffen hat, keiner ist überhaupt bis jetzt über den Meister hinausgekommen. In Karl Haiders Kunst liegen kaum entwicklungsfähige monumentale Keime, und doch sind seine Werke nicht ohne echte Größe und den Abglanz von Erhabenheit.

Konrad Weiß.

## Musik

**Hans Pfitzner und sein ‚Armer Heinrich'.** (Zur Straßburger Aufführung.) Die Gewalt der Dinge, der sich der Kluge aus Scheu vor der Trivialität ohne Debatte beugt, bringt es mit sich, daß man aus den Wirkungsstätten der Herren Mottl, Richard Strauß usw. nach Stuttgart, Straßburg oder Wien reisen muß, um ein Werk von Hans Pfitzner zu hören.

Die nächsten Freunde Pfitzners mögen das bedauern. Der ruhigere Beobachter findet es allmählich ganz in der Ordnung; ja, je wahrer seine Verehrung der Pfitznerschen Kunst in tiefem Erkennen wurzelt, desto mehr kann sie ihn über das äußerlich Fatale hemmender Erscheinungen hinweg noch an deren psychologischen Zusammenhängen ungetrübte Freude empfinden lassen. Denn

---

* Bei dieser Gelegenheit sei auf die unlängst im Kunstwartverlag G. D. W. Callwey in München erschienene Haider-Mappe empfehlend hingewiesen, die neben einem mehr poetischen als gehaltvollen Text und 13 Textbildern eine Reihe von Haiders Hauptwerken in 14 großen und sehr gut reproduzierten Einzelblättern enthält. 6 M.

Pfitzner ist der einzige wahrhaft geniale Musikdramatiker seit Wagner, und in seines Wesens Art der aristokratischste Empfinder unter den Lebenden. Sympathie und Antipathie sind gegenüber solchen Erscheinungen nie zufällig.

Die Straßburger Aufführung des ‚Armen Heinrich‘, die der Komponist als Dirigent und Regisseur leitet, stellt dieses Werk in den denkbar würdigsten Rahmen. Es wirkt heute noch genau so neu und elementar wie vor mehr als fünfzehn Jahren, da es der seltsame Mann, kaum der Schulbank des Konservatoriums entwachsen, der entzückten und bestürzten Mitwelt zum erstenmal vorlegte. Das stilistisch Neue, das neben der kühnen Harmonik damals die meisten Rätsel zu raten gab, ist für uns, die wir inzwischen sein reifstes Werk, die ‚Rose‘, kennen gelernt haben, noch klarer geworden. Wie durch ein unbegreifliches Wunder scheinen sich hier die unversöhnlichsten Gegensätze, die die Musikgeschichte kennt, zusammengefunden zu haben; was ein spekulativer Phantast vielleicht träumen konnte, ist durch eine geniale schöpferische Synthese Ereignis geworden: eine von Schumann herkommende musikalische Diktion hat die Kraft und Plastik Wagnerschen Ausdrucks erhalten, während ein unverkennbar von Wagner beeinflußtes Stilelement wiederum von Schumannscher Innerlichkeit geadelt, und von jenen Schlacken des allzu Theatralischen, Demokratischen, Eklatanten gereinigt wurde, wie sie den Werken des Bayreuther Meisters bis zum ‚Lohengrin‘ unverkennbar noch anhaften. So mußte ein junger, Schumann geistesverwandter Musiker von Genie schreiben, für den das Wagnersche Musikdrama kein Problem mehr, sondern eine Erfahrung war. Die tiefe mittelalterliche Legende mit ihrem Reichtum an leidenschaftlichen, rührenden und frommen Zügen war ganz dazu angetan, die in dem jungen Pfitzner schlummernden Werte zu wecken, und er hat die getreue Dichtung Gruns mit einer Welt von aufgepeitschter Verzweiflung, mystischer Inbrunst und visionärer Seligkeit erfüllt. Die überzeugende Kraft, mit der hier die mannigfaltigsten Gefühlsgegensätze gestaltet sind, die absolut musikalische Art, in der sie auseinander herauswachsen, und die Sicherheit, mit der das alles immer noch im Rahmen mittelalterlicher Legendenstimmung knapp zusammengehalten wird, geben einen Begriff davon, was für ein musikalisches Universum der Vierundzwanzigjährige in sich herumgetragen und mit welch stilistischer Kultur er seine reiche Palette auf seinen Gegenstand abgestimmt hat. Gerade diese Stileinheitlichkeit und -treue haben auch die Gegner gefühlt, aber sie haben sie mißverstanden und als Einseitigkeit bezeichnet, was der Triumph höchster künstlerischer Selbstdisziplin war. Hätten sie sich nur die Erzählung Dietrichs im ersten Akt, dieses gedrängte Kompendium Pfitznerscher Frühkunst, genau angesehen! Wie kühn türmen sich da die seltsamsten Harmonien, wie schneidend gellen die Dissonanzen, wenn Dietrich von den Stürmen und Gefahren des Alpenübergangs berichtet! Und wie weit und hoch wölben sich die Bogen der Melodie, wenn wir hören, wie sich vor dem Wandernden zum erstenmal die italische Ebene ausbreitet! Wie glänzen da die Streicher in der Höhe! Wenn der Erzähler den Spruch des Salerner Arztes kündet, wie bäumt sich da nach langem Stocken das Orchester zu starrer Größe auf! Und dann kommt das Kleinod dieser Erzählung, die wundersame Botschaft von der unschuldigen Maid, deren Opfer den Sündigen erlösen kann. Die Pfitznersche Tonsprache nähert sich der Stelle mit jener heiligen Scheu, die vor dem Wunderbaren fast verstummt. Wir hören Klänge von einer beinahe körperlosen mystischen Weihe, die aus dem Halbdunkel mittelalterlicher Dome zu kommen scheinen.

Ich kenne in der ganzen modernen Musik keinen zweiten Fall, in dem sich eine so blühende Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, eine solche Fülle gegensätzlicher Stimmungen und Bilder in so engem Raum zusammengefunden haben.

Und diese Erzählung ist ein Miniaturbild des ganzen Werkes. Man muß es unter Pfitzners Leitung gehört haben, muß mit Darstellern und Orchestermusikern unter dem Banne dieses Mannes gestanden sein,

um es in all' den ihm innewohnenden Schönheiten restlos zu empfinden. Wie er seine Werke dirigiert, wissen wir längst. Daß er aber auch sein bester Regisseur ist, haben wir in Straßburg erfahren. Er hatte die ganze Darstellungsweise auf den Ton schlichter Menschlichkeit gestimmt, und es war bewundernswert, wie Theodor Wilke als Heinrich, Marie Gärtner als Hilde, Ernestine Croissant als Agnes und Wilhelm Wissiak als Arzt seinen Intentionen folgten. Nur der als Sänger so vortreffliche Weil, der für den erkrankten von Manoff die Rolle des Dietrich übernommen hatte, fügte sich darstellerisch nicht recht in das Ensemble ein. Er trug die akademische Pose landläufiger Wagnerdarstellung wie einen weiten, kunstvoll drapierten Theatermantel zur Schau — eine Pilotysche Figur in dem Bild eines mittelalterlichen Meisters. Aus ähnlichen Gesichtspunkten habe ich auch den Prospekt der Frühlingslandschaft im ersten Akt etwas störend empfunden. Nur als Gemälde betrachtet ist er sicherlich gut, aber als bühnenkünstlerisches Ausdrucksmittel entspricht er in seiner peinlichen Ausführlichkeit einer Geschmacksrichtung, der die große Einfachheit, mit der z. B. in der Münchener Inszenierung von ‚Pelleas und Melisande' Wunder gewirkt wurden, noch fremd geblieben ist. Doch das sind schließlich angesichts des überwältigenden Gesamteindrucks der Aufführung nur Kleinigkeiten.

Dr. Alexander Berrsche.

# Unsere Kunstbeilagen

Noch vor wenigen Jahren hätte die Empfänglichkeit für eine so geistige und auch formalistische Kunst, wie sie aus den Bildern von Domenico Theotokópuli, genannt ‚el Greco', spricht, fast ganz gefehlt. Gewiß ist auch heute die Grecoschwärmerei teilweise nur Mode. Trotzdem ist allein die Tatsache, daß ein solcher Künstler überhaupt lebhaftes Interesse finden konnte, ein Beweis, daß sich im modernen Kunstempfinden eine Umwandlung vollzieht. Diese Umwandlung gilt es möglichst auch vom bloß Artistischen weg und auf den tieferen Gehalt hinzulenken und in diesem Sinne wurde in unserem Hauptartikel Greco als ein Problem der modernen Malerei behandelt.

Unser Farbendruck gibt die wichtigste Neuerwerbung Hugo von Tschudis für die Münchener Pinakothek wieder; Tschudi hat damit den spanischen Saal um ein Zugstück, aber auch um ein außerordentlich wertvolles Kunstwerk bereichert. Das Selbstbildnis von Greco ist dem Märzheft 1908 der ‚Monatshefte für Kunstwissenschaft' entnommen, Leipzig, Klinkhardt & Biermann. In den ‚Stätten der Kultur' des gleichen Verlags ist ein Bändchen ‚Toledo' von Max von Boehn erschienen, in dem die wechselvolle Stadtgeschichte kulturgeschichtlich vorgeführt wird.

# Offene Briefe

**An alle Freunde christlicher Kunst.** Wir befürworten die folgende Bitte im Interesse der Sache aufs lebhafteste: Unterzeichneter ist damit betraut, in dem von Reg.-Rat Dr. M. Dreger im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht herauszugebenden Werke über die ‚Religiösen Romantiker Österreichs' die Zusammenstellung der Werke Josef Ritter von Führichs und der Arbeiten über diesen Meister zu verfassen und richtet an alle Freunde christlicher Kunst hierdurch wiederholt die höfliche Bitte, entsprechende Mitteilungen ihm gütigst zukommen zu lassen.

Heinrich von Wörndle, Innsbruck, Kaiser Josef-Straße 1/4.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für **Österreich-Ungarn** Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.**
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.


Princeton University Library
32101 076381217

